Stuttgart, 6. April 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

Oster-Überraschung

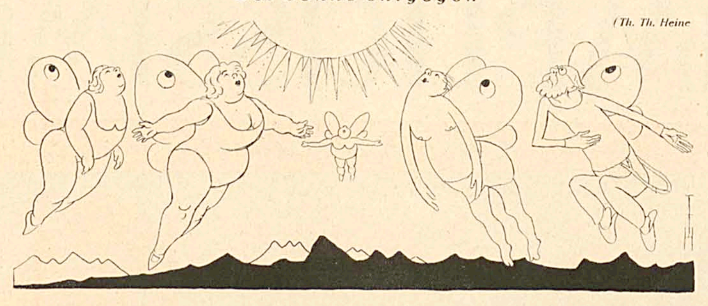
(E. Schilling)



Der rote Osterhase hat das Ei nicht gelegt, er hat nur den schwarzen nicht daran gehindert.

Der Sonne entgegen

(Th. Th. Heine



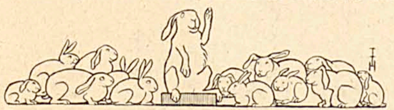
Ostern am ersten Mai / Sowjetrussische Groteske von Valentin Katajew

Der Vorsitzende des kommunistischen Ortskomitees, Kukujew, führte seine Gäste an den prunkvoll gedeckten Ostertisch und rief gutherzig aus: „Darf ich bitten, meine Freunde. Erweisen Sie mir die Gnade. Ich setze Ihnen vor, was Gott mir beschieden hat. Christus ist sozusagen auferstanden!“

„Er ist in Wahrheit auferstanden“, erwiderten die Gäste mit lüsterner Miene, rieben sich die Hände und traten an den Tisch heran.

„Nehmen Sie Platz, Bürger, nehmen Sie Platz“, rief Kukujew aufgeregt, „ich bitte ergebenst. Pawel Wassiljewitsch, was haben Sie denn, mein Lieber? Schenken Sie sich ein wenig Subrowka ein, Sachar Sacharytsch. Einen Schluck Sapekanka gefällig, Sofja Naumowna? Meine Herrschaften, ich empfehle Ihnen ganz besonders, von dem geweihten Kulitschkuchen zu kosten . . . Er ist im Hause gebacken. Aber Mitja, was sitzest du denn da und issest nichts, als wärest du ein Bräutigam! Iß nur, Mitja! Futtre dich heraus. Doch vielleicht will irgend jemand geweihte Eierchen essen? Hier ist ein hübsches grünes, hier ein nettes rotes. Marja Iwanowna und ich haben sie persönlich zur Kirche getragen . . . Christus ist aufer . . .“

In diesem Augenblick ertönte im Vorzimmer die Glocke, und kurz



„Es gibt ein Jenseits, meine Lieben! Ihr werdet auferstehen als Hermelin, als Zobel oder Blaufuchs!“

darauf kam das aufgeregte Töchterchen ins Speisezimmer gelaufen: „Papachen! Dort draußen fragt jemand nach dir.“

„Wer könnte das sein?“ fragte sich Kukujew erstaunt, „es scheinen doch alle versammelt zu sein. Hm . . . Sie entschuldigen, Bürger, ich bin gleich wieder da.“

Mit diesen Worten begab sich Kukujew ins Vorzimmer — und geriet vor Schreck ins Taumeln: vor dem Spiegel stand der Parteigenosse Merinosow in höchsteigener Person und legte gerade seinen Mantel ab.

„Ich komme zu dir zu Besuch, Liebster“, sagte er vergnügt. „Meinen Glückwunsch zum ersten Mai! Ein herrliches Wetter, Bruderherz. Sonne, Gezwitscher, Solidarität. Kehre ich da gerade, verstehst du wohl, von der Demonstration zurück, und es kommt mir der Einfall, den alten Freund Kukujew zu besuchen. Wollte mal sehen, ob er nicht etwa krank sei. Willst du mir nicht ein Gläschen Tee vorsetzen?“

Essigessenz würde ich dir gern vorsetzen, dachte sich Kukujew verdrossen, rief jedoch laut und freudig aus: „Gewiß, ein Gläschen Tee. Dein Besuch erfreut mich sehr. Meinen Glückwunsch zum ersten Mai, wie man jetzt so sagt. In Wahrheit! Zum ersten Mai, zum ersten Glück. Hi, hi . . .“

„Na, Bruderherz, zeig mir mal deine Höhle.“

„Meine Wohnung ist, mußt du wissen, nicht aufgeräumt . . .“

„Unsinn. Alles nur Vorurteile. Führe mich herein, mein Lieber.“

Mit diesen Worten stieß Merinosow die Tür des Speisezimmers weit auf — und erstarrte zur Säule.

„Hm . . .“, sagte er mit bedrohlich finsterer Miene. „Was geht denn bei dir hier vor, mein Lieber? Das scheint ja eine Ostertafel zu sein? Religiöse Vorurteile? Kleinbürgerliche Gäste? Ei, ei! Das hätte ich von dir nicht erwartet, wenn du auch Parteiloser bist!“

„Aber ich bitte Sie, Genosse!“ stammelte Kukujew bleich und aufgeregt. „Das ist doch, Sie verzeihen schon, keine Ostertafel. Das sind doch keine kleinbürgerlichen Gäste. Sie versetzen mich durch derartige Worte geradezu in Erstaunen.“

„Was sollte es denn sonst sein?“

„Dies da? Nun so. Eine kleine . . . hm . . . Versammlung anläßlich des ersten Mai . . . Ein Zirkel sozusagen.“

„Ein Zirkel?“

„Ja, ja . . . Ein Zirkel . . . Ein Zirkel gewissermaßen zum Studium der Qualität der Produktion. He, he . . . Und das hier, Genosse Merinosow, sind lauter Kursteilnehmer.“ Kukujew schlug sich auf die Schenkel und rief freudig: „Ja, ja, ein Zirkel anläßlich des ersten Mai. Zum Studium der Qualität der Produktion.“

Merinosow trat argwöhnisch an den Ostertisch und fragte mit finsterer Miene: „Warum aber sind hier Osterkuchen aufgestellt?“

„Aber ich bitte Sie, Genosse Merinosow! Das sind doch keine Osterkuchen, sondern Muster der staatlichen Konditoreiproduktion. Als Gegenstand der Untersuchung . . .“

„Hm . . . Schon gut. Warum aber steht auf diesem Gegenstand der Untersuchung ein Lämmchen aus Zuckerguß? Was soll das bedeuten?“

„Ein Lämmchen? Wieso denn ein Lämmchen? Ist das etwa ein Lämmchen! Eine nette Geschichte! Wissen Sie, ich habe das in der Eile gar nicht gemerkt. Übrigens ist es kein Lämmchen, sondern das Modell eines turkestanischen Feinwollschafes . . .“

Merinosow setzte sich.

„Darf ich bitten, vielleicht belieben Sie ein Stückchen Schinken zu essen!“

„Warum denn Schinken? Was ist das für ein Zirkel, in dem die Kursteilnehmer mit Schinken bewirtet werden?“

„Aber ich bitte Sie! Warum denn unbedingt ‚bewirtet werden‘? Man bewirtet sie nicht, sondern gibt ihnen den Schinken zur Expertise. Zur Feststellung der Qualität. Wollen Sie nicht zum Beispiel die Qualität dieses Preßkaviars feststellen? Astrachaner Produktion. Exportware. Doch vorher empfehle ich Ihnen ganz besonders, ein Reagensgläschen Subrowka zu analysieren.“

„Das Reagensgläschen möchte ich eigentlich nicht ablehnen“, sagte Merinosow mürrisch.

„Na, sehen Sie, das ist vortrefflich. Und ich werde zur Gesellschaft eine kleine Retorte Ebereschenlikör untersuchen. Auf Ihre Gesundheit! Auf den wirtschaftlichen Aufbau!“

„Auf den wahrhaften Aufbau!“

„Meine Her . . . Genossen. Warum haben Sie denn mit dem Analysieren aufgehört? Nun, Genosse Merinosow, wie finden Sie die Qualität der Subrowka?“

„Eine unschädliche Qualität. Nur scheint mir der Alkoholgehalt dieses Produktes etwas zu gering zu sein. Auch meine ich, daß ein gewisser Prozentsatz von Fuselbeimischung zu merken ist.“

„So nehmen Sie doch eine kleine Probe eingesalzener Pilze zur Analyse. Die vertreiben jeden Fuselgeschmack. Vielleicht untersuchen Sie auch ein Stückchen Spanferkel der landwirtschaftlichen Produktion.“

„Nein, lassen Sie mich schon lieber etwas von der Fischkonserve dort untersuchen.“

„Und für mich rücken Sie mal bitte das Muster der Produktion des staatlichen Sprittrusts herüber. Schenken Sie mir eine kleine Retorte ein. Auf Ihr Wohl . . .“

„Bürger! Warum genieren Sie sich? . . . Analysieren Sie doch das Spanferkel mit Meerrettichtunke! Je ein Meßgläschen der Weinhandelszentrale . . .“

„Ent-schul-di-gung! Was haben Sie denn da auf der Platte? Gefärbte Eier, nicht wahr? Opium fürs Volk? Religiöses Vorurteil?“

„Aber ich bitte Sie! Sind denn Eier ein Vorurteil?“

„Ab . . . aber . . . wa . . . warum sind sie denn bu . . . bunt? Rot, blau, ge . . . gelb und g . . . g . . . grün?“

„Das sind Farbenmuster aus der Produktion des Anilintrusts.“

„Aha! Wenn es sich damit so verhält, dann geben Sie mir mal jenes lila Müsterchen dort. Merci. Auch würde es nichts schaden, noch ein Reagensgläschen des Ebereschenlikörs zu untersuchen. Es scheint mir nämlich, daß es mit Ihrer Pr . . . Pr . . . Produktion etwas So . . . So . . . Sonderbares auf sich hat. Auf Ihr Wohl! Ent-schul-di-gung! Wa . . . warum steht denn hier dieses

Leda brütet Schwaneneier aus.

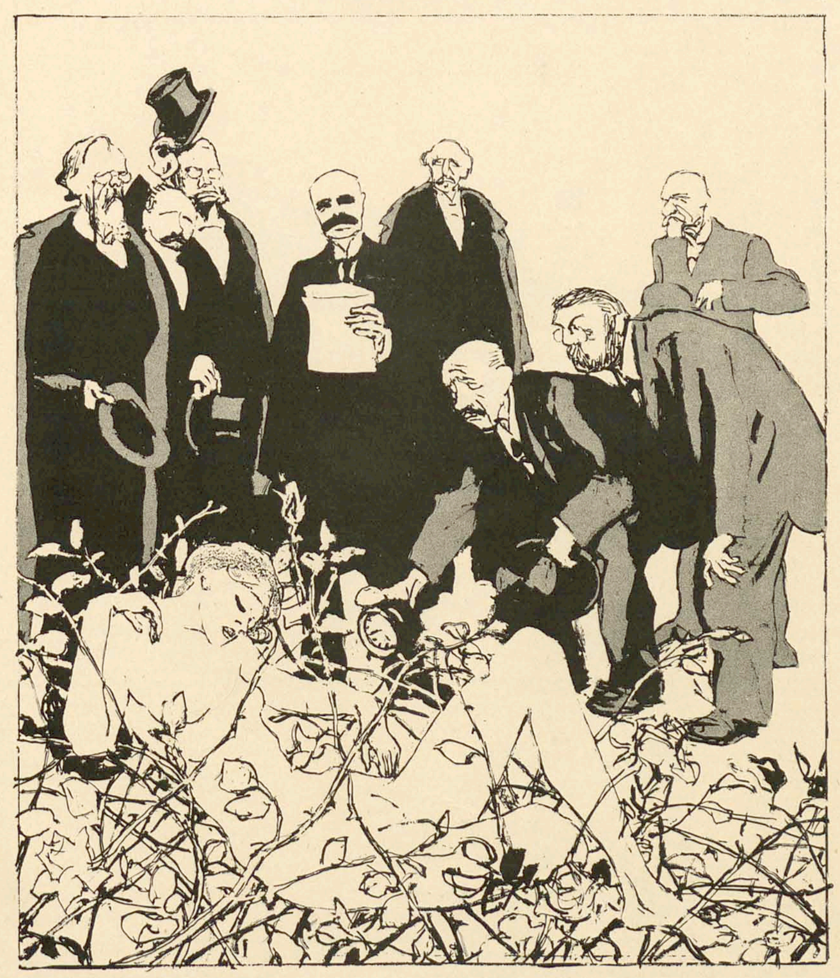
Grünzeug in Gestalt eines kleinen Berges? . . . Religiöse Vorurteile, was?"
„Ein Mustergräschen, Genosse Merinosow. Es ist Klee."
„Ich wünsche, das Mu . . . Mustergräschen zu ana . . . analysieren."
„Aber ich bitte Sie! Wer wird denn Klee analysieren wollen. Das ist doch keine Wurst. Analysieren Sie doch ein Stückchen Kalbsbraten. Ich empfehle es Ihnen. Eine vortreffliche Qualität!"
„Nun . . . so analysieren wir aus diesem Anlaß noch je ein Retörtchen Schnaps."
„Paß auf, Waßja, du hast dich schon tüchtig vollanalysiert! . . ."
„Un . . . sinn! Christus ist auf . . . auferstanden . . . Ein Aufbau in Wahrheit! Es lebe der erste M . . . M . . . Mai!"

Spät am Abend, beim Verlassen der Wohnung Kukujews, hielt sich der Genosse Merinosow im Vorzimmer lange am Kleiderhaken fest und stammelte: „Ich habe d . . . d . . . deinen wahren Kern gleich er . . . er . . . raten, Kukujew. Es ist eigentlich so . . . In Wirklichkeit aber ist es eigentlich wieder so! Ich durchschau dich bi . . . bi . . . bis aufs Ma . . . Ma . . . Mark. Du ha . . . ha . . . hast alle Qualitäten der Pr . . . Pr . . . Produktion im Gedächtnis . . . Hast dir ein ex-per-im-momentales Kabinett eingerichtet! Willst dich wohl verdient ma . . . ma . . . machen? Mach nur so weiter, Bruderherz! Fachleute können wir immer brauchen . . . Hupp! . . ."
Irgendwo in der Ferne dröhnten die Glocken des ersten Mai . . .

(Übertragen von Hans Ruoff)

Gute Prognose

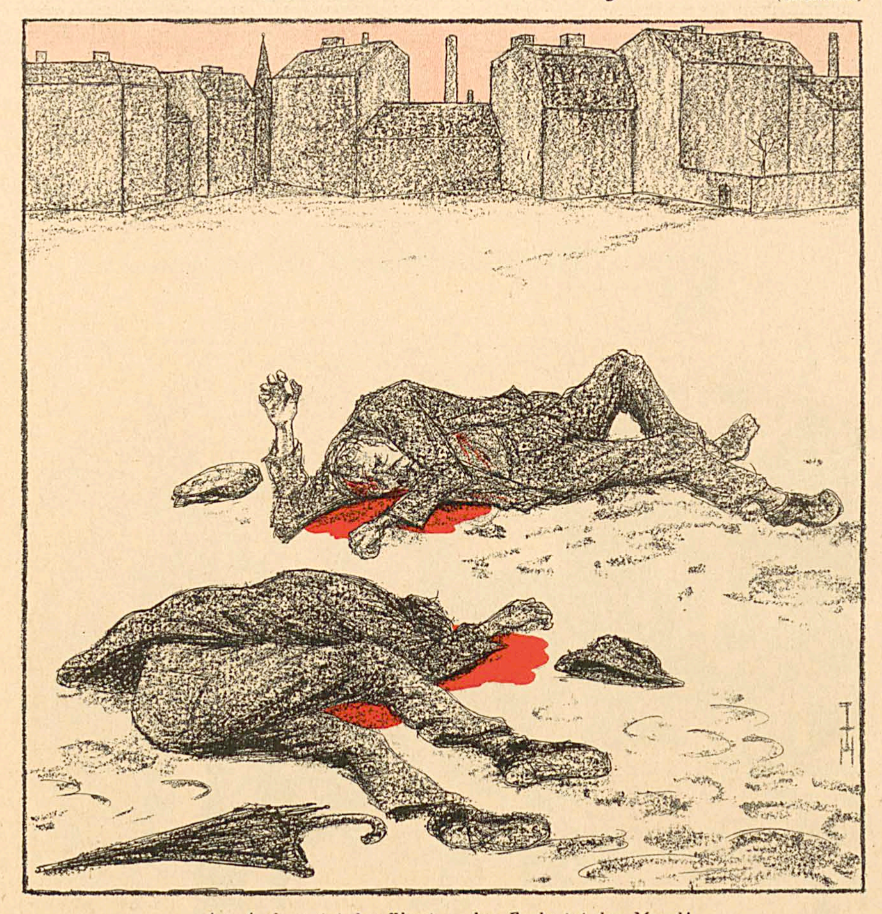
(E. Thöny)



Die Gesellschaft für Konjunkturforschung legt am Dornenlager der deutschen Wirtschaft eine Weckeruhr nieder.

Politische Verhetzung

(Th. Th. Heine)



Am Anfang ist das Wort — das Ende ist der Mord!

Leutnantsglück

Von Peter Scher

Da war ein Leutnant schnieckefein,
der liebte sich so in Deutschland ein,
wie wir zu lieben nicht vermögen,
denn dem steht die Vernunft entgögen
und gar der Zivilistenstand — —
wie weinten sie um den Leutenant:
Vom ollen Seeckt mit dem Monokel,
vom würdigen Reichsgerichtsgerät
bis zu dem letzten Sporengockel
fand jeder, wie so wohl es tät,
daß ach so frische junge Knaben
aus lauter Sorge um unsern Staat
den Heldenpips bekommen haben — —
und Hugenberg rührte den Salat.

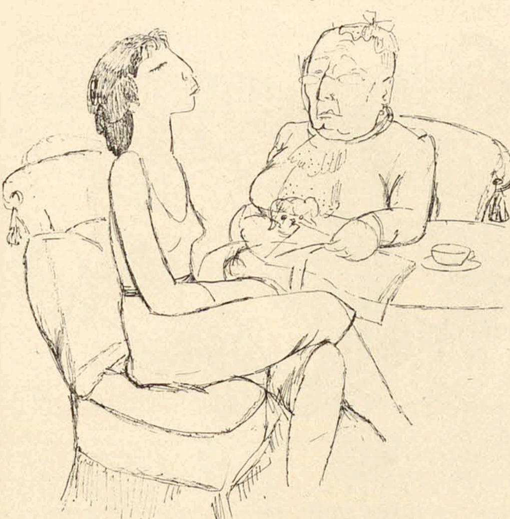
Jedoch der Leutnant — sieh mal da
o köstliche Jugend, o trallala! —
der setzte sich eingespunnterweise
mit Hurra auf das andre Gleise
und las im Marx — o Jesus Christ —
und wurde ganz plötzlich Kommunist;
sein Heldenpips, der nationale,
hielt diesem Vorgang nicht mehr stand — —
und welch ein Kücken entschlupft' der Schale?
Der Internazileutenant.
Und die senilen Alten fungen
zu weinen an und wimmerten blaß:
Nicht mal auf die hysterischen Jungen
ist papaländisch noch Verlaß!

Diagnose

Herr Hitler hat jetzt allerhand Ärger. Da ist die Sache in Hamburg, da ist die Sache in Thüringen; in Braunschweig geht auch nicht alles, wie es soll; da ist die auf Eis kaltgestellte Hundertsieben, da ist der Leutnant Scheringer . . .
Und als er, der teutsche Duce, neulich zu einer Besichtigung schreiten und sich die kriegerische S.-A.-Kappe aufs Langhaupt drücken will — da paßt das Ding nicht mehr! Die Kappe ist zu klein!
Ratlosigkeit der privilegierten völkischen Mützenmacher. Wie ist das nur möglich? Noch vor kurzem saß die dreimal verwünschte Kappe wie angegossen. Und jetzt: Zu klein.
Zuletzt fragten sie in ihrer Not den Hut- und Mützenmacher Isaak Goldstaub um Rat. Ganz heimlich, versteht sich.
„Die Kappe is zu klein?" vergewisserte er sich noch einmal, als sie ihm die ganze traurige Geschichte erzählt hatten.
„Ja. Viel zu klein."
„Und bis vor kurzem hat sie jenem gepaßt?"
„Ja. Wie angegossen."
Isaak Goldstaub versank in tiefes Sinnen. Dann zuckte ein Strahl der Erleuchtung über seine Züge, und er rief: „Nu, guter Gott, wieso kann die Kappe dem Herrn Hitler passen, wo er doch jetzt herumläuft mit so e geschwollenem Kopp!" hs.

Entlastung

(Jeanne Mammen)



„In dem anonymen Brief hier heißt es, daß du dich mit jedem dritten Mann einläßt." „Eine gemeine Verleumdung! – Wer will das schon so genau abgezählt haben!"

Perpetum mobile

Von Walter Kujawski

Mit fünfzehn Jahren.

Weißt du noch, im vergangenen Jahr, Ellen, wie wir in Französisch den blonden Kandidaten mit der Brille hatten? Mein Gott, war der süß. Warum der bloß so verlegen war, als ich mit meinem Poesiealbum bei ihm oben war? Er war zum Küssen! Ich wäre zu allem bereit gewesen. Aber der war ja dumm. Für den gab es bloß die Schule. Schön wütend war ich, wie er mir damals zu den großen Ferien die Zensur mit einem Ungenügend in den Fremdsprachen versaut hat. Ich durfte dann nicht mit nach Helgoland, sondern mußte in der Stadt bleiben. Da habe ich ihn gehaßt. Aber nur diese vier Wochen. Nachher hätte er wieder alles von mir haben können, wenn er nur gewollt hätte. Aber leider. Ob der wohl noch hin und wieder einmal an uns hier denkt?

Mit dreißig Jahren.

Nein, gnädige Frau, daß man sich hier wieder trifft! Die Welt ist doch wirklich ein Dorf! — Jawohl, Herr Geheimrat, in der Tanzstunde habe ich Ihre Frau Gemahlin kennengelernt. Wir waren auch eine Zeitlang im „Wandervogel" zusammen. Ja, ja, schöne alte Jugendzeit! — Gottlob, daß dein Alter einmal weg ist. Wo hast du denn den aufgegabelt? Ach so, reich. Na, das kann man verstehen. Und wie ist es mit dem Herzen? — Na, das erzähle einem andern bei deinem Temperament! Weißt du noch, nach dem Sonnenwendfest auf dem Stadtwall? Donnerwetter, so habe ich keine mehr gehabt, und dabei sagtest du, ich wäre der erste. — Was, morgen fahrt ihr schon weiter? Schade! Na, nicht zu ändern. Kannst du mich in Berlin einmal anrufen? Hier ist meine Nummer. — Jawohl, Herr Geheimrat, es ist zu nett, einmal alte Bekannte wiederzusehen.

Mit fünfundvierzig Jahren.

Mein liebes Kind, das will ich dir sagen, wenn ich noch einmal die Fensterpromenaden des langen Primaners bemerke, dann erzähle ich Papa davon. Du solltest lieber an deine Schularbeiten denken. Gibt es in Französisch wieder ein Ungenügend, dann ist es aus mit der Reise nach Meran. Was heute junge Dinger wie du schon für Flausen im Kopf haben! Du solltest bedenken, daß dein Vater Geheimrat ist, und daß du schon deshalb Verpflichtungen hast. Mit einem kleinen Flirt hat es bei dir noch gut ein, zwei Jahre Zeit. Mir wäre in deinem Alter nie so etwas eingefallen. Da habe ich noch nicht einmal gewußt, daß Mann und Frau verschiedene Wesen sind.

Ballade vom Mittelmann

Von Hans Natonek

Gestatten —:
Mein Name ist Mittelmann,
ich wohne in einer Mittelstadt,
vier Zimmer, Küche, Clo und Bad,
denn ich bin guter Mittelstand.
Wer hat, der hat.
(Denn das ist mein Prinzip.)

Ich bin als Mittelschüler
durchs Klassenziel gerollt,
3b war meine Note,
mehr hab' ich nicht gewollt.
Ich bin kein Lebenshasardeur
Und nehme nie ein ganzes Los,
ich spiele Achtel und nicht mehr,
das Risiko wär' mir zu groß.
(Denn das ist mein Prinzip.)

Ich bin von Kopf bis Fuß
auf Mitte eingestellt,
denn das ist meine Welt
und sonst gar nichts.
Und in der Liebe halt' ich's so:
Was der Mensch muß, das brauch' er!
Ich brannte niemals lichterloh —
nebenbei: schwacher Raucher.
(Denn das ist mein Prinzip.)

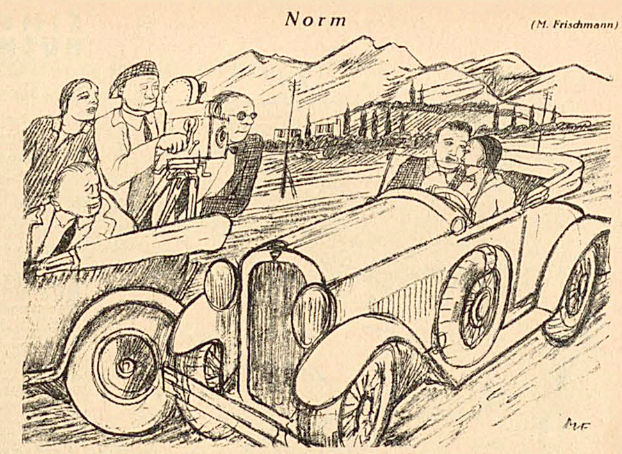
Ich hasse alle Extreme,
denn sie sind schief.
Ich aber bin gerade,
wenn auch nicht grade tief.
Ich liebe die goldnen Schnitte
und bin juste milieu.
Mein Weg führt durch die Mitte
einer bequemen Allee.
Ich bin ein Temperenzler
von mittlerer Statur.
Fürs ganze Leben blieb mir
treu die 3b-Zensur.

Ich hab' mich nie verschwendet,
kam stets mit dem Einsatz heraus.
Und wenn es einmal endet,
dann ist es eben aus.
Dann wird man im Blatte lesen:
Mein Leben ist köstlich gewesen.
Dem Wahlspruch eine Gasse:
Nicht üppig und nicht knapp.
Mit siebzig — zähe Rasse —
im Sarg der 3b-Klasse
geht's durch die Mitte ab.

Denn das ist sein Prinzip.

Norm

(M. Frischmann)



„Noch keenen so feurigen Blick, Fräulein Ria – vor hundert Metern ‚aufkeimende Liebe' ist Sinnlichkeit 'ne Schweinerei!"

Der Affe / Von Maré Stahl

Der Leierkasten und die Trommel lehnten vor der Tür der Budike, über die der Viadukt der Hochbahn hinfloß wie ein tausendfüßiger Lindwurm. Der Mann und der Affe waren in die Budike gegangen, über der ein blaues Schild ein helles Bier anpries und kleine weiße Plakate im Fenster Koks und Korn zu zehn Pfennigen versprachen.

Der Affe war ein kleines trauriges Tier, von der menschlichen Sorte, die in ihrer Häßlichkeit einen Funken innerer Schönheit verborgen hält. Sein Husten verriet Tuberkeln, und seine Hände, die in ihrer edlen Magerkeit den Händen eines vornehmen Hindu glichen, hatte er untergeschlagen in der dekorativen Affenweise, die ein so gutes Modell für Plastiken abgibt.

Er hatte, wie er so auf der Stuhllehne hockte, vollkommen vergessen, daß es die Bestimmung seines Lebens war, possierlich und unterhaltsam zu sein. Er saß versunken da, wie in heiliger Meditation, und gerade die ostentative Stummheit forderte heraus. Es war von jeher der Ärger der Menschen, wenn jemand sich abschließt und für sich ist. Aber die Leute in der Budike waren sich über diese Gefühle nicht klar. Sie wollten nichts weiter, als zeigen, daß sie Tierfreunde seien; sie bemühten sich in der spaßigsten Weise um ihn; aber es war merkwürdig von den Leuten, daß sie ihn nicht in Ruhe ließen, obwohl er krank und abwesend war.

Sie befanden sich mehr oder minder in der Lage des Affen, hatten heimliche Krankheiten: eine zerfressene Lunge, einen schmerzenden Magen, ein halbes Bein. Sie hatten alle die Krankheiten, die man bekommt, wenn man sein ganzes Leben nicht auf sich achten kann, wenn man verdammt ist, in höllischen Dämpfen zu arbeiten, nur einmal am Tage irgend etwas Kaltgewordenes essen darf, oder wenn man von hohen Gerüsten herabfällt, da nicht genügend gesichert sind.

Sie waren ebenfalls verdammt, lustig zu tun, um bei Arbeitgebern einen guten Eindruck zu machen, die nur gesunde Leute brauchen können, Leute, denen die Arbeit Freude macht, nach ihrer Meinung; Leute, die nicht gleich durch Verbissenheit als arbeitsscheue Aufwiegler gebrandmarkt sind.

Draußen blies ein heftiger Wind. Die Straßen waren naß, und die Häuser, die zu großen Schluchten zusammenkrochen, strömten Kälte aus, wie riesige eisige Felsspalten. Die Leute, die stampfend mit nassen Kleidern hereinkamen, brachten die klappernde Tür der Kneipe in schwingende Bewegung, so daß die Ströme von Zugluft über die an den Tischen Kauernden hinblies.

Jedesmal schauerte der kleine Affe und kroch mehr in sich zusammen. Trotzdem warf er sehnsüchtige Blicke durch die Tür in den Himmel, der blau mit grauen Wolkenfetzen gleich über dem tausendfüßigen Wurm der Hochbahn begann. Das dumme Tier hatte schon vergessen, daß es draußen so jämmerlich fror, es sah nur den Himmel, durch den jetzt ein Bündel von Lichtstrahlen schoß. Die Sonne erbarmte sich über das trostlose Bild und brachte es wirklich dazu, daß für einen Moment Heiterkeit und Schönheit über der Straßenschlucht lag. In den Augen des Äffchens weckte sie einen Widerschein. Auch die Gäste wurden fröhlicher. Sie wandten sich wieder mit ihren Scherzen zu dem kleinen Tier, das zitternd hinausspähte.

„Ich will ihm was spendieren", schlug einer vor. „Gustav, einen Koks, das ist gut gegen die Kälte." Er schlug dem Affen mit der Hand auf die Schulter wie einem Kameraden.

Der Affe wandte sich mit fletschenden Zähnen ab, als man ihm den Rum unter die Nase hielt; auch die schnapsgetränkten Zuckerstückchen erregten seinen Abscheu.

Da ergriff ihn der Mann, der den Schnaps bestellt hatte, mit ärgerlichem Lachen am Halse, sperrte mit einem festen Ruck das kleine Maul auf und goß die Flüssigkeit hinein.

Das Tier blieb einen Moment regungslos vor Schreck. Das scharfe Getränk verbrannte ihm die Kehle, Tränen quollen aus seinen Augen, und er begann zu schreien wie ein kleines leidendes Kind.

Der Leiermann schob die lachenden Leute aufgeregt beiseite und wollte sein Tier an sich nehmen; er schimpfte und fluchte, daß sie es umbringen würden. Halb war es Mitleid, halb Angst um den Erwerb, der mit der Existenz des Affen verbunden war.

Aber nun begann der Alkohol zu wirken. Das Äffchen tanzte wie besessen herum und war nicht zu fangen; die Leute umstanden es im Kreise und schlugen sich auf die Knie. „Siehste woll", schrien sie, „das hat ihm gefehlt! Nun hat er doch wieder Lebensmut bekommen, so ein Säufer."

Der Affe sprang hoch und höher. Die Leute hatten recht, vielleicht war ihm wirklich einen Moment ganz wohl und warm geworden. Als eben wieder die Tür in Schwingungen geriet und ein neuer Gast hereintrat, fuhr er ihm zwischen den Beinen durch und aus dem Hause.

Die Leute waren ganz baff. Sie stürzten mit Hallo hinter ihm her und wollten ihn greifen; aber er hatte sich schon auf den nächsten Laternenpfahl geschwungen, war daran in die Höhe geklettert und stand mit einem Sprung auf den Geleisen der Hochbahn.

Nun gerieten die Leute in Angst; sie fingen an nach Leitern zu schreien und nach der Feuerwehr. Der Leierkastenmann stand mit ausgebreiteten Armen da, wie der tragische Held in einem antiken Drama. Er bat und flehte den Affen an, herunterzukommen. Aber der hörte nicht. Er weidete sich an der Ratlosigkeit der Menschen dort unten. Er hatte einige vergnügte und selige Augenblicke, ehe die tückische rot und gelb gefleckte Schlange der Hochbahn um die Ecke züngelte und sich über ihn warf.

L'art pour l'art

Es tut so sehr wohl, Mäzene auch in unserer Zeit zu wissen. In einer (als entgeltlich gekennzeichneten) Notiz vermitteln uns die „Wiener Neuesten Nachrichten" am 8. März 1931 die Bekanntschaft solch eines Mäzens, und zwar — sieh da, sieh da! — der I. G. Farbenindustrie:

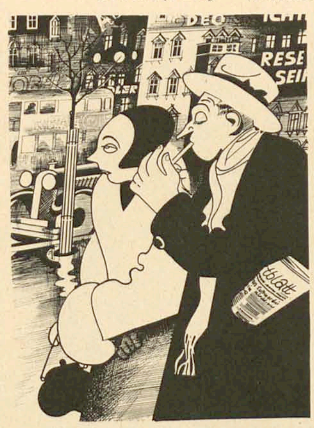
„Aspirin und Umbau der Bruckner-Orgel. — Daß ein Heilmittel wie Aspirintabletten nicht nur Kranken, sondern auch anderen edlen Zwecken hilft, zeigt folgende Begebenheit: Frau Direktor Maria Fellöcker Lelaut, Seewalchen am Attersee, gebraucht Aspirintabletten seit Jahren als unentbehrliches Mittel gegen Schmerzzustände aller Art. In dankbarer Anerkennung der Vorzüge von Aspirin gegenüber den in letzter Zeit auftauchenden Ersatzprodukten, übersandte sie der Herstellerfirma I. G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft, Leverkusen am Rhein, nachstehendes Gedicht:

Von Dankbarkeit geleitet, möchte ich Ihnen sagen,
daß Aspirin uns unentbehrlich ist.
So manches wird von mir sehr schlecht ertragen,
Ihr Aspirin hat immer nur genützt.
Bei Rheuma, Husten und Katarrh,
unlängst bei schwerem Gichtanfall,
wo wieder Aspirin es war,
das schnell mir linderte die Qual.
Im Auto, wenn bei eisigem Wind,
trotz Decken, Pelz und Wärmekissen
mich fröstelt, — o dann nur geschwind
ein Aspirin. Den Ofen läßt es mich nicht missen.
Ja, wer mit hellem Blick begabt durchs Leben geht,
die Dinge kritisch prüfet und vergleicht,
der weiß, daß Bayers Aspirin am höchsten steht,
ein Mittel, unbezahlbar, ja wirklich unerreicht.

Gleichzeitig richtete die Autorin des Gedichtes an die Firma die Bitte, als Honorar einen Beitrag für den Umbau der Bruckner-Orgel im Augustiner-Chorherren-Stift Sankt Florian zu spenden. Dieser Wunsch wurde in großzügiger Weise erfüllt, so daß die Aspirintabletten an einer pietätvollen Ehrung des großen österreichischen Kirchenkomponisten und Symphonikers ihren Anteil haben . . . Anton Bruckner, der wie so viele andere Züge auch die österreichische Bescheidenheit mit Franz Schubert teilte, Anton Bruckner, der als einziger von den bedeutenden Komponisten erst nach seinem fünfzigsten Lebensjahre von der Welt anerkannt wurde, verdient wahrhaft, auch auf diese Weise geehrt zu werden."

Wie wahr! Wie groß! Und auch — wie erhebend! Denn hier hat das vielgeschmähte Wort „l'art pour l'art" neuen und vollen Klang bekommen: Kunst wirkt für Kunst; Frau Direktor Maria Fellöcker Lelaut dichtete, und die Glut ihrer Verse brachte die Bruckner-Orgel zum Tönen. Durch Vermittlung der I. G. Farben, deren geschmackvoller Werbeabteilung die Welt solch beglückendes Erleben der gewaltigen Wirkungen wahren Künstlertums verdankt. Die Redaktion des „Simplicissimus" will noch ein übriges tun. Sie schlägt der I. G. vor, den für den eben erfolgten Wiederabdruck ihrer Anzeige üblichen Betrag für die Errichtung eines Frau-Direktor-Maria-Fellöcker-Lelaut-Denkmals zu spenden. Und die Redaktion hofft, auch dieser Wunsch werde in großzügiger Weise erfüllt werden, so daß die Aspirintabletten an einer pietätvollen Ehrung der großen österreichischen Lyrikerin und Aspirinverbraucherin ihren Anteil haben. Kat.

Anmaßung *(Karl Holtz)*



„Haben Sie gehört, lieber Freund, die Kommunisten verlangen mal wieder die Abschaffung des Paragraph 218?" — „Unjlaublich! Diese Schweine wollen also ooch noch die letzten heiligsten Vorrechte der besitzenden Klassen an sich reißen!"

Frommer Osterwunsch

Von Max Kolpe

Was soll man über Feiertage schreiben?
Es ist doch immerzu das gleiche Lied,
wie mit Verwandten; man bittet sie zu bleiben,
obwohl man froh ist, wenn man sie nicht sieht.

Man feiert nicht aus Lust am Feiern.
Man feiert einfach nur aus Tradition.
Und diese Tradition besteht aus Eiern,
Hasen und Bäumen und etwas Religion.

Nun, ich persönlich habe nichts dagegen,
daß es noch Leute, die dran glauben, gibt,
daß Hühner plötzlich Schokoladeneier legen,
die man dann Hasen in die Schuhe schiebt.

Aber daß Leute, die sich sonst nur hassen,
sich plötzlich lieben und beschenken noch dazu,
und daß sie sich das nur gefallen lassen,
weil Feiertag ist, läßt mir keine Ruh'.

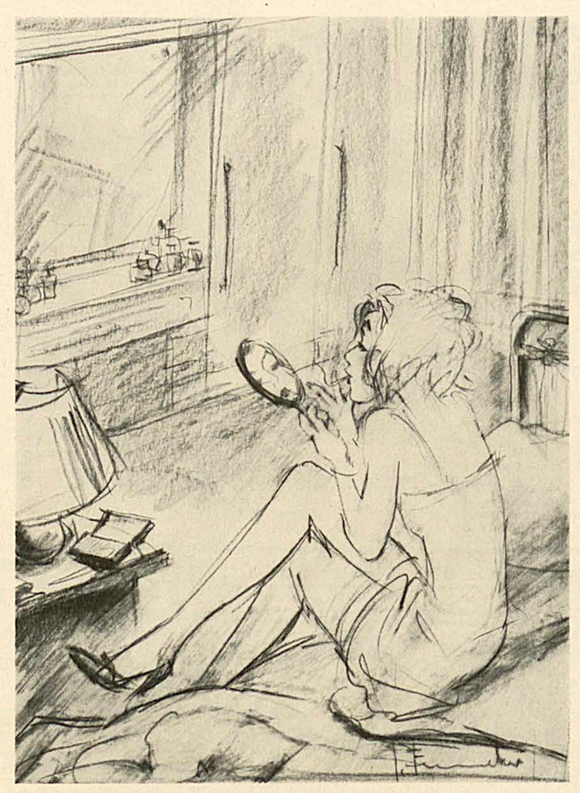
Und diese Sitte gleich viermal im Jahre,
zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, zum Neuen Jahr.
Das ist zuviel, ja selbst, wenn ich erfahre,
wie groß der Umsatz in Geschenkartikeln war.

Ich bin dafür, ein Einheitsfest zu feiern!
Und jeder soll es feiern, wann er will.
Nehmt einen Pfingstbaum, hängt ihn voll mit Eiern,
singt froh „O Tannebaum!" und ruft „Prost Neujahr!" im April!!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen, Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Dilemma

(J. Fennecker)



„So ist es eben: schminkt man sich auf ‚erfahren', dann werden die Männer gleich frech, und schminkt man sich auf ‚unschuldig', dann wagen die Dussel überhaupt nichts mehr."

Die Meinung des Herrn Gagumm / Von Kurt Miethke

Ich treffe Herrn Gagumm.
Herr Gagumm ist ein frommer Mann, aber Herr Gagumm ist auch, Gott soll mir helfen, ein komischer Mann.
Er gehört einer religiösen Sekte an und glaubt fanatisch, was sein Sonntagsblättchen schreibt.
Herr Gagumm sieht mich und schießt auf mich zu.
„Na, neunzehnhunderdvierunddreiß'ch", sagt er.
„Was ist denn da los?"
„Da gehds los."
„Was denn?"
„Na, Sie werden's schon sähn. Da gehds los."
„Erklären Sie sich doch deutlicher."
„Da gommdr."
„Wer denn?"
„Der mid dem feurichen Schwerd."
„Wer ist denn das?"
„Gabrijeel! Der Ärzengel! Jjjja, mein Lieber, da werden Sie sich awr umguggn."
„So, so."
„Jjjja, da brauchen Sie gar nich zu lachen, das schdehd mal fesd, daß der da gommd. Da gönnense Gifd drauf nehmen, daß der gommd. Mid dem feurichen Schwerd."
„Woher wissen Sie das so genau?"
„Der Wissende weiß eben solje Dinge. Da gibds gar nischd dran zu waggln, das schdehd fesd. Das schdehd in der Offenbarunk drin, glibb und glar, mr muß es bloß zu läsn verschdehn. Ja."
Ich räuspere mich zweideutig.
„Sind Sie denn auch vorbereided?" fragt er mich.
„Wie meinen Sie das?"
„Na, dasse nachher nich üwerraschd sind von dem Schdurm aus den Wolgn?"
„Na, nun weiß ich's ja."
„Das nüdzd nischd. Da müssnse vorbereided sein, das hilfd gar nischd. Na, wardnses man ab, neunzehnhunderdvierunddreiß'ch, da is der russische Fünfjahresblan zu Ende, da beginnd die neue Ära, da waggld die Wand."
„Ja, was kann man denn dagegen tun?"
„Läsn müssnse. Läsnse in der Offenbarunk, da schdehd alles drin. Oder läsnse Daniel. Daniel! Das war ä Gerrl! Das war noch wirglich ä Mann, da bin ich Ihnen awr gud drfor. Da gönnen Ihre ganzen modernen Größen nich dran dibbn — Ihr Gerhard Haubdmann oder Adolf Hidler oder Boänggarree! Die gönnen alle midnander dem Daniel nich das Wassr reichen, sähnse."
„Na, wieso denn?"
„Wenn ich's Ihnen doch saache! Das war eben 'ne Bersönlichgeid. Der war alles, alles war der. Der war Schdaadsmann und Brofeed, alles zusammen, awr alles bigo bello — und was der noch alles war! Da gönnen die ganzen Berliner Brominenden von heutzudaache einbaggn, der schdeggd die ganze Blase in die Dasche."
„Soso", sage ich, um abzulenken, „na, und wie geht denn das Geschäft?"
„Wie 's Geschäfd gehd? Das schdehd auch drin im Daniel, das gönnen Sie alles da drin nachläsn. Awr freilich, mr musses bloß zu läsn vrschdehn. Der had die ganze Wirdschafdsgriese vorausgesähn, da gönnen Sie awr auf der Schdelle Gifd drauf nehmen . . ."
Ich gebe Herrn Gagumm die Hand: „Ich muß jetzt fort, zu einer Verabredung, auf Wiedersehen!"
„Auf Wiedrsähn! Und bereidn Sie sich hibsch vor auf die neue Ära. Ich freue mich immer, wenn ich Sie dreffe. Da gammr doch immer noch mal ein erbauliches Geschbräch führen . . ."

Paranoia

„Sie gefallen mir maßlos, mein Herr", stöhnte die ungewöhnlich reizvolle Irene glimmenden Blicks. „Maßlos! Ich weiß nicht, wie es kam: Gleich als ich Sie erblickte, wurde ich plötzlich schwermutübermannt. Ich hätte jauchzen mögen, ich hätte schluchzen mögen, ich hätte — — —, ach!! Noch nie habe ich so zu einem Mann gesprochen. Das elementare Gefühl schwemmt alle Bedenken hinweg und alle Hemmungen. Bitte, ach bitte, kommen Sie heut abend zu mir, um acht, zum Tee, ganz bestimmt, ja? — — — in mein schmachtendlilafarbenes Boudoir . . ."
Konradin entgegnete: „Ihre Worte wühlen mein Innerstes auf, unfaßbar schöne Frau! Oh! Oooh! Ich war auf den ersten Blick erschüttert von Ihrer Lieblichkeit und empfand nur das eine: Kismet. Mit hunderttausend Freuden würde ich Ihrer beglückenden Einladung Folge leisten, wenn nicht die ethischen Grundsätze, die mir eine sittenstrenge Erziehung eingehämmert hat, mich schmerzlicherweise zwingen würden, — — —"
Da tauchten aber auch schon die beiden Irrenwärter auf und fingen ihn wieder ein . . .

H. Rewald

Osterbetrachtungen

In jedem Blatt, das auf sich hält,
macht heute gegen Honorar
ein bess'rer Theolog der Welt
den sogenannten Standpunkt klar.

Wer sein Gehalt vom Staate hat
und pensionsberechtigt ist,
erzeugt fast spielend den Salat,
den man als Fölljeton genießt.

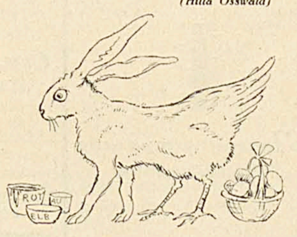
Historisch hebt es meistens an.
Zitate folgen allemal.
Dann kommt was Soziales dran.
Zum Schlusse schwänzelt die Moral.

Der Leser nimmt's begierig her
und macht gern Gebrauch davon,
wenn das Papier nicht brüchig wär',
so brüchig wie das Fölljeton.

Dr. Owlglaß

Der Osterhase

(Hilla Osswald)



Der neue Klassiker

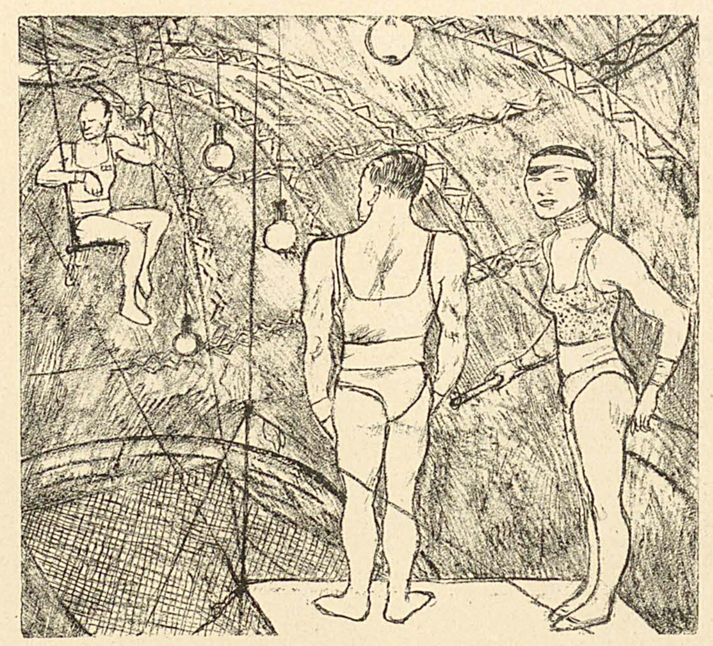
(Wilhelm Schulz)



„Laßt mich aus, Kinder, auf dem Postament ist für meine Schuhe doch kein Platz mehr!"

Konkurrenz

(M. Frischmann)



„Det sind so Zeiten! Wenn's schon bei jeder politischen Versammlung 'n paar Schädelbrüche jibt, haben wir dem Publikum natürlich keene Sensationen mehr zu bieten!"

Klawuttke meckert sich eins

Na, wat sarense nu zu Scheringern? Doll — wat? Erst treibta't so doll mit die Nazis, det selbst det Reichsjericht, wo doch sonst jar nich so is, ihm vaknackt, und detse'n missen raushängen aus de Reichswehr —: und nu issa Kommuniste jeworn! Passense obacht: det jeht noch mit ville so von die sechs Septemba-Milljonen — obse't jloom oda nich! Und denn sind die Schwerindustrijellen aba Neese! Denn hamse for ihr teiret Jeld, wat se Hitlan jejem ham, Kommunisten azeucht! Da mißt ick lachen. Oft denk ick ma, die wären een bißken doof — — — Wo se doch jetzt selba sind nach Moskau jefahn und wolln die Brida nun mit Maschin'n und so beliefan — dieselben Brida, jejen die se doch die Nazis uffjepäppelt ham — — — Nun bin'ck nur jespannt, obse sich nu selba wejen Hochvarat wern anzeijen. Aba die Leite in Moskau find ick ooch komisch: da jemse die Schwerindustrijellen ihrn Zasta — und die jem ihn weita an Hitla — und der jibten an die Sturmtrupps, damitse die Kommunisten vadreschen! Oda jloomse, nun muß Hitla ooch Kommunist wern? Meechlich is allens. Nur det die Leite noch mal vanünftich wern, det is nich meechlich. Ausjeschlossen. Aba dafor is' nu wieda meechlich, wat friha nich meechlich jewesen wär —: det die Schupo een preiß'schen Prinzen eens mit Jummiknippel uff'n Deez jibt. Det wär 1914 nich meechlich jewesen — wie? Und nu hamse Aujust Willem in Könichsberch jlatt eene iba'n Kohlrabi jezogen. Und den Dr. Joebbels ooch. Is ja janz jut, wenn die Leite det Lem ooch mal von die miese Seite kenn'n lernen. Eens bejreife ick aba nich, nämlich wie die Pollezei vor'n Krieje den Vakehr hat rejeln könn'n?! Wo't doch damals noch jar keene Jummiknippel jab! Heitzutare wär doch det innenpolit'sche Lem ohne Jummiknippel jar nich vorstellbar — is nich so?

Warnse ooch uff die Kochkunstausstellung? Jotte, war det een Jedrängle! Ick war so scharf uff een Kartoffelpuffa von Paule Jraetz — aba da war nischt zu machen. Tja, nu ham wa also jlicklich ooch noch die Ritta von'n „joldenen Quirl". Wat et so allens jibt. Und dabei heeßt et, in die Republik sind Orden und Ehrenzeichen abjeschafft! Wenn ick schon heere „Republik", denn muß ick lachen!

Da hamse't nu wieda mit den § 218. Als wenn nich jenuch Kinda da wärn, die nischt zu fressen ham. Aba for den Staatsanwalt ist Jesetz nu mal Jesetz, und wenn da janze Schnee vabrennt. Bloß mit'n § 175 nimmta't nich so jenau. Obwohl uff den Weje doch ooch keene Kinda azeucht wern. Und obwohl et in Barlin immahin eene janze Masse Lokale jibt, wo een Staatsanwalt Jrund zu'n Einjreifen jenuch hätte. Und det schädicht ooch unsa Ansehn in'n Auslande. Aba von mir aus soll jeda nach seine Fassong selich wern — aba denn sollense bei die altjewohnte Fassong ooch nich ruppich vorjehn. Sare ick.

Und wissense, worieba ick mir ooch wundre? Nich? Denn frare ick Ihnen: ham ma ville Arbeetslose oder nich? Na, wat denn! Sollte ma nu nich annehm', det sich alle uff een jutet fettet Pöstken nur so stirzen, wo eens frei wird? Wie?! Is det Barliner Obabirjameesta-Pöstken keen fettet Pöstken? Aba da will keena ran — — — Darieba wundre ick mir. Zum Schluß wernse doch Sarasanin nehm' missen. Oda Tschäpplien. Wenn der unsre Finanzen so mänätschte, wie a sein' Film „Ssittileits" mänätscht, denn käm Schwung in den Laden! Jloomse nich? Der hat Sinn for Humor und ooch for't Jeschäftliche — det wär unsa Mann. Schade, det a zu teia is. Aba schließlich is ja ejaal. Wo't so lange janz ohne jejangen is, wird's ooch mit een'n jehn, wo nich ville mehr is wie ohne. Det is so wie mit die Aufsichtsräte bei die Aksjenjesellschaften —: ohne jing's

Wohin?

Woronoffs Pulse schlagen bang.
Er steht vor dem Fallissemang
und muß nun alle seine Affen
verkitschen und beiseite schaffen,
weil deren Drüsentransplantat
nicht wunschgemäß entsprochen hat
und Greise, die nach Wonnen gierten,
im Handumdrehn rezidivierten.

Die ziehn jetzt eine saure Miene
zur Mode „Endokrinoline",
zumal ja grade Frühling ist,
wo man, was fehlt, besonders mißt.

Doch abgesehen von den Greisen –
wohin soll man die Affen weisen,
die – das weiß schließlich jedes Kind –
gelehrig und possierlich sind?

Dies ist die große Frage jetzt.
Denn wo man anklopft, heißt's: besetzt!

Da fällt mir etwas ein zum Glücke:
im Reichstag klafft doch eine Lücke,
wo Goebbels mit den Seinen saß . . .

Mir scheint, hier machten sie viel Spaß.

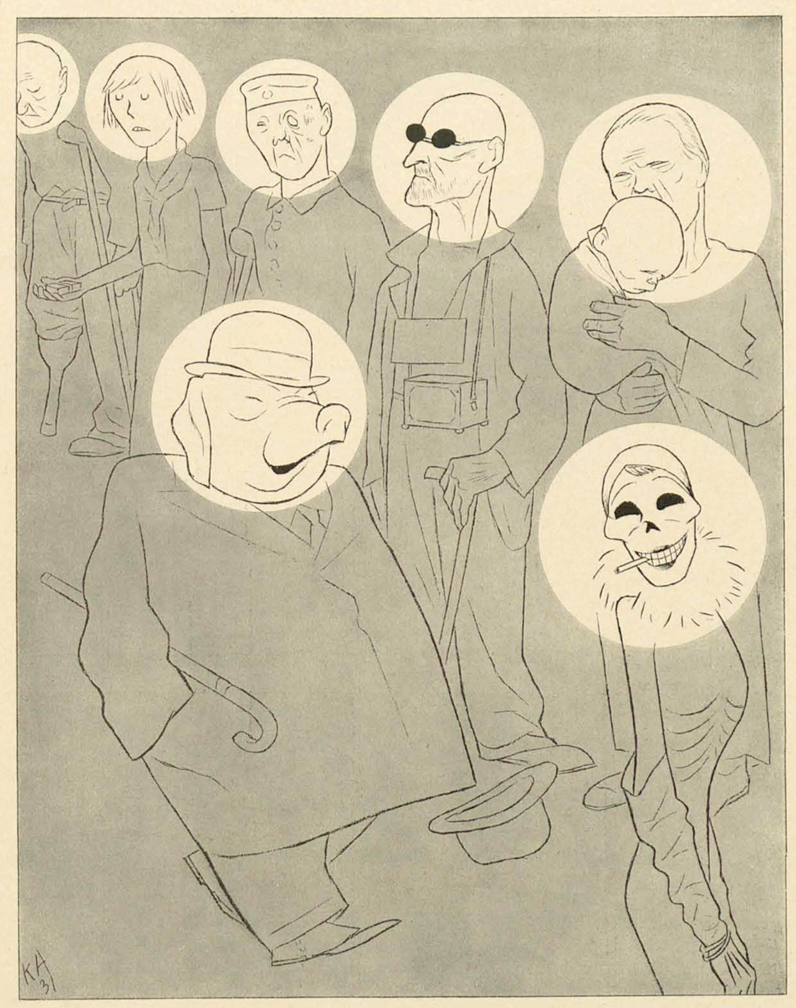
Ratatöskr

ooch. Aba denn jäb's keene reichen Leite mehr, die det koofen könn'n, wat die Aksjenjesellschaften produziern — vastehnse? Oda jloomse, ohne Reichstaach jing's nich? Aba denn jäb's noch mehr Pleiten bei die Vajnijungs-Industrie. So jreift eens in't andere. Da muß ick lachen! Aba so is det nun mal. Is allens wie bei'n Sechstare-Rennen: die Leite wolln wat sehn for ihr Jeld — und pfeifen, wenn nischt jeschieht — und wenn wat jeschieht, jloomse, et jeschieht wat — aba wat jeschieht, is doch bloß Schiebung — und in Wirklichkeit jeschieht jar nischt! Denn wat is jeschehn, bei Licht besehn? Die een'n ham Jeld vadient, und die andern ham et ausjejem. Die een'n ham sich abjeschtrampelt, und die andern ham zujesehn — und zum Schluß sindse alle mide und kaputt. So is det Lem. Da muß ick lachen!

Kaki

Lichter der Großstadt

(Karl Arnold)



Ich bin ja heut so glücklich, so glücklich, so glücklich. Ich könnt' vor Glück zerspringen, zerspringen, zerspringen
Ich fühl' mich augenblicklich so glücklich wie noch nie. Und möchte ewig singen die eine Melodie:
Lalala, Kinder, ich bin so froh!
Tralala, wär' es doch nur immer so!

(Der neueste Schlager von Berlin)

Sieben Innenminister kämpfen gegen die Gottlosen

(Olaf Gulbransson)



„Gott, respektive Mir sei Dank! Wenn Mich die Allmacht von sieben Ministern beschirmt, kann Mir ja nichts passieren!"

Stuttgart, 13. April 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

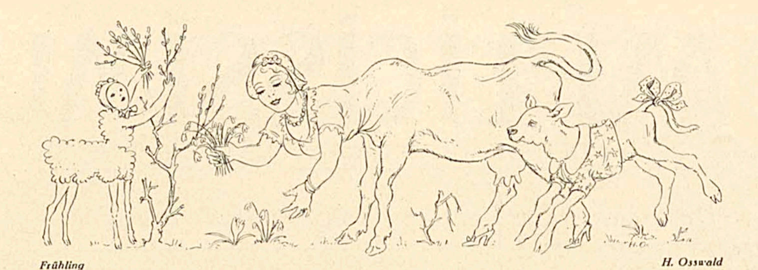
Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Deutsch-österreichisches Zoll-Frühlings-Erwachen

(Wilhelm Schulz)



„Wer hat euch denn das erlaubt? — Daß mir da nur nichts passiert!"



Frühling — H. Osswald

Pan-Europa-Komödie / Von Karl Kinndt

Man darf drüber reden und drüber schreiben,
aber aktives Handeln erregt Skandal —:
als unantastbares Ideal
muß „Pan-Europa" erhalten bleiben!

Die Presse freut's und den Völkerbund,
wenn sie uns mit „Abrüstungs-Pakten" bescheißen —
aber einfach Zollmauern niederreißen
ist Frieden störend und ungesund!

Und so was dann auch noch so rasch zu machen
und ehe jeder erst seinen Senf
dazu geben konnte im heiligen Genf —:
das muß ja die heftigste Wut entfachen!

Wenn Pan-Europa verwirklicht wäre,
was würde dann aus dem Völkerbunde?
Besinnt euch und kuscht in zwölfter Stunde:
hier geht's um die diplomatische Ehre!

Pygmalion bei 100 km in der Stunde / Von Franz Pühringer

Der Dichter war selber schuld. Er hätte bürgerlicher zu leben vermocht, wenn er sparsamer gewesen wäre, und er hätte des anderen Glücks teilhaftig sein können, wenn er sich im entscheidenden Augenblick nicht doch wieder davor gescheut hätte, einmal wirklich den letzten Groschen hinauszuwerfen. Er hatte also keine Ursache, mit jemanden zu hadern, und wenn er sich einmal in Mantel und Hut vor den Spiegel stellte und wartete, bis er — das Zimmer war ja den ganzen Winter über ungeheizt — friere, so war das eine Geschmacklosigkeit, die nur von der, sie sich auch noch selbstquälerisch vorzuwerfen, übertroffen wurde.
Einmal kam er heim, und da fiel ihm die Kälte im Zimmer so ausdrücklich auf, daß er sich fragte, wie denn das käme, ob es denn draußen wärmer sei, und er das Fenster öffnete. Richtig, da ging es direkt lau herein. So entdeckte er, daß es Frühling zu werden begann. Draußen hätte er dies übersehen, auch wenn längst alle Bäume in voller Blüte gestanden wären. „Also es ist Frühling", sagte er sich, und er sagte es laut; warum, wußte er nicht. Dann ging er fort. Vor die Stadt hinaus, wo es um diese Zeit so aussah wie auf dem Wandbild aus dem Schulbücherverlag von Pichlers Witwe und Sohn, Wien, an Hand dessen ihm seinerzeit in der Schule der Frühling erklärt worden war. Über dieses Bild führte der einzige Weg zum Erleben dieser Jahreszeit, der ihm noch geblieben war. Alle anderen waren verschüttet und verkalkt, versiegt. Ach, äch, scheußlich, eklig, pfui Teufel!
Die Stadt lag schon weit hinter ihm; er dachte an nichts anderes als an dieses Bild, und ganz leise begannen sich denn auch wirklich all die Dinge, die damit zusammenhingen, einzufinden. Die Seite im Lesebuch, die man damals gerade behandelte, die Hausaufgabe, die als anschließende Übung gemacht werden mußte, die Spielgefährten, die einen draußen schon erwarteten, wenn man mit der Arbeit fertig war, und was hierauf gespielt wurde. Und die Spiele der Kinder sind so eng an die Möglichkeiten der Jahreszeiten angepaßt, daß letztere nirgends so lebendig sind als eben in ihnen.
Auf einem kleinen Seitenweg stolperte er so unglücklich über eine Baumwurzel, daß er sich den Fuß verstauchte. Es schmerzte toll; kaum daß er humpeln konnte, und dabei war er zwei Stunden von der Stadt entfernt. Wie lange er schon brauchte, bloß wieder auf die Reichsstraße zu kommen!
Chchcht klmmm — Gerade noch, daß er umgestoßen wurde. Aber die Bremsen des mindestens im Hundertkilometertempo in der Kurve gelegenen Wagens funktionierten göttlich, sonst wäre er eine Leiche gewesen. Er blieb aus einem nicht ganz geklärten Grund einen Augenblick reglos liegen; es war merkwürdigerweise eigentlich nicht so sehr Schreck, als eher ein in sich hinein Horchen: was ist dir alles gebrochen worden? Aber schon beugte sich eine Frau über ihn herab, und die war so unwahrscheinlich schön, daß er glaubte, sich aus einer Agonie reißen zu müssen, und darüber zu Tode erschrocken hochfuhr. Dann lächelte er, wie auf seinen Hasenfußgedanken ertappt, fatal und sagte verlegen: „Küß die Hand!"
Die Chaussee blickte unter den Pneus hinweg. „Haben Sie sehr Schmerzen?" fragte Sonja (so saudumm und unzutreffend hatte er sie bei sich genannt) nach einer Weile. „Ach nein, keine Spur", lächelte er und knirschte dabei künstlich mit den Zähnen, daß es so aussehe, als hätte er doch welche und verleugne sie nur aus Männlichkeit. Die Chaussee blitzte unter den Pneus hinweg.
Auf einmal lachte der Dichter auf. „Nun?" fragte sie. „Mir ist eben eine tolle Idee gekommen", antwortete er. „Eine tolle Idee. Und ich bin entschlossen, endlich einmal aus mir morschem Gefängnis auszubrechen. Fahren Sie bitte langsamer, erstens damit wir nicht so rasch am Ziel sind, zweitens damit Sie mir einen Teil Ihrer Aufmerksamkeit schenken können, ohne uns dadurch zu gefährden. Also geben Sie acht! Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen nun eröffnen würde, daß ich mir meine Verletzung gar nicht durch Sie, sondern schon früher zugezogen habe? Nun? Daß ich mich aber trotzdem jetzt von Ihnen vier Monate aushalten lassen werde? Und daß es mir das höllischste Vergnügen macht, Ihnen das auch noch zu sagen? Das höllischste Vergnügen! Vielleicht, oder sogar sehr wahrscheinlich hätte ich an Ihnen nie so gehandelt, wenn Sie nicht so verführerisch schön wären, welche sonst so gefährliche Waffe in diesem Falle nur ihren besten Verbündeten tötet: das Mitleid, das man mit Ihnen haben würde, wenn Sie nur ein bißchen wehrloser wären. Oh, es ist ja so herrlich, einmal stark sein zu dürfen!"
Sie sah ihn an: „Schon bei einer Frau ist Hysterie nicht schön!" Er machte hämisch: „Hm!"
Später fragte sie: „Was sind Sie denn eigentlich?" — „Dichter; aber Sie werden nicht wissen, was das ist", sagte er. „Ach doch", sagte sie, „da machen Sie so Romane, nicht? Und Geschichten? Was kostet das, wennn Sie einmal dichten sollen?" — „Tausend Dollar." — „Hier haben Sie einen Scheck, und nun dichten Sie einmal." — „Bitte, nur über mich zu verfügen. Was soll ich dichten?" — „Na, etwas Gescheites natürlich! Etwas, was sich wirklich zutragen kann. Etwas, was so natürlich ist wie, daß wir hier fahren. Übrigens hier können Sie gleich fortsetzen; dichten Sie uns ein Leben! Ein

Übermorgen hamma wieder an Humor —!

Von Peter Scher

Wenn der liebe Gott gesund bleibt,
wird es mit Deutschland doch noch so,
daß es nicht ewig auf dem Hund bleibt —
irgendwie tagt's schon irgendwo.
Zwar sie brüllen,
schießen, haun,
doch allmählich füllen
Hosen sich mit Braun.
Komme, was da kommen mag,
eh man sich's versieht, ist wieder Tag.

Gottes Rute — sei euch gepredigt —
trommelt uns Schwielen ans Gesäß;
was sich der Angstkomplexe entledigt,
regeneriert sich erfahrungsgemäß.
Pap- und Mama,
blickt empor —
übermorgen hamma
wieder an Humor,
denn ein Rausch, so stark er sei,
führt die Nüchternheit ja doch herbei.

Wenn Herrn Meier erst mal klar ist,
daß er im Troß der sturen Armee
sagen wir mild das Dromedar ist,
aktiviert sich der Meier re-.
Lüftchen wehen
so geschwind,
Fahnen drehen
sich nach jedem Wind —
komm nur, Windchen, blas ums Haus,
morgen sieht schon alles anders aus!

Asphalt-Frühling

(Karl Arnold)

Lebenswichtige Berufe gesichert!



„Na jieb schon noch ne Kaffee-Mark!" — „Keenen Sechser mehr! Unsaeener steht so imma mit eenem Been in da Pleite und mit dem anderen uff Abbau — aba euer Jeschäft floriert ejal, wie 'n Schrippenladen."

Lona, neu frisiert



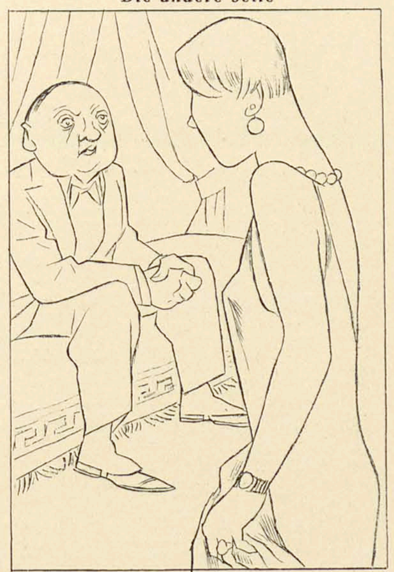
„Man muß der Kundschaft imma wat Neues bieten – ick hab ma jetzt 'n Kaiser-Wilhelm-Jedächtnis-Dutt zujelegt."

Junge Assistentin gesucht



„Nee, für so eenen Massagesalon ist mir meine Elli zu jut!" — „Aba Frau Guschke, bei die Passionen der Kavaliere kann dem Meechen doch jar nischt passieren."

Die andere Seite



„Watten los?" — „Na, so 'n Reinfall – ick dachte, du markierst det bloß — aba du bist ja wirklich 'n Weib."

interessantes, ganz und gar ungewöhnliches Leben, so wie ich es mir schon lange wünsche."
Er begann: „Die Chaussee blitzt unter den Pneus hinweg. Bald sind wir in der Stadt. Doch nein, denn wir sind exzentrische Menschen, und plötzlich fällt uns ein, quer in eine Wiese zu fahren. Hahaha", er tobte förmlich vor Begeisterung, daß seine schöne Begleiterin tatsächlich Wort für Wort in die Tat umsetzte. „Hundertmal im Kreise rasen wir um eine kleine Birke, jetzt

Sonntagnachmittag

(Th. Th. Heine)



Ist das ein Familienspaziergang oder ein Demonstrationszug gegen den § 218?

wieder senkrecht über die Chaussee . . .“, eine noch nicht erlebte Schöpferfreude, das heiligste, das beglückendste aller Feuer verzehrte ihn.
Als er nachts in einem gottverlassenen Bauernwirtshaus seine Improvisation mit „Die beiden stürzen sich liebend ineinander“ fortgesetzt hatte und sie ihn darauf aufmerksam machte, daß es in Romanen „tausendmal“ zu heißen pflegt, entgegnete er, das sei rührseliger Courths-Mahler-Kitsch, und es schmerze ihn, plötzlich zu erfahren, wie wenig sie eigentlich für gute Literatur übrig habe. Selbst am Morgen, als sie wieder losfuhren, tat er noch immer pikiert und war recht lästig. „Du fährst wohl zu schnell, weil uns schon einige Polizisten so scharf ins Auge gefaßt haben?“ begann er zu nörgeln. Aber sie lachte bloß unbekümmert: „Ach, das wird wohl nur sein, weil sie auf meinem Wagen eine andere Nummer erwarten.“ — „Eine andere Nummer?“ — „Na ja, denn ich habe doch nachts die Tafeln mit Kalk, der in der Scheune stand, übertüncht und nachher mit Wagenschmiere neue Ziffern darauf gemalt. Was glaubst du denn, Edgar wird doch über den Wagen genaueste Angaben gemacht haben!“ — „Edgar?“ — „Mein Mann! Ich hatte ihm doch telegraphiert, mich gestern zu erwarten.“
Da sagte sich unser Dichter, daß er nicht mehr unbedingt vonnöten sei. Jetzt gab's für ihn nicht mehr viel zu dichten, jetzt dichtete bereits das Gedichtete. In einem kleinen Marktflecken, wo man das Gabelfrühstück einnahm, verduftete er vor seinem, zu gefährlicher Selbständigkeit erwachten Stegreifroman. Auf dem Weg zur Bahn erschrak er einen Augenblick furchtbar. Er mußte seine Brieftasche im Auto liegen gelassen haben. Aber nein, Gott sei Dank, da war sie ja. Die Heimfahrt: Schilling 29,30, dafür aber zwei Tage Lebensunterhalt erspart, macht nur mehr Schilling 19,30, ursprünglich besessen: Schilling 26,—, mit den von ihr zur Begleichung der Zeche Erhaltenen jetzt: Schilling 41,— bar; wären also Schilling 15,— Reinertrag, wenn die noch ungedeckten Schilling 19,— der Rückfahrt nicht wären. Immerhin, Schilling 4,30 war das Abenteuer ja wert.
Daheim empfing ihn seine Wirtin mit Vorwürfen, wie er denn gleich auf einige Tage verreisen und die ganze Zeit über das Zimmerfenster offenstehen lassen könne, wo er doch wisse, daß sie keinen zweiten Schlüssel besitze und die Nächte jetzt so neblig seien, was die ganze Politur der Möbel verderbe. Übrigens war es wirklich wieder saukalt geworden, und sein Fuß, der sich eine Zeitlang schon den Anschein der Harmlosigkeit gab, begann ihn auch neuerdings zu schmerzen.

Alte Bretterhütte im Frühling

Von Gottfried Kölwel

Noch jetzt im Grabenloch der Schnee,
des Winters letzte graue Schlacke,
daneben blüht der Krokus schon
um eine alte Holzbaracke.

Die Hütte fängt zu lächeln an,
so sehr verdicken sich die Düfte,
da streckt die Sonne ihren Arm
und nimmt die Alte um die Hüfte.

Rumpfparlament

Das nationale Rumpfparlament war Wirklichkeit geworden und tagte unter Fricks Vorsitz in Weimar. Die Reichsregierung blieb untätig. „Warum unternehmen Sie nichts?“ fragte man besorgt den Kanzler. „Weil ein Rumpfparlament stets ungefährlich ist.“ — „Ungefährlich?“ — „Die Köpfe fehlen!“

Im Vorübergehen / Von Trim

In der Augustenstraße vor einem Hitler-Aushang mit brüllender Überschrift sprach mich ein biederer Mann, vorschriftsmäßig erregt, an: „Was sagen Sie dazu, Herr Nachbar — ist das nicht ein Saustall?!“
Ich sagte: „Schon Saustall — aber anders, als Sie meinen.“
„I bin a überzeugter Nationalsozialist!“ sagte der biedere Mann, eine Konversation eröffnend.
Worauf ich: „Was Sie sagen — Sie schauen doch ganz intelligent aus!“
Stummes Nachdenken seinerseits.
Worauf ich, verstärkt: „Wirklich — ganz intelligent!“
Ein versöhnliches Lächeln glitt über seine männlich schönen Züge. „Geh'“, sagte er, „tean S' ma' net allawei' so schmeicheln, mein Herr.“

•

Schwarz auf blutrot leuchtet es von der Litfaßsäule: Vortrag Adolf Hitlers: Adolf Hitler vor den Toren.
„Wia nacha dees?“ fragt ein Arbeiter den andern.
„Dees is' do' klar“, gibt der andere Aufschluß, „bal der Hitler vor seine Leut' red', nacha ko dees do' gar net anders hoaßen als Hitler vor den Toren.“

Ordensstatut

(K. Weinmair)



„Melde jehorsamst: habe bei der letzten Versammlung 'nem Kerl det Nasenbein zertrümmert.“ — „Brav, mein Sohn, aber leider können wir die große goldene Hitlernadel nur für schwerere Körperverletzungen verleihen.“

Der Griff / Von Arnold Weiß-Rüthel

Bulke trat bei Smith ein — im August; und bekam einen Platz in der Montage. Dort, wo das laufende Band aus der entferntesten Ferne der kilometerlangen Halle einen halbaufgebauten Maschinenleib heranbrachte und wo eine einzige Spannfeder mit einem einzigen Griff so zusammenzupressen war, daß ihre beiden Enden in zwei vorgefräste Nuten schnappten, — stellte man ihn hin.

„Es ist die einfachste Sache von der Welt . . .“, sagte der Werkmeister zu ihm . . . „Sehen Sie: einfach mit der linken Hand diese halbrunde Feder packen, zusammenpressen und in die Nuten schnappen lassen . . .“

Er begriff das sofort. Zweimal machte es ihm der Werkmeister noch vor — dann machte er es schon alleine.

Eigentlich eine großartige Sache, so ein Betrieb . . ., dachte er sich, als er Feder um Feder zusammenpreßte und in die Nuten schnellen ließ . . . Ungeheurer Fortschritt, wenn man denkt. Früher, da stand man stundenlang in der Esse, konnte zuschlagen, daß einem der Leib tropfte, und glühendes Eisen schwingen . . . und mußte obendrein Fachkenntnisse haben. Jetzt . . . bekommst du mehr Geld als damals, für diese lächerlich einfache Sache, die ein jeder Idiot kann. Und er freute sich ordentlich, daß er dem Fortschritt eine so lächerlich einfache Sache zu verdanken hatte.

Ununterbrochen rollte der fragmentarische Maschinenleib heran — immer ein anderer und doch immer der gleiche. Immer griff Bulke in die kopfgroße Höhle im grauen Metall, preßte die Feder zusammen und ließ sie in die Nuten schnappen.

Als er am Abend des ersten Tages nach Hause kam, erzählte er seiner Frau von der Arbeit . . .

„Was für ein Fortschritt . . .!“ sagte die Frau, froh darüber, daß der beschwerliche und lebensgefährliche Dienst in der Esse ein Ende hatte.

Als Bulke am anderen Morgen in die Fabrik ging, sagte seine Frau zu ihm: „Mann, was hast du nur gehabt heute nacht . . .! Fortwährend hast du mit der linken Hand an mein Kopfkissen gegriffen und es zusammengeknüllt . . . so . . .“

Bulke lachte: „Das vergeht, Beste. Du hast auch immer Maschine getreten, als ich dir die Nähmaschine gekauft hatte . . .“

Er ging in die Montage.

Stand an seinem Platz am laufenden Band . . . und griff . . . griff . . .

„Da wird die Linke auch einmal kräftig“, sagte der Werkmeister im Vorübergehen.

Bulke nickte. Und das Band lief.

Am Abend des zweiten Tages schmerzte ihn die linke Hand dermaßen, daß er sie am liebsten hätte abhacken mögen.

„Das vergeht . . .“, sagte die Frau, „das ist immer so, im Anfang.“

Es verging auch.

Auch das Zugreifen in der Nacht verging.

Seine Hand wurde stark; zyklopisch . . . Die Linke.

Monatelang stand er in der Montage. Täglich sechs Stunden.

20mal in der Minute mußte er die Feder zusammenpressen . . .; 1200mal in der Stunde . . .; 7200mal im Tag. Er preßte . . . griff . . . preßte . . . und ließ das unaufhörliche Ding in die Nuten schnalzen.

„Es ist eine verteufelte Sache . . .“, sagte er eines Abends zu seiner Frau. „Nun ist das Ganze ein so lächerlicher Zugriff . . ., aber es macht einen toll.“

Die Frau seufzte. „Was hast du nur . . .?“ fragte sie bekümmert, als er den Bierkrug ergriff und gleich darauf fallen ließ.

„Hol's der Teufel“, brummte er, „ich kann die rechte Hand rein zu nichts mehr gebrauchen; . . . sie ist schwach, wie die eines Säuglings.“

Und er packte den Krug mit der linken.

Monatelang stand er in der Montage.

Wenn er abends nach Hause kam, war er müde wie ein Lastpferd . . . einerseits; andererseits so aufgeregt wie ein nervöser Klavierspieler. Er lief im Gärtchen umher; konnte nicht stehen, nicht sitzen, nicht liegen. In der Nacht hatte er Alpdrücken. Er stöhnte — und griff dann mit der Linken ins Dunkel, ins Bett; und würgte mit eisernen Fingern irgendein imaginäres Gespenst.

„Mann . . .!“, sagte seine Frau eines Morgens, „geh nicht mehr in die Montage!“

Er stierte sie an . . . „Wir haben nichts zu fressen . . .“, knurrte er. „Was soll ich machen?“

Sie zuckte mit den Achseln. Er ging.

Monatelang ging er in die Montage.

Er wurde grau und bleich.

In seinem Ohr sangen Hämmer ein seliges Lied; zischte glühendes Eisen ein seliges Lied. Seine Augen flackerten wie schlechtbrennende Kerzen . . . Er griff . . .

In seinem Ohr sang der klingende Amboß ein seliges Lied. Er griff . . . griff.

An einem frühen Morgen ließ er sich dem Direktor melden. Der saß im Kontorstuhl und fragte: „Na, und . . .?“

Bulke sagte gar nichts. Er schaute ihn blödsinnig an — einfach blödsinnig.

Dann griff er mit seiner Linken an des Direktors Hals und quetschte den so zusammen, daß der Mann blau im Gesicht wurde.

Zwanzig Beamte mußten aufgeboten werden, ihn zu fesseln.

Man schleppte ihn ins Gefängnis.

Als man seiner Frau mitteilen wollte, was passiert sei — da lag sie erwürgt in ihrem Bett.

Man schleppte ihn in das Irrenhaus.

Dort saß er jahrelang . . . und stierte blöd in die Wand — und griff . . .



Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Man denkt sich so:

Wollen wir nicht einmal wieder gut zueinander sein
und die ewigen fruchtlosen Streitereien lassen?
Schließlich wirkt es ja auch nicht besonders fein,
schlägt man Andersdenkenden gleich alle Zähne ein –
Und Gott schuf doch nun mal die diversen Rassen!

Ja, man denkt sich, es müsse auch andere Mittel geben,
um unser liebes Deutschland neu zu erwecken
und unser Ansehn im Ausland wieder zu heben,
als den politischen Gegnern eine zu kleben
oder sie mittels Dolch oder Schießgewehr niederzustrecken – –

Und womöglich wären sogar die sozialen Fragen
leichter zu lösen, wenn jeder sich ernsthaft bemühte,
an der gemeinsamen Last ein klein wenig mitzutragen,
statt nur daran, seinen Wanst sich vollzuschlagen –
kurz: versuchte man's mal mit Nächstenliebe und Güte!

Leider darf man so was nicht öffentlich sagen,
denn wenn ein Nazi es hört und ein Kommunist,
wird man gleich von zwei Seiten mundtot geschlagen,
kriegt einen Tritt in den Hintern und einen Schuß in den Magen
als Pazifist – –

Benedikt

Ein Mittagsmahl / Von Sven Zetterström

Er durfte sich ein Mittagsmahl bestellen. Aber was? Heute konnte er es ganz allein bestimmen. Es mußte etwas Besonderes sein. Er überlegte. Was aß er am liebsten? Fisch nicht, vor allem nicht gekochten. Es war so mühsam. Ein Barsch zum Beispiel war ja ein einziger Stecknadelbrief. Gebratener Fisch ginge ja, aber darauf hatte er keinen Appetit. Nein, ein Fleischgericht mußte es sein.

Plötzlich fiel ihm ein Frühstück in Paris ein. Es war in einem kleinen Lokal, wo am Spieß gebratene Hühnchen serviert wurden. Sie hatten herrlich geschmeckt. Nein, er verwarf den Gedanken, etwas Ähnliches würde er doch nicht bekommen.

Er hatte auch irgendwo Waldschnepfe gegessen. Wo, wußte er nicht mehr. Es war ebenfalls in einem kleinen Restaurant, und es schien, als ob das Gericht nur selten in dem Lokal gegessen wurde. Denn die anderen Gäste guckten ihm neugierig und neidisch zu.

Vielleicht irgendein Leibgericht aus seiner Kindheit? Er hatte immer Bouletten gern gegessen. Und Milchreis hatte er auch geliebt. Aber diese beiden Gerichte gab es nur selten. Dagegen gab es oft gebratene Topfwurst, und das war das Schrecklichste, was er kannte.

Plötzlich mußte er an die Zeit denken. Es war sicher schon spät, und er hatte sich noch nicht entschlossen. Also, was sollte er wählen?

„Zuerst etwas Leichtes", sagte er bei sich selbst. „Butter und Brot selbstverständlich, und dann vielleicht eine Sardine, wenn möglich eine der großen, englischen, die er mal vor vielen Jahren gegessen hatte. Dann würde er etwas frisches Gemüse bestellen, eine Tomate, vielleicht ein paar Radieschen, und dann Krabben. Aber vielleicht ist jetzt nicht die richtige Zeit. Und dazu ein leichtes Tafelwasser."

Jetzt kam das Schlimmste. Er mußte sich für das Fleischgericht entscheiden. Vielleicht sollte er ein kleines Kalbsfilet nehmen? Das ist leicht verdaulich. „Aber übrigens ist es ja gleich", fügte er bei sich selbst hinzu, „wenn es nur etwas Gutes ist." Welche Sorte Kartoffeln wollte er haben? Am besten schmeckten gekochte, ungeschälte. Dafür entschloß er sich.

„Es sieht so aus, als soll es ein recht einfaches Mittagsmahl werden", dachte er weiter. „Komisch, daß man fast das Einfachste nimmt, wenn man selber bestimmen darf. Ich habe nicht den geringsten Appetit auf russischen Kaviar oder Sekt."

Da fiel ihm ein, daß er nach dem Kalbsfilet noch etwas haben müßte. Etwas Obst natürlich. Aber was für welches? Melone aß er nicht gern. Vielleicht eine Banane. Und Weintrauben durften auch nicht fehlen. Und hinterher etwas Schokolade. Die Schokolade sollte den Schluß machen.

Er schauerte zusammen. „Schluß machen" klang unangenehm. Noch klangen die Worte des Gefängnisgeistlichen in seinen Ohren: „Es ist Sitte, daß die zum Tode Verurteilten ihr letztes Mahl selber bestimmen dürfen."

Er fuhr zusammen. Es rasselte jemand mit einem Schlüsselbund. Ein Gefangenwärter trat ein.

„Na, was wollen Sie denn zu Mittag essen?" war die unwirsche Frage.

„Danke, ich kann nichts essen", erwiderte er. Und er sank wieder auf die Pritsche zurück.

In jedem Manne ist ein Kind verborgen; das will gern schießen

Spielwarengeschäfte verschicken folgenden Brief:

„Zinnsoldaten möcht ich haben eine ganze Schachtel voll!

So singt Ihr kleiner Liebling, wenn er mit seinen Kameraden aus der Schule kommt. – Kaufen Sie ihm, gnädige Frau, viele bunte Zinnfiguren: Deutsche, Franzosen, Russen, Japaner, Engländer und Schotten mit ihren bunten Röckchen, Kolonialsoldaten und Farbige, zum Namenstag, zum Geburtstag, zu Weihnachten, und freuen Sie sich an der Intensität des Soldatenspiels Ihres Jungen mit seinen Kameraden, wie er sich daran freut, Regimenter ins Manöver ziehen zu lassen, Paraden abzunehmen, ja sogar seine Heere gegeneinander in den Krieg zu schicken. Welch Siegesbewußtsein malt sich auf dem Gesichtchen Ihres Buben, wenn er die Feinde in die Flucht geschlagen hat! Seien Sie überzeugt, er denkt dabei nicht an die Wirklichkeit des Krieges, er verwirklicht nur das eben Gehörte aus der Geschichtsstunde. Er läßt die Franzosen durch Deutschland nach Moskau (!), die Russen gegen die Japaner ziehen, er kämpft im Burenkrieg.

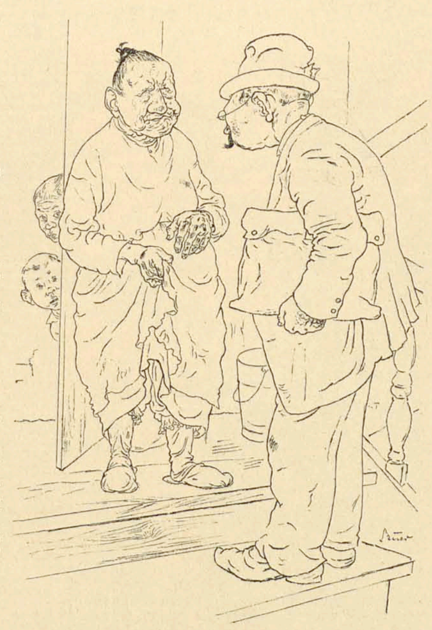
Und so werden die herrlichen bunten Zinnfiguren zum Lehrmittel und sind nicht nur kindliches Spiel. Ihr Junge prägt sich beim lustigen Spiel nicht nur die Geschichtsvorgänge bildlich ein und merkt sich dabei nicht nur die Uniformen und Chargen, die ein richtiger Junge kennen muß, er lernt sich konzentrieren und gewinnt dabei gewiß auch an Dispositionsgeist.

Freuen Sie sich an Ihrem Buben, gnädige Frau, auch wenn nach der Schlacht die erschlagenen und geflüchteten Soldaten in der ganzen Wohnung zu finden sind. Vergessen Sie es nicht: wie im Spiel das Kind, so bei der Arbeit der Mann. Darum erfüllen Sie Ihrem Einzigen den Wunsch!“

Wenn er doch so gerne will! Wenn er doch die Chargen kennen muß! Wie im Spiel das Kind, so bei der Arbeit der General. Und wenn dann Ihre erschlagenen Söhne, gnädige Frau, auf den Schlachtfeldern zu finden sind, trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß der Mord an Ihrem Jungen für die Enkel wieder sein wird: lustiges Spiel.

Schwarzmieter-Kontrolle

(Josef Sauer)



„Aber Herr Wohnungskommissär, in mei'm Alter muaß der Mensch do a Unterkommen hab'n!“ — „Für Ihr Alter kriagn's die Reichsehrentasse aber no lang koa Wohnung net!“

Für die Leute, die daran verdienen, lernen unsere Kinder heute mit Soldaten spielen, unsere Söhne morgen Soldaten spielen. Für die Leute, die daran verdienen, erschlagen die Kinder heute Zinnsoldaten, die Söhne morgen wirkliche Soldaten. Die Interessen einer Industrie sind bedroht, wenn keine Zinnsoldaten gekauft werden. Also, gnädige Frau, kaufen Sie in Christi Namen. Die Zinnfiguren sind ja tatsächlich treffliche Lehrmittel. Sie lehren das Kind schon früh, daß es für die Interessen einer Industrie zu spielen, später zu hungern, noch später zu sterben hat. Mehr braucht es nicht zu lernen.

Arno Schirokauer

En passant

Auf einem Spaziergang in Paris. Plötzlich finde ich meine Schritte gehemmt durch die Aufschrift: „Passage interdit.“ Der Verkehr ist vermutlich wegen Reparaturarbeiten gesperrt. Vermutlich: denn weit und breit ist in diesen Vormittagsstunden kein Arbeiter zu sehen. Ein Schutzmann bewacht den Zugang. Eine Menge Schaulustiger, Männlein und Weiblein, hat sich da versammelt, obwohl es nichts, aber auch gar nichts zu sehen gibt. Ich erblicke an der abgesperrten Stelle eine jener Anstalten, die den Namen des Kaisers Vespasian in Frankreich für alle Zeiten verewigt haben, und ich fühle das zwingende Bedürfnis, mich jener Anstalt anzuvertrauen. Wie ich gerade Miene mache, mich ihr zu nähern, sagt mir der Schutzmann: „On ne passe pas, Monsieur!“

Ich überhöre seinen Einspruch und versuche, in die abgesperrte Zone zu dringen. Der Schutzmann hält mich am Arm fest und brüllt: „Monsieur, on ne passe pas!“

„Je ne veux pas passer“, erwidere ich sanft, „je veux pisser!“

Der Schutzmann zeigt Verständnis für die Situation, denn er gibt mir freundlich den Weg frei mit den Worten: „Passez, Monsieur! . . .“

Gaudeamus

Lieber Simplicissimus!

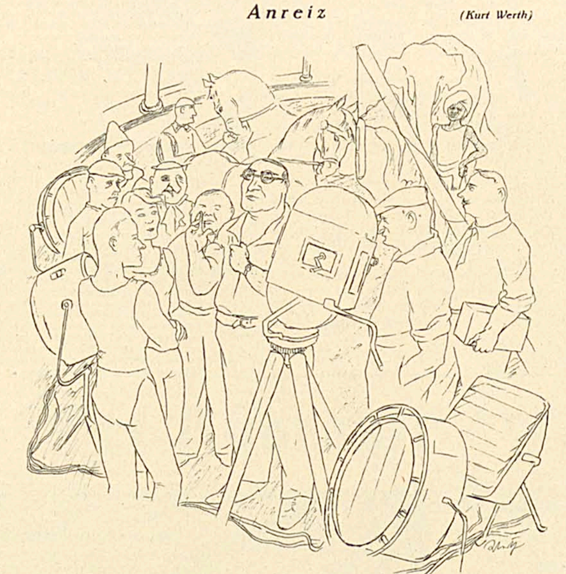
Neulich kam in unsere Buchhandlung ein Mann, der den Buchhändler fragte: „Haben Sie denn das Buch ‚Zwei Frauenzimmer‘?“

„Nein, das ist mir unbekannt“, sagte der Buchhändler.

„Ganz genau kann ich mich nämlich auf den Titel nicht mehr besinnen. Warten Sie mal, es kann auch anders gewesen sein. Warten Sie mal! Ich glaube, es hieß: ‚Zwei Menscher‘! Und der Dichter hieß Voß.“

Er hatte „Zwei Menschen“ von Richard Voß gemeint.

Anreiz *(Kurt Werth)*



„Wenn Sie nachher beim ‚Todessprung' tatsächlich verunglücken sollten, erhalten Sie für eine recht wahrheitsgetreue Darstellung der letzten Augenblicke eine Extra-Gage von zehn Em!"

Lehmanns im Kino / Von Josefa Metz

Weltstadt-Riesenkino. Alles im roten Licht. „Wie die Venusjrotte", sagt Herr Lehmann. Familie Lehmann will sich amüsieren. Das heißt Herr Lehmann will. Frau Lehmann und Tochter wollen sich erschüttern lassen. Außerdem neue Modetips empfangen. Fräulein Gerda sagt: „Ein Stück, in dem ich nicht weinen kann, ist kein Stück." Frau Lehmann: „Nuttige Toiletten kann ich auch anderswo sehen."

Neben Lehmanns sitzt Dr. Lemmer. Eigentlich geht er nie ins Kino, aber einmal . . . und schließlich kann man ja wieder herausgehen.

Die Reklameschau flirrt bunt vorüber. Herr Lehmann ist interessiert; aber plötzlich ärgert er sich. „Sieh doch bloß, Anna. Klotz macht Flimmerreklame, hat der grad nötig mit dem Haarwasser, wo man Haare auf die Fingerspitzen von kriegt, aber nich auf 'n Kopp!"

„Mach du das doch auch mal, Karl, was die können, können wir lange."

„Auf meine Matratzen kann man auch ohne Flimmern gut schlafen."

„Ach ja, Papa, ich weiß einen Herrn, der entwirft tipptoppe Reklamebilder, fabelhaft schicke Damen."

„Die kann ich für meine Matratzen nich gebrauchen."

„Natürlich im Pyjama. Und mein Bekannter . . ."

„Deine Bekannten sind kein Jeschäft, die behalte man für dich, mein Kind."

„O bitte! . . ."

Hier schneidet der Filmbeginn den keimenden Familienzwist ab. Der Film heißt „Zwischen zwei Welten", spielt abwechselnd im Fürstenpalast und in der Kaschemme, beschäftigt acht Stars, sechs Regisseure, drei Operateure, fünf Architekten und tausend Komparsen. Das Programm zieht, ein schwarz-weißer Bandwurm, in mehreren Etagen über die Leinwand. „Das sollen wir alles sehen?!" fragt Dr. Lemmer ins Wesenlose. „Still doch!" rügt Gerda, die vier Lieblingsstars erwartet, von denen sie zwei männliche leidenschaftlich liebt und zwei weibliche ebenso anbetet.

Und nun flimmert der Fürstenpalast, von außen gesehen, auf. „Siehste", sagt Frau Lehmann, „so hätte unsere Loggia sein sollen!" — „Quatsch nicht, das ist doch 'n Palais." — „Hätten wir ja auch haben können, aber du mußtest natürlich 'nen simplen Maurermeister nehmen, wo ich 'n echten Architekten wollte."

„So laß ich mir das neue Kleid machen, hinten mit der großen Schleife."

„Mit 'n zujebundenen . . ."

„Aber Papa!"

„Schöne Beine", bemerkt wohlwollend Dr. Lemmer. Woraufhin Gerda die ihrigen vorteilhaft umarrangiert, nutzlos, denn es ist dunkel. „Himmlisch!" seufzt sie, versunken in den Anblick des angebeteten weiblichen Stars, während sie beim Anblick des männlichen ihre Leidenschaft heroisch in sich verkapselt.

„Die hat ja 'n Zungenfehler", kritisiert Herr Lehmann, denn es ist ein Tonfilm.

„Den hat sie immer", stellt die versierte Frau Lehmann fest.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein", wendete sich Dr. Lemmer an Gerda, „wer ist die Dame da oben?" Ein entrüstetes: „Die kennen Sie nicht?!" Dann nennt sie den Starnamen. „Danke, nettes Weib!" Gerda panzert sich gegen den Kaffer von Nachbarn, der nicht mal die „die" kennt und außerdem Weib zu ihr sagt.

„Siehste", weist Frau Lehmann auf die Leinwand hin, „das bring ich dieser Marie nicht bei, daß sie von links serviert wie die da oben."

Einer der leidenschaftlich von Gerda geliebten männlichen Stars erhebt sich etwas unmotiviert von einer reichbesetzten Tafel, das letzte Stück Trüffelpastete im Mund, um ein Liebeslied voller Schmalz hinzuschmettern. Gerda rutscht unruhig auf ihrem Klappsitz hin und her und bezieht das ganze Schmalz auf sich.

Der Sänger oben — er ist im Film ein wirklicher — hat sich in das Herz der Fürstentochter hineingesungen. Ihr Vater besitzt zwar keinen Thron mehr, aber viele Vorurteile, besonders gegen Leute, die öffentlich singen, und die man nur zur Unterhaltung der Gesellschaft einlädt. Die Tragödie beginnt. Gerda sieht nach, ob sie ein zweites Taschentuch bei sich hat.

Der Fürst murmelt etwas in seinen, allerdings nicht mehr modernen, aber auf mindestens sechzehn Ahnen schließen lassenden Vollbart und wirft drohende Blicke ins Pfirsichkompott. Frau Lehmann bemüht sich, die Haltung der Fürstin zu kopieren, was ihr bei ihrer Vollschlankheit nicht ganz gelingen will, und nimmt sich vor, Radiogymnastik mitzumachen.

Das fürstliche Menü ist vorübergedreht worden, und der Flirt zwischen Jolanda, der Fürstentochter, und Helmut, dem Sänger, etabliert sich in der Ahnengalerie. Dies ist ein, wenn auch ungestörter, so doch schlecht gewählter Platz, der den Abstand zwischen den sechzehn Toten und dem einen Lebendigen zu deutlich werden läßt. Der Fürst sieht sein Mißtrauen vollauf bestätigt und weist auf die Kluft hin, die zwischen den Ahnen und dem Ahnenlosen besteht.

„Recht hat er", sagt Vater Lehmann. „Das ist doch heute gar nicht mehr Mode", seine Frau. „Natürlich, du redest Gerda noch den Windhund von Maler ein", wird Lehmann persönlich. Seine Frau übergeht den Einwurf. Gerda, versunken in die Flimmertragödie, zückt das Taschentuch; ihr Nachbar äußert das schlichte Wort: „Mist." Woraufhin Gerda die Träne im Halse stockt. Während die Hautevolee da oben sich weiter langweilt, der Fürst der Fürstin etwas zuflüstert, das wie durch Schalltrichter ins Publikum dröhnt, begeben sich Jolanda und Helmut auf die illegitime Hochzeitsreise. Es wird hell, denn es ist Pause.

Gerda trocknet Tränen, was sie nicht hindert, den Nachbar zu beäugeln. Äußerlich ist er gar kein Kaffer, und so zieht sie jedenfalls den Rock stramm um die Knie. Dr. Lemmer, der eigentlich fortgehen wollte, entschließt sich zu bleiben.

Der nächste und übernächste Akt sind angefüllt mit: Entdeckung, Empörung, Polizeiaufgebot, Verzweiflung, unsagbarem Glück usw. Der vorletzte Akt spielt in der Kaschemme. Helmut hat einige kleine Geldschrankoperationen hinter sich. Dr. Lemmer sagt: „Mit so 'ner Schmalzstimme kann man doch bei Grammophonplatten verdienen, was braucht der Kerl Geldschränke zu knacken!" Gerda meint: „Das wäre doch gar keine Tragik."

Frau Lehmann beschließt, sich ein Stiel-Lorgnon anzuschaffen.

Gerade in dem Augenblick, in dem Jolanda von einem Apachen wegen Ablehnung eines Tanzes eine Revolverkugel zwischen die Augenbrauen bekommen soll und von Helmut gerettet wird, der den Schuß abkriegt, betritt der Fürst, in der Maske eines einfachen älteren Herrn, das Lokal, gefolgt von einem Kriminalbeamten.

Helmut ist zwar getroffen, aber nicht tot. Der Apache wird dingfest gemacht; Jolanda liegt schluchzend in den Armen ihres Vaters, während die ganze Umgebung, Hände hoch, stramm steht und der Hintergrund von Schupos ausgefüllt ist.

Im allerletzten Akt wird wieder hochfürstlich gespeist und von links serviert. Jolanda sitzt glückstrahlend neben ihrem noch etwas abgemagerten Geldschrankknacker. Dieser erhebt sich plötzlich, um dasselbe Schmalzlied, wie im ersten Akt, zwischen die Tafelrunden zu schmettern. Happy end.

„Nun weiß ich doch wenigstens, wie es in der Welt zugeht", sagt, nicht ohne Ironie, Dr. Lemmer, und zu Gerda gewendet: „Gute Erholung." Woraufhin sie feststellt, daß er doch ein Kaffer ist.

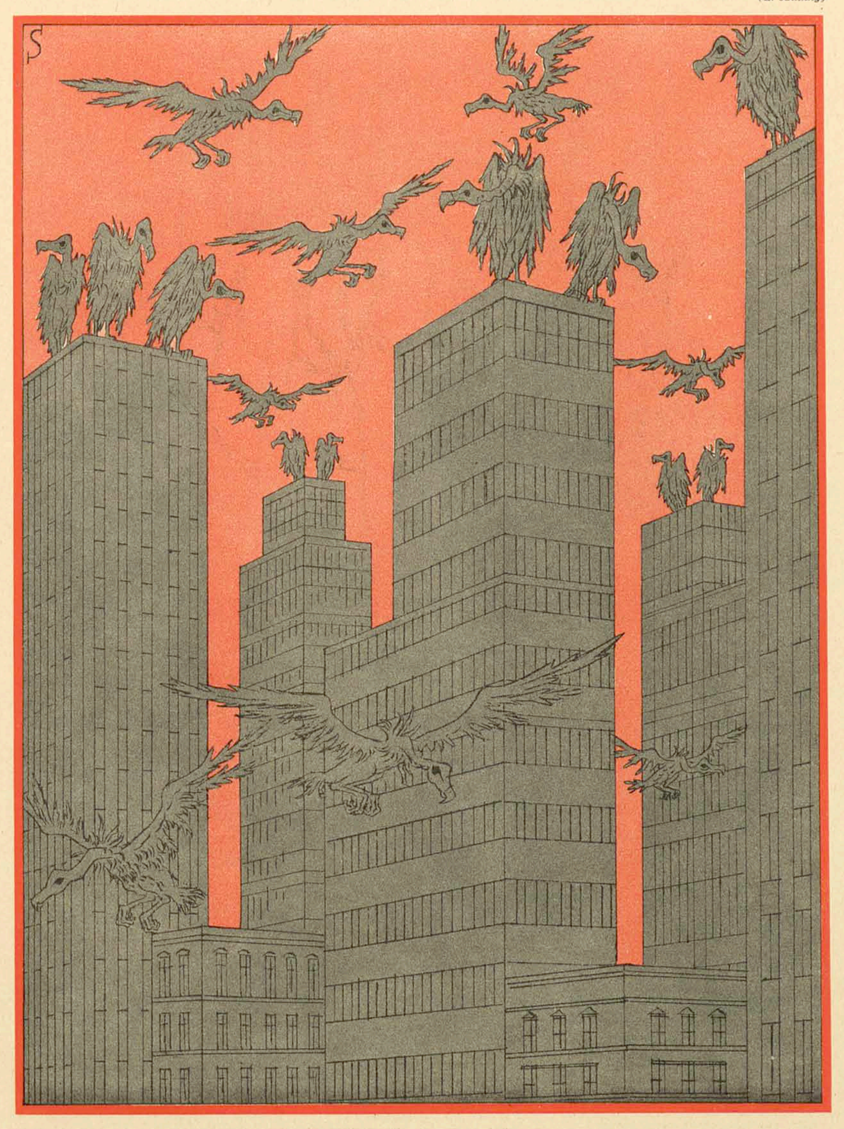
„Die ganze Zeit sind mir die Matratzen durch den Kopf gegangen", äußert Vater Lehmann, „so 'ne Flimmerreklame ist doch nicht ohne."

„Also werde ich mit Bob wegen des Reklameentwurfs sprechen", meint Gerda.

„Daß du dich nicht unterstehst!" poltert, weniger fein als der verflimmerte Fürst, ihr Vater, „ich will dich nicht mit der Polizei aus der Kaschemme holen!"

Wirtschaftlicher Aufbau

(E. Schilling)



Wir müssen unbedingt Hochhäuser bauen! Wo sollten sonst unsere Pleitegeier horsten?

Vaterglück

(M. Frischmann)



„Weeßte, Ede, wenn et 'n Junge is, bekommt er wenigstens mal Arbeetslosen-unterstützung, aber wenn et 'n Mächen is, muß et uff der Straße selber vadienen.“

Die Flucht / Von Frank F. Braun

Jens Jensen schritt äußerlich ruhig und willig neben dem Kriminalbeamten her. Es war Abend. Die Straßen lagen nur matt erhellt von Gaslaternen. Trotzdem war im Augenblick nicht an ein Entkommen zu denken. Der Kriminalbeamte schien wachsam und auf der Hut.

Jens Jensen überlegte; dies Grübeln war peinigend. Was blieb ihm zu tun? In zehn Minuten würden sie auf einer Revierwache anlangen. Dann war es aus.

Ihre Schritte hallten durch die Stille. Von fern her kam der Gesang Betrunkener. Als sie um die Ecke bogen, sahen sie drei Seeleute vor sich hergehen, die das wilde Lied schrien. Der Gesang verstummte dann übrigens bald, da einer der Männer ausfiel. Er bog in einen Torweg ab. „Emil!“ schrien die beiden anderen, aber Emil antwortete nicht. Er stand dort im Dunkel des Ganges gegen eine Mauer gelehnt und spie den Schnaps von sich.

Jens Jensen und der Kriminalbeamte waren heran. Sie sahen das Bild; sie sahen auch noch, wie Emil, vom Rausch neuerlich übermannt, das Gleichgewicht verlor und an der Mauer zusammensackte. Aber der Kriminalbeamte hielt sich nicht auf. Diesen Jensen abzuliefern war wichtiger.

In dieser Minute geschah es. Die Idee fiel vom Himmel. Sie stürzte wie ein Stein in Jens Jensen hinein. Er erschrak beinahe. Aber dann war der Plan in ihm schon fertig, als die beiden uniformierten Polizisten an der Straßenecke auftauchten. Die beiden Betrunkenen, deren Geschrei die Polizeileute wahrscheinlich angelockt hatte, konnten gerade noch seitwärts in ein Lokal verschwinden. Emil — nun Emil war eben bedauerlicherweise über Bord gegangen.

Jens Jensen ließ die beiden Beamten herankommen. Er beobachtete scharf seinen Begleiter. Kannte der die Kollegen? Es schien nicht so. Da tat Jensen unmittelbar vor den beiden Polizisten einen wahren Panthersprung und fuhr seinem Begleiter an die Gurgel.

„Zu Hilfe!“ schrie er gleichzeitig. „Helfen Sie mir den Mann festhalten! Er ist ein Straßenräuber!“

Die Beamten sprangen hinzu. Sie hielten ihren entfernten Kollegen fest, kannten ihn also wirklich nicht, und der zweite packte auch noch Jensen beim Arm. „Was ist hier los?“

Der Kriminalbeamte, völlig verdutzt, rang nach Worten. „Ich bin Kriminalbeamter, hier ist mein Schild“ — er zeigte seine Marke —, „ich habe diesen . . .“

„Psst“, sagte Jens Jensen. Er fuhr dem andern so hart in die Rede, daß er im Augenblick allein sprach. „Sie lügen ganz geschickt, Sie Schuft, aber es wird Ihnen nichts nützen. Meine Herren, ich war zufällig Augenzeuge, wie der Kerl hier einen Passanten überfiel, niederschlug und beraubte. Ich wußte nicht, was er dem Niedergeschlagenen abnahm; ich sah aber, wie er sich dies Messingschildchen ansteckte. Er hat also einen Ihrer Kameraden von der Kriminalpolizei überfallen. Kommen Sie mit, einer von den Herren; dort im Torweg, kurz vor jener Laterne, liegt das Opfer dieses Menschen. Vielleicht finden wir ihn noch lebend, dann wird er seinen Gegner erkennen und feststellen. Halten Sie den Burschen gut fest, Herr Wachtmeister, und sehen Sie sich vor.“

Seine klare Rede hatte Erfolg. „Paß auf den Mann auf, Friedrich“, sagte der eine Beamte, „ich will mitgehen und sehen, was an dieser Erzählung wahr ist.“

Der Kriminalbeamte protestierte; er versuchte sich loszumachen. „Auf Ihre Verantwortung!“, rief er, „der Kerl lügt! Ich habe natürlich niemanden angefallen. Ich bin der Kriminalwachtmeister Müller III vom achten Revier.“

Eisern hielt ihn der Wachtmeister fest. „Das wird sich alles bald herausstellen“, sagte er. „Sieh mal nach, Lüders, was da im Torweg los ist.“

Lüders und Jens Jensen gingen die zwanzig Schritte. Schon ehe er in den Torweg eintrat, sah der Wachtmeister Lüders den Mann dort am Boden liegen. Es war

Pessimist im Frühjahr

Alles sei der alte Quark,
stöhnst du, und die alte Bühne,
wenn das Strauchwerk sich begrüne . .
Freund, da übertreibst du stark.

Zugegeben: fast aufs Haar
gleichen diese laubigen Rahen
denen, die wir früher sahen,
wenn es jeweils lenzlich war.

Aber darf man nun – verzeih –
ohne weitres sich erfrechen,
von Identität zu sprechen
und vom ewigen Einerlei?

Sieh doch, bitte, schärfer zu:
Sind das nicht, kotz Donnerwetter,
junge Triebe, neue Blätter? . . .
Herentgegen aber du?!

Dr. Owlglaß

dunkel. Er trat hinzu und rührte ihn an. Emil, der Matrose, röchelte aus tiefstem Rausch.

„Er lebt noch", sagte Jens Jensen erschüttert, „welch ein Glück. Richten Sie ihn vorsichtig auf, Herr Wachtmeister. Ich laufe an die Ecke, dort steht ein Telephonautomat, und rufe die Unfallstation an."

„Seien Sie so freundlich", sagte der Wachtmeister Lüders. Dieser Wahrheitsbeweis der Rede Jensens hätte wohl jedem genügt.

Jens Jensen sauste davon. Es war ja wahrhaftig so, daß Eile nottat. Er erreichte ein Taxi und verschwand, war nach dreimaligem Wechsel des Wagens untergetaucht und unauffindbar. — Wie die vier Zurückgebliebenen auseinanderkommen würden, war ohne jedes Interesse für ihn.

Lieber Simplicissimus!

Station Brenner, jetzt „Brennero". Der Zug wird noch auf italienischem Boden von der österreichischen Zugs- und Polizeimannschaft übernommen.
Ich frage den Schaffner, wo eigentlich die Grenze wäre. Er tritt mit mir zum Fenster und zeigt: „Sehn S', dort links auf der Straße ist der italienische Zollschranken, und dort — ungefähr zweihundert Schritt nach rechts ist der österreichische Zollschranken. Übrigens merken Sie's gleich: Wie's bergab geht, kommt Österreich."

•

Ort des Ereignisses: Eine Insel im Mittelmeer.
Zeit: Frühjahr 1931.
Niemand soll den Namen der Insel erfahren.
Sie ist des großen Korsen Heimat — und tut auch sonst viel für den Fremdenverkehr. Sogar auf den stillsten Orten bemerkt man dies.
Ich, z. B., fand dort ein W. C. (eigentlich ist diese Bezeichnung zu prägnant — es war mehr ein „Hier") ohne Tür, mit halbmannshohem Holzgitter, der schönen Aussicht wegen. Dort klebte an der Wand ein Plakat:

Touring Club Français

und unter dem Sitzbrett stand eine zweckdienliche Kiste, mit dem Holzbrand:

Chocolaterie Internationale

•

Auf ein Inserat, in dem eine Aushilfsverkäuferin gesucht wurde, lief u. a. ein Bewerbungsschreiben ein, das mit dem schönen Satz schloß: „Indem ich hoffe, daß Sie bei mir sicherlich keinen Fehltritt tun werden, sehe ich Ihren günstigen Nachrichten gern entgegen."

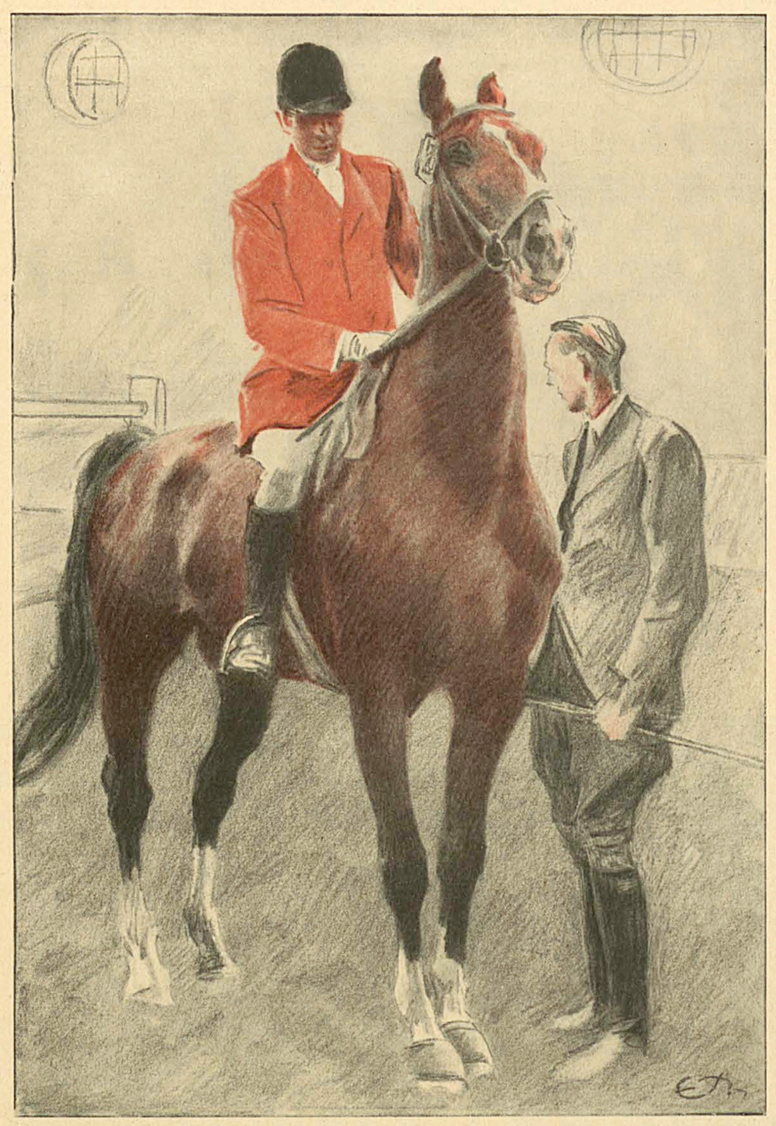
Der K. P. D.-ABC-Schütze oder Politisierung der Jugend *(Olaf Gulbransson)*



„Ich kann mich der Schule nur anvertrauen, wenn ich links statt rechts schreiben lerne!"

Spekulation

(E. Thöny)



„Nee, wissen Se, wenn die Stute bei dieser Konkurrenz wieder versagt, nenn' ich se statt ‚Republik' einfach ‚Kaisertreue', denn hat det Mistvieh wenigstens die Sympathien des Publikums."

Stuttgart, 20. April 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

NOTVERORDNUNG









DAS VORHÄNGESCHLOSS, FRÜHER NUR FÜR SEINE MAJESTÄT VORGESEHEN, IST NUN GEMEINGUT ALLER PROMINENTEN UNTERTANEN. – ES LEBE DIE GLEICHHEIT UND BRÜDERLICHKEIT!

Reichstag im Urlaub / Von Ratatöskr

Fern von dem polit'schen Leime
o wie schön ist's doch daheime,
wo man seine Pfeife raucht
und nicht abzustimmen braucht!

All die diffizilen Sachen,
Vater Brüning wird's schon machen.
Und der fromme Doktor Wirth
sorgt, daß keiner abseits irrt.

„Immer besser wird's!" sagt Coué.
Notverordnend schützt die Ruhe
Hindenburg, bewährt und brav,
mit dem Gummiparagraph.

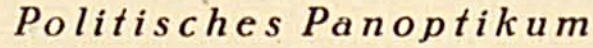
bis wir wieder im Oktober
von der Sieg bis an den Bober,
kurz und gut von überall
strömen zum Diätenstall.

Dort, mit frisch gestärktem Hintern,
werden wir dann überwintern,
wenn's nicht neuerdings sich find't,
daß wir zu entbehren sind.

Die Geschichte vom juten Paule und dem kleinen Brüderchen

Von Max Marschall

Diese Geschichte soll der „jute Paule" selbst erzählen, so wie ich sie von ihm gehört habe.
Bei einem meiner Streifzüge durch das nördliche Berlin wollte ich mich einen Augenblick im Humboldthain ausruhen und zündete mir grad eine Zigarre an, als ich hinter mir eine Stimme hörte: „Darf ick valeicht um 'n bißken Feuer bitten?" Ich drehte mich um und erblickte einen ungemein kräftig gebauten Mann von einigen dreißig Jahren in einfacher aber sauberer Kleidung, Sweater unter dem Jackett und Sportmütze, Typ Athletenklub Berlin N, aber in durchaus sympathischer Ausgabe. Ich reichte ihm meine brennende Zigarre, und er versuchte vergeblich seinen feuchten, zerkauten Stummel in Brand zu setzen. Schließlich konnte ich es nicht mehr mitansehn und bot ihm meine Zigarrentasche dar. Er griff zu, bediente sich mit Feuer, und wir setzten uns gleichzeitig auf die Bank. „Auch arbeitslos?" eröffnete ich eine Unterhaltung. „Na selbstmurmelnd, ick bin Möbeltransporteur, und wer zieht 'n heutzutage noch um? Na, ick komm ja noch jrade so durch; solange et jeht, hole ick mir mein Zaster von de Unterstützung, und denn, wissense, lebe ick ja mit mein Mächen zusamm, mit die Trude, die vadient ja sehr scheenet Jeld."
„Ach so", meinte ich etwas gedehnt.
„Nee, lieber Herr, wat Sie denken, det is nu nich; zu 'n Luden bin ick ma denn doch zu schade; meine Trude is 'n orntliches Mächen und arbeet in de Fabrik. Nee, wissense, so 'n Mächen schlecht behandeln oda valleicht jar haun, wie det da so Mode is, det kricht ick in Leben nich fertich; davor nennse ma ooch in 'n Klub den juten Paule."
Ich war beruhigt, und wir unterhielten uns noch eine Weile über die schlechten Zeiten. Ich wollte grad aufstehn und mich verabschieden, als ein eigentümlicher Vorgang mich auf meinen Platz fesselte.
Auf dem Parkweg daher kam eine nette stattliche, noch ziemlich junge Frau, einen blendend weißen Kinderwagen vor sich herschiebend, in dem ein rosiger, etwa einjähriger Junge saß; ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren ging nebenher. Die Frau blickte zu uns hin, blieb plötzlich stehn, und ich bemerkte, wie mein Nachbar Paule starr auf den Kinderwagen sah, sich langsam erhob und auf denselben zuging. Er beugte sich nieder und tätschelte mit seiner großen Hand sanft die Backen des kleinen Jungen; die Frau stand mit niedergeschlagenen Augen dabei, während das kleine Mädel neugierig zusah. Niemand sprach ein Wort. Paule erhob sich wieder, kam langsam zurück und setzte sich; die Frau nickte schwach zu uns hinüber und setzte ihren Weg fort. Paule mußte wohl meine erstaunte Miene bemerkt haben, denn plötzlich sagte er: „Ja, lieber Herr, Sie wundern sich woll, aba wat wer'n Se erst saren, wenn ick Ihn verrate, det der kleene Junge da in 'n Waren von mir is?"
„Ihr Kind?" rief ich, „na, und das war dann Ihre Frau?"
„Ach wat Frau, ick habe doch von det Kind jesprochen. Aba wissense, Sie schein ma ja ooch 'n janz juta Mensch zu sind; ick wer Ihn die Jeschichte azehln, wennse 'n bißken Zeit ibrig ham."
„Aber natürlich", rief ich eifrig, „ich bin ja sehr gespannt."
„Na ja, et is ja ooch ne ziemlich dolle Sache; ick sare Ihn aba jleich, Namen wern nich jenannt; Sie sind ibahaupt der erste, mit den ick dariba spreche; nich mal die Trude hat ne Ahnung davon. Also passense uff.
Et sind woll unjefähr zwee Jahre her, det ick mal in eene Straße hier so rum jing und seh, wie son kleenet Mächen von finf bis sechs Jahre ibern Damm jeht, ausrutscht un hinfällt. Plötzlich kommt een Fuhrwerk ankarrjohlt so mit Briketts, un der dußliche Kutscher paßt nich uff, und een Momang, un die Kleene liejt unta die Räder. Ick mit een Satz hin, un det Ferd an de Deichsel beiseite jestoßen, det die janze Karre ins Wackeln kommt, der Kutscher von 'n Bock und vier bis finf Kasten Preßkohln hinterher. Na, der Fatzke von Kutscher wollte nu ne Lippe riskiern; ick zeichte ihn aber bloß meine rechte Pote un saachte: ‚Mensch, kiek da hier die Hanschuhnumma an, un denn entschließ dir, willste de Schnauze halten oda een Ding hiermit ham.' Er zog det erste vor un klaubte sich seine Preßkohln wieda zusamm.
Ick nehme nu det kleene Wurm un frare: ‚Wo wohnste denn?' — ‚Da driben in das Haus', heulte sie. Da kam aba ooch schon die Mutta, eine junge Frau, rausjestürzt un schrie un jammerte. ‚Na man immer mit die Ruhe', saachte ick, ‚is ja nischt passiert; lassense man, ick wer' Ihn die Kleene schon oben bringen.' Na in de Wohnung da hat nu die Frau anjejeben, sar ick Ihn, wollt sich reene umbringen vor Dankbarkeit, joß ma een Kimmel nach 'n andern in, un det kleene Mächen jing ma janich wieda von' Schoß. Un ick mach nu ooch mein Feez mit die Kleene un frare: ‚Wat möchst de denn nu ham uff den Schreck?' Da fängt die Kleene wieda an zu heulen und schreit: ‚Ein kleines Brüderchen will ich haben, ein kleines Brüderchen.' — ‚Na ja doch', sare ick, ‚warum denn nich.' Aba die Mutta nimmt ma die Kleene schnell wech un bringtse nach hinten, und die schreit immer noch: ‚Ein kleines Brüderchen will ich haben.' — — —
Wie die Mutta zurickkommt, fängt se ooch an zu weinen un saacht zu mir: ‚So jeht das nu schon ein ganzes Jahr Tag vor Tag: sie hat sich das in den Kopp jesetzt und will nich mit Puppen spieln, sie will ein richtiges lebendiges Brüder-



Politisches Panoptikum

(R. Großmann)



Finanzminister Dietrich

Wenn die Natur erwacht

(Th. Th. Heine)

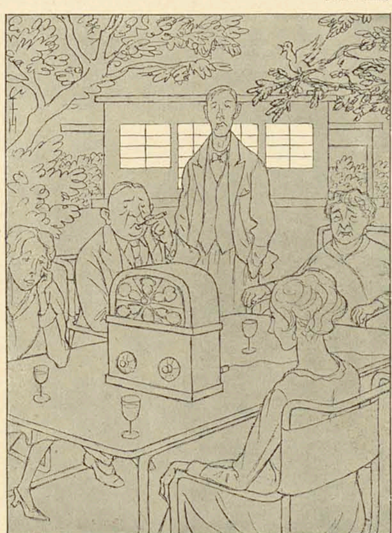


„Für mich hat der Frühling direkt etwas Kosmisches.“ — „Ja, dein Teint wird wirklich besser. Übrigens heißt es nicht kosmisch, sondern kosmetisch.“

chen.‘ — ‚Aba, liebe Frau‘, sare ick, ‚denn duhnse ihr doch den Jefalln, Sie sind doch vaheirat, un jung sindse ooch.‘ Nu wurde die junge Frau mächtich valejen und stottate, un schließlich azehltse ma denn die janze Sache mit ihre Ehe. Ihr Mann is beinah zwanzich Jahre älter un een janzer trockner, vamickerta Kerl, un et hat in de Hochzeitsnacht man jrade noch jelangt, det kleene Mächen in de Welt zu setzen, aba nachher war's zappendusta; na Sie vastehn ma ja, lieba Herr.
Die Frau macht sich ja nischt aus den Mann; aba se hätte doch wejen det kleene Mächen zu jerne noch een Jungen jehabt; aba wie jesaacht, nischt zu wolln.
Wie se da nu mit Tränen in de Oogen so vor mir steht, will ick nu een Witz machen un sare: ‚Aba junge Frau, son kleena Junge, det wär nu for mir ne Kleinigkeit, wie wärt denn, sehnse mir mal an!‘
'n strammer Kerl bin ick ja imma jewesen, un de Weiba sind mächtich scharf uff mir, aba ick hab ma bei die junge Frau wirklich nischt Beeses jedacht; aber die kiekt mir mit so jroße jlänzende Oogen an, un kiekt un kiekt; mir wurde schon janz anders.
Uff eenmal schreit se janz laut: ‚Ja, ja, ja!‘ un fällt ma um 'n Hals un is janz wild un schreit imma: ‚Ja, ja!‘ — Na, lieba Herr, schließlich is ma ja ooch nich aus Fannkuchenteich jemacht, un na ja, da isset denn jeschehn. Die Frau war reene wie varickt, aba nachher denn hatse furchtbar jeweint un sich jeschämt, un wenn ihr Mann und so —. Ick sare: ‚Junge Frau, det is nu jeschehn un nich zu ändern, un meine Meinung nach is nu de Hauptsache, det et ooch wirklich een Junge wird.‘ — Vor alle Fälle hab ick ihr meine Adresse jejeben un jesaacht, wennse mir mal braucht, denn bin ick allemal da.
Nach zwee Monate, ick hatte schon ja nich mehr an die Sache jedacht, krieje ick een Brief von ihr, wartense mal.“
Paule krabbelte aus seiner Jacke ein zerfleddertes Notizbuch und entnahm ihm einen zusammengelegten Brief.
„Heerense zu: ‚Geehrter Herr‘, wahraftich, geehrter Herr schreibt se, ‚ich möchte Sie morgen vormittag gern sprechen, ich bin sehr unglücklich. Ihre‘, na, Name wird nich jenannt, hab ick Ihn ja jesaacht.
Ick natierlich hin, un richtich, det war nu so weit, un sie hat et ihren Mann saren missen. Nu kennse sich ja 'n Bild machen, wat der Olle da anjejehm hat. Wußte doch janich mehr, det er ibahaupt vaheirat is, un soll nu wieda Vata wern. Hat jetobt un jeschrien, azehlte mir die arme Frau, un hatse unjetreues Weib jenannt un von Scheidung jemeckert, un wat det Schlimmste war, er hatse jehaun. Wie ick det jehört habe, da hat's aber bei mir jeschnappt.
‚Wenn is 'n Ihr Mann zu Hause?‘ frare ick. ‚Nachmittach‘, saacht die Frau, ‚aba um Jottes willen, was wolln Sie tun?‘
‚Det wern Se ja sehn‘, sar ick un jeh. Am Nachmittach war ick wieda da, un der Olle ooch, so 'n richtijer vamickerter Brathering, wie ick 'n ma jedacht hatte. Na, ick stell ma vor un sare, det ick 'n mal unta vier Oogen sprechen mechte. Ick habe weita keene Umstände mit 'n jemacht un ihn die janze Sache azehlt, wie det jekomm is, det er infolje und so die janze Schuld janz alleene hat, wo sich det kleene Mächen reenewech kaputt weent nach een kleenet Briderchen un er nich mal instande is, ihr un seine Frau den Jefallen zu duhn.
Un det seine Frau een orntliches, braves Weib is, die sich nich mit andre Männer abjibt, wennse ooch bei ihn weeß Jott alle Ursache dazu hätte. Un von ‚untreues Weib‘, wat mir anbelangt, könnte ibahaupt nich die Rede sind, det is so jekomm, det sollte woll so sind, det das kleene Mächen nu endlich een Briderchen kricht, un er soll zufrieden sind, wenn et eens wird. ‚Un wat det Haun anbelangt, wenn mir sowat noch mal zu Ohren kommt‘, sar ick, ‚denn kriejense et nich bloß mit mir zu duhn, denn schick ick Ihn den janzen Athletenklub Eichenkranz uff 'n Hals, un denn kennse ja sehn, wat nachher noch von Ihn ibrich bleibt.‘
Der Olle hat sich allens ruhich anjehört, und ick sah, wie er sich 'n paarmal de Oogen jewischt hat. Er jab ma de Hand un saachte, er hätte injesehn, det er seine Frau unrecht jetan hätte, un er wirde sich schon in die Sache finden. ‚Na denn is ja allens in Butta‘, sar ick un jing nach Haus.
Na, wie Se jesehn haben, lieber Herr, isset wirklich een Junge jeworden, un wat det Scheenste is, der Olle hat den kleenen Bengel bald lieba als sein Mächen un red sich valeicht ein, det er 'n selber fertich jebracht hat.
Na, un ick, wissense, ick pass nu von Zeit zu Zeit hier uff, wenn die Frau mit den Kleenen hier vorbei kommt, un denn mach ick so 'n bißken Eia-Popeia mit 'n, un die Frau red ooch 'n paar Worte mit mir, bloß heute nich, woll det Sie dabei war'n. Na aba nu muß ick zu Hause jehn, sonst hat de Trude wieda wat zu meckern.
Wissense, jeehrter Herr, vor die Jeschichte kennten wa uns eijentlich noch eene ins Jesichte stecken!“

Frühlingsabend

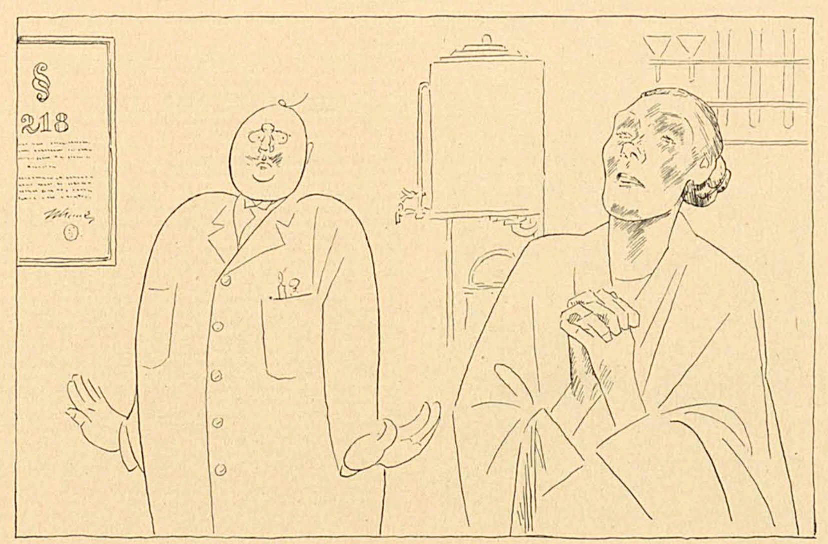
(Th. Th. Heine)



„Es folgt ein Vortrag des Herrn Professor Leisestark über das enharmonische Prinzip in der Tonalität des Nachtigallgesangs.“

Du sollst nicht töten!

(Olaf Gulbransson)



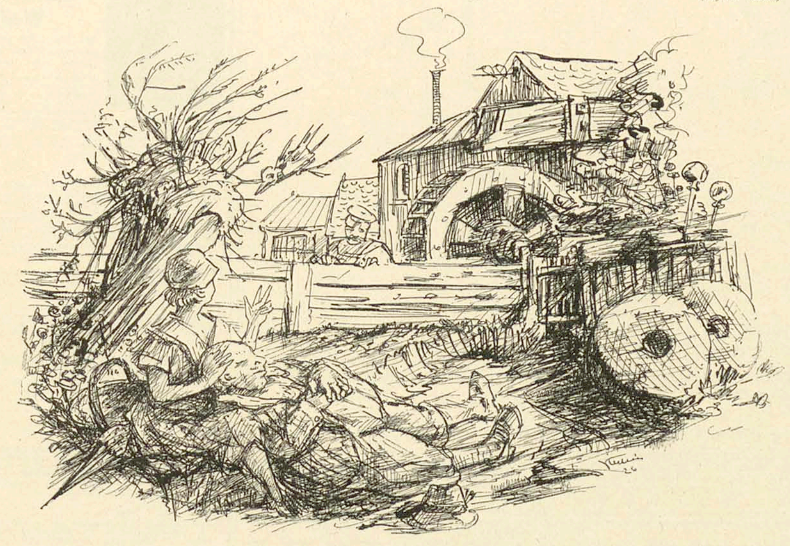
Heilig ist das Kind im Mutterleib —



— dann nicht mehr!

Verabredung

(Alfred Kubin)



Was ein Artist heutzutage leisten muß / Von Hans Gundlach

Haben Sie eine Ahnung, was von einem Artisten heutzutage verlangt wird? — Hören Sie zu.

Einer unserer bekanntesten Varietédirektoren reitet eines Tages spazieren: auf einem bildschönen und starken ostpreußischen Edelhengst. (Goldene Medaille auf der Pferdeschau in Stallupönen!) Bei den Parkanlagen tritt ihm ein fremder Mann in den Weg und fixiert das Pferd einige Sekunden lang ungewöhnlich scharf, worauf das stattliche Tier zwischen den überraschten Schenkeln seines Reiters blitzschnell zusammenschrumpft, bis es etwa die Größe eines durchschnittlichen Meerschweinchens erreicht hat. Der Direktor findet sich plötzlich auf dem feuchten Kiesweg sitzend, das winzige Pferdchen in der Steißkerbe eingeklemmt, wo es unter der erdrückenden Last seines Reiters jämmerlich quiekt und unangenehm krabbelt und zappelt. Unter dem Gelächter einer Zuschauermenge springt er auf, reißt sich das elende Wesen aus dem Hosenboden und fragt den Fremden wütend: „Was soll das heißen, Sie?" Der Fremde zieht artig den Hut und sagt mit tiefer Verbeugung: „Verzeihen Sie gütigst vielmals, hochverehrter Herr Direktor, ich bin ein stellungsloser Artist . . ." — „Zwecklos!" schneidet ihm der Direktor das Wort ab, indem er sich demonstrativ zum Gehen wendet, „seien Sie froh, daß ich Sie ungestraft laufen lasse!"

„Herr Direktor, ich leiste Außergewöhnliches!"

Der Direktor (mit pathetischer Ungeduld): „Lassen Sie mich in Frieden, — ich habe keine Stelle frei!"

Der Artist: „Ich kann zum Beispiel zentnerweise kleine bunte Glaskugeln ausschwitzen!"

„Na, und —?"

„Ich kann ganz klein werden . . ."

„Kann heute jeder!"

„Ich kann dreizehn Kritiker mit einer Butterstulle totschmeißen . . ."

„Täte mir die Butterstulle leid!"

„. . . oder die Riesenwelle am Trapez, und zwar mit den Füßen an der Stange, wobei ich auf meinen Rippen mit zwei Holzhämmern ergreifend Xylophon spiele . . ."

„Quatsch, Quatsch!" schreit der Direktor, „ist das alles, was Sie können?"

Der Artist: „Ich kann mich härter machen als Diamant und schwerer als Iridium!"

„Bitte", sagt der Direktor, „das möcht' ich sehen!"

Der Artist tritt auf den Bürgersteig, der mit großen steinernen Platten belegt ist, macht sich härter als Diamant und schwerer als Iridium, worauf er sofort in den Granitfliesen versinkt wie in Butter. Er watet bis an den Bauch in den Steinen herum, schreit um Hilfe und rettet sich schließlich nur durch Schwimmen; ein paar Bürger ziehen ihn heraus; er entspannt sich wieder, setzt seinen Hut auf und tritt vor den Direktor. „Das ist etwas ganz Alltägliches!" sagt der Direktor, nimmt sein neues Schoßpferdchen unter den Arm und geht nach Hause, dem Artisten vor allen Leuten die kalte Wange zeigend.

Als er ins Büro kommt, sich mißmutig an seinen Schreibtisch setzt und die Schublade aufzieht, steckt der Artist den Kopf heraus und sagt: „Ach bitte, Herr Direktor . . ." — „Langweilen Sie mich nicht!" schreit der Direktor gereizt; „nehmen Sie den Kopf 'rein, ich will den Kasten zumachen!" Der Artist fleht: „Stellen Sie mich doch an, ich habe eine Frau und drei Kinder zu ernähren! Was sollen wir denn anfangen, wenn ich ohne Stellung bleibe? Ich habe mich schon überall beworben, immer erfolglos! Bei der Straßenreinigung hat man mich wegen zu geringer musikalischer Kenntnisse abgewiesen! Bei der Bewerbung um eine Stelle als Zettelverteiler auf der Straße bin ich durch die psychotechnische Eignungsprüfung gefallen. Schusterlehrlingsaspiranten brauchen das Abitur und hervorragende Kenntnisse im Altgriechischen. Von höheren Berufen ganz zu schweigen. Als Plakatankleber etwa werden nur noch langjährige Universitätsprofessoren mit erstklassigen Referenzen und Sportlehrerexamen angenommen. Erbarmen Sie sich unser! Wir sind am Verhungern!" — „Sie langweilen mich!" donnert der Direktor und wirft die Schublade zu. Da erhebt sich das Bärenfell neben seinem Stuhl vom Boden und fletscht brummend die Zähne. Der Direktor sagt energisch: „Verlassen Sie sofort meine Wohnung, oder ich greife zum Minimax!" Der Artist tritt aus dem Fell hervor, händeringend, helle Tränen in den Augen, stürzt ans offene Fenster und springt mit gräßlichem Verzweiflungsschrei in die Tiefe hinaus. (Denn der Direktor wohnt im dreizehnten Stockwerk!) Da erfaßt den Direktor plötzlich eine Art Mitleid; er zündet sich eine Zigarette an, beugt sich zum Fenster hinaus und ruft hinterher: „Hallo! Sie! Kommen Sie mal zurück!" Der Artist macht mitten in der Luft vor dem vierten Stockwerk halt, blickt sich aufatmend um und kommt in elegantem Bogen durchs Fenster zurück, eine Schwalbe in der Hand, die er unterwegs gefangen. „Na, ich sehe, Sie sind doch nicht ganz unbefähigt", sagt der Direktor freundlich, „ich werde Sie engagieren. Sie können von morgen ab in meinem Theater die Treppen fegen."

(Happy end.)

Frühlings-Hoffnung

Von Benedikt

Na, wat denn, Mensch? Wie wird dir nur?
Es kribbelt dir im Blute –
Du fühlst dich hingezogen zur
balsamisch duftenden Natur
und jeder süßen Schnute!

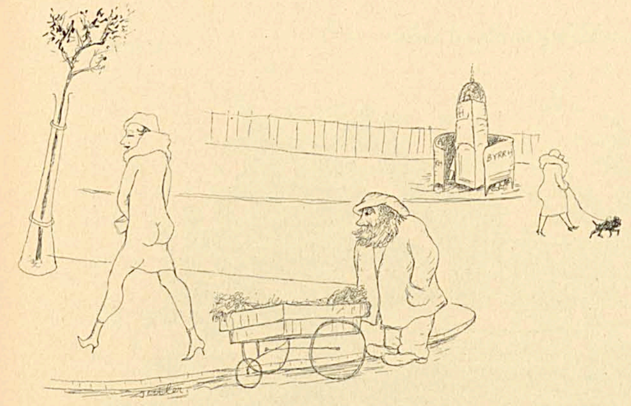
Nach dem Kalender stimmt es ja,
sagst du dir gottergeben:
Verdammt juchhe – der Lenz ist da!
Trotz Pleite und Enzyklika
muß man nun liebesleben!

In Wald und Parkanlagen hört
man seltsame Geräusche.
Wer sich bisher von Geist genährt,
fühlt unliebsam sich aufgestört
und träumt von frischem Fleische – –

Nicht mal ein Nazi bleibt immun,
wenn rings die Knospen springen –;
Drum hoffen wir, sie könnten nun
auch ihrerseits was andres tun
als Menschen – umzubringen – –

Vorteil

(Sailer)



„Andere Männer sollen für ihr Vergnügen nur bezahlen — der wahre Naturfreund genießt im Frühling kostenlos!"

Ungeduldige Liebe / Von Walther Rode

Am Pont d'Arcole angelangt, zögerte der Ministerialdirektor plötzlich. Wozu sollte er heute nochmals ins Amt? „Flaniere lieber ein bißchen, alte Amtsspinne", sagte er sich. „Es ist ziemlich egal, ob du das Referat über den Handelsvertrag mit Argentinien heute durchschaust oder morgen. Strecke lieber deine Beine an diesem herrlichen Frühlingsnachmittag."

Der Ministerialdirektor machte kehrt und überquerte die Place de l'Hotel de Ville. In der rue de Rivoli blieb er vor einer Spielwarenauslage stehn. Da hörte er, wie jemand zu ihm sagte: „Komm mit mir, schöner Mann." Er blickte seitwärts. Es war ein Freudenmädchen. Sie war jung, blond, spitzbübisch. „Ich werde sehr nett mit Ihnen sein", lockte sie. „Hol dich der Teufel", gab der Ministerialdirektor zurück. Dann fragte er: „Wo wohnst du?" — „Ich wohne gar nicht in Paris. Aber das hat Sie nichts anzugehn. Das Hotel, in das ich Sie führe, ist gleich hier bei den Hallen. Es ist dort sehr sauber und geheizt. Ich gehe voraus. Folge mir, mein Alter." Der Ministerialdirektor nahm an: „Geh voraus. Ich werde dir folgen."

Der Ministerialdirektor, ein stattlicher Mann von achtundvierzig Jahren, hatte in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens Angst vor Freudenmädchen gehabt. Diese Dinger, die Männer auf der Straße anreden, oft aus dem Nichts auftauchen wie heute diese, erschienen ihm mehr als weibliche Gnome, als Irrlichter denn als menschliche Wesen. Wie war es gekommen, daß er sich dennoch verlocken ließ? Er folgte, nicht ohne Bangen allerdings, der kleinen Blonden, die da fünfzehn Schritte vor ihm hertrippelte. Er behielt sie sogar scharf im Auge; und sie, sie versicherte sich seiner Gefolgschaft. Von Zeit zu Zeit wendete sie den Kopf nach ihrem Kunden um.

Das Mädchen überquerte den Boulevard Sebastopol, bog in ein kleines Gäßchen ein; ihre braunen Strümpfe erschienen auf Plätzen, Straßen, Übergängen. Jetzt schlängelt sie sich durch eine Wagenburg um einen Brunnen in einer Trottoirnische. Sie geht mutig durch den Autotrubel und bleibt vor einem Hause stehn. Sie scheint an ihrem Ziel.

Der Ministerialdirektor folgt ihrer Fährte peinlich genau. Auch er schiebt sich durch den Autostand durch. Nur Straßenbreite trennt ihn von der Kleinen. Dort drüben steht sie. Sie kommt ihm unscheinbar und dürftig vor. Er hat wenig Lust, das Abenteuer zu vollenden. Aber er denkt: „Ich habe mich in die Sache eingelassen. Ich kann nicht gut zurück. Also vorwärts."

Gerade will er den Fuß über die Straße setzen, da wird er, zu seiner höchsten Bestürzung, von einem entgegenkommenden Herrn angerufen: „Guten Abend, mein Lieber, das ist ausgezeichnet, daß ich Sie treffe!"

Es ist sein Minister. Was hat der in dieser Gegend zu tun? Und noch dazu zu Fuß? Der Ministerialdirektor muß stehen bleiben, den Hut ziehn, ganz zu Diensten sein. Er sieht noch, wie die Kleine sich umwendet; abgewendet jenseits der Straße dasteht als gehörte sie nicht zu ihm. Sie wird solche Abhaltungen in letzter Minute schon mitgemacht haben; sie weiß, wie man sich in dergleichen Fällen zu verhalten hat.

Der Handelsminister ist ein ganz alter Herr. Er hat keine Ahnung davon, auf welchen Wegen er den Leiter seines Ministeriums ertappt hat. Er fragt auch gar nicht darnach, wohin dieser seine Schritte lenkt. Er ist ihm einfach auf der Straße begegnet, und dies ist ein glückliches Treffen, denn er hat ihm Wichtiges zu sagen.

„Wissen Sie, Direktor, was aus unserem neuen Organisationsstatut geworden ist?"

Der Minister schien keine Eile zu haben. Er erzählte umständlich, was im Ministerium des Innern in der Angelegenheit vorgeht. Der Ministerialdirektor nickte mit dem Kopf und war ganz Ohr. Er sieht, wie die Kleine sich wieder ihm und seinem Minister zugekehrt hat und das Ende der Unterredung abwartet. Er denkt: „Was werde ich ihr für eine Wartegebühr entrichten müssen? Ein Taxi verlangt fünfzehn Francs für die Stunde; was bekommt eine Blonde von der rue de Rivoli?"

Der Minister hat sich auf den Rand des Straßenbrunnens in der Trottoirnische gesetzt und plaudert lustig vor sich hin. Der Ministerialdirektor nickt und nickt. Er muß dem Vaterlande dienen zu Wasser und zu Land, im Bureau und auf der Straße. Die Kleine steht und steht. „Unwahrscheinlich", denkt er, „daß sie abzieht. Sie hat zu viel Zeit in mich investiert. Sie wird nur nicht verstehn, warum ich den alten Herrn nicht abschüttle. Ich habe mir vorgestellt, die ganze Geschichte wird hundert Francs kosten. Jetzt scheint es, als ob ich unter zweihundert Francs nicht loskönnte.

Der Minister holt seine Tabatière aus der Tasche. Er bietet dem Direktor eine Zigarre an. Die Herren beginnen zu rauchen. Der Direktor sieht, wie ein gut gekleideter Herr seine Kleine anspricht. Sie blickt nicht auf. Keine Institutsvorsteherin hätte sich sittsamer benehmen können. Der Herr ist weg, aber ihre Geduld scheint zu Ende. Sie macht ein Zeichen: verabschiede den Kerl! Der Ministerialdirektor blickte in die Luft, als hätte er nichts bemerkt.

Da sieht er, wie die Kleine über die Straße auf ihn loskommt. Und schon steht sie vor ihm und seiner Exzellenz. Sie legte das Köpfchen zur Seite, und sagte schnippisch und ernst zugleich: „Wie ich sehe, hat dieser ehrwürdige Greis die Absicht, hier auf dem Brunnen zu übernachten. Die Herren haben wohl gar nichts zu tun! Ich aber habe meine Zeit nicht gestohlen. Einen Kunden habe ich deinetwegen schon verloren. Komm! Komm gleich, sonst finden wir alle Zimmer besetzt." —

Ausnahme

(Gedö)

„*Wat, du jloobst nich, daß dich der Storch zur Welt jebracht hat?*" — „*Nee, nee, bei mir war et der Paragraph zweihundertundachtzehn!*"

Das Wort-Patent

Das gibt es, obzwar kaum einer bis jetzt etwas davon gewußt hat. Erst ein eben durchgeführter Berliner Prozeß hat die Öffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht. Da ließ sich einer seinerzeit das Wort „Wochen-end" für irgendeinen Gebrauchsgegenstand patentieren; als ein paar Sportfirmen sich dann zusammentaten, um eine Wochen-end-Ausstellung zu arrangieren, wartete er seelenruhig die Eröffnung ab, um sie alle dann wegen Mißbrauch seines Patents zu verklagen. Er und sein Anwalt teilten sich dann in eine recht anständige Entschädigung. Das ist kein Witz, das ist der Bericht einer Tatsache, Berliner Zeitungen entnommen.

Nun ist allerdings zu befürchten, daß ein Run auf die gebräuchlichsten Worte einsetzen wird: jeder dürfte sie als erster für sich patentieren lassen wollen. Wir sehen aber im Geiste bereits in allen Zeitungen und auf allen Anschlagtafeln Deutschlands die Suche nach etwaigen entfernten Nachkommen eines gewissen Gottfried von Berlichingen kundgemacht. Die erben dann nämlich ein Patent, das eine Million wert ist. War doch dieser alte Herr der nachweisliche Erfinder eines großartigen „Gebrauchsgegenstandes in Wortform", der aus dem täglichen Leben der vier seither vergangenen Jahrhunderte und erst recht unserer heutigen Zeit überhaupt nicht mehr wegzudenken ist. Wenn die Patent-Erben nun für den jedesmaligen Gebrauch eine Taxe erhöben? Man wird ihnen raten müssen, die Sache lieber im Abonnement zu vergeben und im Pauschale bezahlen zu lassen. Denn die Anstellung von so übermäßig vielen „Götz-von-Berlichingen-Zitat-Kontrolleuren", die eigentlich notwendig wären, dürfte dann doch eine übermäßige Etatsbelastung verursachen.

H. K.

Lieber Simplicissimus!

Vor einem Berliner Bühnenschiedsgericht fand kürzlich die Verhandlung über jenen merkwürdigen Vorfall mit dem Karpfen im Schmetterlingsnetz statt . . .

In einer Revue wurde einem Komiker, der mit einem Schmetterlingsnetz aufzutreten hatte, kurz vor seinem Auftritt ein lebender Karpfen ins Netz gesteckt. Als er auf die Bühne kam, erhob sich im Zuschauerraum ein Heidengelächter, und der Künstler, ganz verdattert, flüchtete hinter die Kulissen.

Vor dem Schiedsgericht erhob sich nun unter anderm auch die Frage, ob der Komiker nicht geistesgegenwärtiger hätte handeln können. Hierzu soll der hinzugezogene Sachverständige geäußert haben: „Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen in Revuen und ähnlichen Aufführungen konnte der Komiker in dem Augenblick, als das Publikum spontan zu lachen begann, allerdings annehmen, daß etwas Unvorhergesehenes passiert sei."

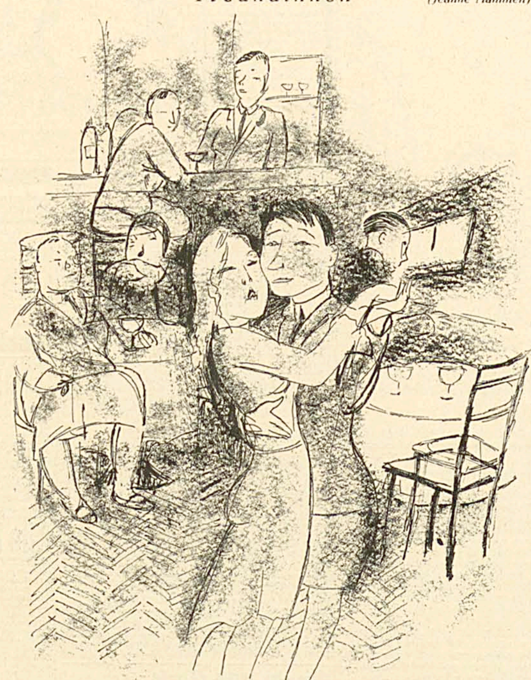
•

Vorstadtkino. Das „Mädchenschiff" ist auf dem Gipfel seiner Schauerlichkeit angelangt: Das arme blonde Mädel reißt die Peitsche von der Wand und schlägt den andrängenden Wüstling ins Gesicht. Aber der, unzuchttriefenden Gesichtes, rückt mit schrecklichem Grinsen immer näher. Atemlose Spannung, — da macht sich neben mir eine gepreßte Mädchenseele Luft: „O weh, da hat sie 'ne schöne Dummheit gemacht, das liebt er wahrscheinlich gerade!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Freundinnen *(Jeanne Mammen)*



„*Weißt du, Hilde, ich verachte Frauen, die sich mit Männern abgeben!*" — „*Ja, ja, auch ich kann es Mama niemals verzeihen, daß Vater ein Mann war.*"

Besuch beim Filmzensor / Von Alice Ekert-Rothholz

Wir Deutschen sind bekanntlich das Volk der Dichter und Stänker. Die Dichter dichten und die Filmzensoren stänkern. Zensur ist das Verbot der Stunde! Haben Sie mal die Filmprüfstelle besucht? Ich sage Ihnen: dort geht es verboten zu!
Neulich erhielt ich eine Vorladung der Oberprüfstelle wegen meines dort ruhenden Tonfilmmanuskriptes. Als ich die Prüfstelle betrat, empfing mich der Herr Oberzensor mit den Worten: „Eintritt verboten!" Das war aber nicht weiter verwunderlich; denn dafür sind wir ja schließlich in Deutschland. Der Filmzensor selber thronte auf hohem Amtssessel und verbot.
„Morgen, Morgen!" rief er mir zwischen zwei Verboten zu. „Sie machen ja nette Sachen! Sie sind 'n bißchen zu naiv fürs Filmgeschäft! Schon der Titel Ihres Tonfilms: ‚Der letzte Republikaner!' — Das ist natürlich ganz und gar unmöglich! Republikaner sind in Deutschland verboten..."
Ich starrte den Herrn sehr geistvoll an.
„Bitte ein anderes Gesicht!" rief der Zensor sofort. (Ich hatte ein verbotenes Gesicht gemacht.) „Wir haben Ihnen aber einen Vorschlag zu machen", fuhr der Gestrenge fort. „Aus dem Film kann noch was werden! Arbeiten Sie ihn rechts um! Machen Sie das Gegenteil daraus! . . . Das ist nicht verboten!" schrie er mich plötzlich an. Das stimmte allerdings. Das Gegenteil ist das einzige, was in Deutschland nicht verboten ist . . .
„Ja, aber was ist denn das Gegenteil eines Republikaners?" erkundigte ich mich vorsichtshalber. Denn erstens kann man bei den Herren nie wissen, und zweitens wollte ich es diesmal richtig machen.
„Zapfenstreich am Rhein!" trompetete der Herr zurück. „Mit Militärmusik der Bonner Kürassiere!"
Mir schwindelte. In meinem Kopf hub ein Blasen an. (Unter Mitwirkung der Bonner Kürassiere.)
„Herr Ministerialdirektor-Assistent!" begann ich, „das können Sie nicht von mir verlangen, Herr Regierungsrat! Bedenken Sie doch: Bonner Kürassiere!" Und damit steckte ich mir eine Beruhigungs-Zigarette in Brand.
„Rauchen verboten!" rief der Zensor augenblicklich und nahm mir die brennende Zigarette weg, um sie weiterzurauchen. Das verbat ich mir. Doch davon nahm er keinerlei Notiz. Hier hatte nur einer zu verbieten...
„Na, wie Sie wollen!", fuhr der Herr fort. „Aber wissen möcht' ich: was bildet Ihr Filmschreiber Euch eigentlich ein? Das Manuskript vergeht und die Zensur besteht! Und zwar auf dem Verbot. Glaubt Ihr denn, die Zensur sei wegen der Filme da? — Da kann ich Ihnen flüstern: die Filme sind wegen der Zensur da!"
„Wieso denn das, Herr Exzellenz?" rief ich bestürzt.
„Fragen verboten!" verwies mich der Herr Ober und zeigte auf die Hausordnung. „Das ist doch klar: Filme sind da, um verboten zu werden! Das ist die natürliche Ordnung aller Dinge! Am Anfang war die Zensur. Daraufhin gab's dann Filme. Damit die Zensur zu tun hat! So ist's doch überall im Staat! Die Verwaltung ist für die Beamten da. Die Prozesse sind für die Anwälte da. Die Ehe ist für den Hausfreund da. Der Krieg ist für die Generäle da. Und die Filme sind eben für die Zensur da. Wenn es keine Filme gäbe, gäbe es Gott behüte keine Zensur!"
„Aber wenn es keine Zensur gäbe, dann gäbe es Gott behüte — Filme", wollte ich antworten. Grad öffnete ich den Mund... Aber schon hatte der Zensor ihn mir verboten!

Sächsischer Dialog

„Vrzeihunk, ich dachde, Sie wären Wäjedarjer?"
„Da hamse richdch gedachd."
„Ich denke, Wäjedarjer essen gee Fleesch."
„Das schdimmd auffallend."
„Na, Sie fress'n doch awer momendan 'ne Kalbshaxe!!!"
„Das is für mich ähmd auch 'ne Fruchd."
„Hähä, Sie wollen mich wohl veräbbln! Eine Kalbshaxe is doch geine Fruchd!"
„Für mich ja. Für mich isses 'ne verbodene Fruchd."

K. M.

Lob der Zivilisation

Von Karl Kinndt

Was ist nur mit der Erde los?
Sie bebt sogar in Trier (!).
Wer gab der alten Dame bloß
dies heftige Klistier?

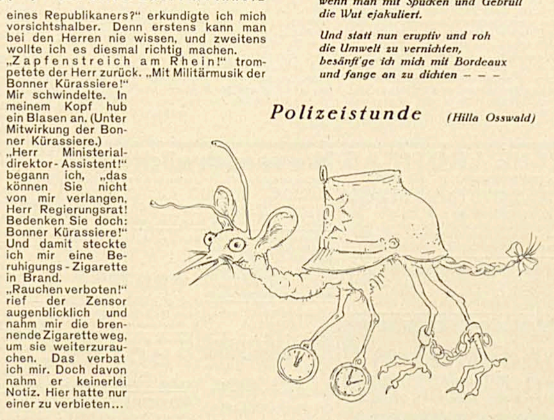
Sie windet wie in Wehen sich
und schenkt uns doch kein Kind —:
sie speit nur Lava fürchterlich
und heißen gift'gen Wind — —

Persönlich ist mir ja die Zeit
des öftren auch zum Spein,
doch hindert mich die Schicklichkeit,
mich derart zu befrein.

Und ich bedenke sanft und still,
daß es zu jarnischt führt,
wenn man mit Spucken und Gebrüll
die Wut ejakuliert.

Und statt nun eruptiv und roh
die Umwelt zu vernichten,
besänft'ge ich mich mit Bordeaux
und fange an zu dichten — — —

Polizeistunde *(Hilla Osswald)*



Das Zeitalter des militarisierten Kindes

(Wilhelm Schulz)



„Rasch, Tantchen, setz die Gasmaske auf, Karlchen macht seine Schularbeiten für die Giftgasstunde!"

Der Einbruch / Von David Luschnat

Der Einbrecher öffnete die Wohnungstür und trat in den Vorraum. Teppiche dämpften seinen Schritt. „Der liebe Gott meint es gut mit mir", murmelte er.

Er fand die Tür zum Juwelenzimmer. Nach kurzer Arbeit hatte er den Mechanismus des Stahlschrankes zerstört. Er griff hinein und hielt das Kästchen in der Hand.

Er wandte sich zum Gehen. Da sprang der Wachthund ihn an und biß ihm die Kehle durch. „Mein Gott", schrie der Mann, als ob sein Gott ihm helfen sollte.

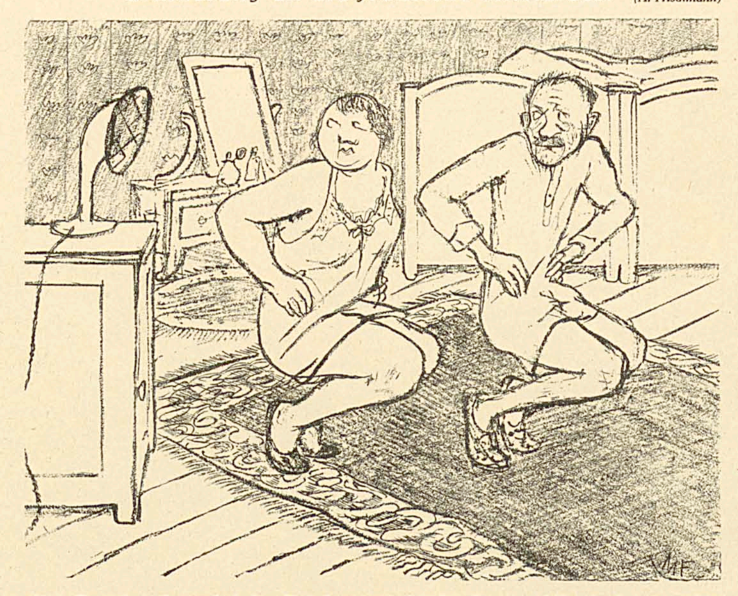
Am nächsten Morgen fand der Hausherr das Juwelenkästchen in den Händen der Leiche. Der Hund wedelte und sah zu seinem Herrn empor. Der umfaßte prüfend die Lage und murmelte: „Der Teppich ist hin. Der Blutfleck bleibt. Aber Gott sei Dank, alles ist gut abgelaufen."

Er rief das Hauspersonal und traf die notwendigen Anordnungen. Als das Stubenmädchen das Zimmer betrat, schlug sie die Hände zusammen und rief: „Ach Gott, so ein hübscher Mensch." Eine Weile stand sie in Betrachtung versunken, dann machte sie sich an die Reinigungsarbeit.

Inzwischen erschien der herbeigerufene Polizeibeamte, um den Tatbestand aufzunehmen. Er stellte fest, was geschehen war, und machte Notizen. Dann sagte er: „Mein Amt ist erfüllt; hier hat Gott gerichtet."

Der Körper des Einbrechers wurde ins Leichenschauhaus übergeführt. Da in der vorgeschriebenen Frist niemand von seinen Angehörigen erschien, wurde er auf Staatskosten beerdigt. Der beamtete Prediger sprach über Gottes Vorsehung, wie es die Vorschrift verlangte. In den Zeitungen wurde die Grabrede im Anschluß an die Schilderung des Ereignisses abgedruckt, weil sie knapp und treffend das göttliche Walten in dieser Wirrniswelt zum Ausdruck brachte und weil es immerhin nicht schaden konnte, wenn die Einbrecher (soweit sie Zeitungsleser waren) an die rächende Hand Gottes erinnert wurden.

Erinnerung an die fröhliche Militärzeit (M. Frischmann)



„Sixt, Reserl, bals nach jeder Kniabeug' wieder hoaßen tat ‚Mistviecher traurige' kamst glei besser in Schwung!"

Klawuttke meckert sich eins

Sehnse, da ham die Leite imma jeklaacht, det bei uns die Wirtschaftskrise is von wejen det zu wenig abjesetzt wird. Damit is' nu dank die Nazis vorbei! Woso, franse? Na, Mensch, wat bei die abjesetzt wird, det jeht doch uff keene normale Kuhhaut! Hitla setzt Stennesen und Killingern ab — und Stennes setzt Joebbels und Schulzen ab —: imma eena den andern — det bringt doch Schwung in die Wirtschaft! Und wat det bei die nächsten Wahlen erst for 'n Absatz an Nazis jem wird —: da wernse staun'n! Und det Hitla nu so fuuurchtba lejal is, wirkt ooch beruhjend. Der „Rebell" Stennes is abgesächt — und dafor kriejen wa nu den Schulz und den Heines: zwei ruhje jesittete Leite — von det bißken Killen abjesehn. Und wenn die wissen, det et ab heite nur for Lejalität Zaster jibt, denn machen die ooch streng in lejal.
Friha hatten wa in de Schul-Lesebicha een Jedicht, da hieß et zum Schluß: „Der Fink hat wieder Samen!" Vastanden ha 'ck det nich. Damals. Is ja ooch eene Schweinerei. Aba heite kennte man — janz ohne Schweinerei — saren: Berlin hat wieder Sahmen. Der Mann jefällt mir. Als Senatspräsident in Danzig war a zwo Meter zehn — und jetzt, wo a Obabirjameester von Barlin wird, is a nach die neiesten Pressemeldungen zwofuffzehn jeworn. „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken", saacht der Dichta. Der kann de Vahältnisse ibablicken. Jetzt jeht allens in de Höhe — nur hoffentlich det Defizit nich. Fraacht sich nur, ob se ihn nich det Jehalt ahöhn missen —: wo a doch jlatt fimfundzwanzich Prozent jrößa is als een normala Mensch. Der braucht for 'n Jehrock jut een Meta mehr! Bei mir Stiefmüttachen: je länga je lieba!
Im Jejensatz dazu soll nu de Arbeetszeit vakürzt wern. Einvastanden. Een sympathischa Jedanke. Wat mir betrifft, so ha 'ck damit jleich anjefangen — aba bis jetzt ha 'ck weda for die Arbeetslosen noch for mir een Afolch jemerkt. Wird schon komm'! Mit eene Stunde Kirzung wollnse een Viertel alla Arbeetslosen beseitijen. Jroßahtich! Ick frare mir nur, warumse denn nich jleich um vier Stunden kirzen? Denn hätten wa ibahaupt keene Arbeetslosen mehr — und et bräche een alljemeina Wohlstand an —!
Ham Sie ooch so 'n vadorbenen Maren? Ick hab mir ibafressen an die jottsvafluchten Ostaeia — wo ick doch harte Eia jar nich vatraren kann. Aba ick war bei mein Freind Piesecke injeladen — und heite bei die Notvaordnung jejen die Jottlosen muß ma vorsichtich sind! Eenmal war ick schon vakracht mit Piesecken, und da hat ma det Aas bei die Steua denunziert. Und wenn 'ck nu keene Ostaeia bei ihn jejessen hätte, hätt' a mir valleicht bei 'n nächsten Krach wejen Verächtlichmachung reljösa Jebräuche anjezeicht. Lieba 'n vadorbenen Maren als injespunn'n, ha 'ck ma jesaacht. Fimf Stick ha 'ck jejessen. Die spir ick heite noch. Aba nächstet Jahr lade ick Piesecken in und denn mußa achte vadricken! Wo a doch ooch keen juten Maren hat.
Ham Se von det Synajogen-Attentat in Budapest jehert? Mal wat Neiet: der Mann is der Ibazeijung, det nich nur die Freimaura und die Juden — die Radfahra hata vajessen — an allen Elend schuld sind, sondern ooch die Juristen und die Schauspielerinnen. Und den Mann hamse in 't Irrenhaus jesperrt!! Womit ick nischt jejen det Reichsjericht jesaacht ham will — aba mit die Schauspielerinnen, det ha 'ck an 'n eijenen Fleische — sozusaren — afahren. Een sißet Aas war det. Aba mehr Aas als siß — vastehnse? Wat die mich jekostet hat — jloomse nich! Und janz zu 'n Schluß stellt sich raus, det se jar keene Schauspielerin nich is, sondan nur von de Filmberse. So sind die! Aba darum braucht der Mann doch nich jleich in de Synajoge zu schießen — wie?!
Mit die Zollunion det wird nischt. Sare ick

Beim Tellerwaschen im April

Von Erich Kästner

Wieder kehrt – – der Frühling, Lenz genannt,
bei uns ein – – mit Tulpen in der Hand.
Schelmisch lä – – chelt er mit dem Gesicht.
Wo er hin – – tritt, wächst Vergißmeinnicht.

Doch man irrt – – sich, wenn man etwa denkt,
daß der Lenz – – auf Blumen sich beschränkt.
Nein, er pflanzt – – auch voller Übermut
heiße Sehn – – sucht in mein junges Blut.

Schatz, ach Schatz – – ich hab auf vieles Lust.
Nimm mich hin – – und wieder an die Brust!
Denn wenn al – – les wächst, dann wächst auch dir
dein Verlan – – gen, das du hast auf mir.

Damals, als – – du mir die Haare strichst,
sagtest du, – – daß du mich ehelichst.
Liebster Fried – – rich, war es da nicht klar,
daß ich ü – – ber dir beleidigt war?

Alle vier – – zehn Tage Ausgang nur
ist natür – – lich eine Pferdekur.
Hoffentlich – – hältst du's bis Sonntag aus.
Wenn du frü – – her willst, schmeißt sie mich raus.

Gestern nacht – – erschienst du mir im Traum.
Deine Ba – – dehose sah man kaum.
Und es stand, – – wie ich mit Freuden sah,
drauf geschrie – – ieben: Der Lenz ist da!

Sie. Det is nur so for die Presse und det se sich in die Tonwoche könn'n intawjuhn lassen. Paneuropa? Da muß ick lachen. Bin ick jejen. Stellense Ihn'n vor: keene Zolljrenzen mehr — und ibahaupt keene richtjen Jrenzen — und mit die Polletik allens in Butta —! Wat soll ick denn da morjens noch in die Zeitung zu lesen krie-jen? Nur Mord und Dodschlach, Einbruch und Vasichrungsbetruch und hin und wieda mal een knorket Erdbem? Lieba nich. Polletik muß sind. Schon von wejen, det ick meene Olle mächtich imponiern kann, indem ick sie akläre, wie det is und wie det nich is. Sonst hättse jar keen Respekt mehr vor mir. Hatse so schon nich. Und Respekt muß sind. Könn' Sie sich eene jute Ehe vorstelln ohne jar keen Krach? Wenn 'ck so 'n valiebtet Pärchen sehe, wo imma nur „Schnutzputzi" und „Mietzi-matzi" zueenanda saacht, da jeht mir de Jalle hoch, und ick sare mir: det dauat nich lange, Kinda! Jenau so is det mit Paneuropa. Von mir aus könn'nse 't ja machen —: uff d e n Krach freie ick mir schon. Denn, wissen Se, wenn 'ck morjens keene Polletik in die Zeitung finde — und Polletik is schließlich nur een deitscha Ausdruck for Krach — denn schmeckt mich det beste Fristick nich und ick bin den janzen Taach vamickert. Vastehnse?

Kaki

Ganz kleine Geschichte

. . . und als der Steuerbeamte abermals kam, war der kleine Bello schon tot.

„Wir haben ihn geschlachtet!" . . . sagte der Mann, dem ein wohlweiser Staat die Freude an einem kleinen possierlichen Hunde nicht gönnen wollte, ohne die hiefür angesetzte Luxussteuer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erheben.

„Ja, ja . . .", sagte der Mann; und er wußte nicht, ob er weinen sollte über den Tod des kleinen Freundes, . . . oder lachen darüber, daß es einen Braten gab, einen Happen Fleisch, wie man ihn schon lange nicht mehr zwischen den Zähnen gespürt hatte.

Und dann wurde Bello serviert.

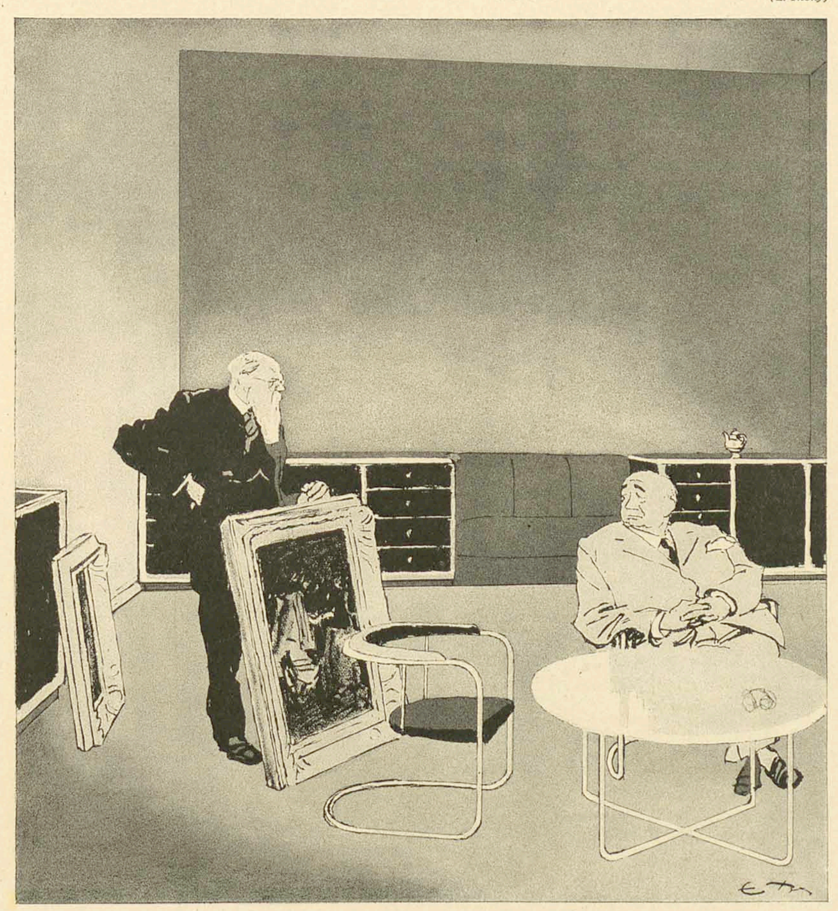
Den Kindern tropften die hellen Tränen in die Teller, als sie Bellos sterbliche Reste mit verzweifeltem Appetit verschlangen . . .

Aber das Kleinste, das noch dumm war und unfähig, die Kausalität zwischen Tragik und Freude zu erkennen, legte die Knochen fein säuberlich auf die Seite und sagte glücklich: „Für Bello . . .!"

Arnold Weiß-Rüthel

Der moderne Mäzen

(E. Thöny)



„Nichts zu machen, ich kaufe prinzipiell nur Bilder, die mir nicht gefallen."

Im Fluge durch den Süden

(F. Schilling)



„Fünfzehn Kilometer in den Uffizien, drei in der Sixtina und zwanzig in Pompeji versäumt — nu aber mal Vollgas!"

Stuttgart, 27. April 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Parteidisziplin

(Th. Th. Heine)



„Und wenn selbst die halbe Partei zum Teufel ginge — solange meiner Hälfte die Futterkrippe bleibt, kann mir nichts geschehen!"

Spanischer Frühling / Von Karl Kinndt

Hurra! Die Republik marschiert!
Man ist nicht mehr so dämlich.
Die Diktatur ist abserviert — — —:
im fernen Spanien nämlich — — —

Ob es nicht auch der Wählerschar
der Nazis einmal dämmert,
daß alles Bluff und Schwindel war,
beschissen und belämmert —?

Wär' es nicht besser, lieber gleich
mit all dem Schluß zu machen?
Muß unbedingt das Dritte Reich
erst kommen und verkrachen?

In Spanien weht der Frühlingswind
mit fröhlichem Gebrause —:
Warum denn nur, warum, mein Kind,
nicht auch bei uns zu Hause??

Wie es dem Archäologen Geheimrat Busemilch gelang, trotz seiner Genialität glücklich verheiratet zu sein

Ein Interview mit seiner Witwe / Von Werner von der Schulenburg

Daß der Geheimrat Professor Busemilch ein genialer Archäolog gewesen ist, wird von vierzehn Kongressen, von Instituten, von Souveränen, welche von Berufs wegen etwas von Archäologie verstehen, und von Busemilchs Kollegen anerkannt: Letzteres geschieht in den Büchern der Kollegen; vor Busemilchs Tode von denjenigen, die etwas von dem Meister wollten; nach Busemilchs Tode von allen, weil sie den Geist des großen Busemilch gegen ihre lebendigen Kollegen zu beschwören pflegen. Neidhammel zischeln etwas von einem platonischen Ehedreieck des Verstorbenen. Das ist eine Gemeinheit. Daß Geheimrat Busemilch glücklich verheiratet gewesen sei, hat mir seine Witwe versichert. Und die kannte ihn doch am besten. Zudem ist sie Hamburgerin, was immer eine Voraussetzung für eine glückliche Ehe ist. Für Archäologen.

Ich bat die Frau Geheimrätin Busemilch um einige Daten über Busemilchs Ehe, weil ich es für wichtig halte, seine Biographie zu ergänzen und jungen Archäologen einen Hinweis auf die Voraussetzungen einer fruchtbringenden Grabetätigkeit zu geben.

Frau Geheimrat hatte die Güte, mir alles Nötige mitzuteilen. Es geschah dies mit großzügiger Bereitwilligkeit und natürlich in klassischen Formen. Frau Geheimrat saß in einem roten Ripssofa unter einem Bild des Verstorbenen, das rechts und links von je einer verblichenen Tempelphotographie flankiert war. Auch sonst war alles da: Diplome, Bücherschränke und antiker Geruch.

„Sie lernten den Altmeister der Archäologie in seiner Großzeit kennen?" fragte ich vorsichtig.

„Tja, ssehn Sie", meinte die Geheimrätin und kratzte sich mit einer Stricknadel unter der klassischen Haarfrisur. „Er suchte eine Dame ... eine Dame, ver-s-tehn Sie, für sein Haus ... Da kam ich bei ihm ... und meine Mutter brachte ich mit. Er mochte sie so gern. Drei Monate ging es so. Da beging er etwas, nun sagen wir, Gelehrtenhaftes, etwas Unziemliches, denken Sie! Nein, ich sag es nicht ..."

Stille. „Ja, ich muß es sagen. Es ist zu wichtig. Gerade für Ihr Buch. Er gab ... mir eine ... Hose ... ich sollte ihm einen Knopf annähen ... und wo! ... Scha, meine Mutter brachte seinen Fehler in Ordnung."

„Also Ihre Frau Mutter nähte den Knopf an?"

Die Geheimrätin wurde Medea. „Nein, Hä Doktä, sie sagte ihm, was er als Mann von Ehre, als griechinsch Empfindender zu tun hätte. Und so heirateten wir ..."

Bescheiden senkte ich den Kopf. „Ihre Frau Mutter war eine große Frau."

„Das war sie. Eine Antike. Jonisch. Busemilch liebte sie so, daß sie uns auch auf der Hochzeitsreise nicht zu verlassen beschloß. Wir drei waren eins."

„Das ist in der Tat schon mehr — nun sagen wir: mythologisch."

„Das ist das richtige Wort. Mythologisch. Böse Freunde sagten ihr, sie solle nicht mitgehen. Man müsse das junge Paar allein lassen. Sie sagten auch so Gemeinheiten. So von der Hochzeitsreise. Da fand meine Mutter das richtige Wort; sie antwortete nur: ‚So was tut unser Karl nich.' Das antwortete meine Mutter."

„Und — hat denn der Herr Geheimrat ..."

„Ja, einmal, in Athen. Es war auf der Hochzeitsreise von uns dreien. Unsere Mutter war gerade ausgegangen. Es war ein Tag wie von Homer. Die Lerchen sangen; die Berge waren veilchenumkränzt ..."

„Die Berge waren veilchenumkränzt — verzeihen Sie, das muß ich mir notieren."

„Und da fuhr der Gesandte vor, um uns seinen Gegenbesuch zu machen. Wissen Sie, Busemilch hatte damals schon einen Weltruf. Der Gesandte ließ sich melden. O schrecklich. Gerade in dem einen Augenblick. Was tun? Karl war ja noch einigermaßen; er zog sich rasch seinen Rock an; aber ich, ich konnte nich so schnell. Karl stopfte mich unter die Bettdecke. Und da kam der Gesandte, denn Karl hatte in der Hast gesagt: ‚Ich lasse bitten.' Und ich lag nun unter der Bettdecke."

Die Geheimrätin knetete die Lehnen ihres Sessels mit den Fingern.

„Gnädige Frau", bemerkte ich leise, „bei der eminenten Bedeutung des Meisters ist gerade ... ich bitte ..."

„Tja, und da sprachen sie. Von Schliemannn, von Troja und von Priamos. Da sagte der Gesandte: ‚Wenn er zehn Jahre um sie gekämpft hat, und sie noch frisch war, denn is sie doch wohl in Troja 'n bißchen eingeweckt gewesen?' Na, da mußten sie natürlich beide lachen."

Ich sah die Gattin Busemilchs erwartungsvoll an. „Ja, und Sie ..."

„Tja, Hä Doktä, das war es ja gerade. Ich ... na ... fft ... kss ... hahaha ... ich konnt mich ja nich mehr halten. Helena eingeweckt! Denken Sie! Ich lachte man so los. Da sprang der Gesandte auf. Dann sah er Busemilch zwinkernd an, drohte mit dem Finger und sagte: ‚Na, Sie kleiner Schäker.' So sagte der Mensch."

„Peinlich", sagte ich ergriffen. „Kleiner Schäker ... Schrecklich."

„Peinlich? Schrecklich? Es war der größte Augenblick meines Lebens. Denn es wurde mir Gelegenheit geboten, Busemilchs ganze Größe zu sehen. Er trat als unser Mann für unsere Ehre ein, wie Ajax, stellte sich vor den Gesandten hin und sagte mit gewaltiger Stimme: ‚Exzellenz, das ist meine Frau.'"

„Das ist sehr interessant. Das ist mehr. Das ist groß. Ja, jetzt begreife ich allmählich ... Wie ging denn die Geschichte weiter?"

Die Geheimrätin faltete die Hände. „Kennenlernen tat ich den Gesandten ja gerade nich, nich? Aber am nächsten Tag machten wir noch einen Besuch, und am folgenden Tag kam der Gesandte wieder."

„Das ist sehr höflich — von allen Seiten."

„War es auch. Nun bekam meine Mutter ganz recht. Unser Karl wurde ganz Geist. Unser Karl, der arbeitete immer weiter."

„Er arbeitete weiter? Sie sagten doch soeben, er sei ganz Geist... Sie meinen also? Sie gestatten die Frage? ..."

„Er grub. Was er so rausbuddelte! Arme und Beine und Klinker und die Venus von Delphi und den Fries und die ganzen anderen Sachen. Und da schrieb er über. Steht all da drüben. Sein Leben war Arbeit. Und meine Mutter und ich, wir standen ihm zur Seite. Das weiß die Welt ... jawohl. Die Wissenschaft des Spatens ist meine Mutter, ich und Busemilch."

Tiefe Rührung hatte ich zur Verfügung. „So ging das die Jahre hindurch?"

„Dscharen? D s c h a r e n d e n! Als er gestorben war, mein Hä, da weinten die ganzen Großen der Wissenschaft an seinem Sarge. Was Kränze, sag ich Ihnen. Vom Ministerium, vom Zinat, von allen Instituten; das ganze Haus roch man so nach Lorbeer. Am Sarg fingen natürlich die Gemeinheiten schon an. So ist es ja immer. Der Direktor vom archäologischen Institut fragte meine Mutter und mich, ob der Kranz vom Institut nicht angekommen sei. ‚Tja', sag ich, ‚aber Hä Professor, hier is ja so viel Lorbeer, und wir sind eine Wiwe. In Detalch ist Lorbeer teuer. Dreißig Pfennig so'n biß-

Politisches Panoptikum

(R. Großmann)

Der Nationalsozialist Dr. Frick
ehemaliger Innenminister in Thüringen

Hitlers linke Flügelmänner

(Karl Arnold)



„Uff legalem Wege — so 'n Quatsch — da sieh dir ma det kleene Portugal an, det hat alle vierzehn Tage seine Revolution!"

chen. Darum hab' ich uns einen Kranz in die Speisekammer gehängt.'"
Leise fuhr die Geheimrätin fort: „Das nimmt so'n Kerl übel und grinst noch dazu. Und war doch ganz in Busemilchs Sinn gewesen. Aber er hätte gesagt . . . ja, was hätte er man noch gesagt . . ."
Ich überließ die Geheimrätin ihrem Brüten darüber, was Busemilch wohl gesagt hätte, und empfahl mich dankend mit meiner wissenschaftlichen Ausbeute.
Man wird es jetzt verstehen, warum Geheimrat Professor Dr. Busemilch genial und trotzdem glücklich verheiratet war. Weil zwei Frauen an seiner Seite standen, die ihm das Dasein verschönten, wie sie es nur konnten. Frauen, die ihm kongenial waren: Germaninnen, Hamburgerinnen.
Der Fall Busemilch vereinfacht sich durch meine Forschungen ganz erheblich.

Austriaca / Von Kat

„Junge Kulturen"

Die Wiener Nazis haben das österreichische Handelsministerium, das der Eigentümer des schönen Wiener Heldenplatzes ist, um Überlassung dieses Platzes für ihren anfangs Mai stattfindenden „Gautag" ersucht. „Das Handelsministerium", hieß es daraufhin in einer offiziösen Mitteilung an die Presse, „hat das Ansuchen mit dem Bemerken abgelehnt, daß bei einer größeren Ansammlung in den Abendstunden die auf dem Heldenplatz vorhandenen jungen Kulturen leicht beschädigt werden könnten."
Wenn man höheren Orts den Nazis wegen Gefährdung junger Kulturen in den Abendstunden mißtraut, — sollte man sie nicht im Interesse alter Kulturen auch für den übrigen Teil des Tages unter Aufsicht stellen?

Verflechtungen

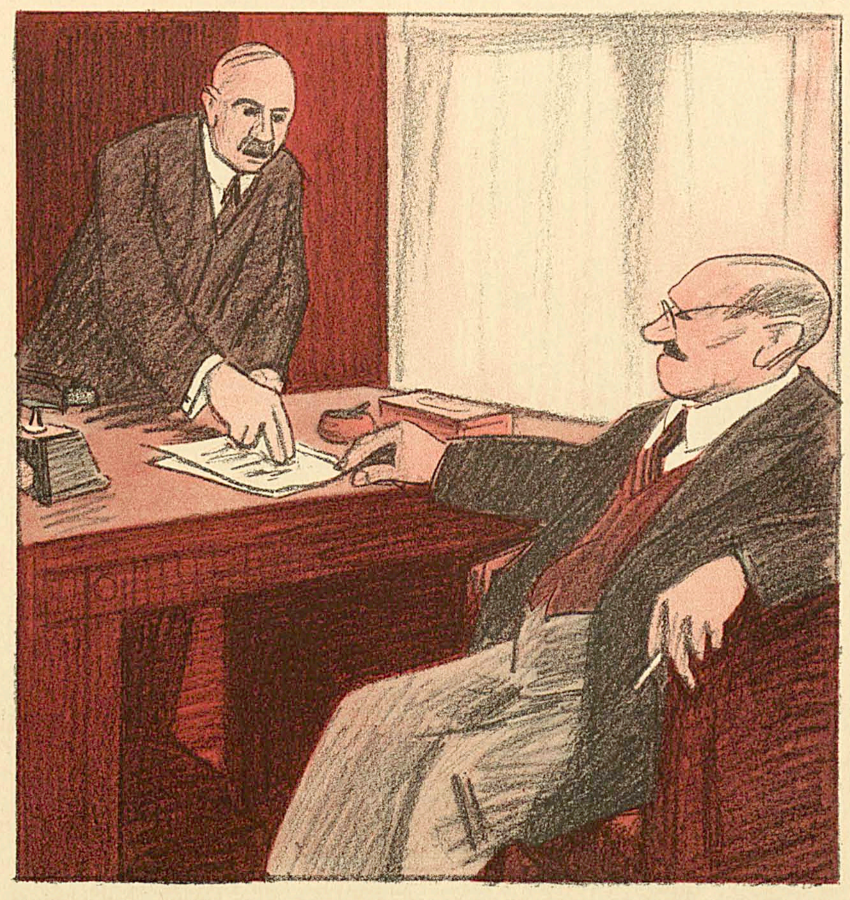
Warum in Österreich der Bürgerkrieg dann doch nie ausbricht? Die wirtschaftlichen Verflechtungen sind dort zu kompliziert, wovon ich mich letzthin in M., einem niederösterreichischen Kurörtchen, eindrucksvoll überzeugen konnte. Beim Kameraden Rösselwirt saßen die Heimwehrfunktionäre. „Schwer hat man's", meinte der Wirt. „Derf i zum Beispül dös rote Wean untastützen und unsa Bier vom Weana Stadtbräu kaufen, dös dera roten Gemeinde gehört?" — „Na!" riefen alle Kameraden unisono. — „Dös hob i mia a denkt. Oba unsa Kamerad Timpflinger, unsa Woffenmaster, is do hia bei uns Vertreter von dera Saufirma. No und kann i den vahungern lassen??" — „Na", seufzten alle Kameraden unisono und tranken bedrückt das rote Schwarzbier aus.

Mussolini untertreibt

Weil man die Ansicht der ganz großen Geister über alle lebenswichtigen Fragen kennenlernen soll, ließ die Wiener „Neue Freie Presse" Mussolini durch eine Dame über „Jugend und Frauen" befragen. Das Interview, vorsichtshalber erst vom 2. April datiert, steigert sich zu einer Sentenz, die wie ziseliertes Erz anmutet:
„Hingegen finde ich", sagt Mussolini, „daß die Welt überaus arm wäre, wenn es keine Frauen gäbe."
Hier aber untertreibt Mussolini. Wie wir nämlich von durchaus informierten Fachleuten erfahren, wäre die Welt in diesem Falle nicht nur arm, sondern nach gewisser Zeit möglicherweise auch ausgestorben. Soweit es wenigstens jene Lebewesen betrifft, die als Bewunderer Mussolinis und Abonnenten der „Neuen Freien Presse" in Betracht kommen.

Wirtschaftspioniere

(Wilhelm Schulz)



„Hier haben Sie eine Bestellung auf 3000 Traktoren." — „Sie sind zwar ein fauler Kunde, aber der Wagemut des deutschen Unternehmertums schreckt vor keinem Risiko zurück . . . vorausgesetzt, daß das Reich die Garantie dafür übernimmt!"

Kleinigkeiten / Von Roda Roda

Die Huldigung

In Prag einmal hatten wir eine solenne Exkneipe. Und sangen:

„Der Papst lebt herrlich in der Welt.
Er lebt von seinem Ablaßgeld
Und trinkt den allerbesten Wein,
Da möchte ich der Papst wohl sein."

Eine Stunde darauf ging ein Nachttelegramm ab:
„Bei Absingung des Liedes ‚Der Papst lebt herrlich in der Welt' gedenken wir Eurer Heiligkeit und senden beste Grüße."
Tags darauf traf die Antwort ein vom Kardinalstaatssekretär Rampolla: „Mit dem päpstlichen Segen für die Landsmannschaft ‚Hercynia'."

Der Feldherr

Im Krieg hatte Marschall Boroevic eine Zeitlang keine gute Presse gehabt — ihm wenigstens hatte es so geschienen. Darüber war er recht erbost.
Eines Tages, als sich die Kriegsberichterstatter bei ihm meldeten, ließ er sie ungnädig warten.
Endlich geruhte er zu kommen. Trat vor sie und rief: „Grüßen Sie mir das Hinterland!" Schlug die Hacken aneinander und klirrte von dannen.

Fragmente

Worte faszinieren; es drängt einen, sie zu gebrauchen.
In Orahowitza schrieb ein Schuster

A. Langer, Prestidigitateur

auf seinen Laden — nur, weil ihm das Wort gefiel.
Und ich möchte so gern „item" sagen. Wenn ich nur wüßte, wann es paßt.

•

Man müßte das Amt mit dem Besten besetzen — und begnügt sich mit einem Bessern, weil man keinen Guten hat.

Der zerplatzte Eros / Von Siegfried v. Vegesack

Wenn man sich abends den Sternenhimmel besieht,
wie alles in unergründlichen Gründen
fahrplanmäßig seine vorgeschriebenen Bahnen zieht,
ist man geneigt, alles in bester Ordnung zu finden.
Aber leider ist das keineswegs der Fall.
Auch unter den Sternen gibt es Eruptionen, Explosionen, dann und wann einen Knall.

Da ist z. B. Eros, ein Planetoid,
den man für gewöhnlich überhaupt nicht sieht.
Aber nun kam er plötzlich in Erdnähe,
die immerhin zwanzig Millionen Kilometer beträgt.
Obgleich ich von diesen Dingen wenig verstehe,
hat mich die Sache doch sehr erregt.
Alle Teleskope der Welt
waren in höchster Spannung auf Eros eingestellt.
Und da geschah es,
Professor Hartmann in La Plata sah es:
Eros ist mir nichts, dir nichts, ganz einfach zerplatzt . . .
Eros ist futsch.
Gab es im Weltall einen Putsch, einen Planeten-Rutsch?
Oder hat der alte Herr da oben — er soll doch alles lenken —
etwas verpatzt?
Der Vorfall gibt zu denken.

Auch unter den Sternen herrscht scheinbar keine Ordnung und Einigkeit.
War Eros auch bloß
dreißig Kilometer groß,
so ist das immerhin keine Kleinigkeit.
Und was dem Eros zustößt, kann auch mit der Erde passieren,
die ja auch nicht eine von den größten.
Kein schöner Gedanke:
Zerplatzen, — und sich im Weltraum verlieren.
Ich danke.
Die göttliche Vorsehung kann da wenig trösten.

Es fragt sich nun: wo ist Eros geblieben?
Ist er völlig in Staub zerfallen?
Man sagt immer: das steht in den Sternen geschrieben,
wenn aber nun immer mehr Sterne zerknallen, —
was dann?

Und warum fing es ausgerechnet mit Eros an?
Hat das einen tieferen Sinn?
Ist Rom vielleicht daran beteiligt,
weil Eros die Ehe entheiligt?
Jedenfalls: hin ist hin.
Vielleicht sind die Sterne jetzt unter Kontrolle gestellt,
und wem nicht Kirche und Zensur bescheinigt,
daß er was von der christlichen Ehe hält,
muß einfach zerknallen . . .

Die himmlische Atmosphäre ist also von Eros gereinigt.
Kein Engel kann fallen.
Wir werden uns nur noch in Ehren
wie Blumen vermehren,
was, wenn auch etwas trist,
doch, wie man sagt, sehr poetisch ist . . .

Ob die Welt sich dadurch bessern läßt?
Oder ob sie endgültig verpatzt ist?
Jedenfalls steht das eine fest:
daß Eros zerplatzt ist!

Grenzen der Macht

(Anton Leidl)

Anton Leidl

„Dös kann mir halt die Gnädige do net verbieten, daß i unkeusche Gedanken hab', wann i die Unterhosen vom gnädigen Herrn bügeln tua!"

Die Freiheit des Äthers / Eine (nicht nur) amerikanische Radiotragikomödie von Weare Hoolbrook

Wir waren durchaus nicht überrascht, als uns Mortimer Biffin, ein Wald- und Wiesenhumorist, der bereits zwei Bände heiterer Skizzen veröffentlicht hatte, berichtete, daß er mehrere Radiovorträge halten werde. Aber vergeblich durchforschten wir die Radioprogramme und lauschten erwartungsvoll den Ankündigungen des Sprechers; niemals trugen die Ätherwellen Biffins vertraute Stimme an unser Ohr.

Endlich entschlossen wir uns, ihn zu befragen. Zuerst schwieg er beharrlich. „Was ist denn los?“ setzten wir ihm zu, „haben sie vielleicht deine Stimme als für das Radio ungeeignet befunden?“

„Nein, das war es nicht“, versicherte er, „der Zensor machte mir Schwierigkeiten.“

„Der Zensor?“ riefen wir ungläubig. Denn wir konnten uns nicht vorstellen, daß der harmlos in sanften Kalauern hinplätschernde Humor unseres Biffin auch bei dem schamhaftesten Gemüt den in Amerika so beliebten sittlichen Anstoß erregen könnte. Oder hatte er uns vielleicht bisher getäuscht? War er vielleicht im Grunde seiner Seele ein Wüstling, dessen wahre Natur sich enthüllte, wenn er in ein Mikrophon sprach?

Es schien unmöglich, und Biffin beruhigte uns bald über seine sittlichen Grundsätze.

„Wie ihr wißt“, so begann er, „darf im Radio nichts Improvisiertes vorgetragen werden. Jedes Wort muß vorher schriftlich niedergelegt und der Direktion zur Prüfung übergeben werden. Ich sollte eine Reihe humoristischer Monologe vortragen, deren Themen mir freigestellt waren. So legte ich dem Direktor zwei Manuskripte vor. ‚Heiterer Schmaus im Grünen‘ hieß das eine, ‚Lustiges von unseren Jüngsten‘ das andere. Stirnrunzelnd überlas er meine Arbeiten, während er sich mit seinem Blaustift unablässig Anmerkungen machte. ‚Nun, aller Anfang ist schwer‘, meinte er. ‚Sie werden die Sachen wohl gründlich umarbeiten müssen. Da sprechen Sie zum Beispiel in Ihrem Vortrag ›Heiterer Schmaus im Grünen‹ von einer Raupe in der Mayonnaise. Manchen Leuten mag dies vielleicht amüsant vorkommen, aber viele tausende Hörer, und besonders Frauen, könnten in Ohnmacht fallen, wenn sie von solchen Dingen hören. Und im nächsten Absatz sprechen Sie davon, wie schwer es ist, die Oliven aus der Konservenbüchse herauszubekommen. Glauben Sie, daß sich die Olivenhändler das gefallen lassen würden? Und sie bilden eine sehr einflußreiche Vereinigung!

Und was Ihren Vortrag ›Lustiges von unseren Jüngsten‹ betrifft, so glaube ich, daß er zur Gänze umgearbeitet werden muß‘, fuhr er fort. ‚Sie sprechen da von dem Überhandnehmen jugendlicher Banditen, die man lieber dazu anhalten sollte, Spinat zu essen und zeitig zu Bett zu gehen. Das könnte man derart auslegen, als wäre es eine Strafe, Spinat essen zu müssen. Wenn wir derartiges senden würden, könnten wir sicher sein, daß uns die Nationale Vereinigung der Spinatpflanzer der USA. auf Schadenersatz verklagt. Und auch das Wort Bett ist ganz gegen unsere Regeln. Wir erwähnen nie das Wort Bett, es sei denn während der Sendung von Wiegenliedern. Wir kennen die psychologische Wirkung dieses Wortes auf unsere Hörer. Wenn sie das Wort Bett hören, erinnern sie sich sofort ihres eigenen Betts, drehen das Radio ab und gehen schlafen. Der Hauptzweck des Radios ist aber, die Nation wachzuhalten.

Auf der nächsten Seite sprechen Sie von der besten Methode, seine alten Rasierklingen loszuwerden, und schlagen vor, sie in schmutzigen Socken in die Waschanstalt zu schicken, weil man sie dann nie zurückbekomme. Nun, das ist geradezu Blasphemie! Gewiß, jedermann hat seinen Verdruß mit den Waschanstalten. Aber wissen Sie denn nicht, junger Mann, daß die Vereinigung der Waschanstalten und Putzereien die zartbesaitetste Organisation in ganz Amerika ist und auf die leiseste Kritik in gewalttätiger Weise reagiert?

Und dann noch etwas‘, fügte der Direktor hinzu. ‚Sie erzählen da eine Geschichte von einem Jungen, der zu seinem Vater sagt: ›Was, mein Schulzeugnis ist nur recht gut? Es ist verflucht gut, Pa!‹ Eine derartige Redeweise ist bei uns strengstens verpönt. Nur Geistliche haben bei uns das Recht, in ihren Vorträgen die Worte ›verdammt‹, ›verflucht‹ oder ›Hölle‹ zu gebrauchen.‘

So griff ich wieder nach meinen zerknitterten Manuskripten und versuchte sie umzuarbeiten. Aber es stellte sich bald heraus, daß ich in meiner verbesserten Auflage die Ananaskonservenfabrikanten, die Babywäscheerzeuger und die allamerikanische Grundstückmaklervereinigung beleidigte, von den Farmersfrauen in Jowa gar nicht zu reden. Ich arbeite jetzt an einer dritten Auflage, und ich hoffe, sie wird so langweilig sein, daß niemand an meinen Worten Anstoß nehmen kann. Dies aus dem einfachen Grunde, weil niemand zuhören wird. Das ist meine einzige Hoffnung.“

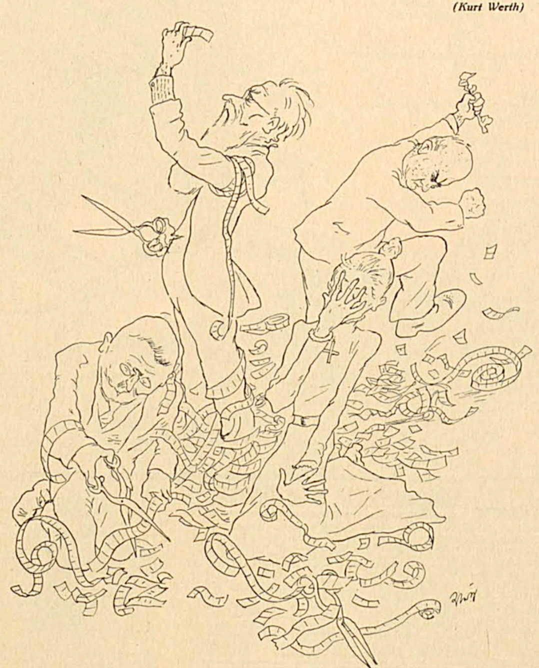
In der darauffolgenden Woche ging mit Biffin eine sichtliche Veränderung vor. Er nahm einen gequälten, gehetzten Gesichtsausdruck an, und sein ganzes Gehaben war nervös und ängstlich. Jeder Amateurdetektiv hätte ihn für einen verfolgten Verbrecher gehalten. Es war offenbar, daß er unter einem starken seelischen Druck stand. Wenn man ihn auf der Straße traf und sagte: „Wunderschönes Wetter heute, nicht wahr?“, benahm er sich, als riefe man ihm mit Donnerstimme zu: „Biffin, deine Frau weiß alles!!“ Er starrte einen an, sah sich ängstlich nach allen Seiten um, zog einen beiseite und flüsterte: „Ja, das Wetter ist schön. Aber verrate nicht, daß ich es gesagt habe! Die Vereinigung der Regenschirmfabrikanten könnte Anstoß nehmen . . .“ — „Aber gewiß nicht“, beruhigte ich ihn, „du kannst ungeniert sprechen, wenn du nicht vor dem Mikrophon stehst.“

„Man kann nicht vorsichtig genug sein“, antwortete er. „Denk' nur an die Farmerfrauen von Jowa. Sie nehmen Anstoß, wenn man von Makkaroni spricht. Sie glauben, daß Makkaroni einer Mischehe von Schwarzen und Weißen entstammen . . .“

Als ich Biffin einige Zeit später

Die wildgewordene Filmprüfstelle

(Kurt Werth)







traf, war er nur mehr das Wrack von einem Menschen. Der Direktor der Radiogesellschaft hatte gefunden, daß die vierte Auflage des Biffinschen Vortrages die Neuyorker städtischen Straßenbahnen, die Zahnärzte und die Alkoholschmuggler beleidige. „Gib's auf, alter Bursche", sagte ich ihm, „du bist nicht der rechte Mann für das Radio!" Er stöhnte schmerzlich. Aber sein Ehrgeiz blieb ungebrochen.

Zur Zeit ist Biffin damit beschäftigt, sich mit der Handhabung der hawaianischen Gitarre vertraut zu machen. Die hawaianische Gitarre, sagt Biffin, ist die idealste Darbietung für den Rundfunk. Sie berührt wohl jedermanns Ohr unangenehm, aber niemand nimmt an ihr persönlichen Anstoß — nicht einmal die Farmersfrauen von Jowa.

(Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen v. Leo Korten)

Alt-Heidelberg, du feine! *(Josef Sauer)*



„Det könnte man ja letzten Endes so 'nem Professor noch verzeihen, daß er beim Salamander nachklappt, aber in seiner Jesinnung muß er wenigstens die Bierehre der deutschen Nation vertreten!"

Spießer beim Bock

Sie gehn zum Bock, wie andre in ein Bad,
Darin sie ihren innern Menschen waschen.
Sie haben dafür stets gefüllte Taschen,
Das Leben wäre ihnen sonst zu fad.

„Wir wollen trinken, ja, wir wollen saufen!
Wir wollen lieben, und wir wollen raufen,
Wir wollen leben . . ." Doch ein jeder hat
Die Kraft nicht zu der auserwählten Tat.

So warten sie mit Herzen wie ein Schwamm
Und zeigen kindlich die geheimsten Kammern
Dem Nachbar auf, an dem sie haltlos klammern:
Der aber zieht sie auch nicht aus dem Schlamm.

Mit schweren Zungen reden sie von Treue
Und von dem Glück im Bett bei ihrer Frau.
Und daß sie gut sind, wissen sie genau:
Und morgen plagt sie nicht die kleinste Reue . . .

Maria Daut

Kleine Geschichten

Der Respekt vor dem Fachmann

In der Heilstätte Görbersdorf befinden sich Patienten aus aller deutschen Herren Ländern. Unter ihnen auch ein kleiner Postbeamter aus Meißen, unverfälscht in jeder Beziehung: echt meißnerisch und echt beamtenhaft und echt postalisch. Ihm begegne ich, als ich von einem Spaziergang zurückkehre.
Er beginnt sofort ein Gespräch. „Nu sachn Se mal, was isn das for ne niedliche Blume, was Sie da gefliggd ham?"
Ich halte ihm die Blüte hin — es ist eine knallgelbe Butterblume. Und sage ernsthaft: „Das ist ne Kastanienblüte."
Er schüttelt grinsend das Beamtenhaupt. „Ä nee, das is doch geene Gasdanje!"
„Aber natürlich! was soll's denn sonst sein?"
„Das weeß 'ch je nu nich. Aber ne Gasdanje is es nich."
Jetzt stelle ich mich in Positur. „Bestimmt ist das eine Kastanienblüte. Ich bin Volksschullehrer und muß das wissen!"
Er schielt noch einmal auf die knallgelbe Butterblume — und dann sagt er demütig: „Nu — denn wird's woll ne Gasdanje sin . . ."

Am Brunnen vor dem Tore

Wie schon so manchmal, nahm der Herr Gerichtsrat a. D. von seinem „Abendschoppen" — dem sich eine erkleckliche Anzahl von Nachtschoppen anschloß — wieder einmal einen ziemlich ansehnlichen Affen mit auf den Weg nach seinem, nahe bei unserm rheinischen Städtchen gelegenen Landhaus und Ruhesitz. In den sogenannten Anlagen, am oberen Ausgang des Städtchens, ließ der wackre Rat und Zecher, gleichfalls wie schon so manchmal, dem die Blase quälenden Gersten- und Rebensaft noch einmal freien Lauf. Und zwar gerade vor dem lustig plätschernden Springbrünnlein, das die Anlagen zierte und belebte.
„Gu'n Owend, Herr Rat", grüßte der alte Stadtpolizist, der auf seiner nächtlichen Runde vorbeikam. „Guten Abend, Hannes." — Nach einer halben Stunde kam der Hannes — nach getaner Pflicht — abermals des Wegs — und der Rat stand immer noch am Brünnlein. „Ja, was is dann das?! Herr Rat, Sie schdehn jo als noch do! Is Ihne ebbes?" Darauf der Herr Rat weinerlich, fast schluchzend: „Ja, hören Sie's denn nicht?! Es läuft — und läuft! Ach Gott, Hannes, ich glaube — ich laufe aus!"

Väterliches

Mein Vater, Lehrer in einer mitteldeutschen Kleinstadt, liest für mich die Korrekturbogen eines neuen Romans. Er macht das gewissenhafter als ich. Eines Tages aber bekomme ich von ihm einen Brief, der beginnt so:
„Lieber Junge! Auf Seite 122 Deines Romans finde ich die Wörter ‚Hure' und ‚Arsch'. Wenn Du Wert darauf legst, daß die besseren Familien unsrer Stadt Dein Buch kaufen, mußt Du diese Stellen mildern. Ich bitte Dich, auch mit Rücksicht auf mich, etwa ‚H . . e' und ‚A . . . h' zu schreiben . . ."

Kühle Blonde

In Hamburg. Auf der Alster. Mondnacht. Uns entgegen treibt ein Boot. Im Schummern ist so viel zu erkennen, daß Er sich von seinem Platz an den Riemen fortbegeben hat und sich um Sie zu schaffen macht. Es scheint aber, daß sie sich sträubt.
Gerade wie wir vorübergleiten, gibt sie den Grund an: „Es is ja man nich wegen der Jungfernschaft . . . aber wat schall dat . . .!"

Die Geburt eines Heldenepos / Von Walther Franke-Ruta

Wer weiß, wer weiß, ob nicht der Moment, wo Lehmann die furchtbare Watschen von Kiepenkerl kriegte, die Geburtsstunde eines neuen Heldenepos war, das unsre Kinder einstmals in der Schule präparieren und um dessentwillen sie werden nachsitzen müssen. Übrigens hätte ich eigentlich die Watschen kriegen sollen; das tut indes nichts zur Sache, verstärkt vielmehr nur die seelischen Komplikationen des Heldenepos; unsre Kinder werden einmal nichts zu lachen haben.

Ursache dieses großangelegten Heldendramas war der blinde Zufall, daß ich die Herren Lehmann, Kiepenkerl und Baumert aus Versehen in einer apenninischen Bauernkneipe traf, einem Bergnest von unwahrscheinlicher Abgelegenheit; es ist mir heut noch ein Rätsel, wie man in ein so abgelegenes Dorf geraten kann. Ich dachte, ich wäre der erste und einzige Deutsche, der seit der Völkerwanderung jemals in dieser Gegend war; wie ich aber in die Gaststube komme, sitzen schon drei Deutsche da; die haben ein Stückchen Jagd in der Umgebung gepachtet und saufen den Bauern den ganzen Kornschnaps weg und halten überhaupt unentwegt ihr Deutschtum hoch. Knorrig wie Eiche, und daher kam ja auch die Watschen; es wird sich nur durch ein Heldenepos wiedergutmachen lassen.

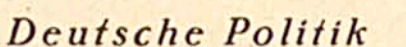
Zunächst begrüßen wir uns mit donnerndem Hallo und hocken uns alle um denselben Tisch. Die Bande der Volksbrüderschaft spannen sich beträchtlich, und in mannhafter Rede und Gegenrede werden wir uns bald darüber einig, daß der vierzehngrädige rote Barbera eine sehr erfreuliche Angelegenheit sei. Die Bergbauern, die in Anbetracht des Feiertages auch jeder ein Achtel vor sich haben, betrachten achtungsvoll unsre Lederjacken mit Reißverschluß und unsre sonstigen Errungenschaften der Neuzeit, im übrigen verstehen sie kein Wort von dem, was wir singen und sagen. Wie wir uns im Gesange versichern, daß wir nicht wüßten, was es zu bedeuten habe, daß wir so traurig sind, und den Kantus mit einem kräftigen „Eins, zwei, drei . . . Gsuffa!“ abschließen, rücken sie erschreckt zusammen, weil sie denken, nun geht die Keilerei gleich los. Wie uns aber Herr Baumert im Liede fragt, ob wir nicht den kleinen Kohn gesehen haben, lauschen sie interessiert den Weisen unsrer fernen Heimat.

Es besteht gar kein Zweifel, es sind sehr nette und vergnügte Landsleute, Leute, die im Leben etwas darzustellen haben; sie haben gute Vertretungen von ätherischen Ölen und synthetischen Riechstoffen, und in ihren Herzen lebt noch der alte Germanengeist, mit dem wir schon einmal die ganze Mittelmeergegend zertöppert haben, und wir singen unsere alten schönen Volkslieder, das vom Henkeltöppchen und auch das, wer den Käse zum Bahnhof gerollt hat.

Die Bergbauern hocken offenen Maules um uns herum und stoßen sich mit den Tabakspfeifen an, sagen von uns: „che brava gente!“; wir geben dem Süden ein erhebendes Beispiel deutscher Einmütigkeit.

Dann springt Kiepenkerl auf den Stuhl, ruft uns zu: „Deutschland erwache!“, und die anderen fallen rhythmisch ein: „Hoch Hitler!“ Da mache ich nun nicht mit und bleibe auf meinem Stühlchen sitzen und rufe über den Tisch: „Habt mich gern!“ Das wollen die anderen nun aber nicht, sondern sie rufen mir zu, Kerle wie ich müßten mit dem Knüppel totgeschlagen werden, ich sei ein greislicher, stinketer Uhu; wenn ich nicht gleich aufstünde, machten sie Hackepeter aus mir, und was so andre unziemliche Redewendungen mehr sind. Ich sage ihnen, meine Ruh will ich haben, und sie sollten mich gern haben.

Daraufhin wird Baumert annähernd so rot im Gesicht wie der vierzehngrädige Barbera im Glase und bedroht mich an Leib und Seele; zwischendurch hat er den Schluckauf. Die Bergbauern hören unsre erregten Worte und denken, jetzt





„Wat wollense denn bloß, Mensch, wa jehören doch der jleichen politischen Partei an!“ – „Nich mehr, vor 'ner Stunde haben wa uns jespalten!“

machen wir rechten Spaß, und freuen sich, was wir für lustige Leute sind.

Nun kriegt aber Lehmann menschlichere Ansichten und sagt, die Juden seien auch Menschen. Ich bin aber nun zufällig bei weitem keiner, und Kiepenkerl verlangt, das könne jeder sagen, und ich solle mit ihm herausgehen und es ihm beweisen.

An und für sich müßte ich ja einmal heraus; nun will ich aber gerade nicht; ich habe auch meinen Stolz, und Kiepenkerl sagt deshalb zu Lehmann: „Siehst du nun, was los ist, du Lumpenhund!“ Und da Lehmann gerade so bequem in der Nähe steht, haut der ihm die eingangs erwähnte Watschen herunter.

Nun sagt Lehmann, das sei unzart von ihm, und er sei gekränkt.

Da kommen auch schon die Karabinieri herein und nehmen uns ins Verhör, und wir sollen ganz ausführlich erzählen, was eigentlich los war.

Alle entwickeln nun eine Unmenge von italienischer Syntax und Lautlehre; Kiepenkerl gibt zu Protokoll, er habe Signor Itler hochleben lassen, worauf ich ihn aufgefordert hätte, zärtlich zu mir zu sein. Und Baumert habe uns im Liede gefragt, ob wir den Pikkolo Kohn gesehen hätten, worauf Lehmann korrigierend einwirft, es wäre auch gefragt worden, wer den Käse zum Bahnhof gerollt habe.

Der Karabinieriwachtmeister leckt seinen Tintenstift umständlich an und schreibt das alles auf und notiert nach dem Gehör den Namen Itlero und schreibt auch etwas von „piccolo cono“ und „formaggio alla stazione“ hinzu, wird im übrigen aber noch nicht ganz klug und forscht weiter.

Lehmann sagt weiterhin aus, ich wäre seiner Meinung nach ein Mensch, und Kiepenkerl habe mich aufgefordert, mit ihm aufs W. C. zu gehen; deswegen habe ihm Kiepenkerl eine hereingehauen. Er versucht auch, den greislichen, stinketen Uhu ins Italienische zu übersetzen. Der Wachtmeister schreibt das alles auf und wird immer noch nicht klüger davon. Da ja aber keine Leichen herumliegen, klappt er sein Meldebuch wieder zu, läßt die Sache auf sich beruhen und schiebt ab.

Wir fallen uns gerührt in die Arme und schwören uns ewige Urfehde, und lassen nachschenken, was das Zeug hält.

Um uns stehen die apenninischen Bergbauern und trinken sachte, sachte ihre Achtel aus und sperren Maul und Ohren auf von dem, was sie gehört haben, und merken sich jedes Wort. Und nun erzählen sie's draußen den Freunden und den Gevattern, und nun geht ein Raunen und Wispern in den Bergtälern los und wird von Mund zu Mund getragen und ausgeschmückt und dramatisiert, was diese nordischen Fremdlinge für einen wackeren und seltsamen Streit untereinander gehabt haben, und so wird das geschlechterlang weitergetragen werden, bis wieder einmal ein deutscher Gelehrter in die Gegend kommt und das ganze Heldenepos aufschreibt und (bei Diederichs in Jena) herausgibt, und unsre Kinder müssen es auswendig lernen, weil wir ja sonst keine anderen Sorgen haben.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Wohlmeinender Rat

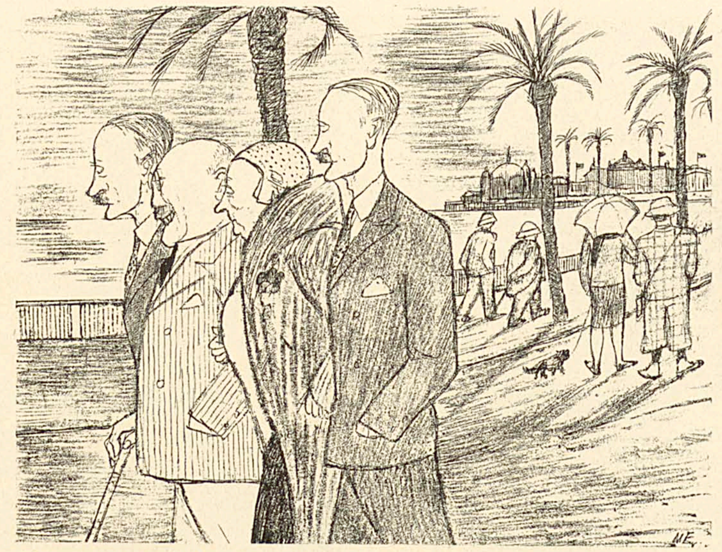
(E. Thöny)



„Siehst du, mein Junge, wenn du später mal arbeitslos werden solltest, spiele Golf, da vergeht dir die Zeit wie im Fluge!"

Neid

(M. Frischmann)



„Wenn man so denkt, Max, hier ist auch schon der große Ramses gewandelt!" — „Tja, tja, die Sorgen von dem möchte ick haben!"

Geschichtchen aus Rom / Von Manfred Sturmann

Wir hatten lange getrunken, Giacomo und ich, saßen in der warmen Septembernacht vor der Schenke auf wackeligen Stühlen und erinnerten uns unserer leeren Taschen, als wir mit unseren letzten Lirestücken die Zeche bezahlt hatten. Dennoch war uns unbeschreiblich wohl zumute. Der Wein, ein vorzüglicher Frascati, hatte unsere Stimmung beflügelt. Wir sahen, obgleich es Nacht war, die Welt im hellsten Licht; wir hatten uns nach Jahren zufällig getroffen; wir waren in Rom; wir waren glückliche Menschen.

Giacomo, dieser König der Glücksritter und Nichtstuer, hatte mir ein paar seiner köstlichen Gaunergeschichten erzählt. In mir war noch immer Gelächter über die harmlosen Untaten dieses Menschen, der es wie kein zweiter verstand, das Leben leicht zu nehmen und seinem Schicksal, war es mißgelaunt, mit einem geschickten kleinen Kunstgriff nachzuhelfen. In dieser Nacht noch sollte ich Zeuge dieser seiner Fertigkeit werden, und das will ich hier erzählen:

Wir rauchten unsere letzten Zigaretten und brachen schließlich mit etwas schwanken Beinen auf. Der Wirt trug gähnend Tische und Stühle ins Haus, denn wir waren die letzten Gäste, und das hübsche Mädchen, das uns bedient hatte, winkte uns lustig nach.

Arm in Arm gingen wir durch ein paar schlafende Gassen zum Tiber hinab, beugten uns über das Ufergeländer und sahen auf die tanzenden Sterne im Wasser. Es war sehr still. Unten schaukelte ein Boot an rasselnder Kette. Die harten Schritte zweier Karabinieri ließen mich in plötzlicher Ideenverbindung daran denken, daß ich kein Geld mehr und wenig Aussicht hatte, neues zu bekommen. Ich wurde, wie das so geht, im Nu ernüchtert und ließ den Kopf nachdrücklich hängen, daß es Giacomo mit seiner stets polternden Fröhlichkeit sofort bemerkte.

„Schon Katzenjammer?" lachte er. „Bei euch muß alles stets ‚in Ordnung' sein, sonst fühlt ihr euch nicht wohl, ihr Spießer!"

Ich lächelte süßsauer und gähnte bei dem Gedanken, daß ich nun zu Fuß durch die ganze Stadt nach Hause laufen mußte. Ich wohnte am Pincio, in einer kleinen Pension. Das war sehr weit vom Tiber, und ich kannte überdies den Weg noch immer nicht genau.

Ich mahnte zum Gehen und hielt Giacomo die Hand zum Abschied hin, denn mit ihm zusammen wäre ich wohl nie nach Hause gekommen.

„Wenn ich doch jetzt ein Auto hätte!" seufzte ich.

„Es gibt doch genug — du wirst doch nicht nach Hause g e h e n!" Giacomo machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Nein, mein Freund", sagte er, „jetzt nehmen wir einen Wagen, gondeln noch ein bißchen herum, und dann bringe ich dich nach Hause."

„Und woher hast du Geld, Giacomo?"

„Geld, ha, ha!" Er lachte dröhnend und schlug sich auf die Schenkel. „Nein, Geld habe ich nicht, wir werden eben ohne Geld fahren."

Und als ich ihn ansah, als hätte er plötzlich den Verstand verloren, sagte er: „Wetten wir um eine Flasche, daß wir jetzt wie die Grafen per Auto heimfahren, ohne auch nur einen Centesimo zu bezahlen?"

Mit schweren Bedenken schlug ich ein. Er schüttelte übermütig meine Hand. Da war meine Neugier bereits stärker als meine Skepsis. Schon hatte er mich am Ärmel gepackt und zog mich fort. Wie immer, so hatte ich auch jetzt das Gefühl, daß mir in Giacomos Nähe nichts passieren könnte. Ich ließ mich beruhigt von ihm ziehen und war neugierig, was er nun wohl anstellen würde.

Wir gingen über die breite Tiberbrücke. Am andern Ufer standen die Taxi. Giacomo winkte eine großspurig heran; wir stiegen ein und fuhren davon. Mir war nicht wohl zumute. Ohne einen Pfennig Geld in ein Auto zu steigen, nicht allein den Heimweg, sondern noch eine kleine Rundfahrt anzuordnen, — das hatte ich noch nicht erlebt. Giacomo hatte sich mit der Geste eines Petroleummagnaten ins Polster geworfen. Wir flogen unter strahlenden Bogenlampen dahin: ich konnte dieses zweifelhafte Abenteuer nicht mehr aufhalten. Giacomo hatte die Sache eingefädelt — also trug er allein die Verantwortung. Häuser mit prächtigen Fronten flogen an uns vorüber, rauschende Brunnen, Straßenzüge voll Lärm und Menschengewoge. Die Zeit verging zu rasch! Plötzlich hielt der Wagen vor der Spanischen Treppe, dem Ziel unserer Fahrt. Schnell stieg ich aus und fühlte ein feiges Herzklopfen. Ich dachte, daß jetzt auch Giacomo aus dem Wagen stürzen würde, um in hastiger Flucht mit mir das Weite zu suchen. Aber der hatte keine Eile. Geruhsam las er den Fahrpreis ab und

Schneeschmelze

Es ist der alte Tand,
sofern ich richtig seh':
erst frißt der Schnee das Land;
dann frißt das Land den Schnee.

Wenn er vom Himmel fliegt,
gleißt er wie Alabaster.
Je länger daß er liegt,
je grauer wird das Pflaster.

Gar mancher Theorie
ergeht es ebenso.
Im Anfang preist man sie;
hernach spricht man: oho!

Erst deckt sie einen zu.
Was könnte mehr beglücken?
Dann fängt der alte Schuh
von neuem an zu drücken.

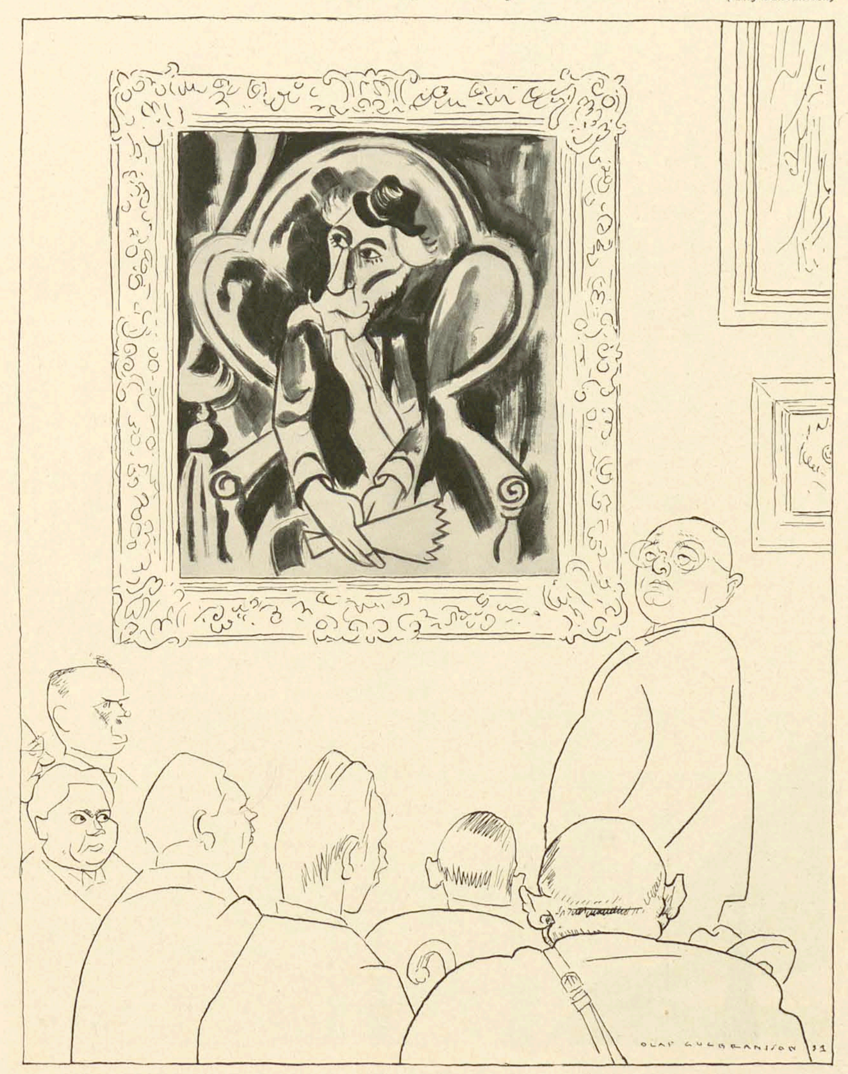
Statt Heil! ruft man nun Weh!
Statt hott kutschiert man wist,
bis daß auch dieser Schnee
zu Dreck verloffen ist.

Ratatöskr

zog umständlich, nach Art korpulenter Herren, seine Brieftasche.
„Per bacco!" hörte ich ihn plötzlich fluchen.
Er sprang in großer Erregung aus dem Wagen. „Licht, Kerl!" schrie er plötzlich. „Machen Sie schnell Licht im Wagen — Streichhölzer her! Ich habe einen Hundertlireschein im Wagen fallen lassen. Donnerwetter — schnell, schnell!"
Der Chauffeur, als Gauner Giacomo ebenbürtig, gab Gas und sauste mit seinem Wagen und dem vermeintlichen Hundertlireschein davon.
„Gewonnen!" schrie Giacomo und brachte mich die Treppe hinauf zu meiner Pension. „Siehst du, das nennt man corriger la fortune!"

Kunstführung

(Olaf Gulbransson)



„Je weniger uns ein Bild sagt, desto mehr hat ein Kunstgelehrter darüber zu sagen!"

Kampf der Sender

(E. Schilling)



„Wir müssen unsere Engel doch auch verstärken, sie werden vollkommen von den Großsendern überdeckt!“

München, 4. Mai 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

ENDE GUT – ALLES GUT



DER ABBRUCH DES SPANISCHEN STIERKAMPFES VOLLZOG SICH IN DEN HÖFLICHSTEN FORMEN

Fern im Süd das schöne Spanien / *Von Ratatöskr*

Nach beträchtlichem Rumoren
hat es endlich ausgegoren,
und nun hebt sich aus dem Schlick
eine neue Republik.

Mit gesenkter Unterlippe
drückt sich die Bourbonensippe.
Was noch gestern absolut'sch,
heute ist's perdü und futsch.

Tja, so ändern sich die Lose . . .
Und wie steht's mit der Prognose?
Jedenfalls: die Flagge loht
violett, orange und rot.

Starke Farben, muß ich sagen.
Ob sie sich selband vertragen?
Gibt es Trauben oder Schleh'n? . . .
Nun, wir werden es ja seh'n.

Heimst der edle Don Quijote
für sich ein die Überquote
bei dem Interessentanz
oder aber Sancho Panz'?

Die Liebeseskorte / Erzählung aus dem Marokkokrieg von José Díaz-Fernández

Das ganze Feldlager geriet in Aufregung, als das Lastauto von Tetuan eine junge, bildhübsche Blondine mitbrachte, die Wolken von Parfüm verbreitete. Die Soldaten standen mit offenen Mäulern vor den Baracken, kletterten auf die Mauern und pufften sich gegenseitig, um sie besser zu sehen. Ihre Jugend und Schönheit säte Aufruhr unter die verwilderte Schar, die ausnahmslos durch das seit vielen Monaten aufgezwungene Zölibat des Feldes halbtoll war. Weder Hunger noch Durst setzt jungen Menschen so zu wie das rebellierende Fleisch; aller Bodensatz der natürlichen Triebe wird aufgewühlt und verursacht Beklemmungen, erregt Träume und abwegige Versuchungen. Selbst die Seele beteiligt sich an dem physischen Aufruhr und hetzt als hinterhältiger Komplice die Sinne auf. In diesem Reizzustand wird die weiche Stimmung der Dämmerung, das Grauen der Nacht, selbst die Laute des fremden Landes zu Wellen der Wollust. — Unbekümmert und spielerisch ging die junge Dame durch all die handgreifliche Begehrlichkeit. Wo sie gegangen war, blieb ihr Duft. Ich sah mehr als einen Kameraden mit geblähten Nasenflügeln das Parfüm in sich einsaugen und sich dann in der Baracke aufs Stroh strecken, um es zu genießen wie Rauschgift.

Die Blondine verschwand mit dem begleitenden Unteroffizier im Büro des Stationschefs. Oberst Vilar war ein Bonvivant, der an Gefechtsvorabenden bei den strategischen Erörterungen die Generalstabskarten mit obszönen Zeichnungen bekritzelte.

„Herr Oberst", meldete der Unteroffizier, „die Frau Gemahlin des Herrn Leutnant Lopez vom Fort Audal überbringt ein Schreiben vom Höchstkommandierenden für Euer Hochwohlgeboren, mit der Erlaubnis, den Herrn Leutnant zu besuchen."

„Potztausend, meine Gnädige, Sie haben Mut, in unser Operationsgebiet zu kommen. Sie müssen den beneidenswerten Herrn Gemahl schon sehr lieben."

„Und ob! Denken Sie, daß wir uns schon über ein Jahr nicht gesehen haben. Und da die Araber ihm, der ihr Feind ist, die ganze Zeit nichts getan haben, denke ich, daß sie einer harmlosen Frau erst recht nichts zuleide tun werden."

„Alles gut und schön. Aber Audal ist einer der äußersten Posten hoch in den Bergen. Keine Möglichkeit, eine Dame unterzubringen. Eine elende Baracke, weiter nichts."

„Hat mir der General in Tetuan alles schon gesagt. Aber ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt. Stellen Sie sich meines Mannes Verblüffung vor, wenn ich plötzlich auftauche. Er wird mich ja totdrücken."

Der Oberst hörte mit offenem Munde zu.

„Gut, gut, ich sehe ein, daß Sie nach Audal müssen. Unteroffizier, lassen Sie ein Maultier für die Dame satteln und schicken Sie mir den Korporal von der Kolonne Audal."

Feldmarschmäßig, in zerschlissener Uniform, aber schnittig und rassig wie ein Sportsmann, trat der Korporal Pelayo beim Oberst an. Als er eintrat, trafen ihn Carmens Augen, und von da an waren ihre Blicke zueinandergezwungen wie zwei Himmelskörper in die gleiche Bahn.

„Korporal", befahl der Oberst, „die Dame hier, Gattin Ihres Leutnants, ist nach Audal zu geleiten. Sie soll eine so gute Eskorte haben wie der Proviantsack. Das sagt im Felde alles, meine Gnädige. Sie haften mir mit Ihrem Kopf für die Dame, Korporal. Verstanden? Mit Ihrem Kopf."

Kurz darauf stand der Korporal mit sechs Soldaten, zwei Treibern und zwei Maultieren abmarschfertig bereit. Die Dame durchschritt neben dem Oberst ein Spalier weitaufgerissener Augen. Es war für die ganze Besatzung ein unvergeßlicher Augenblick, als Carmen den kleinen, festen Fuß in die Hand des Oberst setzte, um sich in den Sattel zu schwingen; er verschaffte ihnen den Anblick eines wirklichen Frauenbeines, das ihre Vorstellungen so oft geformt hatten. Sie verteilte noch Scherze und lächelnde Blicke nach allen Seiten, ohne zu ahnen, welche Ernte beklemmender Träume sie säte.

Als lockende Eva setzte sie sich an die Spitze des Zuges. Die Soldaten folgten wie ein Rudel futterneidischer Raubtiere. Jeder überwachte eifersüchtig den anderen. Sengend brannte die Sonne auf den Berg herab und brachte die Steine zum Glühen. Carmen verlangte bald Wasser. Der Korporal reichte ihr seine Feldflasche, die sie erst absetzte, als sie leer war. Der Schweiß rann ihr am Halse hinab. Sie öffnete die Bluse, um sich zu trocknen. Pelayo stieg das Blut zu Kopf. Als sie ihm die Flasche zurückgab, berührten ihre Finger seine Hand, und er war nahe daran, wie ein andalusischer Wegelagerer die Flinte abzufeuern und das Maultier am Zügel zu packen.

„Sie sind gewiß noch unverheiratet", sagte sie. „Haben Sie eine Braut in Spanien zurückgelassen?"

„Ach, wenn man so lange fort ist, wird man vergessen."

„Das glaube ich nicht. Einen Mann wie Sie vergißt man doch nicht. Und die Soldaten? Wer von ihnen hat eine Braut in der Heimat?"

„Der da rechts und der hinter ihm. Lopez, wie heißt doch deine Braut?"

„Adele."

„So ein schöner Name", sagte Carmen. „Sicher ist sie sehr hübsch."

„Ja . . . schon. Aber Sie sind hübscher." Und Lopez lachte fast anstößig zu seinem Kompliment.

„Du bist galant, Lopez. Laß Adele nur nichts erfahren."

„Ich bin, wissen Sie . . . ich . . ." Lopez mußte etwas ganz Verwegenes auf der Zunge gehabt haben. Er verstummte plötzlich, und seine Blicke hingen an ihren Lippen wie die Fliege am Honig.

Die Sonne träufelte Weißglut auf den steilen Saumpfad. Kein Gras, kein Baum. In mühsamem Zickzack kletterten die Maultiere.

„Das ist ja nicht zum Aushalten", sagte Carmen zu Pelayo. „Könnte man doch das ganze nasse Zeug abwerfen!"

Die Äußerung trug nicht gerade dazu bei, die erregten Sinne der Männer zu beruhigen. Sie wußten nichts mehr von Müdigkeit und Hitze, in allen brannte nur der brutale Wunsch nach der Frau. Pelayo suchte abzulenken: „Wir sind bald an dem Steig, der zum Kabylendorf hinunterführt. Da ist etwas Schatten zum Rasten."

„Geben Sie mir Wasser", bat Carmen.

„Sie haben vorhin schon alles ausgetrunken. Lopez, gib deine Flasche."

Lopez machte die Feldflasche los und gab sie Carmen. Sie blieben etwas zurück.

„Ach, das tut gut", sagte sie. „Kann ich dir irgendeine kleine Freude machen, Lopez? Hättest du gern etwas?"

„Mir? . . . Mir ist nichts lieber als . . . aber nicht dem Herrn Leutnant sagen . . ."

„Bewahre."

„Mir ist alles andere egal. Nur auf Weiber bin ich scharf."

„Denk' an Adele", drohte sie lächelnd.

Sie hatten die anderen wieder eingeholt. Auf der Höhe hielten zwei Feigenbäume heroisch der Wüstensonne stand und boten spärlichen Schatten. In der Tiefe lag das Kabylendorf und milderte die ungeheure Öde der Landschaft. Der Korporal kommandierte: „Halt!"

Die Soldaten warfen sich zu Boden und knöpften die Röcke auf.

„Der Platz im Schatten ist für die Dame", befahl Pelayo.

„Nein, bleiben Sie nur", wehrte sie ab. „Wenn wir etwas zusammenrücken, haben wir alle Schatten."

Als sie aus dem Sattel glitt und sich unter die Soldaten setzte, war es, als spränge eine Flamme in einen Kohlenhaufen. Sie ließ sich die Reisetasche reichen, frottierte Gesicht und Hände mit Kölnisch Wasser und ordnete mit koketten Gesten ihr Haar. Pelayo trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und beobachtete sie mit zusammengebissenen Zähnen.

„Wer von euch mag Kölnisch Wasser? Paßt auf, ich werde euch alle parfümieren. Komm her, Lopez, du kommst zuerst daran."

Lopez kniete vor ihr nieder, und sie leerte die halbe Flasche auf seinen struppigen Kopf. Dann begoß sie einen nach dem anderen.

„Mögen Sie nichts, Korporal?"

„Danke."

„Sie geben mir einen Korb? Nun, wie Sie wollen."

Sie verschlang die Hände unter dem Kopf und legte sich zu Boden. Eine Atmosphäre schwüler Sinnlichkeit ging von ihr aus. Ihre kleinen, festen Brüste hoben und senkten sich in kräftigen Atemzügen. Die Soldaten preßten sich mit verhaltenem Atem an sie. Carmen schien nichts von der verdächtigen Stille zu merken, die um sie war. Lopez hatte den Mund an ihrem Knöchel. Pelayo sah es und schrie wütend: „Genug gerastet! Antreten!"

„Noch eine kleine Weile, Korporal", bat Carmen. „Ich bin noch so müde."

„Nein, es muß sein. An die Gewehre!"

Pelayo starrte mit blutunterlaufenen Augen nach der Gruppe, die sich nur noch enger an die Frau drückte.

„Seid ihr des Teufels? Antreten! Marsch!" Sie hörten nicht mehr. Einer griff nach Carmens Arm. Sie wollte sich totlachen. Und dann kam das Furchtbare. Lopez warf sich über Carmen und preßte seine Lippen auf ihren Mund. Und damit brachen die letzten Schranken. Alle stürzten sich zu gleicher Zeit auf die Frau und kämpften wie losgelassene Bestien finster und verbissen mit Fäusten und Zähnen um ihren Besitz.

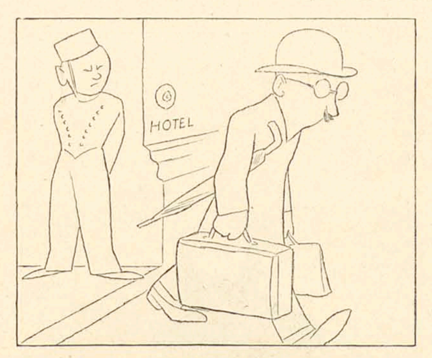
„Herr des Himmels! Lopez, Martinez!" schrie Pelayo rasend.

Er riß das Gewehr hoch und schoß, einmal, noch einmal. Heulend, blutüberströmt fiel die Gruppe auseinander und wälzte sich am Boden. Carmen war tot. Eine Kugel hatte sie in die Stirn getroffen.

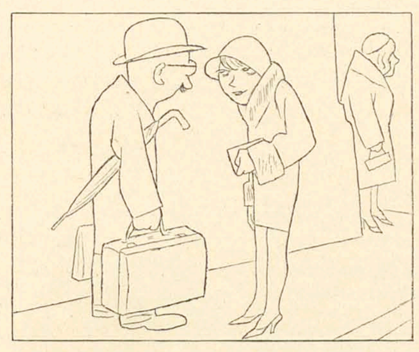
(Autorisierte Übertragung von Jnés E. Manz)

Ein Moral-Kritiker

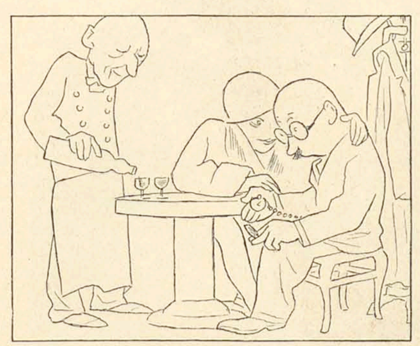
(Karl Arnold)



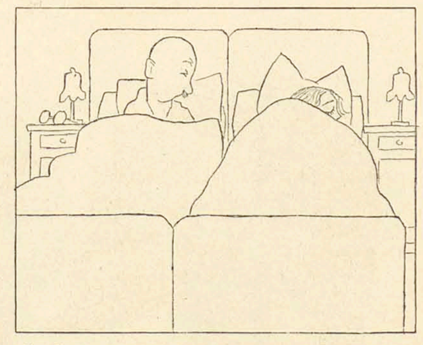
„Die Geschäfte waren miserabel — nu' aber gleich wieder raus aus Berlin!"



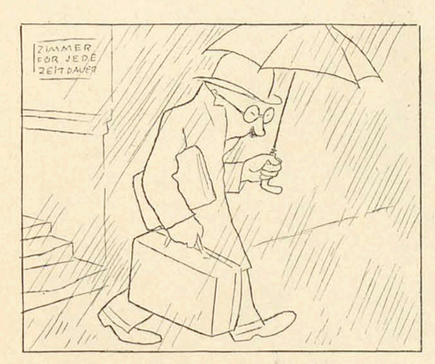
„Na, Onkelchen, so eilig? — — — bloß uffn Likörchen — — gleich hier nebenan." — „Na ja, einen Likör kann ich noch genehmigen."



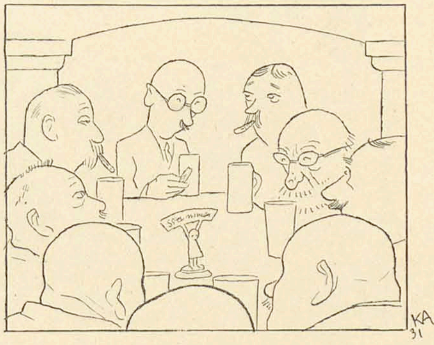
„Donnerwetter, nu' hab' ich den letzten Zug versäumt!" — „Macht nischt, Onkelchen, kommst mit in die Pension — nich teuer, bei mir Preisabbau."



„Elli, Elli! Du solltest mir doch wenigstens zwei Mark lassen." — „Nu schlaf' schon endlich, Onkelchen."



„So ein Reinfall — das Weib hat mich vollständig ausgeplündert. Gut, daß ich die Rückfahrkarte schon habe."



„Ich habe schon zu meiner Frau gesagt und kann es hier am Stammtisch nur wiederholen: Ein aufrechter deutscher Mann erledigt nur mit Grausen seine Geschäfte in diesem Sündenpfuhl Berlin!"

Ungleiche Chancen

(E. Thöny)



„Is doch 'n selbstloses Jeschöpf, so 'n Gaul. Wenn er siegt, bekommt er ooch nich mehr Haber als sonst — aber ick mehr Meechens!"

Manko

(Kurt Hallegger)



„Siehste, Änne, wat nu so'n richt'jer Bayer ist, der könnte sein Jlück ooch noch durch Jodeln ausdrücken!"

Die Schnapsflasche

/ Von Fritz Sänger

Daß wir es doch taten, das hat mich später oft gewundert, und ich mußte mir dann jedesmal die Vorgänge, die damit zusammenhingen, wiederholen; anders begriff ich es selbst nicht.

Es war ein trüber Regennachmittag, langweilig und müd; wir beide, der Karl und ich, wir hatten keine Ahnung, was wir anfangen sollten. Äpfel suchen in einem Keller, wo sie irgend jemand vergessen hatte, das hatte schon lange keinen Reiz mehr für uns. Mit dem Mäusefangen war's auch nichts heute. Wir überlegten gemeinsam, ob wir zu Otto an den Rain gehen sollten — er hatte dort drei Kühe zu hüten —, als wir die Korseranni die Dorfstraße daherkommen sahen.

Sie war ein Jahr älter als wir und saß in der Schule vor uns, aber sie war klein, scheu und verschlagen. Im allgemeinen hatte man kein Mitleid mit ihr, im Gegenteil, man half sich gegenseitig, das verstoßene Menschenkind zu quälen; aber wie sie jetzt daherkam mit gesenktem Kopf, verschüchtert sich umsehend, ob auch niemand sie bemerkte, den Häusern nach geschlichen, als wenn sie aufs Stehlen aus wäre, das war ein Bild zum Erbarmen.

Unter der kleinen dunklen Schürze trug sie einen Gegenstand ängstlich verborgen, als wenn nicht jedermann gewußt hätte, was es war.

Auch wir beide wußten es. Aber wir schlichen ihr doch nach.

Sie stahl sich vorne durch die Türe in unser Haus, das Wirtshaus, und wir gingen hinten hinein, um sie beobachten zu können. Meine Mutter war allein in der Wirtsstube, als sie eintrat, das heißt, als sie sich der Wand nach durch die offene Tür in die Stube schob.

„Was willst schon wieder?" frug meine Mutter barsch; sie war sonst so freundlich zu den Leuten, die etwas wollten.

Keine Antwort.

„Schnaps natürlich! Sag' deinem Vater, ich schreibe nicht mehr auf, er soll arbeiten wie die andern Leute auch und nicht am hellen Nachmittag Schnaps saufen wollen!"

Jeder andere Mensch wäre darauf gegangen, aber die Anni blieb stehen; über ihr welkes Kindergesicht liefen die Tränen; sie wischte sie mit dem Handrücken weg.

Das mußte auch die Mutter etwas milder gestimmt haben; sie sagte in veränderter Tonart: „Ich müßte erst raufgehen auf den Boden, und dazu habe ich keine Zeit, komm ein andermal wieder!"

Vielleicht wäre sie noch nicht gegangen, aber es kamen andere Gäste, die sie so merkwürdig ansahen, und dann schob sie sich weiter aus der Türe, aus dem Haus, auf die Straße.

Wir beide wußten, was nun geschehen würde. Sie ging langsam und niedergeschlagen heim, und dort wartete ihr Vater, der ein Säufer war, und dann bekam sie Schläge, weil sie keinen Schnaps brachte.

Wir sahen sie sich den Häusern nachdrücken, standen stumm und rückten näher zusammen; wir mußten wohl das gleiche denken, es war ja auch naheliegend genug. Auf einmal gab mir der Karl einen Stoß mit dem Ellbogen: „Geh, sag ihr, sie soll warten, ich tu's doch!"

Vielleicht wußte ich nicht einmal genau, was er tun wollte, aber ich ging dem Mädchen nach. Als ich neben ihr war, warf ich die Worte hin: „Du sollst dort in die Scheune gehen!"

Ich deutete mit dem Daumen nach rechts, ging rasch weiter, um an ihr vorbeizukommen, denn es sollte nicht etwa jemand mich mit ihr im Gespräch sehen.

Sie schlich in das Scheunentor, stumm und scheu sich umsehend, und wartete. Ich ging zum Haus, denn Karl hatte etwas vor, und vielleicht konnte ich ihm helfen. Gerade kam ich recht.

„Du wartest hier an der Tür und passest auf!" sagte er halblaut. Dann ging er die Treppe hinauf, und ich stand Schmiere, wie man wohl sonst sagt; wir hatten diesen Ausdruck nicht gekannt.

Es dauerte nur Minuten, dann kam er, frug mit den Augen von der Treppe herunter, ich nickte, und schnell sauste er daher. Er hatte eine Schnapsflasche unter der Jacke.

In der Scheune gaben wir sie der Anni, ließen uns schwören, daß sie nie jemanden etwas sagen wollte, und stupsten sie dann auf die Straße.

Sie ging leichter als vorher, sie trug sogar den Kopf aufrecht jetzt; wir sahen ihr nach, bis sie um die Ecke war.

Die Flasche mit dem Rest verbargen wir. Wir hatten selber gar keine Neigung für Schnaps, es schon damit probiert und dann das Zeug ausgespuckt. Also brachten wir später die Flasche wieder an ihren Platz.

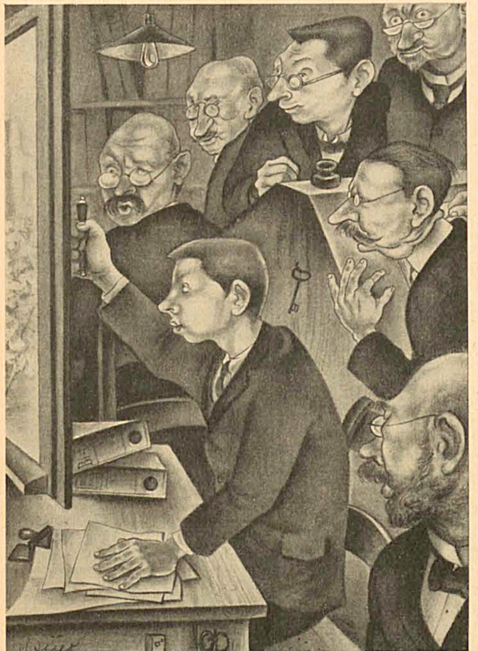
Seltsam, es war, wie wenn diese Kleinigkeit in das Leben dieses verfemten Menschenkindes eine Änderung gebracht hätte.

Wir wollten und erwarteten keinerlei Dankbarkeit. Aber doch, wenn sie an einem von uns vorbei ging, dann glitt jedesmal über dieses vergrämte Kindergesicht eine leichte Röte, eine Erregung, die nicht auf dieses Gesicht paßte.

Ein Jahr später starb ihr Vater, und von da an wurde sie anders. Viele Jahre nachher, sie war inzwischen die brave Frau eines tüchtigen Arbeiters geworden, sagte sie es einmal zu mir: Von da an hätte sie wieder gehofft, von da an!

Frühlings-Ahnung

(Josef Sauer)



„Aber Leut', ös werd's do scho öfters an Maikäfer g'sehgn hab'n!" — „Dös scho, aber während der Bürozeit macht ma si halt mehra Gedanken d'rüber."

Die Rechnung geht auf

Von Erich Rohde

Direktor Habermann trifft morgens auf dem Weg ins Büro den Buchhalter Grand. Grand geht nun auch schon im dritten Monat stempeln. Direktor Habermann, der soeben festgestellt hat, daß es heute nach Wärme und einem wirklich schönen Tag riecht, hat seine leutseligen Minuten. Er erwidert nicht nur den Gruß, sondern bleibt sogar stehen und sagt: „Na, mein lieber Grand, wie geht es denn?"

Der Buchhalter ist sehr verlegen, daß der Herr Direktor ihn anspricht — er hat auch gerade nicht seinen besten Anzug an, der geflickte ist für das Stempeln schließlich auch gut. Und man kann ja nicht wissen, wie lange es überhaupt dauert . . . Grand stammelt deshalb und meint, wenn man arbeitslos sei, gehe es natürlich nicht zum besten. Jetzt wären es ja schon über fünf Millionen Menschen . . .

Habermann ist gar nicht bestürzt. Er wird im Gegenteil sehr lebendig, zieht den rechten Handschuh ab und bekräftigt die Antwort mit Taktschlägen seiner Hand: „Fünf Millionen, sagen Sie, lieber Grand, fünf Millionen. Ich sage Ihnen, das ist eine ganz falsche Rechnung. Gestern erst den Beweis gehabt. Wollte zwei Mann einstellen, natürlich in Anbetracht der schlechten Wirtschaftslage zu frei vereinbartem Lohn. Was soll ich Ihnen sagen, der eine nahm an, der andere verzichtete. Sehen Sie, da liegt schon ein Fehler. Fünfzig Prozent der Leute wollen gar nicht — fünfzig Prozent. Wenn man das ausrechnet, bleiben von fünf Millionen noch zweieinhalb." Grand macht keine Miene, etwas zu entgegnen. Er hört die Worte und versteht sie gar nicht.

„Und dann, und dann, Herr Grand", fährt Direktor Habermann fort, „ja, da hatten wir früher die Armee. Das waren noch andere Zeiten. Bessere, Herr Grand. Sechshunderttausend Mann Soldaten, alles im Schritt und Tritt, alles sauber, alles geputzt . . ." Habermann schlägt mit seinen kurzen, dicken Beinen ein paar Marschtakte auf das Pflaster, besinnt sich und spricht wieder: „Ja, das waren auch sechshunderttausend Mann. Alle wohlversorgt, nicht arbeitslos, gutes Essen — sehen Sie, wenn man die abzieht, von den zweieinhalb Millionen, bleiben nur eine Million neunhunderttausend."

Ohne daß Grand Gelegenheit hat — er will ja auch gar nicht — etwas zu erwidern, redet sich Direktor Habermann immer mehr in Feuer: „Man spricht bei der Beurteilung der Verhältnisse immer von 1914. Mein Gott, da hatten wir auch eine größere Sterblichkeit, da hatten wir einen Krieg — die Wissenschaft war noch nicht soweit. Heute lebt der Mensch länger. Da kann man gut zwanzig Prozent auf fünf Millionen rechnen. Macht noch mal einen guten Batzen, nämlich eine Million! Ja, Grand, da merken Sie auf — nicht wahr? Jetzt haben wir nur noch neunhunderttausend Arbeitslose. Und diese neunhunderttausend — was denken Sie, wer das ist?"

Grand kann die Frage nicht beantworten — Direktor Habermann hat das auch nicht erwartet.

„Diese neunhunderttausend sind die Frauen, die ja früher gar nicht so stark im Erwerbsleben vertreten waren. Na", Habermann strahlt über das ganze Gesicht, „was sagen Sie nun?"

. . . .

„Hm", meint Direktor Habermann, „Sie waren ja immer ein ganz brauchbarer Mensch. Sie werden sich da auch hineindenken können. Für mich ist das alles kein Problem, man muß nur nachdenken . . . und schon stimmt es. Sollten mal sehen, wenn wir die früheren Zeiten hätten . . ."

Mit freundlichem Druck legt Direktor Habermann dem Buchhalter Grand die Hand auf die Schulter, lächelt zufrieden, sagt: „Na, guten Morjen" . . . und geht in sein Büro.

Unterscheidung

Später als sonst und mit allen Anzeichen einer schweren Gemütsdepression betrat Kahn sein Kaffeehaus.

„Was ist Ihnen, Kahn?" fragte einer der Freunde vom Stammtisch. „Ich bin insolvent!" antwortete Kahn und seufzte tief. „Sie haben doch gewiß etwas auf den Namen Ihrer Frau verschrieben?" — „Nein!" — „Dann haben Sie doch sicherlich etwas beiseite gebracht?" — „Auch nicht!" — „Was?" rief der Freund ungläubig aus, „Sie haben weder etwas auf den Namen Ihrer Frau verschrieben, noch etwas beiseite gebracht?" — „Nicht einen Pfennig", versicherte Kahn. „Und da behaupten Sie, daß Sie insolvent sind?" ereiferte sich der Freund, „lieber Kahn, Sie sind nicht insolvent, Sie sind ruiniert!"



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Monolog einer schlechtgelaunten Schaufensterfigur

Gefühl ist mir von jeher gänzlich schnuppe.
Ich bin beruflich überall aus Wachs —
Und andrerseits ne Ladenfensterpuppe
Mit zeitgemäßem Tick und Seelenknacks.

Ich hab' für nichts besonderes Interesse.
Die Liebe bleibt mir sowieso erspart . . .
Man schützt mich streng vor Sonne und vor Nässe,
Ich werde kühl und trocken aufbewahrt.

Ich stehe von Geburt an in der gleichen Pose —
Die linke Hand am Bauch. Die rechte leicht geschweift,
Und schiele wochenlang nach jener Tennishose
Im Fenster nebenan. Blau-grau gestreift.

Was mich von anderen Menschen unterscheidet,
Ist, daß mich nichts in meiner Ruhe stört . . .
Nur manchmal kommt ein Mann, der mich entkleidet.
Dann steh ich nackicht da. Und wäre gern empört.

Die Welt ist hinter einer Riesenfensterscheibe!
Wenn mich zuweilen arge Laune sticht,
Dann lächle ich zu meinem Zeitvertreibe . . .
Die Leute gehn vorbei. Und sehn es nicht.

Siho

Idyll im Stundenhotel

Es war schon spät, und sie konnten nicht einschlafen. Das Bett, darin sie lagen, war reichlich schmal, aber daran lag's nicht. Sie waren beide jung, liebten sich schon seit vierzehn Tagen und schmiegten sich so eng aneinander, daß noch ein Dritter in dem Bett Platz gefunden hätte. Sie lag auf dem Rücken, er an ihrer rechten Seite, mit dem linken Arm ihre zarten Hüften umspannend. Er meinte, ihr dieses schuldig zu sein, bis zuletzt. Schwer drückte der Arm auf ihren Magen, der noch voll war von einem üppigen Abendessen um Mitternacht, aber sie ertrug's aus Feingefühl. In der zweiten Liebesnacht schon das Wort Magen auszusprechen — sie hätt's nicht fertiggebracht. Alles Prosaische war ihr verhaßt. Sie lag ganz still; ein Weilchen mit offenen und ein Weilchen wieder mit geschlossenen Augen. Sann ein wenig und wünschte im stillen, die Nacht nähme kein Ende. Er wechselte immer wieder die Lage seiner Beine, stieß manchmal aus wie ein Pferd und kam und kam nicht zur Ruhe.

„Was hast du", fragte sie, „daß du gar nicht stilliegen kannst? Nimm doch eine andere Lage ein, wenn diese dir zu unbequem ist."

„Ich liege so sehr gut", sagte er. „Daß ich dennoch nicht einschlafen kann, ist aber weiter nicht schlimm. Du aber solltest ein wenig schlafen, mein Liebling. Wir müssen bald raus. Die erste Straßenbahn fährt schon."

„Das ist so schön und so mollig hier", flüsterte sie, „daß ich es wachend auskosten will. Mir graut vor dem Aufstehn. Und dir nicht auch?"

„Eigentlich nicht", antwortete er. „Ich habe mir gestern, als ich so lange auf dich warten mußte, am Zeitungsstand eine Detektivgeschichte gekauft, und war mitten drin, als du kamst. Sie ist so schrecklich spannend, daß ich förmlich danach brenne, sie weiter zu lesen."

„Du mußt nicht warten, bis es Tag ist", sagte sie. „Dreh das Licht an und lies die Geschichte zu Ende."

„Wenn du es gestattest —."

„Warum nicht?"

Und er drehte das Licht an, sprang aus dem Bett, holte aus dem Mantel ein buntes Heft hervor, legte sich wieder hin und begann zu lesen. Hielt das Heft in der Linken, und die Rechte legte er auf den Nabel der Geliebten. Sie war ein wenig erstaunt, aber weiter nicht verwundert oder gar böse. Sie war ja schon neunzehn und ein volles Jahr älter als er. Ein Weilchen litt sie die Hand auf ihrem Körper; dann schob sie sie fort und schlief ein. Er aber merkte das gar nicht und las — bis es Zeit war zum Aufstehn.

Joseph Adler

Lieber Simplicissimus!

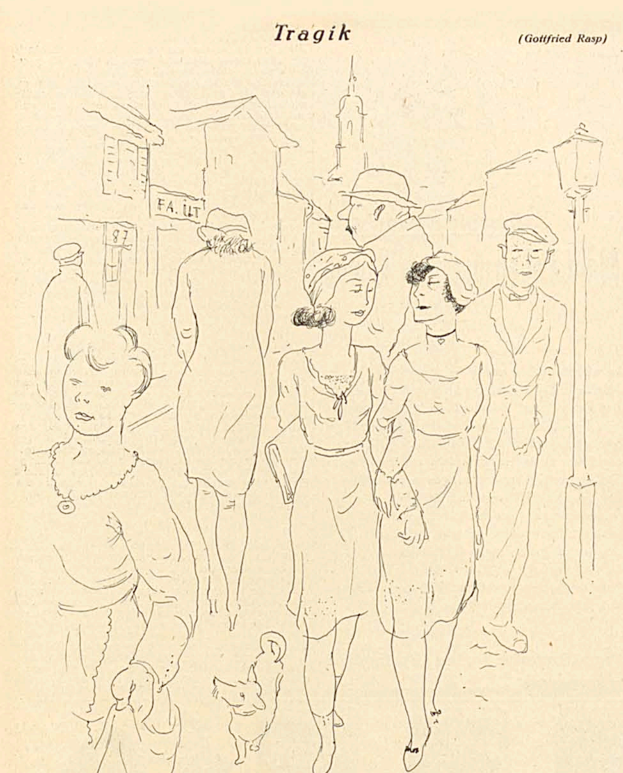
Wir haben uns jetzt in unserer Wohnung auch Drahtfunk einrichten lassen. Gestern war ein junger Mann vom Telephonamt da und hat uns den Anschluß montiert. Ein riesig netter, aufgeweckter und — überaus wohlwollender junger Mann . . .! Als mein Mann sich für ein paar Minuten aus dem Zimmer entfernte und ich mit ihm allein war, räusperte er sich ein bissel verlegen und sagte dann in streng vertraulichem Ton zu mir: „Gnädige Frau — ich möcht' Sie nur auf einen Umstand aufmerksam machen . . . Nämlich — wenn Sie einmal ein Telephongespräch führen . . . Dann kann fei' der Herr Gemahl im Lautsprecher alles mithören . . .!"

•

Der vaterländische Frauenverein der kleinen Stadt feiert sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest. Vertreter aller Vereine bringen in mehr oder minder schwungvollen Reden ihre Glückwünsche zum Ausdruck. Besonders der Abgesandte des evangelischen Jünglingsvereins zeichnet sich durch eine großangelegte Schilderung der hohen Aufgaben des jubilierenden Vereins aus. „Seine vornehmste Aufgabe aber ist es", so schmettert er in den Saal, „deutsche Jungfrauen zu deutschen Müttern zu machen. Wir Mitglieder des evangelischen Jünglingsvereins aber geloben, mit all unsern Kräften uns in den Dienst dieser hohen Aufgaben zu stellen."

Tragik

(Gottfried Rasp)



„Siehst du, so grausam ist das Leben: Den Jungen, der mir die deutschen Aufsätze macht, liebe ich wahrhaft, aber den für die Mathematik brauche ich eben noch notwendiger!"

Betrieb Vaterland

Von Alexander Parthey

Wir erfahren aus Berlin, daß eine bekannte Berliner Gaststätte ihr bisher in bunter Internationalität prangendes Unternehmen in einer den besonderen vaterländischen Bedürfnissen der Zeit entsprechenderen Form umgebaut hat. Wir lassen den Bericht eines unserer Mitarbeiter folgen.

An einem Sonnabendabend betreten wir den strahlend erleuchteten Palast, dessen Dach in Leuchtbuchstaben die Rieseninschrift „Betrieb Vaterland" trägt.

Das riesige Vestibül ist von Besuchern überschwemmt, mit denen wir gleich in den ersten Saal „Zum Schwäbischen Pfarrhaus" gedrängt werden. Der lange, etwas schattige Raum ist wie ein Restaurant mit Tischen und schmausenden Menschen angefüllt, zwischen denen sich eine schaulustige Menge hin und her schiebt. An den Wänden stehen Flieder und Goldregenbüsche mit echten künstlichen Blüten, und tatsächlich — sie duften auch. Am Schmalende des Raumes, über einen von Glyzinien umrankten Holzzaun hinweg, sieht man in eine schwäbische Landschaft hinein, im Hintergrund die Höhenzüge des Schwarzwaldes, davor traulich nah die Kirche, in deren Turm sich die Glocken bewegen. Man sieht sogar einen kleinen Hochzeitszug, der sich ruckweise vorwärts bewegt und hinter der Kirche verschwindet. Wir ergattern noch einen Platz und sitzen bald hinter einer Schüssel dampfender Spätzle. Ein reizendes schwäbelndes Pfarrerstöchterchen bringt uns eine Karaffe Heilbronner Roten und Laugenbrezeln. Und richtig, auf dem Podium hinter dem Flügel sitzt der Herr Pfarrer selbst im ungefügen Bratenrock und spielt im Schweiße seines fetten Angesichtes Volkslieder. Nachdem wir fünfmal mit angesehen haben, wie der Hochzeitszug unter Glockengeläute hinter der Kirche verschwunden ist, brechen wir auf und geraten „Zum Kösener S. C.".

Das ist ein helles Lokal mit rohen Stühlen und Tischen. Am Ende des Saales erblickt man über den Neckar hinweg die Heidelberger Schloßruine. Auf dem Podium schmettert eine Trompeterkapelle — Korpsburschen in vollem Wichs, roten Pekeschen, Stulpstiefeln und Cerevis — mit prachtvollem Schmiß einen Studentenmarsch nach dem andern. Dann legen sie plötzlich ihre Instrumente weg, stehen ruck-zuck auf, ergreifen die gefüllten Biergläser und exerzieren einen schneidigen Salamander. Gleich darauf hören wir ein Posaunensolo: Old Heidelberg dear city. Hinter der Heidelberger Schloßruine geht die Sonne wehmütig unter. Zwischen den Tischen bedienen einwandfreie Chargierte in schwarzer verschnürter Pekesche, die Serviette unter dem Arm, in prallen weißen Lederhosen, hohen Stulpstiefeln und weißen Stürmern. Sie kassieren mit schnarrender Stimme und tragen Riesentablette mit Biergläsern sporenklirrend durch die Menge.

Nachdem die Sonne hinter Heidelberg untergegangen ist, wird es dunkel; die Musik bricht ab. Ein Zug, geführt von Leuten mit Windlichtern, zieht in den Saal; zwei bandagierte Studenten mit blanken Säbeln, zwei Sekundanten, Arzt, Unparteiischer und Gefolge. Im Augenblick ist eine Mensur formiert. Geschäftsmäßig werden die Formeln geknattert: „Bindet die Klingen", „Gebunden ist" und „Auf die Mensur. Fertig. Los". Schon klirren die Säbel, Blut fließt, das Publikum steht auf Tischen und Stühlen. Prompt wird der eine abgestochen, vom Arzt ergriffen und abgeführt. Die Säbel fliegen in die Höhe, ein dreimaliges Hoch erschüttert den Raum, die Musik setzt tosend ein, es wird hell, und mit schäumendem Mund singen wir alle „Gaudeamus igitur".

In der Begeisterung verzehren wir noch schnell ein Studentenfrühstück und trinken Ziegenhainer dazu. Dann ermüdet uns schließlich das Trompetenblasen und Salamanderreiben; wir rufen unseren Chargierten zum Zahlen, stellen aber dabei mit Bedauern fest, daß seine Schmisse nicht echt sind.

Der Fahrstuhl führt uns in ein höheres Stockwerk. Wir landen gerade vor der „Deutschen Künstlerklause". Es ist ein kleiner, dämmeriger Saal, glühend heiß und gestopft voll Menschen. In der Mitte ist ein kleines Parkett, wo getanzt wird. Die Decke ist niedrig, die Wände wie bei Mansarden abgeschrägt. Auch hier ist eine Art von Prospekt. Zwischen zwei langen Portieren hindurch sieht man in ein nächtliches Atelier. Ein Maler in weißem Kittel und langem Haar steht vor einer Staffelei. Unweit davon auf einer Kiste steht ein weiblicher Akt in der Haltung der medizeischen Venus. Der Maler bewegt ruckweise den rechtwinklig gebogenen Arm im Schultergelenk, in den steifen Fingern einen Pinsel, und erweckt so den täuschenden Eindruck des Malens. Dazu bewegt er seinen Kopf bald zu dem Modell, bald zu der Staffelei unermüdlich hin und her. Am Flügel in einer Ecke sitzt ein Künstler, ein ausgetrockneter Mensch. Seine Augen liegen in tiefen Höhlen; die Backenknochen stehen hart im ausgemergelten Gesicht. Aber durch die Erfahrung mit den Schmissen des Chargierten gewitzt, nehme ich ohne Mitleid an, daß er auf Tuberkulose geschminkt ist. Wir werden von richtigen Künstlern in schwarzen Samtjoppen und breiten Schlapphüten bedient. — Auch hier wird etwas geboten. Ein munteres Künstlervölkchen zieht unter den Klängen der Boheme ein. Kunstmännlein und -weiblein, in Wahrheit alles Mädchen. Die Männlein ähnlich wie unsere Künstlerkellner gekleidet, nur sitzen die Hosen oben praller. Die Mädchen in Kattunkleidchen, Pagenköpfen und Hornbrillen, als kämen sie grad aus dem Romanischen Café. Sie wirbeln einen wilden Apachentanz, dann vereinigen sich Männlein mit Männlein und Weiblein mit Weiblein.

Das Publikum, das weder die Eleganz des Kösener S. C. noch die solide Bürgerlichkeit des schwäbischen Pfarrhauses besitzt, tut einen scheuen Blick in diese ihm fremde Welt des Künstlers. Es wird wild und unermüdlich getanzt. Auch meine Damen werden von der Stimmung ergriffen. Da ich nicht tanze, überlasse ich sie den Armen zweier Portokassen und begebe mich auf weitere Schau.

Den „Sächsischen Kaffeegarten" vermeide ich, als mir dort gellender Dialekt entgegenschrillt, ohne Bedauern, denn Hans Reimann ist bereits aufgetreten. Das „Bierzelt auf dem Oktoberfest" finde ich leider nicht. Wie man mir sagt, treten dort gerade die Madeln vom Kirchwedding auf.

Von einer Galerie schaue ich in die „Reichswehrkantine", wo eine Militärkapelle Janitscharenmusik macht. Hier zeigt das Panorama einen Exerzierplatz, wo Rekruten Freiübungen machen. Das Publikum sitzt biertrinkend in Reihen an den langen Tischen, fühlt sich „Reserve hat Ruh" und denkt der schönen Tage des Weltkrieges. Da intoniert die Musik den Fridericusmarsch. Im selben Augenblick tritt eine Kompanie Feldgrauer an und paradiert, daß die Funken stieben, durch den Mittelgang. Es sind alles Damen, ja bei genauerem Hinsehen erkenne ich das Künstlervölkchen wieder. Jetzt tragen sie Stahlhelme und Waffenröcke, zeigen lange nackte Beine und schwarz-weiß-rote Schärpen. Das Publikum rast in Begeisterung. Sofort bilden sich Gruppenkolonnen, die mit „Kehrt marsch, Tritt an Ort — lang weg" hinter den Feldgrauen her exerzieren.

Als der Trubel hier die Siedehitze erreicht hat, ziehe ich mich zurück. In einem Nebengang stehen an der offenen Küchentür der schwäbische Pfarrer, der Korpsstudent mit dem Posaunensolo und der auf Tuberkulose geschminkte Künstler. Sie sehen nicht glücklich aus und essen von kleinen Tellern Bierwurst mit Salat. Als ich vorübergehe, höre ich gerade den Pfarrer sagen: „Menschenskinder, der janze Saftladen kann mir den Puckel lank."

In dem Gefühl, meine schönsten Illusionen bedroht zu sehen, versichere ich mich rasch meiner Damen und der Garderobe, um dann in der Stille des heimwärts fahrenden Autos die Fülle des Erlebens noch einmal in mir nachklingen zu lassen.

Propaganda der Tat

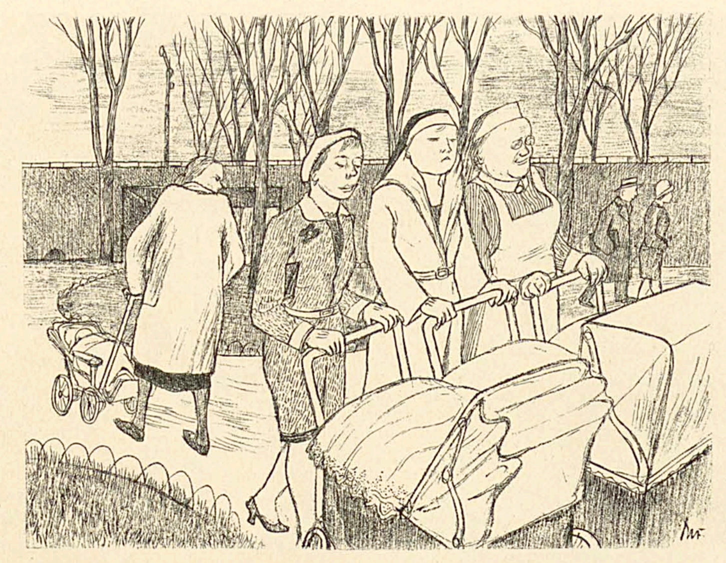
(Wilhelm Schulz)



„Wat, hier sollen wa ooch keene Bleibe haben? Wa machen doch bloß Reklame for de Bau-Ausstellung!“

Höflichkeit

(M. Frischmann)



„Der Vater des Kindes ist Oberregierungsrat." — „Das wußte ich nicht, sonst wäre ich natürlich mit dem Kleinchen vom Herrn Regierungsrat links gefahren."

Selbstkarikatur

Von Mynona

Die Zeit selber, indem sie uns altern läßt, karikiert uns am bösesten; ja, dann wünscht man sich recht gern den — „jüngsten" Tag herbei. Also angeblich soll ich nunmehr sechzig Jahre alt sein, aber daß man überhaupt mal geboren ist, weiß man doch nur vom Hörensagen! Gratulieren Sie mir trotzdem auf Treu und Glauben, und das Herz wird mir wie'n Luftkissen darob aufgehen (bitte, nehmen Sie Platz!). Was ich bin? Schriftsteller, so'n Gedankenstrichjunge ... ja, meine Schreibmaschine stottert heute vor Wehmut. Meine Bücher, wissen Sie, sind allerlei rote Tücher, und man hat sie aus Rücksicht auf Ochsen ad acta gelegt. Sie flatterten, Fahnen, der Wahrheit eine Gasse (leider keine Kasse). Auch ich bin ein Mensch, das heißt einer der namenlosen Napoleons auf obskuren St. Helenas (das Leben ist eine fesche Folterkammer). — Eigentlich bin ich nur aus Zerstreutheit kein Zwilling geworden; die allermeisten laufen als Halblinge herum. In unseren Zeitläuften, wo manche Ärzte so leicht kein Kind mehr auftreiben, das sie nicht abgetrieben hätten, ist es ein Kunststück, zur Welt zu kommen. Tatsächlich, wimmelte das Leben nicht von so vielen Umwegweisern, so würde niemand seine Geburt überleben. Jedenfalls kommt mir mein Leben wie'n runder Roman vor, den man ebensogut von vorn wie von hinten lesen kann; die Reihenfolge der Kapitel ist egal. Übrigens sehe ich mir selbst zum Verwechseln ähnlich, und meine Augen, weil Gläser drüber blitzen, sitzen mir wie zwei Frechheiten im Kopf. Die einzigen Tränen, die sie bisher vergossen haben, waren Schadenfreudentränen über den Tod von Milliardären ... Und doch nimmt nur der Tod den Menschen tragisch; solange man noch lebt, ist man immer irgendwie komisch. Denn zwar kann ich in mich selber eingehen wie in einen Kölner Dom, aber auch wie in einen Morast in mir versinken. Ich habe nämlich niemals in den Tag, sondern immer mal wieder tief in die Nacht hinein gelebt. Vereinsmeier war ich nie, gehöre aber jetzt dem Verein ehemaliger Eunuchen (unter Steinachs Präsidium) an. Denn stets wohnten (mindestens) zwei Brüste in meiner Seele. Zur Zeit bin ich mit einer Übersetzung des Nibelungenlieds ins Hebräische streng beschäftigt. Ich finde daher, falls die zweite Lebenshälfte wirklich nur Kommentar der ersten wäre, den Kommentar interessanter als den Text. Gewiß gibt es über mein Leben auch Zeugenaussagen — ach, was sind die blendendsten, scheinbar einwandfreisten Indizien? — Bitte, nehmen Sie mal ein Luftbad und fallen mit dem Gesäß in Mostrich! Rückschlüsse sind Afterweisheiten ... Man hat mich verleumdet. Wäre ich 'n Klubsessel gewesen, hätt' ich's auf mir sitzen lassen. Aber ich habe ja nur noch böse Haare, weil man kein gutes mehr an mir gelassen hat. Sonst habe ich nichts Neues mehr in der Weste, ich emeretiriere ins Privatleben. Wie? — Ob ich verheiratet bin? Ob und wie! Sonst könnte ich die Ehe doch nicht als Trauringkampf definieren. Ich hoffe, mein Leben wird mir mal wie'n wahrer Leichenstein vom Herzen fallen (als hochbetagter Umnachteter möchte ich nicht sterben). Darf ich nicht mit der Brille auf der Nase eingesargt und vermittelst des Raumluftschiffs in die Stratosphäre raketelt werden? Haben Sie die Güte, mich in Ihrem Abendgebet zu erwähnen!

Immer mal wieder!

Von Peter Scher

Dem Landrat Hansmann von Ennepe (Ruhr)
dem widerfährt, was vielen widerfuhr ...
Er ist im Krieg zwar tapfer gewesen
und bekam als Gemeiner das E. K. I,
aber den „Vorwärts" hat er doch gelesen —
und hier beginnt schon das Rollen des Steins.

Er wurde (nicht Freiherr von Zitzewitz-Brand),
der Sozi wurde Landrat — das ist allerhand,
aber es kommt noch anders, ihr Lieben:
Der Mensch bewährte sich im Amt
und war im Kriegerverein nicht eingeschrieben,
sondern im Gegenteil Pazifist — au verdammt!

Da mußte ja schließlich etwas geschehn —
so was kann ein Patriot nicht widerspruchslos sehn —
mal bißchen horchen um den Roten,
so einer hat sich noch immer verschnappt —
und richtig war bald Gelegenheit geboten:
„Der Frontsuff!!!" Schon haben sie ihn gehabt.

Jetzt begann die vaterländische Tour
gegen den Landrat Hansmann in Ennepe (Ruhr),
die Jauche spritzte, die Pfiffe pfiffen:
Der Rote beschimpft das deutsche Heer!
Nicht übel kämpften die, die draußen kniffen,
und die nie draußen waren, schrien noch mehr.

Ein beruflich kühner General war ganz stark
und telegraphierte an Hindenburg für drei Mark:
Bitte den Mann sofort zu schassen —
Armee beleidigt — äh bä — hurra — —.
Das müssen wir uns alles gefallen lassen,
dazu sind wir Republikaner da!

Nur der Erfolg

In Wien mußte ein Arzt, Spezialist für psychoanalytische Behandlung, eine Dame auf Zahlung seines Honorars verklagen. Sie war zu ihm in die Sprechstunde gekommen und hatte ihre vielfältigen Leiden geklagt; er untersuchte sie gar nicht, sondern sagte ungefähr: „Zweifellos sind Sie krank. Aber ich — ich weiß nicht, was Ihnen fehlt. Gehen Sie nach Hause — jeder andere Arzt kann Ihnen eher helfen als ich, der ich mich in Ihnen leider nicht auskenne." Die Dame war gegangen, hatte aber weiter keinen andern Arzt bemüht, weil die Schmerzen bald danach aufhörten. Kurze Zeit später kam die Rechnung des Psychoanalytikers. Die Dame weigerte sich zu bezahlen, da ihrer Meinung nach von einer Behandlung nicht die Rede gewesen sein konnte. Doch, doch, entgegnete der Psychoanalytiker — eben seine Äußerungen: „. . . . leider weiß ich nicht, was Ihnen fehlt . . ." usw. seien die einzig richtige Therapie gewesen, was doch auch der gute Erfolg bestätige. Der Endzweck, den die Patientin erstrebte, wurde doch, wenn auch mit andern Mitteln, erreicht. Darüber wird nun das Gericht zu entscheiden haben.

Auch dies wird nicht ohne Folgen auf andern Gebieten bleiben. Wenn nicht mehr die Leistung, sondern lediglich der Erfolg honoriert werden soll, brauchen zum Beispiel die Kellner im Restaurant die bestellten Speisen nicht mehr zu bringen: wenn dem Gast dann vor Ärger der Appetit vergeht, können sie ruhig die Rechnung einkassieren — denn der Endzweck, den der Gast erstrebte, ist dann doch, wenn auch mit andern Mitteln, erreicht. Der Kohlenhändler kann seine Kohlen behalten und braucht nur mehr seine Kunden grob anzufahren: wenn ihnen dann vor Wut heiß wird, hat auch der Kohlenhändler das Recht, für die Erzielung des beabsichtigten Erfolgs ein Honorar zu verlangen. In den Theatern wird nach Bezahlung des vollen Kassapreises und der Abgabe der Garderobe die Absage des Stückes mitgeteilt — selbstverständlich ohne Rückgabe der Spesen — und eine allgemeine Erregung, so heiß und echt, wie sie sonst nur die stärkste dramatische Leistung zu erzeugen vermag, wird augenblicklich sich einstellen — und schließlich, was für Handel und Kunst recht ist, braucht der Politik nur billig zu sein: wenn die nationalsozialistischen Führer bloß auf die Durchführung ihres schwierigen Programms verzichten und lieber einfach außer Landes gehen würden — was für eine „Erreichung des beabsichtigten Ziels mit andern Mitteln", was für ein fröhliches „Erwachen Deutschlands" wäre das!

H. K.

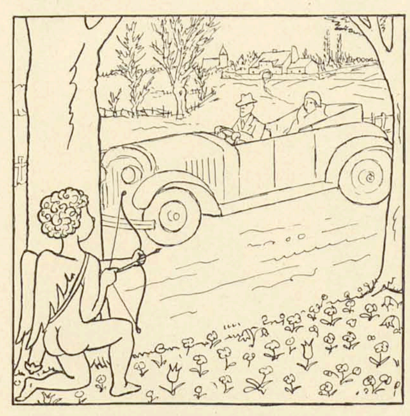
Vom Tage

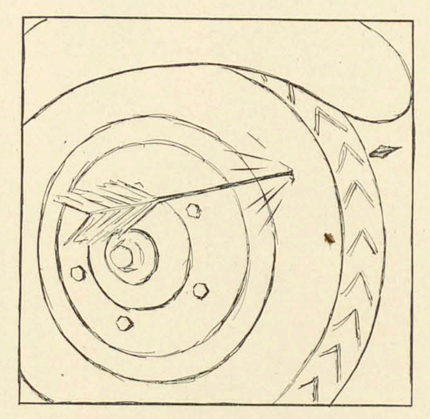
In einer Versammlung des „Kampfbundes für deutsche Kultur" in Frankfurt a. M. verbat sich der Einführungsredner namens seines Vereins eine vom Schauspielhaus geplante Aufführung der „Kindsmörderin" von Maximilian Klinger mit der Begründung — wörtlich: „welches Stück ein Attentat auf den Offiziersstand ist . . ."
— Welche Verwahrung um so kurioser ist, als Klinger selber Offizier war. Aber zu seiner Zeit, vor hundertfünfzig Jahren, waren die Offiziere wohl noch nicht so etepetete mit der Standesehre: es gab ja auch nur „Sturm und Drang" und noch keinen „Kampfbund für deutsche Kultur", es gab Offiziere und keine Offiziervereinsmeier.

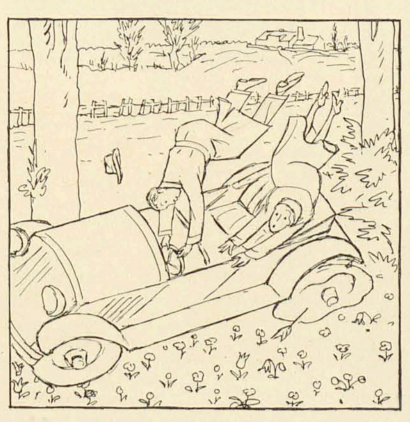
Teha

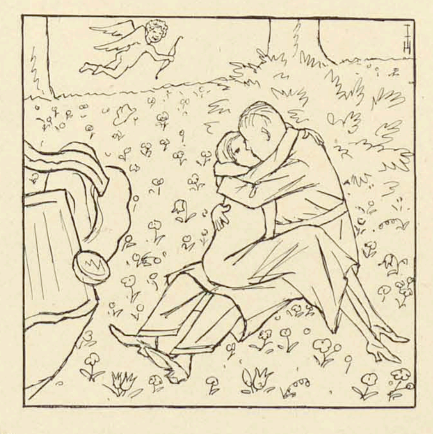
Auto schützt vor Amor nicht

(Th. Th. Heine)









Epilog zum Fall Kürten

(E. Schilling)



„Wissense, Jnädigste, Perversität darf eben nich mehr sein als 'n besseres Jesellschaftsspiel der jebildeten Klasse — beim Volk wird se jleich jemein."

Stuttgart, 11. Mai 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der neueste Lustmord

(Th. Th. Heine)



Ein Bild aus dem Familienleben

Der singende Seeger / *Von Karl Kinndt*

Wir von der Film-Prüfstelle
finden das Leben obszön —:
im Kino auf alle Fälle
soll man es sauber und helle,
heiter und lieblich sehn!

Niemand ist's zuzumuten,
den Krieg zu sehn, wie er war —:
Soldaten, die schreiend verbluten,
bedeuten für alle guten
Menschen eine Gefahr!

Cousinen aus Warschau, die fröhlich
flirten, sind streng verpönt!
Das Volk soll sehen: nur ehlich
macht Liebe unschädlich selig,
damit es sich daran gewöhnt.

Auch Eisenbahn-Bomben-Anschlägen
ist die deutsche Leinwand verwehrt,
weil sonst vielleicht deswegen
ein Mann aus Klein-Gardelegen
einen Tag lang nicht Eisenbahn fährt!

Entsittlichend wirkt auf die Masse
das Leben — unparfümiert.
Haut der Moral eine Gasse
und zeigt, wie die herrschende Klasse
sich harmlos vergnügt amüsiert:

Kommt mit Kasernenhof-Scherzen
und Liedern von Rhein und Wein:
Mit Sanssouci-Flöten-Kerzen
und süßen Dreivierteltaktherzen
sollt ihr willkommen sein!

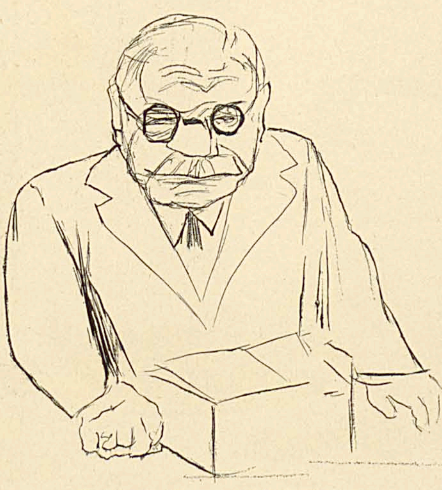
Zichorienmizzi oder Der Liebestod / Von Kurt Stein

Mit einem alltäglichen Abstieg begann es, mit dem Niedergang einer Näherin durch Verführung und Schwangerschaft zur Straße einer kleinen Stadt. Nach den Jahren, in denen die Straße eine Frau zermalmt, verschwand sie aber nicht in die Unsichtbarkeit einer Vorstadtbaracke und verwischte auch nicht den Stempel ihres Berufs, um sich als ehrbare Bettlerin durchzubringen. Vielleicht blieb sie aus Gewohnheit, vielleicht aus Not, was sie schon so viele Jahre war. Ihr Brot verdiente sie freilich auf diese Weise immer kärglicher und mühsamer, und während von Tag zu Tag die Reste ihrer Jugend von ihr abfielen, versuchte sie noch immer begehrenswert zu scheinen und wurde nur zum Gespött der Straßenjugend. Es kam eine Zeit, in der sich nur wenige erinnern konnten, sie anders gesehen zu haben als in einem Aufzug, der trotz seiner Zerlumptheit und Verschmutztheit eindeutig ihren Dirnenberuf betonte.
Ein kurzes Kleid bedeckte sie, die Füße steckten immer in einem Paar alter Ballschuhe; am seltsamsten aber erschien ihr Gesicht, das Gesicht einer alten Frau, mit Zichorienpapier zu einer künstlichen Gesundheit geschminkt. Da jeder wußte, daß dieses rote Papier ihr Schönheitsmittel war, hatte sie den Namen Zichorienmizzi bekommen.
Sie war weit über fünfzig, als sie sich verliebte. Sie liebte einen jungen Mann, der sich gerade im vollen Abstieg befand und durch kleinere Vergehen den Platz in der bürgerlichen Gesellschaft verloren hatte. Auf der übelsten und verächtlichsten Station seines Lebens wurde er nun der Zuhälter dieser alten Frau. Dabei fiel es ihm nicht ein, sie zu berühren; er nahm ihr Geld, fühlte aber unendlichen Ekel vor ihrem verwüsteten Körper; sie liebte ihn und war ihm um so wehrloser ausgeliefert, weil er sich ihr versagte. In der Meinung der Leute, die um diese späte Liebe wußten, wurde sie durch diese Leidenschaft noch lächerlicher.
Die Laufbahn des jungen Menschen fand aber einen plötzlichen Abschluß. Niemand wußte, ob ihn sein eigener Willen oder eines andern oder ein Zufall in die schmutzigen Wellen des Flusses gestoßen hatte. Nach einigen Tagen wurde er herausgefischt, mit Mühe erkannt und sogleich begraben. Die alte Dirne, das einzige Wesen, das ihn zuletzt geliebt hatte, erfuhr erst später von seinem Tod. Sie hatte geglaubt, daß er, wie es schon geschehen war, nach ein oder zwei Wochen zurückkehren würde. Sie legte ihr bestes Kleid an und ging zu seinem Grab.
Nun aber begab sich eine merkwürdige und erschütternde Verwandlung. Am ersten Tag saß sie da, eine lächerliche Traurige, das Gesicht mit dem Mittel gefärbt, das ihr den Namen gegeben hatte, die Beine in zerlöcherten Seidenstrümpfen, einen koketten Hut auf dem Kopf. Im Lauf der nächsten Wochen aber, die sie auf dem Grab verbrachte, verlöschte der Regen das Rot ihrer Wangen und löste die grellgelbe Farbe aus ihrem Haar. Auch ihr Antlitz verfiel, entspannte und festigte sich nach einem vieljährigen Lächeln zu einer Maske des Leids, deren Vergessenheit und Starre ein größerer Künstler hätte formen mögen als das Leben, das diesen Kopf auf einen mit bunten Fetzen geschmückten Leib setzte und mit ihm zu einem schrecklichen Ganzen vereinte.
Ihre Gefühle für den Toten erfuhren in diesen Tagen eine Veränderung, die für sie selbst unmerklich geschah. Die unziemliche Liebe zum Geliebten zerfiel und wurde zu einer mütterlichen Trauer um den nur für sie zu früh Gestorbenen. Sie, die früher mehr Eifersucht gezeigt hatte, als es ihm recht war, dachte nun beim Anblick eines jungen Mädchens: Dich hätte er lieben können, heute noch, morgen noch, und ist tot. Du hättest ihn lieben müssen, ihn bewahren, und ließest ihn mir, die es nicht konnte.
Sie war untröstlich, sie war erbarmungswürdig in ihrem Schmerz, aber sie bot für alle einen furchtbaren und doch komischen Anblick. Niemand gab ihr für die bunten kurzen Kleider einen längeren und dunkleren Anzug, niemandem fiel es ein, das Mal der Vergangenheit von ihr zu nehmen. Die Kinder warfen ihr Steine nach, und die Erwachsenen waren froh, wenn man die Alte aus ihrem Gesichtskreis scheuchte, da sie lachen mußten und sich ihrer Roheit schämten.
Die Vorgänge der letzten Wochen hatten sie gereizt und verwirrt, und sie vergaß die Angst vor der Polizei, die ihr in früheren Jahren zahlreiche Zwischenfälle eingeschärft hatten. Es kam schließlich so weit, daß sie Mädchen, die mit Blumen auf den Kirchhof kamen, den Strauß entriß und ihn auf den Grabhügel des Geliebten trug. Niemand machte eine Anzeige, denn niemand wollte der Unglücklichen Böses tun. Sie blieb eine Zeit der Schrecken der Kirchhofbesucher, bis ihr der Wärter den Eintritt verbot.
Sie bat nun jedes Mädchen, das eintrat, das Grab des jungen Menschen zu besuchen und dort ihre Blumen niederzulegen. Keine ließ sich überreden; sie aber hatte sich in den Gedanken verrannt, daß durch eine solche geringe Liebestat das nutzlose und liebesarme Leben des Jungen gesühnt und gerechtfertigt würde. Ihre Mutterliebe konnte ihn aber nicht rächen und versöhnen, und so verstand sie sich schließlich zu einer zweiten und schmerzlichen Verwandlung. Sie schminkte sich noch einmal mit dem roten Papier, färbte das Haar und ging in der Nacht zu dem Grab, um es mit der Hingabe ihres Lebens zu schmücken.

Der Arzt, der den Totenschein schrieb, galt in der Stadt als ein wenig verrückt. Diese Meinung schwächte er nicht ab, als er behauptete, daß er in ihrem Gesicht die Züge eines jungen Mädchens gesehen hätte, die Zeichen einer reinen und erstmaligen Hingabe.
Er wollte auch, daß man sie neben dem Jungen begrub, wie das in manchen Büchern mit den Körpern der Menschen geschieht, die aus Liebe zueinander gestorben sind. Man fand diese Forderung unschicklich und ein wenig verrückt.

Politisches Panoptikum

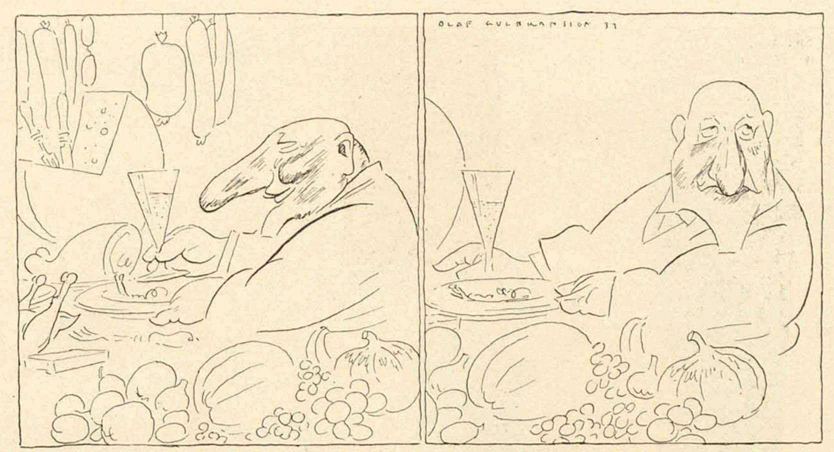
(R. Großmann)



Reichsernährungsminister Schiele

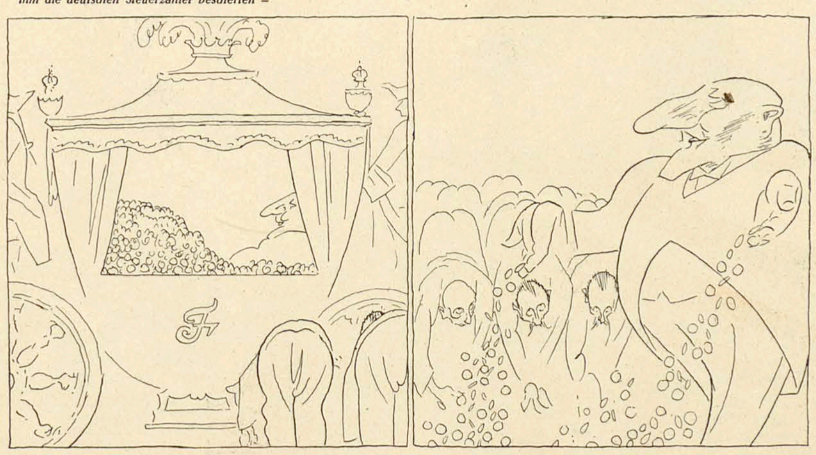
Das Märchen vom guten König Ferdinand

(Olaf Gulbransson)



Der gute König lebte herrlich und in Freuden von dem Gelde, das ihm die deutschen Steuerzahler bescherten –

Da erfuhr er zufällig, daß in Deutschland große Not herrsche –



Sogleich ließ er alles Geld, das er erhalten hatte, auf seine Staatskarosse laden, fuhr nach Deutschland –

und verteilte das Geld unter die Armen.

Lieber Simplicissimus!

Der italienische Futurist Marinetti, ein Bewunderer Capris, besuchte einmal dort Maxim Gorki, der eine Villa an der Piccola Marina bewohnte, bevor ihn die faszistische Regierung nach Sorrent ausquartierte.
„Es ist grauenhaft heiß", sagte der Italiener.
„Die Sonne scheint herab, ohne nach der Meinung der Menschen zu fragen", erwiderte Gorki. „Sie brennt herunter auf Gerechte und Ungerechte."
„Oh, da haben Sie recht, Signore", erwiderte Marinetti. „Ich stelle aber fest, daß die Ungerechten meistens mit einem Sonnenschirm versehen sind."

Das Volk hat's gut

Von Peter Scher

Immer war mit Brot und Spielen
Gunst des Volkes zu erzielen,
ob der Herr im Paradies
Cäsar oder Wilhelm hieß.

Aber Brüning, aber Schiele
kommen praktischer zum Ziele,
und die Klippe wird umschifft,
wie sich eins im andern trifft:

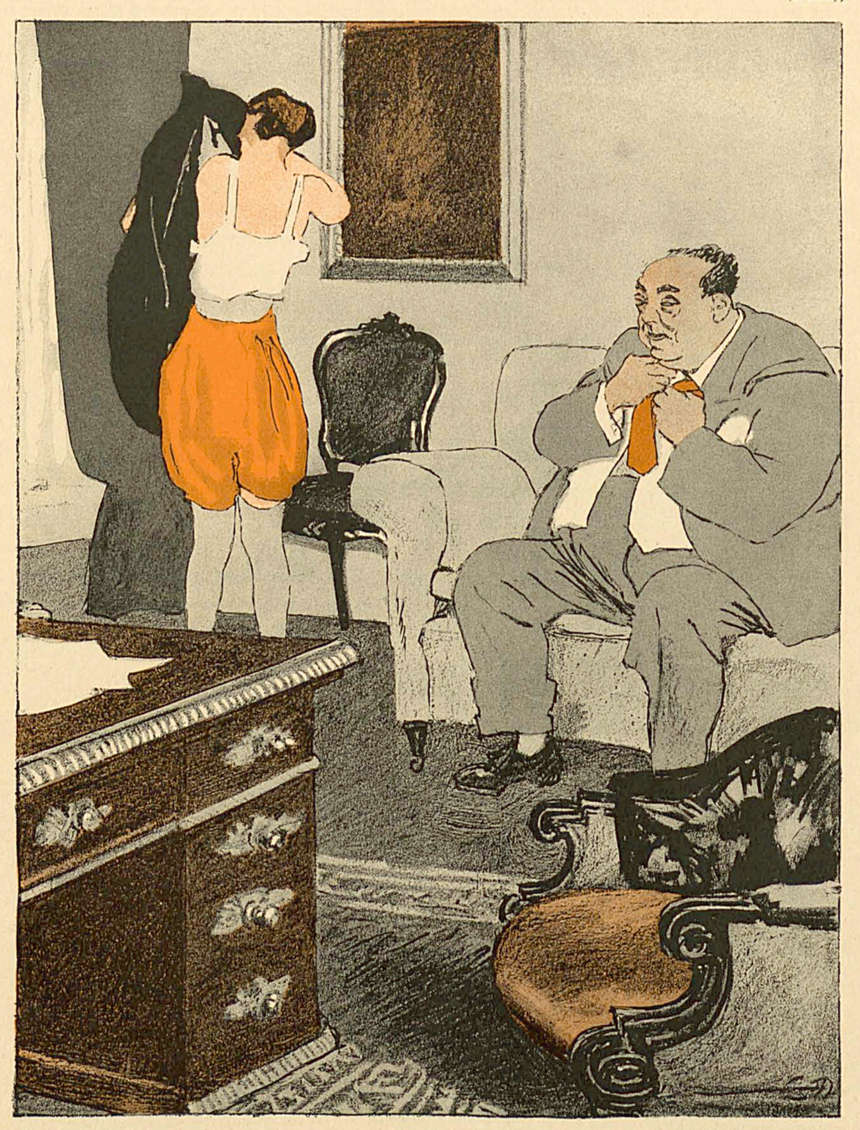
Auf und nieder gehn die Preise –
da ist Spiel um billige Speise –
da ist billiges Spiel um Brot –
Morgenrot bleibt Morgenrot!

C'est la guerre

Die Belagerung des aufständischen Madeira nimmt immer verblüffendere Formen an. Das „B. T." läßt sich aus London telegraphieren: „Die Blockade wird von dem portugiesischen Kanonenboot ‚Limpopo' ausgeübt, das aber plötzlich ein Leck zeigte."
Glücklicherweise sitzen in der portugiesischen Regierung keine deutschkundigen Würdenträger. Die Funkmeldung des Kommandanten: Leck am Limpopo! hätte im andern Falle irreführend aufgefaßt werden können.

Alles für die Kunst

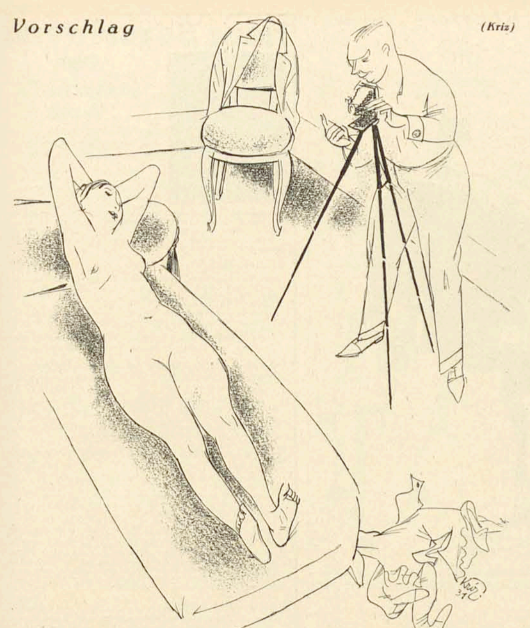
(E. Thöny)



„Alle Augenblicke ein neues junges Bühnentalent entdecken — lange halte ich das nicht mehr aus!"

Vorschlag

(Kriz)



„Und weißt du, Emmi, unter das Photo schreibst du dann, wie früher die Soldaten, ‚Zur Erinnerung an meine Dienstzeit'!"



Familiensinn

Von Paul Nikolaus

Mein Vetter sucht eine neue Stellung. Mein Gott, wer tut das heute nicht. Er bat mich, ihm behilflich zu sein: ich ging in Gedanken meinen Bekanntenkreis durch und kam zu dem Resultat, daß Leibnitzer der einzige sei, der mir helfen könne. Ich ging zu ihm ins Büro, legte ihm den Sachverhalt klar, und er sagte: „Sehnse, das find' ich nett von Ihn'n, daß Se so viel Familjensinn ham. Ich ham ja auch. Meine Frau sacht immer, ich weiß nich, was du dich um alles kümmerst; man hat doch schließlich seine eigenen Sorgen; aber ich tu doch, was ich kann. Da is zum Beischpiel ein Vetter meiner Frau, Briesel heißt er, is bei Pneubelsberjer in Liegnitz, ein widerlicher Bursche; aber ich sach mer, er is nu mal der Vetter von meiner Frau, soll er widerlich sein! Liegnitz is auch nich so nah, aber wenn er mal nach Berlin kommt, ich lade den Jungen zum Essen ein, un denn is er auch Junggeselle, un da hat man immer so seine Ausreden. Wir ham nämlich gar nich viel Junggesellen in der Familje. Der Großvater von meiner Frau, eijentlich der Stief-Großvater, is mit seinen Söhnen nach Amerika ausgewandert; großartich geht's denen, prima sare ich Ihn'n! Na, un von denen hätten wir nie was gehört, wenn ich nich eines Tares gesacht hätte: Familjensinn muß sein; hab ihn'n geschrieben, un se ham mir ein paar ganz nette Jeschäftsverbindungen nach drüm verschafft. Wissense, es tut eim immer wohl, wenn man auch so in der Ferne ein fühlendes Herz weiß. Mit meim Bruder bin ich ja bös, schon seit Jahrn, ne Erbschaftssache. Ich sach immer, mit Verwandtn soll man nichts zu teiln ham. Es geht ihm ja leider nich sehr gut; sein Pech, daß er mit mir böse ist. Hat schpekuliert. Hab ich ihm gesagt, er soll schpekuliern? Welche vernünftjen Leute schpekuliern? Ich schpekulier ja auch; aber ich schpekulier mit Maß und Ziel. Es gibt noch Papiere, wo was zu verdien' is; aber vorsichtich muß man sein! Deswejn hab ich mich ja mit meim Onkel überworfen. Der wollt mich in eine Schpekulation reinziehn — un was war das Fazit? Ein Fiasko über dem andern. Sogar seine Kinder sin wech von ihm. Sie ham mich mal versuchsweise angerufn; aber ich hab ihn'n am Telephon die kalte Schulter gezeicht. Man soll wissen, wo man ein Ende zu machen hat: Familjensinn, schön, aber nich übertreibn! Na, auf jeden Fall freut's mich, daß Se mit der Sache gerade zu mir jekommn sin. Moment mal. Wer is draußen? Streuer? Ja, natürlich, sofort kann er komm. Entschuldjen Se mich, Herr Nikolaus, ne wichtje geschäftliche Besprechung, un wenn Se gelegentlich wieder vorbeikomm, unterhalten wir uns ausführlich über Ihrn Vetter."

Vom Tage

Ein Angestellter des Stadtbauamtes von Pirmasens hat in seiner freien Zeit Thomas Manns Novelle „Tristan" auf eine einzige Postkarte geschrieben. Allerdings ist der Text so klein, daß man ihn mit dem Mikroskop lesen muß.

— In wie viele Amtsstuben muß man ein Mikroskop mitnehmen, um die Ergebnisse der acht Stunden freier Zeit zu entdecken!

Teha

Überfall
(Karl Holtz)



„Her mit Ihrer Brieftasche!" — „Gerne, aber erschießen Se mich nich nachher aus Rache, weil nischt drin is!"

Die linden Lüfte ...

Von Walther C. F. Lierke

Deutscher Mann, jetzt steigt das Thermometer,
und die Kohlenkiste stellst du fort.
Ob du „Grüne Front" bist oder Städter:
jetzt wird Lenz an jedem deutschen Ort.

Ob du Hakenkreuzler oder Rotfront-Kämpfer:
jeder Kampfgesinnung, die du hast,
gibt die linde Lenzluft einen Dämpfer,
und du wirst manierlich fast...

Stelle Blumentöpfe auf dein Fenstersims!
Züchte rote Nelken oder pflanze
Suppenkräuter statt Partei-Klimbims!
Statt zu demonstrieren, sieh das ganze

Leben einmal mehr besinnlich an!
Wenn es lenzt und wenn die Veilchen sprießen
sei mehr Mensch als: radikaler Mann, –
weil ja Flüsse doch nicht bergwärts fließen.

Weil wir alle Knechte unsrer Sorgen
und dahingetriebne Flöße bleiben,
die ihr bißchen lebende Bewegung borgen
aus dem Strom, in dem sie treiben.

Lieber Simplicissimus!

Mit mir im Programm treten zwei flämische Artisten auf, zwei gute Künstler und liebe Menschen. Ich frage sie eines Abends in der Garderobe, ob sie ihre großen Landsleute Pieter Breughel und Felix Timmermans kennen.
Zögernd meint der eine: „Sind dat die Clowns vom Zirkus Krone?"

•

Mein Direktor ist ein weniger witziger, aber um so treu-teutscher Mann. Während eines Gesprächs erklärt er mir mit gerunzelter Stirn: „Ihr Künstler seid selbst schuld am Untergang des Kabaretts, weil die meisten Künstler Schweine sind. Entweder sind sie schwul, oder sie sind Kommunisten. Wenn wirklich mal einer darunter normal ist, dann lebt er mit einer Frau im Konglomerat."

•

In der „Volksrecht-Zeitung" Nr. 46 erschien die folgende Anzeige:

Nachruf

Infolge des hinterhältigen Krieges, der seit dem Waffenstillstand 1918 gegen die Sparer geführt wird, verstarb meine liebe Frau

SETTA O...

Wenn Ludendorff 1925 wenigstens Reichspräsident geworden wäre, wäre meine Frau noch am Leben.

In tiefer Trauer
Hans O...

Ihr furchtbarstes Erlebnis / Von Pierre Mille

An jedem Morgen steht die gefüllte Milchflasche auf der Schwelle ihrer Behausung. In ein altes Morgenkleid gehüllt, öffnet sie die Tür. Sie bereitet ihren Milchkaffee, schlürft ihn langsam, voll Behagen. Es ist dies ihre liebste Mahlzeit. Sie behauptet das wie viele Frauen in ihren Jahren. Genießerisch verzehrt sie zum Kaffee knusperiges Brot, geröstete Reste vom vergangenen Abend, auf die sie Butter streicht. Dann kleidet sie sich an. Langsam auch das, — sie hat reichlich Zeit, denn sie bewohnt allein eine kleine Wohnung, zwei Zimmer nebst Küche. Hierauf greift sie nach ihrer Netztasche und geht, Besorgungen zu machen. Sie hat keinen weiten Weg. Auf der einen Seite der Straße, in welcher sie wohnt, stehen nah aneinandergedrängt die Karren der Grünkramhändler.

Dies ist auch ihre Plauderstunde. Sie trifft Bekannte, erzählt und erfährt Neuigkeiten, spricht über das derzeitige Wetter, über die Schwierigkeit der Lebensführung bei stetig steigenden Preisen. Über den Irrtum der Zeitungen, die eine Wende vorhersagen. Und über vieles andere.

Und doch, seit Jahren und Jahren — man will sich nicht erinnern, doch wollte man das, so wüßte man auch, daß ihrer acht verstrichen — ist sie weit weniger mitteilsam. Erweckt den Eindruck, als ob sie Gesprächen auswiche. Man fragt: „Was hat Frau Laurie? Sie ist ganz anders!" Und andere fügen hinzu: „Nicht nur im Wesen! Auch im Gesicht, in allem! Ganz seltsam! Habt ihr nichts gemerkt?"

Einst mag sie schön gewesen sein. Sehr schön sogar. In jener nun schon fernen Zeit, da sie „ihren Herrn" hatte, den Herrn, der ihr ein recht ansehnliches Vermögen hinterließ, das glücklicherweise nur aus Industriepapieren und Marine-Aktien bestand, so daß ihr Einkommen sich nicht zu sehr schmälerte. Auch Möbel blieben ihr, schöne Möbel. Sogar ihrer zuviel. Die Wohnung ist überfüllt. Seit acht Jahren aber ist sie gealtert, überraschend schnell gealtert, schneller als ihre fast vollendeten fünfzig Jahre hätten voraussetzen lassen. Und sie ist auch geistig nicht mehr die gleiche. Wird lebenslang wohl nie wieder die gleiche sein! Sie trägt ein Geheimnis, ein furchtbares Geheimnis, das an ihr nagt, denn sie könnte es nie, nie jemandem anvertrauen.

Nach dem Abgang „ihres Herrn" war sie klugerweise immer allein geblieben. Nicht etwa tugendhafter Bedenken wegen. Doch aus der Furcht heraus, das Schicksal werde sie ein zweites Mal nicht so weich betten. Das war vernünftig, war einsichtsvoll gedacht.

Später dann geschah ihr, was so viel anderen geschieht. Ein böser, grausamer Dämon war in ihr erstanden, zugleich mit dem Wunsch, den viele Frauen hegen: jemandem scheinbar zu gehorchen und dennoch Herrscherin zu sein. Mit dem Verlangen, einem Haushalt vorzustehen. Sie ließ eine Annonce einrücken, in welcher sie die Stelle einer Haushälterin bei einem alleinstehenden Herrn anstrebte. Es war eine sehr schickliche Annonce. Sie bekannte darin ihre Jahre und verschwieg nicht, daß sie einige Mittel besaß. Das übrige, ihr geheimes Hoffen, überließ sie dem Zufall oder eher dem Glück.

Und da kam, — nachdem er sich schriftlich angekündigt hatte, was wiederum sie bewog, sich festlich zu kleiden, — er! Da läutete er an ihrer Tür. Ein wirklich tadelloser Herr, wie ihre Phantasie ihn ihr gemalt hatte: kahlköpfig, mit schönem schwarzen Bart. Färbte er ihn? Es wäre ihr nicht erwünscht gewesen. Doch er sprach schön, wunderschön, wählte Worte, wie sie in den Zeitungen stehen, und hatte eine so sanfte Stimme! Und blaugrüne Augen, trotz des schwarzen Bartes, trotz der dunklen Brauen! Verführerische Augen voll seltsamer Anziehungskraft! Wie schön er spricht, dachte sie nur, ohne sich die Macht dieser Augen einzugestehen. Er sagte ihr viel schmeichelhafte Dinge, doch in den gebotenen Grenzen. Wie gut erzogen, wie gesittet war er doch! Wirklich, mußte sie denken, das wäre genau, was ich brauchte! Er aber verharrte in seiner Zurückhaltung, und das weckte in ihr den heißen Willen, ihm zu gefallen, ihn zu erobern. Sie war stolz auf ihren kleinen Besitz und legte Wert darauf, ihm ihre Einrichtung zu zeigen. Da sprach er Worte, die geeignet waren, ihr Hoffen aufblühen zu lassen. „Wenn Sie einwilligen sollten, sich meines Hauswesens anzunehmen, müßten Sie sich wenigstens eines Teils dieser Dinge entledigen. Ich hätte keinen Platz dafür ... Übrigens würde ich sie Ihnen vorteilhaft verkaufen. Ich weiß in derlei Dingen Bescheid und ließe nicht zu, daß Sie übervorteilt würden."

Höflich, fast schüchtern fügte er hinzu: „Nun, gnädige Frau, meinen Sie, daß wir einig werden könnten?"

Frau Lauries Herz hüpfte. Aber sei es nun aus Vorsicht, oder aus Widerspruchsgeist, oder aus Koketterie, oder aus diesen drei Gründen zusammengenommen, — kurzum, sie entgegnete: „Sie werden wohl einsehen, daß ich Bedenkzeit brauche."

„Bedenken Sie zwei Tage lang. Darf ich nach zwei Tagen wiederkommen?"

Sie hatte freudig ja gesagt und hatte ihn voll Ungeduld erwartet. Er war zur bestimmten Stunde gekommen, hatte Bonbons und Blumen mitgebracht. Und alles war vereinbart worden. So gründlich vereinbart, daß, als er sie sanft, fast demütig in die Arme nahm, sie sich gleiten ließ, sie alles vergaß. Ach, sie bereute es nicht! Bereute nichts!

Und dann erzählte er. Sprach mit dem Gebaren des glücklichen Liebhabers, und sie war sehr glücklich. Er sagte, er sei Ingenieur — welchen Beruf sie so vornehm fand wie ihn selbst —, sagte, er besitze ein Automobil und ein kleines Landhaus. Und am nächsten Sonntag wolle er sie für einige glückliche Wochen in dies reizende Versteck bringen.

Frau Laurie verbrachte die nächsten drei Tage im Rausch des Glückes und der Erwartung. Köstliches Warten, das sie wonnig erschauern ließ. Der Sonntag kam, doch nicht der Ersehnte. Sie wartete auf seinen Besuch, auf einen Brief, auf eine Erklärung, eine Entschuldigung: Nichts! Da schrieb sie an die Adresse, die er angegeben hatte. Schrieb, wie alle Frauen ihres Standes unter ähnlichen Umständen schreiben: daß dies Benehmen, dies Schweigen eines Gentlemans nicht würdig sei. Und als Nachschrift, heimlich fast, den Verzweiflungsschrei: „Was hat Ihnen denn an mir mißfallen?" Furchtbar nagende Sorge.

Doch keine Antwort kam.

Ein halbes Jahr verstrich ... da öffnete sie eines Morgens die Zeitung. Ach, das war doch er! Er! Sie hatte ihn gleich erkannt. Der Mann, der unter fünf oder sechs falschen Namen elf Frauen — bis jetzt wußte man von elf — in sein Landhaus gelockt und sie dort nach einer einzigen fürchterlichen Liebesnacht ermordet und hierauf verbrannt hatte.

Er war es! Er! Mutterseelenallein saß Frau Laurie vor ihrer Zeitung und ihrem Milchkaffee. Sie erhob sich, machte einige Schritte und fiel starr auf ihr Bett. Als der Schwächeanfall vorüber war, wimmerte sie vor sich hin: „Wäre er wiedergekommen, dann auch ich ... auch ich! ... Ich wäre heute tot und verbrannt ... man hätte keine Spur von mir gefunden. Doch ich lebe! Ich lebe!"

Mitten hinein in dies Glücksgefühl sprang ihr zweiter Gedanke: „Zu keinem Menschen darf ich jemals davon sprechen. Nie darf jemand erfahren, was ich einst einem Mörder gewährt habe!"

Ach, wie schwer wog bereits dies Geheimnis! Und die grausame Erkenntnis wuchs: „Er hat mich kennengelernt, er hat sich ein Urteil gebildet, er hat mich nicht gewollt! Nicht einmal für diesen Zweck! Nicht einmal, um mich hernach zu töten, um sich dann meiner Habe zu freuen, wie er es bei den anderen getan hat!"

Dies ist der Gedanke, der Frau Laurie insgeheim quält, der sie foltert, der sie dem Tode entgegentreibt. Seit jenem Tage ist die Einsamkeit, die ihr Alter umwebt, tausendmal unerträglicher, tausendmal fürchterlicher geworden. Schlaflosen Nächten vertraut sie die wirre Frage: „Wäre nicht der tödliche Druck der mörderischen Finger auf meinem Hals besser gewesen, als dieser Dämmerzustand im Niedergang von Leib und Seele?"

Dann aber schreit sie wieder auf: „Nein, nein! Trotz allem: Ich lebe! Ich lebe!"

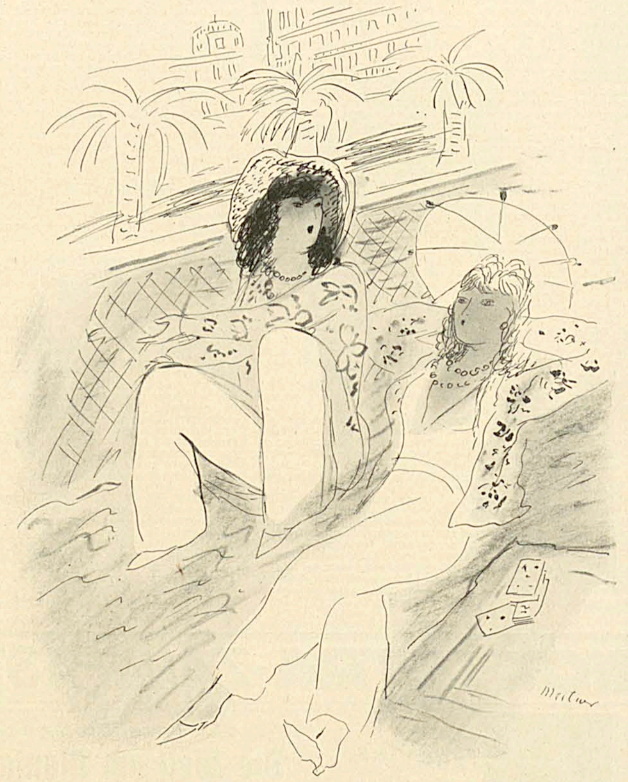
(Autorisierte Übertragung von Irene Kafka)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Übersättigung

(L. Meitner)



„Von der Natur hat man bald genug – vom Patiencelegen hat man auch bald genug – und ein Mann, von dem man genug bekommen könnte, ist nicht mal da!"

Im Vorübergehen / Von Trim

I.

Eines Tages hatte ich die Aufgabe, der sächsischen Kunsthistorikerin Traute Genua zu zeigen. Überflüssig, zu sagen, daß sich ihr nach zweitägigem Aufenthalt im sonnigen Süden die triumphale Überlegenheit des andern Regimes offenbart hatte. Beweis: Pünktliches Eintreffen der Züge und offensichtlicher Mangel an Exkrementen auf der Straße — fertig. Aber nicht genug damit — was wäre eine sächsische Kunsthistorikerin ohne jauchzende Feststellung irgendwelcher Synthese! Traute stellte die Synthese von preußischer Ordnung und südlicher Ungezwungenheit fest. Ecco.

In der Via XX. Settembre erregte ein schöner Verkehrspolizist ihr Wohlgefallen. Schwarze Uniform, schneeweißer Tropenhelm und ebenso blanke Stulphandschuhe — einfach Puppe. Ein auch nicht übel aussehender Bursche schob pfeifend einen Handkarren über die Straße. In hohem Grade wurschtig ignorierte er die durch feurige Gesten ausgedrückten Anweisungen des Verkehrskavaliers und schob seinen Karren eigensinnig weiter.

Traute faßte mich entzückt am Arm: „Wie reizend! Wie großzügig! Er läßt den Jungen einfach durch! Sehn Sie, er springt auf die Elektrische und kümmert sich um weiter nichts!"

Der himmlische Schutzmann war in der Tat auf eine eben vorüberfahrende Trambahn gesprungen, aber schon hüpfte er wieder ab — genau bei dem inzwischen etwas weiter gekommenen Jungen. Schon schnauzte er ihn gründlich an und schickte ihn mit preußischem Elan den ganzen Weg zurück.

„Das hättch mr nich gedacht!" sagte betroffen Traute.

Wenn der Vorgang nicht zufällig so deutlich in Erscheinung getreten wäre, hätte das kluge Mäuschen daheim vermutlich über die Synthese von preußischer Ordnung und lateinischer Großzügigkeit Wunderdinge geplaudert. Immerhin war sie nun, ei cha, auch mit der Tüchtigkeit des Beamten an sich einverstanden und stellte wohlwollend fest, daß e Dräsdner Schutzmann ooch nich schneidjer vorgehn konnte.

II.

In Rapallo, im Gewühl der Hochsaison, hatte sich ein aufgeregter Deutscher hinreißen lassen, einem Eingeborenen das Wort „Schuft" entgegenzuschleudern (wohl in der unterbewußten Erwartung, daß niemand es verstehen würde, denn wenn ein Italiener auch vieles kann, ein sch als solches auszusprechen kann er bestimmt nicht). Der Zufall wollte aber, daß ein Landsmann, der etwas Deutsch konnte, das Wort aufgriff und jenem beizubringen versuchte, daß „Skuft" eine Ehrenkränkung sei.

Sogleich griff auch beim Angeschimpften die Geneigtheit Platz, sich eventuell beleidigt zu fühlen, doch wollte er, bevor er sich entschloß, Erregung zu produzieren, sicher gehn. Er beauftragte seinen Landsmann, den Deutschen mittels Konversation festzuhalten, und stürmte ins Hotel Miramare, wo er sich vom Portier ein Wörterbuch geben ließ, in dem er gierig zu blättern begann. Indessen fand er das Wort so lange nicht, daß seine Gereiztheit schon bedenklich abflaute, als zur rechten Zeit der polyglotte Landsmann eingriff und das starke Wort richtig fand.

Den Zeigefinger auf das Wort gedrückt, hochrot und heftig bemüht, seine Ehre als schwer verletzt zu empfinden, tanzte der nun endgültig Beleidigte vor dem peinlich berührten Tedesco herum, und das Wort: Skuft! durchschnitt immer wieder gellend die ambrosisch duftende Landschaft.

Hohe Zeit, daß etwas geschah. Ich trat vermittelnd hinzu und erklärte dem Beleidigten feierlich, daß er im Vorteil sei, denn er habe jenes Wort, das der deutsche Aufgeregte nur einmal gebrauchte, mit temperamentvoller italienischer Aufregung bereits sechsmal zurückgegeben, und außerdem sei dieses kantige deutsche Wort infolge der alles verschönernden italienischen Aussprache von Grund auf verändert — man möchte fast sagen liebenswürdig veredelt worden.

Die Logik dieser macchiavellistischen Diplomatie siegte, die Herren regten sich mit einer gewissen Freudigkeit rasch wieder ab, und meine Einladung, in der nahen Trattoria eine Flasche Barolo zu trinken, wurde von allen Beteiligten gern angenommen. Worauf wir unsere Vaterländer und ihre erfreulichen Beziehungen zueinander begeistert leben ließen. Ecco.

Der Blinde / Von Dr. Owlglaß

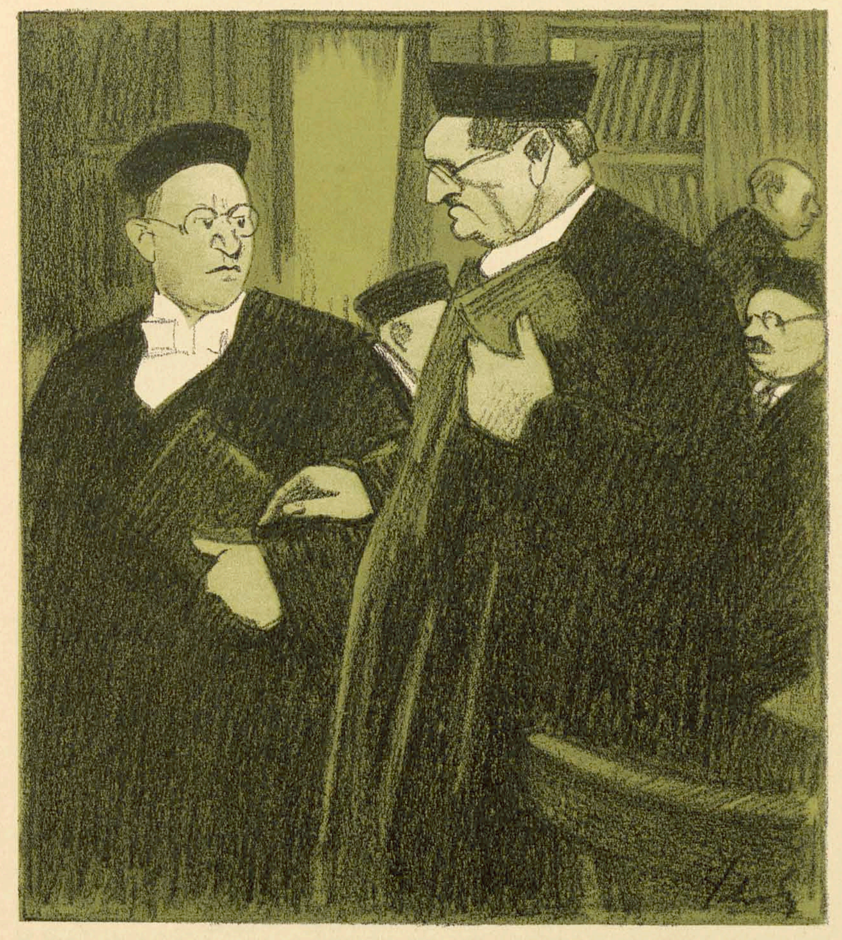
Nicht mehr wie einstmals hastet er
die Gassen lang im ewigen Trab.
Mit seinem Stecken tastet er
die Randsteinleisten ängstlich ab.

Was hat die Unrast ihm gebracht?
Wirrnis des Herzens allermeist,
ein bißchen Rausch, zuletzt – die Nacht . . .
Nun weiß er erst, was „blindlings" heißt.

Nun sucht er, ein verlauf'nes Kind,
heim zu sich selber eine Bahn.
Mit seh'nden Augen war er blind.
Blind fängt er jetzt zu sehen an.

Der Fall Bullerjahn

(Wilhelm Schulz)



„Unbegreiflich, warum sich die Leute so aufregen — auf einen unschuldig Verurteilten kommen doch mindestens zehn Schuldige, die frei herumlaufen!"

Kürten

Vor Gottes Thron — wie man so sagt —
ein armer Sünder zittert nackt:

„Der dunkle Trieb, mit Lust zu morden,
war er von je? Ist er geworden?
Wer war es, der ihn in mich legte?
Wer schuf die Umwelt, die ihn hegte?
Wer hat die Sinne mir umnebelt?
Wer hat die ‚Hemmung' nicht enthebelt?
Wer wog mir Kraft und Unkraft zu? . . .
Warst es nicht du und immer du?
Und warum trieb's nur mich so um
und tausend andre nicht? Warum?

Hoch ragt der Thron, und Gott bleibt stumm.

. . . Einstweilen, bis wir Näheres wissen,
löst und erledigt dienstbeflissen
der Staat das fragliche Problem,
wenn nicht exakt, so doch bequem
(das heißt: für ihn und seine Welt)
vermittelst eines Beils, das fällt.

Die „Gnade" wird anheimgestellt.

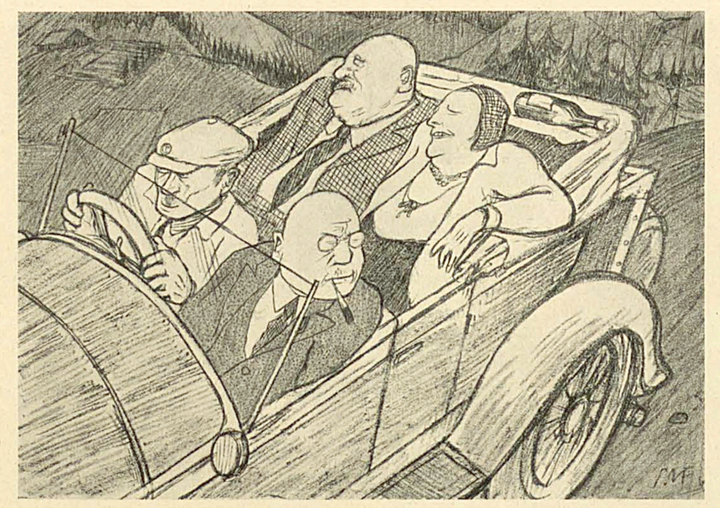
Ratatöskr

Was sind Sportgeräte?

Eine Zigarettenfabrik legt ihren Packungen Gutscheine bei mit dem Motto: Jedem Deutschen sein Sportgerät! Während man in Gedanken noch zwischen einem Expander, einer Zimmerschaukel und einem Medizinball schwankt, dreht man den Gutschein um und liest, staunenden Auges, die von der Fabrik ausgesetzten Sportgeräte . . . 1. Eine Taschenmanikure in Zigarettenform. 2. Eine Skatkarte. 3. Eine Bridgekarte. 4. Ein Füllfederhalter. 5. Eine Brieftasche . . .
Vielleicht ist der Füll zum Bergstock zu verlängern? Und die Brieftasche kann aufgepustet als Schwimmblase benutzt werden?

Glückliche Fahrt

(M. Frischmann)



„Wat, Max, hier fühlt man so recht die Nähe Gottes." — „Jawoll, aber die Ferne der Börsenberichte wirkt noch majestätischer."

Wie meine Mutter beinahe gestorben wäre / Von Charly Conrad

Ich habe viele schreckliche Erinnerungen, aber diese ist die schrecklichste.
Ich entsinne mich noch ganz genau, es war an einem warmen Abend im Sommer, die Fenster standen weit offen, die Temperatur war geradezu drückend.
Meine Mutter lag still und bleich in ihrem Bett. Ihre Nase war in den letzten Tagen noch spitzer geworden, und ihre Wangen waren furchtbar eingefallen. Sie hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht.
Meine Großmutter saß unten auf dem Bett und rieb ihr die Füße warm, als glaube sie so das Leben zurückhalten zu können. Das Gesicht der Großmutter war weiß wie Papier und ganz starr. Auch saß sie sehr gerade und aufgereckt da. Ich glaube nicht, daß das bei ihr Beherrschung war, ich glaube, sie war ganz einfach starr vor Schrecken. Mein Großvater lief nebenan in der Küche mit langen Schritten umher. Die Tränen rollten ihm übers Gesicht, und er schluchzte, daß es durch das ganze Haus zu hören war.
Vorher, wie der Anfall kam, war er zum Telephon gelaufen, das in dem Gasthaus von Schwenk installiert war, aber der alte Mann war so erregt und verwirrt, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte. Die Wirtin nahm sich seiner an und telephonierte zum Arzt. Der Arzt mußte jeden Augenblick kommen.
Ich stand unten am Bett meiner Mutter, klammerte meine Händchen um den Knauf des Bettpfostens und zog mich empor, um in das Bett hineinsehen zu können. Ich weinte nicht, warum, das vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Ich entsinne mich nur sehr genau, daß ich nicht weinte. Doch hatte ich furchtbares Herzklopfen.
Plötzlich fing ich ganz laut zu beten an: „Lieber Gott, laß doch, bitte, bitte, meine Mutti nicht sterben." Dann ging ich um das Bett herum und flüsterte meiner Mutter ins Ohr: „Mutti, du stirbst nicht. Ich weiß das ganz genau. Ich hab' gebetet. Der liebe Gott ist gut." Damit schlich ich mich hinaus und hockte mich unter den Birnbaum, der vor dem Hause stand.
Ich saß noch nicht lange dort, als ein Motorrad herankatterte. Es fuhr in einem außerordentlichen Tempo und hielt mit einem Ruck vor unserer Tür.
Ich lief auf den Arzt zu, er drückte mir flüchtig die Hand. Ich ging hinter ihm her, durch die Küche, wo der Großvater noch immer weinend umherlief, in das Zimmer meiner Mutter. Es war ein sehr kleines Zimmer mit niedriger Decke. Großmutter zündete das Licht an und blieb dann wie ein Steinbild mitten im Zimmer stehn.
Der Arzt war ein blutjunger Mensch mit einer Menge Narben im Gesicht, die mir damals gewaltigen Respekt einflößten.
Er untersuchte lange und eingehend. Dann ließ er sich ein Glas Wasser bringen und hantierte mit verschiedenen silbrig glänzenden Instrumenten. Er machte eine Einspritzung. „Das ist der letzte Versuch", sagte er, richtete sich auf, ging zum Fenster, lehnte sich darein und kreuzte die Arme.
Es war totenstill in dem kleinen Zimmer.
Plötzlich knirschte draußen der Kies. Ich reckte meinen Kopf über die Fensterbank und sah meinen Vater langsam herankommen. Er hatte sich auf das Telegramm hin sogleich in den nächsten Schnellzug gesetzt. Er hatte keinen Mantel und keinen Koffer bei sich. Dennoch ging er so langsam und müde, als habe er eine ungeheure Last zu tragen. Als er durch den Lichtstreifen ging, sah ich, daß sein Gesicht kreideweiß war. So hatte ich meinen Vater noch nie gesehn.
Wie er ins Zimmer trat, bewegten sich seine Lippen, als ob er etwas sagen wollte. Es war aber kein Laut zu hören.
Der Arzt hatte sich wieder über meine Mutter gebeugt und horchte mit einem Rohr an ihrem Herzen. Es dauerte endlos lange. Schließlich richtete er sich auf, die Arme hingen ihm schlaff herunter, und sagte ganz unvermittelt mit einem kleinen, hilflosen Lächeln: „Tot."
Für einen Augenblick rührte sich nichts im Zimmer. Dann ging mein Vater langsam zu dem Bett und sank am Kopfende nieder. Er nahm den Kopf meiner Mutter zwischen seine großen Hände und küßte fortwährend ihren Mund. Nebenan in der Küche war es gleichfalls still geworden.
Ich dachte: Jetzt ist Großvater in den Wald gegangen. Plötzlich zog sich mir die Kehle zusammen, und ich fing an, laut und jämmerlich zu weinen.
In diesem Moment sprang mein Vater auf, riß den Arzt am Arm zu sich her und deutete mit der Hand auf die Augen meiner Mutter. Wir starrten alle dorthin, es war gar kein Zweifel: die Augen meiner Mutter bewegten sich.
„Wieder ein Beweis für die eminente Wirkungskraft dieser Einspritzung, selbst in den verzweifeltsten Fällen", sagte der Arzt und rieb sich vor Freude die Hände.
Und ich eilte in den Wald, meinen Großvater zu suchen. Ich rief nach allen Seiten durch die hohle Hand: „Huhu!", bekam aber keine Antwort außer einem halben Echo. Als ich so dahinlief, blickte ich von ungefähr seitwärts und sah meinen Großvater auf einem Baumstumpf sitzen. Er weinte nicht mehr, er blickte mich nur mit stumpfen, großen Augen an: „Tot? Nicht wahr? Sag' es nur ruhig." — „Nein!", rief ich, „nein, Großvater, sie lebt!" Er schüttelte nur traurig den Kopf und sagte: „Lüg' nicht, Junge." Dann aber, plötzlich, sprang er auf und lief so schnell den schmalen Feldweg entlang unserem Hause zu, daß ich ihm trotz meiner jungen Beine kaum zu folgen vermochte.

Einem Wirtshausgarten gegenüber

(In einer österreichischen Kleinstadt)

Einer Mandoline Zittern
Winselt, wispert, brummt
Hinter grünen Blumengittern
Und verstummt.

Nur die Nacht tönt ohne Rast.
Lockert sich ein Stein am Dache.
Zirpt. Weht der Flußwind. Stirbt das schwache
Gläserklirrn vom letzten Gast.

Jetzt: der rote Wirtshauskater
Tatzt nach meinem Schatten, scharf,
Den ich, weißer Nachthemdpater,
Schwarz vor seine Pfoten warf.

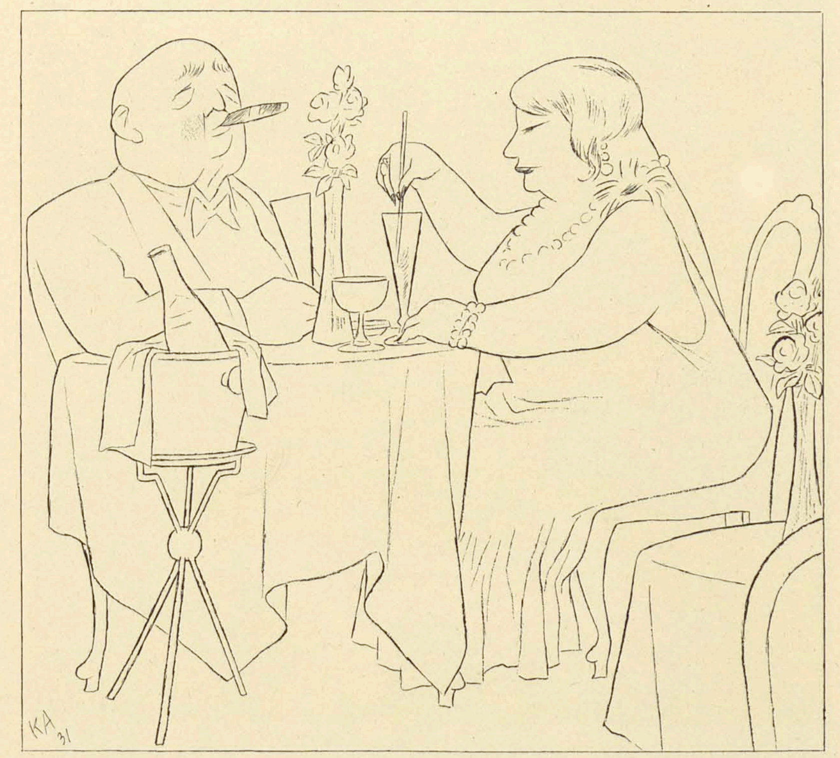
Georg Britting

Klawuttke meckert sich eins:

Der Lenz is da — aba 'n bißken spät, findense nich? Und wissense, weshalb a so spät kommt? Nach meine unmaaßjebliche Meinung? Weil 'n die Filmprifstelle vaboten hat von wejen „entsittlichend". Recht hatse. Ick traue mir selba nich mehr iban Weech. Aba nu issa doch freijejem worn. Det „Lied vom Leben" dajejen hättense von mir aus ruhch in 'n Kasten behalten könn'! Wissense, wie ick den Film jenannt hätte? Ick hätte ihm „Lorelei" jenannt, weil keen Aas weeß, wata bedeiten soll. Bei den Film is det nich mit rechten Dingen zujejang', jloobe ick. Da is eena — stell ick ma so vor — in eene Kopieranstalt injebrochen und hat sich jejrapst, wata jrade fand: een Stick von een' russischen Jorsch-Jroß-Film „Det Jesicht der herrschenden Klasse" und denn een Stick Kulterfilm „Stätten der Arbeit" und een Stick von een' medizinschen Film „Der Kaiserschnitt" oda so, und denn hata noch een Röllchen von een' neckischen Beiprojrammstreifen awischt „Liebe in der Tierwelt" oda: „Jenau wie bei uns!". Und det hata nu allens aneenanda jeklebt und driba jeschriem: „Det Lied vom Lem." Lauta jrooßahtiche Sticke, eins A sare ick Sie. Außadem hata noch een paar Tonuffnahmen mit Mehringen seine Songs uffjejabelt, wo Busch jesungen hat —: aba sooo! Det is det Scheenste — und weil det zum Schluß kommt, klatschen die Leite — und ooch, um die Filmprifstelle eens auszuwischen. Aba bejriffen hat det keen Aas. Außa mir.
Komisch, da ham nu die Barlina Bihnenleita imma jeklaacht, se missen ausländische Sticke jem, weil sonst keena kommt und zahlt, und denn kommt doch keena —: und nu mit een' Mal hat Maxe Reinhardt det Haus knippeldick voll und janz ohne Freikarten! Der „Hauptmann von Köpenick" hat uns ja friha schon eenmal leibhaftich jezeicht, dat da wat faul war im Staate — aba nich Dänemark. Und nu zeicht Zuckmayern seiner det ooch wieda: mit deitsche Sticke jeht det ooch und noch ville bessa. Nur jut missense sind — und sonst jarnischt. Sojar der alte Lessing macht det Rennen. Na — und det „Weiße Rössel" is schließlich ooch nich aus 'n Franzeeschen ibasetzt. Nur in 't Charellsche.
Wennse nun jloom, ick sare wat von Lippe riskiern, wenn ick uff die Lippen-Nejarinn' in 'n Zoo zu sprechen komm', denn sinds aba Neese! Det hat sich keene Zeitung entjehn lassen. Wissense ibrijens von wejen wat die sich die Holztella in de Lippe jeklemmt ham? Nich? Det issen Schutz jejen Raub und Vafihrung. Lieba eene miese Frau, ham sich die Männa jesaacht, als jar keene. Mechten Sie eene Frau mit son Tella in de Visaasche ham? Ick nich. Lieba ne knorke Nutte. Aba wenn 'ck so zurickdenke —: vor zwanzich Jahrn hätt' ick meene Olle womeechlich ooch so 'n Tella einklemmen mejen. Jetzt bin 'ck nur jespannt, ob det in WW ooch Mode wird, wo se doch so jieprich sind uff allens Neie und Exotsche.
Und wat sarense dazu, daß unsa Hindenburch noch imma Ehrenmitjlied von 'n Stahlhelm is — trotz det Volksbejehren? Sehnse, ick bin Vorsitzenda von den Jesellichkeitsvaein „Konkordia" und zujleich Mitjlied von den befreundeten Kejelklub „Gut Holz 1927". Ick kejle jerne und bin een alta Kejla — aba wenn nu eena bei „Jut Holz 1927" eene Lippe riskiern wirde jejen meine Konkordia, wo 'ck, wie jesaacht, Vorsitzenda bin, denn pfiff ick uff die janze Kejelei und saachte . . . Nee, det kann ick nich saren, wat ick da saachte! Heeflich wär det nich, obwohl ma det als Inladung zu bezeichnen pfleecht. Uff die Konkordia laß ick nischt komm', ick nich! Obwohl ick, wie jesaacht, een janz angraschierta Kejla bin! Vastehnse? Kaki

Ja, beim Souper!

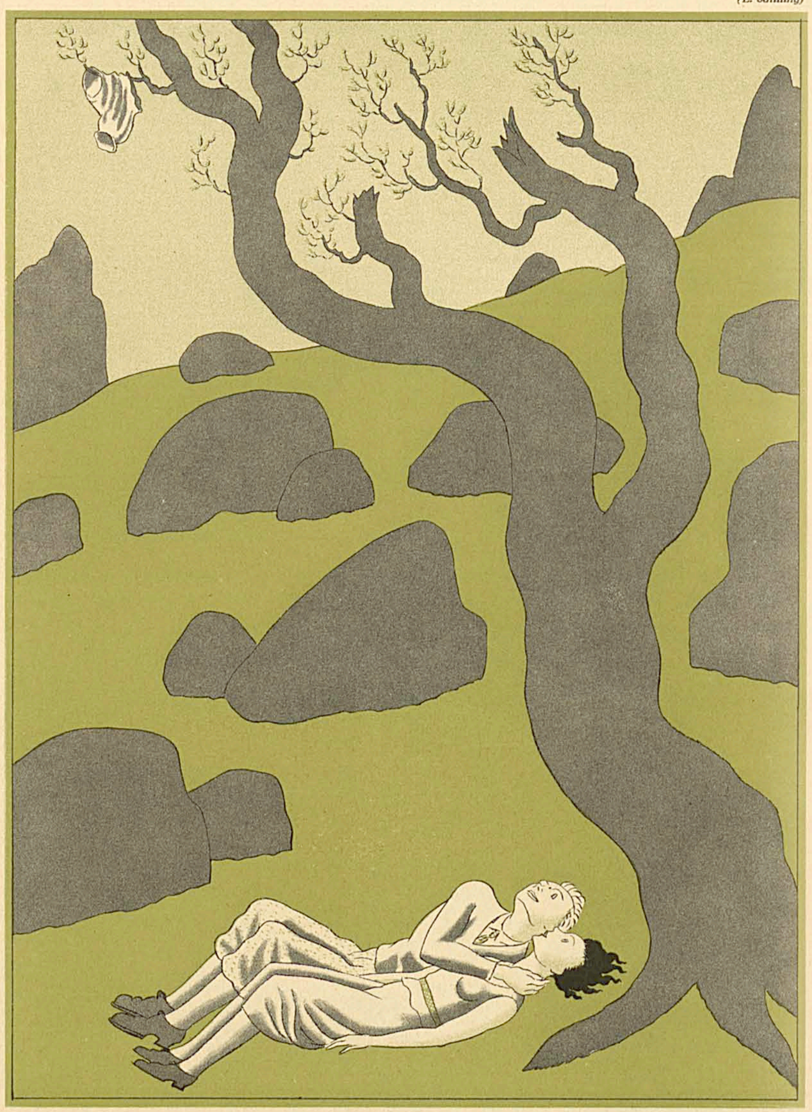
(Karl Arnold)



„Ob der Brotpreis steigt oder fällt, ist doch egal. — Brötchen werden doch überhaupt nicht berechnet!"

Schneeschmelze

(E. Schilling)



„Wenn ma so denkt, wia hoch dös Jahr der Schnee g'legen hat! Da droben hängt no mei Schlupfhoserl von unserer letzten Skitour!"

Stuttgart, 18. Mai 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

Getreidekonferenz

(E. Thöny)



„Die Bauern haben's leicht, die brauchen nur dafür sorgen, daß das Getreide wächst — und wir müssen uns nachher den Kopf zerbrechen, was man damit anfangen soll!“

Die Glorie muß hinweg! / Von Peter Scher

Ich bin nun doch für Krieg — Madeira zeigt,
daß man die Sache anders abbaun kann;
nähm er — wie dort — Humorcharakter an . . .
wer wäre dieser Lösung nicht geneigt?

Mit Blut und Tränen, wie mit Schrift und Wort,
mit Ethos und Beschwörung zwingt man's nicht —
nur um so sicherer fletscht er sein Gesicht,
doch ihn zum Popanz machen — das wirkt fort.

Vielleicht, vielleicht kommt einmal doch der Tag,
da Helm und Stahl solch groß Gelächter weckt,
daß sich der tierisch ernste Mars versteckt
und dieser Großmacht nicht mehr stellen mag!

Dann im Museum, unter anderm Schutt,
wird man den ausgestopften Feldherrn sehn,
er wird sich quietschend auf der Scheibe drehn,
und die Besichtiger lachen sich kaputt.

Das liegt noch weit genug, ich weiß, ich weiß,
noch schwärmen Mütterchen den Söhnchen vor,
daß Väterchen für Ihn den Kopf verlor,
der seinen rettete um jeden Preis!

Und doch wird es geschehn, es wird geschehn,
daß sich der große Humbug überlebt —
die Glorie muß hinweg, die ihn erhebt . . .
Lernt ihn, wie in Madeira, komisch sehn!

Skandal im Abonnementkonzert / Von Stefan Kat

Die zweite Symphonie von Beethoven wurde aufgeführt, und als im zweiten Satz — diesem seligen, diesem frohen und strahlenden Satz — der Dirigent sein leichtes Zeichen für das Einfallen der Flöte gab, ereignete sich das, weswegen der Flötist Anton Bolt in kümmerliche Pension gehen mußte.

Bevor er im städtischen Orchester gelandet war, hatte Anton Bolt ein paar Jahre lang Grund gehabt, sich für einen Berufenen zu halten. Damals spielte er Flöte nur aus einer etwas barocken Liebhaberei; in die Musikakademie zog er als Hoffnung ein; der Leiter der Kompositionsklasse hatte dem Zweiundzwanzigjährigen nach einem Blick in dessen kompositorische Versuche beinahe die Unsterblichkeit versprochen. Jetzt müsse er eben nur ein paar Jahre noch das Handwerk lernen. Das tat Bolt. Aber zwei Jahre später war es mit dem Schöpferischen vorbei; gewiß nicht, weil das Technische es erschlagen hätte, — auch Bolt selbst, trotz seiner Erschütterung, wagte nie eine solche ebenso billige wie dumme Anklage. Genug, Bolt war aus irgendwelchen Gründen, die ja kaum undurchsichtiger sind, als umgekehrt die der schöpferischen Potenz, künstlerisch stumm geworden. Das war natürlich ein Unglück, vergröbert noch durch den Umstand, daß ihm nun das Stipendium — ein Vorschuß auf die Annehmlichkeiten einer beinahe garantierten Unsterblichkeit — entzogen werden mußte, als seine Lehrer nicht länger zweifeln konnten, daß „die Hoffnung Anton Bolt" geknickt war. Der Fünfundzwanzigjährige, der seinen Fall übrigens mit merkwürdigem Untermaß an Verzweiflung erlebte, blieb ihnen sympathisch genug, damit sie sich erfolgreiche Mühe gaben, den jungen Mann im städtischen Orchester von R. als dritten Flötisten unterzubringen.

Seither gab es nur mehr einen ganz anderen Anton Bolt. Der fast temperamentvolle, bewegte, ein wenig wirblige Junge war verschwunden, und von da an saß in der zweiten Reihe des majestätisch ausgebreiteten Orchesters, etwas rechts vom Dirigenten, ein völlig farbloser, uninteressanter, übrigens aber außerordentlich pflichttreuer Flötist namens Anton Bolt. Das Individuum Bolt hatte sich an das Kollektiv „Stadtorchester" verloren. In den unnützen Augenblicken seines Lebens, also wenn keine Aufführungen oder Proben waren, hatte es geheiratet, im weiteren Verlauf drei Kinder gezeugt, etwas später hatte es sich auch einen Platz am Stammtisch „Zur Linde" ersessen. Sein Leben befriedigte den Anton Bolt, er war pensionsberechtigt, und ließ es mit dieser beruhigenden Gewißheit freundlich dahinstreichen. Mehr als zwanzig Jahre trillerte die Flöte, die im Alltagsleben Anton Bolt hieß, vorschriftsmäßig süß und sanglich, genau dann und mit beispielhafter Aufmerksamkeit, wenn der Dirigent den Einsatz gab.

Auch diesmal, im Abonnementkonzert, bei der Aufführung der Zweiten Symphonie von Beethoven. Das heißt, nur während des ersten Satzes und auch noch am Beginn des zweiten. Als aber dann der Dirigent, ohne erst hinzusehen, der Flöte das Zeichen für ihre wirbelnde Solokadenz gab — schwieg sie. Der Dirigent fuhr auf, blickte verblüfft den Anton Bolt an. Der saß da, starrte in den Raum, stemmte sein Instrument gegen die Beine. Eine leise, aber sehr gefährliche Unordnung ging durchs Orchester; doch der Dirigent hatte zunächst die Geistesgegenwart wiedergefunden, zischte dem ersten Geiger ein paar Verständigungsworte zu und ging über die paar unseligen Takte hinweg. Bis zum nächsten Einsatz der Flöte. Diesmal sah der Dirigent schon Augenblicke vorher, drohend und gespannt, dem Bolt ins Gesicht. Bolt blickte jetzt gar nicht mehr abwesend ins Publikum, er lächelte vielmehr den Dirigenten geradezu aufsässig an und traf keinerlei Anstalten, die Lippen an der Flöte zu spitzen. Kein Zweifel, der Mann trieb Resistenz, wollte einen Skandal provozieren. Seine Orchesternachbarn glotzten ihn verblüfft an, traten ihm auf die Füße, stießen ihm verstohlen in die Seite. Er wandte sich freundlich zum linken, dann zum rechten Nachbarn und sagte ganz laut: „Ich will nicht. Ihr könnt ja weiterspielen, aber ich will ganz einfach nicht."

Das Publikum hatte den Skandal natürlich schon gemerkt; denn unglückseligerweise ist eine Beethovensymphonie so unmodern gebaut, daß man es auch in R. merkt, wenn im Orchester ein Malheur passiert. Leute standen auf, Sitze klappten, Lachen wurde laut. Oben aber saß Anton Bolt, freundlich und unnahbar, zum erstenmal seit zwanzig Jahren wirklich glücklich. Denn es gibt kein wahreres Glück als das: dem selbstverständlich Erwarteten, dem von der Natur Vorgeschriebenen zu entrinnen, vor dem kausalen Ablauf schlicht, aber mannhaft zur Seite zu treten.

Der Dirigent klopfte ab, die Aufführung war nicht mehr zu retten. Ein Individuum hatte das Kollektiv in die Knie gezwängt; aber heutzutage sieht ein solcher Sieg des bekanntlich ewigen Anspruchs auf Persönlichkeit leider eben recht kläglich aus: das Abonnementkonzert des städtischen Orchesters von R. ging in einem riesigen Skandal unter; Bolt wurde verprügelt. Mit knapper Mühe retteten ihn zwei Paukisten aus der keifenden Menge und schleppten ihn ins Musikerzimmer.

Dort war er nur noch ein Unglückshäufchen. Niemandem konnte das Vorgefallene unbegreiflicher sein als dem Flötisten Anton Bolt, der ganz zusammengebrochen auf einer Notenkiste kauerte und auf der Zunge den deutlichen Übelgeschmack eines ordinären Katzenjammers spürte. Den Kollegen, die empört auf ihn einredeten, sagte er immer wieder, weinerlich und flehend: „Ich muß verrückt gewesen sein, ich muß verrückt gewesen sein."

Als er nach Hause kam, wußte seine Frau, die ja bei den Kindern geblieben war, schon alles. Sie sprach kein Wort, nahm Polster und Tuchent und ging aus dem gemeinsamen Schlafzimmer in das Zimmer der Kinder hinüber. — Am nächsten Morgen erfuhr Anton Bolt, daß er mit verminderten Bezügen pensioniert werden müßte. Und obwohl ihn der Stammtisch „Zur Linde" keineswegs ausstieß, kam er seither nur selten hin, denn der pensionierte Flötist Anton Bolt hatte mit Recht das Gefühl, sich damals im Abonnementkonzert ganz unmöglich benommen zu haben.

Frühling in Berlin

Von Karl Kinndt

Nun ist — anscheinend — doch der Mai gekommen,
denn die Gazetten schreiben's überall —
Man fühlt sich müde, reizbar und benommen
und sehnt sich doch nach einem Sündenfall —
Drum zieht nach Werder man in hellen Haufen,
teils weil zur Zeit dort Apfelbäume blühn,
teils um sich unermeßlich zu besaufen —:
es ist doch Frühling in Berlin!

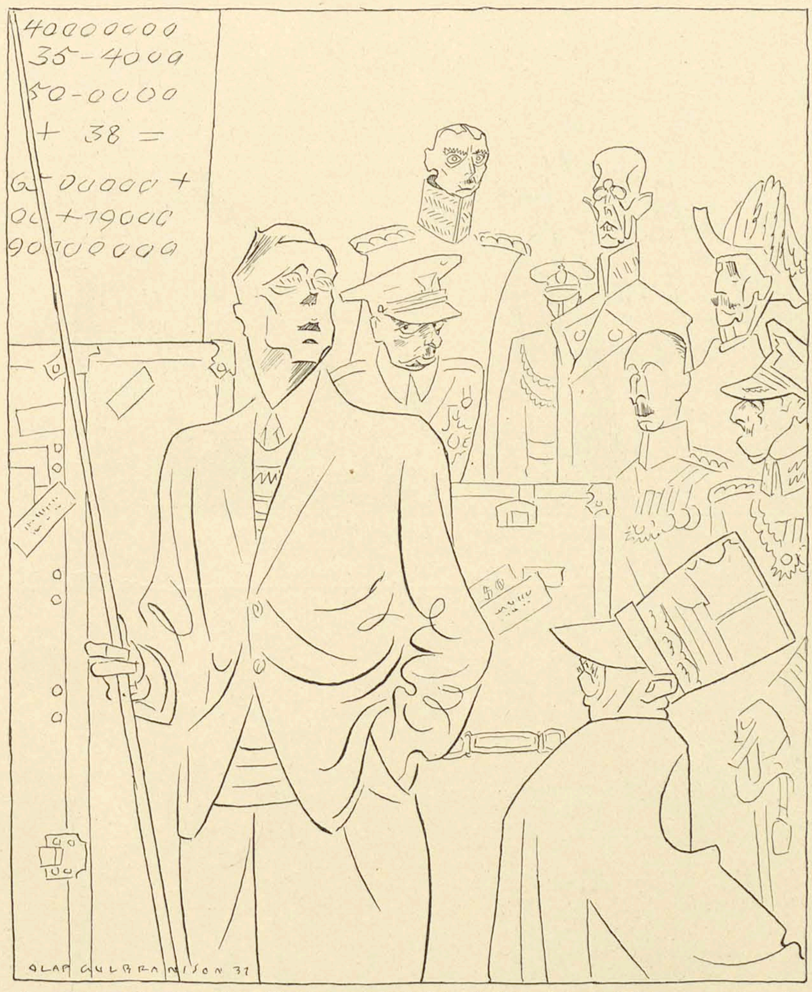
In den Salons für Bäder und Massage
und den bekannten Sprachen-Unterricht
beziehn die Mädchen eine Extra-Gage
und tuen hurtig ihre harte Pflicht.
Es steigt die Konjunktur mit einem Mal in
der Liebes-Konfektion der Tauentzien,
und jede Nutte fühlt sich als Vestalin —:
das ist der Frühling in Berlin!

Sieh, auch der Automarkt belebt sich wieder!
Beim Schall geplatzter Wechsel singt man froh
die altgewohnten süßen Weekend-Lieder
je nach Geschmack hom- oder hetero.
Es hebt sich der Konsum gewisser Droguen,
wodurch die Männerkräfte neu erblühn,
und haben die Annoncen nicht gelogen,
wird's wirklich Frühling in Berlin!

Selbst in der Politik siehst du's sich rühren:
die Zölle wachsen, und der Brotpreis sprießt!
Es regt sich auch bei den Verkehrs-Gebühren —:
kurz, alles kommt in Saft und keimt und schießt!
Und nur im Rundfunk bleibt es winter-öde
und nirgendwo zeigt sich ein frisches Grün —
Nur Alfred Kerr pfeift manchmal mang die Rede:
von wegen Frühling in Berlin!

Das Auftragsbuch – die sicherste Grundlage der Monarchie

(Olaf Gulbransson)



Von seiner erfolgreichen Geschäftsreise zurückgekehrt, erteilt der Prince of Wales den restierenden europäischen Monarchen Fortbildungs-Unterricht über Kundenwerbung und Verkaufstechnik.

Politisierung

Mein Freund Christian ging in einen Fleischerladen und sprach: „Haben Sie geräuchertes Schweinefleisch?"
„Ja", sagte der Fleischer, „das gönnense bei mir haben. Wieviel solls denn sein?"
„Ein Viertel. Zeigen Sie mal — ist das nicht ein bißchen sehr fett?"
„Das is doch nich fedd? Wo soll denn das fedd sein?"
„Na, das ist doch zweifellos fett!"
„Na, warum soll denn das nich fedd sein! Was haben Sie denn gäjn Fedd?"
„Ich kann Fett nicht vertragen."
„Haha! Nich verdraachn! Sie häddn mal im Grieche sein missn, was wir da alles gefressen ham! Da ham wir Hunde und Gadsen gefrässn!"
„So."
„Ja, so. Awr heudzudaache, da sind eben die Menschn verweichlichd!"
„Bekomme ich nun das Schweinefleisch?"
„Da siehdmr gleich, daß Sie nich im Grieche gewäsn sind! Wenn Sie im Grieche gewäsn wären, da wären Sie froh gewäsn, wenn Sie Fedd gehabd häddn!"
Hierauf mein Freund Christian, ungeduldig: „Lieber Herr, ich habe keine Zeit! Bitte geben Sie mir das Fleisch. Außerdem bin ich auch im Kriege gewesen."
Der Fleischer wog das Gewünschte ab, kassierte und sagte kein Wort mehr. Nur als Christian den Laden verließ, konnte er hören, wie der Mann durch die Zähne stieß: „Rodr Hund!"

K. M.

Segen der Verjüngung

(Wilhelm Schulz)

Vor der Behandlung

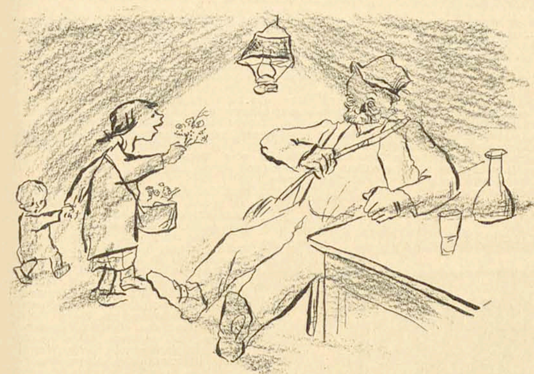
„Auch bei Schlaganfall-Gelähmten tut die Verjüngung Wunder!"

Nach der Behandlung

„Und wo ist der Erfolg, ich bin ja immer noch gelähmt!" — „Ein glänzender Erfolg sogar. Jetzt leiden Sie an spinaler Kinderlähmung!"

Vorsicht

(Zoltán Forrai)



„Kaufa's, liaber Herr, kost' nur a Fimferl, so a Strauß!" — „Freili, damit nacha's Finanzamt glaubt, i tat' mei Steuer falsch fatier'n!"

Eines Strolches Trostlied

Von Walther Mehring

Die Wege, die ins Weite führn,
Zum Bettlerheil an offnen Türn,
Vom Schnee zur ersten Blüte,
Die schuf der liebe Gott
Für wen?
Für die, die auf die Walze gehn!
Lobet
Lobet den Herrn in seiner Güte!

Auf daß der Strolch hat, wo er pennt,
Schuf Gott den Dreck, das Firmament
Und die Kartoffelmiete –
Er schuf die Wanzen auch
Für wen?
Für die, die auf die Walze gehn!
Lobet
Lobet den Herrn in seiner Güte!

Der Baum, der voller Äpfel ragt,
Die Brüste einer drallen Magd
Mit kindlichem Gemüte,
Das alles reift für wen –
Für wen?
Für die, die auf die Walze gehn!
Lobet
Lobet den Herrn in seiner Güte!

Doch die Fabrik und die Kanzlei'n,
Das Ehe-Nest – daß man darein
Ihm neue Seel'n ausbrüte –
Hat Gottes Rat bestimmt
Für den,
Der nicht wollt auf die Walze gehn!
Lobet
Lobet den Herrn in seiner Güte!

So führn uns alle Wege frei
An Wohlstandsnöten stets vorbei
– Davor uns Gott behüte!
Bis wo der Tod den Leib
Aufteilt
Von allem, was auf Erden weilt!
Lobet
Lobet den Herrn in seiner Güte!

Kleine Geschichten

Mnemotechnik

Man stellte mir einen Meister der Gedächtniskunst vor, der jeden einmal gehörten Namen noch nach zehn Jahren wußte.
„Wie machen Sie das?" fragte ich.
„Nichts einfacher. Ich brauche nur zwischen dem visuellen Eindruck und dem Namen eine Gedankenreihe. Sie, zum Beispiel, heißen Meier und tragen eine Brille. Gedankenreihe: Brille, Lesen, Buch, Lexikon, Meyers Lexikon, Meier."
Ich mußte eingestehn: Nichts einfacher als das.
Wenige Tage später begegne ich dem Gedächtniskünstler auf der Straße. Er drückt meine Hand und klopft mir auf die Schulter: „Guten Tag, Herr Brockhaus. Was sagen Sie nun?"
Die Gedankenreihe stimmte.

Der Anhängliche

Pascin, der Maler, hatte in seinen Münchener Anfängen einen Mäzen, von dem pflegte er höhere Beträge zu pumpen, oft bis zu zwanzig Mark. Eines Tages geriet der Mäzen in Meinungsverschiedenheit mit den Gerichten und wurde eingesperrt, Untersuchungshaft. Kam nach etlichen Wochen frei — und Pascin pumpte ihn sofort wieder an, um einige Taler.
„Ich brauche zwar im Augenblick kein Geld", erzählte Pascin nachher, „aber der Mann sollte nicht glauben, daß ich ihm mein Vertrauen entzogen habe."

Konsultation

Der Landarzt Dr. A. hat es nicht gern, wenn die Bauern ihn auf der Straße treffen und dabei eine unentgeltliche Konsultation herausschlagen möchten.
Eines Tages hält ihn aber wieder ein Bauer an.
„Sie, Herr Dokta", sagt er, „weil i' Eahna grad triff, was is iatzt dees: bal i' da her druck, nacha tuats mir allaweil weh!"
„Rindviech, nacha druckst halt net hi!" sagt Dr. A. und geht ruhig weiter.

Mißverständnis

Neulich in der Sprechstunde. Eine Hausangestellte, Anfang der Zwanziger, kommt wegen einer etwas ungewöhnlichen eitrigen Lidrandentzündung zur Behandlung. Ich mußte den Verdacht haben, daß es sich um Übertragung von Impfpusteln handelt, wie man es zuweilen beim Pflegepersonal von pockengeimpften Kindern sieht. Auf meine Frage: „Sind Sie bei Kindern?" schaute mich das Mädchen sehr erstaunt und überrascht an und sagte dann kleinlaut: „Ja, im dritten Monat!"

Umgetauft

Mendel ist zum Katholizismus übergetreten.
An einem Donnerstag.
Am Freitag trifft ihn der Kaplan, wie er Prager Schinken ißt.
„Wie können Sie am Freitag Schinken essen?" sagt der Kaplan.
„Das ist kein Schinken, das ist Schellfisch."
„Schellfisch! Als ob ich nicht ganz genau sähe, daß das Prager Schinken ist!"
„Nu, Herr Kaplan, hörense mal her. Gestern haben Sie zu mir gesagt: ‚Mendel', haben Sie gesagt, ‚bis jetzt warst du ein Israelit, jetzt bist du ein Christ.' Nu, genau so habe ich vorhin zu dem Schinken gesagt: ‚Schinken', habe ich gesagt, ‚bis jetzt warst du ein Schinken, von nun ab bist du ein Schellfisch . . .'"

Kleine Begebenheit / Von Rolf Mayr

Von einer Streife rund um den Zirkus, der sich gerade auf etliche Wochen in der Stadt K. befand, habe ich meinen Bekannten nur sehr spärlichen Bericht erstatten können. Ich erzählte von dem pompösen Hauptzelt aus weißem und grünem Segeltuch, von Zebras, die hinter Eisengittern nach der sanften Morgensonne schnupperten, als kosteten sie von süßem Heu, weiterhin von einem weißen Zicklein, das emsig an einem Eisenstab herumleckte, als wisse es längst um die modernsten Errungenschaften menschlicher Biochemie, von einem Tscherkessen in roter Hose, Lackstiefeln, schwarzem Rock und ebensolcher Lammfellmütze, von polnischen Arbeitern, die mittels Flaschenzug, Ho-ruck und einiger Flüche langsam lockere Taue nachspannten, von einem blonden Stallburschen, der den Hals seines Lieblingspferdes umschlang und seine Wange innig an die Nüstern des Tieres legte, von den Preisen der Plätze, von einer alten Postkutsche, die entweder aus dem Nachlaß von Karl May, aus einer richtigen Prärie oder vielleicht auch nur aus einem Antiquitätennachahmungsgeschäft stammte und zuletzt von einem jungen Chinesen, der hinter dem Lattenzaun zwischen steingrauen Nebenzelten und einem grünen Lastauto übungsweise mit einem Bambusrohr manipulierte, das an einem Ende mit drei rasselnd rotierenden, silbern blinkenden Messerklingen in Form eines Dreizacks versehen war und in der Luft um den Körper des Artisten tanzte wie ein gelber Wasserstrahl von oben, der nie den Boden erreichen soll.

Obige Einzelheiten habe ich meinen Bekannten getreulich mitgeteilt, und die meisten haben gemeint, ein schlichter Zaungast könne wohl niemals mehr ergattern, als solch bescheidene Sensationen, die zwar nicht ein vollständiges Abendprogramm zu ersetzen vermöchten, aber gleichwohl einige Beachtung verdienten, wenn auch nicht so viel, als ich vermutlich für nötig gehalten hätte.

Deshalb habe ich die nachfolgende Begebenheit verschwiegen und schreibe sie hier auf, denn mich dünkt, man müsse sie auf eine ganz besonders behutsame Art wiedergeben.

Am 20. Mai gegen elf Uhr vormittags verließ ein Negermädchen den Zirkus, zu dem es gehörte, vielleicht, um einen Spaziergang in die Stadt zu machen und dort Einkäufe zu besorgen. Es war schlank und mittelgroß, trug ein cremefarbenes Seidenkleid, Strümpfe, Schuhe, Hut und Mantel von silbergrauer Farbe, keine Tasche, keine Handschuhe und keinen Fingerschmuck. Jedes Ohr war mit einer großen Tropfenperle behangen.

Der Mantel aus Raupensamt war geöffnet, und aus ihm spielten sich wie zwischen zwei Kulissen von den Oberschenkeln über die Knie bis zu den Füßen die etwas zögernden Schritte des Mädchens vor über einen staubigen Fahrweg, fünf steinerne Stufen herab auf einen sauber bekiesten Promenadepfad um ein quadratisches Gewässer, einen künstlich angelegten Teich, von dem Plakate beruhigend aussagten: „Wasserstand 1,50 m", als ob dadurch entschuldigt werden sollte, daß nur auf zwei Seiten des Weihers schmiedeeiserne Arabesken Unvorsichtige vor dem Fall in die vom Blütenwind geradezu festlich ondulierten Fluten schützten. Über Wolken flaumigen Tangs schwebten etliche behäbige Karpfen etwa eine Hand breit unter dem Teichspiegel; ihre hämisch gekerbten Mäuler bewegten sich, als schlürften sie heute mit besonderem Wohlbehagen das Licht, durch die Kiemen aus dem Wasser gefiltert, in die gierigen Lungen.

Das Negermädchen angelte eine Weile mit Blicken nach den Fischen, dann schlenderte es weiter, gefolgt von einer Schleppe Neugieriger, worunter auch ich mich befand, am Ufer entlang, das links vom Weg abfiel, rechts sich als mäßig angeschrägter Damm erhob, von kurzgeschnittenem Rasen überzogen.

Plötzlich blieb das Mädchen stehen, suchte mit den Augen, die vorher unbekümmert Lächeln ringsum verstreut hatten, fast besorgt und unter gesenkten Lidern am Boden herum, als habe es etwas verloren, kauerte sich alsbald nieder und glitt mit den schmalen bronzefarbenen Händen liebkosend über das feuchte Gras, den Zwergklee und um zwei armselige Gänseblümchen, die der Gartenschere entschlüpft waren.

Unten blieben die Leute in schamhafter Entfernung stehen, und auch oben hinter dem Steingeländer, das den Damm schmückte, sammelten sich Zuschauer um die dunkle, legendenhafte Gestalt, und alle hatten teils Staunen der Einfalt, teils das unterdrückte Grinsen der Skepsis im Gesicht.

Aber das schwarze Mädchen achtete nicht darauf. Unaufhörlich badeten ihre entzückten Hände in dem Tau der Frühe, der vielleicht nur Gesprengsel aus einem Hydranten war; heiter erregt streiften die Finger durch das grüne Haar der Erde, als tändele eine Mutter über den Scheitel ihres Kindes und singe dabei ein unhörbares Lied in sich hinein.

Etliche Burschen, die vorüberkamen, setzten sich auf eine Bank in der Nähe, um den Vorgang in Ruhe betrachten zu können, und sie schienen sich wie Theaterpublikum zu fühlen, das mangels nötiger Denkkraft ein unbegreifliches Schauspiel als dumm zu verlachen sich anmaßt. Ältere Herren arrangierten ihre Mienen auf milde Nachsicht oder auf ein gelindes Schmunzeln über das anmutige, gleichwohl etwas absonderliche Gebaren der Exotin. Ich sah sie im Samt des Mantels, der wie ein warmes Fell um ihren Körper gestrafft war, ohne Verlegenheit weiter ihrer lieblichen Beschäftigung hingegeben, eine nächtliche Fremdlingin unter den weißen nüchternen Leuten, gleichsam in Gebärden dichtend, umsäumt von Einsamkeit, der nur die Erde eine ebenbürtige Schwester und eine immer nahe Gefährtin ist, die Bäume, Blumen, Wasser und Tiere als tröstliche Geschenke darbietet, die man, wenn man will, unbeschämt von wörtlichem Dank nehmen und, wenn man nicht will, ohne zu beleidigen verweigern kann.

Gegen meine Vermutung, das Mädchen suche nach Glücksklee oder es werde sich einen der unschuldigen Blumensterne abpflücken, was übrigens nicht verboten war, erhob es sich mit leeren Händen, und um dies zu zeigen, hielt sie die helleren Innenflächen vor sich hin, trocknete mit einem Taschentuch die Morgenfeuchte von der Haut und setzte in gemächlichem Tempo den Weg in die Stadt fort.

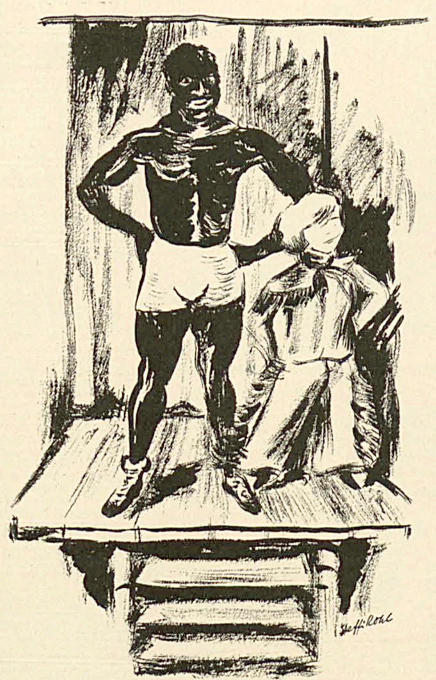
In der Aachener Straße, in die eine lockere Karawane Volks mit auffälliger Unauffälligkeit weiterhin Neugierde hinter der Afrikanerin hertrug, trat wie beiläufig ein älterer Herr, auf dessen Nase eine Hornbrille prangte, neben das Mädchen, sprach es, ohne den Hut zu lüpfen, mit bewundernswerter Selbstverständlichkeit an, und alsbald verschwand das ungleiche Paar in einer stilleren Seitengasse, wohin außer mir niemand nachbog.

Einige Tage später erfuhr ich von dem Herrn mit der Hornbrille, der sich mit gelehrten Arbeiten befaßte und dessen Bekanntschaft ich gewissermaßen herausforderte, daß er ein umfangreiches Werk über das Naturgefühl der Primitiven unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Zivilisation auf dasselbe und unter Verwendung der neuesten psychoanalytischen Forschungsergebnisse plane und daß er die Materie in zwei Bänden mit je tausend Seiten zu bewältigen hoffe.

Wie dürftig nimmt sich dagegen das Format dieser Betrachtung aus!

Mögen die geneigten Leser dem Schreiber dieses verzeihen, daß er es nicht auch auf mindestens mehrere hundert Zeilen gebracht hat.

Schaustellung (*Steffi Kohl*)



„Am liebsten fresse ick frisches Menschenfleisch, aber jejen 'nen Jroschen Eintritt bezähme ick meine Leidenschaft!"

Notiz

Warum ist der Himmel blau? Warum ist der Himmel im Gebirge blauer als in der Ebene? Warum über der freien Natur blauer als über den großen Städten? Ein jeder von uns hat sich darüber sicher schon einmal Gedanken gemacht. Der soeben erschienene 8. Band des „Großen Brockhaus"* gibt uns unter dem Stichwort „Himmelsfarbe" Auskunft darüber, knapp und klar, ohne jede unnötige Breite und doch erschöpfend, wie wir es eben bei einem „Brockhaus" gewöhnt sind. Der neue Band umfaßt alle Stichwörter, die mit dem Buchstaben H beginnen, und wir finden eine große Anzahl von Artikeln, die unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Auf eine andere wichtige Eigenschaft des „Großen Brockhaus" sollte immer von neuem hingewiesen werden: die unbestechliche Sachlichkeit, mit der er über alle Dinge berichtet, die für den Menschen von heute von Wichtigkeit sind. Das trifft vor allem in politischer und konfessioneller Hinsicht zu. Der Verlag schrieb dazu einmal: „Der Große Brockhaus will keiner Partei dienen, er will nicht richten, sondern berichten." In welch hohem Maße dieses Ziel erreicht wurde, das zeigen die vorliegenden acht Bände, und der selbständig denkende Mensch, der gewöhnt ist, Anschauungen und Meinungen nicht unbesehen zu übernehmen, sondern sich selbst sein Urteil zu bilden, kann mit Genugtuung feststellen, daß es eine Stelle gibt, die ihm in vorurteilsfreier und objektiver Weise die Unterlagen hierzu vermittelt. In diesem Sinne wird der „Große Brockhaus" zu einem schönen Sinnbild der guten deutschen Eigenschaft, die — in besonderer Anwendung — ihren Ausdruck findet in der Inschrift unter dem Bild Kaiser Lothars im Römer zu Frankfurt:

Mit Urteil sprechen gar nicht eile,
bis du gehört hast beide Teile.

* Der „Große Brockhaus", Band 8 (H—Hz) 796 Seiten, mit vielen Abbildungen und Karten, in Ganzleinen GM. 26.— (bei Umtausch eines alten Lexikons lt. Sonderbedingungen GM. 23.50).

Überheldisches

Die aufregenden Geschichten, wie sie jetzt von den bescheidenen Überhelden des Weltkrieges in den illustrierten Blättern veröffentlicht werden, lassen mir keine Ruhe. So fühle ich mich gezwungen, auch das Geheimnis meiner eigenen Kriegstaten endlich zu lüften.
Gleich bei der Mobilmachung — ich war einfacher Matrose — ließ mich der Kaiser kommen. Majestät fragte mich, ob ich Admiral werden wollte. „Nein“, sagte ich. Darauf er: „Weshalb nicht?“ — „Ich mag keinen so langen Tirpitzbart tragen!“ — „Gut! Dann werden Sie mein geheimer Flotten-Adjutant! Von diesem Posten darf niemand eine Ahnung haben. Auch von Ihrer Tätigkeit nicht.“ Meine Tätigkeit wurde daraufhin so geheimnisvoll, daß meine Taten erst jetzt ans Licht kommen.
Ich hatte Befehl erhalten, die englische Flotte mittels eines Alsterdampfers in den Hamburger Hafen zu locken, wo sie dann von Tirpitz verhaftet werden sollte. Als ich mich bei Tirpitz meldete, fuhr mich dieser an, wie ich das machen wolle! Ich antwortete ihm, er solle den Kaiser fragen. Es wäre nicht meine Aufgabe, ihm Rede und Antwort zu stehen. Daraufhin wurde der Großadmiral unbegreiflicherweise sehr unhöflich.
Ich begab mich an Bord eines Alsterdampfers. Wir fuhren in die wilde See. Hinter Helgoland sichtete ich die versammelte englische Flotte. Leider sichtete sie mich auch. Ich schien verloren. Da entschloß ich mich zum Angriff. Ich zog meinen Revolver und feuerte. Daraufhin kehrten die meisten feindlichen Schiffe um. Aber ein heimtückisches Unterseeboot, Modell 4711, neueste Konstruktion, kam von hinten auf mich zu und entsandte ein mörderisches Torpedo. Die Planken des Alsterdampfers erzitterten. Es war ein Volltreffer. Aber das Unterseeboot hatte auch nichts zu lachen. Rasch entschlossen war ich in ein bereitgehaltenes Paddelboot gesprungen. Während mein Alsterdampfer heroisch versank, paddelte ich lustig über das Unterseeboot hinweg und schmierte ihm dabei Senf ins Sehrohr. Nun hatte es seine Orientierung verloren und ging elendiglich zugrunde.
Aber ein riesiger Überdreadnought hatte unseren Kampf beobachtet und nahm mein Paddelboot aufs Korn. Mit rasender Fahrt kam er auf mich zu. Jetzt oder nie, dachte ich. Kurz bevor er mich mit der Spitze traf, sprang ich ins Wasser und bückte mich, auf dem Meeresgrund hockend. Der Überdreadnought fuhr über mich weg, ohne mich zu bemerken. Jedoch hatte sein Kiel einen derartigen Tiefgang, daß er mir damit einen Scheitel zog. Seitdem habe ich eine Glatze.
Nachher tauchte ich wieder auf; trank auf Helgoland einige Grogs. Da wurde mir wieder warm. Dann trank ich noch einige und trank überhaupt so viel, daß ich allmählich Delirium bekam, ein Zustand, der es mir im übrigen nur erleichterte, außer den kriegerischen auch noch journalistische Lorbeeren zu ernten. Tyll Gallus

Der Herr Generaldirektor sinniert

Wir werden fünfzehnhundert Arbeiter entlassen
statt sechzehnhundert – Man hat eben Herz – – –
Die Lissy wünscht sich einen neuen Nerz . . .
Mein alter Frack scheint auch nicht mehr zu passen.

Stimmt schon: ich habe zugenommen in Davos,
obwohl die kleine Maud beinah zu hitzig war.
Na, dafür mach ich sie ja auch zum Star
der Kolibri-A.G. –, man hat das schließlich los . . .

Was gibt's heut abend? – Roastbeef? Erst Forelle?
Nee, mag ich nicht. Ich bin heut für pikant – – –
Ein Arbeitsloser in den Schnellzug reingerannt –
Da les ich wieder an der falschen Stelle . . .

Die Kurse in Neuyork – ? – Na ja, beschissen!
Das kommt, wenn alles aus dem vollen lebt.
Ich habe es schon immer angestrebt,
daß meine Angestellten sparen müssen.

Das kauft sich Motorräder, gönnt sich jedes
Vergnügen, – bis es sich mal wundert.
Dann gehn sie stempeln. Diesmal fünfzehnhundert – – –
Ich schenk der Lissy doch noch den Mercedes.

Walther C. F. Lierke

Aufklärung

(J. Fenneker)

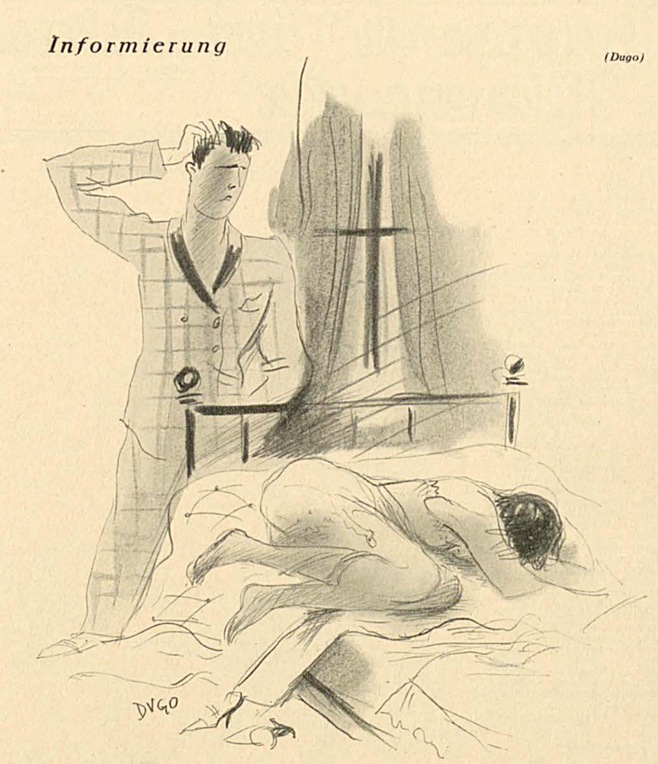


„Weißt du, bisher waren die Männer noch zum Fortpflanzen notwendig, aber seit sie das nur mehr versehentlich tun, fehlt ihnen auch jede moralische Existenzberechtigung!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13**, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Informierung

(Dugo)



„Hu – hu – mein Vater wird mich verstoßen, wenn er es erfährt." — „Wenn man bloß wüßte, mit welcher Mitgift?"

Verhinderte Einfuhr

Wertreibt's schlauer von den zwei'n?
Beide sind für Inlandsware:
Schiele läßt kein Korn herein,
Gandhi keine Missionare.

Steigt der Preis dann für das Brot,
gleich beginnt das Lamentieren.
Doch der Hindu kann's zur Not
ohne Christus schon prästieren,

da er ja den Buddha hat,
der die Seel' ins Jenseits angelt.
Deutschland aber wird rabiat,
wenn es ihm an Butta mangelt.

Wer von beiden Herrn gewinnt's
bei Verfolgung seiner Ziele? . . .
Zwei verschiedne Welten sind's:
dort der Gandhi, hier der Schiele!

Ratatöskr

Diese Zeiten

Einen geheimnisvollen Vorgang konnte ich gestern im Romanischen Café beobachten: Einer unsrer berühmtesten Kunsthändler winkte dem Oberkellner zu; nahm ihn beiseite; wisperte mit ihm; drückte ihm — unter scheuen Blicken nach rechts und links — rasch ein vielgefaltetes Papier in die Hand; und wartete gespannt . . .
Nach einer Weile kam der Ober wieder; spähte rechts und links; als er sich unbeobachtet glaubte, ließ er geschwinde etwas in die Hand des Kunsthändlers gleiten.
— — — Was bedeutet das alles?
Eine Bombenverschwörung? — Der Kunsthändler ist verfassungstreu, der Ober parteilos.
Pump? Ausgeschlossen: der Kunsthändler ist Millionär — und die Kellner im Romanischen Café haben zu viel böse Finanzerfahrungen machen müssen mit Millionären.
Was, was war es also?
Ach, ganz einfach: Der Kunsthändler hatte einen Hundertmarkschein gewechselt; man kann das heutzutage in Gegenwart von Malern nicht heimlich genug tun.

Roda Roda

Beschuldigte Unschuld / Von Ossip Dymow

„Liebe Käthe", sagte Oskar, „ich muß dir etwas Unangenehmes mitteilen: Wir sehen uns nicht mehr."
Käthe blickte ihn mit ihren großen, unschuldigen blauen Augen an. Oskars Worte waren so unerwartet und unvorbereitet gekommen, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte.
„Ja", wiederholte er, „wir müssen auseinander gehen. Das heißt, wir sehen uns hier und da, wenn wir uns zufällig treffen, oder du mal zu uns kommst . . ."
Es war schon spät am Abend. Das elektrische Licht brannte so friedlich, die weißen Sessel in dem Boudoir gaben Gemütlichkeit, und Käthe war in ihrem dunkelgrünen Samtkleid heute besonders schön.
„Du weißt, Oskar, daß ich nie meinen Mann betrogen habe. Du warst der erste — und ich schwöre dir, du wirst der letzte sein. Ich weiß selber nicht, warum ich mich dir hingegeben habe. Wir kennen uns schon längere Zeit, und nie hast du mich als Frau angesehen. Und ich sah in dir auch nur den Gatten meiner Freundin und den Freund meines Mannes."
„Das bin ich auch."
„Aber als du vor einem halben Jahr plötzlich an mich herantratest — war ich hingerissen. Ich sagte mir: das muß echte Liebe sein, große, tiefe Leidenschaft, die wie ein Vulkan ausbricht. Und jetzt — jetzt — — — Warum müssen wir auseinander gehen?"
„Das Armband hat sich gefunden", sprach Oskar leise aus. „Das ist es eben."
„Welches Armband?"
„Das meiner Frau. Heute früh haben wir es wiederbekommen. Das Mädchen hat es damals, vor einem halben Jahr, versteckt."
„Ich verstehe kein Wort, was du sprichst. Was hat das mit uns zu tun?"
„Na ja, ich meinte doch, daß du dieses Armband genommen hast."
„Ich?"
„Meine Frau glaubte es auch. Weil niemand außer dir an diesem Abend in ihrem Zimmer war."
„Wie? Wie?" fragte Käthe ganz verblüfft. „Du und deine Frau waren sicher, daß ich das Armband gestohlen habe? Ihr hättet mich doch fragen können!"
„Wie fragt man so was? Du bist ihre beste Freundin, Frau meines Freundes. Nein, so was geht nicht, das wäre eine Beleidigung."
Käthe schüttelte bitter den Kopf.
„Ja, ja — ich war einfach in Verzweiflung. Das Armband kostete Geld. Und meine Frau konnte doch nicht ohne Schmuck bleiben. So war ich gezwungen einen neuen zu kaufen."
„Ein zärtlicher Gatte bist du", sagte Käthe mit Tränen in den Augen.
„Da begann ich mich mit dir im Geiste zu beschäftigen. Da ich überzeugt war, daß du dieses Armband gest . . . genommen habest — erschienst du mir in einem ganz anderen Licht: etwas so Pikantes, so Raffiniertes war jetzt um dich. Ich kann es dir nicht erklären, aber es war — es war so hinreißend. Und als du dich mir dann hingabst, erkannte ich darin einen neuen Beweis deiner Schuld: also hat sie doch ein Gewissen, sie will es auf diese Art gutmachen . . . Jetzt aber, wo das Mädchen gestand und das Armband auf den Tisch legte — haben unsere Beziehungen, mein liebes Kind, jeden Sinn und Grund verloren."
„Also muß man den Sinn wieder finden", sagte sie, als er zu der Tür ging.
Sie preßte ihn an ihre Brust und umarmte ihn — zum letztenmal.
Als aber Oskar nach Hause kam, stellte er fest, daß seine Krawattennadel mit der Perle verschwunden war.
Ein dunkler Gedanke tauchte in seinem Gehirn auf: es kam ihm vor, als ob er sich einer verbogenen Bewegung während der Abschiedsumarmung mit Käthe erinnere.
Am nächsten Tag telephonierte er ihr und erkundigte sich, ob sie seine Nadel nicht gefunden hätte? Sie antwortete energisch „nein" — und abends war er wieder bei ihr.

Sintflut mit Reklame

(Th. Th. Heine)



Die Stimme des Volkes

Wie und wo kann man die Stimme des Volkes am besten vernehmen? Auf Versammlungen? Da sprechen doch nur irgendwelche Bonzen, aber nie das Volk selbst. Im Reichstag? Da ist es noch schlimmer: da herrscht die Partei. In der Presse? Davon wollen wir lieber schweigen.

Nein, wenn du die unverfälschte Stimme des Volkes hören willst, dann geh auf jenen Ort, wo jeder mit sich allein ist. Wo sich jeder ohne irgendwelche Rücksichten äußern kann, und wo ihm drei Wände und eine Tür zur Verfügung stehen, um seine Gedanken dem Nachfolgenden mitzuteilen. Jede Weltanschauung, jede Partei, jede Meinung kommt hier zu Wort. Aber nicht im wirren Durcheinander einer turbulenten Versammlung, sondern kurz und klar, oft im lapidaren Stil echter Volksdichtung. Hier, im Verborgenen, in den Eisenbahnaborten dritter Klasse, namentlich der Personenzüge, blüht noch ein Rest deutscher Volkspoesie, auf die das Augenmerk unserer Philologen nachdrücklich hingewiesen sei.

So fand ich neulich auf der Strecke Plattling—Eisenstein folgende Aussprüche mit Blei auf der Wand eingetragen.

Ganz oben:

> *„Von der Ostsee bis zur Schweiz*
> *blüht das schöne Hakenkreuz!"*

Das klingt ganz volksliedhaft, treudeutsch und kernig, von herzerfrischender Naivität! Leider hat die Hand des Nachfolgers das Wort „schöne" vor dem Hakenkreuz ausgestrichen und darüber geschrieben: „blöde", was aber wieder seinen Nachfolger zu folgendem sinnigen Vers inspirierte:

> *„Du weißt nicht, was N.S.A. ist,*
> *weil du selber blöde bist!"*

Worauf der nächste erwiderte:

> *„N.S.A. heißt in jedem Falle:*
> *Narren Sans Alle!"*

Das war wohl dem folgenden zu viel, die feinsinnige Lyrik geht in derbe Prosa über:

> *„Frecher Judenhund! Hilft euch alles nicht:*
> *Hitler kommt doch dran!"*

Darunter:

> *„An die Futterkrippe!"*
> *„Dieser österreichische Deserteur!"*

Ausgestrichen und darüber geschrieben:

> *„Deutschlands Erlöser!"*

Darunter die skeptische Frage:

> *„Warum muß er in einem Palais wohnen?*
> *Bekam er dafür die Millionen?"*

Eine Frage, die natürlich eine strenge Zurechtweisung herausfordert:

> *„Merk dir das, jüdische Laus:*
> *ein großer Mann braucht ein großes Haus!"*

Worauf als letzte Volksstimme sich jemand vernehmen läßt:

> *„Kinder brauchen einen großen Clown.*
> *Kinderhemden sind immer braun!"*

S. v. V.

Moderne Hochzeitsklänge

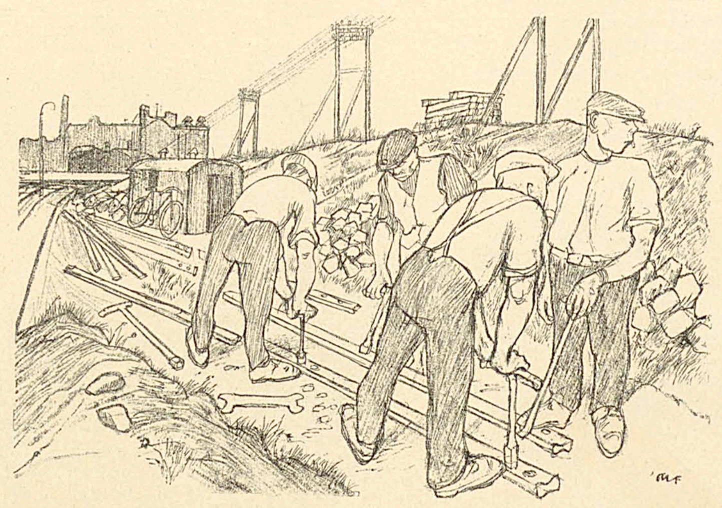
In einer Zeit, da die Kameradschaftsehe und sonstige moderne Eheformen propagiert werden, nimmt sich eine Ankündigung in der illustrierten Monatsschrift „Die Stimme seines Herrn" merkwürdig aus.

Unter den verschiedenen Schallplatten, die unter der Rubrik „Zur Hochzeit" aufgeführt werden, erscheint auch eine, die auf der Vorderseite „So nimm denn meine Hände" und auf der Rückseite „O Haupt voll Blut und Wunden" spielt. Das nennt man Kameradschaft!

Fr.

Rechenkunststück

(M. Frischmann)



„Was sinnierst denn all'wei, Schurschä?" — „I rechen aus, wia vui Kilo Leberkas a Mensch im Tag fressen müßt, damit er die Preissenkung mirkt."

Fragen an das Volk

Die sogenannte „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft", die mit Millionen aus öffentlichen Mitteln unterstützt wird, leidet scheinbar Not an wissenschaftlichen Aufgaben. Sie sucht krampfhaft nach entlegenen Belanglosigkeiten. Nachdem ein Professor auf Volkskosten eine Vergnügungsreise nach Afrika gemacht hatte, um als Frucht eine Arbeit über die „Zahnschädigungen bei den Naturvölkern" heimzubringen, widmet sich jetzt die Gemeinschaft der Schaffung eines „Atlas des deutschen Volkstums". Aber ins deutsche Volk reist man nicht, wie zu den Negern, sondern begnügt sich, es mit Abstand kennenzulernen — durch Fragebogen. Etliche hunderttausend Fragebogen wurden an Bauern und Städter verschickt, mit Fragen wie folgenden:

Wer (Männer oder Frauen)
a) füttert das Rindvieh?
b) melkt die Kühe?

— Der Bauer wird den Kopf schütteln, wofür sich die Herrn Professoren interessieren; aber in der Notgemeinschaft ist es natürlich nicht unwichtig zu wissen, wer die Kühe melkt.

Wie nennt man es, wenn die Butter nicht gerinnen will?
Wie heißt die Fettschicht auf der gekochten Milch?
Wie heißt die Fettschicht auf der ungekochten Milch?
a) süß?
b) sauer?

— Es handelt sich offenkundig um Kreuzworträtsel. Nebenher sind die Herrn natürlich auch praktisch für die Fettschichten interessiert.

Stehen Rindvieh und Pferde üblicherweise im Stall
a) mit dem Kopf nach der Wand?
b) mit dem Kopf nach dem Futtergang und der Diele?
c) mit dem Kopf nach einer in der Mitte der Diele angebrachten Krippe Kopf gegen Kopf?

— Die Stellung zur Futterkrippe ist entscheidend für das gesamte übrige Ergehen; der Lerneifer der Herren ist daher begreiflich.

Als letztes Beispiel sei die Frage zitiert:

Hat man eine besondere Redensart
a) um ungehorsamen Kindern Furcht einzuflößen und welche?
b) um die Kinder beim Dunkelwerden im Haus zu halten und welche?

— Auf keinen Fall braucht man eine besondere Redensart, um Erwachsenen Furcht vor den Professoren der „Notgemeinschaft" einzuflößen; diese Fragebogen genügen vollkommen.

Teha

Dolce far niente . . .

Von K. Kau

Ich stehe herum an den Straßenecken,
vor Hunger und Sorgen schief und krumm . . .
Ich stehe und warte bis zum Verrecken
und falle noch nicht mal dabei um . . .
Das kommt wohl von den wechselnden Bildern,
wenn immer wieder die Hoffnung schimmert . . .
Man lernt aus so vielen Reklameschildern,
worum man sich früher nie gekümmert . . .

Jetzt kenne ich wenigstens schon den Laden,
wo man den besten Kaviar kriegt . . .
Ich weiß schon, daß man zum Sonnenbaden
um 8^10 Uhr nach St. Moritz fliegt . . .
Hier künden Plakate, daß Adolf Hitler
mal wieder spricht von der Legalität . . .
Dort wohnt der vornehmste Heiratsvermittler . . .
Schade . . . ich sehe das etwas spät . . .

Allmählich erfuhr ich auch die Adresse,
wo man sich beim Ecarté amüsiert . . .
Aber dafür zeige ich wenig Int'resse,
weil ein armer Teufel ja doch nur verliert. —
Oft bleibe ich jetzt betrachtend stehen
abends am Fenster der Seilerei . . .
Ich sehe den Meister die Stricke drehen
und denke mir immer mehr dabei . . .

Für meine klotzigen Revenüen
hab' ich was Feines mir auserdacht:
Ich kaufe in einer der Parfümerien
die Creme, die 'nen Strick am geschmeidigsten macht . . .
Dann will ich noch eine Weile vergrübeln
und halte im Dufte der Rosen still . . .
Es wird mir doch hoffentlich niemand verübeln,
wenn ich in Schönheit sterben will? . . .

Bleisoldaten

Im Verein haben sie alle ihr Steckenpferd. Der Privatsekretär sammelt Briefmarken, der Bürochef brütet über dem Schachbrett, der Schreiber hebt Zeitungsausschnitte über Lustmorde auf, und Stadtsekretär Braun spielt mit . . . Bleisoldaten.

Stadtsekretär Braun hat zweihundert Stück — achtzig Deutsche, einhundertzwanzig Franzosen. Die Deutschen sind in schlichtem Grau gestrichen, die Franzosen haben blaue Jacken und rote Hosen. (Wie oft hat Braun 1914 am Stammtisch gesagt: „Unsere brauchen ja nur auf die roten Hosen zu halten . . .")

Abends, wenn Braun die Zeitung verdaut hat, begibt er sich in das große Zimmer und formiert die Schlacht. Auf der einen Seite die deutschen Soldaten, auf der anderen die französischen. Die deutschen sehr weit auseinander, die französischen sehr dicht geschlossen. Noch einmal prüft das leuchtende Auge die Reihen, dann holt Braun aus einem Kasten eine kleine Kanone hervor . . . und das Vernichtungswerk beginnt.

Erst kommt ein Schuß auf der deutschen, dann einer auf der französischen Seite. Die enge Formation der Franzosen bewehrt sich, sie fallen wie die Fliegen. Auf das Zielen kommt es schließlich auch an. Nun, auf deutscher Seite darf man beruhigt sein — auf der anderen unterlaufen Braun kleine Fehler. Die deutsche Artillerie scheint übrigens eine Vorliebe für das Schießen vor den eigenen Stellungen zu haben, während die französische hinter der Front arbeitet. Die verringerte Entfernung wirkt sich deutscherseits günstig aus.

Trotz allem ergibt sich mitunter das beunruhigende Bild, daß achtzehn französischen Soldaten noch sechs deutsche gegenüberstehen. Hier hält Braun dann ein und überlegt kurze Zeit. Schließlich schleppt er einen Stuhl in die Nähe der französischen Linien, nimmt einen Löscher in die Hand, steigt auf den Stuhl . . . und läßt die Fliegerbombe auf Frankreichs Armee hinabsausen.

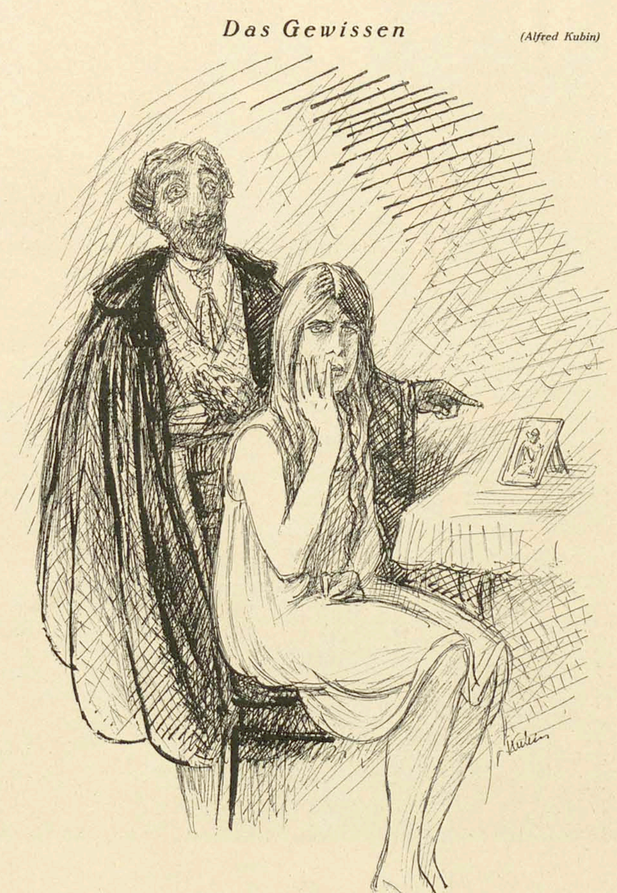
Jeden Abend geht so Braun mit seinem schönen Sieg und einem tapferen Gedenken an die eignen, leider unvermeidlichen Verluste schlafen.

Erich Rhode

Das Tor / Von Kurt Stein

Es ist merkwürdig, daß ein Haus in dem Leben eines Menschen eine Rolle spielen konnte, obwohl dieser nie seine Schwelle überschritten hatte, obwohl nie jemand darin gewohnt hatte, der ihm nahe stand oder nur bekannt war.
Der tägliche Weg, der Schulweg, der Amtsweg führte an vielen Häusern vorbei; in einem wohnte ein Freund, in einem andern eine Geliebte, in einem Torweg hatte er die ersten Küsse gewechselt, — es gab viele Häuser in der Stadt, die seine Aufmerksamkeit weit eher verdient hätten als das eine Haus mit der alltäglichen Fensterreihe und der gleichmäßig grauen Mauer.
Als er ein kleiner Junge war, hatte er in der Nähe gewohnt und war mit seinen Freunden auf Entdeckungsfahrten in die Nachbarhäuser gegangen. Sie waren immer bereit, ein Wunder zu finden, und beinahe erstaunt, weil sie immer das gleiche nur fanden, Treppen, Wohnungstüren, Dachböden, Keller, deren Zauber sich beim Näherkommen scheu in die dunklen und unbekannten Winkel zurückzog.
Einmal, als er allein die Gasse durchstreifte, kam er zu dem Haus. Zufällig hatte er es noch nicht betreten. Er näherte sich dem Tor, rührte fast an die Klinke, als ihn die Furcht angriff, die Furcht vor dem Unbekannten. Von diesem Tag an gab er die Kinderspiele auf.
Die seltsame Angst, die er damals gefühlt hatte, verließ auch den Mann nicht, war ein Rest von Kindlichkeit in späteren Jahren und war doch zuerst als ein sehr erwachsenes Gefühl in seine Kindheit gekommen.
Nichts, was er kannte und benennen konnte, hob dieses Haus aus der Reihe der anderen heraus. Das niegelöste Rätsel der Fenster, hinter denen sich vielleicht das Leben vollzog, das wirkliche Leben und nicht die Kleinlichkeiten, in denen es gefesselt war, die nie gebrochene Verschlossenheit des Tors ließ ihn dort die Wunder vermuten, die er nicht hinter durchschrittenen Türen fand. Er liebte das Haus, weil er es nie betreten hatte, er erhoffte von seinen Riegeln die Offenbarung, daß auch sein eigenes Leben, dieses von so gleichgültigem Geschehen erfüllte, ein Tor sich bewahrt hätte, das erst Wirklichkeit und Geheimnisse verbarg und seines Mutes wartete.
Das Haus war das Rasten und die Erlösung, war Befreiung und freiwillige Gebanntheit, von dem Zwang der übrigen Zeit geschieden.
Es hatte Zeiten gegeben, in denen er das Tor verachtet hatte, denn eine andere Hoffnung hatte dann mehr versprochen und war zum Tor seiner Wünsche geworden. Ein Gedanke, ein Mädchen, ein Besitz, etwas, das neu schien und liebenswert und sich zu bald dann entblößte und ihm eine grauenhafte Gewöhnlichkeit schamlos entdeckte. Beschämt kehrte seine Sehnsucht dann zu dem Tor zurück, das ihm treu blieb und verschlossen. An dem Tor haftete die Zuversicht, eines Tages sich zu befreien von der Grenze der zum Überdruß gewordenen Gewohnheiten. Einmal würde er das Tor öffnen, an einem großen Festtag des Herzens, einmal über den Alltag fortschreiten zu lange und schmerzlich Ersehntem.
Schon hatte er sich zuweilen der Türschwelle genähert und war dann umgekehrt; wußte, daß es noch nicht Zeit war.
Dann kam ein Tag, an dem er von einer Liebe berauscht war; sich aus allen überflüssigen und oft gefühlten Gefühlen gerissen wußte, sich hingerissen wußte zu einem nie geahnten Erwachen.
An diesem Tag ging er zu dem Haus, über die Stufen, drückte den Riegel, schritt über die Schwelle. Er stieg die Treppe hinan, zögerte im Schreiten und stand endlich still. Stand in der muffigen Luft des Stiegenhauses, stand in einer bösen und unerwarteten Erkenntnis des Vergangenen und des Zukünftigen, das schnell verblaßte wie die Wunder des Hauses, gleichgültig wurde wie diese schmutzigen Holzstufen und die schmierigen Schilder der Wohnungstüren.
Nun war die Angst des Kindes vor dem Tor erklärt, die Angst vor der Enthüllung des Geheimnisvollen, die frühe Ahnung von der furchtbaren Endgültigkeit alles Seins, die nur erträglich wird durch einen kindlichen und klugen Wunderglauben.
Er wendete sich um und ging rasch auf die Straße, in einer dringenden und entsetzten Flucht. Mit einem Male hatte er sich entdeckt und wußte kein Tor mehr, das ihn beschützte. Ohne Reiz waren die verschlossenen Türen des Stiegenhauses, denn er begriff die Trostlosigkeit ihres Hintergrunds, ahnte sogar, daß jedes neu eröffnete Tor statt Wundern eine immer grausamere Wirklichkeit entblößen würde. Nicht weiter begehrte er in sich zu dringen.
Was noch blieb, die letzte Sehnsucht blieb, war ein unstillbares Verlangen nach dem verschlossenen Tor, dessen Offenbarung die Verschlossenheit war und nicht die Eröffnung.

Das Gewissen *(Alfred Kubin)*



Gebrüder Sklarek und Konsorten

(E. Schilling)



Je größer der Dieb, desto weniger geht er durch ein Gefängnistor.

Stuttgart, 25. Mai 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

PFINGSTEN



„SCHAU NUR DEN ALTEN AN — WENN MAN BEDENKT, DASS SOWAS VIELLEICHT EINEM PFINGSTAUSFLUG AUS DER KRINOLINENZEIT SEIN DASEIN VERDANKT — —“

Stapellauf / Von Karl Kinndt

Hurra! Nun schlittert er ins Wasser,
der stolze Panzerkreuzer A!
Und alle Guten wünschen, daß er
bewirken wird, daß nun ein krasser
Aufstieg erfolgt —: hurra! hurra!!

Er wird die deutsche Flagge tragen
(mit Gösch) bis an den fernsten Pol:
Kann er auch in den nächsten Tagen
noch nicht gleich siegreich Frankreich schlagen,
wirkt er doch tröstlich als Symbol — —

Aus rechts-gewölbten Heldenbrüsten
strömt markiger Gesang herfür,
weil wir nach dieser friedlich-tristen
Epoche endlich wieder rüsten,
wenn auch zunächst en miniature.

Ergriffen sehn die Steuerzahler,
stumm sieht der Arbeitslosen Heer
Millionen Volks-erpreßter Taler
zum Spaß für ein paar blöde Prahler
hingleiten in das Meer — — —

Und irgendwo hockt ein abseitser
Satiriker am Radio
und denkt mit wehmütigem Schneuzer:
es war schon mal ein Panzerkreuzer,
der hieß „Potemkin" oder so . . .

Der Fußgänger mit der Fahne und dem Affen

Von Kasimir Edschmid

Eines Tages begegnete ich in der Kordillere Hochperus einem Mann, als ich von der viele tausend Jahre alten Indianerfestung Saxahuaman auf einem gelben Paßpferd nach Cuzco, der alten Inkahauptstadt, hinunterritt.
Ein Paßpferd geht nun wie ein Zirkuspferd, es hat einen vollkommen anderen Gang als ein gewöhnliches Reitpferd; ein Paßpferd spielt mit seinen Beinen förmlich ein Instrument — und ein Paßpferd, das zwischen Felsblöcken und Löchern in einer Höhe von fast viertausend Metern dahertänzelt, entzückt jedermann, der ihm begegnet.
Deshalb blieb auch — auf halbem Weg zwischen der Indianerfestung Saxahuaman und Cuzco — jener Mann auf dem Pfad stehen und verschlang das Pferd mit den Augen.
„Hallo, Señor", sagte der Mann. Ich stoppte daraufhin das Pferd.
„Reiten Sie durch Peru?"
„Was geht Sie das wohl an?" fragte ich und mußte dabei lachen, denn der Mann, der da vor mir stand, hatte vier Hunde bei sich. Auf einem der Hunde ritt ein Affe.
Der Mann hatte ein grünes Hemd an und kurze Khakihosen, nackte Kniee und einen riesigen Rauhreiterhut. In der Hand trug er eine Fahne, eine lange Stange mit einem Wimpel daran.
„Entschuldigen Sie, es geht mich nichts an, und Sie haben damit recht", sagte der Mann, „aber es interessiert mich nichts so sehr, als auf welche Weise die Menschen reisen. Ich gehe nämlich zu Fuß."
„Warum?" sagte ich mit einem Blick auf die Menagerie zu seinen Füßen, die sich balgte und mit dem Pferd zu spielen anfing.
„Es wird so viel gelogen", erwiderte der Mann. „Ich will die Welt sehen, wie sie ist."
Ich sah mir den Mann neugierig an. Er hatte ein glattes, fanatisches und eher blasses als braunes Gesicht.
„Laufen Sie aus Leidenschaft in der Welt herum?"
„Ja."
„Spanier?"
„Ja."
„Wer finanziert Ihnen die Sache?"
„Die Eisenbahnfahrer", sagte der Mann lächelnd. „Ich lege die Journalisten hinein. Sie sind die schlimmsten Lügner."
„Gewiß", erwiderte ich vergnügt.
„Alle Reisenden lügen", sagte der Mann. „Das ärgert mich seit meiner frühesten Jugend. Ich bin auf einer Farm groß geworden und kann weder lesen noch schreiben."
„Das kann ein großer Vorteil sein", sagte ich freundlich.
„Kann trotzdem alles kontrollieren. Man muß nicht lesen und schreiben können, Señor, man muß nur zu Fuß gehen. Sehen Sie, da ist zwischen Brasilien und Uruguay irgendwo ein Fluß. Jemand schrieb, er sei fünfzig Meter breit. Kein Mensch kann dem Mann nun sagen, daß er ein dummer Schwindler sei. Aber ich, der ich zu Fuß dort war, weiß, daß der Fluß nur zwanzig Meter breit ist. Ich weiß, er lügt."
Ich lachte.
„Einmal traf ich einen berühmten Mann", fuhr der Fremde fort. „Der erzählte mir, daß er im Chaco war mit einem Indio, der eines Tages von einem Baum fiel und das Bein brach. Der Indio wollte sich daraufhin erstechen, aber der berühmte Mann hinderte ihn daran. Zwei Stunden später flog ein Messer aus dem Busch und dem Indio in den Rücken, und zwei Minuten später war der Indio tot. Der berühmte Mann ging in den Busch, um die Mörder zu suchen, und als er zurückkam, war der tote Indio weg. Drei Tage später fand er ihn auf einem Termitenhaufen, aber nur noch als Gerippe. Seine Freunde hatten ihn getötet, sagte der berühmte Mann, weil er durch den Beinbruch kein großer Jäger mehr sein konnte und also unnütz war. Sie hatten ihm den Gefallen getan, an dem der berühmte Mann ihn verhindert hatte, und sie haben ihn dann auf ihre Weise beigesetzt — bei den Ameisen. Na, sehen Sie, wer hätte dem berühmten Mann nun sagen dürfen, daß das Lüge sei — — — außer mir, der zu Fuß im Chaco war. Solchen Unsinn kann ein Mann nur gelesen haben — und hat sich dann eine solche Geschichte dazu erfunden. An solchen Unsinn denkt doch kein Mensch im Chaco — verdammt noch einmal. Das ist doch sentimental. Haben Sie schon mal sentimentale Indianer gesehen, in der Montana . . . Sie, zu Pferd?"
„Nein, das habe ich nicht", gab ich bescheiden zu. „Seit wann laufen Sie — — — zu Fuß?"
„Vor zwei Jahren bin ich von Rio los."
„Und was wollen Sie später machen?"
„Ein Buch schreiben", sagte der Mann mit dem grünen Hemd, dem gelben Halstuch, den nackten Knieen, der Fahne, den vier Hunden und dem Affen auf dem einen Hund.
Ich blieb einen Augenblick starr sitzen.
„Sie können ja nicht schreiben."
„Ich habe ein gutes Gedächtnis."
Einen Augenblick wandte ich die Augen ab.
„Wenn Sie später Ihr Buch schreiben", sagte ich leise, „fürchte ich, daß Sie eines Tages auch anfangen müssen, zu lügen, Señor."
„Nie im Leben", sagte der Mann und legte seine Hand auf die Nüstern des Pferdes.
„Schade, aber es ist so", sagte ich unerschütterlich.
„Woher wollen Sie das wissen?" fragte der Fußgänger ärgerlich.
Ich setzte mich wieder im Sattel zurecht und lachte.
„Geben Sie jetzt acht, Mann", sagte ich, „daß das Pferd nicht hochgeht. Gute Reise."
Das Paßpferd war unter der Hand des Mannes, die seine Nüstern bedeckte, unruhig geworden, und ich ließ es zuerst einen Schritt zurück machen, und dann trennte mich das Pferd überraschend schnell von der Menagerie und dem seltsamen Mann, der durch den Urwald lief, weil ihm die Welt zu unaufrichtig war.
Ich ritt vergnügt nach Cuzco hinunter, um die Paläste der Inkas anzusehen, und der Mann mit der Fahne, den Hunden und dem Affen ging in der anderen Richtung auf den Titicacasee zu.

Politisches Panoptikum

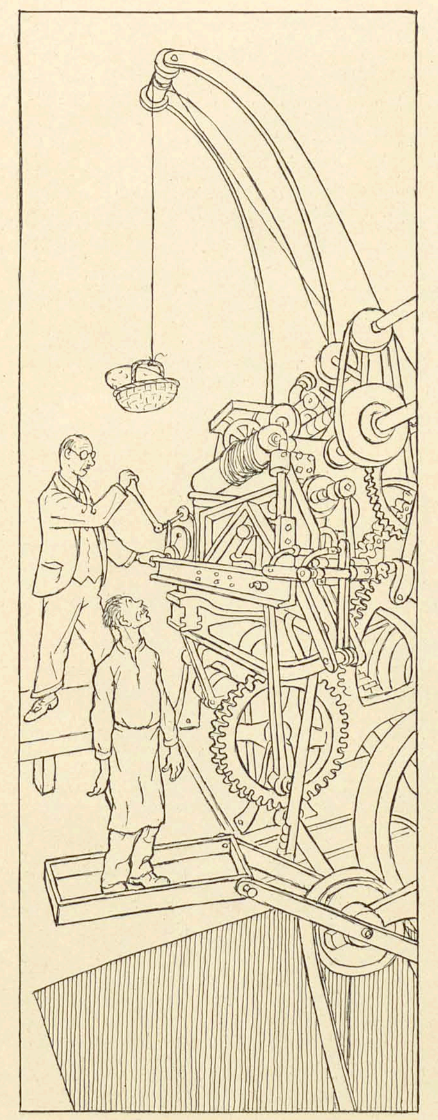
(R. Großmann)



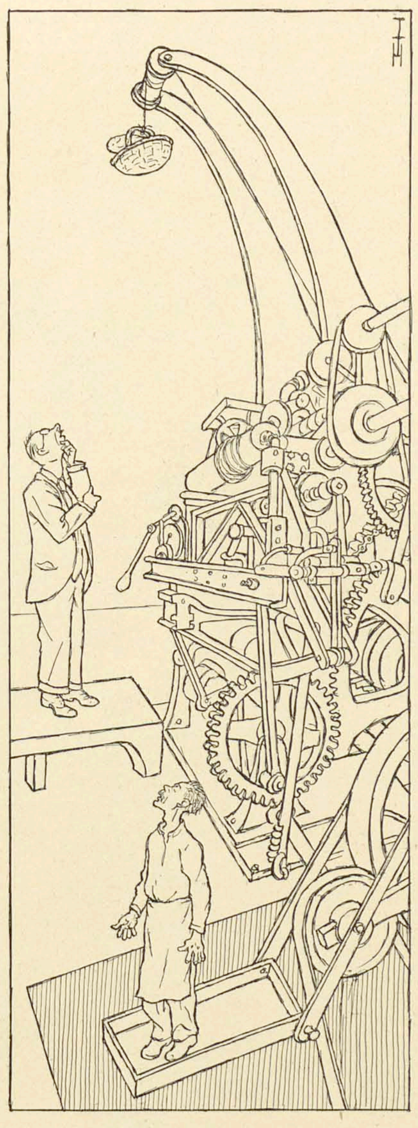
Der Nationalsozialist Gregor Strasser
Hitlers neuer Statthalter in Berlin

Wirtschaftsprogramm

(Th. Th. Heine)



„Der Zweck dieser genial erdachten Maschinerie ist der, niedrigere Löhne und noch niedrigere Preise zu erzielen."



„Die Lohnsenkung hat glänzend funktioniert, aber bei der Preissenkung scheint ein kleiner Konstruktionsfehler untergelaufen zu sein!"

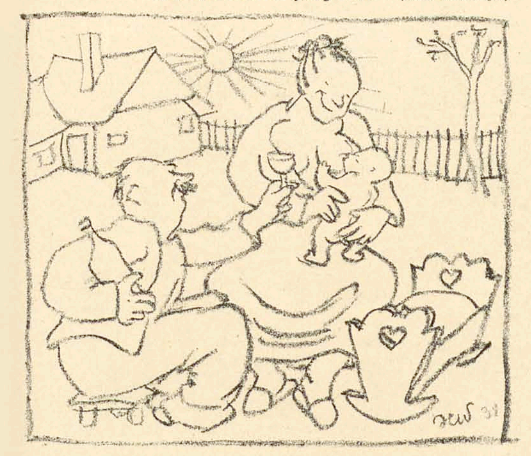
Das Reisegepäck des Herrn

(E. Thöny)



„Siehste wohl, da steht's: ‚Das Beste ist immer noch ein Schrankkoffer, ein Stiefelkoffer und einer für Hüte. Diese drei Einheiten sollten Sie unbedingt haben!' "

Glückliche Jugend *(Hans Weichberger)*



„Prosit, Jungchen, du hast's noch gut! Im nächsten Jahr hat deine Mutter vielleicht schon 'ne Steuerbanderole über der Brust!"

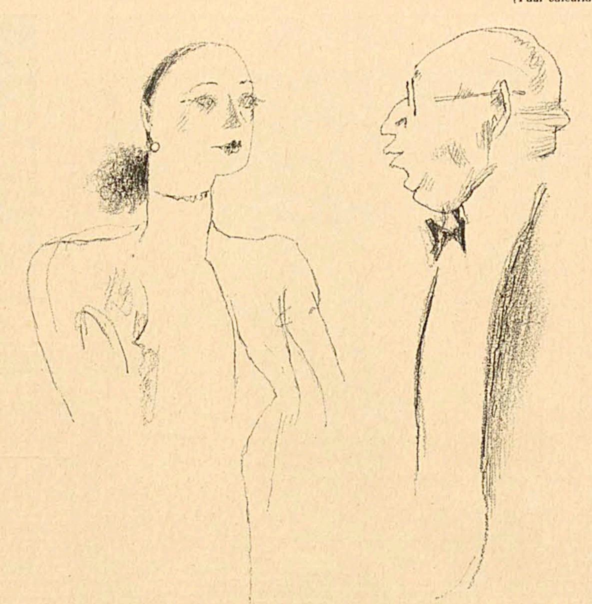
Die letzten Dinge des Menschen / Von Karel Capek.

„Zu Tode verurteilt werden ist furchtbar, das weiß ich aus Erfahrung."
Ungläubig lächelnd schaute Skrivanek auf den Freund.
„Erfahrung — im Traum natürlich, aber das Träumen gehört ebenso zum Menschen wie alle Funktionen des Körpers, wenn auch der Traum nur am Rande des Lebens steht. An diesem Rande bleibt von seiner Herrlichkeit dem Menschen nichts als Geschlecht, Angst, Eigenliebe und vielleicht noch ein paar andere Dinge, deren man sich im Wachen zumeist schämt. Vielleicht sind jedoch gerade das die letzten Dinge des Menschen . . .
Da kam ich eines Nachmittags müde vom Amte heim und legte mich ein wenig hin, um auszuruhen. Plötzlich wurde die Türe geöffnet, und ein Fremder, von zwei Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten gefolgt, stand auf der Schwelle. Weshalb die Soldaten Kosakenuniformen trugen, begriff ich nicht. ‚Stehen Sie auf', befahl barsch der Unbekannte, ‚machen Sie sich bereit, morgen früh wird an Ihnen das Todesurteil vollzogen. Verstanden?' — ‚Jawohl', erwiderte ich. ‚Ich weiß aber nicht, warum ich hingerichtet werden soll.' — ‚Das geht mich nichts an', schrie der Fremde, ‚hier ist der Befehl zur Hinrichtung.' Und schon hatte er das Zimmer verlassen und die Türe krachend hinter sich zugeschlagen.
Nun lag ich da und überlegte. Waren es meine Gedanken oder habe ich die Gedanken nur geträumt, so wie man Gesichter träumt? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich angestrengt nachdachte und gleichzeitig voller Staunen über mein Nachdenken war. Vor allem verspürte ich schadenfrohe Befriedigung: morgen wird man mich also hinrichten, infolge eines Mißverständnisses; dieser Justizmord wird allen, die ihn auf dem Gewissen haben, manch unangenehme Stunde bereiten. Darüber freute ich mich. Gleichzeitig aber wurde ich von Unruhe geplagt: was wird aus meinem Weib, aus meinen Kindern werden, wenn ich nicht mehr lebe? Ich fühlte einen wirklichen Schmerz, so als blute mein Herz, und doch auch ein gewisses Wohlbehagen, weil ich mich so um Frau und Kinder sorgte. Das also sind die letzten Gedanken eines Menschen, der zum Tode verurteilt ist! dachte ich und kam mir beinahe erhaben vor.
Plötzlich durchfuhr mich ein heftiger Schreck. Ich erinnerte mich, daß Hinrichtungen gewöhnlich sehr zeitig vollzogen werden, in der Dämmerung, um vier oder fünf Uhr früh. Entsetzlich! Schon im Morgengrauen aus dem Bette zu müssen. Ich vermochte an nichts anderes mehr zu denken, und mein Bedauern über mich, der ich so früh zum Aufstehen gezwungen werden sollte, wurde so stark, daß ich zu weinen begann — erwachte, und erleichtert aufatmete . . . Meiner Frau habe ich den Traum aber nicht erzählt."
Kukla schwieg. Auch Skrivanek sprach lange nicht, dann sagte er leise: „Auch ich stand einmal, sozusagen, am Rande des Lebens, damals, als ich mich erschießen wollte, weil — weil —" Er unterbrach sich, aber ein aufmunternder Blick des Freundes ließ ihn stockend fortfahren: „— weil ich verweichlicht war, weil ich keine Schmerzen ertragen wollte. Ich lag an einer schweren Nervenentzündung darnieder. Die schmerzstillenden Mittel hatten ihre Wirkung an mir schon verloren, sie betäubten mich nur ein wenig, meine Schmerzen aber blieben wach und wüteten in meinem Körper. Es war die dritte Nacht, daß ich so dalag, und ich meinte, diese Leiden nicht länger ertragen zu können. Noch eine Stunde, sagte ich mir, dann mache ich Schluß. Der Revolver lag vor mir auf der Bettdecke, die Uhr hielt ich in der Hand, und meine brennenden Augen verfolgten den Weg des Sekundenzeigers. Da war es mir mit einemmal, als wäre dieser gepeinigte Körper nicht mehr der meine; nicht mehr ich war es, der hier litt, sondern ein anderer, ein mir Fremder. Ich hörte ihn leise stöhnen. Meine Tränen flossen vor Mitgefühl. Mein Gott, sagte ich mir, wie kann es dieser Mensch ertragen, so zu leiden! Vielleicht . . . vielleicht sollte ich ihn erschießen, damit er von seiner Qual erlöst ist. Doch im selben Augenblick wurde ich vor Grauen geschüttelt . . . Nein, das darf ich nicht. Ich fühlte plötzlich eine sonderbare Achtung für *sein* Leben, gerade weil er so sehr leiden mußte."
Skrivanek rieb sich verlegen die Stirne. „Ich weiß nicht, wie ich das schildern soll. Ich lag wohl in einem Dämmerzustand, betäubt von den vielen Pulvern — dabei aber war mir alles klar, so unendlich klar. Ich hatte die Vision, daß er, der stöhnte und litt, die Menschheit . . . der Mensch sei, daß ich gewissermaßen nur Zeuge seiner Qual, Nachtwächter an dem Schmerzenslager war. Wäre ich nicht dabei, dachte ich, sein Leiden wäre vergeblich, es wäre eine große Tat, um die niemand weiß. Vorher, solange es *mein* Schmerz gewesen war, kam ich mir wie ein elender Wurm vor, jetzt aber, da der Schmerz über mich hinausgewachsen war, fühlte ich, wie groß das Leben ist. Ich fühlte . . . ich fühlte, daß der Schmerz ein . . . Opfer ist. Und deshalb hat ihn jede Religion auf dem Altar Gottes niedergelegt. Deshalb gab es blutige Opfer . . . das Martyrium . . . Gott am Kreuz. Ich habe begriffen, daß dem Menschen aus dem Schmerz ein geheimer Segen zuteil wird. Wir müssen leiden, um das Leben zu heiligen . . . keine

(Schluß auf Seite 90)

Sicheres Ziel

(Paul Scheurich)



„Was machen Sie denn Pfingsten, Herr Kommerzienrat?" — „Pleite, gnädige Frau!"

(Schluß von Seite 89)

Freude ist stark und groß genug . . . und ich fühlte, daß, falls ich genesen werde, ich ein Heiligtum in mir tragen werde."

„Hast du das Heiligtum in dir?" fragte Kukla interessiert.

Skrivanek wurde rot. „Oh, davon weiß man ja nicht", sagte er schnell. „Seit damals aber kommt mir alles wichtiger vor . . . jede Kleinigkeit, jeder Mensch hat an Wert gewonnen. Ein Sonnenuntergang, die Menschen, ihre Arbeit, ihr tägliches Leben — alles hat den Preis des Schmerzes. Und ich weiß, daß es ein furchtbarer Preis ist. Ich glaube, daß es weder Böses noch Strafe gibt. Es gibt nur den Schmerz, der dazu dient, daß das Leben diesen großen Wert gewinne . . ."

(Deutsch von Anna Aurednicek)

Goldenes Zeitalter / Von Hans Seiffert

Wenn du heut Geld hast, Mensch, dann kannst du lachen!
Die Ware wird wahrhaftig halb verschenkt.
Es ist beinahe nicht mehr gutzumachen,
so rücksichtslos ist jeder Preis gesenkt.
Für nur drei Mille hast du einen Wagen,
6 Zyl., 50 PS, fünffach bereift.
Ein Idiot — man muß es wirklich sagen —
wer die Gelegenheit nicht gleich ergreift!
Für vier Mark fünfzig hörst du Tauber singen.
Dein ist sein ganzes Herz . . . Schön ist die Welt . . .
Fürs hohe C läßt jeder etwas springen,
und vier Mark fünfzig ist doch gar kein Geld!
Für tausend Mark kannst du den Breitschwanz haben,
für hundert eine Herrenzimmer-Bar,
für drei Mark fünfzig eine Dose Krabben,
für fünfundvierzig ein Pfund Kaviar.
Wenn du heut Geld hast, Mensch, dann kannst du lachen!
Die Ware wird wahrhaftig halb verschenkt.
Doch hast du keins, ist leider nichts zu machen,
und du bist schon so gut wie aufgehängt!

Lieber Simplicissimus!

Nicht immer hat Alphons XIII. ein so wohltemperiert herzhaftes Lächeln bereit wie letzthin bei seinem Einzug ins Exil. Kürzlich saß er in einer Londoner Gesellschaft beim Spiel und verlor an- und ausdauernd. Hinter seinem Stuhle hatte sich, interessiert die königliche Pechserie verfolgend, Lord Sowieso zwanglos aufgebaut. Plötzlich wendete sich Alphons um und apostrophierte durchaus nicht lächelnd den Lord: „Es ist merkwürdig, seit Sie hinter mir stehen, verliere ich!"

Woraufhin der Lord, vereist grinsend, feststellte: „Sie belieben ein wenig zu übertreiben. Jedenfalls habe ich, soweit ich mich erinnern kann, bei Ihrer Thronbesteigung nicht hinter Ihnen gestanden!"

Statt jeder besonderen Anzeige

kann man im nachstehenden Falle, obwohl es sich um eine Todesnachricht handelt, nicht gut sagen. Denn die nachstehende Anzeige, die man in einem verbreiteten deutschen Magazin zu lesen bekam, ist denn doch eine besondere:

„Zu Gunther Plüschows Tod"

„Kapitän Gunther Plüschows Tod auf seiner Patagonien-Flugexpedition hat überall große Trauer ausgelöst, besonders bei allen, die diesen frischen und mutigen Flieger, diesen geschätzten Forscher und Erzähler kannten. Bei seiner so tragisch beendeten Expedition hatte Plüschow, gleichwie im Jahre 1929 auf seiner Feuerlandreise, die Hilfe der V . . . . .- Organisation zur Betriebsstoffversorgung in Anspruch genommen. G . . . .-Mobiloel, das jedem Kraftfahrer wohlbekannte Autoöl, wurde ihm am Ende der Welt bei seinen Ausgangsetappen zur Verfügung gestellt. In einem Brief vom 19. Dezember 1930 schreibt darüber Kapitän Plüschow an die deutsche V . . . . .-Oel-Aktiengesellschaft u. a. folgendes: ‚Zu meiner Freude kann ich Ihnen mitteilen, . . . nicht zuletzt dank des hervorragenden Schmiermittels für meinen BMW.-4-Flugmotor, Ihr G . . . .-Mobiloel . . .'"

Sehr bedauerlich für die V . . . . .-Oel-A.G., daß der wackere Flieger Plüschow zweifellos in den Himmel gekommen ist. Denn er war, wie wir erfahren, kontraktlich verpflichtet, im Alternativfalle für die Kesselanlagen der Hölle G . . . .-Mobiloel als Schmiermittel durchzusetzen. Und es ist also nicht mehr als eine kleine Revanche für den geschäftlichen Verlust, den er der A.-G. durch seine Himmelfahrt bereitet hat, daß sie seinen Tod der irdischen Öffentlichkeit in der obzitierten besonderen Anzeige mitteilt, sichtlich erschüttert und ohne Hintergedanken.

Kat

Es fiel ein Reif . . . / Aus der Pfingstnummer unseres Familienblattes / Von Caren

Ein köstlicher Maimorgen blaute über Schloß Schroffenfels und überhaupt . . .
In ein Blütenmeer gebettet lag die altehrwürdige Trutzburg des stolzen Grafengeschlechtes. Im Burggraben kicherten Blauveilchen und schneeige Anemonen, und in den blütenschwangeren Zweigen der Obstbäume schaukelten sich lenzestrunkene Nachtigallen, weiße Osterhäschen und Krammetsvögel.
Nur zwei kornblumenblaue Augensterne blickten feuchtwehmütig in all die lenzliche Pracht. Es war dies die liebreizende Komteß Ave Maria, die an dem von üppigen Fassadenkletterrosen umwucherten Bogenfenster ihres Turmstübchens lehnte.
„Frühling — o Gott!“ seufzte sie gequält und drückte sich dabei einen allerliebsten kleinen Mitesser aus. Während sie mit sichtbarer Teilnahmslosigkeit etwas mensendieckte, deklamierte sie unter Tränen:

„Ach, wär' er doch ein Ritter,
Ein Ritter vom Goldenen Vließ . . .“

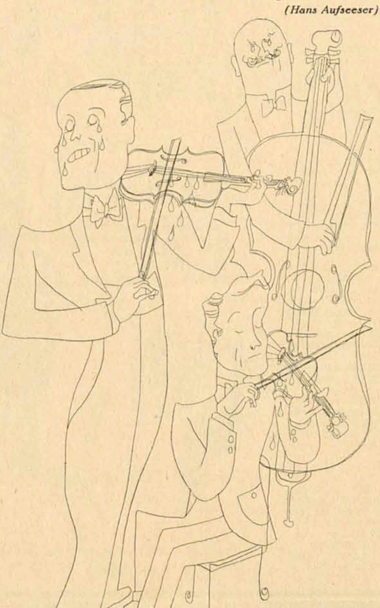
Ihre Gouvernante, ein total verarmtes Fräulein von Unschlitt, mußte sie wiederholt an ihre Baldriantropfen erinnern, die ihr der alte Sanitätsrat gegen die blühende Bleichsucht verordnet hatte. Aber Gott allein kannte das Wundermittel, das dem holden Mädchen wohl raschere Heilung gebracht haben würde als sämtliche Baldriantropfen der Welt! Es hieß — Ferdinand. Ferdinand, des Schloßgärtners Sohn, der Gespiele ihrer einsam-vornehmen Kindheit. Mit ihm war sie in den Wäldern und auf dem Heuboden herumgetollt, wo der aufgeweckte Knabe sie schon frühzeitig in allerhand nützliche Dinge einweihte. Am Tag ihrer Konfirmation hatten sich Ave Maria und Ferdinand am Sarkophag der, ach, so frühverblichenen Gräfinmutter ewige Treue geschworen. Dann war Ferdinand in die Welt gezogen . . .
„Wittiwitt, wittwitt — nimm mich mit“, pisperten die Mauerschwalben . . . Auch heute stahl sich Schön-Ave-Maria zu ihrem geliebten Astloch in dem uralten Holunderbaum, wohin der Postbote, dessen biederes Beamtenherz sie durch Tränen und eine Mark vierzig aufs tiefste gerührt hatte, tagtäglich die Briefe ihres Ferdinand legte. Auch heute leuchteten ihr die teuren Schriftzüge auf mohnrotem Büttenpapier schon von weitem entgegen. Aber der Inhalt des Briefes ließ sie wie Espenlaub erzittern. Der Geliebte schrieb nämlich, er sei seit etwa acht Tagen beim Film und als Nachfolger Rudolf Valentinos mit einer schwindelhaften Gage nach Hollywood verpflichtet. Heute nacht, Punkt elf Uhr, erwarte er sie im Burggraben, um mit ihr ins Ausland zu fliehen . . .
Das Briefkuvert enthielt noch etwas, das Ave Maria anfänglich für ein Haarnetz hielt, bis ihr der Zweck des seltsamen Gespinstes zu dämmern begann. Es war eine reinseidene Strickleiter!

Wie im Fieber ging das betörte Mädchen durch den golden lachenden Frühlingstag und sang aus vollem Halse abwechselnd „Muß i denn . . .“ und „Lebewohl, du schöner Wald“ und „Scheiden tut weh“. Was jedoch außer dem blinden Neufundländer niemandem im Hause auffiel.
Gegen Abend packte sie das Allernotwendigste in ihren kleinen Handkoffer aus hellblauem Juchten mit dem silbernen Wappen derer von Schroffenfels: — zwei Dutzend Taschentücher, ein Glas Quittengelee, das ihr Ferdy so gern aß, und das kunstgepunzte Photographiealbum mit den Familienbildern . . .
Elf Glockenschläge wimmerten vom Turm der Schloßkapelle. Der Mond schien heftig. Betäubend duftete der Faulbaum. Teils von Liebesglut und teils von Gewissensbissen geschüttelt, ließ sich Komteß Ave Maria an der Strickleiter hinab und warf sich aufschluchzend in die Arme des so heiß Ersehnten.
„Ferdy — du meine Welt, mein alles . . .!“
„Scht! Mach keen' Krach! Mein Märchen! Avemierl!“
„O du mein holder Abendstern . . .!“
Plötzlich, mitten in der glühendsten Umarmung, fällt dem lieben Kinde siedheiß ein, daß heute ja Muttertag ist! Und das — o pfui! — das hatte sie in ihrem sündhaften Taumel vergessen können!? Schleunigst pflückte sie einen Arm voll Veilchen und Narzissen und klomm noch einmal den gefahrvollen Weg zurück, um von der heißgeliebten Toten Abschied zu nehmen. Ferdinand folgte, gelinde fluchend, mit dem Handkoffer. So traten sie, Hand in Hand, an den Marmorsarkophag der Entschlafenen und verrichteten dort eine letzte, inbrünstige Andacht sowie das ergreifende Lied:

„Der schönste Platz, den ich auf Erden hab',
Das ist die Rasenbank am Elterngrab.“

Dann fuhren sie schleunigst ins nächstbeste Hotel . . .
Acht Tage später schleppt sich ein abgehärmtes, bleiches junges Weib den steilen Schloßberg hinan: Ave Maria! Furchtbar mußte sie nun büßen für den kurzen Frühlingstraum. Jawohl, furchtbar! Der Mann, dem sie so blind vertraut, war gar kein zukünftiger Filmstar, sondern ein gewissenloser Verführer und bestenfalls Edelstatist. Nach achttägigem Wonnerausch hatte er der Unglücklichen diese grausame Enthüllung eigenhändig ins Gesicht geschleudert und war hierauf mit ihrem Juchtenköfferchen und der unbezahlten Hotelrechnung verduftet.
„Pfiffikus, Pfiffikus“, höhnte der Buchfink . . .
So war sie denn, gebrochenen Herzens, zurückgekehrt nach dem Schloß ihrer Ahnen, um sich reuevoll ihrem Vater zu Füßen zu werfen und dann offiziell an der Bleichsucht zu sterben. Aber Graf Rotspohn von Schroffenfels war ein harter, ein verdammt harter Mann. Er sagte nur: „Hah, Dirrne, hinaus! Pfeu, toi!“ Und hetzte den blinden Bluthund auf sie. Zum Glück direkt nach der Fütterung! Dann ließ er hinter ihr die Zugbrücken hochziehen . . .
Dem Frühling blieb nun seinerseits nichts anderes übrig, als ebenfalls streng korrekt zu handeln. Er ließ schleunigst einen furchtbaren Reif auf die zarten Blaublümelein fallen. Er tat es ungern — wirklich. Aber er hatte es leider kontraktlich.

Schluchzende Geigen



(Hans Aufseeser)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—;** in **Österreich** die Nummer **S 1.—;** das Vierteljahr **S 12.—;** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Kanonade vom Kegelklub

Von Anton Schnack

Wer weiß das, was die Männer denken,
Wenn sie sich mühevoll mit ihrer Kugel senken
Und sie mit Muskelkraft nach vorne lenken.

Die Männer heißen Rheinfrank, Kobert, Meyer,
Reimann ist Sachse, Dimpfl ist ein Bayer,
Und Friedrich Maienschein ist stolz auf seine Heimat Speyer.

Sie haben ihre dicken Röcke ausgezogen.
Der Dickste spuckt, bevor er schiebt, noch einen Bogen,
Und seine Kugel kommt mit lautem Knall geflogen.

Der Ehe-Eros hat sie längst verlassen.
Sie sind befriedigt, mit der Kellnerin zu spaßen,
Der sie ausgiebig an die Schenkel fassen.

Inzwischen sitzt die Gattin mit der Jungfernbase
Im guten Zimmer, häkelnd, Brille auf der Nase,
Und auf die Kegelbrüder zankend mit Ekstase.

Die Kegelbrüder aber kegeln ihre Schmitze.
Sie schweißbern leicht. Das Spiel macht ihnen Hitze.
Es dröhnt der Lärm. Sie lachen über Witze.

Hat einer „alle Neune" oder „Kranz" geschoben,
So schreien sie Hurra, und der es schob, fühlt sich erhoben
Und fängt dann an sich selbst zu loben.

Was hier als Kegel steht, war Baum in tiefen Forsten,
In seine Wipfel kamen Geier, um zu horsten:
Nun sind sie abgefranst und halb geborsten.

Der liebe Gott, beschauend seine Erdenwiese,
Sieht, über manches lächelnd, schließlich kegeln diese.
Er denkt: „Ein friedlich' Volk. Gestattet, daß ich meinen Laden schließe!"

Gott übersah den armen Kegeljungen,
Den, während er sich bückte, stachen seine Lungen.
Man sieht: die Schöpfung ist ihm doch nicht ganz gelungen!

Wie Arbeitslose zu Schuhen kommen können

Der unermüdlich forschende Menschengeist kommt auf alles, und so erkannte denn ein Wiener Ingenieur, wo uns der Schuh drückt: nämlich am Schuh. Es bildete sich ein „Verein für Volksgesundheit", mit der beglückenden Aufgabe, das Barfußgehen als originellen und aussichtsvollen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage zu propagieren. Aber wenn man auch barfuß geht, so muß man es trotzdem mit der Zeit tun, und also beschloß der Verein, einen „Werbemarsch barfuß quer durch Wien" zu veranstalten. Flugblätter forderten die Bevölkerung auf, sich für diesen Werbemarsch bei der Vereinsleitung anzumelden. Ob dort viele Anmeldungen einliefen, ist vorläufig nicht bekannt, — die folgende aber lief ein:
„Sehr geschätzte p. T.! Hiemit erkläre ich mich als Vertrauensmann der Arbeitslosen von der Auszahlungsstelle X. bereit, mich mit 30 Kollegen an Ihrem Werbemarsch ‚Barfuß quer durch Wien' zu beteiligen. Als Honorar für unsere Mitwirkung verlangen wir pro Mann nur je ein Paar Schuhe." Kat.

Hauswirtschaft

Richard Straußens Gattin, Frau Pauline Strauß, hat ein neues Stubenmädchen aufgenommen. Das Mädchen hantiert mit dem Staubsauger höchst ungeschickt. Frau Strauß sieht es ein Weilchen an, mit wachsender Mißbilligung. Endlich kann sie nicht länger an sich halten, greift eigenhändig zu — — — doch der verdammte Apparat will nun noch weniger parieren. Da ruft Frau Strauß: „Jetzt hab' ich's Ihnen gezeigt. Und wenn Sie es nicht besser machen als ich, dann fliegen Sie!"

Frohe Aussichten

(Jeanne Mammen)

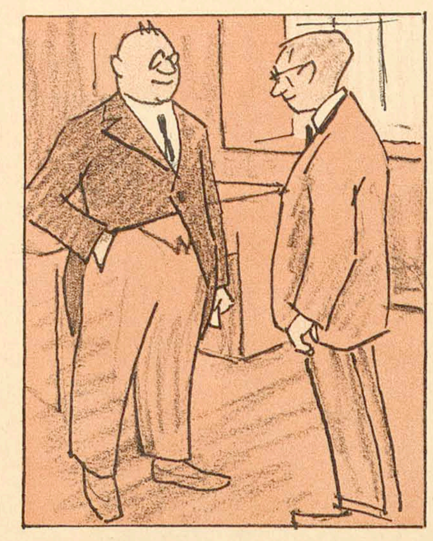


„Die Herrschaft läßt sagen, bar könnten wa det Fünftel Käse nich bezahlen, aber et schwebt noch 'n Prozeß um 'ne Millionenerbschaft."

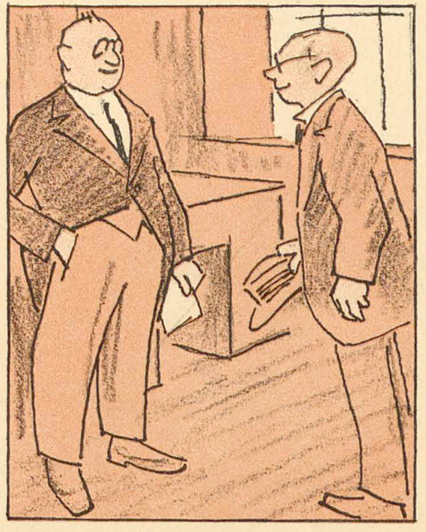


Die Steigerung des Stellungsuchenden

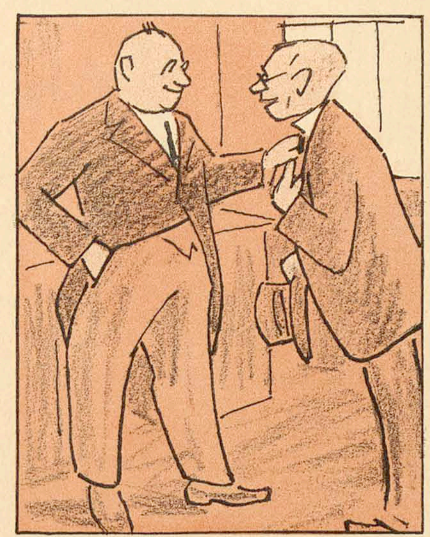
(Wilhelm Schulz)



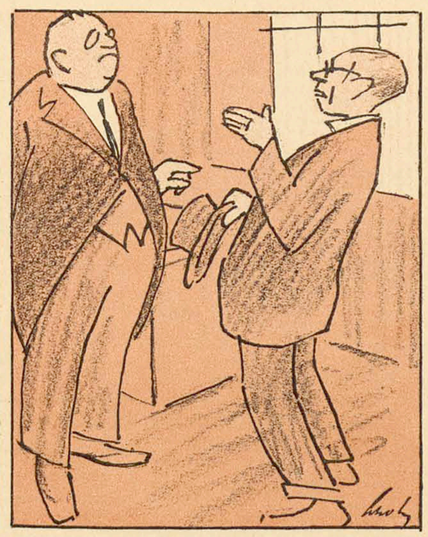
„Ich will Sie engagieren." — „Jawohl, Herr Direktor!"



„Sie erhalten monatlich fünfhundert Emm . . ." — „Bitte sehr, Herr Generaldirektor!"



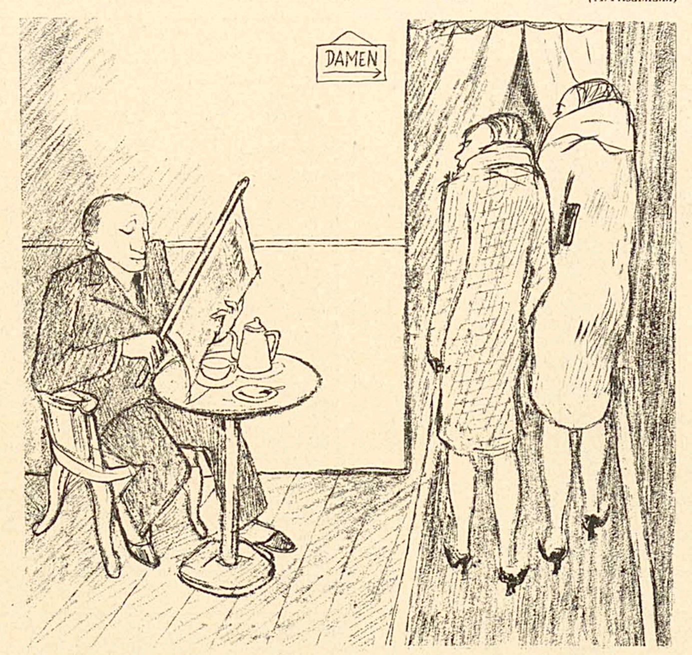
„. . . und zwanzig Prozent Gewinnbeteiligung." — „Ergebensten Dank, Herr Präsident!"



„Zuvor aber zahlen Sie zehn Mille Interesseneinlage." — „Allmächtiger!"

Kritik an der Zeit

(M. Frischmann)



„Nee, siehste, Trude, et jibt eben keene vornehmen Männer mehr in der Jesellschaft — 'n Mann von Klasse würde uns nu zwei Jroschen anbieten!"

Von einem, der auszog, die Wirtschaftskrise zu verstehen

Märchen, frei nach Grimm, von Walter Freund

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm und konnte nichts begreifen und lernen. Der älteste fand auch eine Stellung, sobald er die Schule beendet hatte, verdiente in kurzer Zeit ein schönes Stück Geld und heiratete ein braves Mädchen. Der jüngste aber, dem sein Bruder stets als Muster vorgehalten wurde, konnte keine Stellung finden und saß nur den ganzen Tag in der Ecke und hörte zu, wie der Vater klagte, daß der Sohn nichts verdiene und daß er selbst die Familie in diesen schlechten Zeiten nicht mehr erhalten könne. Wenn er dann lang genug darüber gesprochen hatte, dann sagte gewiß die Mutter oder ein anderer, der zufällig dabei war: „Ja, das ist eben die Wirtschaftskrise."
Der jüngste Bruder hörte das und konnte nicht begreifen, was das heißen solle. „Immer sagen sie, die Wirtschaftskrise sei schuld, daß wir hungern müssen. Wenn mir doch jemand erklären könnte, was damit gemeint ist!"
Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör du, in der Ecke dort, du wirst groß und stark, du mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie dein Bruder sich Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren."
„Ei, Vater", antwortete der Junge, „ich will gern etwas lernen. Ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen, die Wirtschaftskrise zu verstehen." Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Wenn du sie auch verstündest, so würde dir das wenig nützen, dein Brot zu verdienen."
Eines Tages hörte auch der Grünzeughändler im Haus von dieser Geschichte und sagte zum Vater: „Wenn Euer Sohn nichts weiter wünscht, als die Wirtschaftskrise zu verstehen, so kann ich ihm das schon beibringen." Er nahm den Jungen also mit in seine Wohnstube, setzte sich ihm gegenüber und sagte zu ihm: „Vor zwei Jahren habe ich im Tag durchschnittlich achtzig Pfund Kartoffeln, zehn Pfund Butter und dreißig Liter Milch verkauft, voriges Jahr immerhin sechzig Pfund Kartoffeln, acht Pfund Butter und dreißig Liter Milch, dieses Jahr aber nur noch vierzig Pfund Kartoffeln, sechs Pfund Butter und fünfzehn Liter Milch. Und weißt du, was daran schuld ist? Nichts anderes als die Wirtschaftskrise. Verstehst du das?"
„Nein", antwortete der Junge. „Ich meine eben, daß die Leute jetzt ihre Kartoffeln und ihre Butter woanders kaufen." Da schrie der Grünzeughändler: „Du bist der größte Tölpel, den ich je gesehen habe. Sieh, daß du weiterkommst!" Der Junge aber ging traurig zu seinem Vater zurück und sagte den ganzen Tag vor sich hin: „Wenn ich nur die Wirtschaftskrise verstehen könnte!"
In dem Haus wohnte auch ein Börsenmakler, der hörte ebenfalls von dem seltsamen Wunsch des Jungen. „Nichts leichter, als Euren Sohn zu belehren", sagte er zum Vater. „Ihr müßt mir nur erlauben, ihn einmal mit auf die Börse zu nehmen." Der Vater war einverstanden, und so stand der Junge an einem Vormittag auf der Galerie der Börse und erblickte zahlreiche Leute, die händeringend und sich die Haare raufend durcheinanderliefen. „Siehst du das dort?" fragte der Börsenmakler. „Wir befinden uns augenblicklich in einer starken Baisse, und diese Leute, die so ver-

Parität / Von Ratatöskr

Die Bayrische Staatsbank, man kann's nicht bestreiten,
bewährte sich gut in den schwierigen Zeiten.
Respekt vor den Herren, die selbige leiten!

Für Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbeint'ressen
ging eifrig ins Zeug sie. Nichts wurde vergessen.
Man hat ihr von oben viel Lob zugemessen.

Bloß leider sei gleichwohl ein Fehler vorhanden,
der mache das schöne Ergebnis zuschanden:
*die leitenden Herrn seien all **Protestanten**!*

Das könne – wie sorgende Federn uns schreiben –,
das dürfe unmöglich noch länger so bleiben.
Man würde ja sonst dem Verhängnis zutreiben.

Man würde das innere Gleichmaß verlieren.
Man würde den Frieden im Land ruinieren.
Man müsse den Manko flugs „bayrisch kurieren"!

zweifelt sind, haben soeben einen Teil ihres Vermögens verloren. Das und nichts anderes ist eben die Wirtschaftskrise."
„Ich verstehe das alles nicht", sagte der Junge. „Warum haben die Leute für ihr Geld Papiere gekauft und es nicht wie meine Mutter im Strumpf hinter der Kommode aufbewahrt? Dann hätte ihnen das nicht geschehen können."
„Wirklich, dein Vater hatte recht, als er sagte, daß du ein Dummkopf seist!" schrie der Börsenmakler aufgebracht. „Lern lieber Holz hacken, das ist gescheiter!"
Bald darauf fand sich ein dritter Mann, der versprach dem Vater, seinen Sohn über die Wirtschaftskrise zu belehren. Es war ein Beamter, der auf eine große Zeitung abonniert war. Dieser las dem Jungen nun den Leitartikel dieses Tages vor, der sich natürlich wieder mit der Wirtschaftskrise beschäftigte. Es kamen allerlei schöne Ausdrücke darin vor, wie Zollschranken, Überproduktion, Rationalisierung, Kapitaldecke, die der Beamte dem Jungen eingehend erläuterte. Der zweite Teil des Leitartikels beschäftigte sich mit den Mitteln, mit deren Hilfe die Krise zu überwinden sei, und war noch einleuchtender als der erste mehr theoretische Teil. „Ich hoffe, daß du jetzt verstehst", sagte der Beamte schließlich und holte tief Atem, „warum wir eine Wirtschaftskrise haben. Es ist alles so klar, daß kein vernünftiger Mensch etwas dagegen vorbringen kann."
„Wenn das alles so klar ist", fragte der Junge, „warum haben wir dann noch eine Krise?"
Es war dies der letzte Satz, den er zu diesem Thema äußern durfte, denn künftig fand sich niemand mehr, der ihm die Wirtschaftskrise erklären wollte. Er fragte noch viele Leute, ja schließlich geradezu jeden, der ihm in den Weg kam: Briefträger, Schutzleute und Straßenbahnschaffner. Das konnte nicht gut anders ausgehen, als das in dieser Welt auszugehen pflegt.
Eines Tages kam ein Wagen und nahm ihn in eine Anstalt mit, die von einer hohen Mauer umgeben war und deren Fenster vergittert waren. Hier nun durfte er sich den ganzen Tag nach Herzenslust mit dem Problem der Wirtschaftskrise befassen. Und wen immer er danach fragte, es nahm ihm keiner übel. Er bekam ein reichliches Essen, hatte keinen Hunger mehr und war der glücklichste Mensch der Welt. Aber natürlich begriff er nun schon gar nicht, wieso es so etwas wie eine Wirtschaftskrise gab.

Abgespeist / Von Peter Scher

Da sitzt du nun, Genosse Schmidt —
ob national, ob rot, ob grün —
du bist für dein Parteibuch kühn
und schlapp für deinen Appetit.

Du weißt ja wohl aus deinem Blatt,
das du zum magern Frühstück liest,
warum du leider nichts genießt
von allem, was die Erde hat.

Und wie es kommen soll und muß,
auch dies ist theoretisch klar,
und daß, was ist, nur Anfang war,
denn die Erfüllung kommt zum Schluß.

Wohl dir, daß Treue ewig währt
und daß man von Charakter spricht —
jedoch ein Führer wirst du nicht,
der seinen Sechszylinder fährt — —

Ein Führer wirst du eben darum nicht!

Der Naturschwärmer

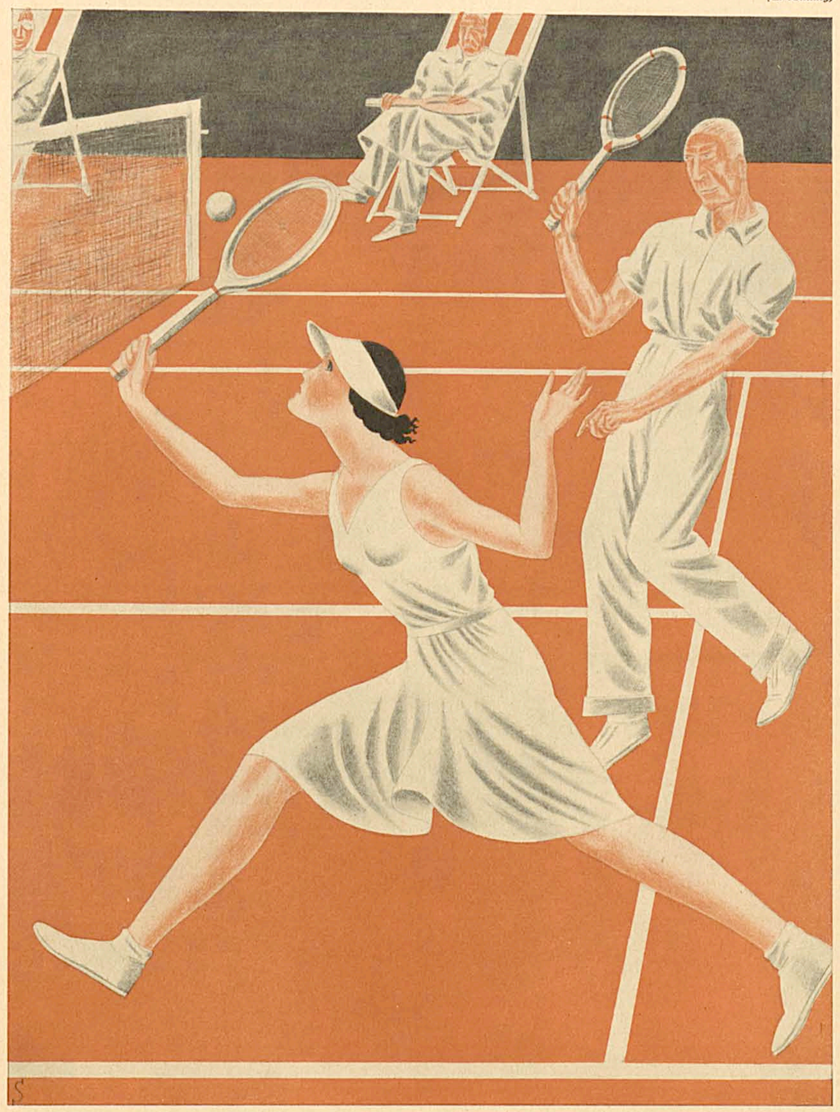
(Josef Sauer)

Sauer

„Nu ähm, ich saache doch ooch, die Nadur muß d'r Mensch einsam genießen — mehr als drei Familchjen wär'n nähmlich schon zu viel!"

Ehe-Tennis

(E. Schilling)



„Der Ball geht out, liebes Kind!" — „Kunststück, das hat er von dir gelernt."

Stuttgart, 1. Juni 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

Vorbereitung für den deutschen Besuch in Chequers (E. Thöny)



„Aber nicht wahr, wenn die Deutschen kommen, nicht so viel Silber auf dem Tisch! Sie denken sonst, es geht uns zu gut, und fangen an, von den Reparationen zu reden!"

Brüning links und Brüning rechts, Brüning in der Mitten

Von Peter Scher

*Diesen Kanzler zu erfassen
muß man Phantasie und Herz
gleichsam doppelt spielen lassen —
hier ist Kautschuk und ist Erz.*

*Der ist schwarzweißrot und golden,
der ist schroff und der ist still;
gibt er, was die andern wollten,
nimmt er dennoch, was er will.*

*Mit den Junkern tauscht er Blicke —
Januschau ist schier verliebt —
Adolf kirrt er mit Musike . . .
was er wohl den Schlotherrn gibt?*

*Nächstens werden wir es hören,
denn sie öffnen schon die Hand,
und es quillt aus den Tenören:
Rette den bedrückten Stand!*

*Und des Volks gequälte Massen
und den kleinen, kleinen Mann
wird er gleichfalls nicht verlassen —
horch, schon hebt er tröstend an:*

*Auch des Volkes Tag wird kommen,
aber erst kommt Halm und Schlot —
fordert nicht, ihr Tüchtigen, Frommen,
denn wer fordert, der verroht!*

Das Haupt der Gorgo / Von A. M. Frey

Das war nun wirklich die größte Sehenswürdigkeit aller Kontinente und Inseln, Stand vom Frühjahr 1930: Miß Marga, das Mädchen mit den Nervenhaaren. Sie führten im Kindesalter zu Komplikationen, die lästig und beunruhigend waren, später aber zu dem Entschluß, die Komplikationen auszuwerten.
Schneiden hatte sich Miß Marga das Haar nur lassen können in der Narkose. Weil aber nachher, wenn die Betäubung vorbei war, tagelang ein heftiger Schmerz auftrat, ein richtiger Wundschmerz, verzichtete sie allmählich ganz auf diese Operationen. Die Haare wuchsen und wuchsen weiter, wenn auch langsamer als normales Haar. Medizinalrat Seide, der Miß Marga lange und eingehend beobachtet und mit ihr experimentiert hat, ist der Ansicht, die nur schleichende Zunahme der Haarsubstanz rühre eben her von ihrer abnormen Beschaffenheit: der in jeder Haarröhre mitwachsende Nerv, dem zu seinem Aufbau Zeit gelassen werden muß, verhindert ein Inskrautschießen der Haarmenge, wie es bei jungen Mädchen wohl üblich ist.
Außer der Empfindsamkeit ihres Haares war für Miß Marga bedeutungsvoll seine Beweglichkeit. Sie gab den Ausschlag für den Entschluß, sich öffentlich zu zeigen, diese Beweglichkeit war Anlaß — ja: Ursache, ein Leben zu beginnen, das sie über die ganze Erde führte, von Schauplatz zu Schaustellung, und schließlich an die Seite Richard Koppes, des Schlangensammlers, der durch sie starb. Wir werden sehen.
Miß Marga konnte das einzelne Haar ringeln wie einen Regenwurm. Es war ein unüberbietbarer Anblick, der in fast allen Städten der Erde genossen worden ist, wenn sie jedes ihrer 300 000 Haare gesonderte Manöver ausführen ließ.
An Dichte fehlte es nicht; wir haben auch gesehen, es fehlte trotz allem nicht an Länge. So kam ihr Impresario auf den Gedanken, das Phänomen der Gorgo mit ihr vorzuführen: die Haare wurden in etwa hundert Zöpfe geflochten. Hier wird ein aufmerksamer Leser fragen: wieso mußte da was geflochten werden, das Haar konnte sich doch selber flechten? Das ist richtig, aber es ging schneller, wenn eine dirigierende Hand Gruppen und Untergruppen schuf und sie zueinander in Beziehungen setzte. Jedes Zopfende wurde mit einem täuschend modellierten Schlangenköpfchen versehen — und nun konnte Marga das Schlangenhaupt sich durcheinander winden lassen.
Der Impresario verbesserte seine Schöpfung: er ließ Marga auf verdunkelter Bühne auftreten. Die hundert Köpfchen waren durch eine Batterie im Rücken der Dame von innen her mit glühenden Augen versehen. Ihr Gezüngel und Gewoge bot einen atemraubenden Anblick. Marga kam von der Bühne herunter und schritt lautlos, mit weiß gepudertem Gesicht, durch die Reihen der Zuschauer. Die Batterie trug sie unterhalb des Gesäßes, der schwarze Rock fiel darüber. Sie konnte nur winzige, schlurfende Schritte machen; gerade das wirkte; sie „rückte langsam nur von Ort zu Ort". Vor der Brust, ebenfalls verdeckt, trug sie einen kleinen Apparat, dem sie Preßluft willkürlich entströmen lassen konnte: die Schlangen zischten. Es schrien nicht nur die Frauen auf, auch mancher Mann.
In Breslau verliebte sie sich in einen Bahnassistenten. Es war ein für sie unerfreulicher Zwischenfall. Denn der junge Mann, so sehr er sich auch Mühe gab, konnte die Neigung nicht hemmungslos erwidern. Es blieb in ihm ein Rest von Abscheu. Wenn er mit ihr im Café saß und bemerkte, wie sich ein Haarbüschel, der unter dem Hut hervorsah, anders legte, eigenmächtig anders, ohne von Fingerspitzen verlagert zu werden, dann schüttelte es ihn. Im Auto, wenn er den Willen zur Vertraulichkeit zeigen wollte und den Arm um ihren Nacken legte, konnte es geschehen, daß sie aus Scherz eine Strähne vom Kopf herunter und über seine Hand kriechen ließ — als schöbe sich ein kühlweiches Tier ihm in den Rockärmel. Er fiel fast in Ohnmacht und konnte doch nichts dagegen tun, denn von ihrer Seite war es ja Zärtlichkeit.
Als er mit den Nerven weit genug herunter war, und die Bleistifte in seinem Büro bereits schlängelnde Bewegungen ausführten, schrieb er ihr ab: er habe eine Phobie, so nenne es der Arzt, das sei Furcht, eine Phobie vor ihrer Phobie, die sie einmal angedeutet habe, nämlich ob er sie genügend und für ewig lieben könne. —
Als Miß Marga den Brief empfing, war sie beruflich in Genua. Dort war es auch, wo sie Herrn Richard Koppe kennenlernte. Er war ein breiter, gutmütiger, angejahrter Mensch in prächtigen Vermögensverhältnissen, der die Hafenstadt Genua nur flüchtig berühren wollte.
Um Miß Marga zu heiraten? Er verfiel ihr sofort — ihr mit den Schlangenhaaren.
Alles gut und schön, nur daß Marga die Ehe nach fünf Wochen satt hatte; sie konnte den Bahnassistenten nicht vergessen. Herr Koppe war nicht anspruchsvoll: sie hatte keine schweren Aufgaben zu bewältigen; aber er war langweilig, auch in seinen Ansprüchen. Wenn sie Bett an Bett im Bett lagen, verlangte er, daß sie ihn „zudecke". Das hatte in der Weise zu geschehen, daß sie ihr Haar zu ihm hinübergleiten und über sein Gesicht sich ausbreiten ließ. Es wanderte kopfkissenhinab und kroch wieder kopfkissenhinauf und lag als brauner dichter Schleier über Koppes Antlitz. Nur die Nasenspitze sah rötlich hervor, was für Marga albern wirkte und was sie ärgerte. Aber sie bemühte sich vergebens, dort Halt zu finden, die Stelle war zu glatt, sie rutschte immer wieder ab.
Wenn Koppe genügend „schlängelnde Haardecke" gespielt hatte, durfte sie das Material zum Zopf formen, und dann schliefen sie. Am nächsten Tage reisten sie, und am Abend in neuen Betten begann das alte Spiel.
Bis Richard Koppe in so einem neuen Bett am neuen Morgen tot lag, erwürgt ohne Zweifel.
Und Marga, die wie immer die Nacht neben ihm verbracht hatte, leugnete auch gar nicht, daß sie es gewesen sei. Sie bestritt nur, daß sie schuld sei. Verantwortlich sei sie nicht, getan habe sie's schon. Das sei so gewesen, sie könne sich an den Traum gut erinnern, übrigens kein besonderer Traum: sie habe Angst gehabt — eine Art Phobie, nicht wahr, Herr Doktor — Angst, daß sie falle, nicht in einen Abgrund, wie man so gern träumt, sondern einfach ins Leere, statt fallen könne man auch steigen sagen, ins Leere hinein, in die Langweile — ja, sie habe denken müssen: ich falle in die Langweile. Und da habe sie nach einem Halt gesucht (im Traum) und um sich gegriffen. Nun sei es mit dem Greifen bei ihr eben eine besondere Sache. Ihr Haar, bekanntlich überaus benervt, gerate in erster Linie in Aufruhr, wenn sie erregt sei. Ihr Haar habe nach einem Halt gesucht — wie ein anderer im Schlaf mit den Händen um sich greift —, habe nebenan ihres Mannes Hals ertastet, und ihr Zopf habe sich darum gelegt, wie der Arm um den rettenden Baumstamm in der wallenden Flut. Sie habe sich angeklammert.
Natürlich sei Richard sofort erwacht, in der Atemnot, habe um sich geschlagen, und so sei auch sie erwacht. Aber nun sei wohl bei ihr durch Schreck das eingetretenen, was den schlimmen Ausgang verursacht habe: sie habe einen Haarkrampf bekommen. Statt den Zopf lösen zu können, habe sich der Zopf nur fester zugeschnürt. —
Man stellte sie selbstverständlich vor Gericht. Man besprach und beklopfte den Fall von allen Seiten. Man bestaunte die tatsächlich vorhandene physische Kraft des Haares (da mußten also auch beachtenswerte Muskeln sein, und ob! von ihnen hatte Medizinalrat Seide gar nicht gequatscht), man ließ im Verhandlungssaal durch Margas Zopf einen Hund erwürgen, selbstverständlich keinen rassereinen, um den wären ja Gejammer und Humanität ausgebrochen, ein altes aus den Abwässern der Straße zusammengemischtes Exemplar. Man verlangte, sie solle den Krampf vormachen, aber da erklärte sie ganz richtig, das gerade läge ja nicht in ihrem Willen — weder ihn auszulösen noch ihn zu lösen.
Man mußte alles, was sie tat und sagte, gelten lassen. Ihr Verteidiger hatte leichte Arbeit. Er sprach vom Wadenkrampf, dessen unerwünschtes Kommen den Herrn Richtern und Sachverständigen jedenfalls geläufig sei; er betonte: daß der Wadenkrampf niemals gefährliche Wirkungen in die Umwelt aussende, damit könne man Frau Marga Koppe nicht belasten; gefährlich sei der Herzkrampf, tödlich für den Befallenen; der Haarkrampf sei tödlich für den Angefallenen; dies sei ein kleiner Unterschied, aber man müsse ihn hier beachten, er sei in der Sache ausschlaggebend; man müsse sich fügen, es könne auch der höchste Gerichtshof über diese eindeutige Sachlage nicht hinaus.
Miß Marga wurde freigesprochen. Sie verwaltet gewissenhaft des verstorbenen Koppe Vermögen und schreibt Briefe an den Bahnassistenten, die leider unbeantwortet bleiben.

Spiel, Toscanini!

Von Karl Kinndt

*Spiel die Hymne, Taktstock-Fritze!
Zerr nicht störrisch an der Leine!
Denn sonst kommt dein Volk in Hitze
und es klebt dem Maestro eine!*

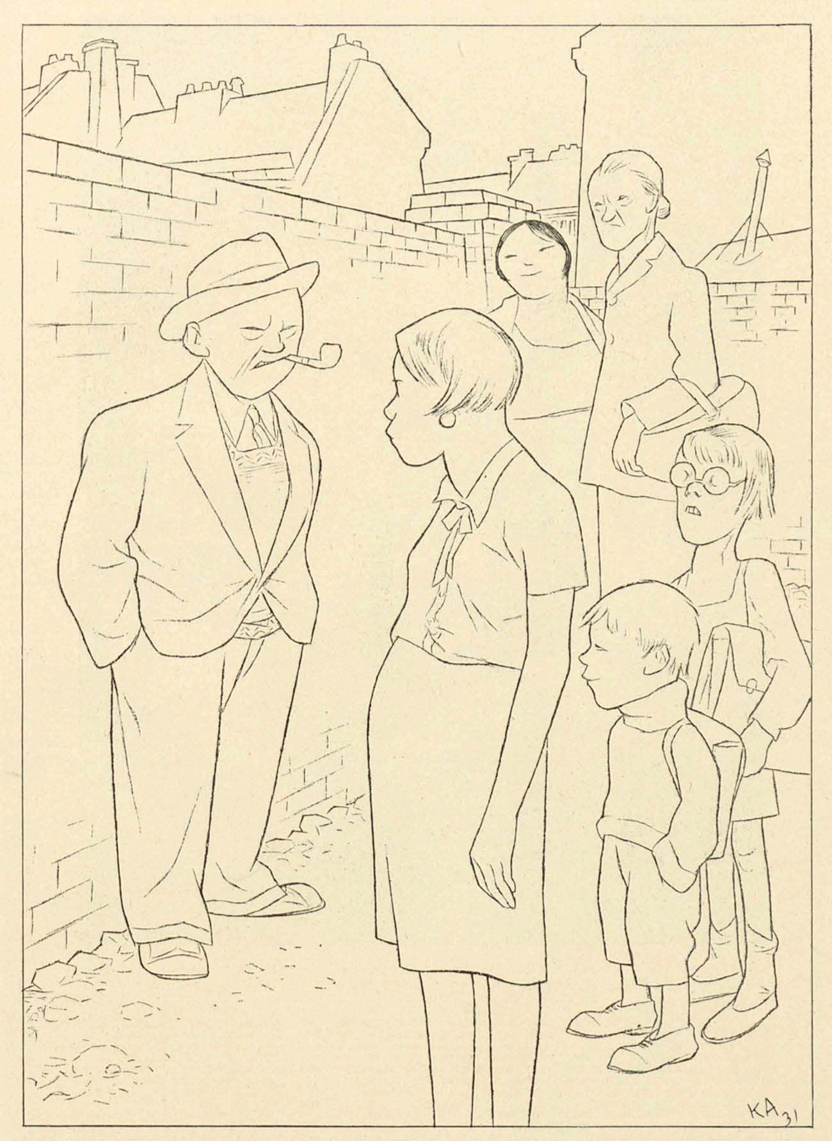
*Was gilt Kunst und Künstler-Ehre,
wo des Duce Peitsche knallt?
Auf, marsch, marsch, an die Gewehre!
Füge dich der Staatsgewalt!*

*Stramm gestanden! Hand gehoben!
Eh man selber musiziert
muß man doch den Meister loben,
der ganz oben dirigiert!*

*Lediglich im Staatsintresse
kriegt, wer dieses nicht begreift,
links und rechts eins in die Fresse,
bis er „Giovinezza" pfeift!*

Werbetätigkeit

(Zeichnung von Karl Arnold)



„Wat, Meechen, schon wieder mal 'n Kleenes in Sicht?" — „Jawoll, ick sammle for später Stimmen jejen Paragraph zwohundertachtzehn."

Symptom

(Jeanne Mammen)



„Wieder keen Jeschäft! Wenn die Männer nich mal mehr Jeld jenug haben, sich von der Pleite durch Liebe zu erholen, denn is Deutschland am Ende seiner Kraft!“

Der Disponent

Greileder und Sohn, ein großes, streng arisches, österreichisches Industrieunternehmen, sucht einen Disponenten. Die Wahl fällt auf S. Pollack, und er wird aufgefordert, sich vorzustellen. Die extrem politische Einstellung des alten Greileder kennend, steckt Pollack sich ein Hakenkreuz ins Knopfloch. Was tut man nicht alles, wenn man eine gute Anstellung haben möchte.

„Alsdann, Sie woll'n als Disponent eintreten bei uns!?“ meint der alte Greileder jovial. „Na – darüber kann man ja reden!“

Und man redet. — Der alte Greileder versteht es, einem Menschen auf den Zahn zu fühlen, besonders dann, wenn er sich interessiert für ihn. Greileder frohlockt innerlich über die Geschäftstüchtigkeit des Bewerbers, wartet ihm mit einer Zigarre auf und geht aus sich heraus.

„Herr Pollack, Sie g'fall'n mir . . . Einen Menschen, wie Sie einer sind, den such ich schon lang . . . Kommen S', ziehn S' Ihnern Überzieher aus und lassen S' uns die ganze G'schicht gemütlich besprechen!“

Pollack legt ab, nimmt Platz, streift mit einem diskret forschenden Blick das Hakenkreuz, ob es auch gut sichtbar ist, und fühlt, daß er die Schlacht gewonnen hat.

Plötzlich stutzt der alte Greileder, starrt enttäuscht auf das Hakenkreuz, wirft einen zweifelnden Blick auf Pollacks Gesicht, steht auf und zuckt bedauernd die Achseln.

„Ja — Herr Pollack, wie ich da seh'n tu — sind S' gar kein Jud . . . Alsdann — es tuat mir sehr leid, daß mit uns zwa nix werd'n kann — aber mir brauchen a jüdisch Köpferl in der Firma — Goi san mir selber!“

H. K. B.

Kinder, macht Neues!

Die Leute vom Film sind durchaus nicht alle so dumm wie ihre Filme. Im Gegenteil — es gibt sehr nette und gescheite Menschen unter ihnen, denen der greuliche Stumpfsinn, den sie drehen müssen, genau so zum Halse heraushängt wie uns, die wir ihn ansehen müssen.
Aber es gibt über ihnen noch das Generaldirektorium. Und das entscheidet folgendermaßen:
Jüngst fand bei der Styx-Film-A.G. die bedeutungsschwere Sitzung statt, in der das neue Produktionsprogramm aufgestellt wurde.
Der Regisseur erhob sich und holte zu einem großen Schlage aus gegen das Bisherige: „Wir müssen endlich Neues machen. Nicht das Abgebrauchte, sondern neue Sujets, neue Figuren, neues Milieu . . .“
„Bravo! Sehr richtig!“ sagte die Versammlung.
„Dann werden wir auch künstlerisch Wertvolles schaffen können, wenn wir uns erst einmal mutig von den Fesseln des Klischees freigemacht haben. Was haben wir im vorigen Jahre produziert? Unsere Filme spielten immer wieder am rheinischen Rhein und rheinischen Wein, am grünen Neckar und an der schönen blauen Donau. Wir haben das schöne Husarenleben geschildert und das ebenso schöne Leben der Dragoner und Kürassiere, der Garde und der Infanterie. Das geht so nicht weiter. Wenn wir nicht endlich etwas anderes bringen, wird schließlich sogar das Publikum rebellisch werden . . .“
„Sehr richtig!“ sagte die Versammlung.
Da klopfte der Herr Generaldirektor mit dem goldenen Crayon auf den Tisch und entschied: „Gut. Wir werden völlig Neues drehen. Unser nächster Film heißt: ‚Schwere Fußartillerie in Torgau an der Elbe.‘ Morjen, meine Herren!“ hs.

München in Berlin (Hallegger)



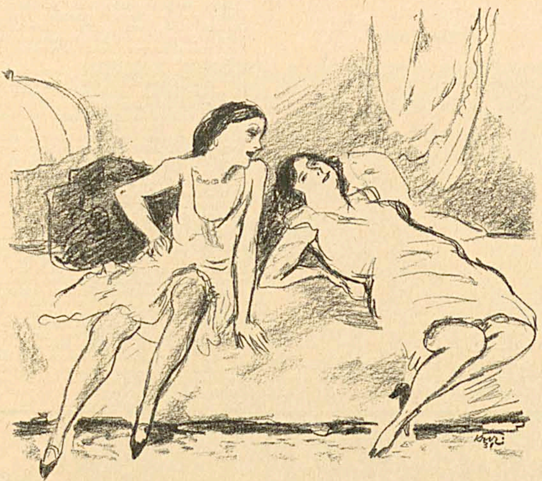
„Meinst net, Toni, mir müßten in Berlin amal aa in a Theater geh'n?“ — „Freili, wann ma halt nur wüßt', wo a bay'rische Truppe spuit!“

Akklimatisierung

Frauen akklimatisieren sich schnell. Frauen stellen sich — ohne Hemmungen fast — um. Deshalb sind Frauen: gute Schauspielerinnen, gute Stenotypistinnen, gute Verkäuferinnen, gute Kunstgewerblerinnen. Sollten Frauen nicht auch gute Journalistinnen sein?
Diese Frage hat sich Herr Honnemann, Redakteur beim „Generalanzeiger“, vorgelegt, gestern abend, als er zum erstenmal mit seiner jungen Frau in der „Bonbonniere“ war. Frau Gertrude ist zuerst ein bißchen befangen gewesen, aber dann hat sie sich — siehe oben — sehr schnell in das neue Milieu gefunden. Und wie der Portier achtungsvoll zurückzuckte, als Herr Honnemann ihm „Ich bin von der Presse!“ zurief, da rieselte Frau Gertrude jenes Gefühl absoluter Überlegenheit über den Rücken, das sonst nur medizinische Autoritäten kennen, wenn sie zu hoffnungslosen Fällen gerufen werden.
Nun, gut also. Herr Honnemann und Frau Gertrude haben sich das Programm angesehen. Sie haben ein bißchen getanzt und ein bißchen getrunken. Und schließlich, nach zwei Stunden, hat sich Frau Gertrude zu ihrem Mann gebeugt, hat ihm etwas zugeflüstert, und Herr Honnemann hat ein Geldstück in ihre Hand gleiten lassen. Dann ist Frau Gertrude aufgestanden und sicher wie eine sturmerprobte Diseuse durch den Saal gewandelt, dorthin, wohin diskret violett leuchtende Buchstaben sie riefen. Nach zehn Minuten schon war sie zurück und schob ihre Hand in die ihres Mannes.
„Nanu?“ fragt Herr Honnemann. „Du hast das Geld nicht gebraucht?“ — „Nein“, lächelte Frau Gertrude, „ich habe gesagt: ‚Ich bin von der Presse!‘“

Hans Riebau

Träumerei *(Kriz)*



„Ach ja, in der Vorstellung ist eben doch alles viel schöner als in der Wirklichkeit!"
„Und Kinder kann man davon, Gott sei Dank, auch nicht so leicht bekommen."

Dick / Von Helene Klepetar

Er hatte ein prachtvolles stichelhaariges Fell und kluge Augen. Saß man bei Tische, lag er daneben und rührte sich nicht. Er ging bei Fuß, trug die kleine Peitsche im Maul und wich nicht vom Wege. Eine dünne Matte mit buntem Kissen genügte ihm zum Schlafen. Hörte er einen Laut, hob er den Kopf mit dem schönen Behang und bellte kurz und scharf. Zumeist aber kannte er die Schritte. Wer hätte auch in die Villa am Bergeshang kommen sollen? Herrli, den er kannte, Sohni, dessen Kinderfreund er gewesen war, oder ab und zu das schwerfällige Stampfen eines Holzarbeiters vom Walde. Er lag wie ein König, ein Wappentier. Er hatte noch den Reichtum der Familie miterlebt, als der Herr auf die Jagd ging, die Familie in eigener Jacht die Nordsee kreuzte, und er inzwischen zum Förster in Pflege gegeben wurde, wo er unter dessen Musterkoppel beste Erziehung genoß. Dann mußte das weitläufige Haus Pensionäre aufnehmen. Dick neigte willig den Kopf, ließ sich von den beiden kleinen Jungen der indischen Familie zerren, wedelte jedem Gaste zu und blieb, was er war, der bescheiden stolze, nie fordernde Hund. Er gehorchte auf deutsch, schwedisch, englisch und spanisch. „Verwöhnen Sie mir Dick nicht", bat die zarte Dame des Hauses, auf deren des Tragens ungewohnten Schultern die Last der Wirtin lag, „keinen Zucker, keine Kuchenstücke, das verdirbt seinen Charakter." Dicks Charakter war nicht zu verderben. Er bewegte sich unter der bunten Schar mit der Herablassung eines tadellosen vornehmen Hoteliers: „Ich bin besser als ihr!" Er sonnte sich auf dem weißen Kies oder lag auf seiner Matte. Ging sein Herr aus, sprang er freudig an ihm empor. Aber die Spaziergänge waren nur kurz, nie mehr in den grünen Wald, sondern aufs Postamt oder langweilige Geschäftsgänge, von denen Herr und Hund nicht vergnügter zurück kamen. Sohni war unterdessen zum Mann gereift. Er sah ein, daß hier für Kenntnisse, ehrliches Streben und Fleiß kein Platz war. Brasilien lockte ihn. Dick mußte ihn in die Hauptstadt aufs Konsulat begleiten, dabei sein, als er sich seine Papiere und seine Tropenausrüstung besorgte und ein letztes Stelldichein mit dem schönen schlanken Fräulein im Park hatte. Dick knurrte, so daß niemand näher kam und die beiden hohen blonden Gestalten, die füreinander wie geschaffen schienen, ein Stündchen allein sein durften. Müde fuhren Sohni und Dick zurück zu dem schönen Haus am Waldeshang, von dem niemand wußte, ob es noch seinen Besitzern gehörte oder längst von Hypotheken überlastet war. Die Gäste rümpften die Nasen über die zerschlissenen edlen Teppiche, den zerrissenen Bezug der köstlichen Möbel, die ausgebrochenen Ecken des echten Porzellans. Die Familie zeigte freundliche Wirtsmiene, pferchte sich in das dunkelste Hinterzimmer, während die Fremden es sich in den lichten weiten Vorderräumen bequem machten. Endlich kam Sohnis Reisetag. Dick hatte zum erstenmal die Nacht im Freien zugebracht und war scheu und verwildert zurückgekommen. Die Eltern wollten ihrem Jungen bis Hamburg das Geleite geben zu kurzem, heißem Lebewohl, dann kehrten sie heim. Dick hockte verdrossen im Vorsaal, fraß nicht, magerte ab und zeigte die Zähne. „Bangigkeit", meinte die gute dicke Köchin. Sonst durstig, berührte er die Wasserschüssel nicht. Die Gäste lockten ihn zum Ausgehen, zeigten ihm sein Peitschchen, seine Leine, er gehorchte nicht. Eines Tages bemerkte eine Pensionärin, daß ihm aus dem Munde Speichel troff. Mitleidig strich sie ihm über das rauh gewordene Fell — da fuhr sie zurück. Woher der furchtbare Schlag? Sie fühlte keinen Schmerz. Dick war hochgefahren und hatte sie vor den Kopf gestoßen. „Sie bluten ja!" rief jemand. Über der Braue waren fünf Zähne eingegraben. Ein Zoll tiefer, und das Auge wäre verloren gewesen. Dick lag wieder unbeweglich, sein Schweif wedelte nicht. Das Fräulein strich sich mit dem Tuch über die wunde Stelle und rief den Tierarzt an. Über die Hallentreppe neigte sich verstört die Bonne der indischen Kinder: „Madam, was hat Dick getan?"

„Nichts — ich habe ihn gereizt."

Das Fräulein faßte Dick fest am Halsband und schleifte ihn mehr als sie ihn führte in ihr eigenes Zimmer. Dort stellte sie ihm Wasser hin. Er wandte den Kopf. Sie nahm einen dunklen Mantel vom Haken und verschloß sorgfältig die Tür. „Ich übernachte heute drüben im Hotel", sagte sie zu der Köchin, „wenn der Tierarzt kommt, rufen Sie mich, bitte, an, und folgen Sie sonst niemand, aber auch niemand den Schlüssel aus."

Wieder war ihr Taschentuch blutgerötet, aber sie verlor kein Wort darüber. Der einzige Tierarzt der Gemeinde hatte die ganze Nacht seine liebe Not mit der Kuh des Rainerbauern, welche kalbte. Fahl und übernächtig kam er morgens zu Dick. Dick lag im Fremdenzimmer, seine Hinterbeine schienen irgendwie gelähmt. Der Tierarzt nahm eine Spritze und füllte sie. Die Köchin hatte gerade das Fräulein angerufen. Sie kam wie sie gestern gegangen war im dunklen Mantel, barhaupt, die Wunde auf ihrer Stirn war leicht verharscht und flammte. Schweigend stieg sie in ihr Zimmer hinauf, verriegelte es und sah den Tierarzt an: „Zehn Centi Morphium", sagte der Tierarzt. Er war ein Bauernsohn. Verlegen blickte er bald auf Dick, bald auf sie. „Mußte es sein?" — „Ja. Ich fertige Ihnen das Infektionszeugnis aus und erstatte die Anzeige bei der Polizei." Aus Dicks herrlich breiter Brust drang ein sonderbar röchelnder Laut, er streckte sich und war tot. Das Fräulein nahm einen Plaid und hüllte den Körper sorgfältig ein. „Trachten Sie, daß es außer der Köchin niemand im Hause erfährt", sagte sie etwas heiser, „nach Tisch, wenn alle schlafen, schaufelt ihm der Gärtner ein Grab unter den Tannen."

„Und Sie?"

„Ich fahre in die Klinik zur Impfung — alles andere findet sich." Noch einmal neigte sie sich über das Bündel. Sohni war auf dem Wege übers Meer, Herrli und Frauchen waren fort, Dick hatte gestromert — das war das Ende. An sich dachte sie nicht. Sie war immer auf Reisen, eine der vielen Überzähligen, gleichgültig, was aus ihr wurde.

Kleinstadt im Frühling

Der Marktplatz liegt geputzt und blank gescheuert,
Levkojenduft hat lind die Luft versüßt;
Ein altes Haus hat sein Gesicht erneuert,
Steckt Blumen an die Fensterbrust und grüßt.

Und leuchtend blüht die weiße Leinenschürze
Des Metzgermeisters, der beschaulich geht;
Aufschwebt ein Wohlgeruch und Duft von Würze,
Wenn sich die Tür des Kramerladens dreht.

Die stolzen, goldnen Herbergsschilder prunken,
Der alte Brunnen blümt sich rot und grün
Und läßt in zarte Träumerei versunken
Im Wasser kleine, weiße Wolken blühn.

Auf schmaler Weinbergstaffeln langer Leiter
Steigt jetzt der Frühling in die kleine Stadt –
Und freut sich sehr – und möchte nimmer weiter –
Und weiß nicht, wo er seine Heimat hat.

Georg Schwarz

Kleine Geschichten

Goethe in Nossen

Stolz steht das Goethehaus in Weimar.
Stolz sind darauf die Weimarer.
Zeigen es gern den Fremden.
Auch Frau Obersekretär Bießelpriem aus Nossen.
„Najcha", meint Frau Bießelpriem, „awer for jeden is das ooch nich das Richdche."
„Wie bitte?"
„Ich sachte, for jeden is das ooch nich das Richdche."
„Wieso?" forscht der Weimarer.
„Der Goethe hat doch so viel Weibergeschichdn gehabt — der hats doch immer so midn Mädchn gehaldn — wenn mir hier nebenan gewohnt häddn, mir wärn wechgezogn."

Deutsche Frauen ...

Im Leipziger Alten Theater spielt man die „Affäre Dreyfus".
Der Oberstleutnant Picquart — und zwar sowohl die Rolle wie auch ihr Darsteller — erregt das Mißfallen einer jungen Dame, die hinter mir sitzt.
„Dähr kefälld mr nij!" flüstert sie ihrer Nachbarin zu.
„Warumm kefälld dir dn dähr nij?" flüstert die zurück.
„Wail das gain richdjr Häld is. Ain richdjr Häld muß schdrammr aufträhdn!"

Der Absatz / Von Herbert Scheffler

Die Operettentruppe, die das den Sommer über stilliegende Theater in N. bespielte, war vorzüglich. Besonders die Soubrette, eine zierliche dunkle Person, vollendete Tänzerin, mit einem unbändigen Temperament begabt, brachte die Leute in Begeisterung. Der Direktor selbst sang und spielte die Tenorpartien, recht hübsch, wenn seine Leistungen als Regisseur und Manager auch merklich besser waren als sein Spiel. Immerhin, der Erfolg war groß, für die mit hervorragenden Aufführungen nicht gerade verwöhnte Stadt N. fast sensationell. Bis der Erfolg eines Tages plötzlich abbrach. Genauer gesagt: eines Abends, denn an diesem Abend wurde die Soubrette nach dem zweiten Akt von der Bühne herunter verhaftet.

Alle möglichen Gerüchte summten in der Stadt, in den Redaktionen, in den Theatergarderoben; aber wie das mit Gerüchten meistens ist: sie wissen zuviel und bringen sich damit selbst um die Glaubwürdigkeit. Dann kam die Anklage, die überraschenderweise auf „Brandstiftung im Wiederholungsfalle" lautete.

Der Sachverhalt war der: vor etlichen Wochen wurde im Kulissenraum des Theaters ein Brand entdeckt, gerade noch rechtzeitig, um größeren Schaden zu verhüten. Weil tagelang drückende Hitze geherrscht hatte, nahm man Selbstentzündung an, vielleicht hatte auch ein Schauspieler eine Zigarette, die er sich auf der Szene anzündete, hinter der Bühne heimlich zu Ende geraucht, und ein Funke war in den Kulissenraum gekommen. Merkwürdig war nur, daß der Brand um die Mittagszeit ausbrach, wo das Theater bis auf den Portier ganz ohne Aufsicht war. Indessen, die Nachforschungen blieben ohne Erfolg, man gab sie auf, und die Sache war vergessen.

Zwei Wochen später, am Nachmittag eben jener verhängnisvollen Vorstellung, entstand in demselben Kulissenraum ein zweiter Brand, obwohl die Vorsichtsmaßregeln verschärft waren. Bei den Löscharbeiten entdeckte ein Feuerwehrmann in der Eisenschiene, die zum Transport früherer Rollkulissen in den Boden eingelassen war, den Absatz eines Damenschuhs. Es stand fest, daß keine Dame im Kulissenraum etwas zu suchen hatte, außerdem war der Absatz offenbar mit Gewalt abgerissen worden, die Dame mußte allergrößte Eile gehabt haben, ihren Fuß wieder freizubekommen. Die Tatsache der Brandstiftung war so gut wie erwiesen.

Warum bei der Verhaftung der Soubrette niemand auf diesen Zusammenhang kam? Weil die Geschichte mit dem Absatz streng verheimlicht wurde, und selbst wenn sie bekannt geworden wäre, hätte sich das Publikum die Sympathie für seinen Liebling durch diesen doch noch reichlich unbewiesenen Verdacht nicht nehmen lassen. Zumal die Soubrette selbst mit aller Entschiedenheit leugnete, ja, von der „ganzen idiotischen Geschichte" nicht das geringste zu wissen behauptete . . .

Die Vernehmungen gingen weiter und belasteten die Soubrette von Mal zu Mal mehr. Sie hatte ein Liebesverhältnis mit dem Direktor, und es wurde festgestellt, daß gerade am Vormittag der zweiten Brandlegung eine sehr heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden stattgefunden hatte. Den Grund dieses Wortwechsels zu sagen, lehnten beide ab; es habe sich um etwas ganz Privates gehandelt, und was jetzt als Zerwürfnis aufgebauscht werde, sei weiter nichts gewesen als ein „kleiner Temperamentsausbruch". Aber wie es denn komme, daß sie sich an jenem Tage ausgerechnet um die Mittagszeit im Theater aufgehalten habe? fragte man die Angeklagte. Eine kaum merkliche Verlegenheit verriet, daß ihr die Frage unbequem war. Sie habe etwas an ihren Kleidern zu nähen gehabt, ob das so wunderbar sei? Immerhin, meinte der Richter, wäre dafür eine Stunde vor der Vorstellung wohl noch Zeit genug gewesen . . . Dann aber kam die Hauptindizie zur Verhandlung: der absatzlose Schuh, den man in der Garderobe der Soubrette gefunden hatte und den sie tatsächlich als ihren Schuh anerkannte, ohne sagen zu können, wie der Absatz in die Eisenschiene gekommen sei; sie könne schwören, gerade diese Schuhe seit Wochen nicht an den Füßen gehabt zu haben!

Die Verhandlung endete mit einem Weinkrampf der Angeklagten, dem der Direktor mit einem heftigen Zornesausbruch gegen die Justiz assistierte. Aber er und seine Geliebte hatten das Publikum nicht mehr auf ihrer Seite.

Da — einige Tage vor der Urteilsverkündung, Staatsanwaltschaft und Verteidigung waren in fieberhafter Tätigkeit, ohne ihre Positionen wesentlich verbessern zu können — bekam der Prozeß eine Wendung, die niemand, auch die Angeklagte nicht, vorausgesehen hatte. Eine Choristin, ein dünnes blondes Ding von etwa zwanzig Jahren, ließ sich beim Untersuchungsrichter melden und erklärte, sie selbst sei die Täterin, sie allein habe die beiden Brandstiftungen ins Werk gesetzt.

Der Richter glaubte zuerst an Hysterie in Verbindung mit einer Art Öffentlichkeitssucht, möglicherweise sogar an exzessiven Edelmut, aber allmählich, als die Kleine zu beichten begann, konnte er sich der Logik des Ablaufes nicht mehr verschließen. Allerdings war ihm ein Fall so unterirdisch heftiger Eifersucht in seiner Praxis noch nicht begegnet.

Was die Kleine in Bruchstücken herausbrachte, gliederte sich im Zusammenhang so:

Sie verehrte ihren Direktor abgöttisch, was er als schuldigen Tribut seiner Männlichkeit hinnahm, ohne den besonderen Furor dieser Zuneigung auch nur zu ahnen. Ebenso aber, wie die Liebe zu ihrem Angebeteten wuchs, schwoll auch der Haß gegen die Soubrette. Sie sann darauf, wie sie die beiden auseinandersprengen könnte, und da die kleinen Intrigen nicht fruchteten, verfiel sie auf Handgreiflicheres. Schon bei der ersten Brandlegung wollte sie in die Garderobe der Soubrette eindringen, fand sie aber verschlossen und verlor dann den Mut, das Angefangene konsequent weiterzuführen. Das zweitemal disponierte sie besser: sie wartete einen Mittag ab, wie sie die Garderobe offen fand, überzeugte sich, daß sie leer sei, schlüpfte hinein, riß von einem Schuh der Gehaßten den Absatz los und schlich sich damit in den Kulissenraum, wo sie — jetzt erst — das Feuer anlegte und den Absatz in die Schiene einklemmte. Geschickt war es, daß sie das Theatergebäude bis zur Abendvorstellung nicht mehr verließ, so daß der Portier von ihrer Anwesenheit im Theater nichts wissen konnte. Am Abend erlebte sie die satanische Freude, bei der Verhaftung ihrer ahnungslosen Rivalin dabei zu sein; erklärlich, daß ihre Erregung in dem allgemeinen Tumult keinerlei Aufsehen erregte. Mit der Zeit kam die Reue; sie sah, wie die Tat sich auswirkte, wie das Theatergeschäft rapid zurückging, wie der Direktor über dem allen die Nerven verlor. Dies letzte besonders lastete stärker und stärker, bis das Geständnis einfach ein Ventil des Selbsterhaltungstriebes wurde und die Furcht vor der Strafe in den Hintergrund drängte.

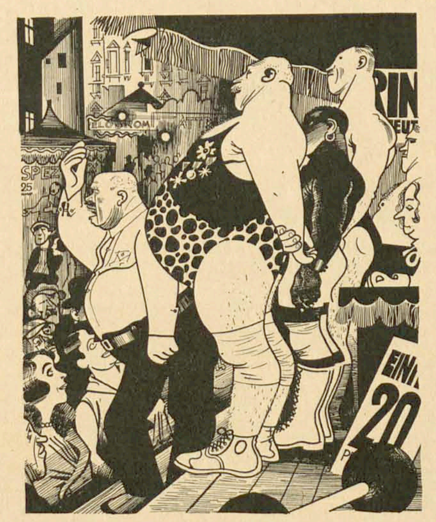
Damit lief der Prozeß, der eine neue Angeklagte bekommen hatte, seinen Weg, die Soubrette war rehabilitiert. Die Frage nach dem Grund des „kleinen Temperamentsausbruches" im Direktionszimmer und die andere Frage, warum die Soubrette an jenem Mittag ausnahmsweise im Theater gewesen sei, wurde öffentlich nicht mehr diskutiert. In den Garderoben allerdings wußte man bald, daß der Posten des Direktors, soweit er die Liebe der Soubrette betraf, anderweitig besetzt war . . . es hätten sich sonst die Temperamentsausbrüche nicht so oft wiederholen dürfen, und es wäre auch unverständlich gewesen, warum die nicht gerade hauswirtschaftlich veranlagte Soubrette sich so oft und gern mit Kleiderreparaturen beschäftigte . . .

Wirklich, wenn das kleine verliebte Chormädel noch zwei Wochen gewartet hätte, wäre die ganze Brandstifterei überflüssig gewesen.

Aber dieses Wenn ist noch viel dümmer als eine Liebe, die nicht warten kann.

Vorstellung

(Karl Holtz)

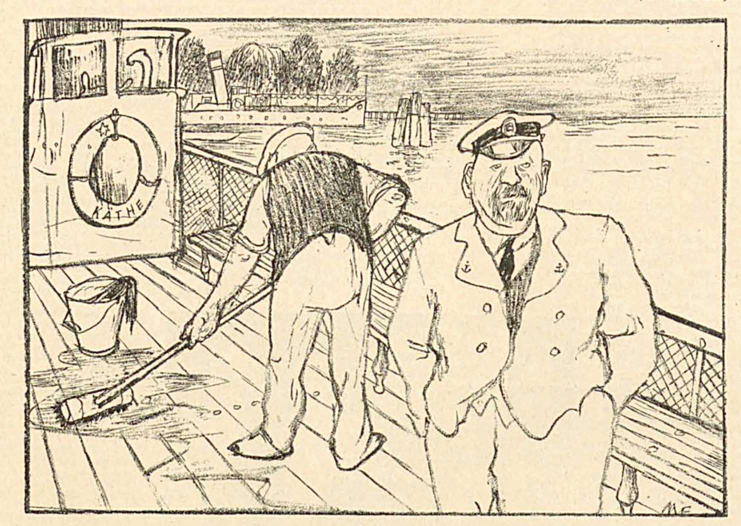


„Hier sehnse die Schönheit des männlichen Körpers, hier sehnse seine Kraft, hier sehnse, wat der Deutsche seit den ollen Jriechen dazu jelernt hat!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Patriot

(M. Frischmann)



„Und wenn wa uff'm Wannsee ooch nur den Jedanken an 'ne starke Flotte im Volke wach erhalten, so ist det schon 'n Vadienst ums Vaterland!"

Frühling / Von Franz Blei

Es war Frühling. So sehr war Frühling, daß er durch die großen Spiegelscheiben der Modehäuser drang und den aufgestellten Puppen in die Nasen, daß sie schnupperten und ihren sonst leise blöden Gesichtsausdruck in einen selig lächelnden verzogen.
Es war Frühling, und ohne sich anmelden zu lassen, trat der nicht mehr ganz junge, aber schon etwas korpulente Herr Tobi Ornotobi bei seiner Frau ein. Die schöne Dolly ließ sich vor dem Spiegel sitzend die Fingernägel polieren, und ihre linke Brust glich einem Becher aus der rosenfarbenen Familie des chinesischen Porzellanes. Aber als sie ihren Mann sah, verbarg sie den fürwitzigen Becher und auch ihren Mund, weil den ein Gähnen öffnen wollte.
„Dein Papa ruiniert mir meine ganze politische Karriere", sagte Herr Ornotobi.
„Ist er vom Pferd gestürzt?"
„Es ist höchst ernsthaft! Er wurde heute nacht wegen Trunkenheit und Spektakelns aus einem Massiersalon hinausgeworfen, wo er sich mit einem Mädchen . . ."
„Der arme Papa! Es ist Frühling. Bei seinem Alter und seinem Asthma muß das sehr anstrengend sein."
Dolly unterdrückte das Gähnen nicht mehr.
„Und nicht einmal allein treibt er seine Frühlingsallotria. Nimmt sich Herrn Assolan dazu mit!"
„Was sagst du? Assolan?" rief die schöne Frau Dolly.
„Was hast du denn, Kind, du wirst ja ganz blaß?"
„Nichts hab' ich. Aber glaubst du, es ist angenehm zu hören, daß sich der eigene Papa so benimmt? Und wenn hundertmal Frühling ist! Und mit Herrn Assolan! Hat man den auch hinausgeworfen?"
„Nein. Der hatte sich mit einer der Masseusen zurückgezogen."
Die schöne Frau Dolly sprang auf. Die Zofe, eben dabei, die Fußnägel der gnädigen Frau zu polieren, fiel hintenüber auf den Rücken.
„Unerhört", sagte die schöne Dolly, daß die Polizei solche Massiersalons duldet! Auspeitschen sollte man solche Frauenspersonen! Einen alten Herrn wie Papa zu verführen!"
Und begann ein lebhaftes Auf- und Abschreiten zwischen Couchette, Stehspiegel und Gummibaum, den einzigen Möbelstücken des Raumes.
„Aber . . .", wollte Herr Tobi Ornotobi sagen.
„Nein, laß mich! Du bist unausstehlich! Ich lasse mich scheiden!"
Und Dolly warf sich weinend auf die Couchette. Der Gatte stand ratlos über seinen kleinen Bauch. Während die schöne Frau Dolly einen ihrer gefährlichen Nervenanfälle hatte, — außerordentlich gefährlich für ihre Umgebung. Besonders im Frühling.

Umtaufe in München

Darf man noch Briennerstraße sagen,
wenn daselbst Palast jetzt um Palast
Adolfs Herrscherwille sonder Zagen
käuflich und notariell erfaßt?

Statt gen Nymphenburg ihn hinzuleiten,
führt sie nun den Wandrer autonom
höhern Zielen zu und schönern Zeiten,
nämlich Mussolinis ewigem Rom.

Daß das i man künftig unterlasse,
wird wohl demnächst hoheitsvoll bestimmt,
weil ja hier doch schon die Brennerstraße
sozusagen ihren Anfang nimmt.

Rata'öskr

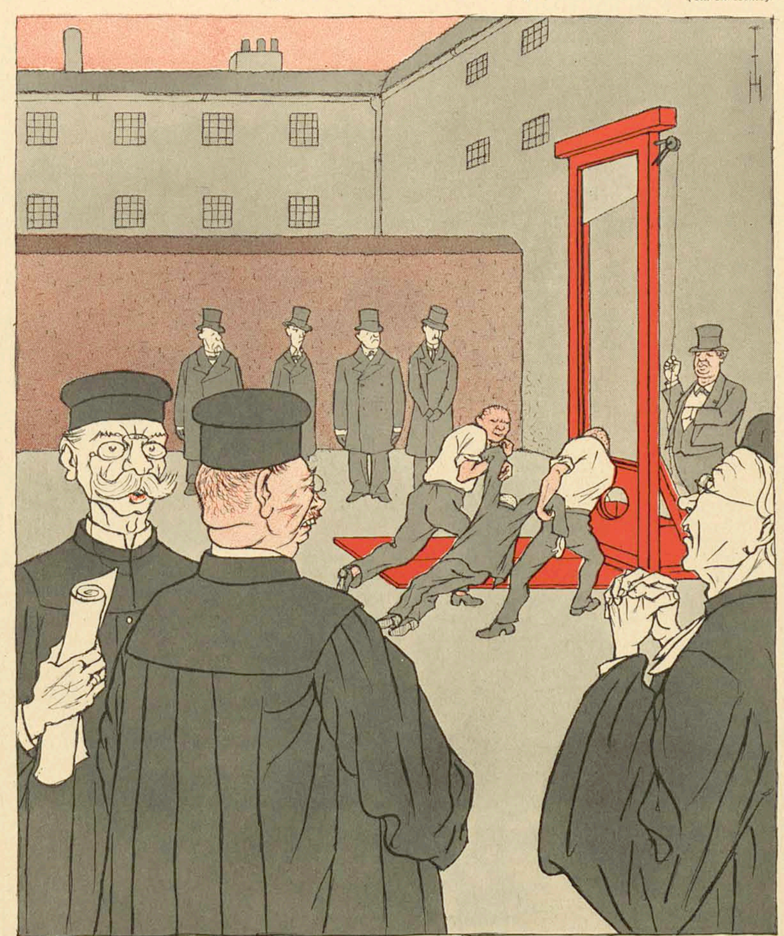
Abteilung: Königsfilme

Von Alice Ekert-Rothholz

Unsere Könige sind die Filmkönige. Die echten Könige ziehen nicht mehr. Sie ziehen, wenn sie ziehen, nach Hollywood.
Da meldete sich grade neulich einer unserer dienstfreien Könige bei einem Bonzen in Hollywood: „Ich stelle mich Ihrer Filmgesellschaft zur Verfügung!" bietet der abgebaute Monarch dem großen Regisseur an.
„Als Statist?" erkundigt sich der vielgeplagte Herr.
„Ausgeschlossen!" ruft die empörte Majestät. „Selbstverständlich kommen nur führende Rollen in Frage. Statisten haben wir lange genug gespielt . . . Sehen Sie mal: Sie haben hier in Hollywood die Könige des Films. Machen Sie doch mal zur Abwechslung mit mir und den andern Kollegen den ‚Film der Könige'!"
„Gar nicht mal so schlecht!" überlegt der Regiefürst. „Natürlich als Extravorstellung im historischen Abonnement... Da ist nur noch eine wichtige Sache. — Gehen Sie mal!"
„Was soll ich?" fragt die verdutzte Majestät.
„Gehen!" ruft der Regisseur ungeduldig. „Mein Gott, das müssen Sie als König heutzutage doch verstehen . . . Achtung! Probeaufnahme!"
„Unmöglich!" stöhnt der Regisseur. „Ich bitt' Sie, das nennen Sie einen königlichen Gang? So stellt sich der kleine Moritz vielleicht einen König vor. Aber unser Publikum ist verwöhnt. Mr. Goldberger aus Budapest, der bei uns die Monarchen macht, wird von der Krone auf den Unterhosen bis zum Lächeln auf Kön'g ‚eingestellt'. Ihr Lächeln ist ja erstarrt wie Gelatine! Kurz und gut, Majestät werden begreifen: die Gesetze des Films sind anders als die Gesetze der Weltgeschichte. Die macht ja nur Regiefehler! — Aber wenn wir eine Monarchie drehen, dann ist's eine hundertprozentige und keine republikanische Monarchie, wie sie beispielsweise gegenwärtig in Deutschland läuft... Das würde sich das Publikum

Gegner der Todesstrafe

(Th. Th. Heine)



„Eine Gemeinheit, diese Hinrichtungen – heute gibt's gerade wieder frische Blutwurst, mein Leibgericht, und hier verdirbt man sich nun den ganzen Appetit!"

im Film niemals gefallen lassen; so was kommt nur in der Wirklichkeit vor . . ."
„Aber mein original-königliches Blut!!" ruft der Monarch, schon halb an der Tür.
„Das kann man nicht sehen!" antwortet der nüchterne Filmmann. „Bei Großaufnahmen genügt's nicht, als König geboren zu sein; man muß ihn spielen können! Im Spiel die Massen erfassen, Herr! Sonst gehen wir genau so pleite wie die Monarchien . . . ‚Film der Könige!' Sehr gut . . . Aber Majestät dürfen es mir nicht übelnehmen: mit den echten Königen ist beim besten Willen kein Staat zu machen!"

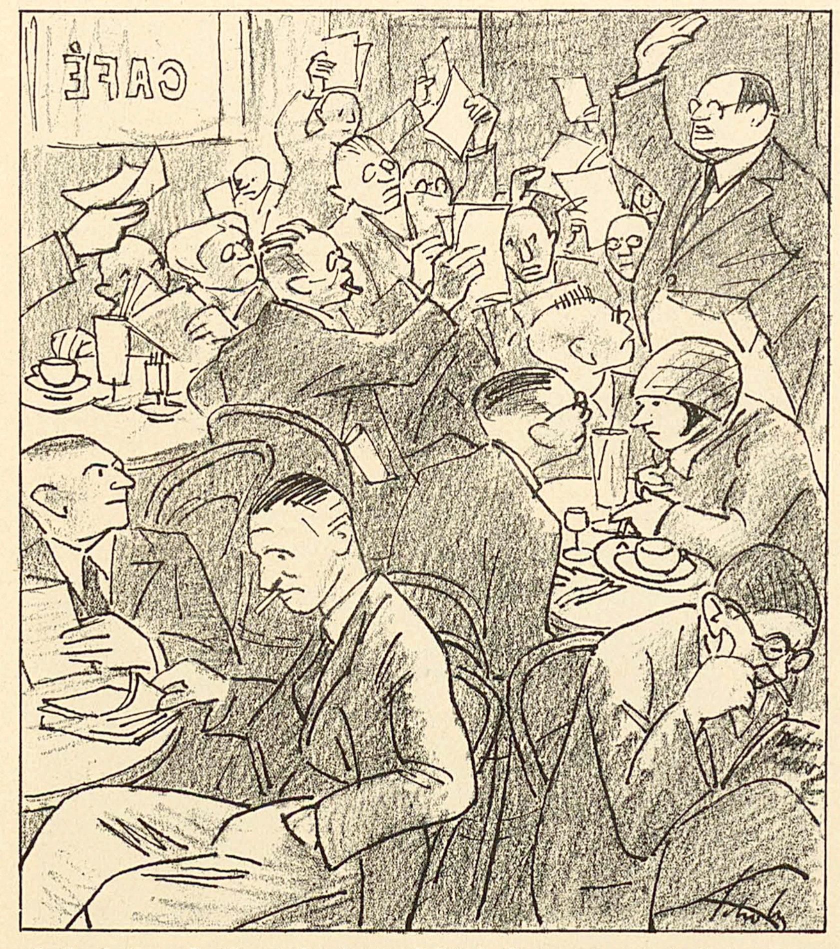
Vorsichtshalber

Die Kanzleileiterin des Rechtsanwaltes Dr. X. war gerade kein Muster an Genauigkeit und Ordnungsliebe. So kam es, daß sie die Klagebeantwortung in einem Viehbemängelungsprozeß versehentlich mit dem Rubrum und der Geschäftszahl eines Ehescheidungsprozesses, in dem ihr Chef den beklagten Gatten vertrat, kennzeichnete und dem Gericht überreichte. Staunend las der Rechtsanwalt der klägerischen Gattin den Schriftsatz, in dem es hieß: „Gegenüber den Ansprüchen der Klage wird vor allem eingewendet, daß das klagsgegenständliche Tier von allem Anfang an räudig war, während doch eine gesunde Stute Voraussetzung des Geschäftes war", und diktierte dann folgenden vorbereitenden Schriftsatz: „Der gegnerische Vertreter hat allem Anschein nach eine nicht zur Sache gehörige Klagebeantwortung eingebracht; sollte dies jedoch nicht der Fall sein, werden vorsichtshalber alle Angaben über den Gesundheitszustand der Klägerin zur Zeit der Eheschließung aufs entschiedenste bestritten . . ."

L. K.

Berliner Autorenbörse

(Wilhelm Schulz)



„Lyriker lustlos — Erotiker stark gefragt — Politische Gesinnungen auch im Freiverkehr zu niedrigsten Kursen angeboten — Deutsche Bühnenautoren gestrichen."

Charakterlosigkeit und ihre Heilung

Einer meiner Leipziger Bekannten, er wohnt über dem stillen·Heim eines Oberstudiendirektors, trifft diesen Herrn eines Tags auf der Treppe. Der Oberstudiendirektor (sein Beruf ist mit vorgeschrittenem Alter verbunden) streicht sich den Bart und hebt folgendermaßen an: „Dach, Herr Dogdor, scheen ruhich hammersch hier in dem Hause."
Mein Bekannter pflichtet schuldigst bei.
Der Oberpädagoge hingegen fährt fort: „Und wenn Sie nachds noch so schbäd nach Hause gomm, meine Frau und ich, mir hörn Sie nich."
Mein Bekannter schätzt sich glücklich.
Der andere erzählt weiter: „Meine Frau und ich, mir hörn nur, wenn Sie Ihre Dühre aufschließen, Herr Dogdor. Und nadierlich auch, wennsese wieder zuschließen."
Mein Bekannter ist untröstlich.
Der Oberstudiendirektor schildert den nächtlichen Tatbestand: „Da liechen mir dann wach, meine Frau und ich, das läßt sich ja verschdehn. Awr wenn Sie dann auf der Doaledde warn und mir hams rauschen hörn, dann wissen mir bestimmd, jedzd schläfd er, und da schlafen wir auch wieder ein, meine Frau und ich."
Mein Bekannter ist ehrlich betrübt.
Der andere fährt freundlich fort: „Awr das machd ja nischd, mei lieber Herr Dogdor. Mir häddn nur eine Bidde."
Mein Bekannter erklärt sich zu jeder Art von Satisfaktion bereit.

Der alte Knabe kommt zur Sache: „Liewer Dogdor, manchmal gehn Sie auf die Doaledde. Manchmal awr auch n i c h! Godd, das läßt sich ja begreifen. Andrerseids liechen mir, meine Frau und ich, immer solange munder, bis es bei Ihnen ohm rauschd, und wenn's dann nich rauschd, da gönn wir üwerhaubd nich mehr einschlafen."
Mein Bekannter rauft sich das Haupthaar.
Der Oberstudiendirektor ist gleich am Schluß: „Und da wolldn mir, meine Frau und ich, Sie herzlichsd biddn, daß Sie auf alle Fälle, und auch wenn Sie nich müssen, auf die Doaledde gehn. Ja? Damid wir nich die halwe Nachd wachliegen und warden, daß es rauschd, meine Frau und ich."
Seitdem beginnt mein Bekannter allnächtlich, eine Stunde bevor er heimgeht, wie ein Verrückter zu trinken. Er ist das den alten Leuten schuldig.

E. K.

Pariser Anekdoten

Ein französisches Mädchen ist in Unglück geraten, sie ist in gesegneten Umständen; ihre Angehörigen sind geknickt und ratlos. Das Mädchen aber trägt den Kopf hoch und sagt: „Was habt ihr nur? Der Vater ist einer der gefeiertsten Männer Frankreichs." — „Wie? Maurice Chevalier?" — „Nein." — „Einer der Unsterblichen von der Academie Française?" — „Nein." — „Einer der Senatoren?" — „Nein." — „Sacre nom de dieu! Wer ist es denn?" Das Mädchen antwortet: „Der unbekannte Soldat."

•

Ein Balkanprinz von jener Sorte, der man häufig in Pariser Nachtlokalen begegnet, zog eines Abends, von einer Schar befrackter Herren und schöner junger Dämchen umgeben, durch die Vergnügungslokale auf dem Montmartre, wo er seine Gäste reichlich mit Champagner traktierte. Plötzlich erhob sich der Prinz und sprach zu den Versammelten: „Ihr müßt wissen, meine Lieben, daß ich einen Mord auf dem Gewissen habe . . ." Totenstille unter den Gästen! „Aber, ist es wirklich ein Verbrechen, daß ich meine Frau beseitigt habe?" fuhr der schon stark Angeheiterte fort. „In meinem Lande ist es ein uralter Brauch, daß Frauen, die ihrem Manne keine Kinder gebären können, sterben müssen. Da meine Ehe ohne Nachkommen blieb, habe ich mein Weib töten lassen." Trotz diesem Bekenntnis herrschte bald wieder die fröhlichste Stimmung unter den Versammelten. Beim Morgengrauen verließ der Prinz in Begleitung einer ganz reizenden blonden Tänzerin schwankend das Lokal. Am nächsten Tage wollten die Freundinnen Näheres über das Zusammensein mit dem Prinzen erfahren. „Ach, meine Lieben", seufzte die Kleine. „Ich kann euch nur versichern: die Prinzessin ist unschuldig gestorben."

Pariser Kolonialausstellung

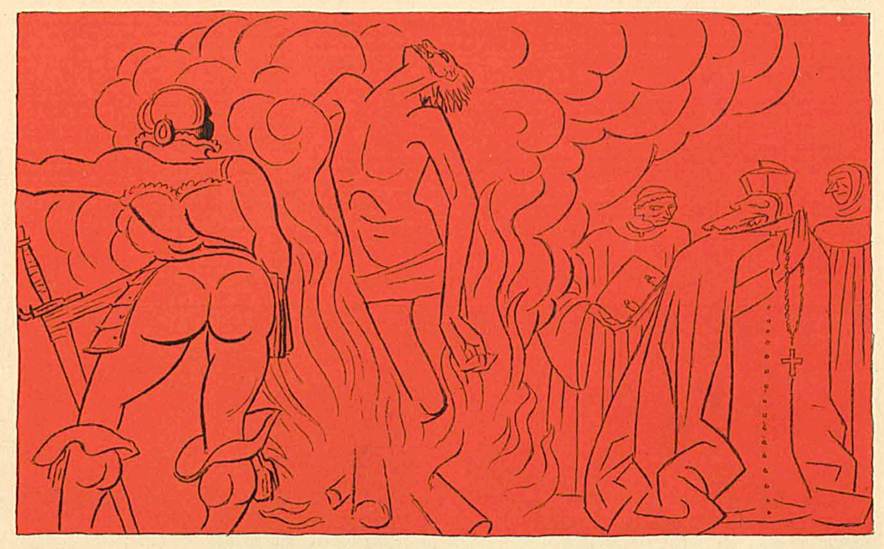
(F. Schilling)



„Magnifique! — Aber das Hauptverdienst daran haben eben doch meine schwarzen Brüder, die sich dafür zu Tode kolonisieren ließen, damit man diese Ausstellung machen konnte!"

Spanien

(Olaf Gulbransson)



1531: Die Kirche verbrennt die Ketzer.

1931: Die Ketzer verbrennen die Kirchen.

Stuttgart, 8. Juni 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die beiden Päpste

(E. Schilling)



„Furchtbar nett, daß Eure Heiligkeit einen Ukas gegen den Kapitalismus erlassen haben, aber bitte erwarten Sie nicht, daß ich mich mit einer Enzyklika gegen die Gottlosen revanchiere!"

Gesetzt den Fall ... / Von Ratatöskr

Heil dir, Spanien! Deine Jesuiten
suchen jetzt mit angstbeschwingten Schritten
anderswo ein warmes Domizil.
Und ich denke mir, daß Ludendorffen,
als er einen Blick darauf geworfen,
dies Ereignis keineswegs mißfiel.

Aber wenn sie nun zu dem bequemen
Deutschen Reiche ihre Zuflucht nähmen,
wo Herr Brüning doktert notgemöß?
Wenn das Zenterum sie voll Erbarmen
und mit brüderlichen Liebesarmen
an sein butterweiches Herze schlöss'?

O wie würde Ludendorff erschrecken
und die deutsche Seele warnend wecken!
Ja auch wir, von Sympathie erfaßt,
würden ihm zur Seite heftig kritis-
ieren: Si cum Jesuitis itis,
non cum Jesu itis! ... Aufgepaßt!

Mattheus Krautz / Von Sylvester Pepper

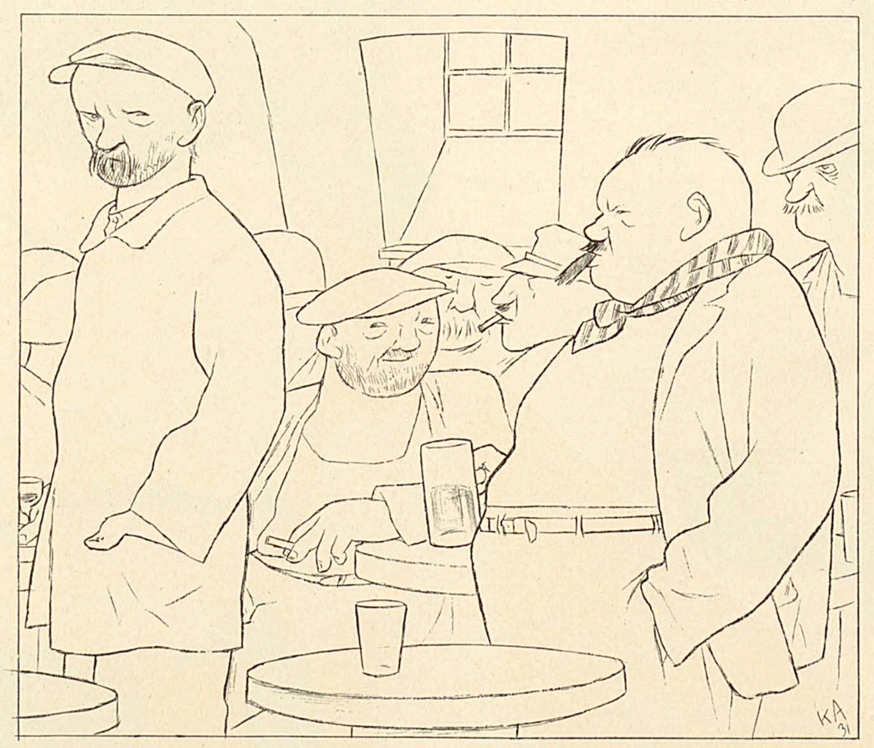
Mattheus Krautz war siebenunddreißig Jahre alt. Mit seinem Leben war bisher nichts in Unordnung gewesen, und in seinem himmlischen Führungszeugnis war kein ordnungswidriger Vermerk. Er war auch hier auf Erden nie mit der Staatsgewalt in Konflikt geraten, und auch mit seinem Schicksal hatte er sich immer gut verstanden.

Er war vier Jahre in der Lehre gewesen und hatte Ohrfeigen und kaum satt zu essen gekriegt. Dann hatte er gedient und das Strammstehen und das Maulhalten gelernt. Er hatte eine Liebste gehabt und sie im größten Rausch seines Lebens einmal auf die Brust geküßt. Sie hatten sich Treue geschworen, und Mattheus Krautz hatte angefangen zu sparen, weil er sie heiraten wollte. Damals gönnte er sich nur Sonntags eine Fünfpfennigzigarre, und in die Kneipe ging er überhaupt nicht.

Dann kam der Krieg, und Mattheus kam an die Westfront. Mit Eichenlaub geschmückt und mit Pulswärmern von der Liebsten zog

Zurechtweisung

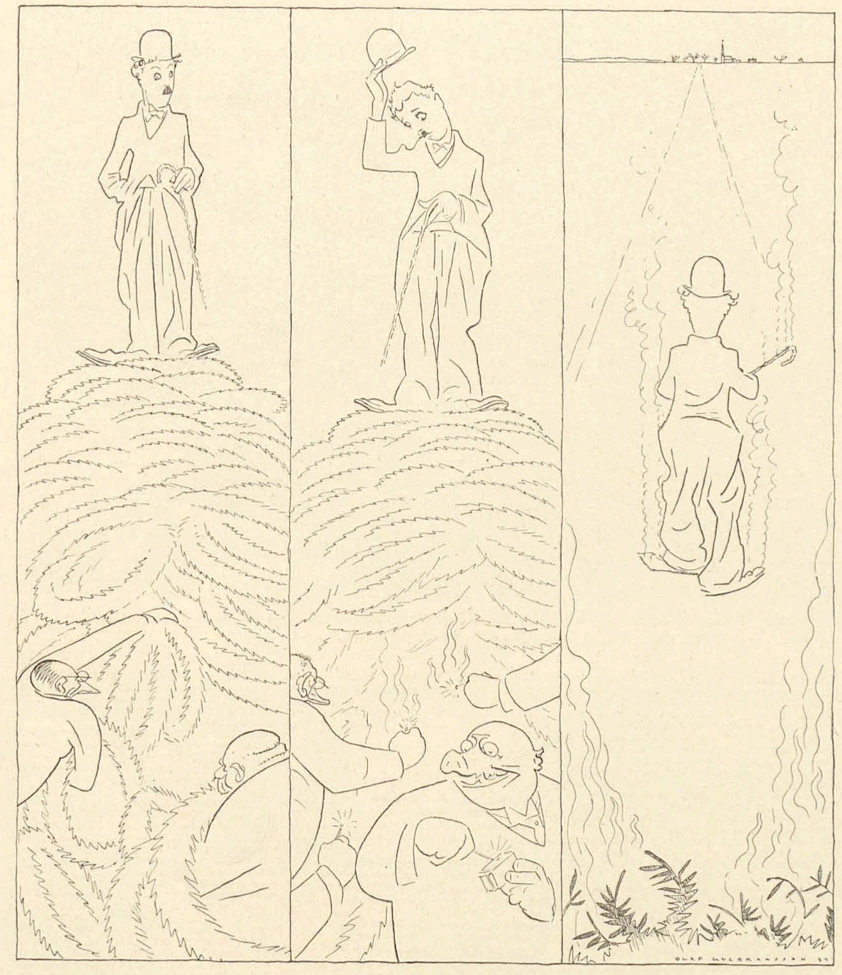
(Zeichnung von Karl Arnold)



„Nee, Mensch, bloß keene faulen Ausreden, Arbeetslosigkeit jibt et überhaupt nich, et jibt nur Angst vor der Polente!"

Chaplin und die Presse

(Olaf Gulbransson)



„Nur her mit dem Lorbeer, der Haufe kann gar nicht hoch genug werden!"

„Schönen Dank, meine Herren, aber ich möchte mal einen Moment austreten!" — „So 'ne Frechheit! . . . Na, das soll er gleich haben!"

er hinaus, und mit einer leichten Gasvergiftung kam er wieder.
„Wir hätten gesiegt, aber sie haben uns ja von hinten den Dolch mitten ins Herz gestoßen", erklärte er pathetisch, und bei dieser Einstellung blieb er.
Er konnte ein paar Armeemärsche auf seiner kleinen Mundharmonika spielen, und nach Feierabend setzte er sich ans Fenster und spielte sie alle durch.
In der Inflation gingen seine geringen Ersparnisse zum Teufel, und das machte ihn mißtrauisch gegen das Leben. Er fing an auf die Juden zu schimpfen und redete wie ein Sechzigjähriger von den früheren, besseren Zeiten. Als Hindenburg Reichspräsident wurde, trank er sich einen Rausch an und glaubte, das goldene Zeitalter werde nun ab morgen sechs Uhr anbrechen.
In dieser Zeit brannte ihm seine Liebste mit einem Wäschereisenden durch, und die Stützen seines Daseins fingen an zu wanken. Er ärgerte sich sehr, aber vorläufig hatte er noch Arbeit, und nach Feierabend spielte er noch immer die alten Armeemärsche. Als das Mädchen nach einem Jahre mit einem Kinde wieder in dem Ort auftauchte, ging ihr Mattheus aus dem Wege und verachtete sie wie ein deutscher Mann. Sein Vertrauen zu den Weibern war erschüttert, und er fing an, seine Wirtin herablassend zu behandeln. Er schimpfte auf die neue Zeit und hatte an allem etwas auszusetzen. Seine Gutmütigkeit war groß, aber seine Dummheit war noch größer.

Lawine

(Paul Scheurich)



„Weeßte, Mieze, wenn et mit der Krise so weiter jeht, kann keen Mensch mehr heiraten, und wenn et keene Ehemänner mehr jibt, is unser Jewerbe ooch schließlich vernichtet!"

Als die Arbeiter seiner Fabrik streikten, tanzte er aus der Reihe und leistete Streikbrecherdienste. Diese selbständige Machthandlung von Menschen, wie er selber einer war, verstand er nicht. Seine Moral und sein Anstand empörten sich dagegen. Alle Obrigkeit war ihm gleich Gottheit. Aber der Unternehmer, für dessen Profit er sich eingesetzt hatte, erwies sich als undankbar und entließ ihn, genau wie viele andere, als die Zeiten noch schlechter wurden. Er mußte stempeln gehen und kam sich ganz von Gott verlassen vor. Es war fast wie eine Schande für ihn.

Da fing der Mattheus an über die Übel dieser Welt nachzudenken. Er hatte sein Geld verloren, die Liebste war ihm durchgebrannt und mit einem vaterlosen Kinde wiedergekommen, und er lag auf der Straße trotz seinem Willen zur Arbeit und seinen gesunden Körperkräften. Sein Leben geriet in Unordnung. Er fand sich nicht mehr zurecht, und er wurde unsicher. Aus dem Mattheus Krautz wurde ein politischer Mensch.

Er glaubte jetzt an Parteien und ihre Sendung. Er las die Zeitung und verschlang die Leitartikel. Die Versprechungen der Druckerschwärze waren ihm Offenbarungen. Er hielt sich an die Leute, die ihm versprachen, die Verhältnisse möglichst ohne sein Zutun zu ändern, und die seinen kleinbürgerlichen Idealismus mit Glaube, Liebe und Hoffnung nährten. Er saß zu Hause herum und half der Wirtin beim Kartoffelschälen aus Langerweile, ab und zu spielte er noch einen Marsch und ging zweimal in der Woche stempeln. Er besuchte sämtliche Versammlungen und wurde so verwirrt davon, daß er nachts nicht mehr schlafen konnte. Er hatte Gesichte und prophezeite einen baldigen Weltuntergang. Er glaubte nicht mehr an die Gerechtigkeit, und es geschah das Schlimme mit ihm, daß er ein Zweifler wurde. Auch an den alten Armeemärschen fand er keinen Gefallen mehr. Er lief ziellos durch die Straßen und war hilflos im Gedränge der Sonnabend-Nachmittage, wenn die Frauen vom Markte kamen. Die Leute machten sich schon über ihn lustig, und die Kinder riefen ihm die Worte auf der Straße nach, die sie von den Erwachsenen gehört hatten.

Mattheus Krautz stand im besten Mannesalter und wußte mit dem Leben und mit der Welt nichts mehr anzufangen. Und die Welt ließ ihn seine abseitigen Wege gehen, und kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Er las keine Zeitung mehr, und seine Mundharmonika lag verstaubt im Kasten. Er lebte von dem bißchen Wohlfahrtsunterstützung, und ihm war es gleich, ob die Sonne schien oder ob es regnete.

Dann flammte seine Lebensenergie noch einmal auf, und er kaufte sich einen Block Schreibpapier und eine neue Feder. Er tat geheimnisvoll, schloß sich ein und vernachlässigte die Mahlzeiten. Seiner Wirtin verriet er, daß er einen Brief schreibe, um die Regierung aufzuklären; denn an allem Unglück, sagte er, sei die Dummheit der Leute schuld. Mattheus Krautz glaubte noch einmal an sich. Er würde die Welt besser machen und den Menschen Arbeit verschaffen.

Den Brief schickte er ab, und an dem Tage pfiff er und suchte seine Mundharmonika hervor. Er träumte vom Glück, und der Traum dauerte drei Wochen. Dann kam das Antwortschreiben, das sehr höflich gehalten war. „Zu unserem größten Bedauern . . ."

Er vergaß, sich das Geld von der Wohlfahrt zu holen. Am Nachmittag nahm er seinen Hut und lief über die Felder. Seine Wirtin blickte ihm mißtrauisch nach.

Er legte sich auf die Schienen und wurde vom Schnellzug Breslau—Dresden überfahren. Er kriegte ein Armenbegräbnis, und seine Mundharmonika warf die Wirtin auf den Müll.

Dirnleins Erzählungen

Von Peter Hammerschlag

Mein Bräutigam schenkt mir stets fünfzig Mark.
. . . Er wird gewiß jetzt vor Eifersucht beben!
Doch ich geh mit dir! Denn Liebe ist stark.
(Du mußt mir drum ja nicht weniger geben.)

Mama starb lange vor meiner Geburt . . .
Meine Puppe ist im Schloßteich ertrunken.
Tritt nicht auf den Pinsch! Meine Wirtin knurrt.
Die Oberkellner sind alle Halunken . . .

Die oberste Schwester im Sacré Coeur
Ließ mir ihren Namen eintätowieren.
Ich geh zur Kunst. Ich hab' schrecklich Gehör!
(Vielleicht — kannst du mich dort nicht protektieren?)

Wo wär' ich heut, wenn der Baron nicht wär'!
Verflucht sei die Stunde, da wir uns trafen!
Barone sind grausam und ordinär!
Sie sind fast noch ärger als wie die Grafen!

Mein Brüderlein lebt in Schande und Hohn . . .
Ich tu es für ihn, denn ich muß ihn retten!
Er ist Ingenieur der Fremdenlegion.
(Geh, gib mir für ihn ein paar Zigaretten!?)

So wie eine Motte am Licht zerschellt,
Versengen die Herrn an mir ihr Gefieder . . .
. . . .
Und jetzt hab' ich wieder kein kleines Geld! . . .
(Na, kriegst du den Rest ein andermal wieder.)

Verboten / Von Erich Rohde

Alles an dem Tonfilm war gut geraten, der Wein floß reichlicher als der Rhein — eine Frau sagte glücklich: „Das ist nun mein zehntes Kind, wie stolz und glücklich ich bin!", ein entgleister D-Zug war im Hinblick auf die Zensur in eine lecke Badewanne umgebogen worden — zu drehen blieb die Schlußszene.
Alle Szenen waren in diesem Film geändert, denn man hatte aufgespürt, was der Zensur unwillkommen sein würde; jetzt versagte aber jeder Einwand . . .
Die Schlußszene des Tonfilms zeigte das happy end. Das Paar, das sich gefunden hat, entschwebt auf eine Wiese; mit fröhlichem Gemuh sieht ihm eine Kuh nach, schlägt heftig mit dem Schwanz nach den zahlreichen Fliegen, und dieser Schwanz zeichnet das Wort Ende auf die Leinwand.
Da konnte es nichts einzuwenden geben. Der Direktor gab nach nochmaliger Prüfung die Zustimmung, und die Schlußszene wurde gedreht. Der Film ging zur Zensur . . .
Nach drei Stunden kam der Vertreter der Gesellschaft zurück, sank in den nächsten Sessel und flüsterte die Hiobsbotschaft: „Verboten!"
Der Direktor fand keine Worte — der Regisseur verlegte sich aufs Raten: „Ich habe es geahnt, die Kuh ist zu dick — sie bringt die Leute auf schlechte Gedanken über die Not der Landwirtschaft . . ."
„Das Schwanzwedeln — das Schwanzwedeln", sagte der Operateur, „als ob ich es nicht geahnt hätte . . ."
„Schwein", brüllte der Direktor den Operateur an. Und da er nun einmal im Zug war, schrie er dem Vertreter der Gesellschaft zu: „Wollen Sie denn nicht endlich sagen? Meine Geduld ist . . ."
Der Vertreter der Gesellschaft sammelte sich: „Die Fliegen", sagte er . . . „Es würde auf das Ausland einen schlechten Eindruck machen, wenn die Fliegen, die doch zweifellos unreinliche Tiere sind, bei deutschen Kühen so zahlreich wären . . ."

Kein Betrug

Das Inserat stand in allen großen vaterländischen Tageszeitungen. Es war mit zwei ausdrucksvollen Hakenkreuzen geschmückt und lautete:

Gegen Einsendung von nur drei Reichsmark erhalten Sie das aufsehenerregende Werk „Der Ideengehalt des deutschen Nationalsozialismus", 286 Seiten stark, dauerhaft in Leinen gebunden, von der Versandbuchhandlung Wehr & Wolf in Teutoburg.

Tausende schickten drei Reichsmark und ließen sich das Buch kommen. Tausende öffneten fiebernd das Paket und schlugen das Buch auf. Es enthielt 286 vollkommen leere Seiten. hs

Über einen Flieder geneigt / Von Jakob Haringer

Wenn man traurig ist und weiß nicht warum und wegen was . . .
Ach, da möcht' ich lieber sterben, denn dies Trauern macht keinen Spaß.
Wenn man trauert um was Liebes, das man einst so gern,
. . . aber du lieber Gott! Der Himmel schenkt einem ja doch keinen Stern!
Ach ja, wie gut so ein liebes, braves Traurigsein tut,
Und man ist fast schon lustig und voll frohem Mut.
Denn bin ich recht bang um ein verlornes Glück,
Dann kehrt bestimmt was viel Beßres, Schönres zurück.
Bist du traurig, weil die Sonne scheidet und der Sommer geht,
Bist du traurig über den Fliederduft, der vom See her weht,
Bist du traurig über ein Lied, ein schönes Märchenbuch,
Bist du traurig über Chopin oder Großmutters Bibelspruch —
Du bist ja glücklich! o ein Lied träumt mit dir — — —
Aber der um so gar nichts bang ist, ach der geht wohl bald irr.
Und der ist wie ein weggeworfnes Kleeblatt, ein verlornes Lächeln, ein vergeßnes Gebet,
Der ist wie ein Fliederduft, der vor tausend Jahren verweht.

Erziehung zum Gentleman

Damals, es mögen jetzt so vier oder fünf Jahre her sein, fuhren wir mit einem uralten Ford kreuz und quer in Italien herum. Es war eine schöne Zeit — Lisa bekommt heute noch jedesmal ganz sehnsuchtsdunkle Augen, wenn wir davon sprechen. Und das können wir stundenlang, denn das Thema ist unerschöpflich. Da ist zum Beispiel die Geschichte vom „Gentleman", die ist so schön, daß ich sie Ihnen unbedingt erzählen muß. Hören Sie also:
Eines Tages, am Spätnachmittag, kamen wir nach C., einem malerischen kleinen Küstenstädtchen, wo es ein Café gibt, von dessen Terrasse man einen wunderbaren Blick auf das blauseidene Meer hat. Wir waren müde und durstig, ließen uns mit einiger Vorsicht auf den wackligen Korbstühlen nieder, bestellten einen Riesenkrug eisgekühlter Limonade und freuten uns teils über die Aussicht, teils über den Lazzarone-Typ von Wirt, der es sich nicht nehmen ließ, so illustre Gäste selbst zu bedienen.
Nach einer Stunde wollten wir weiter und riefen nach der Rechnung; sie betrug sechs Lire und einige Centesimi. Ich hatte kein kleines Geld bei mir und gab dem Wirt deshalb einen Zwanziglireschein zum Wechseln. Er verschwand damit im Haus und kam nach kurzer Zeit mit ein paar Silber- und Kupfermünzen sowie einem Zehnlireschein wieder, der, wie ich sofort sah, einer längst außer Kurs gesetzten Serie angehörte. Im ersten Moment wollte ich den Schein entrüstet zurückweisen, aber dann fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, den Gauner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und ich sagte, indem ich ihm die Note freundlich lächelnd wieder zuschob: „Ach, bringen Sie mir doch bitte noch eine Schachtel Zigaretten und ziehen Sie sie hiervon gleich ab." Und ich freute mich schon im stillen auf die Miene verkniffener Wut, wenn der Edle sich um sein „Geschäft" geprellt sah.
Aber es kam ganz anders. Der Wirt stutzte nicht eine Sekunde, ein Ausdruck höflichen Bedauerns erschien auf seinem Pockengesicht, und er sagte und sah mir dabei gerade in die Augen: „Es tut mir leid, Signore, den Schein kann ich nicht annehmen, er ist falsch." Ich war starr. Das war denn doch —! Endlich faßte ich mich wieder und stammelte: „Aber Sie haben mir den Schein doch eben erst selbst gegeben . . ." Darauf der Wirt im Tone eines strafenden Propheten: „Wenn Sie wußten, Signore, daß die Note falsch war, hätten Sie sie sofort zurückweisen müssen. Was Sie eben getan haben, war der Versuch, mich zu betrügen, und eines Gentleman, der Sie doch sein wollen, unwürdig!" Sprach's, streifte uns noch einmal mit einem eisigen Blick und schritt hocherhobenen Hauptes von dannen. —
Ich habe den Schein heute noch. Er hängt unter Glas und Rahmen über meinem Schreibtisch, und ich muß jedesmal schmunzeln, wenn ich ihn ansehe. H. W.

Kleine Geschichten

So sind die Romantiker!

In unserer Gegend hat sich ein Amerikaner gemütlich eingerichtet, der ein Romantiker zu sein scheint, denn sein Landhaus ist eine reisige Burg. Kein Mensch denkt daran, dem Mann zu nahe zu treten — schon weil er ein Amerikaner ist, der natürlich reich sein muß. Alle Welt respektiert ihn wie einen Götzen. Aber er ist von der Burgzinne bis zum Gartentor auf Verteidigung eingestellt. Da er nichts zu tun hat, grübelt er Tag und Nacht über neuen Sicherungen.
In der letzten Zeit war es einigemal vorgekommen, daß übermütige Jungens auf den Klingelknopf an der Gartenpforte gedrückt hatten — ein fürchterliches Verbrechen. Was tut der Romantiker?
Er ladet die eisernen Gitterstäbe des Gartentors mit Elektrizität, und damit bei etwaigen Übergriffen der Täter ja nicht mit dem bloßen Schreck davonkäme, läßt er die Leitung mit einem Grammophon verbinden. Wenn ein Unbefugter das Gitter anfaßt, bekommt er einen tüchtigen elektrischen Schlag, und zu gleicher Zeit ertönt aus dem Hintergrund ein teuflisch hohnlachendes: Ha ha ha ha!
Man sieht, wie sinnreich die Fortschritte der Technik auch der Idylle dienstbar gemacht werden können. Trim

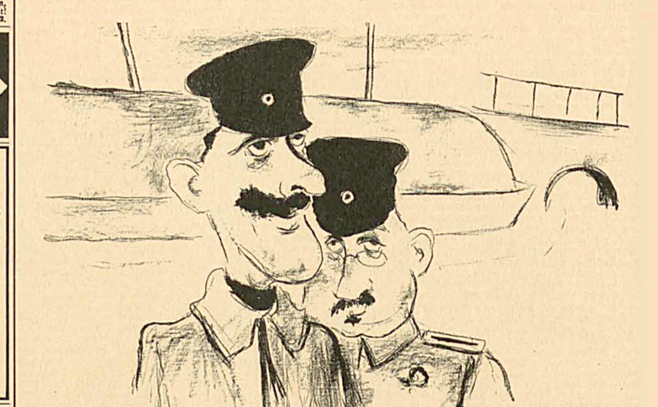
Die Sprache der Kultur

Die Militarisierung der Welt ist Gott sei Dank so weit vorgeschritten, daß es keinen deutschnationalen oder bolschewistischen Leitartikel ohne Front, Aufmarsch, Gewehr bei Fuß und keine Generalanzeiger-Tirade ohne Feldzugsplan, Sturmangriff und Trommelfeuer mehr gibt.
Aber das Schönste sah ich doch dieser Tage im Lande Mussolinis, das die kriegerische Rhetorik gleich kühn ins Bildhafte überträgt. Für einen nationalen Feldzug gegen die Tuberkulose ist ein Plakat herausgebracht worden, das im ganzen Lande von allen Wänden leuchtet: „Guerra alla Tubercolosi!"
Und das Bild zeigt ein riesiges Maschinengewehr mit Ladestreifen in voller Tätigkeit.
Immerhin ein Fortschritt: Jetzt wird nicht mehr nur dem blühenden Leben, sondern auch der gefährlichen Krankheit mit dem Heldentod zu Leibe gegangen. Trim

Grabsteine

Feucht geht über den Freiburger Friedhof und liest die tausend Lobsprüche:
„Sein kurzes Leben war unser langes Glück — so gut, wie er, war keiner mehr — der beste Mensch der weiten Welt — Treue bis über 1988 — Emil, der Rechtschaffene — Emma, die Brave —"
Fragt Feucht: „Hier liegen ja nur die Guten — die Bösen begrabt ihr in Freiburg wohl nicht?" J. H. R.

Polizei – Frühling *(K. Weinmair)*



„Jetz hamm ma's endlich wieder, die schöne Jahreszeit, wo die vuiln Sittlichkeitsdelikter vorkemma."

Der Mann mit dem Stuhl / Von Peter Scher

Es war gegen ein Uhr nachts. Die Kellnerinnen stellten schon die Stühle auf die Tische, und die Wirtin machte Kasse, als der einsame Gast in der Ecke endlich auch seine Rechnung verlangte. Es war eine respektable Rechnung. Der schweigsame und fast ein bißchen unheimliche Mann bezahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, und gab auch ein ordentliches Trinkgeld.

Die Kellnerin reichte ihm, wie es sich gehört, Hut und Stock, und der Gast machte schon, leichthin grüßend, eine Wendung zur Tür, als er sich nochmals umdrehte und, mit der Hand gegen die Stirn schlagend, als ob ihm eben etwas eingefallen sei, an die Wirtin das Ersuchen richtete, ihm einen von den schon auf die Tische gestellten Stühlen zu verkaufen.

Wirtin und Kellnerinnen lachten anstandshalber über soviel Witzigkeit eines beachtenswerten Gastes. Aber er beharrte ernsthaft dabei, einen Stuhl heimbringen zu müssen, und gerade einer von der Art solle es sein. Es dauerte einige Zeit, bis die Wirtin an den Ernst der Situation glaubte. Die Kellnerinnen machten hinter dem Rücken des Gastes Zeichen, daß er vermutlich nicht recht im Kopfe sei und daß man ihm nachgeben müsse — also gut, er sollte den Stuhl bekommen. Sichtlich erfreut, nahm er ihn, betrachtete ihn liebevoll, hob ihn auf und stellte ihn wieder hin. Der Preis betrug rund vier Mark. Er legte das Geld auf die Theke und bat die Wirtin mit ernster Sachlichkeit um eine Quittung, und zwar auf einem Briefbogen mit vollem Firmenaufdruck.

Also gut — auch das sollte er noch haben. Die schon etwas verängstigte Wirtin fertigte umständlich das Dokument an, das der seltsame Gast gewissenhaft in seine Brieftasche legte. Darauf nahm er den Stuhl und ging, nun scheinbar sehr zufriedener Stimmung, eilig hinaus.

Es regnete, und der Mann hielt den Stuhl schützend über den Kopf. Wenn er an einer Laterne vorüberkam, sah er seinen abenteuerlich verlängerten Schatten mit Wohlgefallen. Er schien sich zu der glorreichen Idee der Verwendung eines Stuhls als Regenschirm aufrichtig zu gratulieren. So brummig und versponnen er den ganzen Abend in der Weinstube gehockt hatte, so belebt und unternehmungslustig schien er auf einmal. Es war, als ob das banale Möbelstück eine Art Zauber auf ihn überströme. Jetzt pfiff er sogar fröhlich vor sich hin.

An einer Straßenecke, nahe einer Laterne, stand ein grübelnder Schutzmann. Tödlich gelangweilt, gab er von Zeit zu Zeit einer krampfhaften Gähnsucht nach. Der Regen rieselte, es war trostlos. Da schreckte den Schutzmann der Tritt des Nachtwanderers auf, und sein verstörter Blick erfaßte den jenem vorauseilenden kolossalen Schatten. Da die Erscheinung im selben Moment stehen blieb, erwachte im Schutzmann mangels anderweitiger Beschäftigung sogleich Verdacht. Er rückte sich brüsk in dienstliche Haltung und schritt feierlich dem Phänomen entgegen, das sogleich — aha! — nach der Richtung seines Anmarsches zurückzutappen begann — erst langsam, dann rascher, dann in scharfem Tempo.

Der Schutzmann genau so hinterher.

„Halt da! Sie da! Was tragen Sie da?!"

Die Erscheinungen standen sich gegenüber.

„Ich —?" sagte der Mann mit dem Stuhl — „ich geh' heim, es regnet."

„So — und der Stuhl da?"

„Das ist mein Stuhl. Ich kann mit meinem Stuhl machen, was ich will."

„Das werden wir sehen! Wo haben Sie den Stuhl her?"

„Den Stuhl? Den habe ich mir gekauft — in einer Weinstube", sagte der Mann mit einer Behaglichkeit, die den Schutzmann vor Zorn erbeben ließ.

„Wollen Sie einen Beamten im Dienst verhöhnen?" sagte er schneidend, „das wird Ihnen schlecht bekommen! Noch einmal: Wo ist der Stuhl her?!"

„Ich sag' es Ihnen ja: Aus einer Weinstube. Ein netter Stuhl, ein gemütlicher Stuhl — sehn Sie selbst", sagte der Mann mit unerschütterlicher Ruhe. „Ich würde Ihnen den Stuhl gern herunter geben, aber dann werde ich naß — das mag ich nicht. Ich benütze ihn sozusagen als Regenschirm — weil ich nämlich meinen vergessen habe."

Der Ton des Mannes hatte, als er dies alles vorbrachte, etwas so vertrauensvoll Mitteilsames, daß der von beruflicher Leidenschaft durchwühlte Schutzmann Mühe hatte, an sich zu halten. Seine Stimme nahm einen unheilvollen Klang an: „Wir werden ja sehn — kommen Sie mit!"

„Wenn es sein muß", erwiderte der Mann gleichmütig und marschierte neben dem mit unerbittlichem Rechtsbewußtsein ausschreitenden Beamten her.

Auf dem Polizeirevier gähnten zwei uniformierte Männer hinter zwei Bierflaschen. Als ihr Kollege und der Mann mit dem Stuhl landeten, priesen sie Gott für die ersehnte Unterbrechung.

Bericht. Soundso, dasunddas — offenkundig Eigentumsvergehen. Geboren, Religion, Beruf, Vater, Mutter, Tante?

Der Mann mit dem Stuhl, der im Allgemeinen geschwiegen und nur einsilbig auf die strengen Fragen geantwortet hatte, schien plötzlich einen Einfall zu haben. Er schlug sich an die Stirn und öffnete seine Brieftasche.

„Hier die Quittung über den rechtmäßigen Erwerb des Stuhles. Eventuell wäre vielleicht auch telephonische Rückfrage bei der Weinstube zu erwägen", sagte er etwas pedantisch, aber mit immer gleichbleibender Freundlichkeit.

Die drei Beamten sahen sich an.

Nach einer Weile sagte der eine streng: „Das scheint ja zu stimmen — wollten Sie uns vielleicht zum besten haben?"

„Vielleicht? Nein!" erwiderte der Mann mit dem Stuhl gutmütig. „Ich habe dem Herrn ja gleich gesagt, daß ich mir in der Weinstube einen Stuhl gekauft habe — das ist ja wohl nicht verboten ... oder?!"

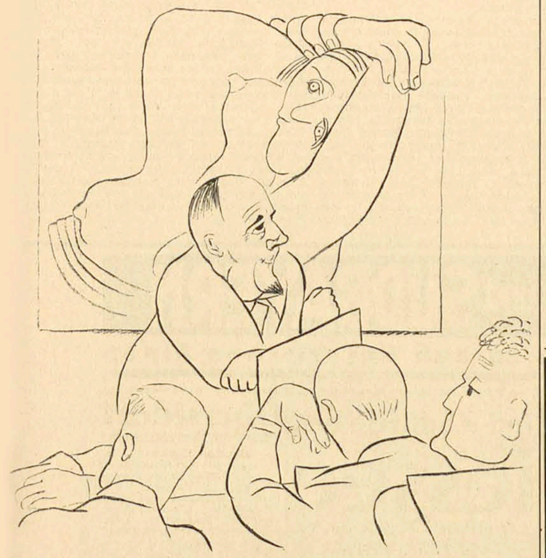
Sein liebenswürdig fragendes Gesicht schien die drei Beamten nicht sympathisch zu berühren. Der eine machte mit der Hand eine heftig wegwerfende Bewegung und sagte schnauzig: „Sie können gehn!"

Der Mann mit dem Stuhl verbeugte sich höflich. „Also darf ich ihn jetzt weiter auf dem Kopf tragen?" fragte er zuvorkommend und dann wieder mit diskreter Vertraulichkeit: „Weil ich nämlich

(Schluß auf Seite 115)

Vorlesung

(Rudolf Großmann)



„— — und so kommen wir denn zu der einfachen Erkenntnis: Wo die Intuition des Transzendentalen im primären Formwillen ihre Transsubstantiation zur Gestaltung erringt, da wird Kunst zu kristallklarem irrationalen Erlebnis.“

(Schluß von Seite 114)

meinen Regenschirm vergessen habe. Bitte, bemühen Sie sich nicht, danke ergebenst, wünsche angenehme Ruhe, meine Herren.“ Draußen war er. Ein Knarren wie von einem verrosteten Uhrwerk kam aus seiner Kehle. Er lachte im Weitergehen mehrmals auf diese knurrige Art; er machte lange Schritte und war nach Durchmessung verwickelter Gassenzüge bald in einem anderen Bezirk, wo ihn, abermals nahe einer Laterne, wiederum ein Schutzmann anhielt.

Die Szene wiederholte sich in allen Einzelheiten, doch mit dem Unterschied, daß der Häftling diesmal auf der Wache noch bemerkte, er habe auch schon darum an die Mitnahme eines eigenen Stuhls gedacht, weil man leicht in Haft genommen werden könne, und in dem Fall wäre es doch möglich, daß auf dem Revier nicht genug Stühle vorhanden seien, um dem Eingelieferten einen anzubieten.

Die Beamten beratschlagten lange, ob der Mann nicht in irgendeiner Form zu fassen sei. Aber sein gewinnendes Wesen ließ sie von Weiterungen Abstand nehmen, und überdies war die Echtheit seines Besitzdokumentes nicht anzuzweifeln; sogar die Unterschrift der Weinwirtin war den Schutzleuten bekannt.

Indessen trieb der Mann mit dem Stuhl sein Unwesen in dieser Nacht so hemmungslos, daß er schließlich doch noch festgelegt werden konnte. Als er nämlich nach unfreiwilligem Besuch des sechsten Reviers, in hoffärtigem Übermut einen Bogen schlagend, zum Ausgang seines Unternehmens zurückkehrte, wurde er vom ersten Schutzmann wiederum gesichtet. Inzwischen hatte sich der Fall aber telephonisch auf den einzelnen Revieren herumgesprochen, und der Mann mit dem Stuhl wurde nun von seinem ersten Schutzmannsopfer triumphierend zur Strecke gebracht — wegen groben Unfugs. Denn daß er sechsmal von Schutzleuten erwischt wurde, als er mit einem rechtlich erworbenen Stuhl durch die Straßen ging, das war ein hinreichender Beweis — zwar nicht für Kriminalität an sich, aber um so mehr für seine strafbare Absicht, die Behörde der Lächerlichkeit preiszugeben. Woraus zu entnehmen, daß sich Menschen, die sogar vor der Obrigkeit keinen Respekt haben, letzten Endes doch in ihrer eigenen Schlinge fangen.

Ein Mädchen wächst . . .

Von Herbert Strutz

Im letzten Frühling war ich fünfzehn Jahre,
und jemand sagte mir: ich sei gereift.
Ich spür' es auch, das ist das Sonderbare,
obwohl es mein Gefühl noch nicht begreift.

Auch weiß ich jetzt, wie Männerblicke stechen.
Da denk' ich mir: wenn du erst zwanzig wärst . . .
Und laufe doch davon, bevor sie sprechen.
Doch selbst mein Lehrer grüßt mich nun zuerst.

Dann lächle ich und glaube fast zu schweben.
Nur manche Tage fühl' ich mich recht krank.
Doch Mutter sagt: das ist schon so im Leben
und sei nichts Ernstes ... Ja ... Na, Gott sei Dank.

Im Buchladen

Etwas befangen bringt das nette junge Mädchen ihren Wunsch hervor.

„Ich hätte gern Kinder. Ich weiß aber nicht, von wem . . .“

Der Sortimenter weiß Bescheid. „Bitte sehr. Drei Mark sechzig.“

Gemeint ist Fred Hildenbrand, Kinder. Mit Zeichnungen von Alfred Dolbin. Verlag von Herbert Stuffer.

•

„Ich hätte gern den Soldatenschatz!“

? ? ? ? ? ?

„Ja, hier habe ich's aufgeschrieben, von Zoozmann.“

(Zoozmann, Zitatenschatz der Weltliteratur.)

•

„Haben Sie Goethes Gespräche mit Ekkehard?“

•

„Was ist Metaphysik?“ heißt eine kleine Schrift von Heidegger. Alle paar Tage bestellt jemand beim Verlag „Was ist's mit der Physik?“

Hfs.

Der Traum / Von Charly Conrad

In der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum, danach ich lange, von Angst gequält, wach lag, und dessen grausiges Bild mich noch den ganzen Tag über verfolgte.

Ich fuhr in der Straßenbahn eine helle Straße hinunter. Plötzlich sah ich ganz nah ein buntes Kleid, dunkles Haar, dunkle, große Augen, und erkannte mit freudiger Aufwallung meine Freundin. Im gleichen Augenblick auch schon tönte ein greller Schrei, der Wagen stand mit einem Ruck; wir sprangen alle hinaus, und da lag meine Freundin tot neben dem Geleise. Der Kopf war vom Rumpf getrennt, und eine große Blutlache stand leuchtend auf dem Pflaster.

Dies mein Traum. — Den Tag über war ich von einer seltsamen Unruhe erfüllt. Ich griff, um mich abzulenken, nach einem heiteren Roman, legte ihn bald wieder fort, spielte einige Takte auf dem Saxophon, und war dennoch froh, als der Abend endlich kam und die Stunde, da ich meine Freundin zu besuchen pflegte.

Ich fuhr in einer offenen Taxe, die ein befremdend langsames Tempo innehielt, nach Schwabing hinaus. Es war ein herrlicher Abend, ein leichter, lauer Wind wehte den Duft von Blüten durch die Straßen, und der Mond stand groß und weiß über dem Englischen Garten. „Schneller! Schneller!“ rief ich dem Chauffeur zu. Der aber schüttelte leise den Kopf und sagte: „Verzeihung, mein Herr, Verzeihung! Aber ich kann nicht schneller fahren. Es könnte ein Unglück passieren. Es könnte jemand überfahren werden. Ein Unglück kommt mitunter sehr schnell.“ Diese Entgegnung kam mir seltsam vor, und als ich zahlte, betrachtete ich mir den Mann mit Aufmerksamkeit. Er war noch jung, höchstens zweiundzwanzig Jahre, und in seinem Gesicht lag eine derartig abgrundtiefe Traurigkeit, wie ich sie noch nie bei einem Menschen gesehen habe. „Nun, warum denn so traurig an diesem schönen Abend?“ fragte ich, indem ich ihm das Geld in die Hand zählte. Ich sah, wie seine Hand nun heftig zu zittern begann. „Ja“, sagte er, „ja“, und blickte mich unverwandt an. Dann, plötzlich ausbrechend: „Meine Freundin ist tot. Vor vier Tagen. Unter die Straßenbahn gekommen. Und ich saß darin. In derselben Bahn. Sie lag neben den Schienen. In der Sonne. Der Kopf war ihr vom Rumpf getrennt. Und das Blut — eine große Lache — in der Sonne — ja.“ Und, nach einer Weile: „Verzeihung, mein Herr!“ Ich versuchte mit einigen Worten ihn zu trösten und schritt bebend dem Hause zu.

Meine Freundin saß auf der Veranda; ich blickte sie lange an, bis es ihr auffiel und sie fragte, was mir fehle. Ich strich ihr vorsichtig mit der Hand über die Wange, ganz langsam, dann stand ich auf und sagte: „Es wird kühl. Wir wollen ins Haus gehn.“ — Mir war erst wieder wohl, als ich in ihren Armen lag.

Luftrekorde, Curtius und v. Grönhoff

(E. Thöny)



„Achteinhalb Stunden Segelflug — 'ne sehr nette Leistung! — Aber gegen unsere Zoll-Union ist das noch gar nichts. Die schwebt schon seit Monaten in der Luft — und auch ohne Antriebskraft!"

„Deutschland über alles!"

Der Bayer liebt den Österreicher. Zärtlich sogar. Das hindert ihn aber nicht, Doktortitel, die an österreichischen Universitäten erworben sind, nicht anzuerkennen. Als einziger deutscher Staat. Aber Bayern (Sie wissen!) war schon immer etwas — Besonderes.

Man muß also, um den Doktortitel offiziell führen zu dürfen, ein Gesuch einreichen. Das ist natürlich nicht so einfach, aber man lernt dabei sehr, sehr viele Beamte des bayrischen Staates kennen. Noch komplizierter jedoch ist es, wenn folgender Fall vorliegt: der Bittsteller ist zwar in Österreich geboren, dort aufgewachsen und spricht und benimmt sich so, daß er von einem waschechten Österreicher in keiner Weise zu unterscheiden ist, sein Vater aber war seinerzeit aus Preußen zugewandert.

„Sie sind in Österreich geboren?" fragt der Beamte freundlich. „Ja", sagt der Bittsteller. „Und sind österreichischer Staatsbürger?" — „Nein." — „So? Was haben Sie dann für eine Staatsbürgerschaft?" — „Die deutsche." — „Was Sie für ein Staatsbürger sind!" — „Ich bin deutscher Staatsbürger." — „Staatsbürger, Staatsbürger!" ruft der Beamte etwas ärgerlich. Der ist schwerhörig, denkt sich der Bittsteller, tritt näher und schreit ihm ins Ohr: „Deutscher Staatsbürger!" Der Beamte fährt erschrocken zurück und linst die „Partei" drohend an. „Sie!" zischt er und nimmt den Kneifer ab. Unheimliche Pause. Dann ruhig: „Herr, Sie werden doch wissen, was Sie für ein Staatsbürger sind!" — „Um Gottes Christi willen, jetzt weiß ich nicht, bin ich verrückt oder . . . Ich bin deutscher Staatsbürger! Bitte, ich kann nichts dafür!" Der Beamte schnappt nach Luft. Hierauf sagt er resigniert: „Zeigen Sie mir Ihren Paß her." Es geschieht. Der Beamte schlägt den Paß auf. Ein Lächeln des Verstehens und der Genugtuung huscht über sein Gesicht: „Aha, a Preiß!"

hepi

Der letzte Arbeitslose

(M. Frischmann)



„Siehste, Mächen, so weit hat et der Mensch mit Kunstdünger und Drainage jebracht: nu wird der liebe Jott ooch bald stempeln jehen müssen!"

Notschrei / Von Hans Gundlach

Endlich war es mir trotz Eintragung beim Wohnungsamt gelungen, gegen einen Baukostenzuschuß von ...... (Für die Veröffentlichung der Summe reicht der Platz nicht aus. Die Red.) eine nette Zwei-Zimmer-Neubauwohnung bei Berlin, nur sechs Stunden Straßenbahnfahrzeit vom Zentrum entfernt, zu erlangen. Es handelte sich um ein Haus im heute üblichen Baustil; auf sparsamste Raumausnutzung war also von vornherein Bedacht zu nehmen. In dem größeren der beiden Zimmer hatte ein auf einem weich gepolsterten Stuhle sitzender Mann bequem Platz, und dann blieb sogar noch Raum genug für ein Paar warmer Schuhe. Auch das andere Zimmer war nicht völlig unbrauchbar. Dort versuchte ich übrigens ein Bild aufzuhängen; leider platzte aber die Wand beim ersten Schlag auf den Nagel mit hartem Knall vom Dach bis zum Keller auseinander und bekam einen Riß, durch den die Vögel flogen; ich konnte somit das Bild nur an die Wand lehnen. Den Boden dieses Zimmers bedeckte ein herrliches Maulwurfsfell. Die Speisekammer allerdings war so niedrig, daß man höchstens eine Flunder hineinschieben konnte. — Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Wohnung außer mit dem Stuhl und dem Fell noch mit einem Hocker zu möblieren; leider war dieser aber, wie sich herausstellte, etwas breiter als die Haustür und mußte draußen bleiben. Auch meinen kleinen Flügel mußte ich verkaufen, da ich ihn nicht hätte aufklappen können, ohne die Dachluke zu öffnen. — Als das Haus bezogen wurde, waren die Wohnungen natürlich noch ein wenig feucht, was aber auch seine Vorzüge hatte; Briefmarken z. B., einmal durch die Luft geschwenkt, klebten sofort, wodurch ich meinen Speichel für andere Zwecke sparen konnte; die früher geraden Stuhlbeine bekamen Rokokoform, und das Bild von Velasquez, das im Zimmer an der Wand lehnte, verzog sich über Nacht infolge der Feuchtigkeit zu einem herrlichen späten Corinth. — Der Fußboden war mit Dielen belegt, die am einen Ende hochgingen, wenn man auf das andere trat, wodurch man viel Geld für Luftschaukeln sparte; auch knarrte jede Diele in einer anderen Tonhöhe, so daß man durch geschicktes Hin- und Herspringen auf dem Fußboden bezaubernde Melodien spielen konnte. Jedenfalls freute ich mich, endlich unter Dach und Fach zu sein, und von meinem Monatsgehalt behielt ich nach Abzug der Miete sogar noch einen Überschuß von drei Mark.

Ach, wie recht hatte der Mietskontrakt, daß er mir verbot, Besuche zu empfangen! Eines Tages klopft es; ich öffne; weh mir!, da steht Ludobald, dieser robuste Kerl mit der Weltanschauung eines Mannes von zwei Meter zwanzig! Er bückt sich tief und tritt ein. Nun, ich hoffte, er werde (wie heute jeder halbwegs vernünftige Mensch) wissen, daß eine Neubauwohnung kein Platz für Gymnastiken ist. Aber was soll ich Ihnen sagen: dieser Idiot ist kaum im Korridor, als er sich auch schon — — — umdreht!!! Ich bitte Sie!! Es lag gar kein Grund vor! Mir nichts, dir nichts! — Natürlich gingen links und rechts die Wände ein Stück auseinander, wodurch meine Nachbarin, eine etwas starke Dame, in ihrer Wohnung so in die Enge geriet, daß sie den Busen zum Fenster hinaushalten mußte. „Ludobald!" schrie ich, „Ludobald, bist du ungesund!?" Aber da — horribile dictu! — geschah das Gräßliche: Ludobald vergaß sich völlig, richtete sich einfach auf, daß er mit seiner verfluchten Glatze gleich durchs obere Stockwerk zum Dach hinausstieß und mit den Plattfüßen bis ins Grundwasser durchtrat, schüttelte sich verächtlich den ganzen Neubau von den Schultern und ging auf und davon, obendrein noch allerlei von „Skandal" und dergleichen murmelnd. Nichts blieb übrig von dem schönen Hause als eine Staubwolke, die im Abendwind leise über die Wälder strich, nebst einer Drahtspirale im Mondenschein.

Jetzt verklagt mich die Wohnungsbaugesellschaft. Ich bitte die geschätzten Leser um Auskunft: was soll ich tun? — Und, da ich ja nun wieder wohnungslos bin: ist evtl. in der Tonne des Diogenes noch ein Platz zu haben, und sei's auch nur dicht am Spundloch? (Da scheint doch wenigstens die Sonne rein, falls nicht grade Alexander der Große vorbeigeht!)

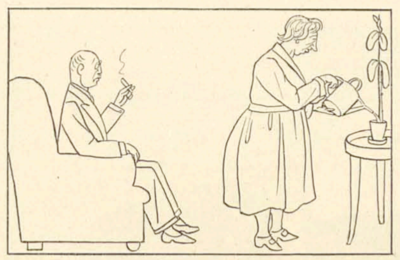
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

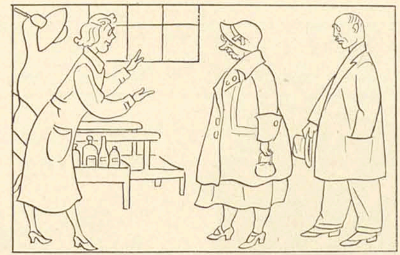
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Die Schönheitskur

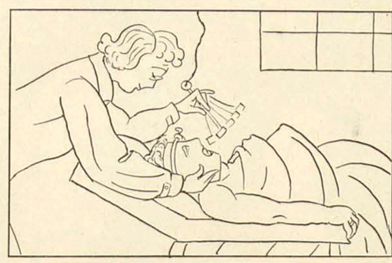
(Th. Th. Heine)



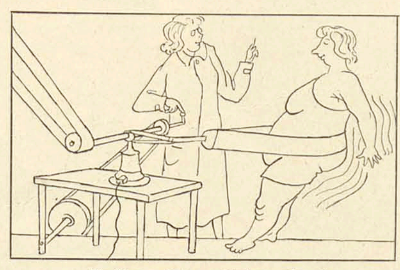
„Eine neue Frau kann ich mir nicht leisten, ich lasse meine alte aufbügeln!"



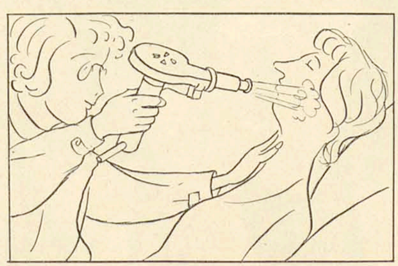
„Kleinigkeit, gnädige Frau, Sie werden wieder wie neu!"



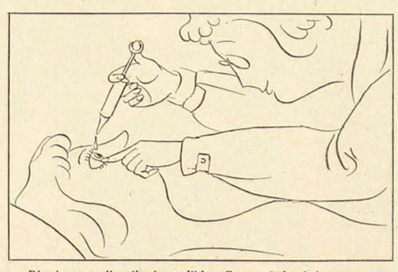
„Zuerst müssen diese kleinen Fältchen weg –"



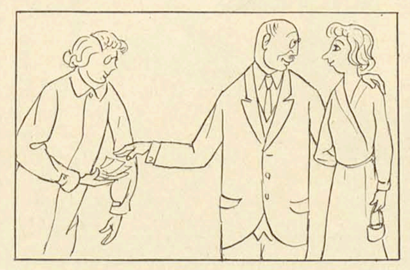
„Die Figur muß etwas schlanker werden –"



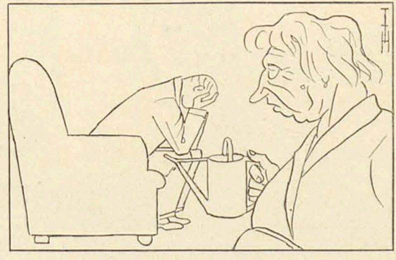
„Der Teint braucht eine Auffrischung –"



„Die Augen sollen ihr jugendliches Feuer wieder bekommen –"



„So schön warst du noch nie – allerdings ist es nicht billig!"



Nach vierzehn Tagen: „Es war alles Schwindel, und für das Geld hätte ich schon eine neue Frau gekriegt!"

Triumph der Forschung

(Wilhelm Schulz)



Die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft hat einen bekannten Germanisten mit der Aufgabe betraut, in Berlichingen selbst Studien über den bekannten Ausspruch des Ritter Götz anzustellen. Tatsächlich ließ sich konstatieren, daß die altberühmte Redensart noch heute im Sprachschatz sämtlicher Einwohner lebendig ist.

Stuttgart, 15. Juni 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Brüning–Schiele und die Hunger-Revolten

(Th. Th. Heine)



„Unbegreiflich, daß die Masse kein Verständnis dafür hat, wie schön es ist, mit unserem Getreide hoch über dem Weltmarktpreis zu schweben!"

Die Pest der Vernunft / Von Peter Scher

Na also — und Piccard hat vielleicht
die Stratosphäre nicht erreicht?!
Wie haben sie alle gegrinst und gehöhnt —
jetzt sind sie auf einmal mit Piccard versöhnt.
Unmöglich schien's — er hat's geschafft,
die Unvernunft hat Himmelskraft.

Wie bitte — und Sie, Herr General,
Herr Fabrikant, Herr Mann von Stahl:
Die Rüstung bleibt Ihrer Weisheit Schluß,
weil Krieg stets war und bleiben muß.
Vernünftig scheint euch euer Tun —
hier siegte die Unvernunft . . . was nun?

Wie bitte — Minister, Junker, Pfaff —
Millionen ziehn die Riemen straff —
an Brot und Getreide ist Überfluß da
und ihr habt das Geld für Marinehurra!
Denn die Vernunft gebietet — Krach . . .
Mehr Unvernunft, ihr Meister vom Fach!

Ach, eure Atmosphäre ist schlecht,
wenn ihr euch klug zu sein erfrecht.
Ihr trampelt auf göttlichen Wesen und brüllt,
daß ihr den Sinn der Gottheit erfüllt.
Euch alle verpackt, ein Jubel, ein Schuß —
hinauf in die Stratosphäre . . . und Schluß!

Würde Darboven schießen? / Von Ernst Kreuder

Es ist fünf Uhr, stellt Darboven fest. In zwei Stunden wird es hell werden, in vier Stunden bin ich zu Hause. Der D-Zug hat große Geschwindigkeit, aber die Wagen sind gut gefedert; angenehm, daß das Abteil leer ist. Ob ich wieder einschlafen kann? Er bringt die Reisedecke in Ordnung, schaltet das Licht aus und legt sich hin. Wie wird sich Hilde freuen, wenn er um neun Uhr unerwartet in die Diele tritt. Er ist schon zwei Monate unterwegs. Jetzt werden die Bremsen angezogen, der Zug donnert in eine große Halle und steht.
Das ist der letzte längere Aufenthalt. Darboven kann nicht schlafen, er steht wieder auf, macht Licht und läßt das Fenster herunter. Kühle Nachtluft weht herein; ein Zeitungsträger kommt vorüber; Darboven kauft eine Zeitung. Dann zündet er sich eine Zigarette an, legt die Beine auf den Platz gegenüber und hofft, daß sein Abteil leer bleibt. Er liest die Hälfte einer Schachtrede, die neuen Steueranträge, Erdbeben in Südslawien, das französische Budget. Dann die Berichte aus den Gerichtssälen. Bei der Notiz „In flagranti" verändert sich seine Haltung etwas, er löscht die Zigarette und lehnt sich fester zurück. Der Inhalt der Notiz ist dieser: ein Mann kehrt von einer längeren Reise zurück und überrascht seine Frau in flagranti. Er erschießt sie und ihren Liebhaber und wird später von den Geschworenen freigesprochen.
Das ist eine Dummheit, denkt Darboven. Schießen, als ob damit etwas getan wäre. Primitiv. Er würde nicht schießen. Er würde. Ja, was würde er tun? Er würde den Hut abnehmen und wie jener französische König sagen: „Wie unvorsichtig, Madame; wenn Sie nun ein anderer überrascht hätte!"
Der Zug fährt weiter. Darboven schließt das Fenster; es ist ihm etwas kalt geworden. Dann zündet er die zweite Zigarette an. Nach einer Weile sieht er in seinem Koffer nach, ob die kleine Mauserpistole noch da ist. Besser ist besser, zumal in der heutigen Zeit, wo wir schon bald Wildwestsitten haben. Nur jähzornige Menschen sollten keine Waffe bei sich tragen. — Ist er unruhig? Keine Spur. Er denkt doch etwa nicht, daß ihm das einmal passieren könnte, ihm? Nicht daran zu denken, ganz und gar ausgeschlossen. Natürlich ist dieser Shaw ein Spötter. Daß einem dieser Titel immer wieder einfällt. „Man kann nie wissen." Natürlich kann man nie wissen. Was wissen wir denn überhaupt? Sokrates sagte, ich weiß, daß ich nichts weiß. Wenn mir das passierte, würde ich nicht schießen, bestimmt nicht. Ich würde ihnen vielleicht die Waffe zeigen und sagen: „Fünf Minuten Kniebeuge, und dazu singen: ‚Der Mond steht in den Gassen, ade, mein Schatz, ade.'" Souveränität. Nur keine Affekte. Klarheit. Humor. „Wenn die Trompeten blasen, dann muß ich dich verlassen, und tut mir doch so weh." Schießen, das kann jeder. Wenn ich jetzt schlafen könnte, diese Virginiazigaretten sind zu stark. Es soll Opium und Honig darin sein. Jetzt habe ich Herzklopfen. Hilde schrieb, daß sie einige sehr nette junge Leute bei Brühls kennengelernt hat, aber sie wären schließlich nicht erschütternd gewesen. Es ist zu warm hier. Wenn der alte Brühl nicht einschlafen kann, atmet er so tief, wie er nur kann, dann schläft er in einer Viertelstunde. Die Pistole nehme ich doch besser zu mir. Sicher ist sicher, natürlich kann man nie wissen.

•

Es ist halb neun vorüber, stellt Darboven fest. Noch zehn Minuten also. Er hat nicht sehr gut geschlafen, den hellsten Unsinn geträumt. Man deutet ja die Träume heute wissenschaftlich. Ganz interessant. Aber daß er von einem Manne träumt, der in einer Schlosserei einen Brotkasten stehen hat, ein Privatmann, der morgens in eine fremde Schlosserei geht und mitten in dem Lärm und Staub heimlich aus seinem Brotkasten Brot und Speck verzehrt, was ihm der Schlossermeister aus Gefälligkeit erlaubt hat, das kann doch schließlich nur Unsinn bedeuten. Aber vielleicht soll auch der Unsinn etwas bedeuten. Man soll Schlafwagen nehmen; neue Nerven kann ich mir nicht kaufen. Eine verdammte Fahrt.
Darboven steigt aus. An der Sperre erwartet ihn niemand. Er hat sich ja nicht angemeldet. Er gibt den Koffer auf und bekommt einen roten Zettel. Das Mädchen mag nachher den Koffer holen. Ob Hilde schon aufgestanden ist? Ich will sie überraschen. Ob sie Besuch hat? Nein, sie empfängt so früh niemand.
Es ist gut, daß die Sonne scheint. Ich bin wie gerädert. Die Beine zittern mir ja. Da bin ich also zu Hause. Ja, Schlüssel hab' ich natürlich keinen. Ob die Tür nach dem Garten offen ist?
Die Tür nach dem Garten ist offen; er hört das Mädchen in der Küche singen. Man könnte hier am hellen Tage einbrechen, es hört einen niemand. Darboven geht leise über den Teppich der Diele. In der Garderobe hängt ein fremder Hut, daneben steht ein Spazierstock. „Wenn die Trompeten blasen, dann muß ich dich verlassen." Nur keine Affekte, Klarheit, Humor. Er geht langsam die Treppe hinauf. Schießen kann jeder. Was wissen wir denn überhaupt. „Und tut mir doch so weh." Er wurde von den Geschworenen freigesprochen. Jetzt hört er die Stimme, die Männerstimme. Das ist also das Schlafzimmer. Ja, das ist das Schlafzimmer. Dieser Shaw ist ein Spötter. Die Männerstimme, und die Stimme seiner Frau. In der Diele fängt es laut zu schlagen an, neun Uhr.
Ist er unruhig? Im Gegenteil, er hat nicht einmal Herzklopfen. Aber jetzt ist ja alles verloren, jetzt muß man wohl Schluß machen. Tief atmen, nur keine Verwirrung jetzt, keine Hast. Er hat die Pistole schon in der Hand, schon entsichert, er nimmt den Hut ab und hängt ihn über die Hand mit der entsicherten Waffe. Opium und Honig. Ich kann doch noch eine Türe öffnen . . .
„Und dann kein Fleisch essen, viel Obst. Da ist ja der Herr Gemahl." Der Arzt erhebt sich. Darboven nickt. „Pardon", sagt er rauh, heiser. Er ist grau im Gesicht wie Asche. Seine Hand zittert, aber der Hut fällt nicht herunter. Dann hört er sich verzweifelt sagen: „Ich bin im Augenblick wieder da." Schließt die Türe, steckt die Waffe ein, setzt den Hut auf und erreicht sein Zimmer, wo er stolpert und schwer auf den Boden fällt.

Politisches Panoptikum

(R. Großmann)

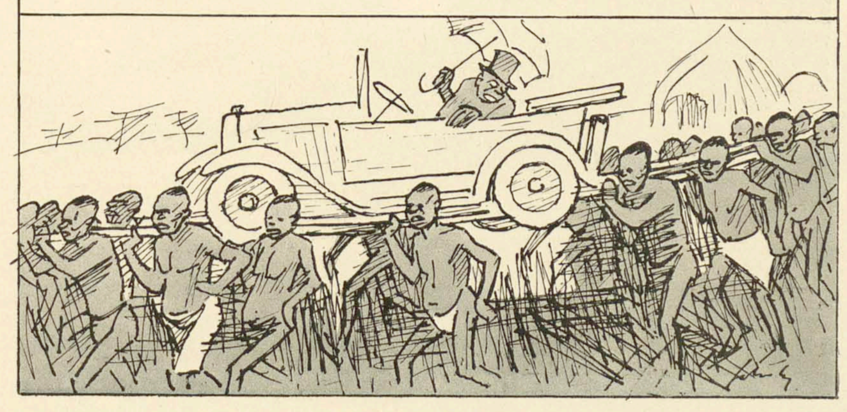


Der Sozialist Karl Severing
zur Zeit preußischer Innenminister

Sieg der Zivilisation

(Wilhelm Schulz)

„Diese Art der Fortbewegung widerspricht sowohl der Humanität wie dem technischen Fortschritt. Majestät müssen unbedingt ein Auto haben!“



Es lebe die Technik!

Opfer

(E. Thöny)



„Sagen Sie mal, Herr Oberregierungsrat, warum ziehen Sie sich eigentlich nicht aus?“ — „Als Vertreter der staatlichen Autorität hat man die Pflicht, vor der Masse undurchdringlich zu erscheinen!“

Geschäft ist Geschäft

Von Club

„Was machen wir heuer?" sagt Direktor Blütisal, der Chef des pharmazeutischen Instituts, zu seinem ersten Chemiker, dem Doktor Kurl, „die Saison beginnt, und wir haben nichts. Wieder Nußöl? Die Bestände vom vorigen Jahr liegen noch unverkauft da; braun zieht nicht mehr. — Braun wird man in der Sonne sowieso, die Kundschaft hat's gemerkt."

„Machen wir weiß", sagt Kurl entschlossen.

„Natürlich", sagt Blütisal. „Aber was machen wir den Leuten diesmal weis?"

„Weiß mit zwei s", sagt Kurl.

„Schön", fügt sich Blütisal, „meinetwegen mit fünfen, nur: ich verstehe kein Wort."

„Wir machen Weiß als Farbe modern", erläutert Kurl.

„Meinen Sie, das geht?"

„Alles geht", sagt Kurl. Und er rezitiert aus dem Stegreif: „‚Blüht weiß strahlend deine Haut, ist dir kein Erfolg versaut.' Oder: ‚Wenn dein Teint in Weiß erblüht, jeden Mann es zu dir zieht.'"

„Ja, ja", sagt Blütisal nachdenklich, „bisher haben wir halt immer gedichtet: ‚Alle Männer nach dir schau'n, bist du blütisal-nußbraun.'"

„Lassen Sie mich nur machen!" beruhigt Kurl. „Wir schaffen's schon."

Die nächsten acht Tage sieht man ihn nicht. Er sitzt in seinem Laboratorium und bereitet einen Propagandafeldzug vor. Erster Schritt: Hundertundsiebzehn Girls tauchen mit Sonnenschirmen in allen Strand- und Familienbädern auf. Sie verkünden laut: „Man trägt jetzt wieder Weiß." — Zweiter Schritt: Eine Druckschrift wird in die Öffentlichkeit lanciert: „Sind unsere Damen Zulukaffern? Hat die weiße Rasse auf ihr stolzestes Vorrecht, die Unterscheidung von den Farbigen, endgültig verzichtet?" — Dritter Schritt: Lichtbildervorträge werden gehalten: „Gewebserschlaffung und Hautbräune oder über vorzeitiges Altern infolge der Pigmentveränderung unsrer Haut durch Sonnenstrahlen."

Als er soweit ist, trägt er dem Chef die Sache wieder vor. Der wiegt den Kopf hin und her und meint: „Ich seh' nicht recht, wo das hinaus-will; wir haben doch keine Sonnenschirm-fabrik?"

„Abgesehen davon", entgegnete Kurl, „daß uns nichts im Wege steht, wenn wir Sonnenschirme fabrizieren wollen . . . Aber das ist gar nicht nötig." Und er rezitiert wieder aus dem Stegreif: „‚Sonne tut dir riesig gut, falls sie dich nicht bräunen tut.' — Es dreht sich natürlich darum, die Damen davon zu überzeugen, daß sie zwar die Sonne brauchen, das Braunwerden aber verhindern müssen. Da das was Neues ist, wird es ihnen ungeheuer einleuchten. Wir werfen ganz einfach eine Salbe auf den Markt, Blanchtol oder so, und — passen Sie auf — es wird ein Bombengeschäft."

„Haben Sie eine?" fragt der Chef.

„Nee", sagt Kurl, „bis jetzt noch nicht. Aber schließlich wird uns auch da noch irgend etwas einfallen, mit Wasserstoff vielleicht. Hauptsache ist doch, daß erst mal das Bedürfnis geweckt wird, alles andre kommt dann fast von selbst."

Der Chef nickt. Allmählich leuchtet ihm die Sache ein. Sein Blick wird visionär, er kapiert die Chance. Und schließlich hat er sogar noch eine Idee. „Wissen Sie was", sagt er, „ich meine: unser Nußöl vom vorigen Jahr gäbe am Ende gar keinen so üblen Grundstoff ab für das neue Blanchtol. Oder — was?"

Der patriotische Friseurlehrling

(K. Weinmair)



„Ach Gott, nur eenmal Hindenburg rasieren und denn sterben!"

Der Liebesbrief

Er schrieb: „Meine Süße Du, ich liebe Dich. Lieb Du auch mich. Und komm zu mir. Tausend innigste Küsse erwarten Dich."

Und er änderte: „Schönes Mädchen, ich muß Ihnen meine Liebe bekennen. Versuchen Sie, ich bitte, auch mich zu lieben. Und schreiben Sie mir ein paar freundliche Worte. Ich sende Ihnen herzliche Grüße."

Und er änderte nochmals: „Edle Frau, verzeihn Sie mir ein liebendes Empfinden für Sie. Daß Sie es erwidern, erhoffe ich nicht. Doch erlauben Sie mir gütig, Sie aus ehrlicher Freundschaft zu grüßen."

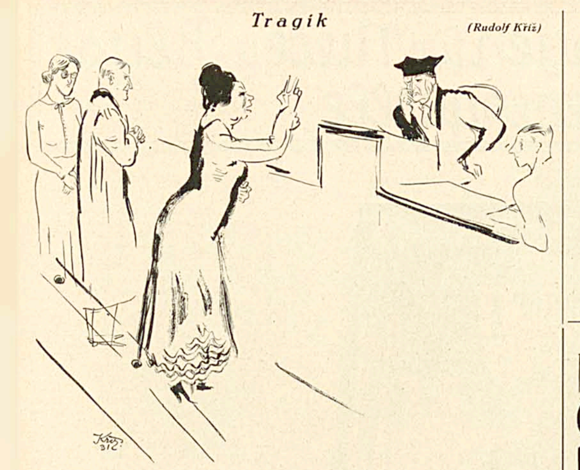
Und er änderte wieder: „Verehrte Dame, ich möchte etwas bekennen und darf es nicht. Nur einen ergebenen Gruß wage ich."

Zuletzt lautete der Brief: „An Fräulein Amalie Reichenstein, hier. Sehr geehrtes Fräulein, ich begrüße Sie hochachtungsvoll."

Doch das brauchte er nicht mehr abzusenden.

Tragik

(Rudolf Kriz)



„Gott der Allwissende ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin!“ — „Ihr Pech, daß wir eben ausjerechnet jerade den nich vernehmen können.“

Der Zeuge / Von Wilhelm Lichtenberg

Julius Kubanke sitzt jeden Morgen um acht Uhr beim Frühstückstisch. Liest seinen Leitartikel, tunkt ein Hörnchen in den Kaffee und schimpft über die Schlechtigkeit der Welt. Seine Frau, Justine Kubanke hört ihm gottergeben zu und seufzt bei den kräftigsten Stellen. Fünfzehn nach acht klingelt der Briefträger. Frau Justine Kubanke geht öffnen.

Frau Justine stürzt schreckensbleich ins Frühstückszimmer, hält ein großes Kuvert in der zittrigen Rechten: „Julius! Es ist ... Erschrick nur nicht ... Etwas Gerichtliches ...!“

Kubanke sieht die Ehegesponsin starr an. Wortlos. Erhebt sich steif. Geht auf sie zu. Entwindet ihrer verkrampften Hand das Gerichtliche. Beguckt es von vorne. Von hinten. Von der Seite. Schüttelt den Kopf: „Was kann nur ...? Justine! Erinnerst du dich, jemals im Leben etwas Derartiges ...?“

Justine wankt: „Nein, Julius. Ich erinnere mich nicht ...“

Kubanke nickt: „Gut. Du erinnerst dich nicht. Es ist nur, weil ...“ Er nimmt das Buttermesser und öffnet das Gerichtliche. Holt einen blauen Wisch hervor. Sucht. Weiß nicht, wo der Anfang zu finden ist. Endlich hat er ihn. Den Anfang. Liest. Nein, buchstabiert. Seine Miene versteinert. Seine Augen triumphieren.

Justine hat jede Miene seines Gesichtes verfolgt. Zitternd fragt sie: „Julius ...?“

„Na, eigentlich hätte man sich's denken können.“

„Was hätte man sich denken können? Julius!?“

Kubanke erhebt sich. Reckt sich. Drückt das Kreuz hohl. Verschränkt die Arme am Rücken. Storcht durch die Stube. Die gute Stube. „Justine, mache dich mit dem Gedanken vertraut: Rochansky ist ein Verbrecher. Ja.“

Frau Kubanke, die Justine Kubanke, schreit auf. Herr Kubanke nickt ihr zu. Sie stottert: „Julius! Ein ... ein Verbrecher ...? Rochansky — dein bester Freund.“

Ein strenger Blick aus Kubankes Augen: „Mein bester Freund g e w e s e n! Ge—we—sen!! Bitte!!! Übrigens habe ich mich niemals in ihm getäuscht. Ich wußte, daß dieser Mensch noch am Galgen enden wird.“

„Allmächtiger Gott! Am Galgen.. Julius... Haben sie denn schon die Todesstrafe über ihn verhängt ...?“

„Kommt schon noch! Es ist alles am besten Wege. Da lies einmal.“ Kubanke reicht ihr das Gerichtliche. Sie schüttelt sich voll Grauen. Nimmt es nicht. Kubanke nickt. Er versteht sie. Aber — er ist ein Mann. Ja, ein Mann. Nimmt das Schriftstück, drückt den Brustkasten noch mehr heraus und beginnt zu lesen. Mit weithin schallender Stimme beginnt er zu lesen: „In der Strafsache contra ... Contra heißt g e g e n“, unterbricht er sich und wiederholt den ganzen Satz von vorne: „In der Strafsache contra — also gegen Rochansky haben Sie am Mittwoch, dem 23. Januar, neun Uhr vormittag, vor dem Landesgericht I, Tür 17, zu erscheinen.“ Er sagt nichts weiter und wandelt schweigend durch die Stube. Durch die gute Stube.

Justine jammert: „Mein Gott, wer hätte das gedacht? Rochansky ... Der gute, liebe Rochansky! Und seine Frau ... Die liebe Elsa ...“

Er stellt sich vor Justine auf: „Ich verbiete dir — hörst du — ich verbiete dir jeden weiteren Verkehr mit ihr! Die Frau eines Verbrechers ... Übrigens ist sie nicht besser als er. Sage mir, mit wem du verheiratet bist, und ich sage dir ... Die Kinder schickst du bis auf weiteres nicht zur Schule. Hörst du? Ich will nicht, daß sie mit den Rangen dieser Rochanskys ... Ich werde übrigens bei der Schuldirektion beantragen, daß diese Rochanskysprößlinge ausgeschlossen werden.“

Justine nickt bekümmert: „Wie du willst, lieber Julius. Natürlich werde ich die Kinder ... Ich hoffe nur, daß du Rochansky schonen wirst. Er war doch immerhin ...“

„Schonen“, Kubanke reckt sich in seiner ganzen Größe auf, „schonen? Ich denke nicht daran. Es ist meine staatsbürgerliche Pflicht, die Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit zu sagen. Ich muß alles sagen, was ich weiß. Und ich weiß viel.“

„Was es nur sein kann?“

„Was wird es sein? Ganz klar: Der Mann ist Kassier bei Hirschwang und Feiler. Der Mann treibt einen Aufwand, der in gar keinem Verhältnis zu ... Der Mann ist ein Hochstapler. Ein Defraudant.“

Frau Justine nickt: „Ja. Ein neues Sommerkleid hat sie auch bekommen, diese Rochansky.“

„Siehst du. Hast d u ein neues Sommerkleid bekommen, Justine?“

„Leider nein“, seufzt Justine.

„Da haben wir's. Hat ihn endlich sein Schicksal erreicht, diesen Rochansky. Keine Schonung für solche Leute, die sich an fremdem Geld ... Die eine Vertrauensstellung ... Geh jetzt hinaus, Justine. Geh. Ich werde mir eine Rede zurechtlegen. Ich werde in zusammenhängender Rede ... Ich werde sagen, was zu sagen ist. Geh, Justine!“

Justine geht.

(Schluß auf Seite 127)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—;** in **Österreich,** die Nummer **S 1.—;** das Vierteljahr **S 12.—;** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

(Schluß von Seite 126)
Kubanke sitzt eine Stunde am Schreibtisch. Saugt am Federhalter. Konzipiert. Streicht durch. Setzt hinzu. Feilt.
Dann memoriert er: „Hohes Gericht! Längst konnte es Eingeweihten nicht zweifelhaft sein, daß dieser Rochansky sich an fremdem, anvertrautem Gut vergreift. Schon als Knabe zeigte er schlechte Eigenschaften, die der heranreifende Mann nicht ablegte. Hohes Gericht! Warum ich nicht schon früher gesprochen habe? Man verbrennt sich nicht gern die Finger an einer eiternden Wunde. Deshalb habe ich geschwiegen. Heute aber, wo das Hohe Gericht meine Zeugenaussage haben will, heute stehe ich nicht an, zu erklären . . ." Das ist nur der Anfang einer großangelegten Rede. In Wirklichkeit dauert sie eine halbe Stunde und ist erschöpfend. Kubanke holt hervor, was im geheimsten Winkel seines biederen Herzens verborgen war. Und es ist viel verborgen gegen Rochansky, seinen besten Freund. — — —
Am Mittwoch um neun Uhr ist Kubanke pünktlich zur Stelle. Keine Minute früher, keine Minute später.
Rochansky ist schon vorher da. Geht freudig auf Kubanke zu, streckt ihm die Hand entgegen. Kubanke weicht einen Schritt zurück. Donnert ihm entgegen: „Herr . . . Rochansky! Ich . . . ich muß sehr bitten . . ."
Rochansky starrt ihn an: „Kubanke! Altes Huhn! Was ist denn . . .?"
Weiter kann der Dialog nicht gedeihen. Denn der Gerichtsdiener ruft mit schallender Stimme in den Korridor: „Emil Rochansky!" Emil Rochansky eilt in den Verhandlungssaal.
Julius Kubanke durchmißt den langen Korridor und memoriert seine Rede: „Hohes Gericht! Längst konnte es den Eingeweihten . . ."
Viel weiter kommt er nicht, denn schon erscheint der Gerichtsdiener wieder: „Zeuge Julius Kubanke!"
Julius Kubanke gibt sich einen Ruck. Steht einen Augenblick. Dann geht er mit würdigen, gemessenen Schritten in den Verhandlungssaal. Verneigt sich vor dem Richter. Vor dem Staatsanwalt. Vor dem Verteidiger. Er hat sich alles aufs beste zurechtgelegt. Steht. Wartet. Gibt seine Personalien ab.
Und jetzt sagt der Richter: „Herr Zeuge Kubanke, sagen Sie uns, was Sie von der dummen Sache wissen."
Das ist Kubankes großer Augenblick. Er atmet tief. Er blickt um sich. Er schmettert diesen Rochansky mit einem vernichtenden Blick nieder. Und beginnt: „Hohes Gericht! Längst konnte es den Eingeweihten nicht zweifelhaft sein, daß dieser Rochansky . . ."
Der Richter unterbricht ihn ungeduldig: „Bitte, Herr Zeuge, nicht so weitschweifig. Wir wollen von Ihnen wissen, was Sie gesehen haben."
Kubanke schnappt nach Luft wie ein Fisch. Er sieht sich um, reibt sich verlegen die Hände und beginnt in seiner Verwirrung noch einmal: „Hohes Gericht! Längst konnte es den Eingeweihten nicht zweifelhaft sein . . ."
Der Richter wird jetzt bös: „Herr Zeuge! Sie sollen gesehen haben, daß Fräulein Rittwald Herrn Rochansky ins Rad gelaufen ist."
Kubanke glotzt: „Ins Rad gelaufen . . .?"
Rochansky sagt: „Aber ja, Kubanke, du hast es doch gesehen, daß ich unschuldig war. Ich saß auf dem Rad, habe Klingelsignale gegeben, und dieses Fräulein Rittwald ist unvorsichtigerweise . . ."
Kubanke läßt eine lange Pause. Dann sagt er: „Pardon, ich habe gar nichts gesehen . . ."
Und dann entläßt ihn der Richter sehr ungnädig.
Zu Hause empfängt ihn Frau Justine mit verstörten Mienen: „Nun, Julius, haben sie ihn schon aufgeknüpft . . .?"
Kubanke ist sehr schlecht gelaunt und sagt: „Nein. Ich sag's ja immer — unsere Justiz . . .! Na, aber: Aufgehoben ist nicht aufgeschoben! Das sage i c h dir — Julius Kubanke."

Aus Gerichtsakten

„Die klagende Partei stützt sich in ihrer Klage auf den gesunden Menschenverstand; ich aber weise lediglich auf die Bestimmungen der Zivilprozeßordnung hin . . ."

•

„Ist denn ein Weichensteller der Straßenbahn eine Büchse der Pandora oder ein sonstiger Explosivkörper, daß man sich ihm nicht ohne Lebensgefahr nähern dürfte?"

•

„Selbst wenn wir von aller Logik absehen, sondern nur die Entscheidung des Erstrichters in Betracht ziehen . . ."

•

„Die klagende Partei, die Aktiengesellschaft Velocitas in Wien, wurde durch das Vorgehen der beklagten Partei in heftige Unlustgefühle versetzt, weshalb eine angemessene Entschädigung begehrt wird . . ."

L. K

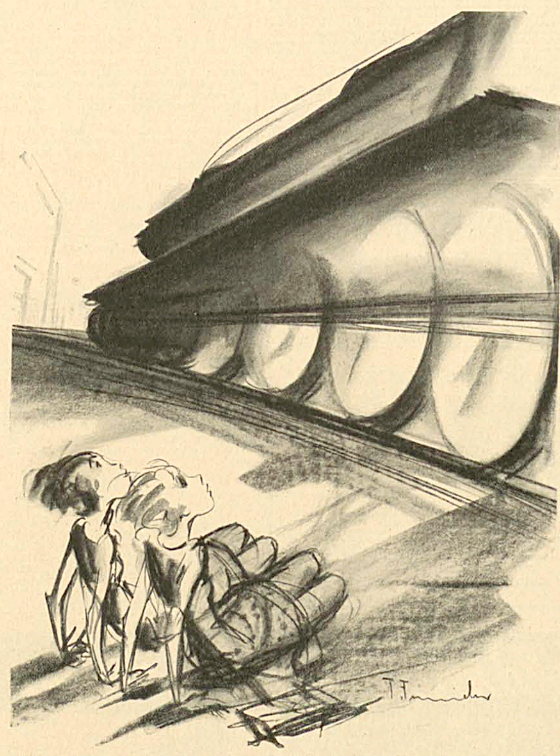
Beamteneide

Beamteneide haben vor Gericht einen doppelten Beweiswert. Polizeieide einen dreifachen.
Der Polizist Parsch saß im Kreise seiner Freunde. „Einen feinen Beruf hast du", neidete ihm einer, „wenn du nur einen Finger hebst, zittert alles."
Der Polizist nickte: „Das ist noch gar nichts. Da solltet ihr erst einmal sehen, wenn ich drei Finger hebe."

J. H. R.

Kleinstadtsensation

(J. Fenneker)



„Weißt du, am interessantesten sind doch eigentlich die Schlafwagen, dabei kann man an Hochzeitsreisende denken und so — — —!“

Die Dame und das „Fräulein“ / Von Robert Anton

Ein Eisenbahnabteil erster Klasse. Die Dame und das Fräulein sitzen einander gegenüber. Beide sind etwa fünfundzwanzig Jahre alt und unauffällig elegant gekleidet. Die Dame lehnt mit geschlossenen Augen in der Ecke. Das Fräulein schreibt in einem kleinen, in Leder gebundenen Notizbuch. Der Zug fährt ziemlich schnell.
Die Dame (die Augen aufreißend wie jemand, der plötzlich aufwacht): „Sind wir schon in Dörting?“
Das Fräulein: „Nein. Noch nicht einmal in Meerburg.“
Die Dame: „Danke.“ (Sie schließt die Augen, macht sie wieder auf, fixiert das Fräulein.) „Pardon, ich glaube Sie zu kennen.“
Das Fräulein: „Allerdings. Seit beinahe zwanzig Jahren.“
Die Dame: „Du hast mich gleich erkannt?“
Das Fräulein: „Ja. Auf den ersten Blick.“
Die Dame: ???
Das Fräulein: „Warum ich dich nicht angesprochen habe? Mein Gott, ich wußte nicht, ob du von mir angesprochen werden willst.“
Die Dame: „Ach, wegen der alten Geschichten!“
Das Fräulein (zuckt mit den Achseln): „Es passieren immer neue.“
Die Dame (zögernd): „Nun ja. Aber was ich nicht weiß . . .“
Das Fräulein (lacht unangenehm): „Allerdings!“
(Peinliche Pause.)
Die Dame (nach einer Weile): „Wir haben einander schon sehr lange nicht gesehen.“
Das Fräulein (ruhig): „Ja. Seit jenem Abend bei Köstrows, wo du mich durch deine ‚Enthüllungen‘ unmöglich gemacht hast.“
Die Dame (protestierend): „Aber . . .“
Das Fräulein: „Ich weiß. Deine Würde als ‚anständige Frau‘. Ich habe überdies nur dadurch gewonnen.“ (Gleichgültig:) „Hätte mich doch in der Gesellschaft nicht halten können. Und so kam ich wenigstens zu dem sehr einträglichen Verhältnis mit dem Minister für Armenwesen, der sich sonst nie an mich herangetraut hätte. So warst eigentlich du die Kupplerin.“
(Schweigen. Dann:)
Die Dame: „Hast du noch etwas von den Mädchen gehört, die mit uns im Lyzeum waren?“
Das Fräulein: „Nein. Seitdem ich aus der Schule hinausgeworfen wurde, habe ich jeden Kontakt mit ihnen verloren.“
Die Dame: „Das war dumm. So gut es mir damals schien, daß man dich aus der Schule wies, so gemein und unvernünftig erscheint es mir jetzt.“
Das Fräulein (erstaunt): „Dir?“
Die Dame: „Ja. Denn an deinen demoralisierenden Einfluß glaube ich nicht. Die reinlich Fühlenden hielten sich instinktiv fern von dir, und die anderen . . .“ (sie lächelt verächtlich).
Das Fräulein (zwischen den Zähnen): „Hochmut. Immer nur Hochmut!“ (Beherrscht:) „Glaubst du denn, daß ich so verdorben war?“
Die Dame: „Ja. Das glaube ich. Du hattest doch damals, als Sechzehnjährige, schon ein Verhältnis mit einem Mann.“
Das Fräulein: „Lassen wir das. Erlaubst du vielleicht, daß ich dir ein Märchen erzähle?“
Die Dame: „Es wird mir ein Vergnügen sein. Du erzählst so hübsch.“
Das Fräulein (erzählt): „Es waren einmal zwei Mädchen. Ein armes und ein reiches. Das reiche Mädchen hatte eine Menge hübscher Dinge, und das arme hatte nur Sehnsucht nach ihnen. Wenn es aber bitten kam, so wurden die Hunde losgelassen. Es gab auch Gärten. Mit bunten Blumen und süßen Früchten. Aber so oft das arme Mädchen da hinein wollte, stand das reiche da und rief: ‚Du darfst nicht da sein, du gehörst nicht zu uns!‘ Und ließ die Hunde los.“
Die Dame (spöttisch): „Gott, wie traurig!“
Das Fräulein (ernst): „Nicht wahr? Und da bat das arme Mädchen einen, der einen Schlüssel zum Garten hatte, es mitzunehmen. Da konnte ihm nichts mehr geschehen.“
Die Dame (lauernd): „Und als der den Schlüssel nicht mehr hatte?“
Das Fräulein (einfach): „Da bat das Mädchen einen anderen. Und dann . . .“ (stolz) „mußte sie nicht mehr bitten. Denn sie war schön. Und sie bekam von den Früchten, und von den Blumen im Garten und schließlich bekam sie auch den Mann des reichen Mädchens, das die Hunde auf sie gehetzt hatte.“ (Kalt:) „Da konnte die betteln gehen.“
Die Dame (einfach): „Es ist nicht ganz so. Ich wollte die Scheidung.“
Das Fräulein (lacht).
Die Dame: „Jawohl. Du hast meinen früheren Mann doch durch den Baron Gaston de Renaudel kennengelernt, nicht wahr?“
Das Fräulein (sehr erstaunt): „Woher weißt du das?“
Die Dame (ruhig): „Wir hatten es so ausgemacht, Gaston und ich. Ich wollte frei sein. Aus dem Verschulden meines Mannes.“
Das Fräulein: „Ah, da werde ich . . .“
Die Dame (ruhig): „Gar nichts wirst du! Ich habe die gerichtliche Entscheidung. Da, in der Tasche. Und mein Mann ist froh, daß es mit der Prozessiererei ein Ende hat!“
Das Fräulein: „Infam!“
Die Dame: „Ja? Also einmal der Triumph der anständigen Frau über die Dirne. So behältst du nicht recht.“
Das Fräulein (lächelnd): „Ich behalte doch recht. Denn: bist du eine anständige Frau, wenn du gemeinsam mit deinem Geliebten eine Möglichkeit ausfindig machst, deinen Mann los zu werden? Wenn du heute, gleich nach der Scheidung, zu ihm fährst, ihm die frohe Nachricht zu überbringen, nach“ — (scharf) „Dörting.“
Die Dame (ist sehr entrüstet, zittert vor Wut, weiß nicht, was sie sagen soll, und schweigt darum).
Das Fräulein (schneidend): „Die Dirne hat wieder einmal gesiegt über die anständige Frau. Ob in dir oder außer dir, bleibt für meine Theorie ziemlich gleich.
(Der Zug hält. Ein Schaffner reißt die Türe auf, schreit: „Meerburg, drei Minuten Aufenthalt!“ und wirft die Türe wieder zu.)
Das Fräulein (verwahrt das Notizbuch und nimmt einen kleinen Toilettekoffer aus dem Gepäcknetz): „Adieu. Und gute Unterhaltung. Und“ (mit gemeinem Lächeln) „gib Gaston einen Kuß auf das gewisse Muttermal, du weißt schon wo. Sag ihm, er sei von mir, es wird ihn freuen . . . liebe Kollegin!“
(Sie steigt aus. Die Dame lehnt mit geschlossenen Augen in ihrer Ecke. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung.)

Verein für Nacktkultur

(Olaf Gulbransson)



„Wir müssen ihn ausschließen. — Das Schwein schaut immer durch das Astloch nach den bekleideten Leuten!“

Schulausflug

(M. Frischmann)



„Wenn man diese emsigen Tierchen so betrachtet, wie sehr mag es da auch euch gelüsten, es ihnen beim Studium der unregelmäßigen Verben an Fleiß gleichzutun!"

Hochinteressant! / Von Kaki

Kommt da der Wirt des Gasthauses, in dem wir uns allabendlich zu versammeln pflegen, an unseren Tisch und sagt: „Also, meine Herren, da habe ich eine hochinteressante Sache für Sie! Wirklich hochinteressant! Erinnern Sie sich der Zeitungsmeldung, daß da in Chikago vor etwa sieben Wochen fünf vermummte Banditen in ein kleines aber vornehmes Vergnügungslokal eingedrungen sind und versucht haben, die anwesenden Gäste auszuplündern? Nich? Also das war so: plötzlich standen die fünf Kerls da — jeder mit zwei Revolvern in der Hand — ‚Hands up!' schrien sie — na, und was blieb den überraschten Gästen und den Kellnern anderes übrig, als die Hände hochzuheben? Nichts. Nur ein Kellner, der gerade in der Küche war und durch eine Glastür den Vorgang beobachtet hatte, hob die Hände nicht hoch, sondern lief rasch ins Büro, wo, wie er wußte, zwei Revolver lagen, schlich sich in eine Loge und feuerte auf die Verbrecher. Zweie brachen tot zusammen, einer schwer verletzt, und die beiden letzten, die entfliehen wollten, hatten auch so viel abgekriegt, daß sie eingeholt und verhaftet werden konnten. Ein doller Junge — wie!? Tapfer — geistesgegenwärtig — kalt — entschlossen — is nich so? Und wissen Sie, wie der Junge hieß? Jonny Peters hieß er. Ahnen Sie was? Ich heiße doch auch Peters, wie Sie wissen. Na ja, Peters gibt's ja schließlich viele —: aber das Interessanteste ist, daß mein jüngster Bruder, der Hans hieß, vor etwa dreißig Jahren nach Amerika ausgewandert ist. Drei Jahre lang haben wir nichts von ihm gehört, bis dann eines Tages die Nachricht kam, daß er in Chikago in ein kleines Hotel eingeheiratet habe. Dann kam der Krieg — und wir haben nichts mehr von ihm gehört. Können Sie sich vorstellen, wie mich die Nachricht von dem Banditenüberfall interessiert hat? Wenn mein Bruder geheiratet hat, wird er doch wahrscheinlich auch einen Sohn bekommen haben — und wenn er einen Sohn bekommen hat, muß der Junge jetzt etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein — und als Sohn eines Hotelbesitzers muß er natürlich als Kellner anfangen — logisch, wie? Na, und Jonny ist doch dasselbe wie bei uns Hans — stimmt's? Da hab' ich mir gedacht, der tapfere Junge könnte vielleicht mein Neffe sein. Und hab' sofort durchs deutsche Konsulat in Chikago einen Brief an ihn geschrieben und nachgefragt, ob er der Sohn meines Bruders Hans Peters ist. Na — und was glauben Sie? Heute kommt die Antwort! Er legt mir sogar eine Ansichtskarte von dem Hotel bei, in dem die Sache passiert ist —: da! Hochinteressant — wie? Also hören Sie nur, was er schreibt:

‚Sehr geehrter Herr', schreibt er, ‚ich danke Ihnen ergebenst für das freundliche Interesse, das Sie an mir nehmen, bedaure aber Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich nicht aus Berlin, sondern aus Köln stamme, erst vor drei Jahren nach Amerika gekommen bin und nicht Hans, sondern Schorsch heiße. Ihren werten Herrn Bruder kenne ich leider nicht, womit erwiesen sein dürfte, daß er nicht mein Vater ist.
Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung
Schorsch Peters.' "

Der Wirt sah uns mit triumphierenden Augen an: „Doch hochinteressant — wie?!"

In Kino veritas . . .

Es war damals, als die österreichische Bundesregierung es den P. T. Landesregierungen nahelegte — pardon freistellte —, den Remarquefilm zu verbieten. Erlauben oder nicht erlauben wurde in unzähligen Sitzungen erörtert. So auch in einer Landeshauptstadt dunkelster Gesinnung. Die Maßgebenden hatten sich versammelt, und nur irgendein Rat mit besonders gewichtiger Stimme äußerte Bedenken.

„Alsdann, meine Herrn, nur kein Bock net schiaßn — nur kein Bock net . . . Sie wissen, daß ich immer genau bin . . . Könnt' man den Film nicht doch aufführ'n lassen, indem daß man die unsittlichen Szenen herausschneidet?"

Schonend wurde der hochverehrte Herr Vorredner darauf aufmerksam gemacht, daß es sich diesfalls um keinen Sittenfilm handle, sondern um das schändliche Machwerk: „Im Westen nichts Neues!"

„Ah so — ja — das ist natürlich etwas anders . . . Ja . . . Sag'n S', meine Herrn, von was für ein Untermenschen stammt denn dann eigentlich der Film?"

„Von einem gewissen Remarque!"

„Remak — Remak — Remak!!! . . . So — von dem? . . . Ja, da muß ich Sie schon darauf aufmerksam machen, daß derselbige, wie mir gestern der Ober im Café Hauptplatz gesagt hat, jetzt ein Roman geschrieb'n hab'n soll — der was heißt: Der Weg zurück! . . . Na — meine Herrn — alsdann, wenn einer so was schreibt, da kann er doch kein Jud nicht sein — da verdient er eigentlich, daß wir ihn unterstützen . . . Der Weg zurück! — meine Herren — net wahr, ja — das ist ja das — was wir auch woll'n!"

H. K. B.

Der Mord

(Alfred Kubin)



Des Fleischers Argumente

Fragt der Fleischer Herrn Gunze: „Herr Gunze, Sie sinn wohl böse mid mir?"
„Ich? Ach wo."
„Na, es schien mir awr so."
„Ach wo. Warum denn?"
„Na, Sie gaufn doch gar nischd mehr bei mir."
„Nein, ich bin gar nich böse."
„Sie gaufn wohl wo andersch?"
„Was soll ich denn wo andersch gaufn?"
„Na, Ihre Wurschd und ihr Fleesch."
„Ach wo. Ich gaufe nich wo anderschd."
„Da schlachdn Sie wohl selwr?"
„Nein, nein, warum soll ich denn selwr schlachdn?"
„Na, wo griechn Sie denn da Ihr Fleesch her? Sie missn doch irgendwo Ihr Fleesch hergriechn!"
„Nein, nein, ich brauche gee Fleesch."
„Na, Sie ham doch awr sonsd immer weljes gebrauchd."
„Ja, ich bin awr doch undr die Wäjedarjer gegangen!"
„Wassenich saachn! Warum denn?"
„Na, das is doch gesund! Das is sehr gud für die Gesundheid is das, wemmr bloß Gras und Gräudr frißd!"
„Hähähä, da muß 'ch awr mal lachn! Guggnse sich mal um in meinem Laden."
„Ja, was issen da?"
„Da hängd ä Hammel, und da hängd ä halwes Schwein, und da hängd ä halwer Ochse."
„Ja, was issen dadrmid?"
„Na, die Viechr waren ooch mal alle Wäjedarjer, die ham ooch mal alle bloß Gras und Gräudr gefressen, und hier in meinem Ladn da gönnen Sie sähn, wohin das führd . . .!"

Kurt Miethke

Es geht aufwärts!

Schwer drückt uns nieder des Schicksals Fluch.
Umsonst kam an Pfingsten der heilige Geist.
Nur einer, der August Piccard heißt,
riskierte einen Gegenbesuch.

Wohl sechzehntausend Meter ins Blau
mit seinem Ballon stieg der tapfere Mann.
Traf er ihn wirklich zu Hause an?
Wir wissen's bis dato noch nicht genau.

Gleichviel . . . er stieg – über Pech und Pein
und alles irdische Mißgeschick.
Er hörte die Stratosphärenmusik
und soll uns ein löbliches Vorbild sein.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Vor dem „Braunen Haus". Ein Lastauto fährt vorbei. Zwei junge Arbeiter stehen drauf und schreien: „Heil! Heil!!"
Den S. A.-Posten vor Hitlers Residenz reißt es nur so zusammen. Seine Hand fliegt in die Höhe. Beinahe verliert er das Gleichgewicht. Begeistert sieht er dem Auto nach.
Da brüllt der eine am Wagen aus Leibeskräften durch die hohle Hand: „Aber Moskau!!!"

•

Es soll ein örtlicher Verband der Sozialbeamtinnen gegründet werden. Über die Frage, ob auch männliche Kollegen miteinbezogen werden sollen, entsteht eine lebhafte Debatte. Schließlich meldet sich eine ganz junge Fürsorgerin: „Ich möchte doch bitten, auch Herren mitaufzunehmen, denn ich glaube bestimmt, daß sie befruchtend auf uns wirken werden."

•

Am Fehrbelliner Platz wird eine neue Kirche erbaut. Zwei Arbeitslose sehen ausgiebig zu. Schließlich fragt der eine: „Mensch, wat bauen die denn schon wieder 'ne neue Kirche?"
„Na, klar, weil in die alten keen Aas mehr rin geht. . . ."

Piccard

(E. Schilling)



„Die Grenze der Stratosphäre kenne ich nun, aber wo die Grenze zwischen Sensation und Wissenschaft liegt, habe ich nicht feststellen können."

Stuttgart, 22. Juni 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 12

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die neue Notverordnung



„Der Reichs-Hund soll nicht verhungern, wir haben ihm noch mal ein Stück vom Schwanz abgeschnitten und füttern ihn damit!“

Es ist erreicht! / *Von Karl Kinndt*

„Die Grenze ist erreicht" —: das scheint mir auch!
Mag man auch weitre Notverordnungen verfassen,
der Gürtel um den deutschen Minus-Bauch
wird schwerlich sich noch enger ziehen lassen!

Und Leute gibt es, die der Meinung sind,
die Grenze wäre längst schon überschritten —:
die spüren witternd schon Gewitterwind
aus Gegenden, wo man zuviel gelitten — — —

Der Großverdiener blieb unangetastet,
weil sonst sein Geld sofort ins Ausland schwimmt,
und daß der Kleine etwas heft'ger fastet,
ist nicht gefährlich, denkt man. Ob das stimmt?

Bald drehen ächzend sich die Steuerschrauben —
das letzte Blut der stummen Opfer rinnt —:
man würde gern an Deutschlands Zukunft glauben,
verspürte man nicht den Gewitterwind — — —

Leni und die anderen / Von Else Feldmann

Wir hatten längere Zeit kein Dienstmädchen gehabt. Die letzte, die Paula, war sehr hübsch, und sie ist lieber zu einem Doktor, namens Stöckl, gegangen, als daß sie bei uns geblieben wäre. Nun sollten wir eine neue kriegen, und die Mutter schickte mich in die Vermittlung.



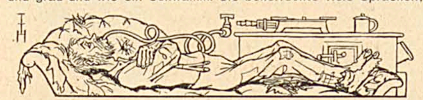
Katzensteuer in Dresden.

Nicht weit von uns befand sich eine solche Vermittlung, die man auch Büro nannte. Ein paar hatten einen schlechten Ruf. Wenn mich zum Beispiel die Mutter hinschickte, fragte ich jedesmal: „Soll ich zu Weinstein gehen oder zu Kallinger? — Nein, um keinen Preis zu diesen beiden, sondern doch lieber zur anständigen Frau Petricek."

„Ja", sagte die Mutter, „geh hin und sage, sie soll uns wieder eine schicken, aber nicht eine wie die Paula; die Petricek weiß schon, was das Mädchen können muß und wieviel sie bei uns Lohn bekommt. Ausgang jeden Sonntag, nicht so wie die Paula, die jeden Abend fortlief."

Die Petricek hatte das Büro in einer winzigen Sackgasse; es befanden sich dort im ganzen vier Läden, darunter eine Branntweinschenke.

Die Petricek selbst sah in jeder Weise merkwürdig aus; groß und dick; im Winter trug sie mehrere Jacken auf einmal, und auch im Sommer war sie dick angezogen, weil es im Lokal kalt und finster war. Aber die Petricek befand sich dort schon seit fünfunddreißig Jahren, sie wollte nicht mehr ausziehen. Über ihre Frisur hatte sie ein Haarnetz gespannt; ihr Gesicht war groß und grau und wie ein Schwamm. Sie beherrschte viele Sprachen;



„Lebendig könnt' man sich so 'ne hohe Gasrechnung gar nicht leisten!"

ich hörte sie mit „ihren Leuten" in allen möglichen Sprachen reden — ungarisch, slowakisch, polnisch.

Das war notwendig, denn ihre Leute, die Dienstmädchen, stammten aus Böhmen, aus Mähren, Ungarn, Polen und so weiter. In der kleinen Gasse hörte man immer eine Art Summen wie von einem unsichtbaren Chor; das drang aus der Branntweinschenke. Ich ging niemals daran vorüber, ohne neugierig hineinzugucken. Da lagen Ungeheuer herum, da lag der Chor, und immer ein oder das andere Frauenzimmer mit dabei. Wenn ein Polizist vorbeikam, schrie der Budiker hinter dem Tisch: „Scht ... Ruhe! Die Polizei!" Dann erwiderte der Chor: „Die Polizei kann uns gern haben."

In Frau Petriceks Laden blieb ab Mai die Tür offen. Der Laden stellte übrigens mehr eine kleine Wohnung dar als ein Büro. Es stand dort ein Sparherd, ein altes Ledersofa, Tisch mit Stühlen, eine Wertheimkasse. Das eigentliche Büro hinter einem grünen Vorhang bestand aus einem Schreibtisch mit Tintenzeug; Sommer und Winter brannte darüber eine offene Gasflamme.

Die Petricek wohnte dort eigentlich nicht. Sie hielt sich nur von acht Uhr früh bis acht Uhr abends dort auf. Es gab auch eine Unzahl großer Einschreibebücher, in zwei Reihen geschichtet; in der einen Reihe war die „Herrschaft" eingeschrieben, in der andern die „Dienstboten".



„Bei Ausflügen pflege ich ein Taubenei mitzunehmen, um gegebenenfalls die Größe der Hagelkörner vergleichen zu können."

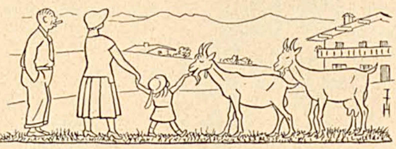
Auswendig wußte Frau Petricek nichts, ihr Gedächtnis verließ sie; doch kaum hatte sie eines der Bücher aufgeschlagen, entsann sie sich aller Dinge, die sich jemals ereignet hatten. So sagte sie auch diesmal, als sie unseren Namen aufschlug: „Was ist es denn mit der Paula, die ich zu euch geschickt habe?"

„Die ist weg, zu einem Doktor Stöckl."

„Was?" schrie die Petricek und wandte sich in einer fremden Sprache zu ihrer Umgebung. Ich vergaß zu erwähnen, daß sich im ganzen acht Personen, alles Dienstboten, im Lokal aufhielten, die auf „Herrschaft" warteten.

Frau Petricek erzählt ein langes und breites von Paula; die jüngeren hören zu, die älteren dösen vor sich hin, eine mit dem Rosenkranz um die Finger, eine Alte strickt und zählt schwachsinnig die Maschen; und eine mit Kopftuch trinkt etwas aus einer Flasche — vielleicht Kaffee.

Frau Petricek sagt, die Augen noch immer in dem Buch vergraben: „Die Paula ist also weg, der Teufel soll sie holen, und schuldig ist sie mir auch, da liegt noch ein Bündel von ihr als Pfand; was ist darin — zwei schmutzige, zerrissene Blusen — so ein" — sie sagt das wieder auf slowakisch. „Geh du mit",



„Sieh mal, Mutti, die Gemsen sind ganz zahm!"

redet sie eine an, eine große Hagere, mit rosa Wangen und einer erschreckend großen Nase. „Geh mit, wirst es dort gut haben, tagsüber bist du allein, mußt alles selbständig machen, kochen, waschen; die Kinder sind nicht zu schlimm, soviel mir bekannt ist."

Die Lange erkundigt sich nach dem Ausgang.

„Jeden Sonntag."

Das scheint ihr zu passen, dagegen ist ihr der Lohn zu wenig, sie sei gelernte Köchin.

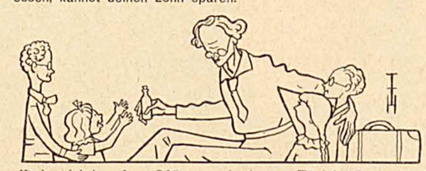
Frau Petricek redet ihr zu.

Nichts zu machen.

Die Petricek schreit: „Brot ist nicht eingesperrt, wo gibt es das?"

Aber die andere will nicht. Sie besteht auf mehr Lohn — und — sie sieht mich von der Seite an — zu reicheren Leuten.

„Geh du", brüllt die Petricek eine andere an, „hast genug zu essen, kannst deinen Lohn sparen."



„Kinder, ich habe euch was Schönes mitgebracht — ein Fläschchen Stratosphäre."

Aber auch die andere will nicht. Sie sei keine Böhmin, sie könne gut Deutsch, sie wolle zu einem Witwer.

Es ist die feinste im Büro, sie ist nett angezogen, blond, mit gebranntem Haar, ein glattes Gesicht, nur hat sie ein silberguldengroßes violettes Feuermal an der Wange.

„Ja, Ansprüche wollt ihr machen", brummt Frau Petricek, „seht euch aber erst an, wie ihr selber ausschaut!" Schweigen.

Ich stehe da; seltsam ist es mir zumute. Was sind das für Frauen? Dienstmädchen, ich weiß es wohl, aber um jede einzelne liegt ein Geheimnis. Wohin gehen sie, wenn Frau Petricek den Laden schließt? Wo ist ihr Zuhause? Was tun sie, wenn sie krank sind?

Jetzt höre ich, wie eine zur Petricek sagt: „Lassen Sie m i c h gehen!"

„Das kann ich nicht riskieren, denk an deinen Kopf."

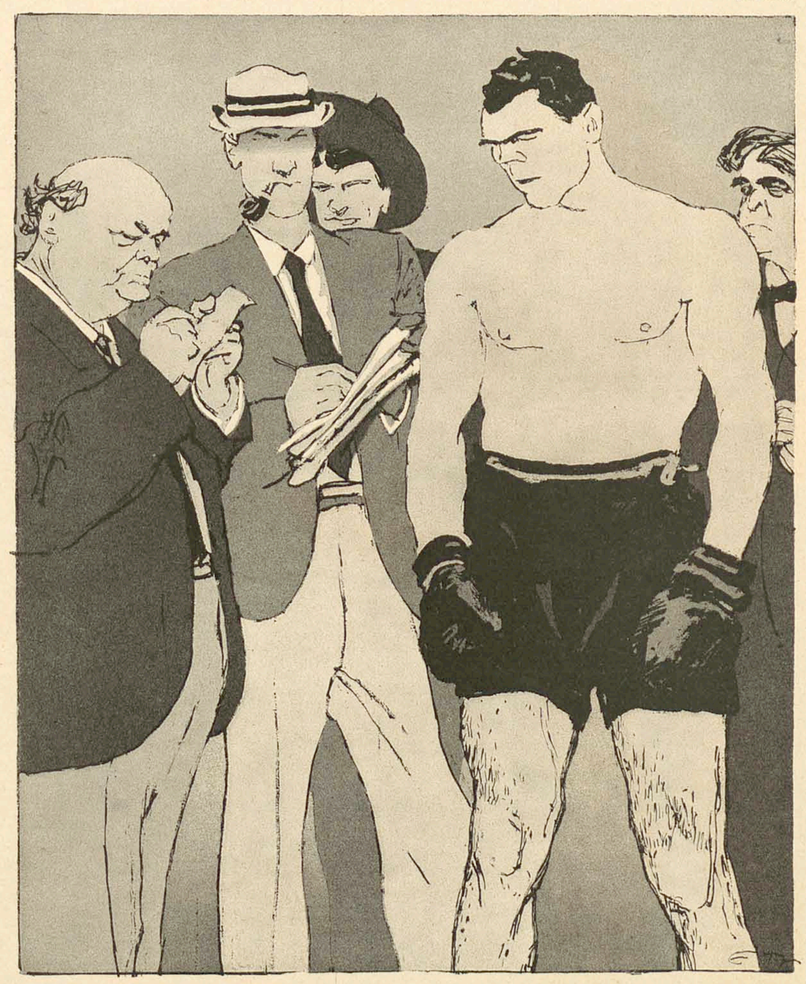
„Ich hab' nichts mehr oben."

„Du hast nichts mehr oben? Tu mir den Gefallen und komm morgen nicht mehr. Geh zu Kallinger oder Weinstein und bring mich nicht in Verruf."

Eine Stimme läßt sich hören: „Ob dort oder da, ist einerlei.

Schmeling, unser 6-Unzen-Botschafter in U.S.A.

(E. Thöny)

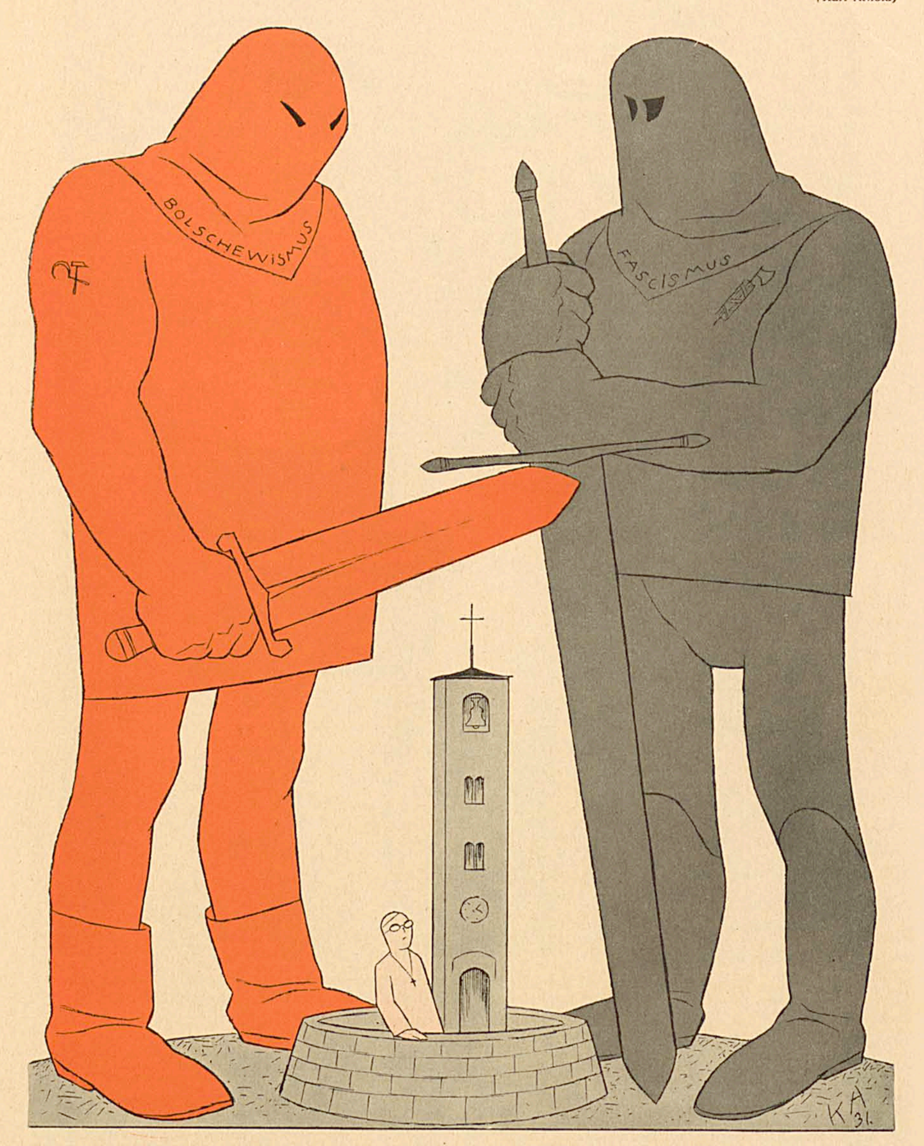


„Wenn ich siege, demonstriere ich den Yankees die natürliche deutsche Überlegenheit – und wenn ich verliere, ist es diplomatische Rücksicht auf die Gefühle des amerikanischen Volkes!"

Wenn es uns schlecht geht, sind wir alle gleich. Fressen muß man bezahlen, und übernachten muß man auch wo — es dauert jedes Jahr recht lange, bevor der Prater grün wird."
Auf einmal fragt die Frau Petricek: „Wo ist denn die Leni?"
„Wo wird sie sein? Nebenan."
„Soll eine sie holen."
Mir ist sofort klar, man holt die Leni aus der Butike, sie soll mit mir nach Hause kommen als unser neues Mädchen.
Frau Petricek sagt leise zu mir: „Die Leni ist die tüchtigste, die ich hab', nur hat sie einen Fehler, sie trinkt. Aber wenn sie es im Posten gut hat, und man sie ein bißchen gern hat, trinkt sie nicht. Sie trinkt nur, wenn sie ohne Stelle ist."
Da kommt die Leni von nebenan zurück.
Sie lacht und lallt und kann sich kaum aufrecht halten. Dabei sieht sie kräftig und gesund aus wie eine Bäuerin.
Frau Petricek benutzt jetzt ihre Fremdsprache, um die betrunkene Leni auszuschimpfen.
Diese sagt voller Gutmütigkeit: „Was fällt Ihnen ein, ich bin nicht besoffen, ich hab' keinen Rausch. Von den drei Gläschen?"
Frau Petricek sagt, sie könne heut niemand mehr schicken, heut sei lauter Pack da. Vielleicht käme morgen eine ordentliche; die Mutter würde bestimmt eine bekommen, sie hätte ja eingezahlt, sie möchte entschuldigen . . .

„Höhere" Mächte

(Karl Arnold)



„Es geht um die Staatsform — da hat die göttliche Macht zu schweigen!"

Schwere Zeiten

Tjaja, die Kirche hat's nicht leicht
und muß sich ihrer Haut erwehren.
Wir sehn es allenthalben gären.
Das Laster schwillt, die Tugend weicht.

Wohin das Auge tränend blickt,
entvölkern sich die alten Pferche.
Zum Baden geht man statt zur Kerche.
Der wahre Menschenfreund erschrickt.

Wenn man gar von den Sachen hört,
die jetzt sich in Italien zeigen
(von Rußland, Spanien ganz zu schweigen),
ist man geradezu empört.

Man fragt mit Angst und Beben: wann
wann explodiert der Sündenkrater?
Und man begreift den Heiligen Vater,
der kaum noch Worte finden kann.

Ratatöskr

Was ist ‚Professionalismus'?

Von Hans Kafka

(Hotelhalle. Großes Geschrei.)

Der aufgeregte Herr: Sie Lump, Sie werden sich sofort entschuldigen.

Der Geschäftsführer: Aber ich bitte Sie, was ist denn los?

Der aufgeregte Herr: Ich sitze da ruhig im Klubsessel und lese meine Zeitung. Da kommt der Kerl dort vorbei und tritt mir auf den Fuß. Glauben Sie, daß er ein Wort darüber verloren hätte? Keine Spur. Ohne auch nur Muh zu sagen geht er weiter, der Lümmel.

Der Geschäftsführer: Verzeihen Sie — ob diese Ausdrücke nicht etwas zu —. Sehen Sie, jetzt bleibt er stehen. Jetzt dreht er sich langsam um. Sie haben ihn mit Ihren Ausdrücken gereizt. Vielleicht entschuldigen Sie sich jetzt, Herr! Der Skandal, mitten in der Hotelhalle —.

Der aufgeregte Herr: Ich — mich entschuldigen? Bei diesem groben Klotz, diesem sturen Hornochsen!

Der Geschäftsführer: Sie scheinen sich ihn nicht ganz genau angesehen zu haben. Er ist doch ungefähr doppelt so breit und eineinhalbmal so groß wie Sie. Er wiegt vielleicht hundertachtzig Pfund, davon allein sechzig Pfund die Arme. Haben Sie seine Pranken nicht bemerkt? Ein Schlag von dem —

Der aufgeregte Herr: Das ist mir ganz egal. Er soll nur kommen. Den zerdrück ich wie eine Fliege. Ja, sehen Sie mich nur an. Sie trauen mir das nicht zu, weil ich klein und schmächtig bin. Na, Sie werden Augen machen. Sie, und die andern Herrschaften hier in der Halle. Er wird es nicht wagen, mir auch nur nahezukommen.

Der Geschäftsführer: Er steuert doch schon auf Sie zu. Na, in Ihrer Haut möchte ich nicht stecken.

Ein Fräulein: Schrecklich, schrecklich —

Der aufgeregte Herr: Sei still, Mizzi. Du wirst sehen, was dein Freund für ein Mensch ist. Ich ziehe nicht das geringste zurück.

Der Gewaltige: Was ist hier los?

Der Geschäftsführer: Ach, bitte sehr —. Der Herr da meinte bloß — aber das ist wohl jetzt nicht so wichtig.

Der aufgeregte Herr: Doch, das ist sehr wichtig. Ihnen, mein Herr, wollte ich nämlich sagen, daß Sie ein grober Klotz, ein Lump, ein Hornochse und ein infamer Lümmel sind. So, Mizzi, jetzt pass' auf! (Stille.) Vielleicht nicht verstanden? Ein Trottel, wollte ich auch noch sagen, und ein Lausejunge —

Der Geschäftsführer: O Gott, o Gott. (Stille.)

Der aufgeregte Herr: Na, wird's bald? Da! Da haben Sie noch ein Dings vor die Brust. Wenn Sie wollen, können Sie noch mehr von mir beziehen. Was sagst du, Mizzi?

Der Gewaltige: Interessiert mich ja gar nicht. Adieu. (Ab.)

Der Geschäftsführer: Mir steht der Verstand still. Ein leichter Schlag von dem — und Sie würden neben Ihrem eleganten Anzug stehen. Statt dessen läßt er sich alles gefallen und zieht sich s o zurück —. Ich verstehe die Welt nicht mehr —.

Das Fräulein: O du Held, du Herrlicher, Gewaltiger —.

Der aufgeregte Herr: Ja, mein Kind. Furchtlosigkeit, Treue zum eigenen Ich, Seelenstärke ist eben mehr als rohe physische Gewalt. Der Geist besiegt die Materie.

Das Fräulein: Ich bete dich an.

Der aufgeregte Herr: Gut, gehe nur voraus. (Fräulein ab.) Herr Geschäftsführer, was geben Sie mir für die Lösung des Rätsels? Mit Geist, furchtloser Seele, „Ich" und Vertrauen hätte ich gegen den gar nichts ausrichten können.

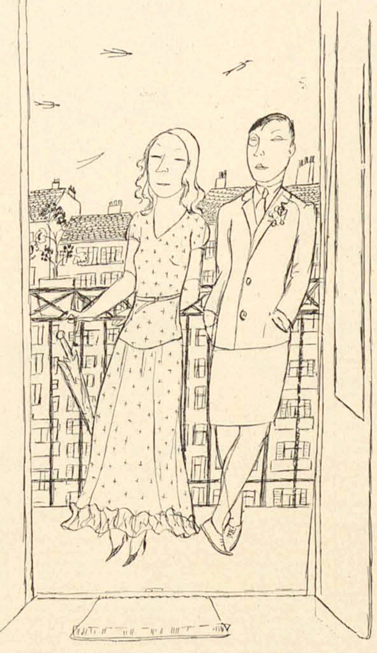
Der Geschäftsführer: Das glaube ich auch.

Der aufgeregte Herr: Das Fremdenbuch, Herr Geschäftsführer. Da steht die Lösung des Rätsels. Kommen Sie her, bitte, hier.

Der Geschäftsführer: Profession: Boxer?

Der aufgeregte Herr: Eben. Der wird doch nicht schlagen, wenn dafür nicht bezahlt wird.

Sensation *(Jeanne Mammen)*



„Weißt du, Hildegard, nun lege ich mir zu meinem männlichen Typ wieder eine weibliche Seele bei, das ist letzter Schick."

Beruhigung

(Otto Herrmann)



„Und wenn der Kahn nun umschlägt, Emil?" — „Dein Leben steht in Gottes Hand, und ich selber kann sowieso schwimmen."

Die Lucy von den „Vier Carcalis" / Von Walter Kujawski

Der marzipanrosa Walzer der „Vier Carcalis" begann sich weich über den Raum zu legen. Das Mädchen mit der Nummer verschwand in der linken Vorderkulisse. Der Vorhang glitt auseinander. Zischend strich der Scheinwerfer über den Bühnenausschnitt und sog sich an vier weißen Gestalten fest. Drei muskulöse, geschmeidige Männer und eine zarte blonde Frau verneigten sich geziert an der Rampe.

Der ältere der Männer, dessen Schenkelmuskeln unnatürlich dick und breit über den Knieen aufwärtswuchteten, schrie „Hopp!", und schon balancierte er den kleinen schwarzhaarigen Burschen auf einem Handteller. Die Claque klatschte schüchtern. Das Publikum blieb noch stumm abwartend.

Der dritte weißbetrikote Mann schlug in rasendem Tempo vor und zurück Flicflac. Die Nummer bekam etwas Tempo. Der Kapellmeister ging nun auch in den Polkarhythmus über.

Lucy stand abwartend im Hintergrund. Sie war ja nur Staffage. Der „vierte Mann" in der Nummer. Sie sah gut aus. Sie wußte ganz genau, daß jetzt die Operngläser älterer Herren ihre Figur studierten und Gymnasiasten in den nächsten Nächten von ihr träumen werden. Die weiße Seide enthüllte sie schamlos allen Blicken. Fest und voll lag ihr Busen, rundete sich ihr Leib, grade und schlank strebten ihre Beine zur Erde, auf der sie manieriert herumtänzelte und unecht kokettierte. Jetzt mußte sie Max das Tuch reichen. Das alte Schwein würde sich gewiß wieder besaufen. Heute hatte es ja Gage gegeben. Wenn er nicht am Nachmittag eine Unterredung mit dem Pariser Impresario gehabt hätte, wäre er bestimmt angesäuselt in die Abendvorstellung gekommen. Das würde wieder eine schöne Nacht werden! Eventuell schlägt er ihr wieder ein paar hinter die Horchlöffel, wenn sie ihm Vorwürfe macht. Aber was soll nur später mal aus der Nummer werden? Der Artur bleibt bestimmt nicht mehr lange. Der schreibt ja schon an Hinz und Kunz, um in einer andern Nummer unterzukommen. Das kann man ihm auch nicht verdenken. Mit einem Untermann arbeiten, der fast jeden Abend einen in der Krone hat, dann wackelt und hinterher noch jeden wie ein alter Ochse anbrüllt, der einen kleinen Vorwurf wagt. Nee, das konnte man dem Jungen nicht verdenken, wenn der türmte. Woanders hätte der es doch bestimmt besser. Aber die Nummer! — Das hat sich doch schon längst überall rumgesprochen, daß Max Carcali säuft. Vorläufig laufen eben die alten Verträge noch. Aber in den letzten Engagements haben sie schon keinen Revertrag mehr bekommen. Die Artisten wissen das auch alle. Lucy weiß genau, daß sie in den meisten Varieté- und Zirkusgarderoben Gesprächsthema sind. Und ein ganz ergiebiges. Wie er sie im Februar in München verdroschen hatte, war ja der ganze Zirkus zusammengelaufen. Sie wollte ja eigentlich gar nicht schreien. Aber das war so aus ihr herausgefahren. Sie war selber ganz erschrocken. Der Zirkusarzt, den man gleich geholt hatte, hat es doppelt so schlimm gemacht mit seiner Verbinderei. Das war doch schließlich eine Familiensache. Aber in solchen Fällen mischen sich alle gleich wichtig ein. Dann tratschen sie's nachher im Direktionsbüro weiter. Na, und dann weiß man natürlich, daß man keinen Revertrag zu erwarten hat. Wenn Max sich nur ein bißchen zusammennehmen wollte. Wie er heute wieder rot anläuft. Früher hat er die Kerle mit einer spielerischen Leichtigkeit hochgestemmt. Aber seit einigen Monaten pustet er. — Natürlich stehen die Bühnenarbeiter wieder in der Kulisse. Die alten Scheißer sollten lieber an den Umbau für die Humstibumsti-Nummer denken. Aber seitdem Max am letzten Sonntag mit allen beiden bei der Pyramide umgefallen ist, trauen sie ihm nicht mehr. Die warten alle auf eine Wiederholung der Blamage. — Lucy wurde wütend. Und dann noch hier stehen und in die Menge grienen müssen! Auch ein Vergnügen! Wenn die Bande da unten eine Ahnung hätte, wie ihr zumute ist. — Sie mußte heute noch die Socken von Max auswaschen und die aus der Wäsche gekommenen Oberhemden am Hals stopfen. Der Kragen hatte den Stoff durchgescheuert. Wer weiß, wie lange sie wieder sitzen konnte, bis Max zurückkam. Mit dem Zauberfritzen hat er vorhin zusammengestanden und gelacht. Sicher zog er dann mit dem los. Wenn nur keine Weiber dazukommen. Die ziehen ihm sonst noch das Hemd über die Ohren.

Jetzt muß sie gleich die Fahnen zureichen. Der Kapellmeister fängt wieder zu spät mit dem Marsch an. Der lernt's auch nie. Was sieht mich denn der Emil wieder so frech an. Alter Bock. Wenn der heute nur nicht wieder auf mein Zimmer kommt, weil Max so lange wegbleibt. Mit schönen Redensarten halte ich mir den nicht mehr lange vom Halse. Das Leben ist schon ein ganz verdreckter Saustall. Aber wenn ich dem pampig komme, haut er auch noch ab. Und dann? Dann ist es aus mit den „Vier Carcalis". Dann können wir stempeln gehen. — Am Trikot von Artur läuft ja auch schon wieder eine Masche. Das muß nachher gleich noch gestopft werden.

Was? Schon das Karussell? Jetzt muß ich mich Max an den Hals hängen. Pfui Deibel, schwitzt der wieder. Das wird langsam eklig. Warum ich nicht lache? Ich lache doch, Mensch. Kannst wohl nicht kieken? Was blinzelt denn der Emil nur? Bei dem piept's wohl. Kommt ja gar nicht in Frage.

Tusch. Tusch.

Nur zwei Vorhänge. Mieses Publikum. Die haben wieder mal keine Verstehste gehabt. Da drüben steht ja der Direktor. Natürlich mit dem Zauberfritzen. Der kriecht dem Ollen noch mal in 'n Hintern. Für uns hat er kein Auge. Na, soll er. Wenn nur die Nummer weiter läuft. Wenn Max sich bloß ein bißchen beherrschen würde. —

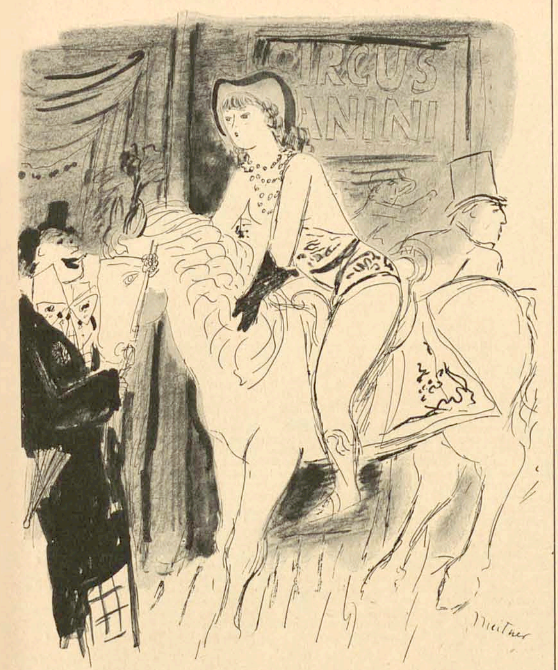
Lucy lächelt der Bella Aurora zu, die ihr mit dem radfahrenden Schimpansen durch den Garderobengang entgegenkommt.

„Nischt los draußen. Die sitzen wieder mal alle auf den Händen."

Eine pseudo-orientalische Melodie geistert gedämpft zu den beiden Frauen herunter.

Oben verschwindet das Mädchen mit der Nummer in der linken Vorderkulisse. Der Scheinwerfer umzischt gelb und geheimnisvoll den Zauberkönig Polakio.

Notverordnung *(Laszlo Meitner)*



„Siehste, Mächen, nu kriejen wa um zehn Prozent wenijer zu fressen und müssen uns um fuffzig Prozent mehr anstrengen, damit det Publikum noch lacht!"

Bühnen-Anekdoten / Von Karl Schnog

Forciert

In Bonn am Rhein, bei Direktor Adalbert Steffter am Neuen Operettentheater, spielte ich in der Pragerschen Operette „Die Prinzessin vom Nil" zur Zeit ihres Triumphzuges durch Deutschland. Eine verschwindend kleine, aber nette Rolle. Den Althändler Tobien. Als blutiger Anfänger war ich wahnsinnig ehrgeizig. Darum machte ich surrealistische Maske. Stellte in Maske, Haltung und Sprache eine Figur auf stark chargierte Beine, die einem Herrnfeld-Theater alle Ehre gemacht hätte.

Nach dem ersten Akt der „Generalprobe in Kostüm und Maske" ließ mich der Direktor in seine Loge rufen, von der aus er das Spiel verfolgt. „Entdeckt!", jauchzte ich innerlich. Aber der Direktor hatte nur kleine, regietechnische Wünsche. „Wissen Sie, lieber Freund", begann er wohlwollend, „Sie haben etwas zuviel Maske gemacht. Passen Sie auf: Sie werden am Abend keinen steifen Hut aufsetzen, Sie werden sich keinen Bart ins Gesicht malen, eine Nase brauchen Sie sich auch nicht zu kleben. Auch werden Sie beim Sprechen nicht mit der Zunge anstoßen. Gehen und sprechen Sie wie immer. Dann ist es noch übertrieben!"

Die vollkommene Illusion

In Neiße hatte ich eine rührende alte Logiswirtin: Mutter Nagel. Und weil die meisten Leute (laut Direktor Striese) froh sind, wenn sie im Theater weinen können, schickte ich meine gute Nageln — der ich schon lange Freikarten versprochen hatte — in die „Siebzehnjährigen". Für den Großvater, den ich spielte, ist das Dreyersche Stück eine angenehme Komödie, weil diese Charge eine halbe Stunde vor allen andern mit den Worten „Ich kann das Elend nicht mehr mit ansehn, ich geh zu dem Jungen, die letzte Wache halten" sich empfehlen und abschminken darf.

So kam es, daß ich nach beendetem Stück vor meiner Wirtin zu Hause war und ihr, die vor lauter nachwirkender Rührung das Schloß zur Korridortür nicht fand — öffnen konnte. Sie starrte mich entgeistert an und murmelte: „Nu nu ock, und ich dachte, Sie holten noch Wache bei den Tuten!"

Das Gutachten

Eine kleine Soubrette, die vom Varieté zur Operette hinüberwechselte, hatte den Humoristen Otto Reutter bei irgendeiner Artistenzusammenkunft, als sie ihm vorgestellt worden war, gebeten, sie bei ihrem demnächst stattfindenden Debüt doch ansehen zu wollen. Reutter ging auch hin. Die Kunstelevin hatte ein winziges Röllchen, erschien mit einer Meldung auf der Bühne und verschwand für immer. — Nach der Vorstellung stand die junge Dame schon vor dem Theater und fragte Reutter, wie sie ihm in ihrer Rolle gefallen habe? „Wissense", sagte Otto bekümmert, „wir ham Pech jehabt. Wie Sie uff de Biehne kamen, da hat mein Nachbar jenießt, und da war Ihr Ufftritt leider ooch schon vorieber."

Der Kollege

Ein bekannter und in dem Wunsche nach Popularität mitunter vielleicht etwas zu primitiver Volkskomiker — nennen wir ihn einmal Bommel — wurde dem Genie unter den Varietéhumoristen vorgestellt. „Bommel?", wiederholte Reutter nachdenklich, „Bommel? Sind Sie nicht der, der bei allen Rundfunksendern so häufig spricht?" — „Allerdings", erklärte der Populäre strahlend. „Dann müssen Sie aber doch auch der sein", fuhr Reutter grübelnd fort, der so auf allen Schallplatten zu hören ist." — „Freilich, freilich!" sagte der Primitive geschmeichelt. „Na, sagen Sie", meinte Reutter und sah sein Gegenüber mit den großen blauen Augen fragend an, „wat wollen Sie denn mal werden?"

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen

Bescheidenheit

(Friedrich Gäbel)



„Hot sich lieber Gott gewollt, ganze Welt soll Zigeunern gehören, hot beschaidener János nur klaines Hahndl daraus genommen!"

Das letzte Mittel / Von Peter Hammerschlag

Ismael Uetschük Bey, der Silberbärtige, begrüßte die Herren mit dem Ernst, der der Stunde entsprach . . .

Alcibiades Popopandoulos (Athen),
Benjamin Sissussian (Brussa),
Arpad Kondorossi (Galanta),
Didier Lopulescu (Plojesti),
Ramon José Issakides (Rosario),
Nachman Hersch Sgalitzer (Boston).

In ihren schon von Natur aus mandelförmigen Augen lag heute echte orientalische Schwermut. Es war auch schrecklich. Grauenhaftes Sinken der Kaufkraft bei steigendem Überangebot, Nachlassen der Qualität als offenbare Folge übermäßiger Gymnastik. Durch die erhöhte Freizügigkeit der Frau und den Wunsch nach freier Berufswahl ist es heute vielen Bewerberinnen ermöglicht, sich unter Ausschaltung jeglichen Zwischenhandels selbst mit ersten Firmen in Verbindung zu setzen . . . Kondorossi plädierte dafür, sich, dem Zug der Zeit folgend, völlig auf Knaben umzustellen. Durch die Flucht vor dem Mittel- und Hochschulstudium wird viel brauchbares Material frei. Knaben-Versuchs-Institut in nördlichen Provinzen, Pirna, Hammerfest oder Mährisch-Ostrau. Zum Schluß schlug Nachman kalt, hart und trocken einen 15%igen Ausgleich vor. In der Kasse waren noch rund 20 Dollar, 6 Lei und 12 österreichische Groschen. Und dieser grauenhafte Moment nannte sich: 120ste ordentliche, beschlußberechtigte Jahres- und Generalversammlung der „IMAEAG (Internationale MAEdchenhandels A.G.)

Uetschük Ismael strich den Silberbart: „. . . geht schlafen, Brüder. Der Tau des Mondes macht den Geist hell und leicht. Ich will für euch denken." Allein geblieben, zog Ismael die engen Lackschuhe aus, zog die Beine unter sich und trank bis zum Morgengrauen 42 Schälchen echten Mokka. Um 8 Uhr flog er nach Liverpool, zu Colonel Jeremiah Ezzechia Horsepower, dem „göttlichen Wegbereiter" der „GAUNBA". Die „GAUNBA" (GArantiert UNendliche BArmherzigkeit), patentiert in sämtlichen Kulturstaaten, oft kopiert, Gott sei Dank nie erreicht, stützt gefährdete Mädchen. Die stocksteife, todernste Unterredung der beiden Greise währte 4 Stunden. Dann watschelte Ismael ins „Ritz-Hotel", und Horsepower telegraphierte an Horst-Heinz Knublitzschcke.

Haargenau 2 Monate nach diesem Palaver, am Morgen des 12. Mai um 9 Uhr, ereignete sich in 12 ziemlich bekannten Städten die folgende gleiche Szene. Auf den Hauptbahnhöfen in Berlin, Wien, London, Paris, Kalkutta, Peking, New York, San Francisco, Cairo, Kapstadt, Sidney und Melbourne stiegen aus einem rosenroten Sonderwaggon des Morgenzuges 12 bildhübsche, bloß etwas rußige und übernächtige Mädchen, die von einem schmierigen, olivenfarbigen Individuum in hellgelbem Sommeranzug, mit blauem Fes, weißer Weste, weißen Gamaschen und schwarzen Zahnlücken überwacht wurden. Der Fesmensch begann mit einem ähnlichen Fesmenschen, der ihn auf dem Perron erwartete, eine speichelspritzende, angeregte Unterhaltung. Um 9 Uhr 5 Minuten näherten sich in 12 Städten diesen 24 Schurken 12 Vorstandsdamen der „GAUNBA" und sprachen sie strenge auf arabisch an. Worauf die 24 Schurken immer hündischer und nach Verlauf von weiteren 5 Minuten von der Bahnhofspolizei vorderhand in Schutzhaft genommen wurden. Während das Publikum, um seine Lynchjustiz gebracht, die 12 Damen und die 144 geretteten Mädchen auf den Schultern in die Bahnhofsrestauration trug . . .

War ein gar leckeres Fressen für die Weltpresse. Da habe man ja einmal die gefürchtete „Schlauheit" der sogenannten „Mädchenhändler"! Am helllichten Tage . . .

Immerhin waren jetzt die Augen und Ohren der Welt auf Colonel Horsepower und seine „GAUNBA" gerichtet, und zwei Wochen lang kamen Anerkennungsschreiben aus aller Herren Länder mit Scheckformularen und bunten Noten, und nach einer weiteren Woche bekam Uetschük Ismael Bey seine ausbedungenen 40% der Spenden, und das waren immer noch 20 000 000 Dollar. Sagte der Silberbärtige: „. . . auch Feuer und Wasser sind einander feind. Doch wenn sie sich vereinigen, entsteht der brave Dampf . . ." Der Hauptverdienst, Brüder und Schwestern, gebührt aber nicht so sehr dem Ehrwürdigen, noch dem wackeren Colonel, sondern hauptsächlich dem göttlichen Reklamechef und Ex-Filmregisseur Horst-Heinz Knublitzschcke, der Ismaels klugen Reklametrick so groß aufzog . . . Und überhaupt muß man in dieser schweren Zeit zusammenhalten . . .

Einzelgänger / Von Alfred Pabst

Rosawolken blühn. Sommerliche Mädchenbeine winken.
Aber heute abend ist man nicht auf Liebe eingestellt,
sondern geht, die Reste eines Honorares zu vertrinken.
Auch Bruder Alkohol schenkt tiefe Tröstung nur für Geld.
Düfte wehen wild. Frösche plärren in den nahen Teichen.
Einzelgänger, sitzt man in der schönen Schenke nah am Wald,
trinkt man Glas für Glas, und man darf abgründig schweigen,
während dieser alte Zaubrer Mond Silberlügen malt.
Alle großen Traurigkeiten kehrten schon bei einem ein,
und des Lebens abendliche Schwermut machte einen müd.
Manchmal kann man nur mit Bruder Alkohol und sich allein
eine gute Stunde feiern, die wie keine andre blüht!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Unsere Urahnen

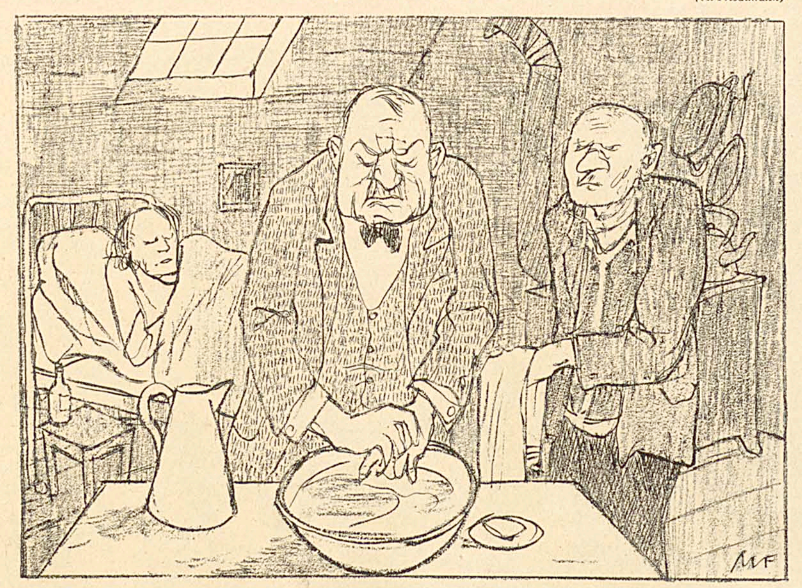
(Wilhelm Schulz)



„Siehst du, lieber Schimpanse, wenn du ein Mensch wärest, hättest du die Weltmeisterschaft im Baumklettern!" — „Siehst du, lieber Brüllaffe, wenn du ein Mensch wärest, hättest du eine neue Partei gegründet!"

Mißverständnis

(M. Frischmann)



„Machen Sie sich diesmal auf das Äußerste gefaßt, lieber Mann!" – „Na, Herr Sanitätsrat, mehr als zehn Märker könnense for Ihren Besuch doch wohl ooch nich fordern!"

Der Inhaber eines Trauermagazins spricht:

Die Leute reden alle so, ich wäre ein brutaler Mensch, ein gewiegter Geschäftsmann. Kann ich denn dafür, daß ich in dieser Branche arbeite? Mein Geschäft ist mein Leben. Und mein Leben der Tod anderer. Man lebt ja schließlich immer von den anderen, warum soll ich schließlich nicht an den Leichen der anderen verdienen? Ich bin doch der Mann, der dafür sorgt, daß die Leute ein bißchen anständig unter die Erde kommen oder verbrannt werden! Sterben ist keine Kleinigkeit, das kann sich nicht jeder leisten. Ich mache schon Ausnahmepreise und werde nächstens Familienabonnements einrichten. Meine Särge sind prima Ware. Man liegt drin wie neugeboren. Ein Vergnügen, begraben zu sein in den feinen Pasberg-Särgen. Ob man das als Reklame verwenden könnte? Bißchen banal, was? Wollen das man lieber nicht machen! Ich denk nur schon an den Augenblick, in dem meine Frau mir einen Sarg aussuchen, mich hineinlegen und bedecken wird. Eigentlich eine kitzliche Geschichte. Aber man gewöhnt sich so daran, bei Lebzeiten schon, daß man es nachher gar nicht mehr merkt! Aber wie gesagt: wenn Sie mal sterben sollten, dann kommen Sie zu mir: verlassen Sie sich darauf: Sie werden reell und prompt bedient. Ehrensache. Gerhard Krause

Lieber Simplicissimus!

Vor dem Eingang zur Hermesvilla im Lainzer Tiergarten, der während des Bauerprozesses viel genannt wurde, findet sich seit einigen Tagen eine Tafel:
„Führungen zur Mordstelle täglich ununterbrochen von 10 bis 16 Uhr — — —"
Wie steht es mit der Lustbarkeitssteuer?
Während der Wiener Festwochen führt vermutlich Gustav Bauer persönlich. J. H. R.

Ehrwürden, bitte ein Exempel — — —!

Von Peter Scher

Jene Mütter anzuschaun,
die für Krieg sind gegen Frieden
und an Heer und Flotte baun . . .
gibt es Schöneres hienieden?

Ja und ja, das gibt's gewiß.
Wenn ein Stahlhelm-Pfarrer predigt
und mit schäumendem Gebiß
unsre schlappe Zeit erledigt:

Drauf und dran mit Gottvertraun,
unsre Waffen wird er segnen,
Gas und Gift kann auf ihn baun —
ließ er nicht schon Schwefel regnen?! —

Alle Achtung, starker Christ,
wenn der Pfarrer und die Pfarre
so von Glauben trächtig ist,
ist er keine Dutzendware.

Also bitte, Herr Pastor,
machen Sie uns zum Exempel
doch einmal die Übung vor
und verzichten auf den Krempel:

Würde, Stellung und Gehalt . . .
Wie — Sie kleben doch am Gelde,
evangelische Gestalt?
Und „die Lilien auf dem Felde"?

Und Sie geben „es" nicht ab —
etwa an die Arbeitslosen,
ihm nur trauend bis ans Grab,
der Sie schuf, wie Spatz und Rosen?!

Wie — Sie wuchern mit dem Pfund?
Wie — Sie wolln um Gott nicht teilen?
Also halten Sie den Mund,
statt uns stählern langzuweilen!

Literatur-Geschichten

Der Weltbürger

Ein junger Mann, der sich für einen Dramatiker hielt, hatte ein Stück geschrieben, das in seiner Vaterstadt aufgeführt wurde und durchfiel.
Ein Freund des Dichters meinte, das wolle noch nichts heißen: der Prophet gelte nichts in seinem Vaterland.
„Aber der Herr ist Weltbürger", sagte Franz Blei, der daneben stand. Cl.

Bernard Shaws Urteil

Von einem verdientermaßen wenig beliebten englischen Autor wurde in London ein neues Stück gegeben.
„Wieder eine rechte Plage", sagte einer der hervorragendsten Kritiker der Hauptstadt, „dem Herrn X. sollte die Füllfeder für immer aus der Hand geschlagen werden."
„Was wollen Sie?" meinte Bernard Shaw. „Das ist noch nicht die schlimmste Plage. Ich sehe allemal lieber ein Stück von ihm als den ganzen Kerl." H. A.

Gegenseitigkeit

Man sprach im Café davon: wie flüchtig, manchmal oberflächlich die Buchkritik ist — wie leicht aber der Künstler, der Dichter besonders zur Manieriertheit entarte ohne das Korrektiv einer klugen Kritik, die aus gutem Herzen kommt. Der Künstler brauche Freunde, die ihn beraten, nicht aus den Augen lassen.
Da sagte ein Autor zu Roda Roda: „Üben wir doch Gegenseitigkeit! Ich werde Ihre Bücher lesen und Sie die meinen."
„Das könnte Ihnen so passen", antwortete Roda Roda. „Sie werden sich mit meinen Sachen unterhalten — und ich soll vor Langerweile sterben."

Wirtschaftliche Anpassung

(Josef Sauer)



„Ja, ja, Herr Schulze, wenn man jeahnt hätte, wie jroß det Defizit im Reichshaushalt wieder is, hätt' ick eben ooch statt der zweiten Qualität Bohnen die dritte jesetzt!"

Klawuttke meckert sich eins:

Wat die Leite nur jejen die neie Notvaordnung ham —: vasteh ick jar nich! Det is keene richtje Notvaordnung, sarense? Ick danke! Wo se doch det janze Volk imma mehr Not vaordnet? Mehr is jar nich meechlich, saacht Brüning doch selba! Dasse uns iba Wassa hält, wat uns schon bis zu'n Halse steht, jloobe ick ooch nich. Aber dasse Wassa uff die Mihlen von die Nazis und die KPD. is, det jloobe ick. Jottes Mihlen mahlen langsam — dafor wern denen ihre nu schnella mahlen.

Rätselhafta is for mir, wat die Leite eejal an'n Nordpol wolln? Wo doch nischt zu sehn is, als det jar nischt zu sehn is. Und bloß um det zu sehn und zu frian, zahln da so een paar spleenige Mächens den Eckener een' dollen Zasta, dassa se mitnimmt! Durch de Luft. Wojejen der Wilkins partuh unten durch will. Det letztere wär doch eejentlich det jejebene Untanehmen for uns jewesen, wo wa doch ibaall unten durch sind.

Ooch die Prominenten vons Theata. Jaaschen hamse ja, daßde Bauklötze staunst, aba kriejen tun se se nich! Wat Pappi Barnowski is, der hat se nu in seine Jrooßmitichkeit dreißich Prozent anjeboten — und wenn se det nich jeniecht, machta Pleite und schließt den Laden. Wat jloomse woll, wat mein Schneida wirde saren, wenn ick bei ihn een Anzuch for dreihundat Emmchen bestelle und denn, wenn 'ck 'n abjetraren ha', zu ihn saren wirde: „Hundat Eia kriejense, wenn se ma jleich een' neien liefan — und wenn nich, sindse Neese!" Ick jloobe, er wirde eene unscheene und sojar ehrenrihrje Bezeichnung for mir wählen! Und nu läßt Maxe Reinhardt, der Jemein-Nützije, det lettische Ballett nach Barlin komm', weil wa bei uns jar keene brotlosen Tanzmächens ham. Dafor will a denn selba Lette wern, damit a von sein Heims'chen am Herd loskommt und nischt zu zahln braucht. Vorleifich klappt die Schose freilich noch nich janz, und a is sozusaren nur toi-toi-toi-Lette.

Det Ehrenmal hamse nu ooch einjeweiht. Wirdevoll. Nur mit een bißken zuviel Stechschritt und Parade und so. Det sah mehr nach'n selijen Willem aus als nach nie-wieda-Kriech. Is nich so? Und so, als ob se janz jerne in een paar Jahrn wieder een Ehrenmal mechten einweihn — valleicht for die „Jas-jefallenen Zivil-Helden von Jroß-Barlin".

Dajejen hamse sich in Chequers freindlich untahalten. Und jefrihstickt. Und die Presse saacht, se ham den „Stein ins Rollen jebracht". Weil se jesaacht ham, det det so nich weita jeht und se in'n Herbst wieda und ausjiebija frihsticken missen, damit der Stein noch mehr in't Rollen kommt. Offenjestanden: ick ha' da een mulmijes Jefihl bei! Imma nur rollende Steine statt Brot — det is een bißken wenich — findense nich? Wenn da nur nich pletzlich Köppe rollen statt Steine — — — Reden is jut, und frihsticken is ooch jut, aba die Leite vajessen, dat andere nischt zu frihsticken ham und dat ihr Reden die nich satt macht!

Mit die Justiz jeht ja nu allens in Ordnung: den Leitnant Ludin hamse bejnadicht. Det is doch ooch der eenzje, wo Hitla trei jebliem is. Wohinjejen der neijebackene Kommuniste Scheringer und Wendt, wo zu Stennessen abjeschwenkt is, weita jratis vapflecht wern. Treie lohnt sich imma noch — man muß nur uff die richtje Seite trei sein.

Kaki

S(aniert) O(esterreich) S(chnell)

(E. Schilling)



„Solange alles gut geht, muß die Privatwirtschaft jede Einmischung des Staates ablehnen, aber gegen eine Verstaatlichung der Pleiten ist natürlich nichts einzuwenden!“

Stuttgart, 29. Juni 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Weltkrise

(Wilhelm Schulz)



Die Politiker werden so lange frühstücken, bis sie gefrühstückt werden!

Visiten / *Von Ratatöskr*

Visiten hin, Visiten her . . .
Wie ist doch das Regieren schwer,
bis man nach Wunsch es jedem macht!
. . . Hat Väterchen was mitgebracht?

Ein wunderschönes Wortbukett!
Nanu . . . wer wird von Worten fett?
Die ganze Kinderstube tobt,
statt daß sie Vater Brüning lobt.

Der ist nun mal für „weite Sicht".
Man selbst ist aufs Sofort erpicht.
Die Notverordnung jedenfalls
ist da und drosselt Hals um Hals.

Und spricht der Vater tröstend: „Bald,
bald kommt ja Onkel Macdonald.
Das ist dann wiederum ein Schritt"
— die Kinderstube tut nicht mit.

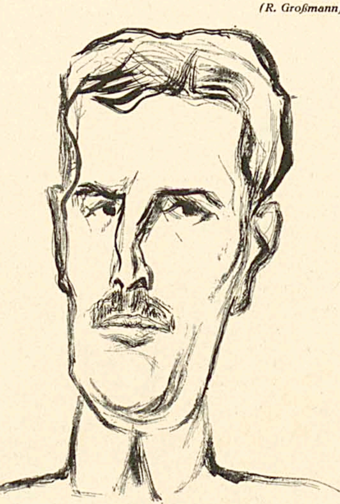
Die böse Kinderstube hat
all diese guten Onkels satt,
mit Mäulern voll und Taschen leer . . .
Visiten hin, Visiten her!

Die Fischprobe / Von K. H. Bischoff

Eines Morgens, zu einer Zeit, als die Enten längst keine Eier mehr, sondern eine Schar schon halbflügger Jungen hatten und es also aus mit der Frühjahrseiersuche der Burschen im Schilf, aus mit dem Frühjahr selber und seinen plötzlichen Lockungen war, klopfte der alte Lenge seine Tochter heraus.
Es hatte noch nicht recht begonnen zu tagen. Die Geweckte streckte sich schwer im Bett, gähnte; um diese Stunde ist der Schlaf am tiefsten, und sie war unwillig. „Wir gehen fischen!" rief der Alte zurück.— Wie sie sich gleich darauf wusch, bemerkte sie erschreckt auf ihrem Arm einige blaue Flecken, vier dicke Punkte und auf der Innenseite noch einen, doppelt so dick, daumendick. Sie starrte darauf, sinnend, jetzt erst richtig erwachend, lächelte mit schmerzlichem Mund, stellte die flackernde Kerze etwas höher und schaute dann — ängstlich, rasch und schüchtern — unter den Hemdsaum auf ihre Brust, leise seufzend. Auch dort, da wo es weiß und rund ist, war ein Flecken. Aber nicht blau . . . rot war er . . . nicht dick, wie von Fingern und Daumen — sie wusch sich heftig — er war länglich, wie von Zähnen. Noch einmal lüftete sie das Hemd, deckte dann die schamlose Stelle eilends wieder zu und wischte sich die Augen.
Schweigend gingen sie zum Fluß. Sie trug den Eimer, der Vater die Schnüre, und die Vögel waren schon wach, und die Hähne krähten hinter ihnen her. Über dem Wasser glitzerte es. — Dorothea hatte rote, brandrote Haare, wie die Tochter eines Hexenmeisters; sie war ein armes, halbverstoßenes Mädchen, man bespöttelte ihr Haar im Dorf unter den Leuten und hinter ihr her. Ihrem Vater sagte man dazu noch nach, daß er Gesundheit und Krankheit, die Hölle und Sterne, Wunderheilungen vom Himmel herabbeten könne, und die Dörfler trieben ihre Mutterschweine zu seinem Eber, mehr aus der eingeborenen Menschenfurcht vor der Willkür geheimer Mächte, dem Unglück im Stall, als aus den einleuchtenden Gründen der Zuchtwahl; die Vernunft kommt nie in erster Linie in Betracht . . .
Als sie nach halbstündigem Weg an den Fluß gekommen waren, schob der Vater den Kahn über die grasige Erde, bis er halb im Wasser lag; sie stellte Eimer und Schapfe hinein, und dann stakten sie ein Stück in die ruhige Flut hinaus, schweigend und leise hantierend. Weit und breit war es ruhig. Die kleinen Wellen plätscherten um den Nachen, und vom Ruder tropfte das Wasser mit kleinem Laut ins Wasserbett zurück, aus dem ziehend und strömend, lockend die Schwermut für ein Mädchen mit einem solchen Mal auf der Brust stieg.
In der Flußmitte zog der Vater auch vollends die Ruder ein und ließ den Kahn treiben, um möglichst wenig menschliches Geräusch zu machen. Fische hören nicht mit Ohren, sie hören durch den Leib hindurch; sie sind etwas wie Frauen, die durch alle Poren hindurch die Liebe empfangen, — so daß man ihnen auch die Zehen küssen kann! Aber an so etwas dachte der alte Quacksalber nicht, er wußte nur einen Spruch, daß man eine Jungfrau im Boot haben müsse, um einen guten Fischzug zu tun. Die Fische erkennen untrüglich das unschuldige Herz; Holz und Wasser übertragen ihnen gesprächig und geheimnisvoll die Kunde, und sie folgen ihr. —
Der Kahn trieb ein wenig, schaukelte, dann wendete er sich in der Strömung um sich selbst, schwankte. Der Alte warf die Schnüre mit den Brocken. „Hast du die Schweine gefüttert?" fragte er leise. „Gib die anderen Schnüre, lege den Käscher heraus — oder meinst nicht, daß wir ihn brauchen?" — „Weshalb nicht?" — „Nur so!" — Darauf schwiegen sie wieder in den Nebel hinein, der vor der ersten Sonne floh.
Nichts biß an. Das Boot schaukelte dem anderen Ufer zu, dort wo das Schilf hoch steht und die Burschen bei der Frühjahrseiersuche singen. Dorothea sah, wie sich der Unterkiefer des Vaters ein paarmal mahlend vor und zurück schob und eine Röte über seine eingefallenen Backen lief. Sie blickte darauf wieder träumend über das Wasser hin, als er sie plötzlich an der Hand faßte. „Da", keuchte er — „da" — und deutete hinaus. Die Fluten schoben sich zwischen den Ufern dahin. Verständnislos blickte sie ihrem Vater ins Gesicht. Es war jetzt ganz rot. Er hüstelte etwas und zog sich in sich zurück. Irgend etwas hatte er schlecht angefangen. „Gib mir ein Stück Brot", flüsterte er. Er aß merkwürdig langsam und warf einige Krumen ins Wasser. Sofort schnappten Fische danach.
Sie hatte das Gefühl, daß hier auf dem Fluß, im Kahn, ein sinnloser Kampf entstehen werde, aber von Angst bedrängt wußte sie nicht weshalb.
„Was hast du getan?" fragte der Vater schließlich. — „Die Schweine gefüttert", gab sie ausweichend und herausfordernd zurück. „Den Teufel hast du gefüttert, Dirne du, brandrote Hexe!" Sie zuckte, schwieg aber, nur ihre Augen funkelten den Mann an, flammten auf und erloschen in Demut. — Er fing mit bohrenden Fragen an. Sie sagte nicht nein. Ihre Wangen waren rot wie gewöhnlich, ihr Blick schwamm in Ruhe und gutem Gewissen, sie sagte nichts, und jetzt wendete die Strömung den Kahn wieder, erfaßte seine Nase und drehte ihn. Auch der Alte im Boot drehte sein Verhör und fing an, von der anderen Seite in sie einzudringen. Sie sagte nicht ja. Ihre Backen waren wie gewöhnlich rot und ihre Lippen geschlossen und ohne Not, ihre Gedanken gingen hin und her und sangen. — Daß sie es mit einem verheirateten Mann hielte, Dirne, Teufelsbrut, schrie der Vater sie an! Sie lächelte spöttisch, als lohne es sich nicht, auf solche Dummheit anders zu antworten. Sie hielt sich aufrecht, und der alte Ankläger wurde etwas unsicher.
Die Stellen an ihrem Arm spürte sie nicht, aber der Biß in der linken Brust brannte, wenn sich im Atmen das Leinenhemd daran rieb. Das Geheimnis ihrer Liebe gab ihr, gemahnt durch diesen Schmerz, Kraft und Recht, zu widerstehen.
Eine Weile war es still. Dann fing er wieder mit gesenkter Stimme unerbittlich an, und auf einmal war es ihr eine Lust, laut zu leugnen. Sie kämpften, Vater und Tochter, in dem dunklen schmalen Kahn auf dem Fluß, unter dem himmelhohen Himmel. Sie kämpften zäh. Dorothea schaute ihm geradewegs ins Gesicht. „Nein", sagte sie mit blitzenden Zähnen, „das weiß ich nicht" und „Glaube, was du willst!" — „Die Fische würden beißen, wenn du noch ohne Schuld wärst, Dirne; bist du meine Tochter, Dirne, mit Verheirateten hältst es, Schandweib, schäm' dich — ich schlag' dich tot, ich werf' dich ins Wasser!" — „Es ist alles Lüge, was du sagst; du weißt nicht, was du schwätzt!" Sie saß mit angespannten Nerven und dachte, warum das? Wegen der Fische, wegen der Leute, der Sitte, wegen der Liebe? Ich weiß es nicht! Möchte meinen Kopf an des Vaters Brust legen! Ich weiß nicht, warum er schreit. Ich kann für nichts; es brennt, es quält, es ist da! Fast hätte sie es laut gesagt, alles verratend — ja, er ist verheiratet, ja, er liebt — er beißt mich in die Brüste — fast hätte sie es verraten; eine unsichtbare Hand hielt ihr geschwind noch die Finger auf die bereiten Lippen. Woher kam sie? Sie wandte sich, als wäre hinter ihr jemand ins Boot gestiegen; aber es war nur die Sonne, die in ihrem Rücken über dem Gewölk aufgegangen war und ihr nun warm ins Gesicht schien. Dieser Wärme entgegen bildeten ihre Lippen ohne Laut das erste Geständnis; aber in

Politisches Panoptikum

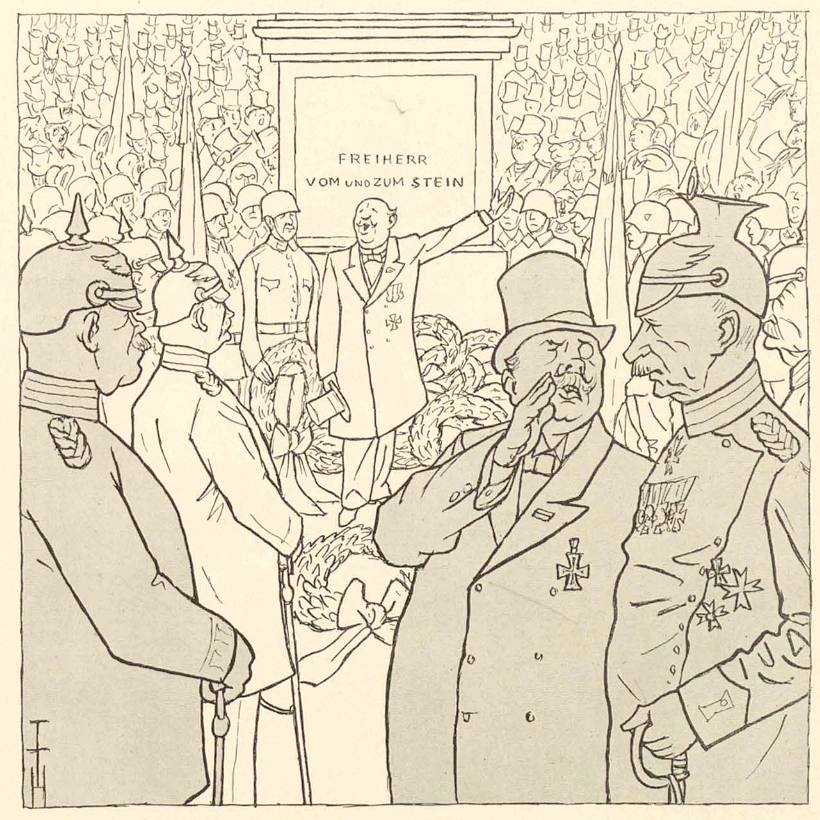
(R. Großmann)



Rudolf Breitscheid
Zweiter Fraktionsvorsitzender der S. P. D.

Des Freiherrn vom Stein 100. Todestag

(Th. Th. Heine)



„Daß er die Leibeigenschaft aufgehoben hat, war natürlich unverzeihlich, aber durch die Einführung der Wehrpflicht hat er sich einigermaßen rehabilitiert!"

demselben Augenblick klatschte es im Wasser; eine Schnur zog rasend an, und ein Fisch kämpfte. Er sprang hoch; es rauschte; die dürre Hand des Vaters hatte zugegriffen, allein der Fisch riß ihn fast mit, so schnellte er; Dorothea packte instinktiv zu, und es dauerte lange, ehe sie gemeinsam die Beute ermüdet und geborgen hatten.
„Wir werden sehen, sagte der Blinde", warf Dora darauf ihrem Vater trotzig und spöttisch hin, der eben mit einem Schlag des Käschers das noch kämpfende Tier tötete.
In diesem Augenblick hörten sie beide singen. Es stieg aus dem hohen Schilf empor, kam vom Schilfufer herüber und klang lustig in die Ohren. Lala, lala, lalala!
Dorothea richtete sich im Boot auf. Sie erkannte zuckenden Herzens die Stimme, hörte das Lied, erglühte . . . dieser alte Mann im Nachen, was wollte der von ihr, ihrer Liebe, diese Spinne, dieser Händler und Geizkragen . . . was wollte er — . . . wessen Recht hatte er . . . die Fische bissen . . . der Himmel war blau, blieb blau . . . oh, du kleiner, alter, dummer Mann . . . die Stimme sang . . . das Blut glühte . . . sie richtete sich auf, so schrie sie dem Vater jetzt die helle Wahrheit siegreich ins Gesicht! Gleich darauf lief sie blutrot an.
Er hob nicht Ruder, nicht Käscher, nicht Arm und nicht Wort. Er starrte auf den matten Fisch und berührte ihn mit der Spitze seines Stiefels immer wieder. Auf einmal, inmitten des Stromes aber, da das Morgenlied immer noch weiterklang, sprang er auf, riß den schweren Fisch am geteilten Schwanz hoch, schleuderte ihn sich um den Kopf . . . erschüttert in seiner Welt, . . . „Lügenfisch" . . . und warf ihn im Schwung hinaus. Damit aber stürzte er auch das Mädchen aus dem Boot. Es war aufgesprungen; der Fisch traf es hart am Kopf; es schrie, wankte, fiel und versank. Und die raschen Wellen, die der Körper in den Morgenfluß schlug, trieben, ehe der Alte es hindern konnte oder wollte, den Kahn eilends ab. Drüben aber sang einer weiter und weiter, ein Liebeslied, ein kleines, weiches, fast ein Trällerliedchen. Nur so, so so, lala . . .

In höheren Regionen

Von Peter Scher

Du deutscher Mensch und ewiger Tor,
wenn nun die Starken dich regieren —
welch rosige Zukunft schwebt dir vor?
Ein Glaube ist noch zu verlieren:

Daß, wer die Kraft im Munde führt
(und Anteilscheine im Gemüte),
in seines Wesens lauterer Güte
die Hände dir zum Nutzen rührt.

Die damals mit Erobererspruch
daheim bei Mutti Belgien „nahmen"
und die dann Kapp zu Hilfe kamen —
von denen hast du nicht genuch?!

Dann, deutscher Mensch, muß man dich lieben.
Wer trägt so treu noch seine Bürde!
Das wird dir jenseits gutgeschrieben — — —
ach, daß dir's hier zum Schmerbauch würde!

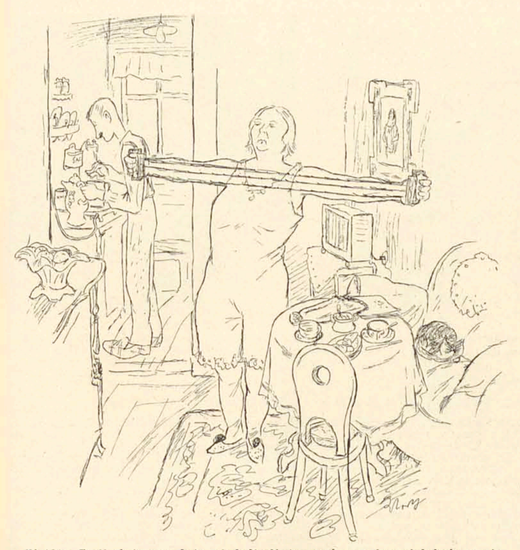
Auch die Antiparlamentarier sind der Ansicht:
„Nicht Worte, sondern Taten helfen!"

(Karl Arnold)



„Halt, geschlossen!" – „Machen Sie die Bude wenigstens so lange auf, daß wir wieder entrüstet den Saal verlassen können!"

Persönlicher Vorteil *(Kurt Werth)*



„Weißte, Emil, det eene Jute wird die Notverordnung for mich haben: sie ersetzt mir det Training zur Jewichtsabnahme!"

Der Münchner und seine Kunst / Von Oskar Maria Graf

Der Glaspalast brennt. Die Schreckensbotschaft läuft durch die Stadt. Riesige Menschenmengen umsäumen die Brandstätte. Ich bin mittendrinnen.

Jemand sagt: „No, ös is ja a arg's Unglück . . . Scheißli, scheißli! Aba soviel B'suacha hätt' der Glaspalast nia net kriagt . . ." Die Neugierigen durchbrechen da und dort die Polizeiketten und kommen bis zum Brandplatz. Vor mir drückt sich ein wuchtig beleibter Geschäftsmann aus der Reihe. Man sieht von hinten, daß er sehr erregt ist. Seine Nackenspeckfalten sind bleich und zittern in einem fort leicht.

„Hmhm, dö ganz Kunst beim Teifi!" ertönt's aus ihm. „Alles hi' . . . Hmhm! Und grod jetzt! Mittn in der Saison! Der Schodn für üns, hmhm, der Schodn!" Sein Bulldoggengesicht trieft vor Schweiß und wackelt ununterbrochen: „Ös kimmt scho aa alles Ungliick über dö arm' Münchner Stodt!"

„Dös Dumme is bloß, weil mir jetz grod nix Rechts hobn für dö Fremdn!" meint ein Gleichgesinnter neben ihm. „Koa Oberammergau, bloß dös bißl Konditoreiausstellung! . . . Hergottsakra, mei Liaba! . . . Jetz derfa's aba schaugn, ünsere Künstla, daß noch wos z'sammbringa a den Summa . . . A bißl wos möchtn dö Fremdn nachher doch scho' für eahne Geld . . ."

„Jaja, da Summa is glei rum", meint der Geschäftsmann.

Man sieht, ratlos sind die zwei. Sie wischen sich den Schweiß aus dem Gesicht.

„Noja", sagt endlich der Geschäftsmann. „Noja . . . In gewisser Hinsicht is ja der o'brennt Glaspalast auch eine Sehenswürdigkeit . . . Nachha muaß man hoit dö Fremdn derweil dö Brandstättn zoagn . . ."

•

Die Feuerwehr löscht, die Presseleute erkundigen sich da und dort, die Photographen flitzen hin und her. Der Vorsitzende der Neuen Sezession, der Maler Schrimpf, entdeckt einen ihm bekannten Photographen und ruft: „Ziagt nimma! Is' alles scho gfilmt!"

Ich komme endlich wieder auf die Straßen, gehe durch die wirblige Stadt. In der Sendlinger Straße redet mich eine Frau an: „Sag'n S' amoi, Herr Nachbar, wo is' er denn eingtli, der Glaspalast?"

Sie bemerkt mein baffes Gesicht. Ich will sie aufklären.

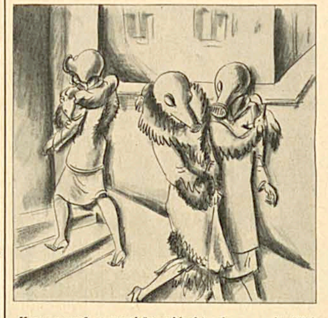
„Jaja, natürli, natürli . . . Dös Unglück, hmhm", stimmt sie zu. „I muaß doch aa hinschaugn . . . I hob scho lang koan richtgn Brand mehr gsehng."

Welt ohne Politik / Von Hans Seiffert

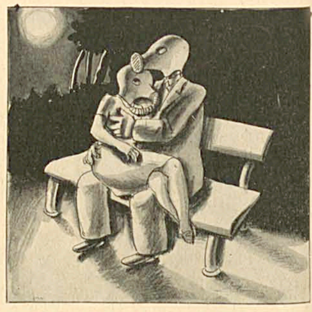
Eines Morgens, als die Menschheit erwachte,
so zwischen sieben und viertel achte,
las sie in der Zeitung
— Mein Gott, welcher Schreck! —:
Die ganze Politik war weg!!
Minister, Parlamente, Parteien, Diplomatie,
der ganze Apparat, der die Welt regiert,
hatte sich spurlos hinwegeskamotiert,
war sozusagen futsch und perdu.
Eine schöne Bescherung, ihr lieben Kinder!
Bald kamen denn auch die Menschen dahinter,
was alles für sie nun verloren war:
Keine Notverordnung mehr.
Keine Vertrauenskrise.
Keine gefährdeten nationalen Belange.
Kein politisches Frühstück.
Keine Konferenz.
Keine kriegerisch forsche Eloquenz.
Keiner hatte vor einem Erbfeind Bange,
weil es so etwas nicht mehr gab.
Kein Land brauchte einen Heeresetat,
weder Poilu noch Dreadnoughts noch Kreuzer A.
Sogar der Stahlhelm rüstete ab.
Der Mann in Chemnitz, der Mann in Leeds,
der Mann in Chicago und der in Cherbourg,
sie alle lebten frohen Gemüts,
von Stunk und Krach war keine Spur.
Schwierigkeiten waren nicht mehr vorhanden,
weil die Herren, die sich auf so was verstanden
und den Klamauk mit Lust kultivierten,
Gott Lob und Preis nicht mehr existierten.
Es war ein Leben wie im Paradiese.
Leider währte das Glück nur kurze Zeit.
Man konnte sich nicht an das Neue gewöhnen.
Man sehnte sich nach den starken Tönen
der lieben alten Blechmusik.
Man wollte wieder Politik.
Man wollte, daß wieder wer regiert.
Und so wurde noch am selben Tage halb drei
Uhr nachmittags die Politik wieder eingeführt.
Und mit dem Glück war es wieder vorbei.

Aus der Gasmaskenzeit

(Stephan Szigethy)



„Krauses muß es unerhört schlecht gehen . . . die Hilde trägt noch die Gasmaske vom vorigen Jahr.“



„Fühlst du, Geliebte, wie mein Mundstück vor Leidenschaft glüht?“

Das Hufeisen / Von Giannino Omero Gallo

Fräulein Begonia Raul war achtundzwanzig Jahre alt, eine sehr schöne Kreolin, lebte in Rom und hatte zwei Liebhaber. Einer dieser beiden Liebhaber war Herr Beltrando Patema, Doktor der Nationalökonomie, Direktor des Bankhauses Patema & Co., wohnhaft in der Via delle Copelle, verheiratet und Vater von zwei sehr blonden Mädchen. Der andere Liebhaber war ich, unverheiratet, Börsenmakler und Korrespondent zweier Banken, einer in Boston und einer in Philadelphia.

Fräulein Begonia Raul war eine sehr elegante und vornehme Dame. Sie trug immer, auf der Promenade wie im Theater, schwarze Kleider aus Samt, Seide oder Wollstoff, je nach Jahreszeit und Laune, und immer hochgeschlossen bis zum Kinn. Über dem Kleid sah man nichts als ihre prachtvollen Augen. Sie waren klar wie der Himmel und blitzten wie eine Degenklinge. Sie konnten lachen und wetterleuchten. Ich wurde der zweite Liebhaber von Begonia, denn Herr Beltrando Patema war es schon seit einem Jahr. Er war sechzig Jahre alt, ich etwas weniger als vierzig. Wenn Herr Patema nach Hause gegangen war, begleitete ich Begonia ins Theater. Dieser Spaß dauerte etwa einen Monat. Ging ich mit unserer gemeinsamen Geliebten in ein Lustspiel, dann lachte Begonia derartig laut, daß der ganze Zuschauerraum sich nach ihr umdrehte. Führte ich sie in ein Drama, dann heulte sie wie verrückt.

Ich zog sie ins Innere der Loge, aber fast niemals glückte es mir, sie vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Im Foyer sagte ich nachher zu ihr: „Ins Theater nehme ich dich nie mehr mit!“

•

Sieben Tage hintereinander trafen wir uns um die Mittagszeit in einem kleinen Gasthaus auf dem Corso in der Nähe von San Carlo. Und am Nachmittag bei ihr zu Hause, in jenem Hause, das Doktor Patema für sie gemietet hatte. Ich sagte zu Begonia: „Dieser Doktor Patema muß sehr reich sein.“

„Sehr!“

„Er muß dich auch sehr gern haben!“

„Vielleicht! Aber ich liebe nur dich!“

„Und dennoch . . .“

„Ich weiß, was du sagen willst. Aber ich brauche einen reichen Freund. Du könntest doch nicht soviel Geld aufbringen, wie er für mich ausgibt. Und darum . . .“

„Und darum?“

„Schau, ich wollte dir schon lange einen Vorschlag machen. Jetzt, wo du zu mir ins Haus kommst, wäre es gar nicht schlecht, wenn du Patema kennenlerntest. Auf diese Weise könntest du in kurzer Zeit unser beider Freund werden. Verstehst du?“

„Richtig ist es ja nicht, aber klug. Aber wie stellen wir's an?“

Begonia antwortete nicht sofort. Etwas später tippte sie sich an die Stirn und rief: „Ich hab's gefunden!“

„Was?“

„Den Ausweg! Patema ist doch ein großer Bankier. Und du bist Börsenmakler. Du mußt in irgendeiner geschäftlichen Angelegenheit zu ihm gehen. Aus Boston — verstehst du — hast du den Auftrag zu einer sehr riskanten Spekulation bekommen: verkaufen oder ‚halten‘. Du bist für ‚halten‘. Aber du willst erst eine Kompetenz hören: Patema!“

Ich ging also nach dem Bankhaus Patema & Co. in der Via delle Copelle.

Ein Portier öffnet mir die Tür und hebt die Samtportieren einer andern. Ein Diener bittet um meinen Namen. Nach fünf Minuten darf ich eintreten. Doktor Patema sah älter aus als sechzig. Er war kahlköpfig, mit einer niedrigen und fliehenden Stirn, Eidechsenäuglein und tiefem Grübchen im Kinn. Er lachte ohne Lippen und hatte eine so schwache Stimme, daß man meinen konnte, zwei Worte müßten ihn umbringen. Er sah mir ins Gesicht, und ich setzte ihm den Fall von Boston auseinander.

„Verkaufen oder halten?“

„Wie hoch stehen die Aktien der Ruwon-Stahlwerke?“

„Hundertzwölf an der Berliner Börse!“

Er zog aus der Tasche ein Büchlein, suchte eifrig, erhob sich und ging ins Nebenzimmer. Ich konnte nicht genau verstehen, was er am Telephon sagte. Bald danach trat er wieder ein. Sein Schritt war leicht, er glitt nur so über den Teppich.

„Verkaufen Sie zum gestrigen Abendkurs; und dann kommen Sie mir sagen, ob ich recht gehabt habe!“

„Wie soll ich Ihnen danken!“

„Passen Sie auf. Wir machen heute schon um zwölf Uhr Schluß. Bringen Sie mir Ihren Bericht in die Via Convertiti, Nummer 13. Verlieren Sie keine Zeit und — nehmen Sie sich in acht!“

„Nehmen Sie sich in acht?“ Wußte er, oder wußte er nichts? Meinte er die Ruwon-Metallaktien oder die Begonia Raul?!

In der Via Convertiti 13 wohnte unsere Geliebte. Und so kam es, daß ich an jenem Samstagabend durch Herrn Doktor Patema zum erstenmal die Bekanntschaft von Begonia Raul machte!!

•

„Nun?“

„Verkauft, verkauft — in Berlin, London, Wien und Mailand! Und ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll! Kaum hatte ich mein Haus in Boston verständigt, als auch schon von Philadelphia die gleiche Ordre für mich eintraf. Sehen Sie hier das Telegramm!“

Er las es aufmerksam.

Am nächsten Tag sah man sich wieder, und da er ein sehr höflicher Mann war, lud er mich ein, mit Begonia und ihm eine Autofahrt nach der Via Appia zu machen. Patema und Begonia saßen nebeneinander, ich Begonia gegenüber. Wir hielten vor dem Trappistenkloster und gingen dann zu Fuß weiter bis fast zu den Katakomben. Viele Engländer und Amerikaner empfingen aus den Händen zweier Klosterbrüder eine dünne Kerze, die gleichzeitig als Eintrittsbillett und als Leuchte diente, und stiegen hinunter. Begonia sagte zu mir: „Ich habe Angst!“

„Angst?“

„Ja, ich habe immer Angst im Dunkeln.“

Ich schlug also vor, lieber noch vor Anbruch des Abends einen Spaziergang durch die Campagna zu machen bis hinauf zu den Aquädukten. Auf einem einsamen Weg sahen wir an der Erde ein verlorenes Hufeisen. Ich bückte mich, hob es auf und schleuderte es in einen Brunnen. Man hörte das dumpfe Aufklatschen im Wasser.

Begonia Raul erbleichte.

„Da haben Sie etwas Schlimmes getan. Das wird Ihnen Unglück bringen!“

Doktor Patema lächelte mit seinem lippenlosen Mund. Während er vorausging, wiederholte Begonia noch einmal gedämpft: „Da hast du was Schlimmes gemacht!“

An jenem Abend wollte Doktor Patema in dem Hause in der Via Convertiti bleiben. Wir trennten uns gegen acht Uhr. Genau drei Stunden später starb er infolge einer Herzschwäche.

Und das war ein großes Unglück für ihn, für seine Frau und für seine beiden Töchter, die von nichts wußten.

Aber für mich wurde es ein noch weit größeres Unglück, weil ich seit dem Tode von Doktor Patema der einzige Liebhaber von Begonia Raul bin.

(Autorisierte Übersetzung von Caren)

Das Recht an der Quelle

Abends gegen sieben Uhr kam ich in Baden-Baden an. Meine Meinung ist: man soll nicht in große Hotels ziehen. Kellnerfräcke decken mit ihrem Schweigen eine ganze Gegend zu. Man soll zu Pensionsonkels und -tanten ziehen. Ihr ewig ungestilltes Redebedürfnis rollt alle Vorder- und Hintergründe auf. Bereits um acht Uhr konnte ich mich schmunzelnd in den Kurpark schlagen: ganz Baden-Baden lag offen vor meiner Seele.

„Sie sind zur Kur da?“ fragte mich der Pensionspapa freundlich, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Na, selbstverständlich sind Sie nicht zur Kur da. Ein bißchen Erholung, ein bißchen Zerstreuung: das ist Baden-Baden. Wissen Se: unsre Quelle is ja ganz schön. Aber deswegen kommt man doch nich hierher. Wir sind Luxusbad. Gehn Se heut abend zur Wiesenbeleuchtung? Großartige Sache. Kostet die Kurverwaltung fünfhundert Mark pro Abend. Die Kurkapelle spielt. Eintritt zum Tanz is gar nich teuer. Na, wissen Se: für nächsten Sonntag steht uns ja 'ne Sensation bevor. — — —“

„Tanz mit Wiesen- und Bergbeleuchtung?“

„Nee, nee, das nich. Aber für nächsten Sonntag hat sich doch der Reichsverband deutscher Schwerkriegsverletzter angekündigt: zu 'ner Protestversammlung aus allen Teilen des Reiches.“

„Hm. Da werden Sie gewaltigen Zuzug haben. Alle Zimmer werden voll sein.“

„Na, das wär' an sich mal ganz scheen. Aber nee, die Sache paßt mir gar nich. Stellen Se sich das bloß mal vor: wenn die da mit ihren schlenkernden Prothesen ieber de Kurpromenade wackeln, mit ihren Holzbeinen herumhinken und die Blinden mit ihren Hunden und Glasaugen hinterher trotteln: meinen Se, daß das auf unser Publikum 'en feinen Eindruck macht? Wissen Se, ich verstehe ja bloß das eine nich: wie de Polizei so was erlauben kann.“

„Aber ich bitte Sie: die Leute haben doch recht!“

„Wie? Recht? Was soll das heißen? Na, natürlich, recht ham se, mag sein. Sie mögen meinethalben ieberall recht ham — aber warum ausgerechnet in Baden-Baden?“

Hierauf konnte ich dem guten Mann keine Antwort geben. Ich ging. Aber um eine Weltweisheit bin ich klüger, der Mann hat sie ausgesprochen: Die Protestler mögen ja recht haben, sämtlich und überall — aber warum ausgerechnet in dieser schönen Welt?

Teha

Lieber Simplicissimus!

Es war an einer der bedeutendsten Technischen Hochschulen in der Vorlesung eines der bedeutendsten Gelehrten für Maschinenbau. Mehrmals schon hatte der alte Geheimrat sich entschuldigt, daß sein Rechenschieber nicht ganz in Ordnung sei, dieser Rechenschieber, ohne den er sich recht hilflos fühlte. Nun näherte sich seine große Berechnung dem Ende: „Bleibt vier. Vier dividiert durch zwei macht . . . entschuldigen Sie, meine Herren . . . ich kann es Ihnen nicht ganz genau sagen . . . so ungefähr . . . 1,999.

Die Bürgersfrauen

Die Bürgersfrauen haben runde Polsterstühle,
Um nach dem Mittagessen auszuruhn,
Die Bürgersfrauen haben lebhafte Gefühle;
Dies leugnen, hieße ihnen unrecht tun:

Die Bürgersfrauen können wie gekitzelt lachen,
Sie platzen ohne Scham und Hinterlist.
Doch können sie auch strenge, schmale Münder machen,
Weil doch der Rat im Nebenhaus gestorben ist.

Die Bürgersfrauen haben vieles Fleisch verstaut
In Pelzen, Muffen, Blusen, Jacken ohne Zahl.
Sie küssen sich, umhalsen sich und ächzen laut,
Und ihre Hände schon sind runzlig, matt und fahl.

Wie sind die Bürgersfrauen doch entsetzlich tot
Und brüllend rechtgesinnt und rot vor Atemnot. –
Und erst an Tagen, wo sie ausgelassen sind! –
Und doch: auch sie bescheint das Licht, umweht der Wind – – –

W. E. Süskind

Rechtfertigung *(Rudolf Kriesch)*



„Käthe, ich habe heute nacht die Stimme eines Mannes in Ihrem Zimmer gehört ... Solche Unsittlichkeiten kann ich nicht dulden!“ – „Wat wollense denn, Jnädje –, jrade solang er jesprochen hat, war jarnischt los!“

Das Kettenbrief-Manuskript

Von Dolfus

Lange hatte der Schriftsteller Heinz Gerhard Federling zwischen Automatenbüfett und Zahlungsbefehlen dahingelebt. Nach der Devise: Mühsam nährt sich das Eichhörnchen. Bis ihm eines Tages ein Brief auf den Schreibtisch flatterte. Es war ein simpler Kettenbrief, wie Sie ihn sicher alle kennen. So ein Ding, das man neunmal abschreiben und mit Segenswünschen an Bekannte weitersenden soll. Unsägliches Glück wird dem Gläubigen in Aussicht gestellt, der diese Belastung seines Portoetats nicht scheut, und im anderen Falle droht dem Frevler ein schreckliches Unglück.

Heinz Gerhard Federling war natürlich ein aufgeklärter Mann, er lachte zunächst nur über diesen Schwindel. Dennoch ertappte er sich am nächsten Tage dabei, wie er den Kettenbrief mit acht Durchschlägen in die Schreibmaschine tippte. Dieses interessante psychologische Moment machte ihn stutzig. Sollte doch in jedem noch ein Rest von Aberglauben wohnen, dem selbst der sachlichste Alltagsmensch verfallen war? Ja, dann — — —, dann könnte man diese Tatsache sicher auch in seinem Beruf ausnutzen! Schließlich war der Mann, der in der Redaktion seine Manuskripte prüfte, ja auch nur ein Mensch von Fleisch und Blut und folglich mit den gleichen Komplexen behaftet wie seine Zeitgenossen! — Und so versandte Heinz Gerhard Federling seine nächste Novelle mit folgendem Begleittext, den er frei nach dem Wortlaut des Kettenbriefs für seine Verhältnisse bearbeitet hatte:

„Lesen Sie dieses Manuskript und schicken Sie es, falls Sie nicht eine Annahme vorziehen, an eine andere Redaktion weiter, der Sie gleichzeitig Gutes wünschen.

Dieses Kettenmanuskript wurde von dem Schriftsteller Heinz Gerhard Federling begonnen und soll die Runde über höchstens neun Redaktionen machen. Binnen vierundzwanzig Stunden nach Aufforderung müssen Sie das Manuskript weitergeleitet oder akzeptiert haben, sonst wird Ihnen ein Unglück zustoßen.

Unterbrechen Sie die Kette nicht!

Wenn Sie die Vorschrift beachten, wird Ihnen nach Verlauf der nächsten acht Tage ein unerwartetes Glück zukommen.

Sollten Sie die Kette jedoch durch Annahme des Manuskripts zerreißen, so ist Ihnen doppelter Segen gewiß. Sind Sie aber das letzte Glied meiner Kette (also die neunte Redaktion, an die dieses Schreiben gelangt), kann Sie nur eine umgehende Honorarzahlung an den Ausgangspunkt der Kette vor dem sicheren Untergang retten.

Harry Rotation, Chefredakteur der ‚Afternoonpost‘, der ein Kettenmanuskript nicht ernst nahm und in den Papierkorb warf, verlor seinen Abonnentenstamm innerhalb weniger Wochen und trägt heute Zeitungen aus. Michael Bamm, Schriftleiter der Zeitschrift ‚Der getupfte Falter‘, erlebte acht Tage nach Ausführung der Vorschrift den Zusammenbruch eines Konkurrenzunternehmens.

Manja Ridikül, die Leiterin der Modenschrift ‚Die Halbwelt‘, die ein Manuskript schon im ersten Glied akzeptierte, hatte das Glück, noch im Alter von zweiund-

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Fremde Länder — fremde Sitten

(Dugo)



„O nein, Madame, wir modernen Türken treiben keine Vielweiberei mehr." — „Schade, nun werden Sie sich bei uns erst wieder daran gewöhnen müssen!"

fünfzig Jahren ihren Chef zu heiraten. Siegfried Trompetenstoß, Redakteur des politischen Blattes ‚Der Abmarsch', gab das Schreiben pflichtgemäß weiter und erreichte es, bei der Säuberungsaktion seiner Partei übergangen zu werden. Rudolf Degenklirr, vom ‚Königstreuen Ostpreußen', versäumte die Absendefrist; er ging einer schon fast sicheren Audienz bei seinem ehemaligen Monarchen verlustig, und sein Sohn wurde eingeschriebenes Mitglied der K.P.D." — — —
Ich habe Heinz Gerhard Federling neulich in seinem eigenen Wagen gesehen.

Hoffnungen

Die große Schauspielerin hatte ihn endlich erhört.
Am nächsten Abend kam er wieder.
Sie beachtete ihn kaum.
„Hast du alles vergessen?", stammelte er, „was gestern zwischen uns geschah?"
Sie sah überrascht auf: „Ich verstehe Sie nicht — haben Sie sich deswegen Hoffnungen gemacht?"

J. H. R.

Nachtgespräch mit Gustav

Von Hanns Harnisch

„Nee, wissense, ich bin gegen die Republik, jawoll, gegen die Republik. Wir brauchen wieder eene Monarchie, wir brauchen 'n König, den König segne Gott — jawoll, das sag **ich** Ihnen, das sagt Gustav Ihnen, Herr Nachbar. Die Republik? Mensch, mich lächert. Früher — das warn Zeiten — das warn Zeiten, sag ich Ihnen. Ich bin Pennbruder von Beruf, verstehnse, ich nehm nich gern jemand die Arbeit weg, mach ich nich — tja, im Sommer is das gut un schön, aber im Winter, Herr Nachbar, im Winter?
Sehnse, da hatt ich nu meine Idee, mein' Trick hatt ich da. Wenn's sachte kühler wurde im Schatten, da bin ich uffn Markt getippelt — ans Rathaus dichte ran — un dann hab' ich laut gebrüllt: ‚Nieder mit dem König!' Sehnse, un schon hatten se mich feste, nu ging's ins warme Löchlein, un Gustav hatte fürn Winter ausgesorgt. Bis zum Frühjahr langte es, verstehnse.
Un so hab' ich das jahrelang gemacht, newahr — vors Rathaus, un laut gemeckert — jeden Herbst. Die kannten mich schon, die wußten schon Bescheed — zuletzt brauchte ich bloß noch ‚Nieder —' zu brüllen, da war ich schon abgeholt. Sehnse, das warn Zeiten, da galt en Manneswort noch was — un heite?? Fragense mich mal.
Wie? Was sagen Sie, Herr Nachbar?? Ich soll rufen: ‚Nieder mit die Republik'? Ja — denkense denn, da passiert mir was? Hamse schon mal gehört, daß eener deswegen eingesperrt worden is? Ich nich.
Nee, Herr Nachbar — ganz im Gegenteil — da krieg ich vielleicht noch was zu, damit ich recht laut brülle — un das nennense dann Volksbegehren. Un was nützt mich das? Wo soll ich im Winter pennen, wie?
Nee, nee, ich sag's ja, das kann nich so weiter gehen. Wir brauchen wieder geordnete Zustände — wir brauchen wieder 'n König, den man beleidjen kann, sonst macht das Ganze keen Spaß — un frieren brauch ich dann ooch nich mehr. Na, wolln mal sehn, wie's bis zum Winter aussieht — vielleicht klappt's wieder — es sieht bald so aus.
Ich hau jetzt ab — uff die Sommerbank. Wiederhörn, Herr Nachbar —."

Romantik

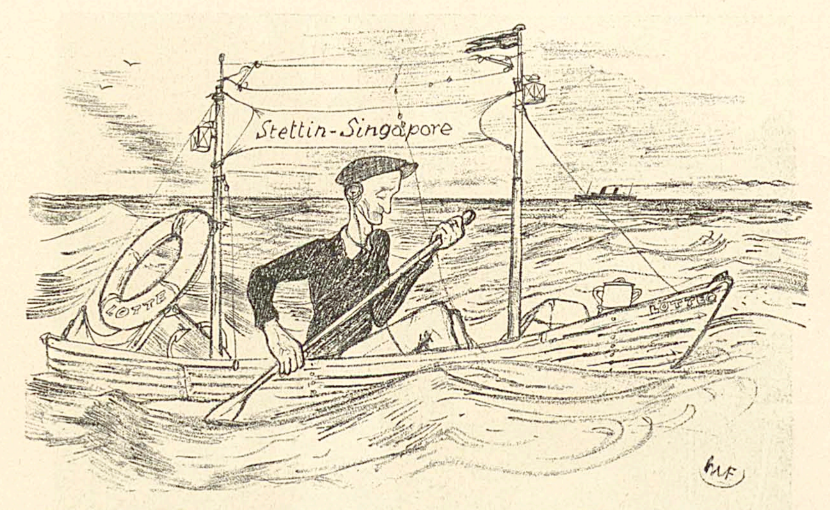
(E. Thöny)



„Vor zwanzig Minuten zum Ansitz jestartet – Zielfernrohr anjesetzt – Blattschuß – und nu im 90-Kilometer-Tempo wieder nach Hause – et jibt eben doch noch so wat wie Märchen im deutschen Walde!"

Der Held des Ozeans

(M. Frischmann)



„Wat — S. O. S. funkense — wenn ick da bloß noch rechtzeitig zur Rettung der Schiffbrüchigen komme!"

Der Segen der Prohibition / Von Walther Franke-Ruta

Dieses ist die Wiedergabe des durch zahlreiche kräftige Schlucke unterbrochenen Gespräches mit Bill Weekend während der Überfahrt von Bremerhaven nach New York, und zwar aus jenem Teile der Unterhaltung, als Bill Weekend noch mit seinem Gesamtkörper sich in unserer Kabine befand, während eine Wiedergabe der restlichen Äußerungen Bills, als er nämlich nur noch teilweise im Kabinenraum war, aus allgemeinen Schicklichkeitsgründen unstatthaft ist.

Damals, also beim ersten Teile der von uns gepflogenen Konversation, stand Bill Weekends Kabinenkoffer — ein Muster an Präzisionsarbeit — noch zwischen uns. Der Koffer war seitlich aufklappbar und enthüllte dem entzückten Auge eine vollständige Kollektion aller erdenklichen Schnäpse, in handlichen Einliterflaschen und von Anfang bis zum Schluß durchnumeriert: Nr. 1 war alter Genever, Nr. 2 war vor Ehrfurcht über sein eigenes Alter erblaßter Whisky, Nr. 3 war Curaçao, dann kam Angosturabitter und viele andere herrliche Dinge — es war ein recht sympathischer Koffer mit einem recht sympathischen Besitzer. Und als wir die Runde von Nr. 1 bis Nr. 24 zweiundeinhalbmal durchlaufen hatten, so etwa auf der Höhe von Southampton, erwachte bei der lfd. Nr. 17 Bill Weekends weltpolitisches Gewissen, und er vertraute mir an: „Euch geht's schlecht in Deutschland. Und wißt ihr, warum? Weil ihr keine Prohibition habt!"

Eigentlich war ich ja gar nicht in der Stimmung, in Anbetracht der bevorstehenden Nr. 18 (Cointreau triple sec) näher auf Bill Weekends Ausführungen dieser Art einzugehen, aber er ließ mir keine Ruhe und fuhr fort: „Look on. Bei euch kostet die Flasche Schnaps rund einen Dollar. Das ist kein Zustand, den sich ein wirtschaftlich schwaches Land gestatten darf. Was kann da für eine Verdienstspanne darin liegen? Bestenfalls 50% von oben, die sich auf ein halbes Dutzend Zwischenhändler verteilen, dabei kann doch niemand satt noch froh werden! Bei uns in U.S.A. kostet dieselbe Flasche gegen zwanzig Dollar, da liegt eine Verdienstspanne von ein paar tausend Prozent drin, da bleibt doch wenigstens etwas hängen. Wie kann es sich Deutschland leisten wollen, mit 50% Nutzen arbeiten zu wollen, wenn es ebensogut mit 3000% Nutzen arbeiten könnte?"

„Na ja", sagte ich und war etwas wie vor den Kopf geschlagen, „wieso? Ich dachte aber doch, die Prohibition . . . die wäre . . . um die Bevölkerung vor den schädlichen Folgen des Alkohols . . ."

„Reden Sie doch keinen Unsinn", sagte Bill Weekend und ging zu Nr. 19 über, „wir Amerikaner sind doch keine Babies, und unsere Regierung ist doch keine Gouvernante. Die Prohibition ist nichts als ein Schachzug, die unmittelbar nach dem Kriege einsetzende Geschäftsflaute von der Wurzel aus zu bekämpfen. Kein Mensch hat jemals daran gedacht, hundert Millionen Menschen das Vergnügen der Trunksucht rauben zu wollen. Mag sein, daß man das den Leuten gesagt hat, um ihnen die Preisverteuerung und den damit einsetzenden höheren Gewinn zum Nutzen der Allgemeinheit schmackhaft zu machen. Aber der einzige Zweck war natürlich der, unter Ausnützung eines unabwendbaren Bedürfnisses die Preise so hoch zu halten, daß zahllose Existenzen gut und redlich daran verdienen konnten, ferner durch die hohen Preise gerade den leistungsfähigen, bemittelten Ständen Appetit zu machen. Bedenken Sie, wieviel tüchtige Menschen teils durch den Schmuggel, teils durch Bekämpfung dieses Schmuggels mit lohnender Arbeit versehen werden, was für eine beträchtliche Menge Überwachungsbeamter eingestellt werden konnten, die sonst der öffentlichen Fürsorge anheimgefallen wären, bedenken Sie, wie die öffentlichen Kassen durch die eingehenden Strafgelder gefüllt werden — und Sie werden einsehen, warum unser Volk nach dem Kriege diesen enormen Aufschwung genommen hat! Ganz abgesehen davon, daß wir andererseits uns ein moralisches Prä geschaffen haben, das uns bei allen öffentlichen Diskussionen trefflich zustatten kommt! Das haben wir Amerikaner getan, die wir uns doch ein bißchen Wirtschaftsmisere hätten am ehesten gestatten können! Und was habt ihr getan? Nichts habt ihr getan! Hättet ihr eine handfeste Prohibition ein-

Der böse Geist

Von Karl Kinndt

Was tut sich wieder an der Ruhr,
die Herrn sind seltsam rührig —?
Und kennt man ihre Kraftnatur,
weiß man, der Fall ist schwierig.
Sie, die die Schwerter schmieden,
sind meistens gegen Frieden!
Und sind wir wieder auf dem Hund,
hat mancher den Verdacht:
im Hintergrund — im Hintergrund —
im Hintergrund steht Schacht!

Wo man zu straff den Bogen biegt,
ist Hjalmar meist nicht ferne —
wo es nach Katastrophen riecht,
da strahlen seine Sterne!
Wie alle „Nationalen"
denkt er zumeist in Zahlen —
Und wo sich Kapital gesund
auf andrer Kosten macht:
im Hintergrund — im Hintergrund —
im Hintergrund steht Schacht!

Was Volkes Not — was Volkes Glück:
hier dreht sich's um Geschäfte!
Die deutsche Wirtschafts-Politik
braucht die „besondren Säfte"!
Mit menschlichen Doktrinen
läßt sich kein Geld verdienen.
Drum ducke dich und halt den Mund,
wenn Deutschland nun erwacht:
im Hintergrund — im Hintergrund
steht immer ein Herr Schacht!

Und gibt es endlich wieder Krieg,
so kannst du ruhig sterben —:
ob Niederlage oder Sieg,
Herr Schacht wird nicht verderben!
Drum: bis dich die Trompete
ruft, schufte, hungre, bete!
Und wenn an Leib und Seele wund
das Deutsche Reich verkracht —:
im Hintergrund — im Hintergrund
verdrückt sich still Herr Schacht!

geführt, mit einem ordentlichen Beamtenheer, mit reichlich eingehenden Geldstrafen und einer blühenden Schicht berufsmäßiger Schmuggler — ihr stündet heute nicht so miesepetrig da!"
Also sprach Bill Weekend, und wir waren bei Nr. 21, da erfolgte der bedauerliche Zwischenfall, der ihn mir für den Rest der Reise, teilweise wenigstens, entzog. Denn in einer unerklärlichen Anwandlung von Sehnsucht nach Meeresanblick hatte Bill den Kopf durch das kleine runde Kabinenfenster gesteckt und bekam ihn nicht wieder zurück.
Da eine Abmontierung der Schiffswand auf hoher See unausführbar war und da die Büchsenöffner des Stewarts an den Panzerplatten des Dreißigtausendtonnendampfers versagten, mußte Bill während der ganzen Überfahrt von der Schiffswand aus ernährt werden, indes seine weniger ansprechende Körperhälfte in unsrer Kabine weilte.
Weiß der Himmel: als wir in die amerikanischen Hoheitsgewässer kamen, hatten wir trotzdem nichts zu deklarieren. Wie mag das nur gekommen sein?

Nach dem Glaspalast-Brand

(Olaf Gulbransson)



„Siehst du, lieber Schwind, die Geldwerte werden heutzutage entschieden sicherer aufbewahrt als die Kunstwerte!"

In der Zugspitzbahn

(E. Schilling)



„Jott sei Dank, Herr Kommerzienrat, endlich mal wieder das Jefühl, daß es aufwärts jeht!"

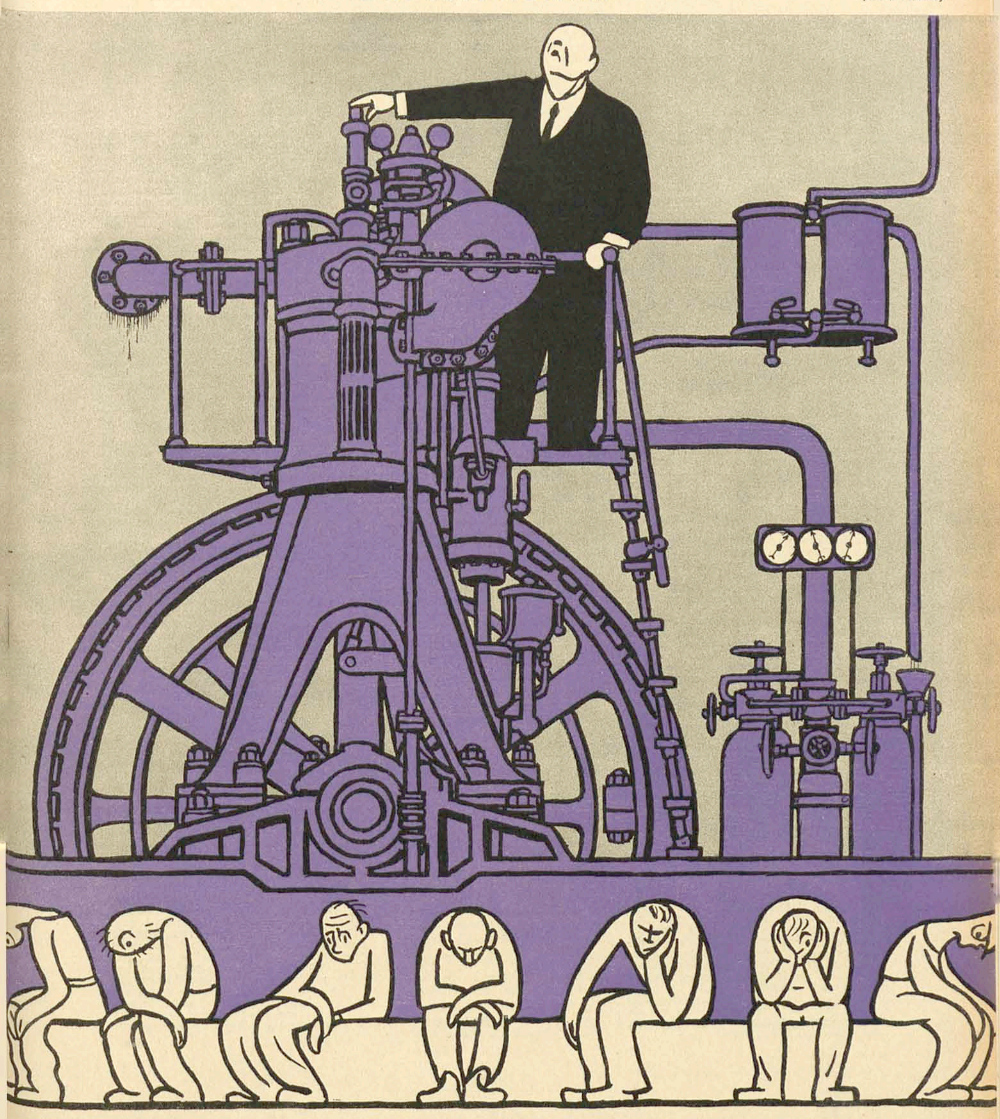
Stuttgart, 6. Juli 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Das Moratorium

(Th. Th. Heine)



Das Moratorium soll dazu dienen, die Maschinerie der Weltwirtschaft anzukurbeln. Hoffentlich finden dabei auch ein paar Arbeitslose Verwendung.

Das Moratorium / *Von Walther C. F. Lierke*

O Welt der Ordnung, laß dir's Herz bewegen!
Die Kurse zeigen steigende Tendenz.
Und wenn auch grade keinen goldnen Regen,
erhofft man Aufwärtsstieg in Permanenz.

O Welt der Ordnung, Zivilisation!
gehegt, gepflegt auf dem Profitprinzip! —
nun spricht der Bürger wieder mild im Ton
und hat die Weisheit der Regierung lieb.

Nun meint er, daß die Räder wieder rollen,
die man so schön in dicksten Dreck gerammt,
nun rülpst man die „Gesinnung" aus dem Vollen
sich wieder zu am Stammtisch und im Amt . . .

Wie lange denn? Wie lange wird es dauern,
da merkt man, daß der Karren mächtig holpert.
Und wo am Weg die Großverdiener lauern,
da wird vielleicht einmal vom Bock gestolpert.

Da fliegt man doch vielleicht noch mal kopfüber.
Reparationen — schön, das wird gestundet . . .
Die Welt der Trustmagnaten und der Schieber,
die holt sich trotzdem, was ihr mundet.

Das Lotterielos / Von Hellmuth Falkenfeld

Es gibt Menschen, die durchaus glücklich sein wollen, andere, die zufrieden sind, wenn sie zu essen haben und ohne Schmerzen leben, aber dann gibt es auch hier und da Menschen, die sich nur wohl fühlen, wenn sie unglücklich sind. So seltsam dies klingt, — diese Menschen gibt es. Ihr tiefster Wunsch ist, dem lieben Gott zu beweisen, daß er gar nicht existieren kann, da er als Verfasser einer so miserablen Welt wie dieser jeden Kredit als Gott bei den Gläubigern verlieren müßte.

Der Arbeiter Schmählich sagte eines Tages zu seiner Frau, sie solle doch endlich mit der dummen Geheimnistuerei ein Ende machen, er wisse ja ganz genau, daß sie ein Lotterielos gekauft habe.

„Nein, ich habe kein Lotterielos gekauft."

„Lüge."

„Ich bin bloß beteiligt."

„Beteiligt bist du, so, und wo hast du das Geld her?"

Als ob man nicht immer noch etwas sparen könne, meinte die Frau, der zwei Beulen, wie von der Sorge herausgetrieben, auf der Stirn wuchsen.

„Sparen in unseren Verhältnissen? Was meinst du dazu, Gertrud?"

Doch Gertrud, die Tochter, interessierte sich nicht für diesen Streit. Heimlich katholisch geworden, sah sie sich schon allen irdischen, schmutzigen Nöten entrückt, in einem sauberen, schönen Nonnenkloster, in dem es nur die gesegnete Armut vor Gott, nicht die peinliche Armut vor den Menschen gab.

„Du bist immer so mißtrauisch", sagte die Frau. „Das Glück kann einen Arbeiter genau so treffen wie einen Rechtsanwalt oder Kaufmann."

Schmählich lachte; er gab sich nicht mehr die Mühe, seine Frau, mit der er sonst gut auskam, zu überzeugen, daß Menschen wie sie, ehrliche, anständige, arme Menschen, niemals Glück haben dürften, daß es nach der ewigen Weltungerechtigkeit solchen Leuten schlecht gehen müßte.

Aber an dem Tage, da die Lotterie Bilder an die Anschlagsäulen kleben ließ, auf denen ein Ertrinkender in übertrieben grünen Wasserwogen zu sehen war, der den von der Lotterie geworfenen Rettungsring ergreift, was doch eben auf dreiste Weise heißen sollte, daß die Lotterie die Armen vor dem Selbstmord oder dem Hungertod rettet, da erfüllte Schmählich das niedrige Zimmer seiner Wohnung mit den furchtbaren Anklagetönen dessen, der sich in seinem Elend noch verspottet sieht.

„Eine Verhöhnung der Armen, wie sie, wenn wir in einem richtigen Staate lebten, verboten werden müßte. Die Armen sollen sich statt Brot Lotterielose kaufen, damit die Herren da oben verdienen. Denn die Reichen sind nicht so dumm, ihr Geld aus dem Fenster zu werfen. Und du schämst dich nicht, bei diesem gemeinen Spiel gegen die Arbeiter mitzumachen?"

„Sei doch nicht verrückt; neulich haben ein paar ganz kleine Leute schönes Geld gewonnen."

„Die waren vielleicht mit dem Lotteriezieher verwandt, du dummes Luder. Und was für kleine Leute waren das schon! Bloß weil sie im Norden wohnen, sind's darum noch keine armen Leute. Da gibt's reiche Schlächter und Bäcker genug. Übrigens will ich jetzt mal genau wissen, woher du das Geld hast. Ich wüßte nicht, wo du sparen könntest."

Gertrud verließ das Zimmer, ein Zeichen, daß da noch Entdeckungen bevorstanden, die sie nicht mitanhören wollte. Tatsächlich rückte Frau Schmählich mit einer erschütternden Kunde heraus. Sie schätzte ihren Mann, der nicht trank und nicht fremde Weiber suchte, sparsam war und häuslich und dabei voller Streben, seinen Geist zu bilden, — schätzte ihren Mann zu sehr, um ihm die Wahrheit vorzuenthalten, daß sie den Losanteil von dem Erlös von Willis Sachen, seiner Uhr, seinen Kleidungsstücken und den paar Gerätschaften, die ihm gehörten, gekauft hatte. Willi aber war Schmählichs vor einigen Monaten bei einem Bauunglück ums Leben gekommener zwanzigjähriger Sohn.

„Das hast du getan?" fragten Schmählichs Augen. Er wurde merkwürdigerweise ganz still. Seine Ruhe aber war ihr wie ein Keulenschlag. Sie hätte sich nicht tiefer gedemütigt fühlen können, wenn er gesagt hätte: „Also an deinem eigenen Sohn bist du zur Leichenschänderin geworden, um dich an diesem verdammten Spiel zu beteiligen." Frau Schmählichs Tränen flossen und flossen, keinen Laut gab sie von sich, und Schmählich verhielt sich, als wolle er ihr die Stimme des Gewissens recht vernehmbar machen, still wie eine Kirchhofsmauer.

Am nächsten Tag beschloß Frau Schmählich, ihr Los zu verkaufen. Wenn sie das bare Geld ihrem Mann auf den Tisch legte, dann, so hoffte sie, würde er wieder mit ihr sprechen. Denn er war ja alles andere als ein grausamer Mensch, und vielleicht hatte er auch recht mit seiner Ansicht. Sie suchte also den Milchhändler Selbig auf, den Mann, mit dem sie zusammen ihren Anteil spielte, und trug ihm ihr Anliegen vor. Aber Selbig schüttelte den Kopf hin und her, je länger er hörte, was Frau Schmählich als Beweisstück gegen die Beibehaltung des Loses vorbrachte. Der Milchhändler behauptete, bei der Ziehung sei ein Schwindel unmöglich, selbst wenn aber Schwindel gemacht würde, käme er gar nicht mal denen zugute, die ihn ausgeheckt hätten, denn er müßte rauskommen oder er würde durch neue Zufälle wieder ausgeglichen. Es stimmte auch nicht, daß arme Leute kein Glück hätten, — reiche Leute würden heute vielfach arm, warum also sollten nicht arme Leute reich werden! Endlich, wenn man sich immer einbilde, daß man Unglück habe, dann habe man auch Unglück. Das sei eine alte Sache und neuerdings übrigens auch von den Gelehrten bewiesen. Er bilde sich ein, Glück zu haben, und hätte darum auch Glück. Zum Beispiel sei er zweimal, allerdings bevor Frau Schmählich mit ihm spielte, mit einem Freilos herausgekommen: er hoffe bestimmt, bei der nächsten Ziehung einen größeren Gewinn einzuernten. Infolgedessen sei er gern bereit, Frau Schmählich ihren Anteil abzukaufen, er hätte dann eben den Vorteil, das Doppelte zu gewinnen. Er ging schon an den Tisch, um das Geld zu holen, aber Frau Schmählich hatte sich durch seine Worte überzeugen lassen, daß es äußerst leichtfertig sei, so schnell eine Chance aus der Hand zu geben; es blieb also alles beim alten, aber nicht lange.

Denn ein paar Tage darauf stürzte der Milchhändler Selbig, die Zeitung mit der Ziehungsliste in der Hand, in das verstockte Schweigen der Eheleute Schmählich. „Gewonnen!" rief er, „Menschenkinder, macht vergnügte Gesichter. Ihr bekommt 20 000 Mark ausgezahlt."

Das Los wurde mit der Zeitungsnummer verglichen, der Anteil von Selbig und der von Schmählichs ausgerechnet. Kein Zweifel: Danach bekamen sie zusammen 40 000 Mark, jeder Spieler die Hälfte. Schmählich blieb, während alle, auch Gertrud, aufgeregt durch die Stube rannten, ruhig auf seinem Stuhl sitzen. Frau Schmählich rief: „Der liebe Gott erbarmt sich doch der Armen, da siehst du's." Schmählich lachte nur, ohne sich zu rühren. Es hieß so viel wie: Schicksal, mich kannst du nicht auf den Arm nehmen!

Am nächsten Tage erfolgte eine Berichtigung in der Zeitung: Die Bekanntgabe der richtigen Gewinnnummer an Stelle der fehlerhaften von gestern. Der Milchhändler weinte vor Wut und war drauf und dran, dem Setzer, der gar nichts dafür konnte, die Gehirnschale einzuschlagen. Frau Schmählich sank vor Enttäuschung in sich zusammen, ärmer als je schlich sie nach Hause; nur ihre Sorgenbeulen auf der Stirn waren gewachsen.

„Du, ein Irrtum, alles aus . . ."

Der Mann sah beinahe freundlicher aus als gestern.

„Ist er wahnsinnig?" dachte die Frau; doch als sie ihre Litanei wiederholte, die Klage von der verdruckten Zahl, den fortgeschwommenen Zwanzigtausend, hob er die Hand und sagte mit der mildesten Stimme, die sie von ihm gehört hatte: „Ostereier aus Gold legt die geehrte Weltunordnung nur reichen Männern in die Milchkanne. Siehst du es nun ein?" Und er lächelte rund um sich herum, nach unten und nach oben, triumphierend, als habe er seine Wette mit dem Himmel gewonnen.

Wer ist schuld?

Von Karl Kinndt

Wer ist schuld an diesen Krisen,
die das Leben uns vermiesen,
das schon so nicht freudevoll?
Sind's die Reparationen?
Sind's die Wehr-Etat-Millionen?
Sind's die Steuern? Ist's der Zoll?

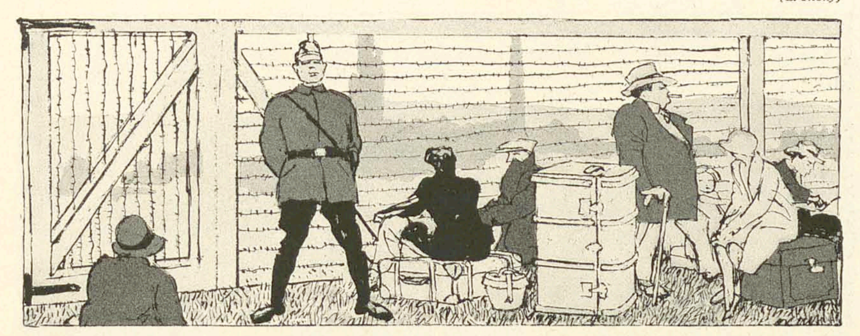
Sind's die ewigen Redereien
eifersüchtiger Parteien,
womit man den Wähler blufft?
Oder liegt es an der Führung,
und versteht die Reichsregierung
wirklich nichts von dem Geschäft?

Sind's die Juden? Sind's die Pfaffen,
die uns solche Wirrsal schaffen?
Ist es Vögler? Schiele? Schacht?
Sind die Freimaurer im Bunde
mit den Radfahrern die Hunde,
deren Tun uns pleite macht??

Oder fehlt es nur am Willen,
Nächsten-Pflichten zu erfüllen,
wo ein Bruder Mensch in Not —?
Wenn die einen nicht so gierten,
daß die andren dran krepierten,
gäb's für alle Dach und Brot!

Deutsche Sommerfrische 1931

(E. Thöny)



Die allgemeine wirtschaftliche Notlage erfordert die Zwangsbewirtschaftung der deutschen Sommerfrischler, die zunächst in Konzentrationslagern gesammelt werden.



Von dort werden sie nach einem durch das Reichswirtschaftsministerium errechneten Verteilungsschlüssel in die verschiedensten Teile Deutschlands abtransportiert.

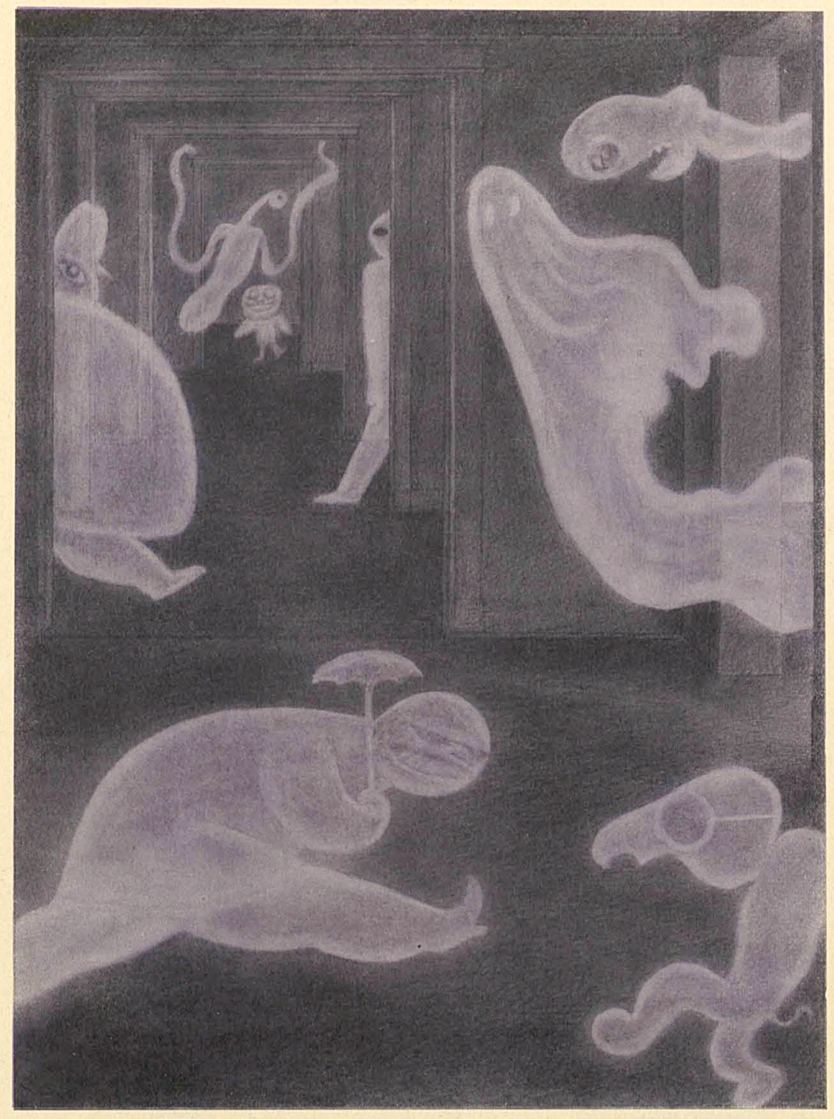




Die Unterbringung erfolgt unter Aufsicht der Quartiergeber, denen für diesen Fall Polizeigewalt zusteht.

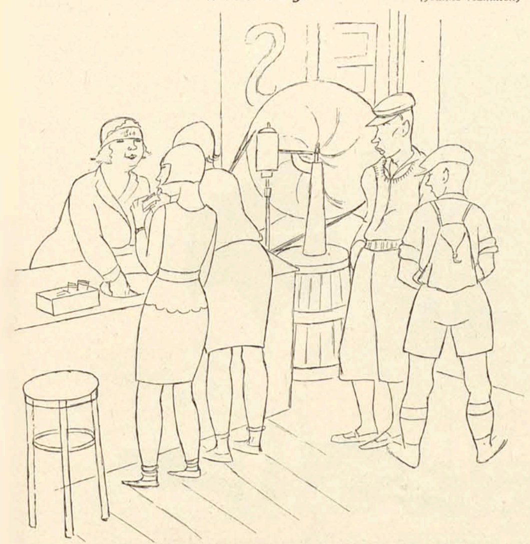
In der Zeit der Wohnungsnot

(E. Schilling)



„Die Kleinwohnungen sind so überfüllt, daß nicht mal mehr für ein Gespenst Platz ist. Ein Glück, daß jetzt so viele große Wohnungen leerstehen, wo man ungestört spuken kann!"

Wirkungen *(Jeanne Mammen)*



„So, Mä'chens, und nu woll'n wa mal feste wandern!" — „Ick fürchte, uff det Eis werden wa vor lauter Loofen jar nich zum Wandern kommen."

Kleine Zeitgeschichten

Ordnung muß sein

Sitzt ein Pärchen auf einer Stadtparkbank. Zu später nächtlicher Stunde. Er seufzt. Sie seufzt. Es tut sich nichts, und der Herr Wachmann, der sie belauscht, der gähnt.
Endlich wird ihm die Sache zu dumm, er tritt aus dem Schatten der Bäume und schnauzt die Verliebten an: „Alsdann, jetzt schau i enk scho dö längste Zeit zua . . . Wos glaubt's denn, für was i eigentli do bin? . . . Entweder ös benehmt's enk unsittlich, daß i einschreiten kann, oder schaut's, daß hamkummt's! . . . I hab' was anders a no z' tuan!" H. K. B.

Republikanerstolz

Der Wiener Rechtsanwalt K., ein „Sozi", ist bei einigen Herren des Justizministeriums nie beliebt gewesen. Eines Tages fanden die zu ihrer Freude heraus, daß dieser K. noch lange vor dem Kriege wegen Majestätsbeleidigung verurteilt worden war, womit damals auch der Doktortitel verlorenging. Und auf Grund dieser archivarischen Entdeckung wurde Doktor K. von der Rechtsanwaltsliste gestrichen; denn „im Sinne der Rechtskontinuität müsse natürlich auch in der Republik ein Urteil aus der monarchistischen Zeit voll und ganz respektiert werden". Doktor K., frech genug, sich gegen den Verlust seiner Existenz zu wehren, wies daraufhin dem Ministerium dokumentarisch nach, daß der alte Kaiser Franz Joseph einige Zeit nach der Majestätsbeleidigung die Folgen des Urteils durch allerhöchsten Gnadenakt aufgehoben habe. — „. . . sonst hätte ich doch nicht noch in der Monarchie Rechtsanwalt sein können, Herr Hofrat!" — „Ja, mei liaber Herr K.", antwortete freundlich der angegangene Hofrat, „dös wissen ma sowieso. Aber Gott sei Dank habn mia doch jetztn eben a Republik — und da sollt' ma uns an Beschlüsse des Kaisers gebunden fühln?! Dös wär' noch schöner!!" Kat.

Militärersatz

In meinem badischen Heimatstädtchen lebte ein Major a. D., den eine grausame Zeit aus einer ruhmreichen Laufbahn schleuderte. Nichtsdestoweniger hat der grimmige Krieger durch ein eigenartiges Abkommen mit einem biederen Taglöhner Mittel und Wege gefunden, seine militärischen Instinkte vor nachteiliger Verdrängung zu bewahren. Von Zeit zu Zeit treffen sich nämlich beide Männer weit ab vom Städtchen auf freiem Felde, um im Rahmen dieser Naturbühne das imposante Schauspiel eines wilhelminischen Kasernenhofes wiedererstehen zu lassen. Der Biedermann spielt den gemeinen Muskoten, der Major hält es wie manche großen Schauspieler: er spielt sich selbst. Mit einem eingebildeten Säbel rasselnd und liebtraute Kommandos herausschmetternd, läßt er den vorgeblichen Rekruten salutieren, Griffe kloppen (ein Jagdgewehr ersetzt die militärische Waffe), Kniebeugen und unentwegtes Linksumkehrt üben, jagt den zu Ertüchtigenden munter querfeldein und zurück, bis das so ungemein variable Programm, durch kerniges Anschnauzen nach Gebühr belebt, in jeder Richtung durchackert ist. Nach dem endgültigen Abtreten folgt Entlohnung des jetzt wieder zivilen Mitarbeiters und, sozusagen als Übergang in unsere demokratisch angekränkelte Welt, ein gemeinsamer Schnaps im Wirtshaus.

Ausgesteuert / Von K. Kau

Soeben komm' ich vom Arbeitsamt,
müde und hungrig . . . Herrgott verdammt,
drei Stunden mußte ich draußen warten!
Ein paar „Kollegen" spielten Karten . . .
Ich stand mir die Beine tief in den Bauch
und so viele, viele andere auch.

Der Herr am Schalter hat mir beteuert:
„Von heute ab sind Sie ausgesteuert — —
Sie bekommen für jetzt noch sechs Mark dreißig — —"
Ich apostrophierte: „Jawohl . . . das weiß ich,
ich danke auch schön für diese Pleite — —",
da stieß mich schon der nächste beiseite . . .

An der Ecke, wo immer die Hunde pissen,
widme ich meist mich geist'gen Genüssen.
Dort hängt für mich gratis in Holzbordüre
der Stadtanzeiger — meine ganze Lektüre . . .
Jetzt stand da wahrhaftig und wirklich zu lesen,
daß dreihunderttausend erwerbslos — geweeesen!

Und viele kauften das Telegramm
vom neuen Arbeitsbeschaffungsprogramm . . .
Ich konnte keins kaufen — ich dacht' nur verwundert:
Mein Gott, es waren doch viele hundert
neue Gesichter heut' morgen zu sehn! —
Kopfschüttelnd mußte ich weitergehn . . .



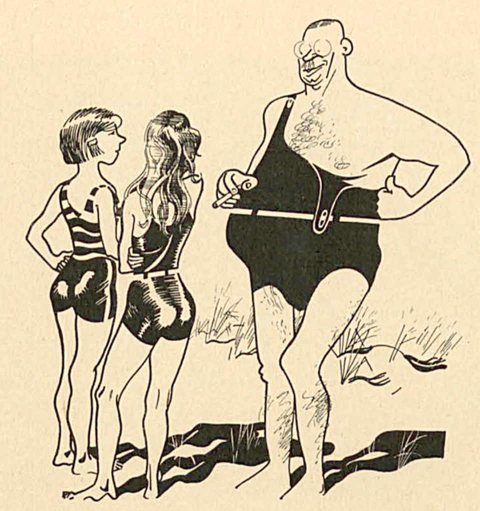






Sicherheit

(Karl Holtz)



„Nee, Kinners, vor mir braucht ihr keene Angst zu haben.“ — „Klar, Mensch, wa sind ja ooch noch jesetzlich jeschützt!“

Urlaub vom Charakter / Von Peter Scher

Auch ein Bär kann sich übernehmen. Ursus, der völkische Donnerer, hatte nach der letzten Kampagne an den Nerven gelitten.
„Ausspannen!“ sagte der Arzt — „südliches Klima, leichte Spaziergänge, Meerluft — auf und davon!“
Da es — nach bewährtem Muster — galt, sich der Bewegung zu erhalten, packte der starke Mann, wenn auch murrend und aus Geltungsdrang seiner Unentbehrlichkeit eingedenk, die Koffer und fuhr über den Brenner.
In San Michele, am Golf Tigulio — aha, die Römer; er war nicht umsonst Oberlehrer gewesen — logierte er sich in einem idyllischen Albergo ein. Er ging spazieren, aß in Öl gebackene Fische und ging abermals spazieren. Seine Zeitung wurde ihm nachgeschickt. Er las sie jeden Tag am Strand, auf einem umgestürzten Boot sitzend. An seiner Jacke prunkte das Zeichen seiner Partei. Manchmal schwoll sein klobiger Schädel vor Zorn, wenn er die Berichte las, und er sprang empor; sein breiter Mund klappte auf, ungeformte Donnerworte wollten zu einer imaginären Saaldecke emporwuchten, fanatisierte Gesichter schienen zu ihm aufzustieren, er hob den Arm zu pathetischer Geste — — — aus!
Das Meer vor ihm sprühte in tausend Lichtern, irgendwo bimmelte ein Glöckchen, ein Kind quäkte.
Ursus schüttelte den struppigen Kopf und ging mißgestimmt auf sein Zimmer.
Manchmal kamen Briefe von Mitkämpfern:

Du fehlst überall! Ein Mann von Deinem Charakter ist nicht zu ersetzen! Dein ist das Wort! Wenn Du sie bearbeitest, sind die Massen noch mehr als sonst weicher Lehm! Aber Du darfst nicht vor der Zeit zurückkommen! Erhole Dich! Mit Deiner Gesundheit steht und fällt die Bewegung. Heil!

Solche Tiraden erquickten Ursus. Napoleonisch verschränkte er die Arme. Ja, sie glaubten an ihn. Gott hatte ihm die Gabe verliehen, die Verirrten und planlos Suchenden emporzupeitschen, ihnen ein Ziel zu weisen. Ein Ziel? Nun eben: Daß es anders werden müsse.
Übrigens bezog er ein nicht unbeträchtliches Gehalt dafür, Krankenversicherung und Pensionsberechtigung nach entsprechender Wirkungszeit eingeschlossen.
Als Ursus vierzehn Tage am Golf Tigulio mit dem immer noch aufbegehrenden Elan seines kämpferischen Charakters gerungen hatte, trat allmählich Milderung ein. Die Kameraden waren zum Teil ebenfalls in Urlaub gegangen. Die zweite Garnitur der Redner machte ihre Sache verhältnismäßig gut. Niemand kam, wie beim Theater, auf die Idee, das Eintrittsgeld zurückzufordern, weil erste Besetzung vorgetäuscht wurde. Na, schließlich kam es ja auf die Sache an.
Die ölgebackenen Fische aus dem Golf Tigulio bekamen Ursus gut, seine Nerven erholten sich zusehends, er entdeckte einen ungewöhnlich süffigen Landwein, die Luft weitete seine Lungen, er badete und wurde heiter.
Wenn er mit dem Albergowirt den Faschistengruß tauschte, fühlte er sich wie zu Hause. Die Fischer nannten ihn beim Vornamen Signor Ernesto — wie gemütlich das klang!
Mehr und mehr vernachlässigte er die tägliche Übung des Einpeitschens seiner kämpferischen Instinkte. Es kam vor, daß er zwei Tage vergaß, Charakter zu müllern. Er ertappte sich bei nahezu geringschätziger Durchsicht des Kampforgans. Ein leichtfertiges Etwas in ihm drückte mit einer schnippenden Bewegung: Olle Kamellen! aus. Der Spiegel wies ein Gesicht, dessen sture Kanten von deutlich ansetzendem Gutmütigkeitsspeck wie mit Plastilin zumodelliert schienen. Er merkte es nicht, es war schon zu spät. Das Behagen am Idyll negierte den Charakter.
Es kam so weit mit Ursus, daß er eines Tages gedankenlos jenes aufrüttelnde Zeichen von seiner Jacke entfernte; irgendwie schien es die Natur zu beeinträchtigen. Er lag im Badeanzug am Strand und fütterte die Kinder mit Schokolade. Es fehlte nicht viel und er hätte Kränzlein gewunden und den Bambini auf die Köpfchen gesetzt.
Irgendwo dahinten verröchelte die große Befreiungsidee. Ursus, der brüllende Donnerer, schien in einen einfachen, zwar ein wenig beschränkten, aber doch umgänglichen Normalmenschen verwandelt. Bis hierher und nicht weiter.
Eines Morgens kam das Telegramm:

Wichtigste Position nur durch Ihre bewährte Kraft zu halten!

Ha!
Ha, wie schleuderte der eben noch biedere Onkel Ursus die krähenden Bambini von sich, die schon gewohnheitsmäßig an seinen Beinen turnten. Wie sprengte er die unscheinbare Larve der bürgerlichen Verpuppung! Wie trat er hervor, gewappnet, geschient, bestbezahlt und pensionsberechtigt, ein Stürmer wie je!
An der tobenden Brandung erprobte er die Kraft des donnernden Mundgetöses — vivat, er übertönte sie! Das Blatt hervor, einen Blick auf die Großschrift des Leitartikels — wie in den besten Zeiten: undurchdringlich stand das Brett vor seiner Stirn, kochend kreiste das Blut in allen Organen, die Augen rollten, der Mund schäumte.
Ursus war wieder er selbst.
Nun aber nach Hause und in den Saal und vor die Massen!
Schluß mit dem Urlaub — rin in die Weltgeschichte!

Die schlimmste Sünde in Bayern

Man soll nicht immer meinen, der Chimborasso der Skrupel und Zweifel sei für die Nächstbeteiligten der § 218! Ich sage Ihnen: Das Volk ist aufgeklärt. Da gibt es noch ganz andre Sünden.

In einem oberbayrischen Dorf habe ich als Reporter eine „Hexe" besucht. Eine Frau, für deren Verbrennung ein freundlicher Nachbar bereits zwei Ster Holz kostenlos zur Verfügung gestellt hatte.

Die Frau erzählt mir von ihren Unterhaltungen mit der Nachbarin. Die ist eines schönen Tages gelaufen gekommen — so fing die Geschichte an — und hat gesagt: „Du — von dir heert ma wos!"

„Sag mer's, wos?" hat die Frau geforscht, „soll i an andern g'habt ham?" (Eheliche Untreue.)

„Naa. Was Ärger's!"

„Soll i oan' betrog'n oder bestoin ham?"

„Naa, naa. Was viel Ärger's!"

„Aba jetza! Soll i an durch'putzt ham?" (Eine Abtreibung vorgenommen haben.)

„Naa, no was Ärger's!"

Die Frau hat nachgedacht. Sie hat nichts mehr finden können.

„I will dir's sog'n. Unser' Kuh gibt koa Milli mehr, net?"

„Na, und?"

„Mirkst immer no nix? — G'hext host!"

Teha

Gleichnis der Zeit

Die acht Tierärzte des städtischen Viehhofs in Frankfurt a. M. traten in den Streik, weil der Magistrat ihr Tageshonorar herabsetzen wollte. Hunderttausend Ochsen, Hammel und Schafe, die nun nicht untersucht und geschlachtet werden konnten, versperrten in großen Herden die Straßen in der Umgebung des Schlachthofs, und schließlich mußte der Magistrat das alte Gehalt garantieren.

— Immer sind es ungefähr acht Leute, die mit Hilfe von hunderttausend Ochsen, Hammeln und Schafen ihr Einkommen auf der alten Höhe halten.

Teha

Zeitgeist *(Anton Leidl)*

„Sehgn S', Herr Huaber, bal heut ein Kafalier eine feine Dame hab'n wui, kafft er ihr eb'n scho liaber glei an Schwartenmag'n, als wia Bleami'n!"

Der Boxer / Von K. R. Neubert

Er ist 1,80 groß, trainiert und stark.
Bei Büchern hat er nie gesessen.
Schon früh am Morgen läuft er durch den Park.
Dann wird geboxt. Und dann gegessen.

Er ist die Hoffnung im Halbschwergewicht.
Den letzten Mann schlug er schon in drei Runden.
Die Nase sitzt nicht mehr ganz grade im Gesicht.
Auch ist das linke Ohr zerschunden.

In seiner Laufbahn war er zweimal erst k. o.
Er siegte neunmal, acht davon entscheidend.
Einmal zerriß beim Boxen sein Trikot.
Und nach dem Tiefschlag war er blasenleidend.

Sein Ziel ist jetzt Amerika.
Der Dollar winkt. Er muß an später denken.
Noch ist er jung. Noch ist er da.
Wer wird ihm später einmal etwas schenken?

Das weiß er. Und er schwingt die Faust.
Er siegt. Und langsam wird er älter.
Er lächelt noch, vom Beifall Tausender umbraust,
Dann kommt ein Jüngerer. Dann fällt er . . .

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Logik

(J. Fenneker)



„Sagen Sie, Evi, weshalb fürchten Sie sich denn, mit mir ein bißchen in den Wald zu gehen?"
„Wenn Sie das nicht wissen, hätte es ja überhaupt gar keinen Sinn, es zu tun."

V. Z. V. B. A. N. U. J. S. ⁄

Von Peter Hammerschlag

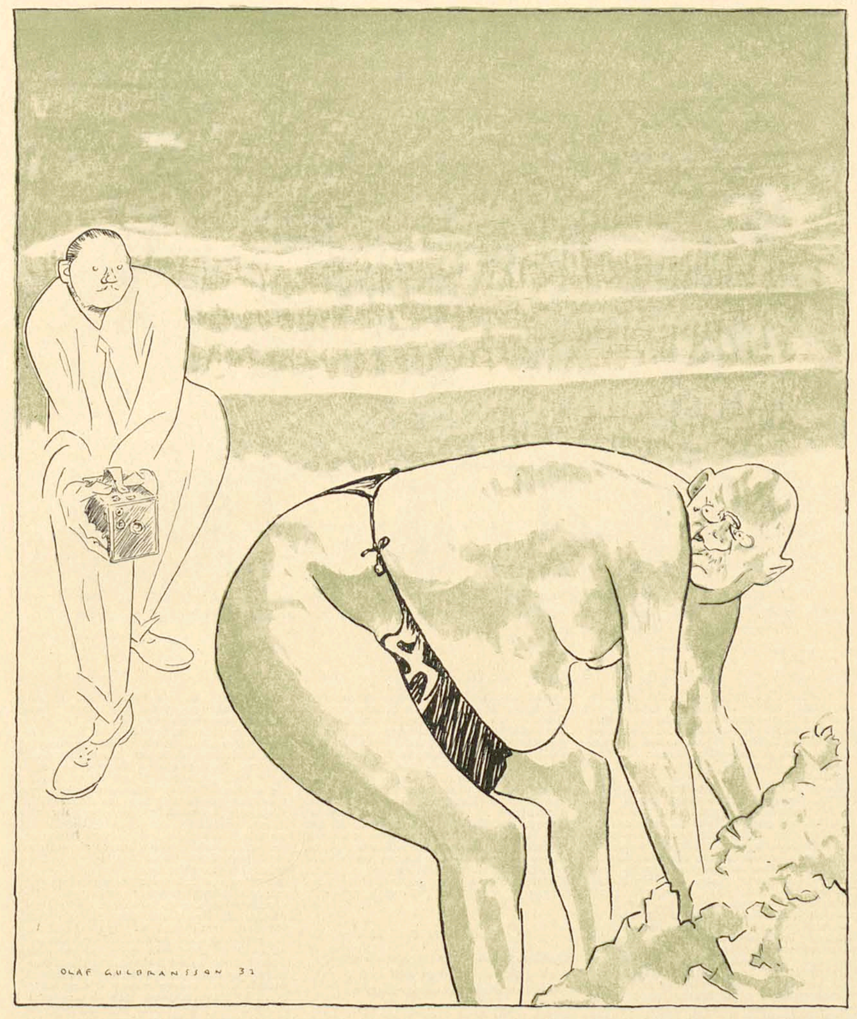
Das heißt: Verein Zur Verbreitung Begabter Aber Noch Unbekannter Junger Schauspielerinnen. Ein Beispiel.
Käthe, obschon leider bei der Kunst, war lange nicht so unbegabt, wie das üblich ist. Hopste als zwölfte von links, stepte als Kitty grotesk mit Lionel, stampfte den Kasatschok mit Wladimir (als Katjuschka) und sang mit halblangem Haar als Kathrein trutzig-herbe Volksliedlein. Dann wurde es bös. Halbe Tage verhockte sie bei Agenten, alle halben Ewigkeiten ein winziges Röllchen, halbe Minute auf der Leinwand. Tee kann sich ein aufgewecktes Mädel zur Not selbst auf dem Spirituskocher machen, aber eine Schauspielerin muß ein Tröpflein Eau de Cologne haben. Und ganze Strümpfe. Ein reicher Freund! Wo??? Und das alles sagte sie auch dem fuchsigen Geierkopf im kleinen Komparsenkaffeehaus. Der kaute an einem imaginären Bissen, sagte „Mit Ihnen geht es" und schob Käthe ein blaues Formular hinüber. „Ich beauftrage hiermit den V.Z.V.B.A.N.U.J.S., mich berühmt zu machen. Nach eingetretenem Star verpflichte ich mich, 20% meiner ersten Stargage an den Verein abzuführen. Einverstanden . . ." Käthe unterschrieb mit blasser Füllfeder, und der Geierkopf war schon weg, der Mädchenhändler.
Am selben Abend sprach Gerd sie an, der Gottähnliche. Vielleicht wirklich ein Nordländer, der Nachname weder zu verstehen noch auszusprechen. Er war mit schallender Jungenstimme furchtbar nett zu Käthe, und wiewohl sie das Abendessen kaum mehr gewohnt war, ihm konnte sie es nicht abschlagen. Als sie aus dem netten Lokal wieder auf die verkehrsbrüllende Nachtstraße hinaustraten, streifte der Kotflügel eines schäbigen Mietautos Käthes schäbiges Frühjahrsmäntelchen. Der Chauffeur nahm dazu Stellung, und als Käthe wieder klar sah, hatte das Auto eine zerbrochene Windschutzscheibe und der Chauffeur Nasenbluten. Gerd aber zürnte wie ein Bulldogg. So einem besoffenen Flegel müsse der Fahrerschein entzogen werden, auf — der — Stel—le! Der Bühnen-Schutzverein werde das Seinige dazu tun, seine Braut sei Schauspielerin!! Und in Norwegen sei so etwas unmöglich!!! In den hinteren Zuschauerreihen kursierte bereits das Gerücht, Greta Garbo sei ein Bein abgefahren worden, als die Amtsgewalt eingriff. In der Mitternachtsausgabe standen schon ein paar Zeilen. Wild-West-Smartness im Herzen der Großstadt. Und daß es doch noch Ritter gäbe. Und Käthes Name.
Auch Käthes Wirtin hatte es gelesen. Na endlich, höchste Zeit, daß sie vernünftig würde, von der Tugend allein, na eben . . . Und ob Käthe nicht ein paar Mark Taschengeld brauchen könne? Nein, tausend Dank, gar nicht nötig, Gerd kommt, sie abzuholen. Im eigenen netten Zweisitzer und mit einem Chrysanthemenstrauß. Käthe möchte sich so schrecklich gern revanchieren, lehnt sich an Gerds Burberry wie das Käthchen von Heilbronn . . . Nichts. Kavalier ist er außerdem. Wie sehr, das sieht man am selben Abend, im „Blauen Nachtgespenst". Käthe stiert mit Minderwertigkeitsgefühlen nach den Logen, wo die Prominenten wohnen. Da schlurft ein riesenhafter, aufgeschwemmter Bonvivant herbei und tippt mit heißem, feuchtem Zeigefinger nach Käthes Ausschnitt, worauf Gerd, im Smoking, Zähne zusammen, zwei Meter hoch aufspringt. Ein Monokel spritzt weit weg, Hemdbrust mit roten Flecken, ein Saxophon wird zertreten, eine Dame kriegt einen Schreikrampf. Gerd ist ein brüllender Fels im Meere totenblasser, verschüchterter Miterleber. Aber Käthe wird von einem blinzelnden, schlechtrasierten Kapuzineraffen in eine halbdunkle Loge gezerrt. „Gratuliere zu Ihrem temperamentvollen Freund. Sind vorhin so entzückend hilflos, mädchenhaft, schutzbedürftig, förmlich vertrottelt, dabeigestanden. Hätte da eine kleine, hilflose Rolle. Morgen vielleicht ansehen lassen. Dr. Randolph Mc. Blooch von der Nebba Film."
Die Rolle am nächsten Tag ist wirklich zu machen. Käthe, zwei Wochen hindurch nett beschäftigt, beginnt Schulden abzuzahlen, glücklich, wie in Narkose. Nur das mit Gerd, der Bursche ist wie verwandelt. Jähzornig? Gut! Ritterlich? Entzückend, originell. Aber eifersüchtig, eifersüchtig! In die Aufnahmeateliers schleicht er ihr nach und beginnt dort zu husten. Der Regisseur bittet Käthe zu einer verflucht ernsten Unterredung in sein Studio. „Unleugbar ganz hübsches Talent, aber das kann man eben doch nicht verantworten, Ihnen eine größere Sache anzuvertrauen. Dieser lächerliche, gefährliche Irre da mit Ihnen, Kind, man weiß ja nicht, was dem morgen einfällt . . ." Tröstend knöpft der Regisseur der weinenden Käthe die Achselbänder los, da tritt Gerd die Türe ein, heult so etwas wie „Kurtisane" und schießt sich tot. Einfach Browning. Wie Käthe wieder zu sich kommt, möchte sie für ihr Leben gerne verzweifeln, aber jetzt hat sie beim besten Willen keine Zeit. Der Direktor will es mit ihr versuchen, Sprungbrett, Chance, das Tau. Sie muß zum Zahnarzt, zum Kehlkopfspezialisten, Schneiderin, polizeiliche Einvernahme, Nervenzusammenbruch, Pressetee, Proben, Interviews, Interviews, Interviews. Ganz junge Person, ganz was Starkes. Erster Film, schon erstes Todesopfer, Typ der kommenden Wochen, der richtige, wirkliche, verläßliche, infantile Vamp. Herbes Schicksal, das.
Abend des zweiten Aufnahmetages. Bei einem Vier-Augen-Tee in der Wohnung des Generaldirektors wird der Vertrag unterzeichnet. Gitta Chiquita übernimmt die Hauptrolle des 1000prozentigen Films „Vergiftete Lippen im Sechsachteltakt". 10 000 Mark.
Abend des dritten Aufnahmetages. Ein seehundsköpfiger, zäher Herr dringt in das innerste Gemach von Gittas Zwölfzimmerwohnung. Gitta liegt an seelischen Depressionen darnieder, aber er präsentiert seine Faktura.
Der V.Z.V.B.A.N.U.J.S. beehrt sich darzubieten:

Eine Woche Gesellschaftsgeld für Herrn Gerd (Gerhart) Müller	Mk.	70,—
Windschutzscheibe, Sektkelche, Blumen etc.	„	50,—
Chauffeur (leicht beschädigt)	„	50,—
Bonvivant (niedergeboxt)	„	100,—
Fingierter Selbstmord von Herrn Gerd	„	1000,—
20% Gage	„	2000,—
Summe	Mk.	3270,—

„Und warum kommt dieser . . . dieser . . . dieser Herr Müller nicht selbst um sein Sündengeld?" Der Seehundsmann lüftet

Photo-Reportage

(Olaf Gulbransson)



„Bitte bleiben Sie so, ich möchte Sie aufnehmen für unsere Serie: ‚Das Gesicht der Zeit'."

vor Gittas Leiden seine Inkassantenmiene. Herr Müller ist derzeit nach Budapest kommandiert, wo er Fräulein Etelka Somlo berühmt macht . . .
Gitta Chiquita wirft mit letzter Kraft den Seehund hinaus, ritzt sich leicht das linke Handgelenk und nimmt eine halbe Tube Veronaltabletten.

In zwei Tagen wird Gitta das Sanatorium verlassen können, um einen Prozeß gegen den V.Z.V.B.A.N.U.J.S. anzustrengen. Denn sie wird einem niederträchtigen Hochstapler, der ihr die höchsten Gefühle vorgegaukelt hat, nicht dreitausend Mark in den Rachen werfen, fällt ihr gar nicht ein . . .

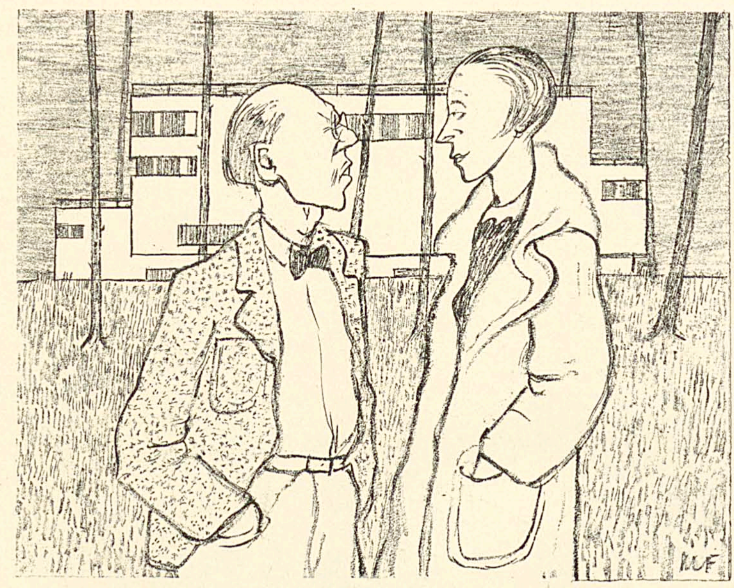
Auch eine Auskunft

„Wie geht's?"
„Danke oja, und bei Ihnen?"
„Na, wenn es mir so ginge, wie meinem Geschäft und meinem Geschäft so wie mir, dann könnte ich in ein Sanatorium gehen."

P. P.

Stilgefühl

(M. Frischmann)



„Und sagen Sie, Herr Architekt, wo soll denn nun eigentlich mein Mann schlafen?" — „Wenn sich die Schattenverteilung seines Bettes dem Raume nicht organisch einfügt, in einer Hängematte vor dem Fenster."

Ein Testament / Von Walther Rode

Der ehemalige großherzogliche Theaterintendant Baron Gregor Flechtheim, der seit zwanzig Jahren einsam in seiner Villa am Monte Arreggio lebte, setzte sich am Abend des 2. März 1931 an seinen Schreibtisch, nahm einen weißen Bogen aus dessen Lade, tauchte die Feder ein und schrieb:

„Mein Arzt, Dr. Pacciardini in Pregallo, ein großer Dummkopf zwar, aber nicht gerade ein Bandit, hat mir heute nachmittag geraten, mein Testament zu machen. Er sagte mit dem blödernsten Gesicht des gewerbsmäßigen Menschenfreundes: ‚Es würde sich immerhin für Sie empfehlen, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.' Hiebei war ein Flehen in seinem Blick, das aussprach: Nicht mich hiebei vergessen!

Da ich tatsächlich dreiundsiebzig Jahre alt bin und an Arterienverkalkung leide — mein Masseur im Städtchen unten allerdings behauptet, es gebe keine Arterien-, sondern nur eine Venenverkalkung —, da ich also dreiundsiebzig Jahre alt und venenverkalkt bin, so will ich zum erstenmal in meinem Leben dem Rat eines Arztes folgen, zumal dieser Rat nicht medizinischer, sondern juristischer Natur ist. Was ich also jetzt auf diesem Bogen schreibe, ist mein Testament. Ich schreibe es eigenhändig und werde es eigenhändig unterschreiben, sofern mich nicht mitten bei dieser ungewohnten Arbeit der Schlag trifft.

Der Bürgermeister Jacchini hat mir unlängst nahegelegt, die Gemeinde Villaggio Monte Arreggio zur Erbin einzusetzen, da ich keine Leibeserben hätte. Ich denke nicht daran, dies zu tun. Diese Schweinehunde haben mir in diesem Sommer meine Orchideen verdursten lassen; sie haben mir viel zu wenig Wasser geliefert, sich auf allgemeinen Wassermangel ausgeredet. Für mich, den größten Steuerzahler des Ortes — ich zahle doppelt soviel Steuern wie alle Gemeindegenossen zusammengenommen —, war plötzlich kein Wasser da. Ich setze die Gemeinde ‚Villaggio Monte Arreggio' ausdrücklich nicht zum Erben ein. — Auch den Dr. Pacciardini nicht. Frechheit von den Herren Ärzten, vom Kadaver des Expatienten noch eine Art Abfertigung zu begehren! Auch meinen Masseur im Städtchen unten nicht. Er hat mich zwar wie ein Besessener massiert; seine Anekdoten und Weisheiten beim Massieren aber sind von Woche zu Woche schwächer geworden. Ich werde mir doch Ärzten und Masseuren gegenüber noch erlauben dürfen, keine Entschädigung dafür zu bezahlen, daß es eines Tages an mir nichts mehr zu medizinieren und nichts mehr zu massieren gibt!

Ich setze nicht zu Erbinnen ein meine beiden Schwestern in Köln, die mindestens seit fünfzehn Jahren auf diese Erbschaft warten. Wozu brauchen diese alten Jungfern noch Grundbesitz und Geld? Damit sie's den Pfaffen schenken oder vermachen? Auch keiner von den Gänsen, die mich alle Augenblicke hier oben besucht haben, hinterlasse ich etwas. Ebensowenig meinen Dienstleuten. Das Pack hat mich genug bestohlen. Hierin hat es sich wegen der gewärtigten Vermächtnisse keine Beschränkungen auferlegt.

Ich setze zum Erben meines gesamten Vermögens Herrn Ottokar Stipnagel, Mechaniker in Berlin-Schöneberg, Kranichstraße 53, ein. Dieser Mensch, von dem ich genau weiß, daß er nicht mein Sohn ist, soll mein Erbe sein. Ottokar Stipnagel ist nicht nur nicht mein Sohn, ich habe die Bemühungen seiner Mutter, mir die Vaterschaft zu ihm anzudichten und gerichtlich feststellen zu lassen, siegreich abgeschlagen; ich habe beeidet, daß er unmöglich mein Sohn sein kann. Ich habe seine Mutter nicht einmal im Traum berührt. Sie war eine Phantastin. Sie ist längst tot. Der Teufel weiß, wer Ottokar Stipnagels Vater gewesen ist. Er aber weiß genau, daß seine Mutter den Prozeß mit Pauken und Trompeten verloren hat, und daß ihre Angaben erlogen waren.

Ich setze Ottokar Stipnagel zum Erben ein, weil er von allen Erdbewohnern am wenigsten erwartet, mein Erbe zu werden, und weil er den geringsten Anspruch darauf hat.

Villaggio Monte Arreggio. Am 2. März 1931.

Gregor Flechtheim."

O Mensch!

O Mensch mit deinen großen Worten,
o du Salat aus Fleisch und Geist,
glorreich versiert in vielen Sporten,
. . . in Selbstbehauptung allermeist:

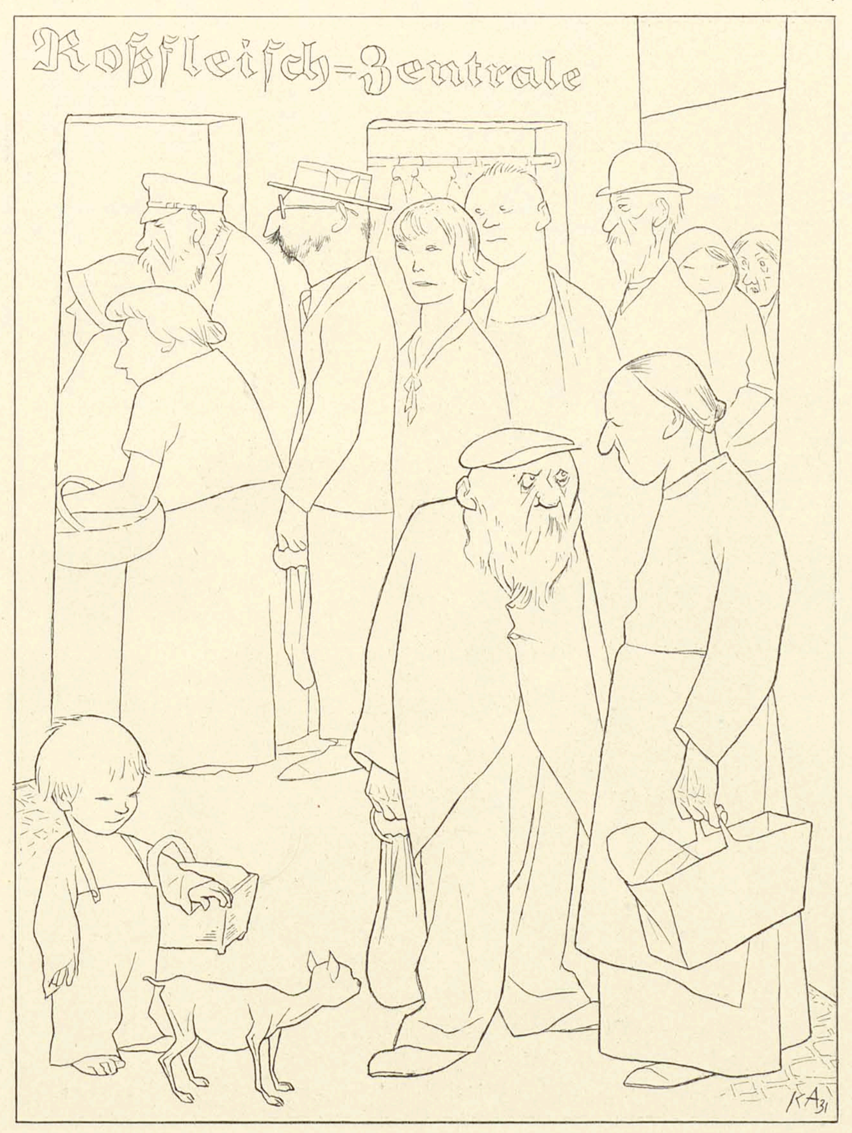
Grell peitscht ein Blitz durch das Gelände.
Dein bester Freund erliegt dem Chok.
Erschüttert ringst du deine Hände
und starrst wie ein gestoch'ner Bock.

Ein Zährenstrom netzt dir die Lider,
du windest dich in Seelennot —
und fragst schon nach zwei Tagen wieder:
Was gibt's denn heut zum Abendbrot?

Dr. Owlglaß

Berlin NO

(Karl Arnold)



„Die besten Stücke liefert er nach'n Westen, da wollense zu'n Pilsner n' echten Jullasch."

Wandervögel

(Wilhelm Schulz)

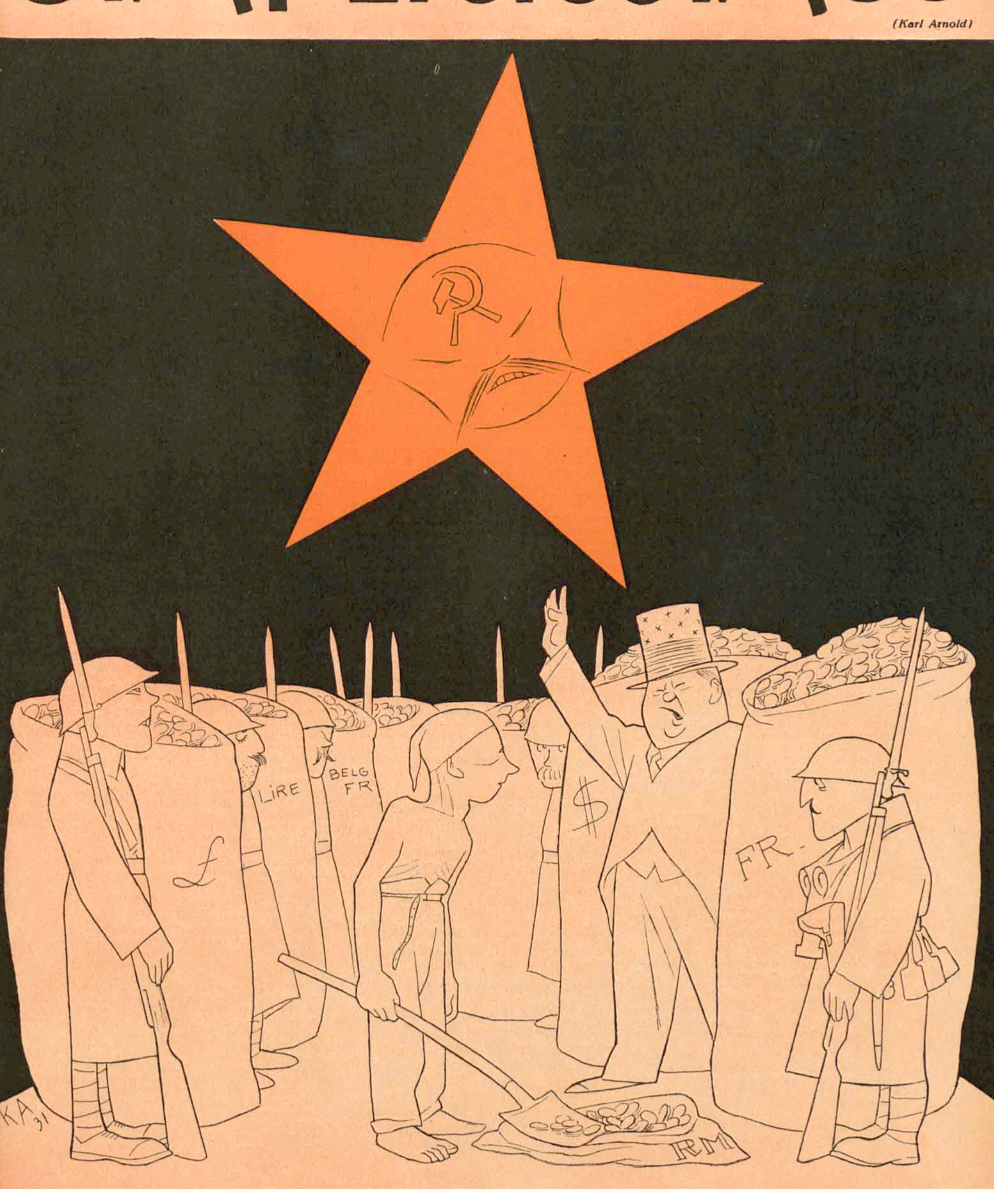


„Kein Auto nimmt uns mit, da freut einen bald das ganze Fußwandern nimmer!“

Stuttgart, 13. Juli 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 15

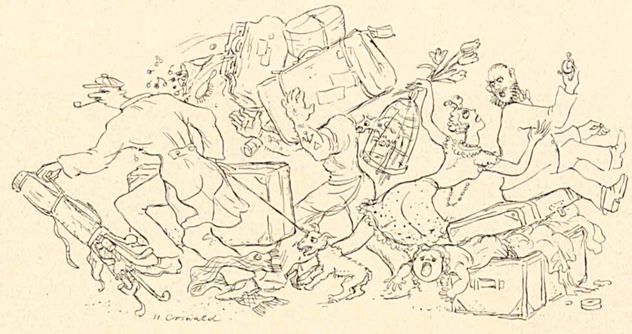
SIMPLICISSIMUS

(Karl Arnold)



Hoover bannt die Gefahr

„Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter und stundet lieber ein Jahr lang die Schulden!"



Reisefieber — *Hilla Osswald*

Der Schnapskontroller / Von Fritz Sänger

Im tiefsten Grunde unserer Seelen waren wir Bauernbuben feindlich gegen jede Art von Autorität. Erbliche Belastung. Einheimische Autoritäten, wie Bürgermeister, Polizei- und Kirchendiener, Lehrer und Pfarrer fanden sich darein. Auswärtige vom Gendarmen bis zum Amtmann mußten sich darein finden.
Ein Ausnahmefall, der Schnapskontroller, der sich freundlich hineinspielte. Er hieß anders, was uns nicht weiter störte.
Da in jedem Hause eine Brennerei war, in der jeder Bauer sein eigenes Kirschwasser herstellte, so hatte er mindestens einmal im Jahr zu kommen und abzumessen. Er war der Meinung, daß des Bauern „Schnäpsle" eigentlich nicht zu versteuern wäre, und verhielt sich entsprechend. Er verschmähte nie ein kleines Gläschen Steuerobjekt, hielt aber streng darauf, daß seine Güte nicht mißbraucht wurde. Jahre ging das; aber eines Tages kam statt seiner ein andrer; er war gestorben.
Der neue stand plötzlich eines Tages vor dem Bürgermeisterhaus.
„Wir wollen strenge Kontrolle üben", fauchte er, „ich weiß, man muß den Bauern scharf auf die Finger sehen!"
„Da muß ich schon meine Jacke anziehn!" sagte der Bürgermeister, und als er das getan hatte, meinte der andre: „Wo fangen wir jetzt an? Keiner von den Bauern hat ein sauberes Brusttuch!"
„Vielleicht fangen wir bei mir an; meine Magd brennt gerade Schnaps!"
Das geschah; der Bürgermeister half, und ehe man fertig war, wußte das ganze Dorf diese Geschichte. An sieben Orten wurde kontrolliert, und überall auch das allerkleinste Schnäpschen zurückgewiesen.
Im übrigen stimmte natürlich alles.
Als er wieder kam, da war schon ein Kundschafterdienst eingerichtet, und ehe der Schnapskontroller das erste Ziegeldach sah, wußte man schon im ganzen Dorf seine Ankunft. Auch wir Buben sprachen darüber. Karl und ich hatten eine besondere Unterredung in dieser Sache, und wir meinten, daß diese Beunruhigung gar nicht gut wäre, aber schon ganz und gar nicht.
Demnach verhielten wir uns dann.
Der Runk hatte übrigens gesagt, er kenne den Schnapskontroller sehr gut, er wäre bei seiner Kompanie der Feldwebel gewesen und hätte auch schon damals alle kleinen Gläser mißachtet, aber die großen nicht. Außerdem hätte er den preußischen Korn aus Viertellitergläsern zu sich genommen.
Der Bürgermeister wieder sagte, daß unser Schwarzwälder Kirschwasser in der Welt einen weit bessern Namen besitze und viel mehr Beliebtheit als der dümmste Schnapskontroller. Auch das stärkte unser Pflichtgefühl.
Wir warteten mit Geduld auf die Gelegenheit. Darüber war es Sommer geworden und ein glühend heißer Juli. Kein Mensch pflegte um diese Zeit Schnaps zu brennen; nur wir im Wirtshaus taten es, weil die Mutter meinte, daß er uns sonst ausgehn könnte.
Am Nachmittag um halb drei kam der Fritz gelaufen: „Der Kontroller ist los!"
„Gut, Fritz", sagte die Mutter und gab ihm eine Salzbrezel, „sag's den andern auch!"
Eine halbe Stunde später war er da.
Karl und ich auch; wir machten uns unbemerkt am Feuer zu tun.
Er kam. Sah sich gründlich um. Roch in verschiedene Töpfe und Gläser, die da standen; was nicht dastehen sollte, war natürlich weg. Der Staat fuhr ja jetzt viel schlechter als vorher, denn die Bauern waren der Meinung, wenn man es schon heimlich tun muß, dann soll es sich wenigstens lohnen.
Er war schnell gegangen, und in dem heißen Raum lief ihm das Wasser über den Kopf hinunter.
Die Kontrolle war bald beendigt, es stimmte alles. Natürlich.
„Ich hab' einen furchtbaren Durst, Frau Wirtin!"
„Darf ich Ihnen ein Glas Wein — — —"
„Was denken Sie von mir — — — nein — — —." Barsch fügte er hinzu: „Geben Sie mir ein Glas!"
Die Mutter tat das. Er ging selber an die Wasserleitung und ließ sich das Glas volllaufen, dann trank er vorsichtig nur drei Schluck, stellte das Glas neben sich und hielt zunächst einen sehr interessanten, belehrenden Vortrag darüber, daß man an so heißen Tagen sehr vorsichtig sein müßte mit dem Wassertrinken. Die Mutter stimmte ihm zu; sie war ohnehin gegen das Wassertrinken, auch an kalten Tagen; wir hatten ja Wein genug im Keller.
Als der gute Mann dann sein Wasserglas wieder an den Mund führte und wieder trank, vorsichtig natürlich, wie er eben gelehrt hatte, da wurde er rot und blaß; erst stockte er, dann ging auf einmal ein Leuchten über sein Gesicht, und in einem Zug trank er den Rest aus.
Er ließ sein Glas noch einmal an der Wasserleitung vollaufen, trank aber nicht gleich, sondern stellte es erst neben sich.
Man verstand vollständig. Er trank auch dieses Glas in einem Zug aus.
„Donnerwetter!" flüsterte der Karl mir zu; wir bekamen beinahe Respekt vor ihm. Er aber wurde noch belehrender und erklärte der Mutter, die die ganze Sache längst übersah, aber immer noch so tat, als merke sie nichts, daß dies Wassertrinken schon manchem recht böse bekommen wäre. Er aber wüßte Bescheid. Bescheid wüßte er, und ihm könnte so etwas — so etwas schon gar nicht passieren.
Er ließ ein neues Glas Wasser aus der Leitung und stellte es neben sich. Wir wußten auch Bescheid jetzt und vertauschten das Glas diesmal mit einem größeren.
„Passieren", fuhr er fort in seiner Belehrung, „kann mir schon gar nichts. Mir, nein. Einem andern vielleicht. Mir nie!"
Er redete immer weiter, aber man wußte nicht recht was. Indessen so viel hatte er noch weg, daß er das merkte, und er verabschiedete sich und ging im Parademarsch aus dem heißen Raum.
Auch draußen haute er noch gehörig durch die Luft. Kommandierte sich: „Stillgestanden!"
Zum Stehen reichte es noch, aber zum Stillstehen nicht.
Nachdem er sich über die Himmelsrichtungen einigermaßen im klaren war, kommandierte er: „Vorwärts marsch!"
Vorwärts ging's, aber mit Seitenabsichten. Er kämpfte mit allen Apfel- und Birnbäumen, die am Wege standen, schnauzte sie gehörig an, als wenn er wieder auf dem Kasernenhof vor Rekruten stände. Mit denen wäre er wohl auch fertig geworden, aber der Kirschbaum bezwang ihn doch vollständig.
Am Abend führten ihn zwei Bauern mit einem Kuhgespann in die Amtsstadt zurück; sie hatten ihn bewußtlos im Straßengraben gefunden.
Übrigens hat er sich ein paar Tage später wieder erholt, aber nie mehr im Dorf sehen lassen.
Man wollte uns dankbar sein — — — wir lehnten das natürlich ab.

Stammtischmichel auf und nieder

Von Peter Scher

Pessimichel sah sich aufgebahrt,
Eichenlaub um Stirne und Popo . . .
geht ein knorriger Held hin, stirbt er so . . .
feig zu leben, ist der Juden Art.

Da — was bringt der Ozean gerauscht?
Zahlungsaufschub? Ruhe auf ein Jahr?
Michel ist, so heldentot er war,
plötzlich munter und wie ausgetauscht.

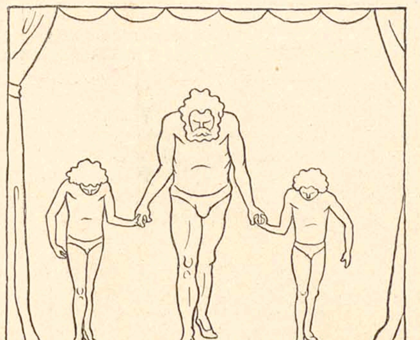
Seinen Eichenkranz setzt er zum Pfand,
daß er allezeit von acht bis sechs
kühn und ungeachtet allen Drecks
seinen Mann als Optimichel stand. —

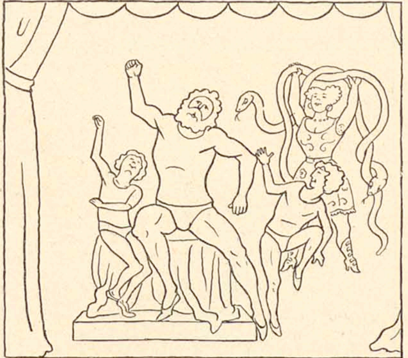
Aber wehe! Aber gnad euch Gott,
wenn ab morgen nicht der Himmel lacht!
Dann wird Optimichel umgebracht —
dann macht Pessimichel wieder flott!

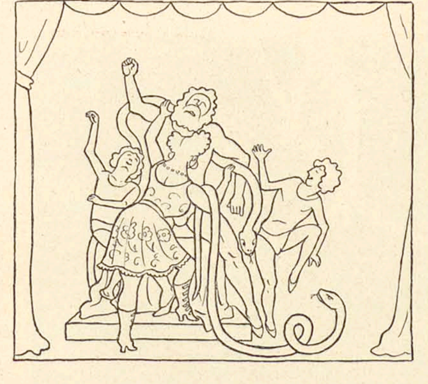
„THE THREE LAOCOONS"

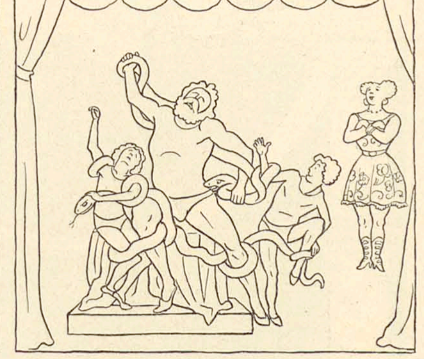
Klassischer Schlangen-Dressurakt

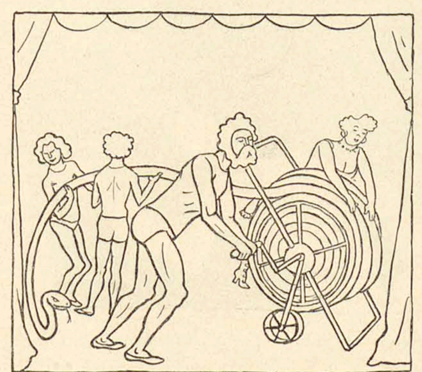
(Th. Th. Heine)

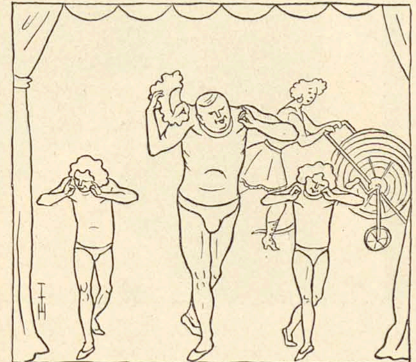












Wieder mal Annäherung an Frankreich?

(Olaf Gulbransson)



Ob es diesmal gelingt? Die praktische Zusammenarbeit der Nationalisten beider Länder ist jedenfalls gesichert!

Oft schrickt man auf

Oft schrickt man auf. Man meint,
Wenn man zum zehntenmal dieselbe Zeitung liest,
Sich plötzlich überdrüssig vielen Schnees,
So irgend wie: nun wird's bald Frühling werden müssen —
Und sieht im nächsten Augenblick durchs Fenster des Cafés,
Daß es ja Sommer ist.
Und wie die Zeit an uns vorüberschießt
Und uns, zu oft nur, weiß Gott wo vergißt.

Franz Pühringer

Amtshandlung

Arbeitslosigkeit ist anstrengend. Arbeitslosigkeit ist oft sogar so anstrengend, daß man nicht einmal Schlaf findet. Drum strolcht Franz durch die Nacht. Er bummelt den Nymphenburger Kanal entlang. —

„Mei", sagt er und bleibt stehen, „was is denn des?" Knapp am Ufer wackelt mit der Sohle nach oben langsam ein Stiefel. Franz guckt verwundert. Der Stiefel nickt noch ein bißchen, dann verschwindet er im Wasser.

Franz schüttelt den Kopf: „Da stimmt was net." Er springt die Böschung hinunter, langt mit den Händen ins Wasser, bekommt den Stiefel zu fassen und zieht daran, zieht daran aus Leibeskräften. Ein Mann kommt zum Vorschein. „Hilfe, Hilfe!" schreit Franz fassungslos. Stille. Angst, namenlose Angst packt ihn. Er weiß nicht warum. Er stottert: „Des is ja a Mensch, des is ja a Mensch . . ." und zerrt wie ein Verrückter den leblosen Mann die Böschung hinauf.

Oben angelangt, ruft er verzweifelt wieder nach Hilfe und möchte am liebsten weinen. Endlich kommen Menschen. Dann die Polizei. Der Mann wird auf die nahe Wachstube getragen. Franz muß mit, als Zeuge oder so.

Ein Schutzmann untersucht dort die Taschen des Bewußtlosen, aus dessen Mund irgendeine Flüssigkeit rinnt. Wasser allein ist es nicht.

Verständnislos sieht Franz dem Schutzmann zu. Es scheint ihm eine kleine Ewigkeit zu verstreichen.

„Der hat ja keine Personaldokumente", sagt der Schutzmann verdrießlich und richtet sich auf. „Hm!"

Kleine Pause.

„Ja, meine Herren", würgt Franz hervor, „entschuldigens, aba mit dem Mann muß do' was g'schehn!" Es klingt fast drohend.

„Wir sind ja keine Ärzte!" regt sich der Schutzmann auf. Er geht aber zum Telephon. Und indem er den Hörer abnimmt, schnauzt er den „Lebensretter" an: „Und überhaupt, mischen Sie sich nicht in die Amtshandlung ein, verstanden!"

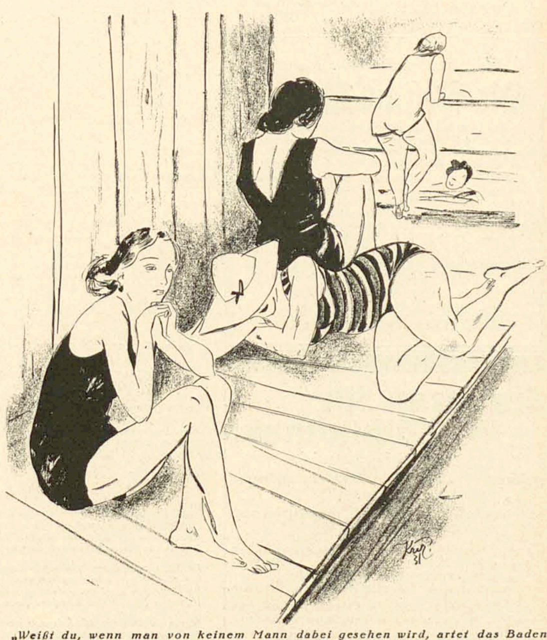
Franz schielt hilflos nach seinem still daliegenden Schützling, setzt seine Mütze auf und schleicht wortlos zur Tür hinaus.

„Des is ja a Mensch", murmelt er auf dem Heimweg, „des is ja a Mensch . . ."

hepi

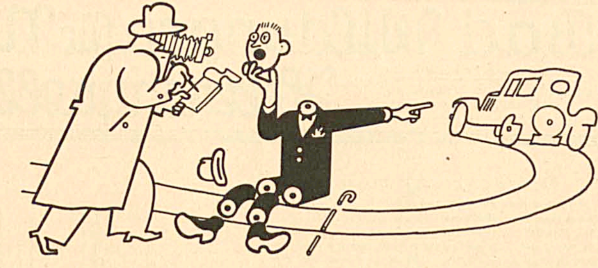
Damenbad

(Rudolf Kriesch)



„Weißt du, wenn man von keinem Mann dabei gesehen wird, artet das Baden eben schließlich zur reinen Hygiene aus!"

Reportage *(Karl Holtz)*



Zeitungsblüten

Aus der „Schwäbischen Albzeitung":

Wer tauscht
Motorrad gegen Grabdenkmal?
Suche ein gebr. einwandfreies Rad 200—300 ccm. An Zahlung muß ein Grabdenkmal genommen werden, nach Auswahl. Angebote an . . .

•

Aus dem „Völkischen Beobachter":

S.A.- oder S.S.-Mann
aus Papiermaché, 30 cm hoch, mit bewegl. Armen, sehr haltbar, sauber bemalt, hochfeine Ausführung, als Andenken od. Schaustück geeignet. — Bei Abnahme v. 1 Stck. per Stck. 3 M., bei Abnahme v. 5 Stck. an p. Stck. 2.50, bei Abnahme v. 12 Stck. und mehr per Stck. 2 M. einschl. Packung und Porto.

•

Aus dem „Böblinger Boten":

Nachruf
Allen denen zur Mitteilung, die unseren Bassist Adolf Birkle kennen, aber nun nicht mehr bei uns ist. Wir verlieren in ihm einen Menschen, der es fertig gebracht hat, als einer der eifrigsten Mitbegründer der Kapelle, nach 3jähriger Ausbildung, dessen Instrument durch die Feuerwehrkasse bezahlt wurde, uns jetzt ohne einen triftigen Grund rücksichtslos im Stiche zu lassen.
Ob es die „berufliche Überanstrengung" oder ob es sein Gewissen ist, daß er nicht einmal den Mut fand, uns selbst seine Gründe darzulegen und dazu zweite Personen braucht, um sein Instrument zurückzugeben, wissen wir nicht!
Jedenfalls werden wir ihn durch sein, jedem anständigen Menschen ins Gesicht schlagendes Verhalten, in entsprechender Erinnerung behalten!
Feuerwehr-Musikkapelle Dagersheim.

•

Aus den „Hallischen Nachrichten":

Der stärkste Sexual-Film der Saison!
Das Geschlechtsleben und seine Folgen!
Was muß der Mann vom Weibe und das Weib vom Manne wissen?
Ein Meisterwerk von unerhörter dramatischer Kraft und ungeschminkter Lebensechtheit, welches das große und erhabene Mysterium des weiblichen Körpers enthüllt! Einzigartig — erschütternd — eine kulturelle Höchstleistung!!
Für Jugendliche strengstens verboten!!
Sollten einige Aufnahmen auf die Zuschauer zu stark wirken, so bitten wir einen Moment vom Bilde fortzusehen!!
Frauen geht hin, lernt und nehmt Eure Männer mit!!

Mädchen fährt Kahn

Man sitzt im Kahn und läßt sich langsam treiben.
Ein Stichling schwimmt an mir vorbei und grüßt.
Schau! wie das Blut ihm in die Schläfen schießt!
Das werde ich zu Hause niederschreiben.

Ich bin ein Mädchen und noch ziemlich ledig.
Ein alter Mann kriegt später mich zur Frau.
Ich weiß das aber noch nicht so genau;
Vielleicht ist mir das Schicksal doch noch gnädig.

Mama denkt zwar, ich sei noch eine Göhre;
Sie ahnt natürlich nicht, daß sie sich irrt!
Hach, Willis Küsse machen mich verwirrt . . .
Was meint Mama denn nur mit „Mädchenehre"?

Mama vergaß, mich zeitig aufzuklären.
Na ja, ich weiß doch sowieso Bescheid.
Mit sechzehn Jahren . . . Gott, mir tut's ja leid — — —
Dem Willi konnt' ich's aber nicht verwehren . . .!

Das ist es ja, woran so viele kranken.
Erst wehrt man sich, und dann ist man perdüh . . .
Das tat ich allerdings bei Willi nie!
Und wenn, dann würde der sich schön bedanken!

Sonst bin ich Kind. Tschawoll, und mit Vergnügen
Fahr' ich des Sams- und Sonntags etwas Kahn.
Denn das bewahrt mich vor der schiefen Bahn;
Wie leicht kann man als Mädchen Kinder kriegen!!

Ferdinand Korthaus

Fräulein Klabauter und das Scheusal / Von Alfred Grünewald

Claire Klabauter, erste Heroine am Stadttheater, überlas wieder und wieder dieses ebenso törichte wie überraschende Schreiben. Es war, nebst anderen mehr oder minder belanglosen Briefen, mit der Morgenpost eingetroffen, und Fräulein Klabauter hatte in einem ahnenden Gefühl sogleich der Vermutung Raum gegeben, daß das ziemlich große Briefkuvert von blaßgrüner Farbe eine nicht ganz alltägliche Nachricht enthalten müsse. Überdies bestand kein Zweifel, daß die in sicheren, fast kühn anmutenden Zügen geschriebene Adresse von einer Männerhand herrührte. Der Brief lautete:

„Gnädiges Fräulein!

Ich hatte kürzlich Gelegenheit, Sie in einem kaum mehr mittelmäßig zu nennenden Konversationsstück zu bewundern, einem papierenen Machwerk, dem Sie, und nur Sie, durch den Zauber Ihres Wesens dennoch eine magische Lebendigkeit verliehen. Ihnen dies zu sagen, kann, wie Sie wohl erraten haben, nicht der einzige Zweck meines Briefes sein. Ich zweifle nicht, daß Sie Huldigungen dieser Art, ja ähnlicher Formulierung, gewohnt sind, und darf mir auch nicht schmeicheln, über besondere Worte und Wendungen zu verfügen, die eine Frau sogleich aufhorchen machen. Ich verstehe mich nicht auf den strategischen Kniff, meine schöne Gegnerin in jene wehrhafte Stimmung zu versetzen, die schon ein halbes Entwaffnetsein bedeutet. Ich spiele mit offenen Karten: Alles kommt darauf an, ob Sie den Sinn für eine aparte Antithese besitzen. Meine Bitte — und nun falle ich mit der Türe ins Haus —, mir eine Plauderstunde zu zweit zu gewähren, mag Ihnen an sich schon kühn erscheinen; doch den Grad dieser Kühnheit können Sie erst ermessen, wenn ich noch ein Übriges verrate.

Sie zählen zu den schönsten Frauen der Stadt; ja es gibt nicht wenige Stimmen, die Ihrem bezwingenden Reiz ein weit größeres Herrschaftsgebiet zuerkennen. Was nun mich betrifft, so darf ich sagen, daß meine Häßlichkeit Ihrer Schönheit an Souveränität um nichts nachsteht. Ich bin nicht mehr häßlich, nein, ich bin die Häßlichkeit selber. Vielleicht belustigt es Sie zu hören, daß mich naive Gemüter wiederholt für den Teufel ansahen.

Wie gesagt: Ihr mehr oder minder ausgeprägter Sinn für Kontraste, für krasse Antithesen wird entscheiden. Ich erbitte ein kurzes Tête à tête. Nur eine kleine Weile, ‚einen Traum lang', möchte ich sagen, sei es mir vergönnt, eine Luft mit Ihnen zu atmen, Ihr Antlitz, das erhabene Widerspiel meiner fluchwürdigen Fratze, in stiller Andacht zu bestaunen. Ich werde mit keinem Wort, mit keiner Bewegung die imaginäre Schranke zwischen uns zu überschreiten versuchen, und ein Zucken Ihrer Brauen wird genügen, mich gehen zu heißen. Sie mögen meine Marotte verlachen. Es ist die Marotte eines Besessenen, oder gar des Teufels selber, der sich den Himmel in den Kopf gesetzt hat.

Dulden Sie, daß meine Lippen im Geiste Ihre Hände berühren.

Johannes von Klaue."

Fräulein Klabauter klingelte der Zofe. „Die Schokolade", befahl sie dem eintretenden Stumpfnäschen. Ihre Stimme klang ein wenig erregt.

„Klaue! — Schon der Name schmeckt nach Teufel", sagte sie zu sich selber.

*

Johannes von Klaue, ein wirklich bildhübscher Jüngling von noch nicht fünfundzwanzig Jahren, versorgte das bedeutsame Billett in seiner Brieftasche. Die stadtbekannte Künstlerin, Fräulein Klabauter, hatte ihn in knappen Worten zu sich gebeten. „Der Teufel wird um neun Uhr abends erwartet." Sonst nichts. Aber war das nicht viel?

Johannes durfte mit sich zufrieden sein. Er war dem schwierigen Exempel — Fräulein Klabauter galt als äußerst exklusiv — auf schlaue Weise zu Leibe gerückt, und siehe, seine Berechnung hatte sich als fehlerlos erwiesen. Ein verweilendes Lächeln erhellte seine Züge und ließ sie wenn möglich noch anmutiger erscheinen. „Ich hab's ja gewußt!" sprach er wiederholt vor sich hin. „Ich hab's ja gewußt!" — Und in Gedanken erging er sich in weiteren Prophezeiungen.

*

„Herr von Klaue", meldete die Stumpfnäsige.

Was werde ich sehn müssen? dachte die Tragödin, von einem nicht unangenehmen Schauer geschüttelt. Dabei verzerrte sie den Mund, als genieße sie etwas Saueres, wüßte jedoch gleichwohl diesen Genuß zu schätzen.

Johannes trat ein: der leibhaftige Antinous in Sakko und Hosen.

„Fräulein Klabauter!" sagte er, sich verneigend. Seine Stimme war dunkles Gold.

Ein paar Sekunden war die Dame sprachlos. Dann ein Stammeln: „Sie — sind — — —"

„— Johannes von Klaue, Ihr demütiger Diener."

„Was für Phrasen!" Das klang bereits zornig.

„Ich schrieb Ihnen ja, daß ich kein Meister der Rede bin."

„Jawohl, Sie schrieben mir! Oh, über diesen Brief, diesen schändlichen Brief! Sie wagten es also, sich über mich lustig zu machen, mein Herr?!"

„Nichts lag mir ferner. Ich schwöre es Ihnen."

„Ich habe wenig Anlaß, Ihre Schwüre für bare Münze zu nehmen." Plötzlich ausbrechend: „Warum haben Sie das getan?!"

„Gnädiges Fräulein — ich bin bestürzt. — Ein harmloser Scherz —"

„Harmlos?!" Sie lachte grell. — „Fühlen Sie denn nicht, wie sehr Sie mich beleidigen? Einen Teufel verheißen Sie mir, einen Caliban, einen Quasimodo." (Wie gebildet! dachte Johannes, trotz seiner Aufregung.) „Und wer erscheint? Wer wagt es, zu erscheinen? — Ein glatter Adonis, ein Bonbon von einem Jungen, eine Attrappe! —"

„Gnädiges Fräulein!"

„Nichts da: gnädiges Fräulein! Ich habe keine Gnaden für Sie. Für den andern aber war ich bereit, mich zu opfern, jawohl. Ich hätte ihn emporgezogen aus seinem tiefsten Elend." (Tragödin! konstatierte Herr von Klaue.) — „Sehn Sie, unsereiner hat selten Gelegenheit, der eigenen Güte innezuwerden. Dieser schreckliche und doch über alles geliebte Beruf hindert uns daran. Man verpufft seine Leidenschaft. Man braucht Ellenbogen. Auf Schritt und Tritt Kabalen, Lüge und List. Manchmal fragt man sich: ‚Wozu das Ganze?'"

„Ihr Ruhm gibt Ihnen Antwort", äußerte Johannes.

Die Diva überhörte ihn. „Dieses Scheusal", sprach sie weiter, und ihre Stimme klang jetzt ein wenig sordiniert, „wäre mir schön erschienen, schön, in der Kraft des Verzichtens: ein Auserwählter. — Wie seid Ihr doch alle gewöhnlich, mit Euern immer wieder gespielten Registern: mit Eurem Lauern und Eurer Gier, mit Eurem läppischen Zupacken! — Es wäre eine Minute, vielleicht eine Stunde des seltensten, einmaligen Glückes gewesen. Sie haben mich darum gebracht."

„Wie das?! Jenes erhabene Monstrum existiert ja gar nicht. Meine Phantasie hat es erschaffen."

„Verlassen Sie mich!"

„Sie schicken mich fort? Wüßten Sie, wie ich dieses Beisammensein herbeigesehnt habe! — Ich bin jung, unbekannt, hatte keine Möglichkeit, mich Ihnen zu nähern. Die bedeutendsten Männer der Stadt zählen zu Ihren Bewunderern. Was sollte ich tun, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?! —"

Und Fräulein Klabauter, schneidend: „Hätten Sie sich nicht selber einen Rivalen geschaffen, Sie hätten keinen andern zu fürchten gehabt. Gehn Sie! Gehn Sie!"

Johannes von Klaue gehorchte.

*

Andern Tages erhielt er folgendes Billett:

„Mein Herr!

Ich war gestern bereit, einen Ausbund an Häßlichkeit zu empfangen. Heute wäre ich für einen Ausbund an Schönheit in der rechten Stimmung. Ich bin launenhaft, wie Sie sehen, oder, um in Ihrer Sprache zu sprechen, ich besitze einen ausgeprägten Sinn für Antithesen.

Es erwartet Sie gegen neun Uhr

Ihre Ihnen nicht mehr zürnende

Claire Klabauter."

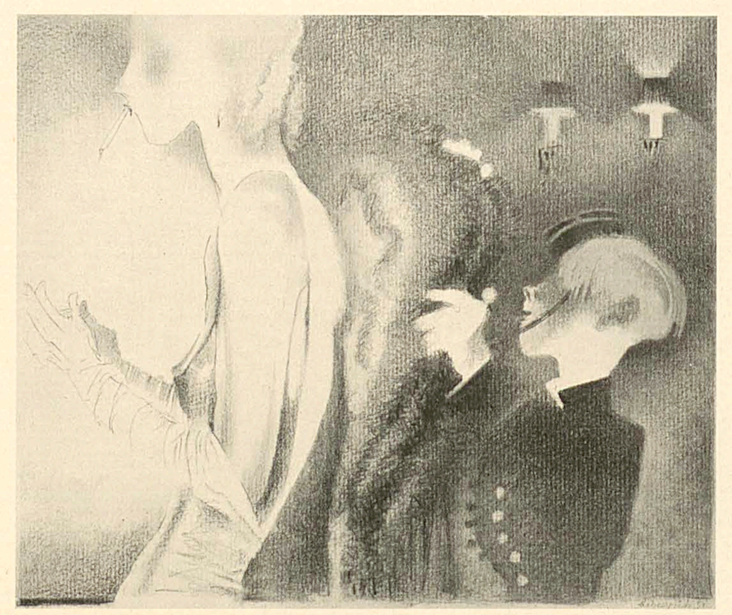
Charakter *(Jeanne Mammen)*

„Hör' mal, Ilse, im Reiseführer steht: ‚Man muß den Turm bestiegen haben . . .'" — „Na jerade nich!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13**, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Verwirrung

(Paul Scheurich)



„Aber Boy, du wirst doch wohl endlich mal meinen Mann kennen!" — „Meinen Jnädje den Herrn Jemahl von Zimmer hundertzehn oder den von zwoohundertsieben?"

Ein guter Einfall / Von Thea Reimann

„Ha! diese Person! . . . Das ist doch die Höhe!!!"

Lilians Stimme schnappte ein wenig über vor Erregung, und zur Bekräftigung ihrer Worte flog eine große Vase durch das Boudoir und blieb zerschmettert vor den Füßen eines eleganten jungen Mannes liegen, dem derartige Temperamentausbrüche nichts Neues zu sein schienen.

„Ralph, hast du das gelesen?" fragte Lilian noch ganz zornig und reichte dem Freund, der begütigend auf sie zugetreten war, ein Zeitungsblatt. „Das ist einfach schamlos! — Aber so muß man's machen, so kommt man vorwärts. Gestern noch eine Null und heute berühmt." Nach einer kurzen Pause fügte Lilian hinzu: „Und ein Auto hat diese Pute natürlich auch!"

Währenddessen hatte Ralph die Zeitungsnotiz überflogen.

„Geistesgegenwart einer schönen Frau", stand da. Dann folgte die nähere Bezeichnung dieses anscheinend raren Zustandes. „Gestern in den Abendstunden stürzte der siebenjährige Hubert Herzig vom Bürgersteig herab und fiel unmittelbar vor die Räder des rassigen Achtzylinderkabrioletts, in dem Blanche Ragout, der entzückende Star des Kabaretts ‚Zisterne', am Volant saß. Nur der Geistesgegenwart der großen Künstlerin war es zu verdanken, daß der Knabe mit leichten Hautabschürfungen davon kam. Die Künstlerin brachte den Verunglückten in die Wohnung seiner Eltern, wo sie ihn auf eigene Kosten behandeln läßt."

Armer Ralph! Natürlich kamen nun das Achtzylinderkabriolett, die Geistesgegenwart und alle Vorzüge der erwähnten Diva auf sein, Ralphs, unschuldiges Haupt. Lilian ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen.

„Das nenne ich Reklame! Du hättest mir schon längst einen Knaben vors Auto werfen müssen! Aber du hast ja keine Einfälle! Du bist ja ein Trottel!

Und so etwas nennt sich Impresario! Sicher gibt diese Ziege von Blanche nicht halb so viel Geld aus für ihren Manager, wie du mich kostest!"

„Das ist ungerecht, Liebling. Alles, was du bist, bist du durch mich. Durch meine Ideen, durch meine unermüdliche Arbeit. Sei lieb, Lilian, dann werde ich auch einen guten Einfall haben." Und er glättete mit gepflegten Händen den Wuschelkopf der aufgebrachten Freundin.

Ralphs Hände wirkten beruhigend auf sie, wie die Zurufe eines Dompteurs auf die gereizte Tigerin. Aber es schien ein schwarzer Tag zu sein, denn Lilians Zorn schäumte von neuem auf, als sie einen der Briefe erbrochen hatte, die mit der unseligen Morgenzeitung gekommen waren.

„Und zu allem noch diese ewigen Bettelleien! Lächerlich! Heute betteln sie einen um Kleider an, und morgen haben sie ein Auto. Das kennt man."

Lilian wollte den Brief gerade zerreißen, als Ralph danach griff und ihn mit größtem Interesse las.

In rührenden Worten bat eine kleine Kollegin den großen Star, ihr ein oder zwei abgelegte Kleider zu schenken, wodurch sie ein besseres Engagement zu bekommen hoffte. Sie schloß:

„. . . ich bin überzeugt, nicht vergebens an den Edelmut unserer göttlichen Lilian appelliert zu haben, und sehe Ihrem diesbezüglichen Postpaket — Adresse unten! — ergebungsvollst entgegen. In tiefer Dankbarkeit küßt Ihre wohltätigen Hände hochachtungsvollst
Kitty Klotz
Petersilienstraße 13."

Ralph sah triumphierend auf die Freundin, die ihn eben geschmäht hatte.

„Ich hab' ihn!" — „Wen?" — „Den Einfall . . ." — „So . . .?! Da bin ich ja neugierig." — „Ja —. Du wirst ihr die Kleider persönlich übergeben."

Reisesaison

Ick bin 'n Liftboy und, bei Jott, adrett,
Die Weiber sagen zu mir „schnicke" und „sehr nett"!
Frau Hede Kunz von Zimmer hundertvier —
Ach nee, man quatscht darüber nich als Kavalier!

Frau M. O. Schmitz, 'n kesses Weib aus Bonn —
Vafluchl noch mal, ick wahre Diskretion.
Frau Bankdirektor Meyer dann und wann —
Ick nenne keene Namen — Ehrenmann!

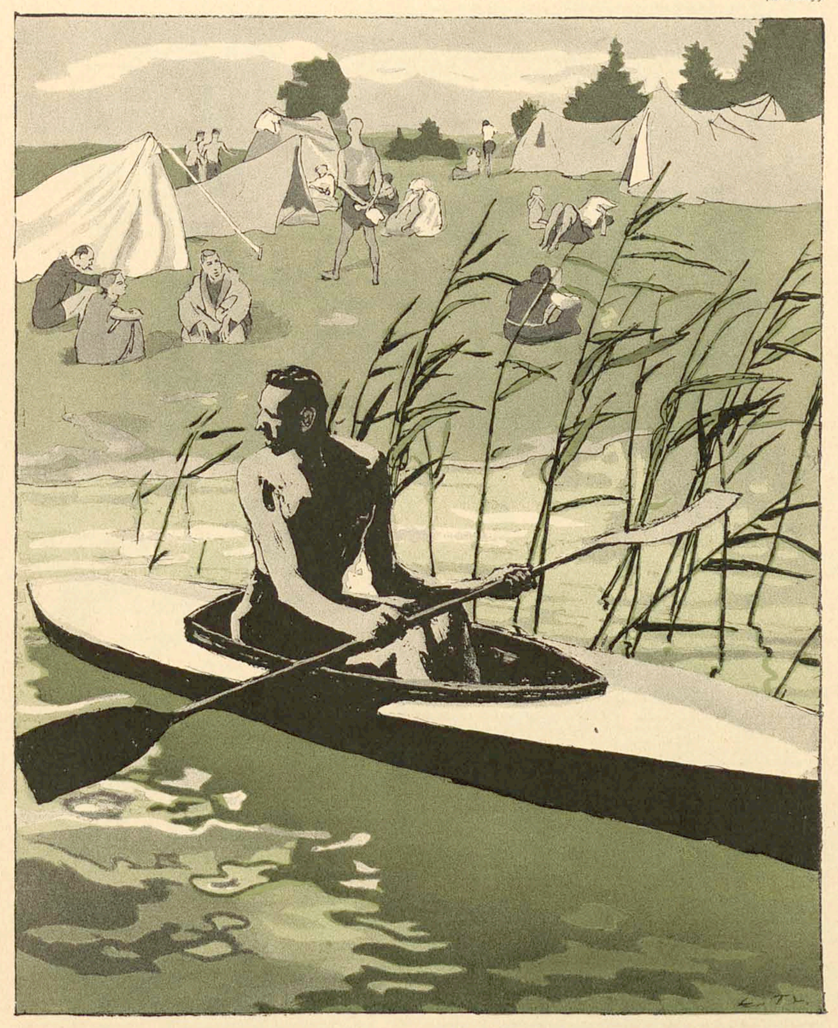
Miß Mabel, Zimmer zwo im Entresol,
Recht jut jebaut, doch seelisch bißken hohl.
Frau Hilde Knopp, 'n ausjewachs'nes Jöhr —
Ick schweige wie det Jrab — parole d'honneur!

Frau Doktor Schulz von siebzehn, Beletage —
Verdammt, ick hasse nu mal Renommage!
Bong, wenn 'n Weib die Liebe mir bezeigt —
„Merci, Madame!" — Der Kavalier jenießt und schweigt!

August Wisbeck

Pessimismus

(E. Thöny)



„Was, scho wieder a G'witter am Himmi — dős is d' Straf' Gottes fürs Weekend!"

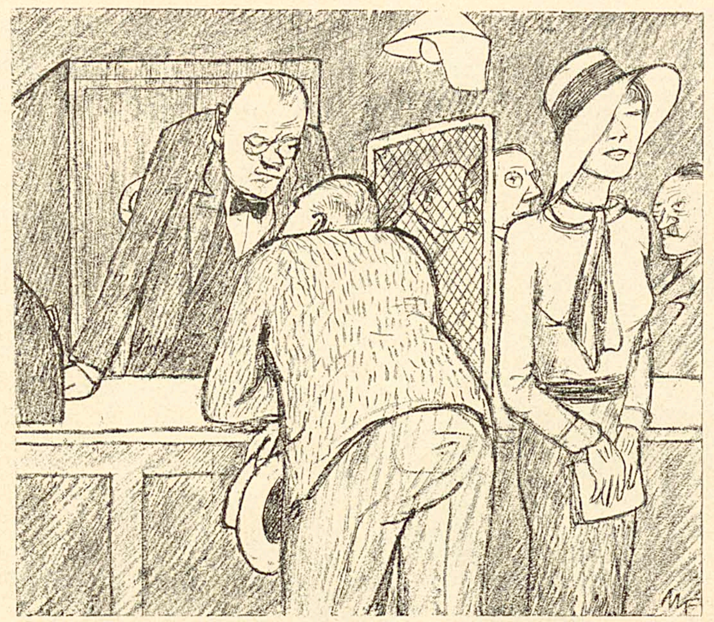
„Du bist wohl . . .?"
„Dann werden die Zeitungen dein Bild bringen, wie du, die große Diva, im eigenen Automobil zu der kleinen Kollegin fährst, ihr die Kleider übergibst usw. Sie werden Hymnen auf deinen Edelmut dichten . . ."
Ralph konnte nicht zu Ende sprechen, da ihm Lilian um den Hals gefallen war.
„Du bist ein Genie, Liebster, ich wußte es ja immer!"
So kam es, daß anderen Tags ein Dutzend von Ralph herbeigezauberte Photographen und Reporter Lilians Ankunft in der Petersilienstraße erwarteten. Alles klappte vorzüglich. Lilian kam, von Ralph begleitet, in ihrer Limousine an, fuhr direkt in das Kreuzfeuer der Operateure hinein, stoppte, stieg aus, schritt auf das Haus Nr. 13 zu und — — — fiel in Ohnmacht. Neben der magischen Zahl 13 prangte ein Schild:

Kitty Klotz
Altkleidermagazin

Lilian ist zu ihrer Meinung, daß Ralph ein Genie sei, nicht wieder zurückgekehrt . . .

Trost

(M. Frischmann)



„Wie . . . was, meine ganze Spekulation war verfehlt? . . . Ich bin ruiniert!" — „Ja, leider, aber schließlich . . . wenn der Mensch nur gesund ist!"

Klawuttke meckert sich eins:

Wissense, wat ick nu partouh nich bejreife? Det mit den Moratorjum! Bloß weil wa nu die Schulden een Jahr jestundet kriejen, klettan de Aksjen in die Höhe, und wat die Finanzwissenschaftla sind, die nenn'n det eene „Ahöhung des Volksvamöjens"! Vastehnse det? Wenn bei mir eena afährt, det die Firma, wo ick meine Meebel uff Stottan jekooft ha', drei Monate lang uff die Abzahlungsraten vazichtet, weil ick notorisch keen Jeld ha', sie zu bezahlen: jloomse, da jloom die Leite, ick bin saniert und mit mir jeht's nu in de Höhe und von wejen det Moratorjum krije ick Kredit? Keen Aas jloobt det! Im Jejenteil, denn sarense: mit den steht's beese, und keena pumpt mir wat! Det is eben der jroße Untaschied zwischen det perseenliche Leem und det politische! In det perseenliche Leem is Zasta — Zasta. Und wennste hinjehst in een Lokal und bestellst drufflos und denn kannste nich bezahln, wirste rausjeschmissen. Aba wennste de Stadt Berlin bist, denn kannste det jroß in de Zeitungen drucken lassen, det de det nächste Jahr noch viel insolventa bist als det letzte —: dadruff kriechste Kredit! Det is sozusaren Finanzpoletik! Vastehste? Wenn zu mich der Vollziehungsbeamte von 't Finanzamt kommt und ick sare ihn: „Eene Jesundung meina Finanzen kann ick nur durch een Moratorjum areichen!" — denn lachta und holt mich det Buffeh wech! Aba bei 'n Staat und bei een Konzern is det wat anders. Oda jar wennste ne Jrooßbank bist, die pleite is —: die wird jestützt. Finanzpoletik —: det is eene Sache for sich. Drei Milljonen Schulden ham is keene Schande — aba drei Mark nich könn' zahln, det is eene! Uff drei Milljonen Emm Schulden jibt's ibaall Kredit. Weil det eben een jrooßen Eindruck macht! Drei Milljonen sind nu eben doch drei Milljonen! Ob Schulden oda Vameejen, is janz eejal. Die Summe macht's! Det vastehste nich. Ick ooch nich. Is aba so.

Siehste in 'n Hilla-Prozeß. „Da ha 'ck ja heechstens siemhundattausend Eia vadient", saachta. Und die Leite ham jejloobt: zwo Milljonen! Nu is det jar nischt mehr! Ick bitte Sie: wer wird for siemhundattausend Mark een jroßen Klamauk machen! Bei det Objekt! Uff det Objekt kommt et an — vastehste? Du und ick —: wir sind Subjekte. Aba det is eena mit een Objekt —: jroßa Untaschied! Wennste det nich willst vastehn, biste eem keen jebildta Mensch nich! Vastehn kann ma det selbstvaständlich nich — aba det is so, und infoljedem muß ma det vastehn — als jebildta Mensch — vastehste? Unsa Hjalmar Schacht — det is eena, der vasteht det, obwohl ick jloobe, der vasteht det jenau so wenich wie icke. Aba, und det is die Hauptsache, der fingert die Sache! Der hat sein Schäfchen in 't Trockene. Doof kannste ruh'ch sind, aba jeschäftstüchtich mußte sind und imma nur an dir selba denken und imma von det „Wohl des Volkes" sprechen und so — det is Poletik! Jrooßschnauzje jehn nie unta, wennse uff eene jewisse Höhe sind —: ooch bei der Pleite von Stinnes sind imma noch 'n paar Milljonen rausjesprungen! Bloß kleen sein darfste nich — bloß nich etwa det Volk sein, wat die jroßen Herrn imma vatreten —: da kommste schlecht wech! Schacht jeht nich stempeln — det kannste mir jut und jerne jloom. Der nich. Und Hitla ooch nich. Und Willem jeht's doch ooch nich schlecht. Zwischen Pleite machen und Pleite machen is eem 'n jroßa Untaschied! Vastehste?!

Kaki

H o o v e r

Erbaulich wirkt der Edelmut,
auch wenn er auf Räson beruht.
Die allerletzten Leitmotive
sind ja bekanntlich apokryphe.

Wer weise ist, erörtert drum
womöglich niemals das „Warum".
Er akzeptiert, was ihm beschieden,
und gibt sich mit dem „Daß" zufrieden.

Wir wissen doch: je mehr man schwatzt,
um desto mehr wird auch verpatzt.
Drum sei die Streitaxt jetzt begraben,
und Hoover soll den Lorbeer haben.

Wozu er letzteren gebraucht,
sei in Diskretion getaucht.
Wir wollen gerne Lethe schlürfen,
wenn wir nur wieder schnaufen dürfen.

Ratatöskr

Vom Tage

Die britische Regierung hat vor einiger Zeit einen Ausschuß zur Klärung der Frage eingesetzt, wer der alleinige Eigentümer der Klagemauer in Jerusalem sei, die Mohammedaner oder die Juden. Die Frage ist nunmehr entschieden: die Mohammedaner sind die alleinigen Eigentümer.
Und wir alle hätten doch einen Anteil an ihr brauchen können.

•

Die für ganz Österreich geplante Einführung des Rechtsfahrens mußte wegen der schlechten Wirtschaftslage aufgegeben werden.
Wenigstens ein Rechtskurs, der sich bei Pleite von selbst verbietet.

Teha

Alfred Döblin

jetzt Akademiker im Purpur, goethisch abgeklärt, die Würde selbst — in seinen Jünglingsjahren muß er ein rechter Krakeeler gewesen sein.
Hatte da (erzählt mir Arnold Hahn) die Finkenschaft der Berliner Universität eine „Literarische Abteilung" — die wollte eine schöne Feier veranstalten: Konrad Ansorge wird seine Dehmel-Kompositionen spielen — eine Künstlerin singt — und Richard Dehmel selbst soll sprechen. Veranstalter des Abends: Döblin.
Auf Döblins Einladung erklärte sich Dehmel bereit ... verlangte aber Honorar.
Da schrieb Döblin einen Brief an Dehmel — einen Brief, sage ich Ihnen ... Na, sehr höflich war der Brief nun nicht.
Immerhin, Dehmel kam — und der Abend stieg.
Hernach vereinigte man sich in einer Weinstube: Dehmel — Oppenheimer — Schleich — Gustav Landauer — und die Literarische Abteilung.
Erhob sich Döblin und sagte ungefähr: „Ich schlage vor, jeden unsrer Gäste durch einen Spruch zu ehren. Ich beginne:

Der große deutsche Dichter Dehmel,
er stellt sein Licht nicht untern Schemel."

Worauf Dehmel aufsprang und zurückgab:

„Ein junger Mann ist der Herr Döblin —
man sollte ihm den Arsch vermöblin."

Roda Roda

S c h e u e n

Viermal wurde jener Film verboten,
der die nackte Wahrheit uns gespiegelt,
wie ein Teil der Fürsorge-Despoten
Kinder schindet, schändet, lust-verprügelt – – –

Doch was man in dem Prozeß jetzt hörte,
muß die Ordnung noch viel mehr gefährden – :
das Gericht, das diesen Fall aufklärte,
müßte folglich auch verboten werden!

Karl Kinndt

R. J. F.

Sie saßen im Abteil einander gegenüber, der mit dem Hakenkreuz Geschmückte und der Mann, der im Knopfloch ein Abzeichen mit den Buchstaben R. J. F. trug. Der Hakenkreuzler fragte den Reisegefährten nach der Bedeutung dieser Initialen. Der Gefragte schien einen Augenblick verlegen, faßte sich aber schnell und erklärte, er gehöre einem geheimen frankreichfeindlichen Verbande an: die Buchstaben bedeuteten: „Rache jedem Franzosen!" Der Hakenkreuzler war begeistert, versicherte, auch seinerseits dem Verbande beitreten zu wollen, und erkundigte sich nach den Bedingungen der Mitgliedschaft. Der andere gab die gewünschte Auskunft und überreichte dem Hakenkreuzler geschenkweise das Abzeichen, das dieser sofort in sein Knopfloch steckte, wo es in nächster Nähe des Hakenkreuzes prangte. Es war das Abzeichen des „Reichsverbandes jüdischer Frontsoldaten" ...

Z.

„Der Kanzler rief, und alle, alle kamen!"

(E. Schilling)



Der Andrang der Großpensionäre, die einen Teil ihrer Renten opfern wollen, ist kaum zu bewältigen.

Fürsorge

(Wilhelm Schulz)



„Nur immer feste, Jungens! Es gibt keine bessere Fürsorge, als wenn man einen in den Himmel befördert!"

Stuttgart, 20. Juli 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

HELDENSCHICKSAL



EINE MATERIELLE ZEIT – VON MEINER WELTMEISTERSCHAFT IST SCHON GARNICHT MEHR DIE REDE – ABER IMMER

Ehrt eure deutschen Meister! / Von Karl Kinndt

Nun ist uns ein doppelter Silberstreif
am Horizonte erglommen,
daß wir nun endlich zum Aufstieg reif
und daß bessere Zeiten kommen — :
Man funkt um des Erdballs Achse
die Namen Cilly und Maxe!

Und waren wir auch sehr lange down:
es wird am deutschen Wesen
— sagt uns ein neues Gottvertraun —
nun doch die Welt genesen!
Wie einst beim seligen Willy,
so jetzt durch Maxe und Cilly!

Und beide kreierten die neue Zeit,
in der uns bald wieder wohl ist,
durch Schlagen und gute Bein-Arbeit!
Ein Narr, dem das kein Symbol ist — — —
Hast du noch Zweifel, verjag' se:
Unsre Zukunft heißt: Cilly und Maxe!

Hat wer noch was wie Romantik im Hirn,
dem rate ich, daß er sie töte,
sonst wird er sich denkend und dichtend verirrn
wie einst ein gewisser Goethe!
Daß ein Weg noch ist, wo ein Will' is,
beweisen die Maxes und Cillys!

Schuß im Schreibtisch / Von Werner Richter

Man weiß: Firmen, die sich auf Rationalisierung verstehen, beauftragen gern einen ihrer Angestellten damit, allen andern ihre Anliegen abzuschlagen, ihre Spesen zu benörgeln, überhaupt sie vor Übermut zu bewahren. Dies undankbare Amt versah im Verlag „Helios" zu Berlin das ältliche graublonde Fräulein Beate Rest. Eines ruinierten ostelbischen Gutsbesitzers einzig überlebende Tochter, hatte sie von knappem Erbteil lautlos existiert, bis die Inflation kam und der Inhaber des Verlages „Helios", Schmidtke, zugleich Besitzer des Friedenauer Mietsanwesens, darin sie wohnte, sie bei sich anstellte, — teils mitleidsvoll und teils um seine Miete besorgt. Enteignet, unfrei und ihrer Familie beraubt — ihr letzter Vetter war vor Verdun gefallen —, hatte sie so ihr angeborenes Rechtsgefühl bis zur Gehässigkeit verschärft: einer unmenschlichen Welt gegenüber wähnte auch sie sich nun zur Unmenschlichkeit berechtigt, — wodurch sie für ihre Stellung im Verlag „Helios" freilich nur um so geeigneter wurde.
Aus diesem Verlag gingen Postkarten hervor, wie sie das Volk damals verlangte, bromsilberne, zart betuschte Liebesszenen modisch angetaner Paare. Herr Schmidtke, ein buckliger Photograph mit faseriger Mähne, hatte hiervon gut gelebt, — bis auf einmal seine Abnehmer der noblen Paare aus unbekannten Gründen überdrüssig wurden, der Geschäftsgang daher stockte und eines Tages ein rotbackig unternehmender Herr Fritze einige tausend Mark in den Verlag einschoß, der nun, auf Glanzkarton und Landschaftsphotographien umgestellt, „Die schöne Heimat" heißen sollte; dann wurde Schmidtke zum Mitinhaber degradiert, das käsig grüne Büro geweißt und Fräulein Rest zum 1. Juli gekündigt.
Niemand bemitleidete sie. Jeder in diesem Betrieb, darin sie gewütet hatte, als sei er schuld am Verlust des Krieges und ihrer Kriegsanleihen, befeixte nur stumm das weinerliche Zittern ihrer dürren Hände; und erst durch die gutmütige Pförtnersfrau, die ihr abends im speckig schwarzen Torweg zur Beuthstraße geschwätzig plärrenden Trost zu spenden suchte, erfuhr sie, daß der neue Herr Fritze der Meinung sei, auf ihren schwierigen Kassenposten gehöre ein energischer Mann, kein altes Fräulein: sein Schwiegersohn sei dafür bestimmt, — ein, nach Meinung der Pförtnerin, netter, Auto fahrender, junger Mensch . . .
Beate schlich krummrückig zur Straßenbahn hinüber, sprühende Hitze im Gesicht. So also stand es: um ein Schwiegersöhnchen zu mästen, wollte man ihre Existenz zerschlagen. Denn wo sollte sie, ohne Beziehungen wie sie war, mit trister Entenschnabelnase und matten, grünen Augen eine neue Stellung finden? Wie hassenswert war diese Welt, die alles Rechtschaffene verschmähte und darum auch das Fräulein Rest von sich stieß. Denn nun kam ja der übelriechende Gasschlauch oder eine Schnur um die Gurgel, oder nein, um wohlerzogen auch zu enden: der Reserveoffizier-Revolver ihres Vaters! Gleich grub sie auch zu Hause aus alterskrummer Kommode unter Stößen unzerstörbarer ländlicher Wäsche das gefährliche Ding hervor und fand düster befriedigt ein Kästchen Patronen.
Aber im gleichen Augenblick kam ihr ein gänzlich neuer, umstürzender Gedanke, — mit dem sie daher nur langsam fertig wurde. Versonnen holte sie also ihr Näpfchen saure Milch aus der Küche, streute Semmelbrösel und Staubzucker darüber, leerte es nur halb und ging schlafen, ohne erst Licht zu machen . . .

Völkischer Bubisang

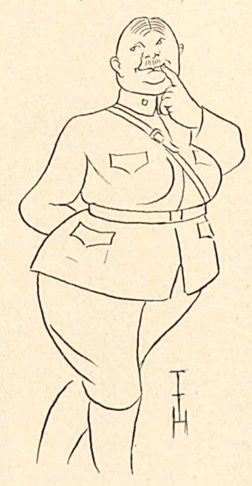
Von Peter Scher

Ich hab' den Osaf tanzen gesehn,
der Osaf tanzt so wunderbar,
man muß nicht nur sein goldnes Haar
und himmelblaues Augenpaar —
man muß sein Glück im ganzen besehn.

Osaf, Osaf, du liegst mir im Sinne,
Osaf, Osaf, du bist mir vertraut,
Osaf, Osaf, Deutschlands Stolz und Minne,
süßer Osaf, du bist zauberhaft gebaut!

Ich hab' den Osaf kämpfen gesehn,
der Osaf kämpft so wunderbar,
er kämpft nur nicht in Tatgefahr,
man muß ihn nächtlich in der Bar
in rednerischen Krämpfen besehn.

Osaf, Osaf, gegen dich kann keener,
Osaf, Osaf, mach mich nicht zu weich,
Osaf, Osaf, Puppchen huch du Kleener,
deine Gliederpracht ist mir das dritte Reich!



Daß sie am nächsten Abend als letzte im Büro blieb, fiel nicht auf; oft schon hatte sie nachts Belege sortiert, damit nicht morgens Rückstände ihren Ordnungssinn kränkten. Nun allerdings hantierte sie, die Brille aufgesetzt, mit einem Metermaß in der Schublade ihres Schreibtischs, emsig Ziffern auf einen Block notierend.
Erst am 29. Juni brachte Schmidtke es fertig, Beate feige schielend zuzuraunen, an allem sei nur Fritze schuld; Fritze glaube nun einmal, nur ein Mann könne ihren Posten ausfüllen, und ohne Fritzes Geld müsse er die Bude zumachen; Fritzes Schwiegersohn, namens Märzluft, sei ihr Nachfolger; aber auch sie könne ja, mit drei Monatsgehältern und einem blendenden Zeugnis, unbesorgt sein . . .
Beate hörte diesen unaufrichtigen Trost nicht mehr, seitdem der Name Märzluft wie ein bitterlich betäubender Nadelstich ihr ins Hirn gestoßen war: auch das also noch, — auch dieser Name mußte also hier noch entweiht werden! Märzluft nämlich, Fritz Märzluft, war der bürgerliche Name des Schauspielers Maximilian Marsi gewesen, der am Theater der Mittelstadt, in der ihr Vater die Märkte besuchte, Jünglinge Schillers und Grillparzers gespielt hatte; zog er auf der Bühne den Degen, oh, wie zersprang sie dann fast vor Wonne! Welch köstlicher Winter war das gewesen, weiß und golden von Schnee und Licht! Immer noch sah sie sich im Schlitten, den pelzmützigen Kutscher zu größerer Eile treibend, unter schrillem Geläut der Pferde und Krähengekrächz über väterlichen Feldern, — sah sie wieder die halbdunkle Konditorei, darin Märzluft zwischen kirschrotem Plüsch und goldgerahmten Spiegeln prachtvoll nervös wie ein Tiger umherlief, wartend auf sie, die er — jawohl! — schön fand. Ach und wie erst war ihr kleiner Busen unter den vergeblichen Stößen des süß begehrlichen und doch so ängstlichen Herzens immer wieder erzittert! Dennoch,— nichts irgendwie Unziemliches war geschehen; damals schon bewährte sich schließlich ihr Sinn fürs Reguläre. Eines Sonntags dann, vom Kirchgang heldisch gestärkt, gestand sie dem Vater, sie wollte Märzluft heiraten, — worauf jener nur sie fröhlich auslachte und ihr verbot, fernerhin allein zur Stadt zu fahren. Ungehorsam aber lag jenseits ihrer Denkfähigkeit, und ein einziger Versuch, dem Schauspieler zu schreiben, blieb ohne Antwort. Nach Jahren erst hatte sie sein Bild in einer Zeitschrift gefunden — ausgeschnitten ruhte es bei den letzten Löffeln des Familiensilbers — und damit erfahren, daß er Gothaischer Hofschauspieler geworden war . . .
Spät abends kehrte Beate mit formlos aufgeschwollener Aktentasche noch einmal ins Büro zurück. Die Türen verriegelt, Bohrer, Zange, Eisendraht ausgekramt, machte sie sich an arglistige Arbeit: von ihrer Schreibtischschublade entfernte sie die Rückwand und befestigte zwischen schmalen, aus Brennholz geschnitzten Leisten den alten Revolver dergestalt am Boden der Schublade, daß, sobald man sie öffnete, der Schuß herausfahren und treffen mußte, wer immer davor saß.
Der 30. Juni strahlte hell: Spatzengezirp durch offene Bürofenster mischte sich mit Schreibmaschinengetriller. Schon auch riß Schmidtke die Tür vor einem jungen Herrn

Der Wehrwille des alten Generals

(Th. Th. Heine)



auf, dessen hübsche Hüften von Cutawayschössen festlich umschlossen wurden; seine Wangen waren so glatt rasiert, daß sie rosigem Porzellan glichen; über blauen Augen regten sich, etwas schläfrig, lange Wimpern. Schmidtke schwenkte verlegen den Kneifer an schwarzer Schnur: „Hier, Fräulein Rest, ist Herr Märzluft, Ihr Nachfolger." — „Sehr angenehm", meinte freundlich der Jüngling. — „Gleichfalls", erwiderte um so verdrießlicher Beate. — „Fräulein Rest", sagte Schmidtke, „ich zeige Herrn Märzluft jetzt den Betrieb; wenn wir zurückkommen, werden Sie ihm gütigst Ihren Schreibtischschlüssel übergeben." Damit gingen sie.
Gut, dachte sie, gut, wäre es nur bald so weit! Nur kein Mitleid! Oder hatte irgend jemand Mitleid mit ihr gehabt? Im Gegenteil: ihr armem, alten Wrack raubte dieser junge Muskelprotz die Anstellung, — alles also, was sie hienieden noch besaß. Keine Gnade: wenn es nur bald knallte!
Aber da kamen Schmidtke und Märzluft schon zurück. War es so weit? Mußte jetzt der Schlüssel heraus? — Nein, Schmidtke entnahm den Regalen, die hier wandhoch Musterkollektionen enthielten, einige Postkartenserien. „Auch wir", sagte er dabei zu Märzluft, „bringen ja gewissermaßen Kunst unters Volk; die künstlerische Linie ganz zu verlassen, könnte ich mich nicht entschließen." — „Ganz meine Ansicht", erwiderte der Jüngling, „ich stamme nämlich aus einer Künstlerfamilie; mein Vater war Gothaischer Hofschauspieler unter dem Bühnennamen Maximilian Marsi . . ."
So leicht hingeworfen diese Worte auch waren, — schwer wie göttliche Hammerschläge fielen sie über Beate her: dieser Bursche also wollte sein Kind sein, — und war es natürlich auch! Ja, war sie denn blind gewesen: des einstigen Geliebten rosige Porzellanhaut war das ja, seine hübsche Hüfte, sein strahlenwerfendes Auge, seine Wimpern, ganz lang und unbeschädigt noch vom bösen Leben! Und sein Kind also betrachtete hier im Cutaway bromsilberne Liebesszenen, sein Kind, — und hätte es nicht sogar ihr Kind, hätte nicht sie, wenn sie nur ein wenig mehr Glück gehabt hätte, seine Mutter sein können? Und indem sich ihr plötzlich Möglichkeit und Tatsache untrennbar ineinander schoben, war ihr, als habe sie wirklich gegen ihr eigenes Kind ein mörderisches Attentat vorbereitet: der Revolver war unabänderlich gespannt, und jeden Augenblick konnte der Schlüssel von ihr verlangt werden!
Nein, das durfte nicht sein, — lieber dann schon alles andere! Und mit zartem Wimmern, so daß alle im Büro verwundert aufsahen, stieß sie den Schlüssel ins Schloß, riß ungestüm an der Schublade, — und der Knall des eingepreßten Schusses schien das Haus auseinander zu sprengen. Blauer Rauch entwich stinkend durchs Fenster, und Fräulein Rest lag still vor ihrem Stuhl. Als man ihr die Kleidung öffnete, zeigte sich, daß das Geschoß ungefährlich den Busen geritzt hatte, der freilich, seiner Bestimmung nie zugeführt, allmählich eingeschrumpft und ganz vertrocknet war.

Lieber Simplicissimus!

Nachmittagstee beim Komponisten.
„Haben Sie Ihren schönen Polizeihund nicht mehr?" fragt Roda Roda.
„Nein", erzählt der Hausherr. „Das Biest hat mich nervös gemacht — eben durch seine Wachsamkeit; immer fürchtete er, man stehle, und bellte irrsinnig."
„Wenn Sie komponierten — nicht wahr?"

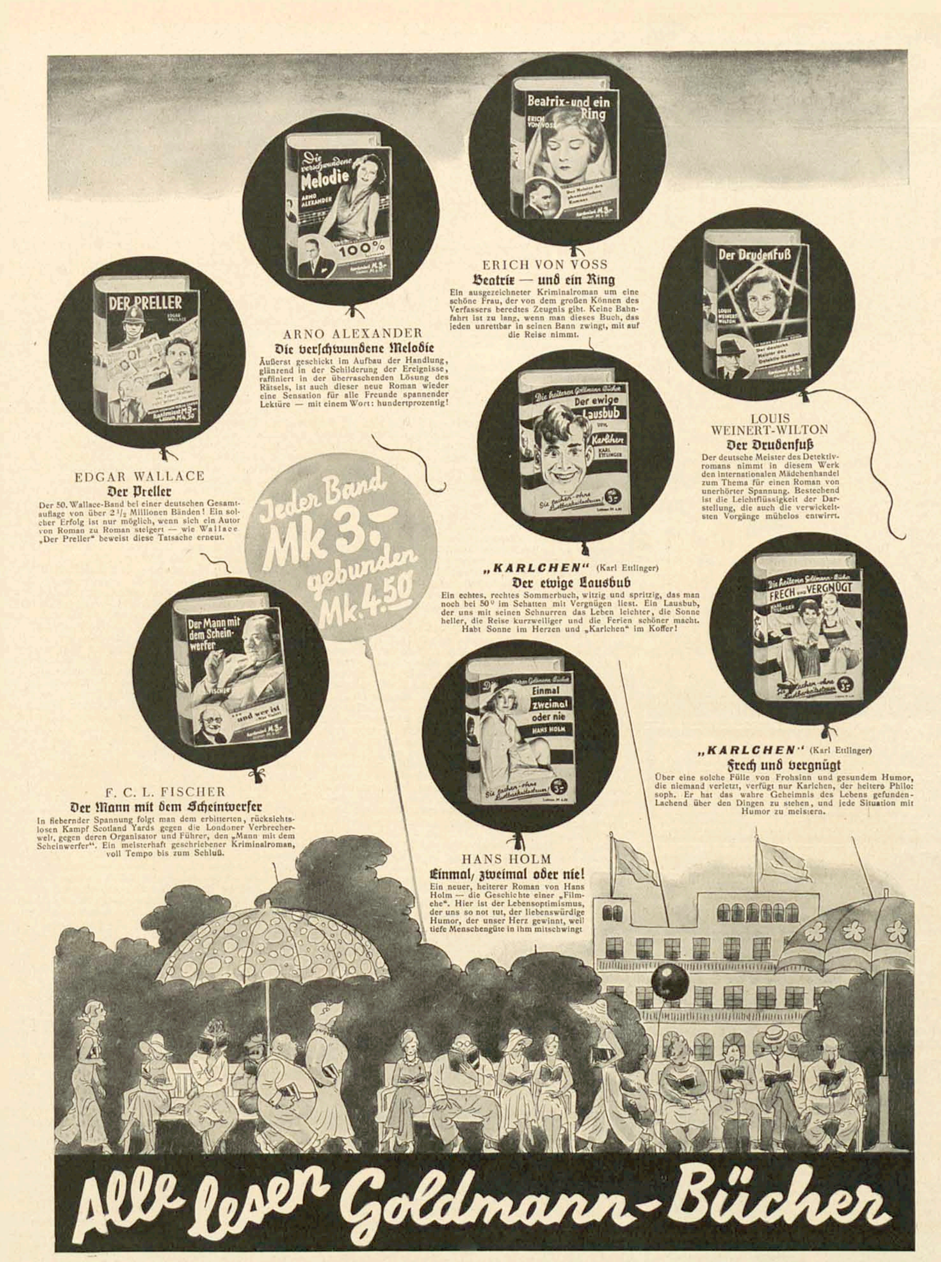
Roda Roda

Praktische Nationalökonomie

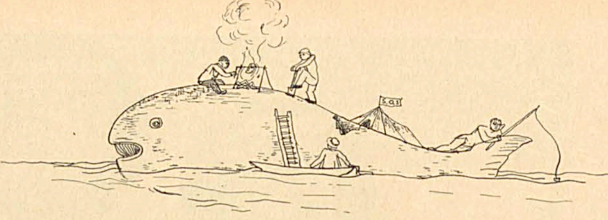
(Wilhelm Schulz)



„Haste jehört, Karl, Luther sagt, die Mark bleibt jesund. Jetzt sollte man bloß noch eene haben!"



Die verschwundene Melodie
Beatrix- und ein Ring
DER PRELLER
Der Drudenfuß
Der ewige Lausbub
ARNO ALEXANDER
Die verschwundene Melodie
Äußerst geschickt im Aufbau der Handlung, glänzend in der Schilderung der Ereignisse, raffiniert in der überraschenden Lösung des Rätsels, ist auch dieser neue Roman wieder eine Sensation für alle Freunde spannender Lektüre — mit einem Wort: hundertprozentig!
ERICH VON VOSS
Beatrix — und ein Ring
Ein ausgezeichneter Kriminalroman um eine schöne Frau, der von dem großen Können des Verfassers beredtes Zeugnis gibt. Keine Bahnfahrt ist zu lang, wenn man dieses Buch, das jeden unrettbar in seinen Bann zwingt, mit auf die Reise nimmt.
EDGAR WALLACE
Der Preller
Der 50. Wallace-Band bei einer deutschen Gesamtauflage von über 2 1/2 Millionen Bänden! Ein solcher Erfolg ist nur möglich, wenn sich ein Autor von Roman zu Roman steigert — wie Wallace „Der Preller“ beweist diese Tatsache erneut.
LOUIS WEINERT-WILTON
Der Drudenfuß
Der deutsche Meister des Detektivromans nimmt in diesem Werk den internationalen Mädchenhandel zum Thema für einen Roman von unerhörter Spannung. Bestechend ist die Leichtflüssigkeit der Darstellung, die auch die verwickeltsten Vorgänge mühelos entwirrt.
Jeder Band Mk 3.- gebunden Mk. 4.50
„KARLCHEN“ (Karl Ettlinger)
Der ewige Lausbub
Ein echtes, rechtes Sommerbuch, witzig und spritzig, das man noch bei 50° im Schatten mit Vergnügen liest. Ein Lausbub, der uns mit seinen Schnurren das Leben leichter, die Sonne heller, die Reise kurzweiliger und die Ferien schöner macht. Habt Sonne im Herzen und „Karlchen“ im Koffer!
Der Mann mit dem Scheinwerfer
Einmal zweimal oder nie
HANS HOLM
FRECH und VERGNÜGT
F. C. L. FISCHER
Der Mann mit dem Scheinwerfer
In fiebernder Spannung folgt man dem erbitterten, rücksichtslosen Kampf Scotland Yards gegen die Londoner Verbrecherwelt, gegen deren Organisator und Führer, den „Mann mit dem Scheinwerfer“. Ein meisterhaft geschriebener Kriminalroman, voll Tempo bis zum Schluß.
HANS HOLM
Einmal, zweimal oder nie!
Ein neuer, heiterer Roman von Hans Holm — die Geschichte einer „Filmehe“. Hier ist der Lebensoptimismus, der uns so not tut, der liebenswürdige Humor, der unser Herz gewinnt, weil tiefe Menschengüte in ihm mitschwingt
„KARLCHEN“ (Karl Ettlinger)
Frech und vergnügt
Über eine solche Fülle von Frohsinn und gesundem Humor, die niemand verletzt, verfügt nur Karlchen, der heitere Philosoph. Er hat das wahre Geheimnis des Lebens gefunden-Lachend über den Dingen zu stehen, und jede Situation mit Humor zu meistern.
Alle lesen Goldmann-Bücher
Verlangen Sie bitte unseren neuen Katalog kostenlos gegen 15 Pfennig für Rückporto. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig C 1



Sommerferien der Walfischfänger — *Hans Pfeiffer*

Der Weltrekord / Von André Poltzer

Clarence F. Ruthford besaß wohl alles, was nötig ist, um glücklich zu sein. Ein großes Vermögen, dessen Erwerb weder seine Nerven noch seine Tatkraft verbraucht hatte, denn es stammte von den Eltern, eine leidliche Gesundheit und ein gutes Aussehen. Obendrein war Clarence jung. Er hätte das Leben in vollen Zügen genießen können, wenn . . . Ja, es ist eben die Tragik des Daseins, dieses Wörtchen „wenn“.

Clarence F. Ruthford genügte nicht der Ruhm, zu den reichsten Leuten der Erde zu zählen — er rangierte in der bekannten Statistik der Krösusse des Professors J. C. Colden von der Harvard Universität an 418. Stelle —, nein, Clarence war von dem törichten Wunsch erfüllt, berühmt zu werden. Sein Reichtum hätte ihm erlaubt, dieses Ziel auf dem einfachen und, wie heißt es nur, nicht mehr ungewohnten Wege zu erreichen, indem er das Geisteswerk eines genialen Erfinders oder eines großen Dichters erworben und als das seinige ausgegeben hätte. Aber Clarence Ruthford besaß den, in seinem Falle zweifellos krankhaften, Ehrgeiz, aus dem Eigenen zu schöpfen. Er war zwar kein großer Geist, trotzdem sah er bald ein, daß es eine recht undankbare, wenn nicht aussichtslose Sache war, durch eine Geistesgroßtat den Weltruhm erlangen zu wollen.

Er wandte sich mit richtigem Spürsinn lieber dem Sport zu. Es war unleugbar das Gebiet, auf dem man am schnellsten bekannt werden konnte. Clarences Tag und die Träume seiner Nacht waren von nun an von einem einzigen Wunsch beseelt: Durch einen Weltrekord den Namen C. F. Ruthford in die Annalen der Weltgeschichte einzumeißeln.

Leider scheiterte sein Vorhaben an der einfachen Tatsache, daß auch im Sport zur Höchstleistung der Wunsch allein nicht genügt. Clarence wurde nicht einmal in seinem eigenen Klub Meister, beileibe denn Weltmeister einer der mannigfachen Sportarten, in denen er sich versuchte. So führte sein Weg notwendigerweise auf abstraktere Gebiete. Doch weder im Dauertanzen noch im Makkaroniessen war ihm ein Erfolg beschieden. Selbst den infantilen Weltrekord im Baumsitzen oder den im Mundharmonikaspielen zu überbieten gelang ihm nicht.

Der Kummer, sein vorgesetztes Ziel nicht erreichen zu können, nagte buchstäblich an ihm; Clarence wurde von Tag zu Tag dünner. Wahrscheinlich wäre er als Märtyrer einer erhabenen Idee elend zugrunde gegangen, wenn das Schicksal sich seiner nicht erbarmt und ihn nicht auf den richtigen Weg gelenkt hätte. Es geschah eines Nachts, als er in seinem luxuriösen Arbeitszimmer wieder einmal über die Tabellen der Weltrekorde gebeugt saß. Da sprang er plötzlich auf und jauchzte: „Heureka!“ Vielleicht war es auch ein weniger klassisches Wort, durch das seine Freude zum Ausbruch kam. Die Freude der Erlösung; das Glück des Entdeckens. Ähnlich mag Kolumbus empfunden haben, als er nach endloser Irrfahrt zum ersten Male das feste Land erblickte. Auch Clarence F. Ruthford sah sich dem Ziele seines Lebens nahen. Daß fatalerweise damit gleichzeitig seinem Leben ein Ziel gesetzt wurde, mußte er notgedrungen mit in Kauf nehmen. Aber starben nicht täglich viele Hunderte freiwillig für unvergleichlich geringere Dinge?

Clarence war bereit, den Weltrekord im Tiefsprung, Klasse B 2 (von festen Gebäuden, ohne Fallschirm), mit Einsatz seines Lebens zu verbessern und so ins Pantheon der Sportunsterblichen einzuziehen. An die Stelle des Maurergesellen italienischer Nationalität, Giuseppe Facino, der als erster von der höchsten Spitze des Eiffelturms in die Tiefe stürzte und mit dieser Tat einen auf Jahrzehnte nicht überbietbaren Weltrekord im Tiefsprung, Klasse B 2 (von festen Gebäuden, ohne Fallschirm), aufstellte.

Nun, Clarence F. Ruthford hatte sich plötzlich auf die Notiz des Abendblattes entsonnen, in der berichtet wurde, daß der mächtige Wolkenkratzer „Popokatel-Building“ vollendet war. Der „Popo-Building“, wie er in sinnreicher Abkürzung bereits hieß, überragte an Höhe den Eiffelturm mit sieben Metern. Das übrige ergab sich von selbst.

Als Clarence einige Tage später mit einem eleganten Hechtsprung vom Giebel des soeben fertiggestellten Riesengebäudes ins Leere sprang — die vorher benachrichtigte Jury für Weltrekorde stand unten auf der Straße —, ereilte ihn auf dem Wege zur Unsterblichkeit leider ein kleines Malheur: Er blieb, zwölf Meter von der Erde entfernt, mit seinen Hosenträgern (Marke „Lincoln“; die Fabrik machte durch sofort eingesetzte Riesenreklame in der nächsten Zeit Millionengeschäfte) an einem Balken hängen. Man holte ihn völlig unverletzt herunter. Der Weltrekord im Tiefsprung, Klasse B 2 (von festen Gebäuden, ohne Fallschirm), verblieb aber dem italienischen Maurergesellen. Bis zum übernächsten Tag, an dem einem stellungslosen Bankclerk der Rekordsprung vom Dache des „Popo-Buildings“ korrekt bis zum Straßenpflaster gelang.

Clarence F. Ruthford sah sich durch diese Tat die große Chance seines Lebens entrissen. Er wäre völlig der Melancholie verfallen, ohne den kleinen Trost, daß es ihm nach seiner wundervollen Rettung (oder unglücklichen Sportleistung) schnell noch gelungen war, sämtliche greifbaren Aktien der „Lincoln-Hosenträger-Fabrik“ zu erwerben. Ihr Kurs war in einigen Wochen an der Börse auf das Fünffache gestiegen.

Sommerwohnungen

An jedem zweiten Haus in Grinzing hängt eine Tafel „Sommerwohnung zu vermieten“. Dieses Jahr bleiben infolge der Wirtschaftslage die Tafeln besonders lange hängen. Am Hause der Kobenzlgasse 8 hing seit März die Tafel: „Kleine Sommerwohnung nur an soliden Herrn“.

Die Saison ist vorwärtsgeschritten. Schon schreibt man Juli.

Gestern ging ich wieder an dem Hause vorbei. Sah auf die mir wohlbekannte Tafel. War doch da das Wort „soliden“ plötzlich dick und rot durchgestrichen — — — J. H. R.

•

Der diskreteste Raum meiner Garmischer Sommerwohnung in dem kleinen Bauernhaus am Waldesrand lag direkt über dem Kuhstall, so daß die menschlichen Abfallsprodukte bequem eingesammelt und für die Bodenbearbeitung ökonomisch verwertet werden konnten.

Ich aber hasse derlei primitiv-rustikale Entlastungsstätten und erledigte drum meine Geschäfte lieber im nahen Wald.

Der Bauer merkte das, und eines Tages kam er zu mir und sagte: „Wissens, Herr, Sö san jo wirkli recht a liaber Mensch, sehr a liaber Mensch; aba dees is net schön vo Eahna, daß S' m'r den Dung net vergunnen tuan!“ Salpeter

Ein Mann liegt am Strand . . .

Nun liegst du wieder braun vor der Kabanne
und kannst, was du genossen hast, verdauen.
Das Meer ersetzt dir deine Badewanne.
Dein Bizeps wirkt noch immer auf die Frauen.

Die Mädchen zeigen ihre schlanken Beine
sehr raffiniert schon für ihr zartes Alter.
Und Badehosen trocknen an der Leine.
Auf einem Stuhle hängt ein Busenhalter.

Da schreibst du Karten an verlaßne Lieben
und lügst von Einsamkeit an blauer Küste.
Doch hast du dich dann schließlich unterschrieben,
sinkst du beglückt an weiche Wellenbrüste.

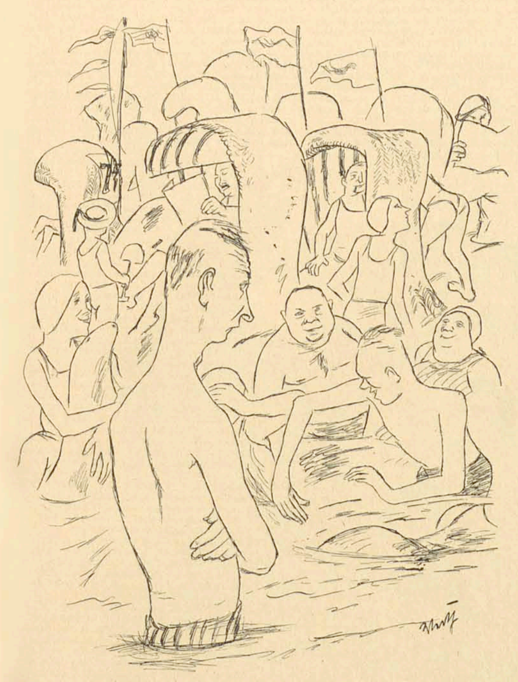
Herbert Strutz

Wahres Geschichtchen

Fahre ich da neulich aus einem schlesischen Badeorte heimwärts nach Breslau. Noch recht schwach, lasse ich mich willig von einer redelustigen Frau — Gattin des Badefrisörs — unterhalten. Die Fahrkarten sind bereits dem Schaffner vorgezeigt, sie werden vom Zugkontrolleur nochmals gefordert. Nervös sucht die Frau nun in ihrem Täschchen, findet nicht gleich und sagt inzwischen — auf mich deutend —: „Ich habe die Karte gehabt. Der Herr ist zeugungsfähig“ — ein Attest, das mich fast mehr belebt hat als die ganze Badekur. K. R.

Hemmungen

(Kurt Werth)



„Tja – tja, nu hat man endlich mal seine ganzen Sorgen zu Hause gelassen – wenn übrigens Meyer den Wechsel nicht prolongiert, bin ich morgen pleite.“

Mensch und Staat

Keine Legende von Hans Reimann

Stoerl, ehemaliger Hauslehrer beim Baron Liebenstein, jetzt leberleidend und mit der Welt zerfallen, unlustwandelte an den Gestaden des Starnberger Sees, in der Hand einen abgebrochenen Spazierstock aus Perlbambus, in der Rocktasche die noch ungelesene letzte Nummer einer Zeitung und im Beutel summa summarum 17,80 Mark, von denen er drei volle Wochen bis zum Monatsende zu leben gedachte.

Stoerl warf sich ins Gras und alsdann einen Blick in die Zeitung, der er entnahm, daß der vermeintliche Krösus Mittland, ein Kunstsammler erster Ordnung, sanft entschlafen sei. Was schiert dieses mich? dachte Stoerl und dachte es teils allzu geschraubt, teils mit Unrecht; denn Mittlands Tod ging ihn viel an.

Stoerl, als er die Rückfahrt zur Stadt angetreten und sein Heim aufgesucht hatte, fand ein amtliches Schriftstück vor, dem er, ganz und gar aus der Fassung gebracht, die Tatsache entnahm, daß ihm von Mittland infolge eines hirnrissigen Einfalls dreihunderttausend Mark vermacht worden waren. Allerdings in Gemälden.

Stoerl hupfte bis zur Decke, verbrachte eine aus Fieber und Schlaflosigkeit gemischte Nacht und begab sich am nächsten Morgen zum Testamentsvollstrecker, der ihm die Wahrheit des Wunders bestätigte und nach einigen Zeremonien ein halbes Dutzend alter und ältester Meister aus Mittlands Nachlaß einhändigte, die den Wert von dreihunderttausend Mark repräsentierten.

Stoerl schwebte im dritten Himmel.

Stoerl dachte nicht an den Staat. Aber der Staat dachte an ihn und teilte dem leberleidenden Manne schonungslos mit, daß neunzigtausend Mark Erbschaftssteuer zu zahlen seien und kein Pfennig weniger.

Stoerl rechnete rasch aus, daß ihm dann immer noch zweihundertzehntausend Mark verblieben, und war weit davon entfernt, Groll zu hegen gegen die legale Gier des Staates.

Stoerl war bald nahe daran, Groll zu hegen, als er erfuhr, daß der Staat bewußte Summe in zwei ehebaldigst zu entrichtenden Raten auf den imaginären Tisch des Hauses gelegt zu haben ernstlich wünsche. Die Termine waren genau angegeben.

Stoerl fluchte und tobte, und fluchend und tobend machte er sich auf, seine sechs Gemälde an den wohlhabenden Mann zu bringen und in flüssiges Geld umzusetzen.

Stoerl verkaufte die alten und älteren Meister mit Ach und Krach für neunzigtausend Mark.

Stoerl zahlte hierauf die Erbschaftssteuer in Höhe von neunzigtausend Mark und hatte somit den status quo ante hergestellt: er war so arm wie zuvor. Doch das Leberleiden hatte sich erheblich verschlimmert.

Stoerl unlustwandelte nicht mehr an den Gestaden irgendwelchen Sees.

Stoerl ist entzweigegangen, sitzt im Irrenhaus und arbeitet die neunzigtausend Mark vom nämlichen Staate ab, der sie ihm entsteuert hat.

Das Weibchen und das Verderben

Von Bruno Corra

Dadurch, daß die Engländer den Sennar-Staudamm in Oberägypten erbauten, wobei unter anderen ein junger Italiener aus Catania Beschäftigung fand, kam es, daß Pin und Pen, die beiden Kanarienvögel, mit ihrem rot und gelb gestrichenen Käfig aus Sizilien nach dem Sudan verschlagen wurden.
Der Käfig hing am untersten Ast eines riesigen Tulpenstockes. Von einem anderen Ast, spannenweit vom Futternapf entfernt, hingen drei große scharlachrote Blüten herab. In der Ferne glänzte das Wasser des Flusses. Die drei großen Tulpenblüten verbreiteten im Käfig ein sonderbares Licht. Pin, der männliche Sänger, schwieg, seitdem er aus Sizilien fortgebracht worden war. Irgend etwas betäubte ihn, machte ihn ganz verwirrt. Von acht Uhr morgens bis sieben Uhr abends läuteten die drei Tulpenblüten wie drei von der afrikanischen Sonne gehämmerte Glocken, ohne Unterlaß rot, rot, rot.
Guglielmo entfernte sich beim Morgengrauen und kehrte selten vor Nacht zurück. Schweigende Einsamkeit lastete über der Gegend. Die Stille wurde nur hin und wieder von einem hoch in den Lüften kreischenden Habicht unterbrochen. Zwischen elf und vier Uhr, den heißesten Stunden des Tages, gebärdete sich das Weibchen trotz der mißbilligenden Blicke des Männchens zügellos und toll. Sie schoß in irrsinnigen Sprüngen von einer Sprosse zur anderen. Sie pickte an den Drahtstäben des Käfigs und flog mit solcher Wucht gegen dessen Wände, als wollte sie sich den Kopf einrennen.
Den ersten Tag versuchte das Männchen sie zu züchtigen, indem es sie mit dem Schnabel herrisch in den Hals pickte. Aber auch bei Pin kam es manchmal vor, daß er sich, ohne zu wollen, wie von einem unsichtbaren Wirbel erfaßt, um sich selbst im Kreise drehte. Der heiße, rote Raum war von einer Welle des Irrsinns durchflimmert. Das Männchen, stark und sicher, ahnte eine Gefahr und war wachsam, um ihr widerstehen zu können. Das Weibchen, frivol, hysterisch, gab sich der Gefahr preis . . .
Die Schlange — eine junge, braune, schlanke, affektierte Viper — verbarg sich zwanzig Schritt weit von der Wohnhütte unter einem Holzstoß. Sie verließ ihren Schlupfwinkel erst, wenn die senkrecht herabstrahlende Sonne nur noch schmale Schatten warf. Langsam, vorsichtig streckte sie den Kopf zwischen zwei Latten hervor. Als sie inmitten des dunklen Laubes die gelben Flecke der beiden Kanarienvögel wieder bemerkte, schoß sie wie elektrisiert vor. Unter dem Käfig hielt sie ein, den Schwanz eingeringelt, den Kopf hochgereckt. Ihr ganzer Körper wiegte leicht hin und her, als ob sie im Traume den Rhythmus eines Tanzes andeuten wolle.
Pin entdeckte sie eines Nachmittags. Er erkannte sie auf den ersten Blick, obwohl er nie vorher eine Schlange gesehen hatte. Ein jäh in ihm erwachender Instinkt ließ ihn den Erbfeind erkennen: den Geist des Bösen, den Versucher. Wie leicht berauscht von dem Fluidum des Dämons, flatterte das Weibchen leise piepsend herum. Ihr exaltiertes, keuchendes Piepsen war ein offenes Bekenntnis sündiger Gelüste! Pin geriet darob plötzlich in maßlose Wut, stürzte auf seine Gefährtin los und bearbeitete sie derart mit Flügel und Schnabel, daß sie ganz betäubt in einer Ecke des Käfigs liegen blieb. Eine Weile verharrte das Weibchen reglos, stumm, mit halboffenen Flügeln, mit erstaunten Augen. Pin glaubte, es sei ihm gelungen, sie zu zähmen. Seine Gefährtin blickte ihn mit liebevoller Bewunderung an. Sie schien sagen zu wollen: „Ach, wie bist du stark!"
Aber das unglückselige Geschöpf sah eigentlich gar nicht auf ihn: es blickte auf den Versucher! Pin wandte sich um und entdeckte in unmittelbarer Nähe des Käfigs — zwischen den drei Tulpen — den Rivalen. Die Schlange hing mit dem Schwanz an einem Ast. Langsam wand sie sich zwischen den Tulpenblüten durch. Die purpurnen Glocken schienen noch röter geworden. Und aus ihrer Mitte ragte, mit seltsamen Zeichnungen geschmückt, der Kopf der Viper hervor. Tollkühn sprang Pin auf die dem Feinde nächstliegende Sprosse und starrte ihn an. Die Schlange schnellte wie ein Pfeil zwischen den Tulpen hervor, klammerte sich mit dem Maul an den Rand des Käfigs und begann ihn, in der Luft pendelnd, zu schaukeln. Der Ring des Käfigs sprang aus dem in den Ast geschlagenen Haken, und der Käfig stürzte zu Boden. Beim Aufschlagen öffnete sich das Gitter. Das Weibchen flatterte ins Freie. Pin folgte ihm.
Nun lag die Schlange mit geringeltem Schwanz am Boden, und ihr hochgereckter Kopf fuhr in seinem hypnotisierenden, rhythmischen Schwingen fort. Über ihm flatterten im Kreis die beiden Kanarienvögel, das Weibchen verloren dem Reptil zupiepsend, das Männchen bestrebt, seine Gefährtin mit Schnabelhieben in die Höhe zu treiben. Aber das Weibchen, magisch von der Schlange angezogen, flog immer tiefer und tiefer. Und die Viper beschleunigte die pendelnde Bewegung ihres Kopfes. Die beiden in der prallen Sonne gegen das Blau des Himmels abstechenden gelben Kleckse waren nur mehr einen Meter, eine Elle, eine Spanne von dem spitzigen Kopf entfernt. Da riß die Schlange mit einem Ruck das Maul auf, ein fürchterliches, ungeheures Maul. Die letzte Phase des Kampfes vollzog sich am Rande dieses lebenden Abgrundes. Zweimal versetzte das Männchen seiner Gefährtin einen heftigen Stoß in die Brust, zweimal gelang es ihm, sie zu retten. Dann blickte es verloren um sich: es war allein. Und sah unter sich — weit aufgerissen — das gierige Maul des Dämons. Der überlebende Pin hob sich mit überstürztem Flügelschlag. Das Reptil aber reckte sich höher auf seinem Schweif, immer höher, als ob der sich erhebende Vogel auch die Schlange mitböbe. Der Kanarienvogel hielt zwei Ellen weit vom Boden, über dem offenen Schlund. Höher konnte er nicht mehr steigen . . . Und er konnte nun selbst seinen Blick nicht von dem offenen Rachen abwenden, der faszinierend zu leuchten schien . . .
Zwei Schüsse zerrissen die unsichtbare Fessel, die den Vogel an die Schlange verhaftet hielt. Guglielmo hatte seine Flinte abgefeuert. Der Kopf der Schlange war zerschmettert. Und der Kanarienvogel schoß in die Höhe.
„Pin! Pin! Pin!" ahmte Guglielmo das Piepsen des Vogels nach. In langsamem Flug senkte sich Pin und ließ sich auf die Erde gleiten. Er näherte sich dem Käfig. Nun die böse Behexung verrauscht war, fühlte er den Frost des Witwertums. Mit einem Sprung kehrte er in den Käfig zurück . . . Guglielmo schloß das Türchen und hängte den Käfig an einen Haken des Zinkblechdaches im Inneren der Wohnhütte.
Stille. Die reglose Stille des afrikanischen Mittags zwischen Wüste und Urwald.
Plötzlich erscholl aus der versperrten Wohnhütte, wunderbar frei und vielfältig, der Gesang des Kanarienvogels. Note auf Note, Triller auf Triller entlud sich das gebrochene Herz. Es war ein neuer, männlicher, stählerner Klang: das reine und kräftige Lied eines Helden, der endlich — unter Schmerzen — von der Last der Anhänglichkeit und der Liebe befreit war.
(Autorisierte Übersetzung von Carl Georg Asperger)

Kritik *(Rudolf Kriesch)*

„Da meinen diese blöden Männer immer, für Geld könnten sie jede Frau haben, und dabei haben sie das Geld dazu gar nicht!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Professoren-Examen

(E. Thöny)



„Mit Ihrer politischen Gesinnung sind wir einigermaßen zufrieden. Jetzt ziehen Sie sich mal aus, damit wir sehen, ob Sie ein Arier sind!"

Student sein unterm Hakenkreuz — / Von Kaki

's gibt kein schöner Leben
als Studentenleben,
wie es unser Adolf Hitler schuf:
Republik anpöbeln
und den Jud vermöbeln
ist ein hoher herrlicher Beruf!

Nur die Herrn Studenten
wissen, was Dozenten
straflos lehren dürfen im Kolleg!
Und die professores
bill'gen unsre mores
und stehn niemals hindernd uns im Weg.

Es kommt durchs Examen,
wer in Wotans Namen
immer brav gedroschen statt studiert!
Und sind WIR einst Richter
über dies Gelichter,
wird's legal ins Jenseits expediert!

Morgenstimmung

(M. Frischmann)



„Jeht schon jut an, die Sommerfrische: Bloß sieben Stunden jeschlafen, 'n dünner Morjenkaffee, und all die Opfer bringt man nu für die Natur!"

Gewissenhaftigkeit

Von Erik Zetterström

Der Nachtzug sauste durchs Land. Zweiter Klasse Schlafwagen mit einem älteren Herrn zusammen, Typ pensionierter Oberlehrer.

Wir gingen zu Bett, nachdem der ältere Herr gesagt hatte: „Raum für alle hat die Erde, auch wenn er noch so klein ist." Und dann schliefen wir ein.

Der Zug raste weiter; die Reisenden im Gang draußen hörten auf, von den Ernteaussichten zu sprechen, und allmählich wurde es ganz still. Nur das Rattern der Räder war zu hören.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Es hatte jemand gesprochen. Ich richtete mich rasch auf, schlug mit dem Kopf gegen die Decke und wurde gleich wach.

Es war der ältere Herr, der mich geweckt hatte. Er sagte ohne Pause vor sich hin: „Woher soll ich das wissen?" Seine Stimme klang verzweifelt und wurde mit jedem Male höher. Ich versuchte zu schlafen; es war aber nicht möglich. Die Lokomotivpfeife und das Schwanken des Wagens taten mir nichts. Es war nur der fragende Satz des älteren Herrn, der mich wach hielt. Ich drehte mich nach der Wand um, steckte den Kopf unter die Decke; aber es war mir unmöglich einzuschlafen.

„Woher soll ich das wissen?" schrie der ältere Herr.

Da beschloß ich, mit dem Herrn, der wie ein pensionierter Oberlehrer aussah, zu sprechen, um zu sehen, ob er im Schlaf sprach.

Ich beugte mich hinunter, sah ihm gerade ins Gesicht und merkte, daß er hell wach war. Seine Augen waren weit offen, und sein Atem ging ungleichmäßig. Hin und wieder streckte er die Arme in die Luft (das bißchen, was da war) und wiederholte den fragenden Satz. Ich sagte: „Mein Herr, Sie haben mich die ganze Nacht wach gehalten. Wollen Sie sich näher äußern, was Sie mit Ihrer Bemerkung meinen?"

Der ältere Herr machte ein sehr erstauntes Gesicht. Seine Augen wurden womöglich noch größer, und er sagte mit heiserer Stimme: „Sehen Sie da, an der Wand!"

Ich sah auf die Wand. Da war eine Notbremse und darunter ein kleines Schild, auf dem stand:

„Bei drohender Lebensgefahr am Griff ziehen."

Ich sagte zu dem älteren Herrn: „Ja, aber was ist daran Merkwürdiges? Müssen Sie die ganze Nacht nur der Notbremse wegen daliegen und Reden schwingen?"

Er faßte heftig meine Hand und sagte: „Hier liege ich in einer engen, eingeschlossenen Kabine ohne Fenster, und der Zug rast mitten in der rabenschwarzen Nacht über die Gleise dahin. Woher in aller Welt soll ich wissen, ob Lebensgefahr droht?"

„Mein Herr", sagte ich, „Sie haben vollkommen recht. Fahren Sie ruhig fort."

Und dann rollte der Zug mit rasender Geschwindigkeit in eine neue Landschaft hinein. Alles war still, man hörte nur das Rattern der Räder und einen älteren Herrn, der wie ein Oberlehrer aussah und sagte: „Woher soll ich das wissen? Woher soll ich das wissen?"

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel)

Zum Problem der Diktatur

Innerhalb des Obersten Faschistenrates hatten sich wieder mal zwei Fraktionen gebildet, die in heftigstem Intrigenkampfe gegeneinander standen.

Signore Balbo, Führer der einen Richtung, erstattete dem allerhöchsten Firmenchef Bericht. Den interessierte vor allem eines:

„Wie stellen sich die beiden Richtungen zu mir?" fragte Mussolini.

Balbo darauf, lächelnd: „Beide sind für dich, Duce. Aber wir aus Überzeugung, die Gruppe Turati jedoch nur aus Furcht."

„Dann entscheide ich mich für Turati", sagte der Duce, „denn Überzeugung kann sich ändern."

Kat.

Verdachtsmomente

Der Verfassungsgerichtshof hatte es gewagt, die berühmte Wiener „Studentenordnung", welche die völkischen Studenten zu Herrn und Gebietern über ihre nichtvölkischen Kollegen macht, als gesetzwidrig aufzuheben.

Die Folge war selbstverständlich eine großangelegte Judenverprügelung, in deren Verlauf auch ein schwarzhaariger junger Student blutig geschlagen wurde, der unglückseligerweise gar kein Jude war, sondern der Sohn eines horthy-ungarischen Ministers.

Die Sache war natürlich äußerst peinlich. Denn so ein ungarischer Ministersprößling ist ja gewissermaßen ein Gesinnungsgenosse. Deshalb wurden die Schuldtragenden festgestellt und einem strengen Verhör unterzogen.

„Was ist euch denn eing'falln, den Herrn Kollegen so zu verdreschen? Wo er doch gar net amal jüdisch ausschaut!"

„Jüdisch ausschaun tut er freilich net", bestätigte zerknirscht der Führer der Gummiknüttler, „aber er hat sich halt verdächtig g'macht, indem daß er allerweil mit an Lehrbüchel unterm Arm herum'gangen is!"

Salpeter

Gestörte Ferien / Von Ratatöskr

Statt Beruhigung zu entfalten,
wie man sie im Urlaub mag,
fördern unsre Zeitungsspalten
lauter Bängliches zu Tag.

Morde oder Sittensachen
hält man zwar für tadelnswert.
Aber, Gott, was will man machen?
Und Details sind stets begehrt.

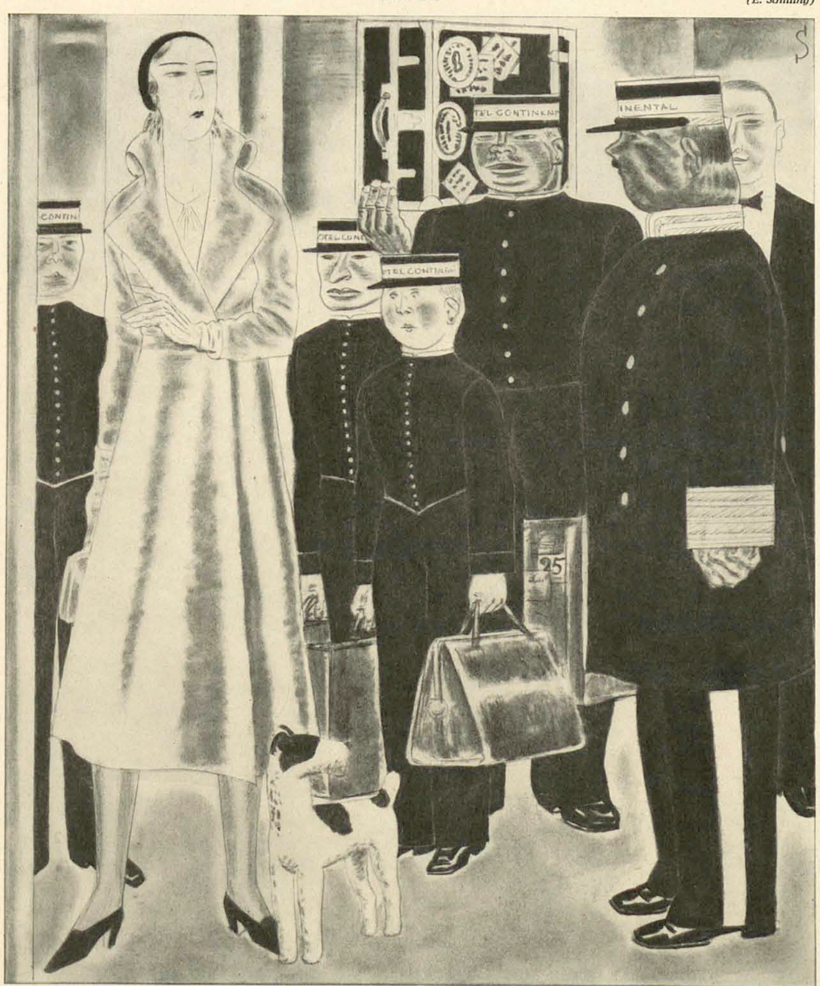
Herentgegen sind Berichte,
daß es Kommunisten gibt
und dergleichen Bösewichte,
allenthalben unbeliebt.

Vollends gar die Schreckenskunde
von dem Endkampf, der in Sicht,
und von der Entscheidungsstunde
schädigt Frohsinn und Gewicht.

Kann sich denn ein Mensch erholen
in der Fremdenpension,
welchem fort und fort Pistolen
die Gemütlichkeit bedroh'n?

Reue

(E. Schilling)



„Ich denke doch, die Bedienung war in meine Rechnung inbegriffen?" — „Jewiß doch, aber wenn wa jeahnt hätten, daß Jnädige det denken, wär' de Bedienung eben nich so jut jewesen!"

Die arme Marianne

(Karl Arnold)



„Eh bien, Mr. Hoover! Wenn einem das Gold schon bis zur Kehle steht, sagt man schließlich gewissermaßen fast beinah zu allem ja."

Stuttgart, 27. Juli 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Friede bei Hoover

(Karl Arnold)

„Helfen Sie auch mir, Herr Präsident, und sorgen Sie für die allgemeine Abrüstung – aber nicht nur auf ein Jahr!"

Die Heil-Konkurrenz regt sich! / Von Karl Kinndt

Wer rastet, der rostet. Wer ruht, schläft ein.
Aber Streit bringt das Blut in Bewegung —:
will wer ein wahrhafter Volksführer sein,
dann schürt er Haß und Erregung!

Kaum ham wir das Moratorium
und die Wogen wollen sich glätten,
gehn wieder die Hitler und Hugenberg um
und möchten höchstselber uns retten.

Und gegen die Männer, die's fertig gebracht,
daß sie uns die Tribute stunden,
wird nun der Kampf bis aufs Messer entfacht —:
sie lassen sich nicht überrunden!

Die Zähne gezeigt und Schwefel gespien
wie der teutsche Nibelung-Drache!
Die schädliche Wahrheit wird niedergeschrien!
Es lebe das Maul und die Mache!

Denn eh' wir im Schutze der Republik
wieder bessere Zeiten schmecken,
ist es besser, es trifft uns das Helden-Geschick,
unterm Hakenkreuz zu verrecken!

Die drei Lieben einer schönen Frau / Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Sie faltete ihre Hände; sie war müde im Sessel zurückgesunken. Es wird dunkel, und sie erzählt:

„Es waren immer schwarze Augen — das erstemal, da war ich noch ganz jung, kaum der Kindheit entwachsen, kaum bewußt meines Weibtums, nein noch unbewußt. Zum Bewußtsein führten mich eben jene schwarzen Augen des Unbekannten. Er blieb unbekannt; seine Augen hefteten sich nur so flüchtig auf meine knospende Gestalt. Den Mund unter dem leichten Schnurrbart umspielte ein Kennerlächeln. Es war, als ob man ein Zündholz aufgescheitetem, dürrem Holz nähert — etwas in mir geriet unverzüglich in Brand — wahrscheinlich errötete ich —, damals errötete man noch; ein Dämon spreizte zum erstenmal die Flügel, und es war doch gar nichts geschehen. Nur dieser Blick war beim Theaterausgang auf mich gefallen, vielleicht ein Duft zu mir gedrungen und — der kaum gedachte Gedanke des Fremden, sein zu mir tastendes, kaum den Weg suchendes Begehren hatte den Weg gefunden. Nach so vielen Jahren weiß ich noch genau, wie das Licht fiel auf sein blasses, langes Gesicht, auf das schwarzblaue Haar. Wie sein Mund lächelte — wie ein Geheimnis, so tief wie das Lebensgeheimnis selbst, aus der Nacht seiner Augen sprach.

Gedränge, Gemurmel der Leute, die ein paar Stunden schweigen und still sitzen mußten. Ich werde mitgeschoben, da ich unwillkürlich stehen blieb; irgend jemand, der mit mir war, drängt ungeduldig. Gesichter, Kopfhüllen zwischen mir und ihm; seine Gestalt versteckt von Mißgestalten, kleinen und großen, von Spitzköpfen, Rundköpfen, von gleichgültigen Mänteln aufgesaugt, verschlungen — nie mehr gesehen, die Frage der schwarzen Augen nie beantwortet, vorbei, unvergeßlich . . . Und dann . . . unterdessen war ich herangewachsen, ziemlich selbständig, Meisterschülerin im Bildhaueratelier. Mit dem einst erwachten Dämon hatte ich gerungen, ihn gefesselt und glaubte ihn unterdrückt. Es war dahin gekommen, daß ich der Sinnenlust hochmütig gegenüberstand wie einer überwundenen Schwäche. Verliebt war ich nur in die Arbeit, und das viele Arbeiten nach dem Akt brüht ab, wie der Arzt, der seine Studien am menschlichen Körper macht, abgebrüht wird. Der Meister war mit mir zufrieden. Ich hatte die beneidete Stelle der Lieblingsschülerin, beinahe Assistentin. Die anderen Damen im Atelier schwärmten etwas altmodisch für den Meister. Ich fand das verächtlich, der Meister auch. Wir sprachen einmal zwei Worte darüber, denn wir beide dachten modern. Das gab so eine Art kühl kameradschaftlichen Einfühlens zwischen uns. Ich blieb stets länger im Atelier als die anderen, denn ich bekam diesen oder jenen Auftrag, Modellbestellung und ähnliches. Zuweilen aß ich dort noch einen mitgebrachten Apfel.

Eines Tages nahm ich wieder einen aus der Tasche, einen sehr schönen rotwangigen. Mit instinktiver Höflichkeit bot ich dem Meister die Frucht. Er aber blieb gedankenvoll vor mir stehen, als seien wir Adam und Eva am gefährlichen Apfelbaum. Sein Blick war so, daß die Frucht meiner Hand entfiel, und keiner bückte sich, sie aufzuheben, keiner von uns lachte oder sagte etwas. Wir sahen uns stumm in die Augen. Ich merkte zum erstenmal, wie schwarz seine Augen waren, langbewimpert und edel in dem unschönen, wuchtig modellierten Gesicht. Es paßte zu dem wuchtigen Körper, dem Körper eines heroischen Arbeiters von Constantin Meunier. Von solchen Arbeitern stammt der Meister. Es kam mir schnell durch den Kopf; es wirbelte vieles schnell durch den Kopf im Augenblick des leidenschaftlichen Blicks. Die schwarzen Augen von damals leuchteten schier drohend auf, und jenes Angewurzeltsein, jenes Schwerwerden aller Glieder, jenes Atemberaubtsein wiederholte sich beschämend ärgerlich. Aber es stieg kein Rot in meine Wangen auf, das weiß ich bestimmt, viel eher erblaßte ich. Und nach kurzer Anstrengung gab ich der stummen Frage stumme Antwort, ein mitleidiges — ein verächtlich mitleidiges Zucken der Lippen, fast ein Schulterlupfen. Der Apfel blieb, wo er hingerollt. Es wäre doch gefährlich gewesen, hätten wir uns beide zugleich darnach gebückt und uns etwa berührt — das überlegte ich kühl.

War Groll, war Haß, war nur ruhige Trauer in den schwarzen Augen? Gott, wie stark dieser Arm, wie schwoll jeder Muskel sichtbar unter dem dünnen Arbeitskittel. Ich ließ ihn nicht aus dem Blick, verteidigungsbereit, und half mir allein in die Jacke, ohne daß er eine höfliche Geste versuchte. Vielleicht bangte ihm wie mir vor dem Zufall der Berührung . . . Den Atelierbesuch gab ich auf, und da ich nach Paris zog, um meine Studien zu beenden, sah ich den Meister nicht wieder. Ich sah nur in der Ausstellung ein Werk von ihm ‚Eva mit dem Apfel'. Die nackte Menschenmutter glich mir bis zur Frechheit. Deswegen gab es eine Erörterung zwischen mir und meinem Liebhaber in Paris.

Wahrscheinlich hat dieser Liebhaber meiner Versicherung nie Glauben geschenkt, sondern blieb überzeugt, ich hätte zu jener Eva Modell gestanden. Geliebter, Despot und Herr, wenn du wüßtest, wie einzig du warst in meinem Leben, wenn du wenigstens diesen Glauben hättest, obwohl es dich vielleicht nur beschämte, solch altmodisches Frauenzimmer geliebt zu haben! Ich mußte zu emanzipiert tun, um dich zu halten. Aufrichtigkeit war nie zwischen uns; wir haben uns nur geliebt, aber nie verstanden, ja nicht einmal versucht uns zu verstehen, ja davor gebangt uns zu verstehen. Ich schloß nur die Augen und ließ mich von dir führen in die verbotensten Paradiese — aus einem Opiumrausch erwacht, fand ich mich allein, nicht mehr geführt. Liebe, Kunst, Sport, was ist das Beste? Als ich wieder einmal Sport probierte, um dich zu vergessen, Geliebter, folgte ich der Einladung des Rennfahrers. Ich hoffte, auf rasender Fahrt meiner Pein um dich zu entfliehen.

‚Schneller, schneller!' rief ich ihm zu in meinem Trotz.

Da spielte noch einmal, zum letztenmal das stumme Frage-und-Antwort-Spiel der schwarzen Augen. Er war ein Exot, ein Barbar, dieser kühne Autofahrer, trug allerlei phantastische Namen, von denen wohl keiner stimmte, und hatte phantastisch viel Geld. Immer gelang ihm, was er wollte; darum glaubte er, auch mich gewinnen zu müssen.

Vielleicht war er verrückt, oder wenigstens Psychopath. In der gefährlichsten Kurve, die wir je nahmen, wandte er sich plötzlich zu mir mit der brennenden Frage in den Augen — und ich wußte, es war eine Frage von Leben und Tod. Ich aber — Stolz, Trotz, Kräuseln der Lippen — nein, nicht Stolz, nicht Trotz: Treue, verzweifelte Treue! Geliebter, du allein, ich und du allein, dein auf immer, bis in den Tod!

Nicht ausgedacht, was ich dachte . . . ein Krachen, Splittern, ein Sturz: der Mann mit den schwarzen Augen war tot. Mich schleuderte die Gewalt auf einen weichen Erdhaufen. Ich verlor nur das Bewußtsein. Und als Vorüberkommende mich bargen, konstatierte man den Armbruch, sonst nichts. Sonst nichts? Es war auch sonst irgend etwas zerbrochen; ich meine, es ist irgend etwas zerbrochen, an das kein Arzt heran kann. Ich weiß nur nicht was — ich leide . . ."

Mütterchen Republik

Von Peter Scher

Ihren Haushalt gut zu leiten,
rackert sie sich redlich ab,
doch es ist nicht zu bestreiten:
Ärger bringt sie noch ins Grab.

Kinder hat sie — nicht zum Blasen! —
Undank ist ihr täglich Brot;
die sie liebreich füttert, rasen,
die sie schützt, sind ihre Not.

Dieser Fratz — wenn sie sich wendet —
trampelt in ihr Porzellan,
jener, dem sie Geld gespendet,
legt es nur in Blödsinn an.

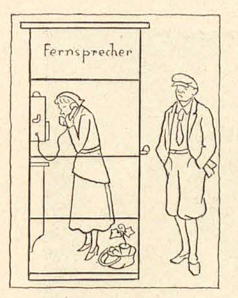
Alle nehmen es von Muttern,
keinen nimmt sie selbst beim Ohr;
viel ist nicht mehr zuzubuttern —
Mutti! raffe dich empor.

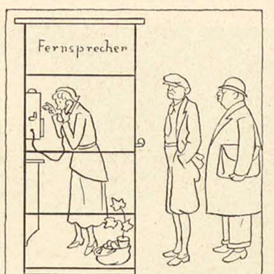
Nimm den Alfred und die Mausi,
Paul und Edgar, Gret und Li,
leg sie über und verhau sie —
paß mal acht, dann hast du sie!

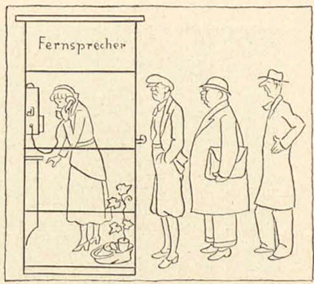
Aber Muttchen, aber Mama,
daß du nur die Richtigen faßt . . .
justament die stelln sich zahma,
hörste Mama . . . aufgepaßt!

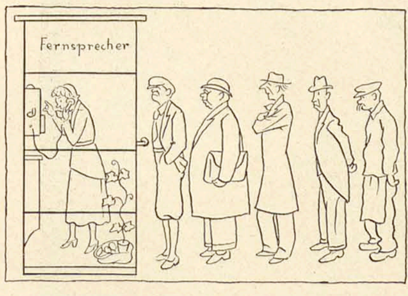
FASSE DICH KURZ!

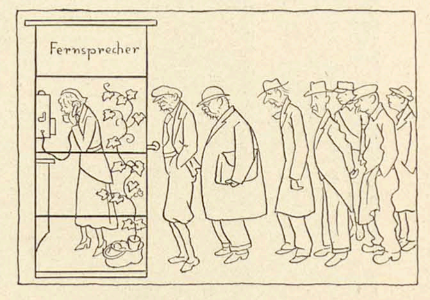
(Th. Th. Heine)

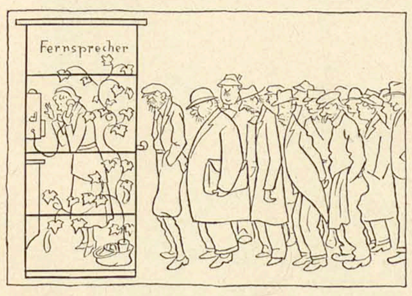


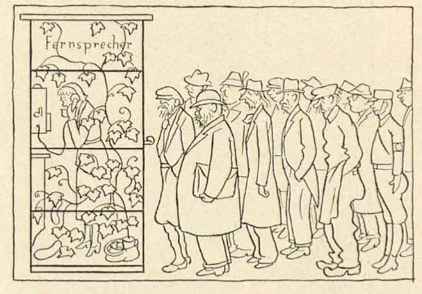


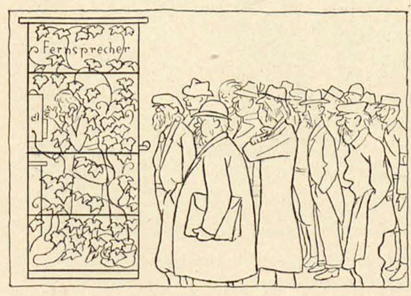


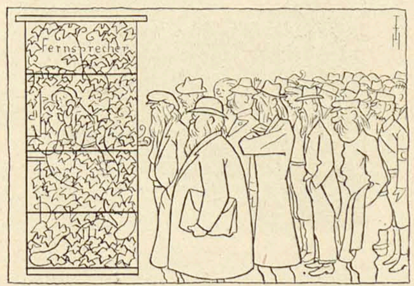












Mussolinis Kampf mit dem Papst

(E. Thöny)



„Gib acht, Duce, was wir Hohenstaufen-Kaiser in einem Jahrhundert nicht fertiggebracht haben, wird dir allein auch nicht gelingen!"

Die Austreibung / Von Ernst Handschuch

Die Wanze Polybe Meut hatte das Licht der Welt in der „Herberge zur Heimat" erblickt. Dort saß sie unter einem Öldruck, der den Pastor von Bodelschwingh darstellte.
Der Steueroffiziant Bastel Lämmerwind, ein Mann mit dem stattlichen Monatseinkommen von achtzig Reichsmark, bewohnte die Mansardenstube eines vornehmen Mietshauses im Westend der Stadt. Dieses Haus wiederum gehörte dem Magistratsrat Sauerkern. Was dem Steuerhilfsoffizianten die große Ehre verschaffte, in einem Hause mit Läuferteppichen auf den Treppen und glasbemalten Flurfenstern für lumpige vier Mark die Woche zu wohnen, war der Fürspruch seines Vorgesetzten, eines Oberregierungsrates, und nicht zuletzt der Umstand, den Mansardenstock, der sonst nur von Dienstmädchen bewohnt wurde, durch die Anwesenheit eines Mannes gesichert zu wissen. — Dieser Offiziant nun hatte eines Tages einem reisenden Hausierer eine steuerfiskalische Verfügung zuzustellen, weshalb er sich in den Gastraum der „Herberge zur Heimat" begab, in welchem die Wanze Polybe Meut unter eingangs erwähntem Bilde saß. — Niemand weiß, wie es kam. Vielleicht stieß Lämmerwind mit seinem breiten Buckel gegen die Wand, oder ward die Wanze plötzlich von einem Wandertrieb befallen; doch dies steht fest, daß sie vom Bild herab auf Lämmerwinds Rücken fiel, von wo aus sie sich, die das Dunkel liebte, unter den Revers seines etwas schmuddeligen Anzugs begab. Dort saß sie etliche Tage, um schließlich in das Bett Lämmerwinds überzusiedeln. Sie besuchte allerdings diesen nur, wenn der Hunger sie zwang, weil sie Verständnis für seine Lage hatte, wogegen er die gelegentlichen Anzapfungen für Schnakenstiche hielt. Ihr Leben wäre ein durchaus beschauliches gewesen, hätte sie nicht, alter Gewohnheit gemäß, eines Tages die Wand bestiegen, um Ausschau nach einem Bilde zu halten. Bei diesem Spaziergang wurde sie von dem Dienstmädchen des Magistratsrates und Hausbesitzers erblickt. Einem Tötungsversuch, den das Mädchen unternahm, entrann sie, worauf sich dieses unverzüglich zu ihrer Dienstherrin begab und ihr von der betrüblichen Entdeckung Mitteilung machte. Die Magistratsratsehefrau, die hochmütige und einzige Tochter eines reichen Metzgermeisters, wollte ob der Nachricht vorerst ohnmächtig werden, besann sich jedoch eines anderen und folgte dem Mädchen mit entsetztem Gesicht. Es war schon so: am Rande der Tapete saß ruhig eine riesige und runde Wanze. Das Dienstmädchen wollte sogleich beflissen die Verfolgung wieder aufnehmen, doch die Hausfrau fiel ihr in die Arme. „Um Gottes willen", diesen Anblick könne sie nicht ertragen, es sei ihr schon genug, dieses Viehzeug so zu sehen und „ach, wo eine ist, da sind auch noch mehrere, überhaupt —", hier fiel sie in einen leichten Weinkrampf. Kaum erholt, erklärte sie, daß man hier den deutlichen Beweis des Niederganges des besten Mittelstandes, des guten, deutschen Bürgertums unter dem jetzt herrschenden System habe. Eine Wanze in ihrem Haus, ein solch plebejisches, proletarisches Insekt, das man früher in ihren Kreisen bestenfalls nur aus dem Zoologiebuch gekannt. Nein, hier müsse etwas Außerordentliches getan werden, etwas ganz Außerordentliches. — Wer die Wanze Polybe Meut kannte, wußte, daß derartige Bemerkungen geeignet waren, sie tödlich zu kränken. Sie, als ein Zeichen des niedergehenden Bürgertums, sie, die so lange in der „Herberge zur Heimat" ausgehalten, woselbst sie es für ihre Pflicht empfunden, die dort Einkehrenden an die Irdischkeit allen Seins zu erinnern.
Sie schwor dumpf Rache und verkroch sich abwartend in eine Ritze. Am Nachmittag kamen die Hausfrau, das Dienstmädchen und ein zigeunerhaft aussehender Mann. — Gewiß, alles bleibe geheim, selbstredend geschähe alles diskret, und er mache es mit einem Male schon so, daß den Biestern Hören und Sehen verginge.
Das Außerordentliche schien zu geschehen; bereits am Abend mußte der Offiziant Lämmerwind die Stube räumen. — Der Wanze kam ein Gedanke. Sie kroch ihm auf den Rücken und ließ sich bis in den nächst unteren Stock tragen, dort sprang sie ab. Tags darauf kam der zigeunerhafte Mensch von neuem und vergaste die Stube. Kein Insekt fand sich mehr; sicherlich lagen sie alle tot in irgendeiner Ritze.
Kaum, daß die Gefahr vorüber war, machte sich die Wanze Polybe Meut erneut auf den Weg in die Kammer, allwo sie sich breit an die Wand pflasterte und bald den Blick der nun täglich die Stube überwachenden Hausfrau auf sich lenkte. — Wiederum erschien der zigeunerhafte Mann, mit dem man zunächst einmal fürchterlich schrie, worauf er aber nur den Kopf schüttelte. Sodann versprach er einen Nachtangriff mit stärkster Dosis. Polybe Meut machte sich augenblicks aus dem Staube. Die Nacht kam, wo der Angriff begann, und mit der Nacht kam Gas, welches, in allzu großen Mengen entwickelt, sich nach dem Hausflur Ausgang brach und das ganze Haus mit stickigem, beißendem, atemraubendem Gestank erfüllte. Geängstigt und entsetzt flohen die ahnungslosen Mitbewohner, bestes Bürgertum, ins Freie, um sich nach und nach im Garten des Hauses einzufinden. Es entstand ein heftiger, fast proletarischer Disput. Die Frau des Magistratsrats lag schon lange in Ohnmächten, der Rat selber, der von alledem nichts wußte, war zum ersten Male in seinem Leben stumm und sprachlos. Ohnmacht und Stummheit endeten erst, als die Feuerwehr eintraf und die Mannschaften mit Gas- und Rauchmasken in das Haus eindrangen. Das Haus blieb für den Rest der Nacht gesperrt, das Feuerwehrauto fuhr ab, begleitet von der Wanze Polybe Meut, die auf der Schulter des Feuerwehrmannes Löschhorn saß. Lächelnd und voller Zufriedenheit ob ihrer Tat und vollendeten Rache fuhr sie dahin; lächelnd, obwohl sie wußte, daß dies ihre letzte Fahrt war. Denn die Mannschaftsstube der Feuerwehr bedeutete den sicheren Tod für sie.

Definition (G. Rasp)



„‚Vaschtehns', hab' i zu mei'm möblierten Herrn g'sagt, ‚bis um zehne auf d' Nacht is a Dame eine Dame, aber von Punkt zehne ab werd's a Mensch!'"

Eiliges Begräbnis — *Hans Pfeiffer*

Die drei Gärtnerinnen / Von Maria Daut

Er war sehr groß, so daß er immer etwas nach vorne hing, eine dürre Gestalt, rothaarig und gar nicht schön. Um so mehr war er in seinem Innern an das Schöne gebunden: er war ein Dichter, und zwar einer der seltenen.

Er wohnte mit seiner Frau und den beiden Buben in einem kleinen Haus vor der Stadt, das ihm gehörte. Jeden Abend ging er mit seiner Frau sonnwärts spazieren. Jeden Abend den gleichen Weg, bis zu einem Gartenzaun. Dahinter gab es junge Ziegen und — ein sechzehnjähriges Fräulein, das Heidi hieß.

Es war freilich nicht wegen der Ziegen. Aber das machte nichts. Er hatte die großzügigste Frau, die seine wechselnden Sehnsüchte alle verzieh. Vielleicht deshalb, w e i l sie wechselten. Die Frau schaute über die Hürden der Eifersucht hinweg in das Wesentliche ihrer Ehe: da waren die Buben, die sie beide liebten, und der Mann, der sich um sie sorgte und abhetzte, der irgendwie immer wieder Auswege fand, irgendwie immer richtig zugriff, wenn es not tat. Er hält zu uns, also hat er uns am meisten lieb, dachte die Frau. Und hatte recht.

Plötzlich wurde er krank. Lungenentzündung, sagte der Arzt.

*

Nicht nur seine Frau war in Sorge um ihn. Da waren noch seine Freundinnen: Gerda, Inge und Li. Natürlich wußte keine von der anderen. Allen dreien gemeinsam aber war die beklemmende Angst, als er zu Gerda nicht kam, und zu Inge nicht, und nicht zu Li: „Er ist krank, und ich kann nicht zu ihm!“ Sie spürten das gleiche bittere Ausgeschaltetsein im Wichtigsten, das Nichthelfenkönnen in der Not. Es war nicht möglich, an der Glocke seines Hauses zu läuten. Es war nicht einmal möglich, ihm zu schreiben. Es war gar nichts möglich, als zu warten, mit dieser großen Angst im Herzen.

Das aber glaubte jede der drei, fürchtend und zärtlich zugleich, daß er sich nach ihr sehne, daß sie ihm nötig wäre, daß er vielleicht im Fieber ihren Namen rufe . . .

*

Aber der Dichter starb. Er ging einfach fort. Er ging nicht gern, er hätte noch so viel zu tun gehabt auf der Welt. So viel zu leben und so viel zu schreiben vor allem. Er war knapp vierzig Jahre alt. Da kam das Größere, das ihn rief.

Gerda sowohl, wie Inge und Li erfuhren den Tod des Geliebten durch die Zeitung. Es stand eine ganze Spalte über ihn darin. Gerda ging nicht zur Beerdigung. Auch Li nicht. Nur Inge kam. Sie stand auf dem kleinen, ländlichen Friedhof vor irgendeinem Grab und sah von weitem, als ginge es sie nichts an, den schwarzen Sarg auf den Schultern der Träger schwanken, sah die schwarzverschleierte Frau und seine Buben. Sie hörte die Reden der Freunde, das Aufschluchzen der Frau, als der Sarg hinabgesenkt wurde, und das Poltern der Erdschollen. Das alles sah sie. Sie sah auch sich selbst, wie sie dastand und zusah. Sie spürte, wie ihr Herz weh tat, aber ihre Augen blieben trocken. Sie weinte nicht. Es war ihr, als stünde sie im Zwang eines furchtbaren Traumes.

Zu dieser gleichen Zeit stellte Gerda zu Hause in ihrem Zimmer die erste dunkelrote Rose vom Garten vor sein Bild.

Li aber wollte sterben. Sie saß drei Nächte lang ganz entkleidet am offenen Fenster in der kalten Luft. Sie fror; sie zitterte. Aber sie wurde nicht einmal krank. So einfach ging das nicht, man mußte leben bleiben.

Dieses Lebenbleibenmüssen spürte auch die Frau. Die Buben waren da. Sie mußte verdienen. Es war notwendig, von dem Grab Abschied zu nehmen und zu den Eltern nach Köln zu ziehen. Das war weit. Sie wollte ihren Mann nachholen, wenn sie Geld hatte.

Das Grab war noch unbepflanzt. Ein Berg von Kränzen häufte sich darauf, als die Frau ging. Das spürte der Dichter nicht mehr. Er lag allein und endlich ganz sich selber angehörend.

*

Da kam Gerda über die kleine, eiserne Brücke zu seinem Grab. Gerda mit dem festen Gang und den breiten Hüften. Sie tat die verdorrten Kränze fort und machte Ordnung. Sie pflanzte Vergißmeinnicht auf das Grab. Es gehörte ihr — die Frau war fort.

Bald kam auch Inge. Sie nahm die Vergißmeinnichtpflanzen heraus und setzte Stiefmütterchen, das ganze Grab voll Stiefmütterchen.

Li? Auch Li hatte erfahren, daß die Frau fort war. Sie kam mit einem Arm voll Goldlack, den er so liebte, nahm die Stiefmütterchen heraus und pflanzte Goldlack.

Weiß Gott, des Dichters Herz hätte beinahe angefangen zu klopfen, denn jetzt kam die Rache. Gerda kam wieder, das Grab zu gießen. „Wie kommst du zu Goldlack?“ fragte sie den Dichter. Der aber schwieg. Sie riß den Goldlack heraus und holte neue Vergißmeinnicht vom Gärtner. Von nun an kam sie alle Tage und wartete.

Da kam Li. Ihr Goldlack lag noch halbfrisch seitlich auf den Weg geworfen. Vergißmeinnicht blühten am Grab. „Läge der Goldlack nicht da“, sagte Li, „würde ich glauben, daß du aus Langweile zauberst.“ Sie begann gerade die Vergißmeinnicht auszureißen, als Gerda neben ihr stand. „Guten Tag. Pflanzen Sie immer den Goldlack?“ — „Ja. Und Sie wohl die Vergißmeinnicht? Wer aber pflanzte die Stiefmütterchen, es waren auch schon Stiefmütterchen da . . .?“

Sie sind noch so jung. Sie wissen noch nicht: „Wer besitzen will, wird verlieren.“ Das haben sie noch nicht erfahren. Sie haben ihn verloren. Jetzt

erst. Sie wollen nur eines noch wissen: Wer ist die Dritte?
Eines Tages kommt Inge. Sie fängt gerade an, zum zweiten Male die Vergißmeinnicht auszureißen, als Gerda und Li bei ihr stehen. „Guten Tag. Pflanzen Sie immer die Stiefmütterchen . . .?“
Nun weiß es auch Inge: er hat keiner gehört. Ihre Liebe war vertan und ihre Trauer. Sie stehen alle drei am Grab mit hängenden Armen.
Da rafft Li sich auf: „Mich hat er geliebt“, sagt sie, „Sie vielleicht früher einmal, mich aber zuletzt.“ — „Mich auch zuletzt“, sagt Inge. „Mich auch“, sagt Gerda, und ihr hübscher Mund ist ein zuckender Bogen. Sie packt mit beiden Händen ihre Vergißmeinnicht und reißt sie aus. Alle.
Dann gehen sie fort von dem Grab, langsam hintereinander über die schmale, eiserne Brücke. Drüben gehen sie auseinander, fast ohne Gruß: Inge geradeaus hinauf zum Wald, Gerda flußauf und Li den Fluß hinunter.
Überall an den Wegen blühen die Linden. Die Luft ist zart und voll neuer Süße.

Vom Tage

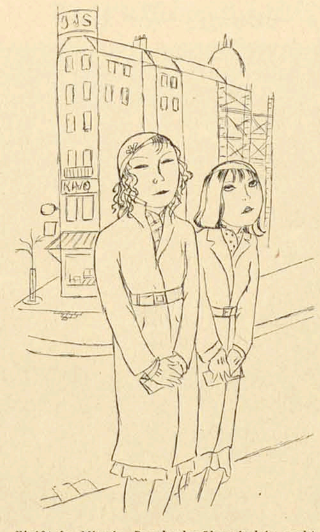
Der französische Kultusminister ist kürzlich wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften angezeigt worden. Und das kam so:
Auf der Internationalen Buchausstellung in Paris hatte der Minister eine Anzahl Luxusausgaben ausgestellt, darunter ein Exemplar von Baudelaires „Blumen des Bösen“. Diese „Blumen“ sind nun aber 1857 vom damaligen Kultusministerium auf die Liste der unzüchtigen Bücher gesetzt worden, und dieser Beschluß, bis jetzt nicht aufgehoben, war zwar vom hohen Ministerium, aber nicht von einem witzigen Literaturkenner vergessen worden.
— Der Blumen Rache.

•

Die Direktion der Zugspitzbahn hatte den bayrischen Landtag zu einer Gratisfahrt auf die Zugspitze eingeladen — natürlich inklusive feierlicher Bewirtung im Schneefernerhotel.
Wie sagt schon Arndt? „Und alle, alle kamen . . .“
Der Landtagspräsident konnte in seiner Tischrede das schöne Wort prägen: „Wenn ich einmal den Landtag vollzählig haben will, dann werde ich ihn von nun an auf die Zugspitze einberufen.“

Jugend auf Reisen

(Jeanne Mammen)



„Weißt du, Minnie, Baudenkmäler sind ja recht schön, aber so fesch wie Männer sind sie eben doch wieder nicht!“

— Das schöne Bayern und das kalte Büfett bringen selbst die Parteileidenschaften zum Schweigen.

Teha

•

In einem der vielen politischen Prozesse — Kennwort: Hie Nazi; hie Kommune — wird ein S. A.-Mann als Zeuge vernommen. Er erzählt mit kindlich hoher Stimme: „Die Kommunisten haben uns überfallen. Sie haben mit Spazierstöcken, Knüppeln und Zaunlatten — Messer habe ich leider nicht gesehen — auf uns eingeschlagen. Es waren mindestens dreihundert Kommunisten usw.“ Auf eine Frage des Vorsitzenden, woran er denn erkannt habe, daß die Angreifer Kommunisten gewesen seien, erklärt er mit dem treuherzigsten Gesichte der Welt: „Na, ich meine den Begriff Kommunisten nur so im allgemeinen; christliche junge Männer waren es jedenfalls bestimmt nicht!“

Rückblick

Seitdem ist erst ein halbes Jahr vergangen,
ein halbes Jahr ist eine lange Zeit.
Ich habe mich inzwischen auch nicht aufgehangen,
und du trägst, glaub' ich, noch dasselbe Kleid.

Du gehst noch immer pünktlich früh um sieben
in die Fabrik, und manchmal fährst du Rad,
du möchtest dich an manchen Abenden verlieben
und singst ein Lied und brichst ein Lindenblatt.

Und Sonntags schläfst du länger als gewöhnlich,
und meistens gibt es dann zu Hause Zank,
das Mittagessen erst stimmt euch versöhnlich,
dann legt sich Vater eine Stunde lang.

Am Abend gehst du dann mit jemand tanzen,
und Erna ist nicht da, die kriegt ein Kind,
und hinterher hängst du im Arm von Franzen,
und durch das Dunkel geht ein schwarzer Wind.

Inzwischen hat sich sicher nichts geändert,
wir träumen beide noch von einem Glück:
daß deine Augen etwas bläulicher umrändert,
kommt von den langen Stunden der Fabrik.

Nur kann ich nicht wie damals zu dir sprechen,
und wenn du „du“ sagst, klingt es auch sehr fern.
Wir grüßen uns, wenn wir uns auf der Straße treffen,
und hatten uns einmal viel mehr als gern.

Sylvester Pepper

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Böhmisches Land

(Alfred Kubin)



Zeitgeschichten

Eine Bank hat mit zwei Millionen Passiven Pleite gemacht. Ein stellenloser Artist betrügt um zehn Mark. Diese beiden Notizen standen nebeneinander in der Zeitung. Der Bankdirektor bekam drei Monate bedingt wegen betrügerischen Bankrotts, der Artist zwei Jahre wegen seiner zehn Mark.

„Das ist doch ungerecht, Vater", zeigte der Sohn auf die Zeitung, „der Artist bekommt für zehn Mark zwei Jahre und der Bankdirektor für dasselbe Vergehen im größeren Ausmaß nur drei Monate."

Der Vater nickte: „Ja. Aber der Bankdirektor hat es in Ausübung seines Berufes getan." J. H. R.

Karle, der Dreizehnjährige, hat seine Last mit den sechs jüngeren Geschwistern. Wieder mal ist Zuwachs zu erwarten.

Meint der Lehrer: „Na, da freuste dich aber, Karle?"

Sagt Karle: „Ick weeß bloß nich, warum jrade ick mir immer freuen soll, wo Vater flucht un Mutter weent!" Beye

Aufsichtsräte

Ach, sie waren direkt Toren,
die man ließ am grünen Tuch
nie wie Schafe ungeschoren,
weil viel der Kredit betrug.
Ganz naiv man gar nichts wußte,
Aufsichtsrat übt nie Kontrolle.
Heute kennt man die Verluste,
viel Geschrei und wenig Wolle.
Stolz schwellt' voll Woll-lust den Busen,
Eitelkeit auch stark den Kamm
der Familie Lahusen,
doch mit Geld war man stets klamm.
Für des Reichtums Ruhm-Verbreitung
ließ man sich fürwahr nie lumpen;
funktionierte nicht die Leitung,
half man spielend sich mit Pumpen.
Schienen sie auch stark im Wollen,
Wolle brachte sie zur Strecke;
schöpften immer aus dem vollen,
gingen gradwegs um die Ecke.
Direktoren, Aufsichtsräte,
Grund genug gibt's, sich zu schämen,
allzuklar zeigt die Enquete:
keine Aufsicht, nur Tantiemen.

Ricardo

Verwandte

Lewitus junior, Prokurist der Firma „Lewitus & Söhne", ist mein Tischgenosse in dem kleinen steirischen Alpenhotel. Ein Kaufmann durch und durch, der auch hier in der Sommerfrische das Gespräch immer auf kommerzielle und finanzielle Dinge zu lenken weiß.

Unlängst beim Mittagessen las er mir aus der Zeitung vor, der Staatsanwalt habe gegen sämtliche Direktoren des verkrachten Bankhauses A. & Co. die Anklage erhoben.

„Was kümmert mich das?" wehrte ich ab.

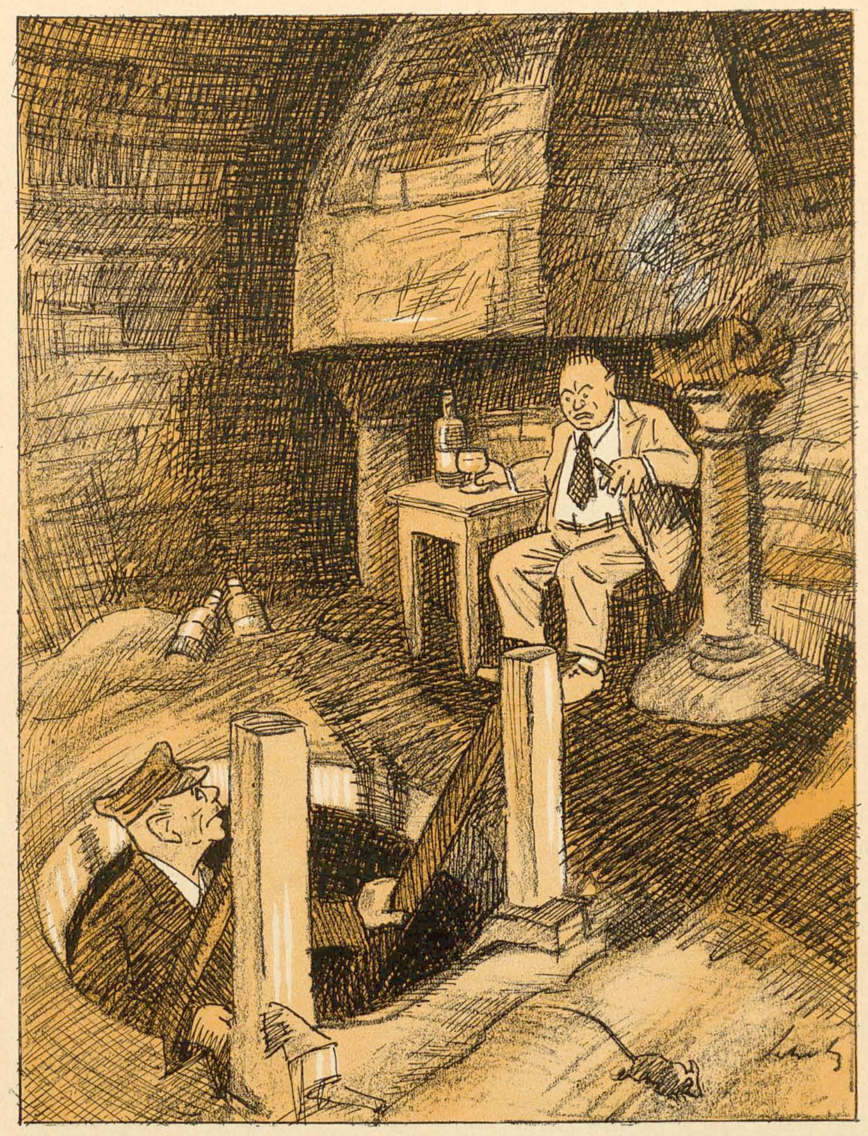
„No, ich wollt's Ihnen bloß erzählen, weil ein Onkel von mir, ein gewisser Bloch, früher auch Direktor bei A. & Co. war. Er ist allerdings vor zwei Jahren gestorben!"

Lewitus junior schwieg und vertiefte sich in seine Suppe. Dann wischte er sich den Mund ab und fuhr fort:

„Eigentlich schade! Dem Onkel Isidor, Gott hab' ihn selig, hätt' ich das Eingesperrtwerden wirklich gegönnt!" Salpeter

Steuerspionage

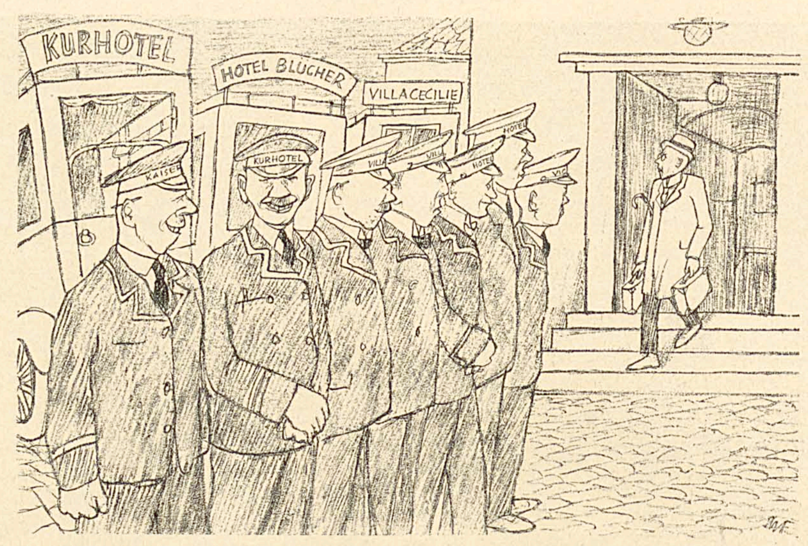
(Wilhelm Schulz)



Und wenn du deine Flasche noch so im Verborgenen trinkst – das Auge des Finanzamts sieht dich doch!

Saison 1931

(M. Frischmann)



„Siehste woll, wie nu der Fremdenstrom jewaltig einsetzt: fehlt jar nich mehr viel, denn wären et schon zweie!"

Kapitalflucht

Von Hans Seiffert

Die Firma Mellenthin & Co. in Berlin war bankrott. Und zwar gründlich. Wenn nach Abschluß des Konkursverfahrens mehr als drei Prozent heraussprinqen würden, konnten die Gläubiger von Glück sagen.
Herr Mellenthin trug den Schicksalsschlag wie ein Mann und fuhr zunächst einmal in die Schweiz. Erstens der Erholung wegen, zweitens und ganz im besonderen aber, weil er sein Geld, sein nicht unbeträchtliches Privatvermögen, schon längst dort deponiert hatte.
In Zürich ging er sofort zur Schweizerischen Kreditanstalt und erkundigte sich nach seinem geliebten Schatz.
„Alles in bester Ordnung!" berichtete man ihm. „Wir haben Ihr Geld natürlich nicht untätig liegen lassen, sondern es — wozu wir nach § 256, Absatz 3a des Bankgesetzes berechtigt sind — weitergegeben, damit es anderswo arbeiten kann. Denn wir ersticken ja, wie Sie wohl wissen, in fremden Kapitalien."
„Ach so. Natürlich. Und wo arbeitet mein Geld jetzt also?"
„Auf der Banque Universelle in Lyon."
„Danke schön. Guten Tag."
„Grüezi."
Herr Mellenthin war befriedigt. Aber es zog ihn zu seinem Geld. Und so machte er einen kleinen Abstecher nach Lyon, suchte die Banque Universelle auf und fragte nach seinem Geld.
„In bester Ordnung, Monsieur Mellenthin. Comme il faut. Ihr Geld ist natürlich bankmäßig weitergeleitet worden und arbeitet jetzt — un instant, s'il vous plaît — in der Banca Commerciale di Firenze."
„Danke sehr. Guten Tag."
„Au revoir, monsieur."
Also in Florenz. Nun, weshalb sollte man nicht auch einmal nach Florenz fahren? Das ist doch eine schöne Stadt. Und Herr Mellenthin fuhr nach Florenz und stand am nächsten Tag in der Banca Commerciale.
„Ah, Ihr Geld, signor Mellenthino. Tutto sicuro. Sie können ganz unbesorgt sein. Ma, compreso, wir haben es weitergegeben an die mit uns in Verbindung stehende Amsterdamsche Crediet Maatschappij."
„Danke schön. Guten Tag."
„A rivederci, signor Mellenthino."
Die Sache begann Herrn Mellenthin Spaß zu machen. Auf die Weise lernte er wenigstens die Welt kennen. Er flog mit dem Aero-Lloyd über die Alpen und reiste ab Basel mit dem Rheingold-Expreß nach Amsterdam.
Dort erfuhr er, daß sein Geld zur Aktiebolaget Svenska Handelsbanken in Stockholm gewandert war.
Von Stockholm schickte man ihn nach Prag zur Zivnostenska Banka.

— — — — — — — — — — — —

In Prag aber teilte man ihm unter höflichem Bedauern mit, daß sein Geld so gut wie völlig verloren sei. Man habe es nach Deutschland ausgeliehen an eine solide Firma, über die man nur die allerbesten Auskünfte erhalten habe, und jetzt sei diese Firma leider bankrott.
Herr Mellenthin war vernichtet.
Er sank auf einen Stuhl, den man ihm hilfreich unterschob, und fragte mit gebrochener Stimme: „Wie heißt denn diese verdammte Firma?"
„Mellenthin & Co. in Berlin . . ."

Vom Tage

Nach einem der beliebten Eisenbahnattentate erschien in den Wiener Zeitungen folgender Bericht der Generaldirektion der Österreichischen Bundesbahnen:
„Am 8. ds. fuhr der D-Zug 288 zwischen Arnoldstein und Thörl-Maglern an einen zur Markierung der Bahnkilometer dienenden Stein, der vermutlich durch einen Unbefugten von seinem Standort entfernt und gegen den inneren Schienenstrang gelehnt worden war."
Woraus ersichtlich ist, daß es in Österreich auch amtlich befugte Eisenbahnattentäter gibt.

Salpeter

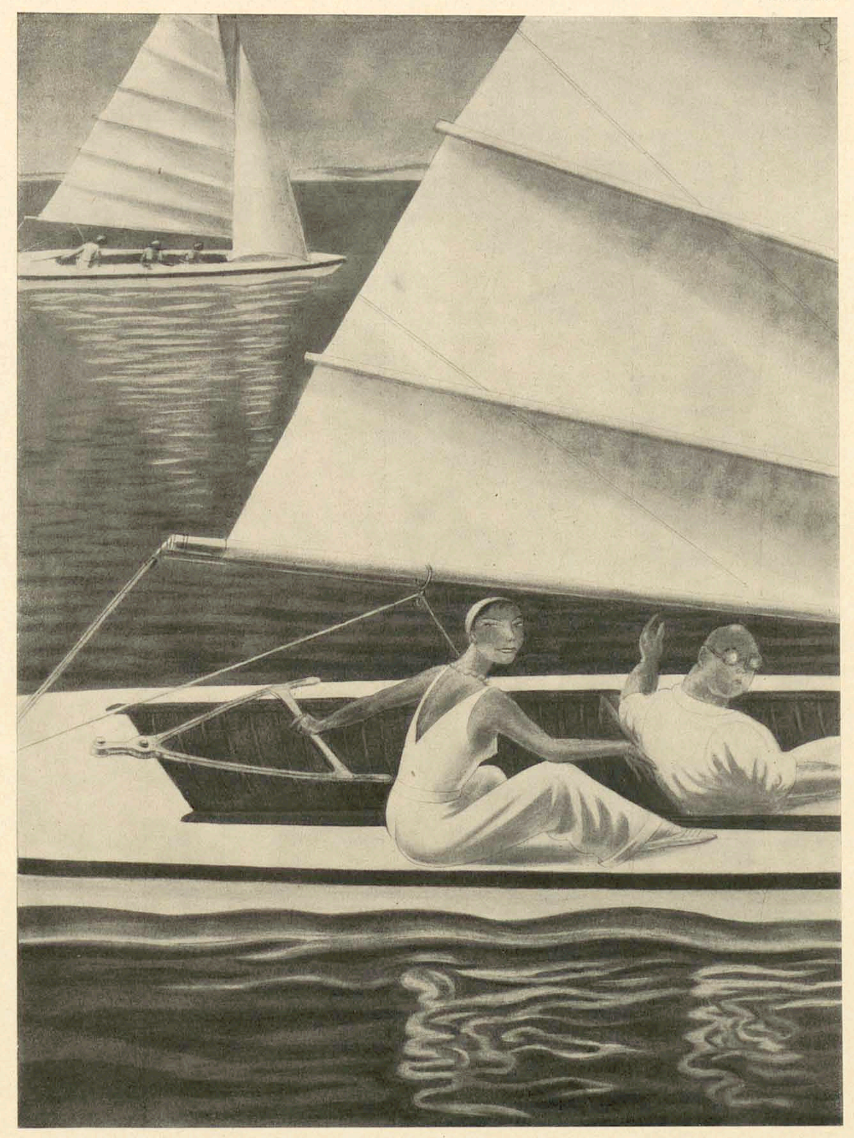
Fluch der Rationalisierung

Bei Meyer & Co. ist jetzt der Bürobetrieb weitestgehend rationalisiert worden. Man war der unerschöpflichen Beredsamkeit und suggestiven Werbekraft des Generalvertreters der „Sempre Avanti" ausgesetzt, der Gesellschaft für zeitgemäße Büro-Arbeitsmethoden; man hatte von diesem Herrn gehört, wie durch die neuen Methoden jeder Bürobetrieb reibungsloser und schneller als bisher funktioniere, wie man Zeit, Geld, Arbeitskraft und Ärger spare. Besonders die Hoffnung auf zu ersparenden Ärger hatte endlich den Ausschlag gegeben; denn der Chef, der alte Meyer, ist leberleidend.
Und die neuen Buchungsmaschinen, das neue Karteisystem, die neue Arbeitsmethode und die neue Art der Kontrolle wurden eingeführt.
Acht Wochen später kommt der Generalvertreter der „Sempre Avanti" wieder zu Meyer & Co., um sich bestätigen zu lassen, daß man restlos zufrieden sei. Er trifft den alten Meyer, gelb vor Ärger, in seinem Privatkontor.
„Tag, Herr Meyer. Na, wie sind Sie mit unseren Methoden zufrieden?"
„Hol Sie der Teufel!" knurrt der alte Meyer.
„Aber Herr Meyer! Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Sie mit unseren Methoden unzufrieden sind?"
„Doch. Sogar sehr unzufrieden, verehrter Herr!"
„Unmöglich. Funktionieren die Buchungsmaschinen nicht tadellos?"
„Tadellos."
„Klappt das Karteisystem nicht?"
„Doch. Ausgezeichnet."
„Können Sie nicht jederzeit alles übersehen dank unseren Methoden?"
„Natürlich. Kann ich."
„Sparen Sie nicht viel Ärger?"
„Das ist es ja eben, Herr! Ich habe keinen Grund mehr, mich über irgendwas zu ärgern. Aber ein Betrieb ohne Ärger — das bringt mich um, Herr!"

hs

Vorteil

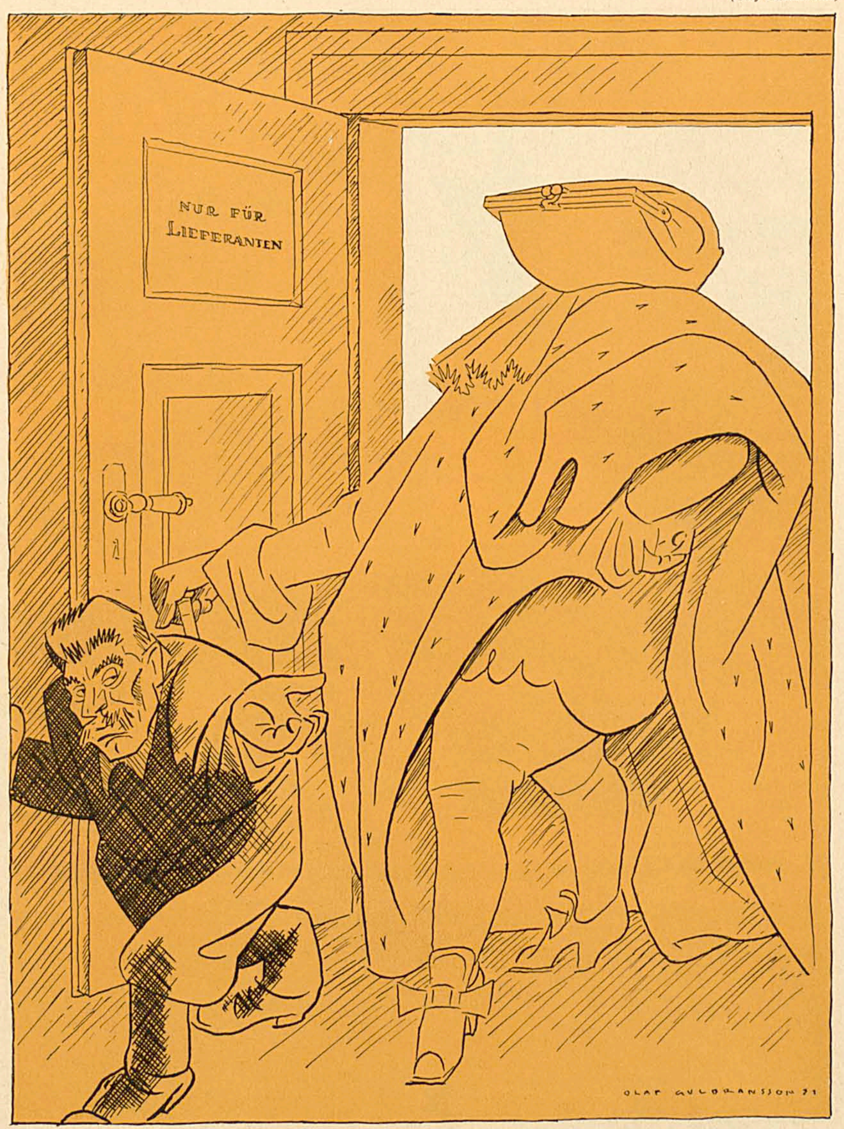
(E. Schilling)



„Weißt du, Albert, zu einem Freund gehört nun heute mal 'n Auto oder 'n Segelboot, wenn einer aber beides hat, braucht man nicht mal einen zweiten!"

Stalin und der Kapitalismus

(Olaf Gulbransson)



„Kommen Sie nur, Sie dürfen wieder herein, aber vorläufig bloß durch den Lieferanteneingang!"

Stuttgart, 3. August 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Internationale Hilfsbereitschaft

(Th. Th. Heine)



„Nur jetzt die Nerven nicht verlieren! Wir hoffen, Ihnen in vierzehn Tagen einen Rettungsring zuwerfen zu können!"

Plötzlich geht's —! / Von Karl Kinndt

Sie müssen auf dem letzten Loche pfeifen,
das Wasser muß vorm Rede-Mäulchen stehn,
bis es selbst die Politiker begreifen:
so kann die Sache nicht mehr weitergehn!

Erst muß das Haus an allen Ecken brennen,
die Flammengarben müssen rübersprühn,
bis es die guten Nachbarn auch erkennen:
sie könnten selbst dabei den kürzren ziehn — —

Doch knistern drüben auch schon rote Flämmchen,
entsagen sie dem unfruchtbaren Streit —:
aus wilden Löwen werden sanfte Lämmchen,
und die Devise lautet: Einigkeit!

Wenn nun die Hoffnung „Paneuropa" schimmert,
ist es doch nicht das richt'ge Morgenrot:
der „Mensch in Not!" hat keinen viel gekümmert,
dies „Feurio!" hieß: „Kapital in Not!"

Jim war o. k. / Von Karl Burger

Er hatte Muskelstränge wie Drahtseillitzen. Und am rechten Unterarm ein Kunstwerk und am linken Unterarm ein Kunstwerk. Rechts zwei Sternenbanner kreuzweise und darüber die Miß Columbia mitsamt dem Sockel. Und links . . . den linken Ärmel streifte er nur zögernd zurück. Nur weil Ellen ihn darum bat. Nur weil — zum Teufel auch, man braucht sich doch für ein Kunstwerk nicht zu schämen! Auch war es ihm ganz unmöglich, Ellen etwas abzuschlagen.
So schob er denn auch den Ärmel über den rechten Unterarm langsam zurück und erklärte mit plötzlichem Eifer, daß es eben zwischen Tätowierung und Tätowierung heutzutage schon große Unterschiede gäbe. Kein Matrose, der etwas auf sich hält, würde sich mehr für die alten Muster begeistern, — die geringelten Schlangen und feuerspeienden Drachen und all den anderen Plunder, der einmal Mode war. Ha! Damit sei es vorbei. Vielleicht, daß sich einer noch in Balboa oder in einem philippinischen oder alaskischen Hafen solch altmodisches Zeug mit der Handnadel einimpfen lasse. Nicht Jim. Er sei schnurstracks zu dem berühmten Bob Wicks in der Bowery gegangen. Der sei der größte Künstler. Und arbeite ganz modern. Nur elektrische Nadelarbeit. Und alles zweifarbig. Schwarz und rot . . . „Was? Du kennst Bob Wicks nicht? Mygosh! Bei Bob Wicks gibt es die schönsten Muster. ‚Christus mit der Dornenkrone', über die halbe Brust oder über den ganzen Rücken gestochen. Und ein anderes wieder, das heißt ‚Der Felsen der Ewigkeit' oder so ähnlich. Das sind Kunstwerke, honey, bis zu hundertfünfzig Dollar das Stück! Das muß man gesehen haben!"
Dabei schob Jim den Ärmel wieder den Arm hinunter. Nicht einen Blick warf er darauf, wo auf seiner braunen Haut, wie mit blauem Tintenstift punktiert, die Umrisse eines nackten Weibes und darunter ein Herz, von einem Dolch durchbohrt, gebrannt hatten.
Nun saß er einen Augenblick lang stumm neben Ellen auf der Parkbank der Battery. Dann schauten sie einander plötzlich gleichzeitig ins Gesicht. Er sagte: „Honey!" Und lachte. Sein gesundes Gebiß blitzte weiß aus dem wettergebräunten, verwegenen Gesicht. Sie sagte: „Jim!" Und lächelte.
Kein Zweifel, Jim war o. k. Er war keiner von den Matrosen, die in Rotten vom Schiff in den Hafen schwärmen wie hungrige Wölfe. Die, das Salzige noch auf den Lippen, mit roten, derben Fäusten nach dem nächstbesten Mädel greifen. Düstere Glut und Gier im Blick. Die sich bis zur Bewußtlosigkeit besaufen und für die man am Ende auch noch die Zeche bezahlen muß. Jim war ein Kavalier. Er trug einen tadellos gebügelten Sakkoanzug und blankneue Schuhe mit hellen Einsätzen. Er war etwas Besseres.
Wann er wieder aufs Schiff müsse —?
Oh, er habe es nicht eilig, sagte er. In New York sei er zu Hause. Da ließe er sich nicht so bald wieder anheuern. Das Geld läge hier nur so herum . . . „By the way, willst du etwas essen, honey? Oder etwas trinken? In ein Speakeasy — he? Oder möchtest du tanzen gehen oder vielleicht nach Coney Island fahren? Du brauchst mir nur zu sagen, was du willst!" — See, das war Jim. Einer, der nichts verlangt. Einer, der kommt und einen anlacht und nur geben will.
Ellen fühlte von ihrer Herzgegend her Wärme aufsteigen. Sie sagte: „Gehen wir ins Paramount-Filmtheater." Jim überlegte keinen Augenblick. „Sure", sagte er und erhob sich. Langbeinig und breitschultrig. Er schob die Hose beim Gürtel hoch und gab seinem Hut einen schiefen Ruck zum rechten Ohr. Ellen frischte rasch mit zwei Karminstrichen das Rosa ihrer blutarmen Lippen auf. Dann blickte sie groß und dankbar zu Jim empor.
Sie gingen, und Jim legte nicht den Arm um ihre Hüfte. Er war sehr fein. Ellen ging schlank und beinahe einsam neben ihm her. Bei der Hochbahnstation kaufte er Kaugummi. Dann kauten beide. Jim schwieg während der Fahrt. 42. Straße. „Come on, honey!" sagte Jim. Sie stiegen aus. Und da, in der Straße, die zum Paramount-Palast führte, überfiel sie der fieberige Lichtzauber wirbelnder Leuchtreklamen. Und der brodelnde Strom der Menschenmassen schwemmte sie entlang der strahlenden Häuserfront mit.
Ellen blieb plötzlich vor einem Riesenschaufenster stehen. Ohne an etwas zu denken, starrte sie in die Pracht jenseits der gläsernen Wand. Jim stand halb hinter ihr, tat einen Blick ins Fenster, einen zweiten auf Ellens zartes, lichtüberronnenes Profil mit den halbgeöffneten Lippen. „Gefallen dir diese Kleider?" fragte er. „Oh", sagte sie bloß, „Jim!" Wieder spürte sie diese Herzwärme aufwallen, und unwillkürlich lehnte sie sich leicht an seine Brust. „Well", bemerkte Jim sachlich, „wir werden das Geld dafür haben, bevor wir noch zu Paramount gehen . . ." Es war alles so selbstverständlich, was Jim sagte, und alles so selbstverständlich, was er tat, daß Ellens Neugierde, wie das gemeint sei, sich zunächst nicht einmal zu einer Frage formte.
„Warte einen Augenblick", sagte Jim. Verschwand in einem Laden, in dem Fischereigeräte und Sportartikel zu haben waren. Kam mit einem großen Paket wieder heraus. Dann aber mußte schließlich etwas gesagt werden. Es handelte sich darum, wo Ellen auf ihn warten wolle. „Warten? Aber Jim . . ." — „Hast du Angst, baby?" — „Aber Jim . . . ich weiß gar nicht, was du tun willst!" — „Well, ich denke, ich sage dir das möglichst kurz. Ich werde mir da oben Geld holen." Er deutete verstohlen auf eine dunkle Hausfassade hinauf. „Es ist das ein job, honey, zu dem man am besten ein Mädel nicht mitnimmt."
Es gab eine Pause, in der Ellens Gesicht durchscheinend blaß wurde. Ihre Lippen zitterten. Dann hörte sie wie aus weiter Ferne Jims ruhig-männliche Stimme. „After all, honey, du bist ein schönes Mädel. Du mußt schöne Kleider haben. Und die kriegt man nicht umsonst. Stimmt das oder nicht?" — Ja, das stimmte. Und es war nicht der schönen Kleider wegen, daß Ellen jäh etwas Neues, Ungeahntes in sich aufbrechen fühlte. Etwas Wildes, Stürmisches, das nach Gefahren und Abenteuer schrie. Da war einer, der für sie ein Wagnis unternehmen wollte! Da war die große Liebe!
„Ich gehe mit dir, Jim", flüsterte Ellen voll Hingebung. „Ich lasse dich nicht allein!" Es war mit diesen Worten ganz ruhig in ihr geworden. Jim nickte nur.
Im Haus 125 West, einem Bürogebäude, das um diese Stunde wie ausgestorben war, stiegen sie eilig viele Treppen hinan. Endlos. Acht, zehn Stockwerke. Von dort ging es durch ein Schiebefenster auf das Eisengerippe des Feuerbalkons hinaus. Hier standen sie nun, eng aneinandergelehnt, über der lautlosen, schwarzen Schachttiefe.
Jim löste mit einem Ruck das Papier von dem Seilbund. Schlang kunstgerecht einige Seemannsknoten. „Das haben wir auf den alten Segelkästen gelernt", säuselte er selbstbewußt durch die Zähne. Dann turnte er, die Seilschlingen am Arm, zu einem anderen Schiebefenster hinüber, hinter dem kein Licht war . . . Das Schiebefenster hoch. Ein Ärztezimmer. Am Leitungsrohr der Zentralheizung das Seil befestigt. Nun konnte es losgehen! Drei Stockwerke tiefer konnte man in die Büroräume des Optikers einsteigen.
„Gib acht, sweetheart!" keuchte Ellen mit gedämpfter Stimme. „Don't worry, kid — sei unbesorgt", kam es beruhigend zurück. „Ich habe das oft genug getan." Er kletterte niederwärts in die Finsternis.
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Sekunden lasteten wie Ewigkeitsgewichte auf Ellens Brust. Entsetzlich lange. Ihr Herz schlug nicht mehr; es flatterte. Ihr Atem setzte aus — — — irgendwo knirschte es, gab es einen bösartig knackenden Rißlaut, ein dumpfes Gurgeln, Würgen, Schlucken den pechschwarzen Höllenschlund hinab — und tief unten einen krachend harten Aufschlag.
„Jim!!!" — Ein Wimmern.
Dann war Totenstille.
Aus. Alles aus! Es krampfte sich etwas wie eine eiskalte Hand um Ellens Herz.
Tiefer, tiefer, tiefer. Wie eine Schlafwandlerin hastete Ellen die eisernen Feuerleiterngestänge ins Schwarze des Hofschachtes hinunter. Dort fand sie der Polizist.
Sie saß, den Kopf des Toten im Schoß. Als das Licht der elektrischen Blendlaterne auf sie fiel, schrie sie: „Jim war o. k. Tut ihm nichts! Er hat es nur mir zuliebe getan. Ich allein bin an allem schuld. Jim war o. k.!"
„Come on, baby!" sagte der Polizist und riß sie hoch.
Da brach sie zusammen.

„. . . Niemals . . .!" „. . . Unterwerfung . . .!" „. . . Nieder mit . . .!"

Wenn ich mir so einen kessen Helden male,
der bei Hugenberg für mittleres Gehalt
jeden Morgen feurig mit der Peitsche knallt,
sieht er etwa aus wie Karl der Kahle . . .

oder von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung"
respektive speziellen deutschen Industrie —:
Stramm und unerbittlich hassen die
zwecks Befriedigung ihrer strengen Leitung.

Aber abends, wenn sie dann bei Muttern sitzen
oder auch wohl mal bei einem dunklen Bier,
fühlen sie sich einesteils zwar groß vor ihr,
doch sie nehmen sich in acht, sie zu erhitzen.

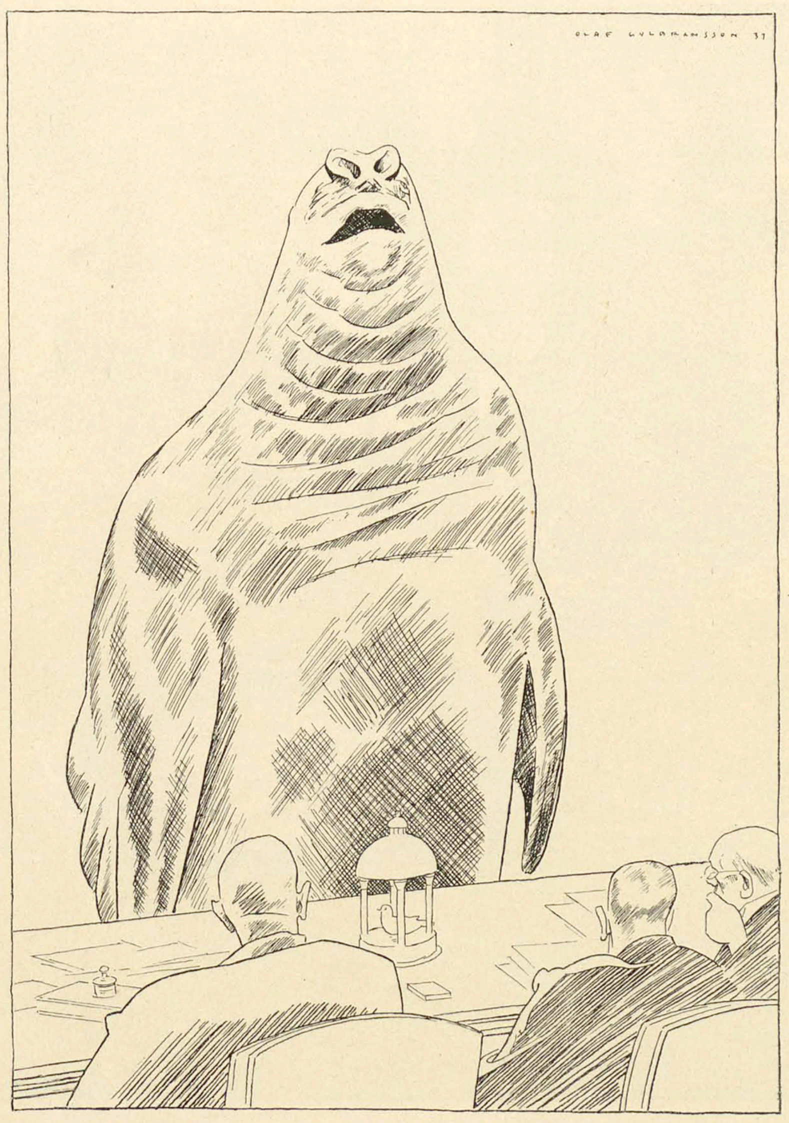
Denn warum denn nur — man will doch seinen Frieden,
und persönlich haftet man auf einmal auch,
und der Mut ist nur zum dienstlichen Gebrauch,
und es ist nun mal so eine Last hienieden.

Ach — und wenn sie immer noch dem Teut entstammten!
Doch bei manchen stimmt ja wohl nicht mal der Paß!
Und bei manchen fehlt ja wohl auch sonst noch was!
Das — —
das, du Siegfriedsvolk, sind deine Hetzbeamten!

Peter Scher

Der dänisch-norwegische Streit um Grönland

(Olaf Gulbransson)



Vor dem Haager Schiedsgericht erscheint eine Vertreterin der grönländischen Robben, um sich auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu berufen.

„Rien ne va plus!"

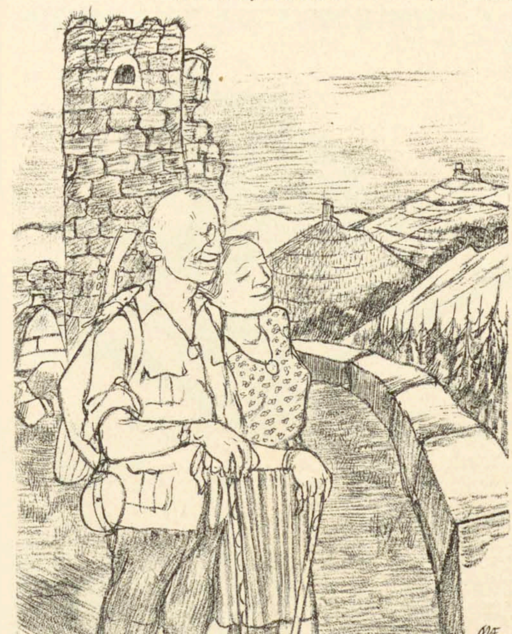
(E. Thöny)



„Wenn auch auf die Großbanken kein Verlaß mehr ist, vertraut man sein Geld am besten der Spielbank an!"

Abendfrieden

(M. Frischmann)



„Wie still es doch hier ist, Emil!" — „Na, denn woll'n wa mal den Kantus anstimmen: ‚Et braust ein Ruf wie Donnerhall!'"

Kleine Zeitgeschichten

Am zweiten Bankfeiertag, am 15. Juli, da wir alle ohne Geld da saßen und die gewohnte Morgenbeschäftigung des Scheckunterschreibens ausfallen lassen mußten — mit welchem Marsch begann da die Funkstunde Berlin Punkt elf Uhr vormittags ihr aufregendes Programm?
„Triumph der deutschen Kraft", sagte der Ansager strahlend und erhellte mit einem Schlage Regenwetter und unsere grauen Gemüter. Heil!

•

Den 44. Provinzial-Verbandstag des Brandenburgischen Wirteverbandes im Regierungsbezirk Potsdam am 11. Juni 1931 zu Treuenbrietzen eröffnete der Herr Bürgermeister Jenner im Namen der Stadtverwaltung Treuenbrietzen, wo es bei Beerbaum, der „Konditorei für Sie", die berühmten Sabinchen-Tränen zu essen gibt („Sabinchen war ein Frauenzimmer . . ."), mit einem zackigen Willkommgruß, in dem der zweite Absatz wortwörtlich also lautete:
„Unser 1000jähriges Städtchen ist klein, aber rein und fein, und wenn die Großstadt verwöhnten Ansprüchen auf ihre Art gerecht wird, so ist der schöne Freudenteppich der Natur im Frühlingsgefilde abseits der großen Häusermeere für gemütvolle Stunden doch auch ein erlesener Ort."
Jaja — diese Worte dünken auch uns sehr „erlesen"!

A. R. M.

•

Es war an dem Tage, an dem die Polizeidirektion in München das verschärfte Uniformverbot erließ. Da die S. A.-Posten vor dem „Braunen Haus" sich um diese neue Vorschrift nicht kümmerten und lustig weiter auf und ab patrouillierten, erschien das Überfallkommando und „entfernte" sie. Eine Menge Leute sah sich dieses Schauspiel an, teils schadenfroh, teils grollenden Blicks (je nach der politischen Einstellung).
Eine alte Frau mit einem grünen Strohhut, der wie ein Krautkopf aussah und schon viel deutsche Geschichte gesehen haben mußte, kam auf unbeholfenen Plattfüßen dahergewatschelt und blieb vor mir stehen. „Zum Essn treib i eh schon nix Gscheits mehr auf", sprach sie mich unvermittelt an, „jetzt, wanns die Uniformen aa no verbietn, nachha freut mi 's ganze Lebn nimma!" Und humpelte, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder weiter.
Ja, der „deutsche Untertan" ist bescheiden geworden. Wenn er schon nichts mehr zu fressen kriegt, so möchte er wenigstens seine Soldatenspielerei nicht vermissen.

hepi

•

Im Bankkorridor einer Filiale der Danatbank hängt ein Plakat:

„Fahrräder dürfen hier
nicht eingestellt werden."

Am Tage, nachdem die Bank ihre Schalter geschlossen hatte, stand mit Bleistift geschrieben darunter:

„Wohl aber Zahlungen."

•

An eine belebte Kreuzung des Berliner Westens kommt eine junge Dame am Steuer ihres Miniaturautomobils herangebraust.
Todschickes Mützchen, schneeweiße Handschuhe, nagelneu erworbener Führerschein, Tempo wie die Feuerwehr.
Als sie grade die Kreuzung passieren will, wechselt das Licht von grün auf gelb.
Am Ende einer qualvollen Entscheidung: Soll ich, oder soll ich nicht? — landet sie schließlich mit quietschenden Bremsen auf dem Bürgersteig, die unschuldsvollen Augen Milde heischend auf den Verkehrsschupo gerichtet.
Aber Berliner Schupos sind ja nette und galante Leute und müssen viel Spaß verstehen, und so tritt der Gewaltige an den Wagen des verängstigten Mägdleins heran und sagt mit freundlichem Lächeln: „Frollein, wennse so weita fah'n, denn hammse morjn de janze Stube voll Blum'n!"
„— ???? —"
„Bloß — Sie sehn nischt mehr davon."

Entschwundene Romantik *(Anton Leidl)*



„Früher — so 'n oller Seeräuber — mich sehen und entern — wär' eens jewesen; aber heute müßt' man so 'nem Feigling womöglich noch 'n Jlas Bier dafür zahlen!“

Mühsams Koffer / Von Arthur Ernst Rutra

Diese Geschichte ist authentisch und läßt sich sogar genau auf das Datum des 6. Oktobers 1912 fixieren. An diesem Tage, der natürlich ein später Abend war, saß wieder einmal in der Torggelstube jene durch Frank Wedekind berühmt gewordene Stammtischrunde beisammen, zu der u. a. auch der E. Th. A. Hoffmann-Spezialist Carl Georg von Maaßen und der Antiquar Horst Stobbe gehörten. Es war gerade von der Bewertung moderner Erstausgaben die Rede, als plötzlich Erich Mühsam auftauchte und sich heftig in das Gespräch mischte. Da habe er ja Schätze! Vor etwa zehn Jahren, sprudelte er heraus, habe er Zürich aus politischen Gründen Hals über Kopf verlassen und seine ganze Habe, vornehmlich Bücher und Manuskripte, in vier Koffern zurücklassen müssen. Es waren nicht bloß schon damals anerkannte Seltenheiten unter diesen Büchern, sondern selbstverständlich Widmungsexemplare aus der Frühzeit der Moderne, von Dehmel, Liliencron, Hille — ja, und nun erinnerte er sich, auch ein großer Teil des literarischen Nachlasses von Peter Hille war mit dabei. Begreiflich, daß diese Mitteilungen lebhaftes Interesse weckten und besonders das Blut des jungen und ehrgeizigen Antiquars Stobbe in Wallung brachten, der sich sofort zu jedem Opfer bereit erklärte, um diese literarischen Kostbarkeiten auszulösen. Mühsam sah weiter keine Schwierigkeiten, es wären nur die Lagergebühren von zehn Jahren zu bezahlen, die er leider bisher nicht habe aufbringen können, dann hätte man ja die Koffer.

Der findige Stobbe ließ nicht locker und erfuhr denn auch bald, daß die Koffer tatsächlich noch da wären, freilich mit einem Pfand und einer Lagergebühr in der Gesamtsumme von achthundert Mark belastet. Man einigte sich schließlich auf die Hälfte, und kurze Zeit darauf war die gesamte Tafelrunde aus der Torggelstube zur feierlichen Erschließung der Koffer zu Stobbe geladen. Es war verabredet, daß Mühsam die Herausgabe des Hilleschen Nachlasses besorgen würde, und Stobbe, der das Werk in einer besonderen Liebhaberausgabe verlegen wollte, hatte bereits einen Vorschuß dafür gezahlt.

Obwohl die Koffer schon bei ihrem Eintreffen sorgfältig mit Insektenpulver behandelt worden waren, machte sich ihre Anwesenheit dennoch so fühlbar, daß sich Maaßen unter Mitnahme der Schnäpse sofort in die äußerste Ecke der Bücherstube zurückzog, aus der er nicht mehr hervorzulocken war. Mühsam stand lauernd vor seiner wiedererlangten Habe. „Ich habe es mir gleich gedacht, es war ja der leichteste Koffer“, meinte er aufklärend, als aus dem ersten Behältnis schmutzige Wäsche, ein paar Toilettenutensilien und etliche andere, nicht mehr ganz frische Gegenstände zum Vorschein kamen. Nun, auch der zweite und dritte Koffer brachten, bis auf einen mit Kupfermünzen vollgefüllten Geldbeutel, nichts Aufregendes. Alle Erwartung, alle Hoffnung galt dem vierten, der allerdings der schwerste war. Kein Wunder, denn er enthielt vornehmlich parteipolitische Zeitungen, eine Fülle von Reclam-Büchern usw., einen Stoß Mühsamscher Manuskripte, und als einzige Ausbeute einen auf Packpapier geschriebenen Brief von Hille, sowie tatsächlich ein einziges Blatt mit fünf Gedichten von seiner Hand. Die „Züricher Schätze“ wurden nun unter dem Hohngelächter der Gäste wieder in die Koffer verstaut. Etwas niedergeschlagen zählte Mühsam die wiedergewonnenen Kupfermünzen nach, und Stobbe, der die kostbare Beute zwischen zwei Fingern zu halten vermochte, überlegte, daß er noch nie in seinem Leben ein so teures Manuskript erworben habe.

Da Mühsam den erhaltenen Vorschuß natürlich nicht zurückzahlen konnte, andererseits aber den enttäuschten Stobbe irgendwie entschädigen wollte, erschien er wenige Tage später mit einem Pack seiner Gedichte „Die Wüste“ bei Stobbe, um sie ihm an Zahlungs Statt zu übergeben. „Wenn wenigstens Widmungen darin wären, aber so . . .“, meinte Stobbe achselzuckend. Worauf Mühsam verschwand und am folgenden Tage die Bände mit den erschütterndsten Widmungen daherbrachte. Sogar eine an Max Halbe war darunter, mit der ausdrücklichen Bitte, dieses Stück nicht wieder zum Antiquar wandern zu lassen.

Mährde / Von Kurt Miethke

„Ach, da fälld mir eine Sache ein, ich weiß nich, ob ich Ihnen die schon erzähld hawe.“
„Was denn?“
„Ich weiß nich, ob Sie die Geschichde schon gennen.“
„Wie warse denn?“
„Wardnse mal, 's is mir balde so, als ob. Wardnse mal, war das nich, als wir bei Hasenbeins eingeladn waren, besinnen Sie sich da nich drauf?“
„Ja, das war vorjn Sommer.“
„Wo Hasenbein den blauen Schlibbs mid Bingdjn anhadde.“
„Ja, das war da.“
„Sähnse. Da warn wir zusammen.“
„Ja, das schdimmd auffällig. Das war vorjn Sommer.“
„Ja. Was wollde ich denn gleich saachn?“
„Warsch nich was mid 'ner Geschichde?“
„Mid 'ner Geschichde?“
„Ja, Sie gonndn sich nich besinnen, ob Sie mir die Geschichde schon erzähld haddn odr nich.“
„Ach ja.“
„Na, was war denn das nun für 'ne Geschichde?“
„Ja, was war denn das nun für 'ne Geschichde? Was hadde ich denn schon erzähld?“
„Gar nichds.“
„Das is awr sehr schade. Nun hawe ich ganz vrgessen, was ich Ihnen eichendlich erzählen wollde. Nu hawe ich so hefdch an den Schlibbs mid den blauen Bingdjn gedachd, daß ich ganz vrgessen habe, was ich Ihnen für 'ne Geschichde erzählen wollde. Wissen Sie denn gar nich mehr, um was es sich handelde?“
„Nein.“
„Schade, schade, daß Sie so 'n schlechdes Gedächdnis ham . . . Sonsd hädde ich Ihnen eine sehr indressande Geschichde erzählen gönnen . . .“

Eine wunderliche Geschichte / Von Michael Erdödi

Kovacs nahm seine Pfeife aus dem Mund. „Ich will euch jetzt etwas erzählen, eine Bauerngeschichte. Hätte aber Gyuri zufällig Georges geheißen, könnte sie sich auch in Paris zugetragen haben. So hört denn an . . .“

*

„Man war mitten im Drusch, als Gyuri plötzlich vor sich hinbrummte: ‚Sapperment ... das ist nicht gut.‘ Was nicht gut sein sollte, wußte er selbst nicht. Er fühlte nur, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei; daß etwas in der Luft liege. Er zog den Hut tief ins Gesicht und ging. Der Verwalter rief ihm nach: ‚Hallo, Gyuri!‘

Aber Gyuri blieb nicht stehen. Er eilte weiter. Irgendeine Unruhe trieb ihn an. Er dachte an seine Frau. Er hatte bemerkt, daß ihre Augen schon seit einigen Wochen gar sonderbar leuchteten. Und auch der junge Kantor kam ihm in den Sinn. Bei diesem Gedanken schnürte es ihm aber schon tüchtig die Kehle zu. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne. Er wischte sie mit dem Hemdärmel ab. Mittlerweile war er auch schon im Dorf angelangt. Die Sonne brannte ihm auf dem Rücken, er blieb keuchend beim Gartenzaun seines Hauses stehen. Ein breiter Akazienbaum warf seinen Schatten auf das Haus. Gyuri sog mit offenem Mund die Kühle ein; das tat seinen Nerven wohl. ‚Ach was, es ist ja nichts los . . .‘

Aber drinnen in seiner Brust hämmerte es trotzdem noch immer. Sein Blick glitt über den Hof, wo er seinen kleinen Buben neben dem Brunnen im Sande spielen sah. Er rief das Kind zu sich: ‚Pista!‘ Dann trat er ins Haus . . .“

*

Kovacs füllte sein Glas mit Wein. Er leerte es auf einen Zug. „Das war der erste Akt. Der Vorhang fällt. Nun folgt eine kleine Pause.“

Er stopfte seine Pfeife, die inzwischen ausgegangen war. „Und jetzt kommt der zweite Akt.

*

Hinter der Kirche stand das Haus des Kantors. Die Sonnenstrahlen fielen auf die Fenster; die Rollläden waren hinabgelassen. Gyuri klopfte an. ‚Wer ist da?‘ war von drinnen zu vernehmen. ‚Bitte zu öffnen!‘

Keine Antwort. Gyuri rüttelte an der Klinke. ‚Öffnen!‘

Endlich wurde er eingelassen. Er schaute sich im Zimmer um. Sein Herz schlug ihm bis zur Kehle hinaus. Nur einzeln brachte er die Worte hervor: ‚Ich . . . suche . . . meine . . . Frau . . .‘

Der Kantor schaute ihn an: ‚Ihre Frau?‘

‚Jawohl‘, sagte Gyuri keuchend, und sein Blick durchflog das Zimmer. Nicht das geringste verdächtige Zeichen war zu bemerken. Er beruhigte sich allmählich. Jetzt riß er erst den Hut vom Kopfe. ‚Ich bitte um Verzeihung . . .‘

Der Kantor strich sich über seinen gestutzten Schnurrbart und fragte lächelnd: ‚Sind Sie denn verrückt geworden, Ihre Frau bei mir zu suchen?‘

Gyuri zerwühlte den Hut in seiner Hand. Er blinzelte schlau. ‚Bitte . . . das nicht so aufzufassen . . . Die Frau kann doch hierher gekommen sein . . . Da ist doch nichts dabei ... Eine amtliche Angelegenheit ...‘

Der Kantor zog die Augenbrauen zusammen und entgegnete: ‚Mich geht Ihre Frau nichts an . . .‘

‚Gewiß . . . gewiß . . .‘ Gyuri blinzelte.

‚Wissen Sie . . . ich wäre auch gar nicht gekommen . . . aber . . .‘

‚Aber?‘

‚Aber ... verschiedene Leute haben mir gesagt ... sie hätten die Frau in dieser Richtung gesehen . . . Also nur deshalb habe ich mir erlaubt . . .‘

‚Was wollen Sie eigentlich?‘ fragte der Kantor.

‚Verzeihung . . . nicht daß ich Sie etwa verdächtige . . . Wo denken Sie hin? . . . Meine Frau ist kein solches Frauenzimmer . . .‘

‚Daß Sie es nur selbst einsehen . . .‘

‚Ich kenne jedes Krümchen an ihr . . .‘

‚Warum sind Sie dann doch gekommen?‘

Gyuri zuckte mit der Achsel: ‚Hier handelt es sich um etwas ganz anderes, bitte . . .‘

‚Um etwas anderes?‘

‚Um etwas ganz anderes.‘

Der Kantor schaute Gyuri in die Augen. ‚Freilich, jetzt bereuen Sie es schon, nicht wahr?‘

‚Keine Spur, bitte . . .‘

‚Sie haben sich doch überzeugt, daß Ihre Frau nicht hier ist . . .‘

‚Sie ist also nicht hier? . . .‘

‚Oder glauben Sie etwa, daß sie sich versteckt hat? So suchen Sie sie doch.‘

‚Das tue ich schon nicht . . .‘

Und er fügte hinzu: ‚Sie wird auch von selbst hervorkommen . . .‘

Der Kantor geriet in Zorn: ‚Von wo?‘

Gyuri zuckte mit der Achsel: ‚Von dort . . . wo sie sich eben aufhält.‘

‚Schauen Sie . . . ich kann Ihnen nur raten: gehen Sie schön nach Hause . . .‘

‚Herr Kantor . . . bringen wir die Sachen nicht durcheinander . . . Es ist so, wie ich sagte . . .‘

‚Was ist so?‘ fragte der Kantor, nun schon nervös.

‚Daß . . . daß ich die Frau nicht deshalb suche, als würde ich an ihrer Treue zweifeln . . . Wie gesagt, es handelt sich um etwas ganz anderes . . . Auch jetzt läuft es mir eiskalt über den Rücken, wenn ich nur daran denke . . . Es ist etwas Furchtbares geschehen . . .‘

Der Kantor schaute ihn an: ‚Was ist geschehen?‘

Gyuri ließ den Kopf hängen; stammelnd brachte er die Worte hervor: ‚Wissen Sie . . . das Kind . . . Unser Pista . . . Unser Bub . . .‘

‚Sprechen Sie.‘

‚Das war so. Ich öffne das Tor . . . und sehe, wie das Kind im Sand neben dem Brunnen spielt. Ich gehe ins Haus, suche die Frau. Sie ist nicht zu finden. Ich trete hinaus, da steigen mir vor Entsetzen die Haare zu Berge . . . Der Bub sitzt am Brunnenrand. Er schaut mich an, er erschrickt . . .‘

‚Und?‘

‚Und . . . in diesem Augenblick bekommt er das Übergewicht und fällt ... direkt in den Brunnen ... Ich eile hinzu . . . Aus . . . Es war zu spät.‘

Mit einem lauten Schrei stürzte die Frau hinter dem Kasten hervor: ‚Mein Kind!‘

Und sie warf sich auf den Boden. Der Kantor erbleichte und biß sich in die Lippen. Gyuri betrachtete die Frau. Sein Blick blieb auf ihren weißen Schultern haften. Und auf ihrem aufgelösten Haar. Seine Hand ballte sich.

Die Frau schluchzte: ‚Mein Kind ... mein Kind ...‘

Gyuri warf einen Blick in das Gesicht des Kantors. Dann zuckte er die Achsel und sagte gleichgültig: ‚Nun, habe ich nicht recht gehabt? Sie ist auch von selbst hervorgekommen . . .‘

Der Kantor erschauderte am ganzen Körper. Und seine Zähne klapperten, als er fragte: ‚Was ist . . . mit Pista?‘

‚Ihm fehlt nicht das mindeste. Er spielt am Hof im Sand. Er wird doch nicht so dumm sein, in den Brunnen zu fallen . . .‘

Die Frau hörte zu weinen auf. Die Blicke der drei Menschen verbohrten sich ineinander. Gyuri griff in die Tasche. Der kalte Stiel seines Taschenmessers brachte ihn wieder zur Besinnung. Er griff in die andere Tasche, holte von dort seine Pfeife hervor, stopfte sie und zündete sie gemächlich an. ‚Nun . . . das wollte ich nur wissen . . .‘

Und er ließ die beiden dort stehen.“

*

Kovacs erhob sein Glas.

„Ich sage euch, wenn Gyuri zufällig Georges hieße, hätte sich dieser Fall ganz gut auch in irgendeinem Pariser Salon ereignen können . . .“

„Ich hege starken Verdacht“, warf jemand ein, „dieser Gyuri hat tatsächlich Georges geheißen.“

„Warum?“

„Denn wäre es Gyuri gewesen, er hätte an Stelle der Pfeife sicherlich sein Messer aus der Tasche hervorgeholt . . .“

(Autorisierte Übertragung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Landaufenthalt *(Dugo)*



„Über allen Gipfeln ist Ruh' — —" — „Siehst du, und das haben wir uns nur selber zuzuschreiben!"

Arme kleine Hildegard! / Von Peter Hammerschlag

Es war einmal — halt — da war dieser Tage einmal ein liebes, kleines, aschblondes Mägdlein. Außerdem hieß es Hildegard und war überhaupt sehr bescheiden und sanft und wohlerzogen. Das ging an einem schwülen Sommerabend am Kanal entlang und versuchte, Luft zu schnappen. Es lehnte sich ans Geländer und schnupperte. Unten wuchs ein klein wenig grünes Gras, und ein winziger kühler Hauch stieg aus den kleinen Gurgelwellen des grauen Kanalwassers.

Plötzlich stand ein stämmiger brauner Geselle neben ihr und salutierte ernst. „Verrecke, liebe Volksgenossin. Ein aufrechter deutscher Strom würde dich nur ausspeien. Dein einstmals weißes Edelblut ist durch ehrvergessene fleischliche Vermischung mit einem stammfremden Östling durchfault und zersetzt. Besser, Maidlein, du machst selbst ein Ende, ehe du einen affenartigen Niggerbastard ans Licht der deutschen Sonne trägst." Hildegard dachte einen Augenblick nach und sagte, verlegen aber fest: „Bitteschön, mein Freund ist ein Arier. Ich bin gar nicht in der Hoffnung und will nicht ins Wasser. Ich habe nur so hineingeschaut." — „Das ist ganz unwesentlich", sagte der Braune, „darüber wird der Erz-Gauthing im Brachmond entscheiden. Für jetzt, liebe Volksgenossin, erbitten wir dein Fenris-Wolf-Scherflein von einer Mark. Vergelts Gott, Judendirne."

Hildegard war noch immer ein wenig rot und wollte gerade wieder anfangen, ins Wasser zu schauen, als ein kümmerliches, spitzknochiges Weibsbild aus dem Abendrot auf sie zuschoß. Aus dem graugelben Gesicht flackerten die irrsinnigen Augen einer Statistikerin. „Armes Kind, versündigen Sie sich nicht! Fassen Sie Mut, das ist das einzige, was wir noch fassen können! Es ist nie zu spät, wir werden Ihnen aufhelfen! Durch Menschengüte! Durch Zartgefühl! Durch Verstehen! Durch Mitgehen! War es Ihr Fabriksherr? Ihr Bureauvorstand? War es in der Arbeitszeit? Hat er Sie vorher betrunken gemacht? Oh, ich weiß, wie die Männer sind!" Sie sah nicht so aus. „Wir werden Ihnen eine Stelle als Monogrammstickerin verschaffen!" Hildegard wurde fast ein wenig ärgerlich. „Bitteschön, ich habe eine Stelle. Ich bin gar nicht in der Hoffnung und will nicht ins Wasser. Ich habe nur so hineingeschaut." — „Das ist ganz unwesentlich", sagte das Ding. „Jetzt essen wir eine vernünftige Eierspeise, und Sie erzählen mir der Reihe nach die Einzelheiten Ihrer Verführung. Anders ist Ihnen nicht zu helfen!" Hildegard aber wollte nicht, es war viel zu heiß für Eierspeise. Da pfiff das Fürsorgeweib schrill auf zwei Fingern, und da kam ein Mann mit einer Hornbrille in einem pechschwarzen Auto angesaust. „Bitteschön ...", sagte Hildegard. Aber der Hornbriller schnitt ihr das Wort ab. „Das ist ja ganz unwesentlich." Und ehe Hildegard sich schneuzen konnte, stand sie schon in einem riesigen Saal, wo tausend Leute schwitzten und Bier soffen. Der Hornmann begann durch ein Megaphon zu brüllen: „Sehet, sehet, sehet ein Opfer! Fast selbst noch ein Kind, wird sie durch die sadistische Irrlehre einer verbrecherischen Klassenjustiz gezwungen, ihr Kind mit in den Tod ..." Hier hob Hildegard so unglücklich ihre dünnen Ärmchen auf, daß der Brillenaffe sagte: „Genossin Hildegard wird selbst referieren!!" — „Bitteschön, ich bin gar nicht in der Hoffnung und will nicht ins Wasser. Ich habe nur so hineingeschaut!"

Da fingen sie an, Biergläser aufs Podium zu schmeißen, und Hildegard wurde sehr traurig, rannte aus dem Saal und schnell, schnell zu ihrem lieben Kanal zurück. Schwang sich übers Geländer und setzte zu einem hübschen Startsprung an. Da klang aus dem Dunkel des gegenüberliegenden Ufers eine fettige Stimme: „Sie wollen doch nicht bei dieser Beleuchtung die Schlußszene drehen? Und seit wann trägt ein verführtes Mädchen ein dunkelblaues Kleid? Glauben Sie, das kommt im Bild heraus?"

Hildegard formte ihre kleinen, tränenfeuchten Hände zu einem Trichter und rief mit letzter Kraft hinüber: „Bitteschön, ich bin gar nicht in der Hoffnung und wollte eigentlich nicht ins Wasser. Ich hab' nur so hineingeschaut. Aber jetzt spring ich doch hinein, weil sich alle für mich interessieren!"

„Sie sind ja meschugge!" schrie der Mensch zurück, „wer interessiert sich denn schon für Sie? Wer sind Sie überhaupt? Eine schäbige kleine talentlose Komparsin! Ich werd es Ihnen zeigen!"

Da schwamm Hildegard mit übermenschlichen Stößen ans andere Ufer und biß dem Filmkerl die Kehle durch. Wie eine Hyäne.

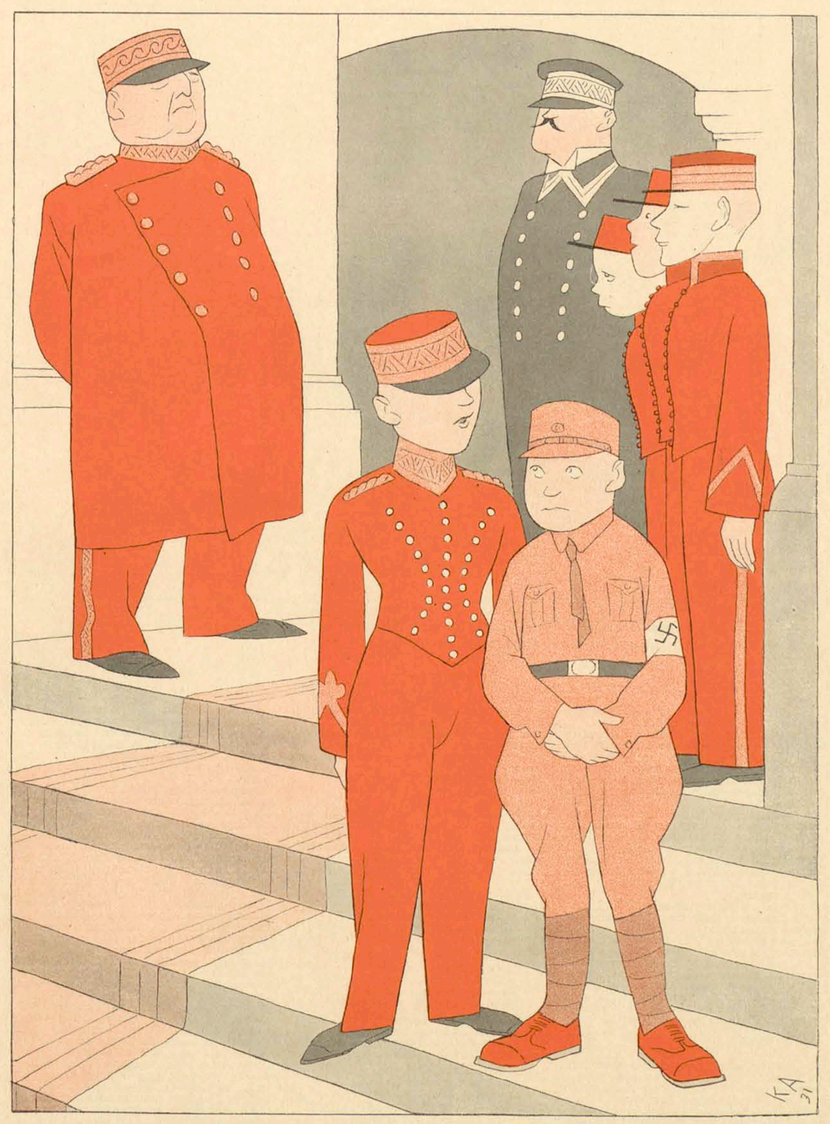
Wasserstation

Von Konrad Paulis

Dem kleinen Bezirk
Gruß aus der Welt!
Die Räder stocken.
Der Eilzug hält.
Steigt keiner aus,
steigt keiner ein, —
es müßte denn
der Schaffner sein.
Ein Passagier
zeigt sein Gesicht,
und fordert Bier,
und kriegt es nicht.
Der Kessel säuft.
Der Vorstand sinnt.
Das Wasser und
die Zeit verrinnt.
Der Vorstand drängt
und hustet laut;
der Führer denkt
an seine Braut ...
... Um ist die Zeit.
Maschine bebt;
zum Schirm die Hand
der Vorstand hebt;
nun leises Rollen, —
ein Pfeifen gellt:
Aus kleinem Bezirk
Gruß an die Welt ...

Das Uniformverbot

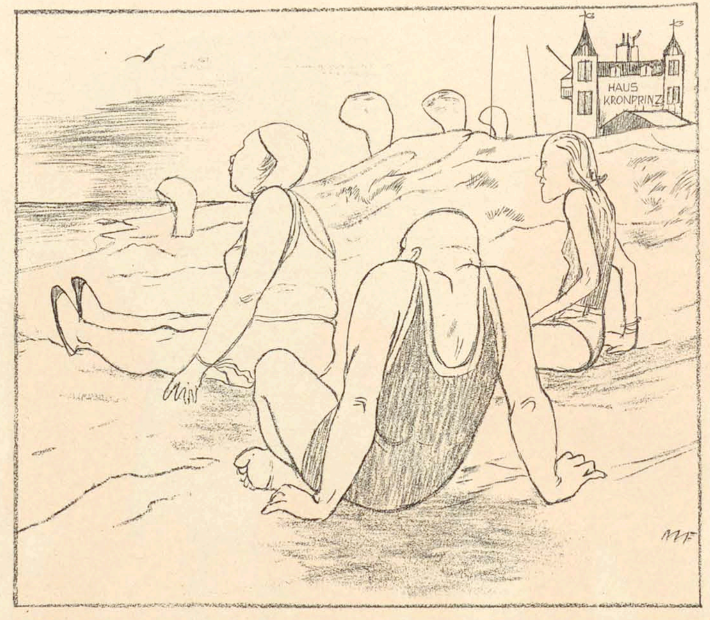
(Karl Arnold)



„Mensch, jeh doch bei's Hoteljewerbe — biste ooch immer schniecke, und die Jrünen können dir nischt machen!"

Ungünstiger Augenblick

(M. Frischmann)



„Siehste, Emma, nu wollte ick jrade an den Knöppen abzählen, ob ick meine Devisen anmelden soll, und nu hab' ick jar keene Knöppe!"

Das Zollernauge / Von Trim

Auch in Halle an der Saale war ich einmal besoffen . . . warum nicht!
In der Weinstube von Bläser & Lämmchen ärgerte es mich in vorgerückter Stunde, daß Wilhelm II. mich egal von hoher Wand herab ansah. Das Zollernauge hatte ich schon im Original und nüchtern nicht ausstehen können — wieviel weniger im Bilde und besoffen.
Ich ersuchte den Ober, das Bild wegzunehmen, da es mich im Genusse des Weins irritierte. Außerdem sei der Herr verreist und nicht mehr zuständig.
Der Ober überschlug im Geist meine Zeche und fand, daß es sich lohne, in Verhandlung zu treten. Er wolle mit dem Wirt sprechen.
Nach einiger Zeit kam er zurück. Gegen vorübergehende Entfernung des Bildes sei nichts einzuwenden.
Ich drehte es um und trank noch eine Flasche. Merkwürdig, das Bild irritierte mich immer noch. Das Zollernauge schien durch die Pappe zu dringen — kein Wunder, wo es durch soviel Herzen und starke Charaktere gedrungen war. Ich mußte mich von dem Zollernauge befreien. Ich schrieb quer über die Rückseite des Bildes:

Sehn Sie mich nicht so an, Sie Zollernauge!

Die Perücke des Obers fuhr automatisch in die Höhe, als er es gelesen hatte. Gebrochen entfernte er sich, um neuen Wein zu holen. Nach einiger Zeit erschien, wie zufällig, der Inhaber von Bläser & Lämmchen, sah das Bild nebst Aufschrift und runzelte die Stirn.
„In bessern Zeiten wärnse daderfier eingesperrt worn!" sagte er dumpf und beziehungsreich.
Ich erwiderte, wir hätten keine besseren Zeiten mehr.
„Da hammse e wahres Wort gesprochen!" sagte er bitter. „Iebrigens gennde ich Sie wäächen Sachbeschädigung belangen lassen!"
„Aber Herr", sagte ich, „sind Sie ein deutscher Mann?"
„I c h schon —!"
„Und Sie nennen das Kaiserbild eine Sache, die von irgend jemand beschädigt werden könnte!"
Er kratzte sich am Kopf. Soweit ich unterrichtet bin, kratzen sich in solchen Fällen deutsche Männer immer am Kopf.
„Sie simmer zu logsch!" sagte er schließlich und entfernte sich, offenbar in friedfertiger Absicht. Ich aber, nunmehr gesonnen, meinerseits Patriotismus von mir sprühen zu lassen, klingelte dem Ober und forderte gebieterisch ein Hindenburgporträt.
„Bedaure —", sagte der Ober. „Mir ham bloß eens im Nebenzimmer iebern Stammtisch."
„So!" sagte ich und erhob mich zu imponierender Haltung, „so — nur überm Stammtisch! Und hier, im Extrazimmer, haben Sie dafür den Herrn mit dem Zollernauge! Ich bestehe darauf, daß die Sache in Ordnung gebracht wird! Ich lasse mir meinen Hindenburg nicht unterschlagen! Auf der Stelle verlange ich einen Hindenburg an die Wand!" Dem bestürzt davoneilenden Ober folgte ich zwecks Regelung unaufschiebbarer Angelegenheiten. Auf dem Gang hörte ich ihn drin mit dem Chef verhandeln.
„Das is e ganz rabiater Mensch!" hörte ich den Ober sagen — „ich rat' Ihnen, Herr Lämmchen — schmeißen Se die paar Mark lieber dran!"
„Er sah schon gleich so demokratisch", erwiderte der Wirt düster, „was sollch awwer bloß mach'n! Ich kann doch in e Zimmer, wo ooch de Nazis drinne tagen, nich e Hindenburgbild aufhäng'!"
Deutschland, Deutschland über alles! dachte ich und ging wieder hinein. Ich hatte mittlerweile soviel in mir, daß ich auf die natürlichste Art den Eindruck eines patriotisch erregten Mannes hervorrufen konnte. Ich war mit einem Wort besoffen und schlug drohend auf den Tisch, als der Ober wieder erschien.
Er ersuchte um Dämpfung meines nationalen Zorns. Der Wirt habe die Anschaf-

Der verhinderte Heiland

Immer, wenn es miesrig geht,
offeriert sich Adolf Hitler
dienstbeflissen als Vermittler,
welcher jede Schose dreht.

Sein geschärfter Intellekt,
seine taktgeübten Pfoten
lösen spielend alle Knoten.
Was er anfaßt, fleckt und kleckt.

Hätte Gott ihn dazumal
bei der Schöpfung zugezogen
und mit ihm den Plan erwogen,
wär' die Welt ein Wonnetal,

durchgesiebt und tadellos,
ohne Juden, welche schächten
und uns mittels Zinsen knechten . . .
Warum unterließ er's bloß?

Und so muß denn Adolf halt
immer wieder lockend singen
und sich in Erinn'rung bringen:
„Ecco! Biddä! Wird's nun bald?!"

Ratatöskr

fung des geforderten Hindenburgbildes für das Extrazimmer zugesagt.
„Sofort soll es her!" brüllte ich täuschend patriotisch.
„Die Läden sin ja zu!" jammerte der Ober.
„Welche Garantie habe ich, daß es morgen angeschafft wird?" fragte ich mit tierischem Ernst.
In diesem Augenblick trat der Wirt herein und sagte, die rechte Hand an den linken Busen legend: „Das Wort eines deutschen Mannes muß Ihnen geniechen!"
Es genügte mir. Es genügte mir überhaupt, in Halle an der Saale eine so unvergeßliche Stunde erlebt zu haben, und besoffen war ich auch — was will man mehr!

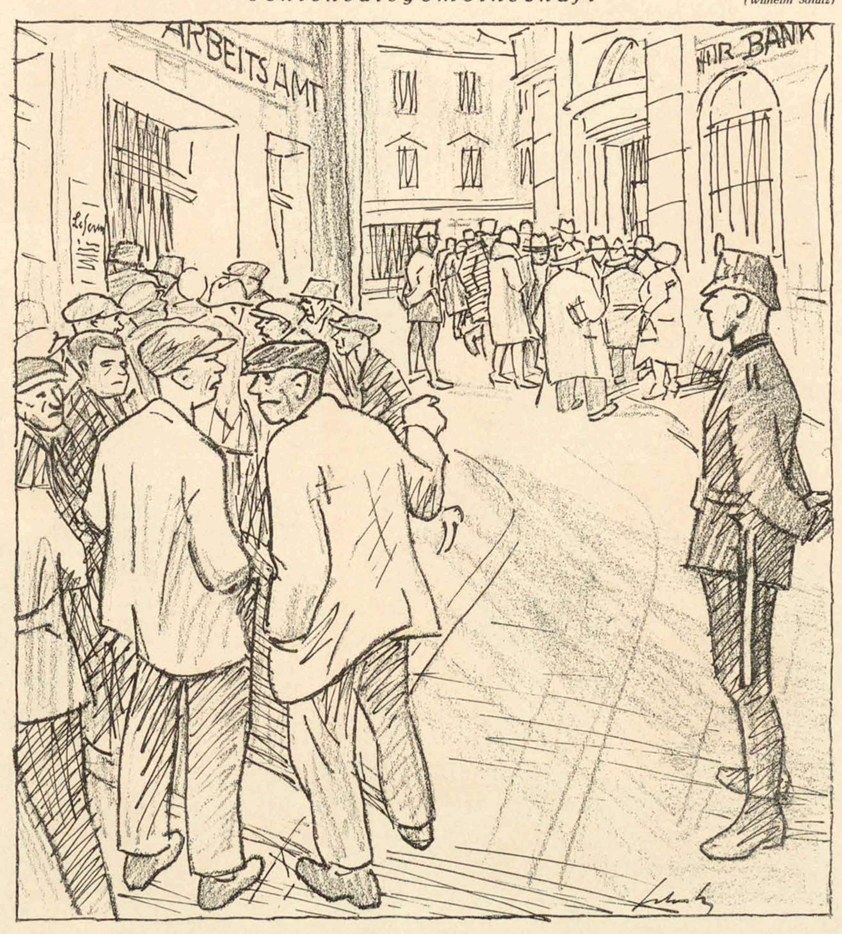
Weltgeschichte, Tempo tausend!

In den Zeitungsredaktionen herrschte jetzt Hochbetrieb.
Die Meldungen über den neuesten Stand der Dinge überstürzten sich förmlich; Telephonanrufe rissen gar nicht mehr ab, und Telegramme wirbelten auf die Schreibtische wie Schneegestöber.
Verhandlungen der BIZ . . . Kabinettssitzung . . . Notverordnung . . . Botschafterbericht . . . Haltung der Londoner City . . . Ministerzusammenkunft in Paris . . . in London . . . Lohnzahlungen gesichert . . . Zuchthaus für Kapitalflucht . . . Panik in Amsterdam . . Unterschreitung der Golddeckungsgrenze . . . Zwei-Milliarden-Anleihe . . . politische Bedingungen unannehmbar . . . Es war furchtbar.
Endlich, nach zehn Stunden Dienst, wurde der Doktor Noack abgelöst. Ganz benommen erhebt er sich vom Schreibsessel und geht, die Ohren noch erfüllt vom Telephongerassel, über die Straße in sein Stammcafé. Dort läßt er sich vernichtet in die Sofaecke sinken.
Als der Kellner Franz ihm den Mokka bringt, fragt er: „Nu, Herr Dokter, was is denn nu das Neuste?"
Der Doktor Noack schüttelt müde das Haupt: „Weiß ich nicht. Ich bin doch schon vor drei Minuten aus der Redaktion weggegangen!"

hs

Schicksalsgemeinschaft

(Wilhelm Schulz)



„Det freut einen, wenn man sieht, wie die bessern Leute ooch mal um ihre Kröten anstehen müssen."

Pădagogik

(E. Schilling)



„Wie, du kaufst deinem Mann jeden Tag sechs Zeitungen?" — „Ach ja, man muß die Männer doch schließlich auch während ihres Urlaubs mit etwas Nützlichem beschäftigen!"

Stuttgart, 10. August 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Wenn Minister reisen –

(Olaf Gulbransson)

– scheint vielleicht vermutlich nächstens mal wieder die Sonne!

In aller Bescheidenheit / Von Peter Scher

Viele sind Lumpen, Esel oder Schweine,
alle rühren ja wohl nur für sich selber die Hand,
aber gewisse Leute zerreißen sich ums Vaterland —
entschuldigen Sie, daß ich nicht weine.

Entschuldigen Sie, daß ich vielmehr lache,
wenn einer so tut, als ob er kaum noch ißt,
weil er die Schmach, die Fron, die Unterwerfung nicht vergißt
oder die Fahne (seiner Zeitung) schwingt für die Sache.

Viele sind tapfer, wirkend ganz im Staden,
die sich mit Schauder wenden vom heißen Getu —
und die bessere Milch gibt nicht die aufgeregteste Kuh —
und der stämmigste Ochs kann manchmal schaden.

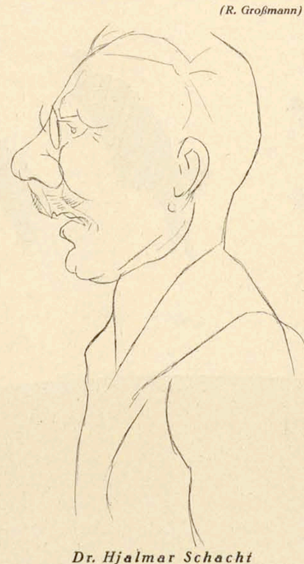
Viele sind Helden, Heilige oder Köpfe
(wenn schon der Superlativ allein noch vaterländisch ist),
deren sich keiner ein Retter zu sein vermißt —
aber zum Fenster hinaus deklamieren die Tröpfe.

Ein Mädchen sagt aus / Von Maria Pflugk

Nein, Herr Richter, ich wollte es nicht umbringen. Ich hatte mich doch schon so auf das Kind gefreut. Aber der Vater, der Hans, hatte sich erschossen. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen, und ich las es zufällig in der Zeitung. Wo sollte ich jetzt hin? Ich konnte es meinem Vater nicht antun, das Kind bei ihm zu kriegen. Er hätte vielleicht seine Stellung als Beamter am Diakonissenhaus verloren. Und er ist alt. Nein, das konnte ich nicht. Dann bin ich so lange zu Hause geblieben wie es ging. Schließlich konnte man es schon sehen. Da bin ich dann heimlich abgereist.
Ich dachte bestimmt, daß mir die Schwestern aus der Erziehungsanstalt helfen würden, weil ich doch drei Jahre dort gewesen war und es schon zur Gehilfin gebracht hatte. Ich wollte ja gern arbeiten. Die Schwestern hätten mir leicht eine Stellung verschaffen können, aber als ich hinkam, wollten sie mich nicht einmal über Nacht dabehalten. Und ich hatte kein Geld mehr, und sie fragten mich auch, von wem das Kind sei, und ob ich überhaupt einen Vater hätte dafür. Da mußte ich ihnen sagen, daß er sich vor vierzehn Tagen das Leben genommen habe. Das glaubten sie nicht, und sie sagten, daß es mit mir schon zu weit sei, und daß ja leicht etwas passieren könne. Die Zöglinge durften das nicht sehen. Warum? Sie waren doch alle über sechzehn Jahre alt und keine kleinen Kinder mehr.
Es war schon Abend, und ich wußte nicht, wo ich die Nacht bleiben sollte. Zwei Stunden bin ich durch die Straßen gegangen, obwohl ich so müde war, daß ich hätte umfallen können. Dann kam ich doch zum Bahnhof und ging in den Wartesaal. Ich hatte schrecklich Hunger. Am Tisch saß ein Mann, der mir das wohl ansah und mir schließlich etwas zu essen kaufte. Aber er konnte mir auch nicht helfen.
Am nächsten Tag bin ich dann zur Landesentbindungsanstalt gegangen. Das hatte mir die Schwester von der Heilsarmee geraten, die auf dem Bahnhof war. Als ich im Anmeldezimmer stand, dachte ich, nun wird alles gut werden! Ich habe der Vorsteherin alles genau gesagt. Auch, daß ich gern bis zur Entbindung arbeiten wollte, und auch später, solange sie wolle, um alle Schulden abzuzahlen. Aber sie sagte, diese Anstalt sei nicht zuständig für meine Heimatprovinz, und nannte nun eine Anstalt in meiner Heimat. Aber ich hatte kein Geld für die Fahrt und fürchtete, mein Vater würde es sofort erfahren. Alles habe ich ihr gesagt und sie gebeten, sie solle mich doch nicht wieder auf die Straße schicken. Aber sie wollte mich nicht behalten. Sie könne es nicht, sagte sie.
Nun überlegte ich mir, daß ich vielleicht gerettet wäre, wenn die Polizei mich als obdachlos aufgriffe. Aber sie hat mich nicht aufgegriffen, und hingehen wollte ich auch nicht, denn dann hätten sie mich abgeschoben.
So ging ich wieder zum Bahnhof. Die Toilettenfrau hat mir Stullen geschenkt. Nun wollte ich nach B. fahren, wo auch eine Entbindungsanstalt ist, aber ich hatte kein Geld. Da traf ich abends einen Mann, der mich ansprach, dem habe ich meine Not geklagt. Er ging mit mir in ein Hotel. Endlich konnte ich mich einmal ausschlafen! Am Morgen gab er mir auch das Geld für die Reise. Dann habe ich meine Koffer ausgelöst. Sie waren so schwer zu tragen. Da dachte ich zum erstenmal daran, das Kind loszuwerden, weil es mir soviel Beschwerden machte.
Im Zuge nach B. lernte ich einen Mann kennen. Er sagte mir, wenn ich bei den Entbindungsanstalten in B. kein Glück hätte, wolle er mir weiterhelfen.
In B. war es genau dasselbe. Ich hatte kein Glück. Wieder die Geschichte mit der Zuständigkeit! Was sollte ich tun? Ich fühlte, daß das Kind sich schon ein wenig bewegte. Ich wollte es doch haben, weil ich dachte, es müsse schön sein, einen Menschen zu haben, für den man sorgen müsse. Ich bin doch jung. Ich hätte gern für das Kind jede Arbeit getan.
Am Bahnhof traf ich den Mann aus dem Zuge wieder. Er sagte mir, daß ich das Kind unbedingt loswerden müsse. Mir war schon sehr elend. Er nannte mir die Adresse einer Frau in H. und gab mir Geld. Mit dem nächsten Zuge fuhr ich nach H. zurück.
Das Haus war so düster, und als ich die Frau sah, wäre ich am liebsten fortgelaufen. Aber ich lief nicht, ich blieb, obwohl es schrecklich war; denn ich fürchtete mich davor, wieder allein auf der Straße zu stehen. Sie hatte nur eine Kochstube. Auf dem Bett lag eine Gummiunterlage. Ich sagte ihr, wie weit es schon war und ob es noch ginge. Ja, sagte sie, es ginge, und ich irre mich, so weit sei es noch gar nicht. Das Kind lebe noch nicht, sagte sie.
Als ich die Treppe runterging, war mir körperlich ganz leicht. Die Frau hatte mir gesagt, daß ich mich gleich hinlegen solle. Ich ging zum Bahnhof, holte mein Gepäck und nahm mir in einem kleinen Hotel ein Zimmer, obwohl ich alles Geld der Frau hatte geben müssen.
Am andern Tage bekam ich solche Schmerzen, daß ich glaubte, aus dem Fenster springen zu müssen. Abends war das Kind plötzlich da.
Ich weiß nicht, ob es lebte, Herr Richter, nein, ich weiß es nicht. Ich war ja zu Tode erschöpft. Aber es hat bestimmt keinen Laut von sich gegeben. Ich habe lange gelauscht und nichts gehört. Dann habe ich es in ein Tuch gewickelt und unter das Bett gelegt. Die Schmerzen waren fort, mir war ganz leicht, und ich bin dann gleich eingeschlafen.
Am andern Morgen hatte ich furchtbaren Hunger. Das Zimmermädchen brachte mir etwas zu essen. Ich sagte ihr, ich sei krank. Als ich mich etwas erholt hatte, überlegte ich mir, wie ich das Kind beseitigen könne. Ich ließ mir einen großen Bogen Papier bringen; aber ich konnte es nicht mehr ansehen. Als ich es einwickelte, war mir, als müsse ich wahnsinnig werden.
Ich stieg in eine Elektrische, die weit aus der Stadt herausfuhr, aber ich wagte nicht mich zu setzen und blieb auf der hinteren Plattform stehen. Immerzu dachte ich, daß mir das Paket runterfallen könne, und dann würden alle Leute sehen, was drin war. Und dann war mir wieder, als müßte ich es aufreißen, damit alle mein Kind sehen müßten.
Endlich waren wir draußen. Ich stieg aus und ging in den Wald. Im Dickicht unter einem großen Baum habe ich es begraben. Als ich das Paket in die Erde legte, sah ich, daß auf dem Papier die Adresse meines Hotels stand; aber ich hatte schon Erde darüber geworfen und verscharrte es rasch.
Dann bin ich noch einige Schritte gegangen, habe mich ins Gebüsch gelegt und geschlafen. Es war schon Nachmittag, als ich erwachte.
Zwei Stunden bin ich zu Fuß zur Stadt zurückgegangen. Alle fünf Minuten mußte ich mich hinsetzen. Endlich war ich im Hotel. Ich hatte keine Ruhe, ich mußte fort. Aber kein Geld. Da habe ich dem Zimmermädchen den größten Teil meiner Sachen verkauft. Das reichte zur Bezahlung der Rechnung und zu einer Fahrkarte vierter Klasse nach D. In D. war meine Schwester in Stellung, und ich dachte, daß sie mir vielleicht weiterhelfen würde. Obwohl mein Koffer jetzt leicht war, konnte ich ihn doch nur mit letzter Kraft zum Bahnhof tragen.
In D. kam ich spät abends an. Ich wollte meiner Schwester erst telephonieren. Sie war bei fremden Leuten in Stellung, und ich traute mich nicht, unangemeldet hinzugehen; aber ich hatte kein Geld mehr zum Telephonieren.
In der Bahnhofshalle waren viele

Politisches Panoptikum

(R. Großmann)



Dr. Hjalmar Schacht

Der Pleitegeier bringt Europa die Friedenspalme *(Th. Th. Heine)*



Menschen. Ich ging auf eine Gruppe von drei Männern zu und bat sie, mir einen Groschen zum Telephonieren zu schenken. Sie waren gar nicht besonders erstaunt. Sie fragten nur, warum ein so hübsches Mädchen nicht einmal einen Groschen hätte. Als ich ihnen sagte, daß ich krank sei, gingen sie mit mir in ein Restaurant, kauften mir zu essen und telephonierten für mich. Es stellte sich heraus, daß es drei Zuhälter waren.
Meine Schwester war nicht zu erreichen. Es war spät. Die Häuser geschlossen. Ich war wieder ohne Obdach. Dazu bekam ich wieder Schmerzen. Ich sagte den dreien, daß sie von mir keine Gegenleistung für ihre Freundlichkeit erwarten könnten, da ich doch krank sei. Sie machten nicht viel Worte. Einer von ihnen, ein hübscher junger Mensch, nahm mich mit in sein Zimmer, bettete mich fürsorglich in sein Bett und schlief selbst auf der Chaiselongue. Morgens holte er mir Milch und Weißbrot. Ich weiß nicht, warum er das getan hat. Er kannte mich doch nicht und hatte auch nichts von mir. Ich habe Vergleiche anstellen müssen zwischen diesem Verachteten und den gottesfürchtigen Schwestern in den Entbindungsanstalten und Erziehungsheimen.
Am nächsten Tage traf ich meine Schwester. Sie konnte mir so viel Geld geben, daß ich zu Verwandten fahren konnte. Daß ich dort gleich Feldarbeit machen mußte, war mir schrecklich schwer, aber ich war froh, ein Unterkommen zu haben. Und drei Tage später kam dann der Gendarm und holte mich, weil man das Paket gefunden hatte. In den Handschuhen, die ich dem Zimmermädchen verkauft hatte, stand ja mein Name.
Wenn Sie mich bestrafen müssen, Herr Richter, dann sagen Sie mir auch, was ich hätte tun sollen, um das Kind lebend zur Welt zu bringen und behalten zu können.

Wege zur Politik

Von Karl Kinndt

Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen
und erbost nach Rache schrein,
dann muß es sein Jawort sagen
und uns zwei Milliarden leihn!

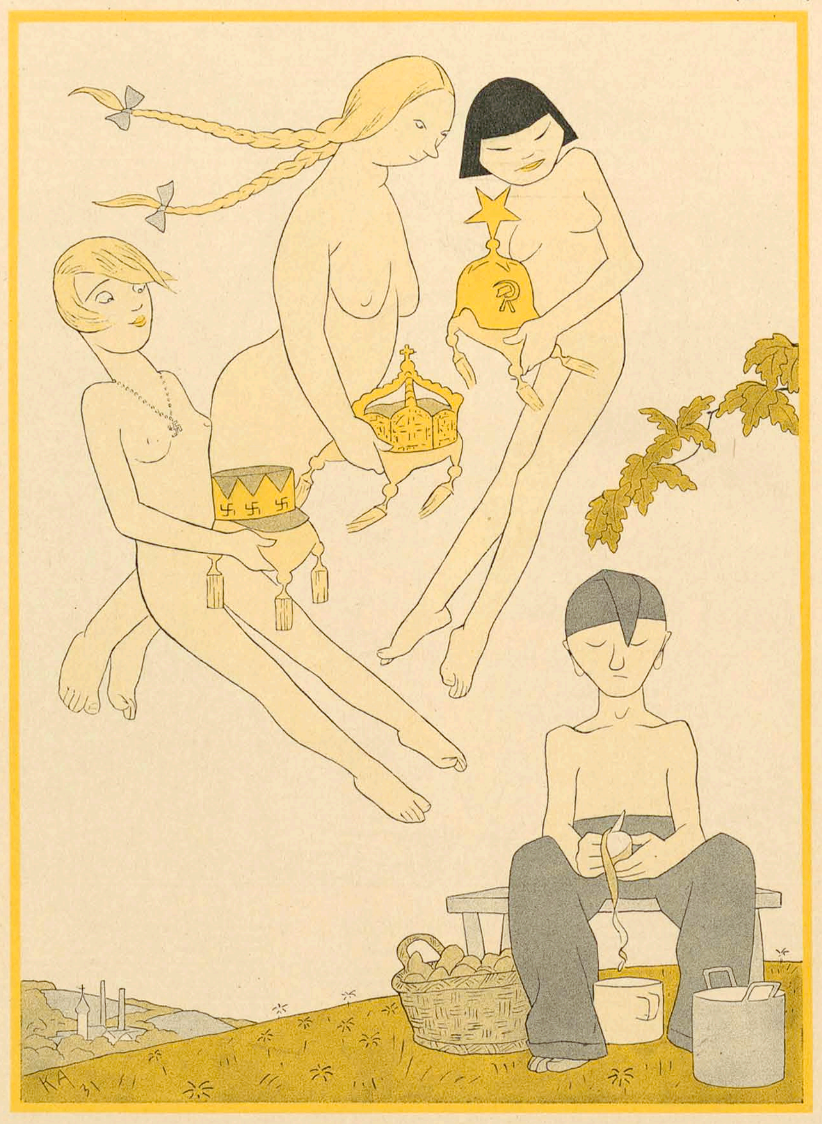
Auf Tirol kann man verzichten,
wenn uns Mussolini lacht —:
gern wird selbst in Nazi-Schichten
dieses Opfer dargebracht.

Wenn wir dann noch kokettierend
nach dem nahen Osten schaun,
muß uns England doch gebührend
finanzieren und vertraun!

Rasch den andren rings noch einen
Paßgebühren-Nadelstich —:
und die Welt wird sich vereinen,
uns zu helfen! Etwa nich??

Die Versuchung des deutschen Michels

(Karl Arnold)



„Schönen Dank für Ihr Angebot, meine Damen, aber ich habe zur Zeit kein Hemd mehr zum Wechseln!"

Problem Europa endlich gelöst!

Von Hans Seiffert

Nachdem die von allen Nationen beschickte Konferenz
siebenundzwanzig volle Wochen in Permanenz
getagt hatte, ohne eine Lösung der Krise zu finden,
kamen die Herren Delegierten zuletzt überein
und ließen solches durch alle Rundfunksender verkünden —:
Es würde unter den gegebenen Verhältnissen das Beste sein,
Europas Völker zögen mit Kind und Kegel von hinnen
und ließen den alten Kontinent einfach im Stich,
um irgendwo in der Welt, jeder streng für sich,
ein vollkommen neues und besseres Leben zu beginnen.
Der alte Erdteil sei eben ein so hoffnungsloses Terrain,
gedüngt mit Blut, Tränen, Haß und Geschrei,
die Luft verpestet mit kriegerischen Gesängen,
daß nach der einstimmigen Meinung aller Experten
leider nicht die geringste Aussicht vorhanden sei,
es könne hier jemals wieder besser werden.
Über die technische Durchführung des gigantischen Umzugs
habe man sich bereits bis ins kleinste verständigt
und denke sich die Sache etwa so:
Schon übermorgen werden durch Cooks Reisebüro
allen Völkern Pässe und Fahrscheinhefte ausgehändigt.
Bei Inanspruchnahme der gesamten Weltschiffahrts-Tonnage
ist es dann ein leichtes, binnen vier Wochen
Europa völlig zu evakuieren
und die Völker nach ihren neuen Wohnsitzen zu transportieren,
deren Zuteilung wie folgt geschieht:
Die Franzosen wohnen im nördlichen Polargebiet,
die Deutschen, endlich genügend von jenen getrennt,
im großen antarktischen Kontinent,
die Italiener in der arabischen Wüste,
die Jugoslawen an der brasilianischen Küste,
die Österreicher im Feuerland,
die Tschechen am nördlichen Eismeerstrand . . .
Auf diese Weise, hofft man, wird es gelingen,
die Völker endlich zur Räson zu bringen;
denn wenn sich keine Reibungsflächen mehr ergeben,
müssen sie doch schließlich in Frieden leben.

Die kleine Zeitgeschichte

Papiermauer

Hier ist das arme Deutsche Reich. Dort winkt die freie Schweiz. Und zwischen beiden hält am deutschen Zollamt ein formidabler Achtzylinder mit deutschem Kennzeichen.

„Hundert Mark Grenzübertrittsgebühr für jede Person, bitte!" sagt der Beamte.

Der Herr im Achtzylinder greift nach der Brieftasche. Aber dann läßt er die Hand sinken und wendet sich an seine Frau: „Bezahle du die fünfhundert Emm, Otti. Du hast ja das Kleingeldportemonnaie!" hs

Kleiner Dialog

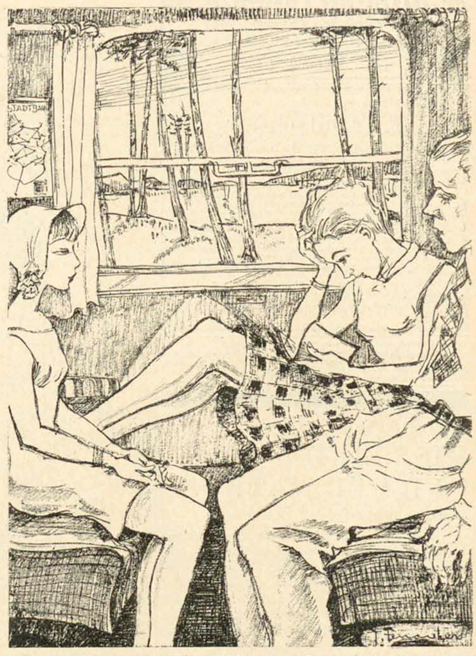
Das Stresemann-Denkmal in Mainz ist bekanntlich aus vielen Tausenden von kleinen Steinchen zusammengesetzt.

„Viele Steine!" bewundert einer.

„Nicht so viele, wie man ihm zu Lebzeiten nachgeworfen hat!" T.

Gottvertrauen

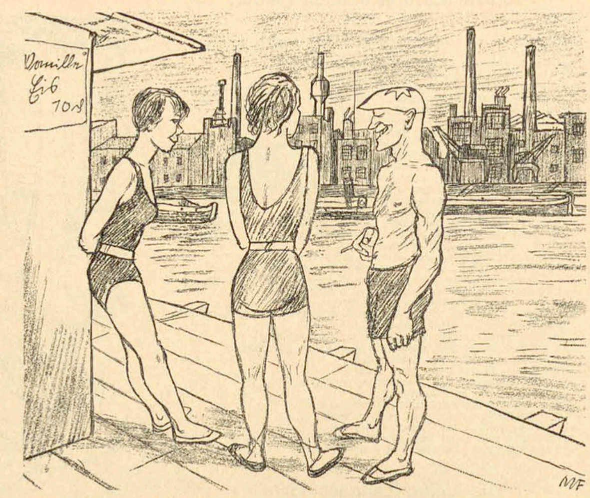
(J. Fennecker)



„,Nee', hat Vater zum Kapitalflucht-Erlaß gesagt, ,Gott allein ist allwissend, und wenn er mir verzeiht, brauche ich keine Amnestie der Menschen!'"

Stockung im Geldverkehr

(M. Frischmann)



„Weeßte, Fritze, ick bin bloß froh, daß et nu keene Bankfeiertare mehr jibt — da hatten jrade die besseren Herrn immer 'ne Ausrede!"

Schuldner sehen dich an / Von Bruno Manuel

Man hat jetzt verreist zu sein. Denn es ist die Zeit der Restaurierung. Wer seinen Brustkorb liebt, setzt ihn der prallen Sonne aus. Elf Monate im Jahr klebt der gemeine Mensch am Schreibtisch, unterfertigt Wechsel, schielt verlegen nach dem Konkurszettel und bastelt rechtschaffen am sausenden Webstuhl der Zeit. Im zwölften Monat gehört sein Körper ihm. Dann schweift er in die Ferne, tut eine Badehose um den Leib und wirft sich hurtig in die baß bestürzten Fluten.

Auch den Zusammenbruch erlitten habende Geschäftsleute schwingen sich zu einer Sommerreise auf. Sie benötigen dringend der Luftveränderung. Es versteht sich, daß sie der alten Schuldenlast hurtig eine neue hinzugefügt haben. So kommen sie mit ihrer der Frau Gemahlin überschriebenen Limousine auf die Berge gezischt und begehen Ferien vom Ich. Die Frau Gemahlin ist natürlich nicht dabei. Denn in einer vollkommenen Ehe reist man getrennt.

Am See lustwandeln Herrschaften, deren Nerven durch das permanente Leisten von Offenbarungseiden sichtbar gelitten haben. In schimmernden Trikots schreiten sie einher. Den Konkurs stündlich erwartende Kaufleute liegen, unbeschadet ihrer geplatzten Wechsel, in der grellen Sonne. Der vollkommenen Renovierung wegen bevorzugen sie Strandbetten, deren Miete bar bezahlt wird. Prachtvoll gerötet liegen sie auf dem gestreiften Leinen. Sie unterscheiden sich in keiner Weise von zahlungsfähigen Kurgästen, die — einem on dit zufolge — vereinzelt anwesend sein sollen. Dank dem gütigen Walten des Allmächtigen fallen hartgesottene Schuldner durch keinerlei andere Hautfarbe auf. Selbst des betrügerischen Bankrotts Verdächtige — falls solche da sind — würde die Sonne nicht verabsäumen zu bestrahlen. Man kann beim besten Willen nicht behaupten, daß Gäste mit Offenbarungseid auch nur um eine Nuance blasser sind. Im Gegenteil. Ich habe beobachtet, daß ein schuldenbeladener Körper tieferer Bräune teilhaftig wird. Das kommt daher, weil er mangels einträglicher Beschäftigung lückenlos in der Sonne schmort. Dagegen läßt einem Gläubiger die Sorge um den Verlust kaum Zeit zum Baden. Er verbringt seine Zeit teils am Telegraphenschalter, teils am Hoteltelephon. Und schon nach wenigen Tagen reist er eiligst ab. Es steht außer Zweifel, daß ihn seine Schuldner an Gesundheit übertreffen. Sicher leben sie auch länger. Der Fluch des Geldes aber ruht auf dem Gläubiger.

Ich traf am Strande einen, der noch kein einziges Mal gebadet hatte. Geschäfte hielten ihn davon zurück. Vom Strandkorb aus dirigierte er den Betrieb. Er schritt nur einmal durch den Sand, gönnte sich einen flüchtigen Sonnenstrahl und saß schon wieder bei den Briefen.

Aber die feuerroten Gestalten, die ihn flüchtig grüßten, das waren seine Schuldner. Es schritten im Laufe einer halben Stunde viele tausend Mark an ihm vorüber. Der Herr unter der Dusche, obwohl man ihn wiederholt vergeblich pfändete, hat sich eine ausgedehnte Sommerkur zurechtgemacht. An der Hand zweier kostspieliger Damen promenierte ein ausgewachsener Offenbarungseid vorüber. Keine Falte kräuselte die Stirn des Glücklichen. Aus einem Ruhebett ragte ein brillantbesetzter Finger. Er war aber nicht imstande, in die Brieftasche zu greifen, um eine alte Schuld zu tilgen. Zwei Außenstände neueren Datums bestellten im Strandbad, obzwar es erheblich teurer war, ihr Mittagbrot.

Und mit den Worten: „Sehen Sie, hier hat man seine Gelder zu laufen", sprang der Gläubiger erstmalig ins Wasser.

Sie rüsten für den Frieden

Präludium zur Abrüstungskonferenz

Weh dem, den es nach Friedlichkeit gelüstet!
Weh dem, der einen Brand mit Wasser lischt! —:
Den Frieden will, wer sich zum Kriege rüstet!
Das Leben schützt, wer fleißig Gifte mischt!
Den Wohlstand wünscht, wer andern Gelder klaut!
Die andern lernen dann schon, wie man's macht . . .
Wenn dir dein Nachbar eine runterhaut:
sein Friede braucht, daß deine Backe kracht . . .
Willst du in Ruhe schlafen, nimm Kanonen
und pulvre erst ein bißchen in die Stille!
Vielleicht wird sich der Schlaf dann nicht mehr lohnen —:
Da ist das eben Gottes ew'ger Wille.
Da kannst du eben nun mal nichts dafür,
wenn andere von draußen wiederschießen.
Du wolltest dich nur sichern nach Gebühr,
weil die sich draußen gar nicht hören ließen — —
Na sehn Sie, meine Herrn: so macht man Frieden.
Der eine knallt — der andre knallt zurück.
Wer anfing, wird vom Sieger dann entschieden.
Speziell der Sieger hat dafür den Blick.

Walther C. F. Lierke

Im Buchladen

Manche Autoren haben geradezu symbolische Namen. So gibt es ein Lehrbuch der Geburtshilfe von Zangemeister. Das Handbuch der Weltbörsen ist von Schacher. Ein Herr Holz hat ein Buch zur Berufswahl veröffentlicht. Auf dem Rückentitel steht fein säuberlich: Holz Wege zum Beruf.

•

Unsere Kontoristin fakturiert emsig: Pictus Band 1, Pictus Band 2 usw. Ich stelle sie zur Rede: „Das muß doch Orbis pictus heißen!"
„Ja. Aber die Vornamen lassen wir doch immer weg."

•

Eine Dame verlangt in meiner Buchhandlung: „Die Delphine vom Finanzamt." Verfasser und Verlag sind ihr unbekannt. Mir selbst ist das Buch unbekannt. Aber ein zufällig im Laden anwesender Kunde behauptet, das Buch zu kennen. Ich schlage in meinem Katalog nach und stelle fest, daß gemeint war „Die Delphine" von Felix Timmermans!

Segen der Rationalisierung / Ein modernes Märchen von N. Dymion

Karl Kielblock senior hatte eine Autofirma. Er machte keine so großen Autos, bei denen man gleich tot ist, wenn man wo dranfährt oder wenn ein anderer einem damit wo dranfährt. Nein, er machte diese hübschen kleinen Dinger — „Kielomag" nannte er sie —, die genau so riechen wie Autos, von weitem auch ähnlich klingen, mit denen man eigentlich nie sofort tot ist, die einem keiner vom Parkplatz stiehlt, und wenn doch mal ein Kind eins von der Straße mit nach Haus nimmt, dann sagt Mutti: „Tu das mal gleich wieder hin, wo du es hergenommen hast!" Kurz und gut: Solche Autos erzeugte Kielblock.

Seine Firma ist nicht übermäßig groß. Ford weiß z. B. noch gar nichts davon, General Motors haben auch keine Ahnung, daß sie existiert — darum ist die gute alte Firma, die nebenbei (allerdings nur im kleinen) auch Buttermaschinen erzeugt, vorläufig noch rein deutsch. Zehn Arbeiter sind da, tüchtige gelernte Facharbeiter, die sind im Laufe der Zeit übereingekommen, wie sie die verschiedenen Teile zusammensetzen, und die veranstalten jedesmal ein kleines Richtfest mit Flaschenbier und Bratwürsten, wenn sie wieder einen neuen Kielomag auf Räder gesetzt haben. Im Monat aber verlassen regelmäßig zwei stolze Kleinautos die Werft von Karl Kielblock — es ist also in jeder Beziehung ein netter Betrieb.

Nur als der junge Kielblock ans Ruder kam, gab es mal eine heftige Erschütterung im Werk. Kielblock junior war ein entsetzlich moderner Mensch — er war sogar auf ein Fachblatt abonniert —, und so kam er eines Tages auf die wahnwitzige Idee, die Firma auszubauen. Die zehn treuen Arbeiter schüttelten die grauen Häupter, dachten aber „Laß man!" und ließen ihn gewähren. Zunächst war der Ausbau rein ideell: Kielblock junior gab den Auftrag, das Klischee, das auf dem Briefkopf der Firma die Fabrikanlage zeigte, zu vervierfachen — das machte sich dann auch wirklich recht stattlich. Gefährlich wurde die Sache jedoch, als er zum erstenmal das Schlagwort „Rationalisierung" aussprach und in einer neuerbauten Werkhalle von einem einheimischen Sattlermeister ein „laufendes Band", eine getreu verkleinerte Kopie des bekannten Fordschen, anfertigen ließ.

Da murrten die zehn treuen Arbeiter; denn nun mußten sie in großen Abständen voneinander an einem langweiligen braunen Lederband stehen und konnten keine Erfahrungen mehr untereinander austauschen. Das Band rückte nur ungefähr alle acht Tage um zwei Meter weiter, und darum dauerte es diesmal, statt vierzehn Tage, volle sechs Wochen, bis ein neuer Kielomag auf den Rädern stand. Und der sah ganz anders aus als die anderen, und auch ganz anders als er hatte aussehen sollen — ja, er fuhr nicht einmal von selbst! Die zehn braven Arbeiter waren traurig und feierten deshalb kein Richtfest, und der junge Herr Kielblock war auch furchtbar traurig; denn es hatten sich jetzt zwei Bestellungen angesammelt, und er konnte mit der Produktion nicht mehr nachkommen.

Kurz und gut, der junge Herr Kielblock beschloß, seinen modernen Hochmut fortan abzulegen: er berief seine zehn Arbeiter zusammen und sagte zu ihnen, er hätte ja nun alles eingesehen, und man könne das mit den Neuerungen nicht gar so überstürzen, man müsse das der normalen Aufwärtsbewegung der Firma überlassen — mit einem Wort, er sprach so vernünftig, daß die zehn braven Arbeiter am Schluß wie aus einem Munde sagten: „Jawohl, Herr Kielblock!" Allerdings, fügte der junge Herr Kielblock hinzu, sofort könne er nun auch nicht wieder zur alten Produktionsart zurückkehren; denn das laufende Band und die neue Halle, das alles hätte eine Menge Geld gekostet, das müsse sich erst verzinsen, und so müsse man es vorläufig auch benützen — und seine Herren Mitarbeiter würden sich im übrigen schon noch dran gewöhnen.

Ich muß leider berichten, sie gewöhnten sich gar nicht dran. Denn der nächste Kielomag, der sogar sieben Wochen bis zu seiner Fertigstellung gebraucht hatte, lief überhaupt nicht mehr vorwärts, sondern hüpfte wie ein Frosch rückwärts. Dabei lagen fünf unerledigte Aufträge da, und der guten ehrlichen Firma Kielblock drohte der Ruin.

Da sah eines Tages der alte Petschke, der als achter Mann am laufenden Band stand und der wieder mal sechs Wochen müßig warten mußte, bis ein neues Auto zu ihm herankroch — der alte Petschke, der sich als rationalisierter Hinterradansetzer gar nicht wohl fühlte, sah also, wie sein jüngster Enkel Fritzel auf das laufende Band stieg. Und als das Band sich langsam vom ersten zum zweiten Mann in Bewegung setzte, da rutschte der Fritzel bis zum neunten Mann mit und jauchzte selig auf.

Das brachte den alten Petschke auf einen Gedanken, der ihn zum Retter des Werkes machte: Nach acht Tagen schon waren auf dem laufenden Band in der neuen Halle fünfzehn hübsch lackierte kleine Kinderautos aufmontiert, über dem Hallentor war ein Schild angebracht, darauf stand zu lesen „Kielblocks Original Amerikanische Autorennbahn", und das breite Lederband wurde in die rascheste Bewegung versetzt, deren es überhaupt fähig war. Eine mechanische Orgel wurde dazu angeschafft, und zu ihrer Musik fuhren jedesmal fünfzehn Kinder auf dem laufenden Band eine fröhliche Runde, indes viele andere Kinder schon sehnsüchtig auf die nächste Tour warteten.

Die zehn treuen alten Arbeiter der ehrlichen Firma Kielblock aber durften wieder in ihre geliebten alten Werkstätten zurückkehren. Sie beratschlagten wieder untereinander, bastelten in vergnügtem Eifer, und siehe: die neuen Kielomags wurden ebenso zur Qualitätsware, wie es die alten schon immer gewesen waren.

Und dabei begab sich noch das folgende Wunder: Pro Jahr wurde ein Kielomag mehr fertig als bisher. Das freilich rührte allein daher, daß Kielblocks zehn Arbeiter aus der neuen Halle herüber immer das selige Kinderjauchzen und das lustige Gekreisch der Orgel hörten. Das befeuerte ihren Eifer so, daß sie tatsächlich im Jahr ein Kleinauto mehr zusammenbrachten als bisher. Das ergab für sie auch ein Richtfest mehr, und die Überproduktion hatte beileibe nicht etwa die Folge, daß nun ein Arbeiter hätte entlassen werden müssen. Nein, — der Kielomag, der wie ein großes Auto roch und fast so klang, war so vorzüglich, daß auch der fünfundzwanzigste Wagen der Jahresproduktion regelmäßig abgesetzt werden konnte.

Darum durfte Karl Kielblocks Sohn mit Stolz beweisen, daß die modernen amerikanischen Arbeitsmethoden doch in gewissem Sinne rationeller sind als die alten.

Anpassung *(Rudolf Kriesch)*



„Nee, nee, Fräulein, in dieser harten Zeit schreibt man nicht ‚widrigenfalls', sondern: ‚es wird uns eine besondere Ehre sein, durch Postauftrag — — —'!"

Ausweg aus der Krise

Man ist mitten in der abendlichen Tanzmusik.

Dem Fünf-Röhren-Apparat bei Neumüllers entströmt ein schwül-sinnlicher Tango, zu dessen Klängen Horst und Inge, Egon und Hella sich wiegen.

Dann ist der Tango zu Ende, und die Stimme des Ansagers läßt sich vernehmen: „Meine Damen und Herren! Wir unterbrechen jetzt unsere Tanzmusik, da der Herr Reichsminister der Finanzen über alle deutschen Sender einen Appell an das deutsche Volk . . ."

Pfii—i—i—t. Schon hatte Egon abgeschaltet, und Inge rief schnell gefaßt: „Sieh zu, daß du gleich Brüssel kriegst. Aus dem Savoy-Hotel dort senden sie immer gute Tanzmusik."

Und eine halbe Minute später tropfte ein English Waltz aus Neumüllers Fünf-Röhren-Apparat.

Man konnte weitertanzen.

hs

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm. Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Kuriosität

(Josef Sauer)



„Da sagt man nun immer, die Männer jingen bei 'ner Frau nur aufs Äußere, aber mein fescher Badedreß reizt sie scheinbar ooch nich!"

Tristans Liebestödchen / Von Benedikt

Der Tenor Gregor Stramsky hatte für seinen diesjährigen Sommerurlaub ein kleines einfaches Seebad erwählt, das nicht einmal eine Kurkapelle besaß, denn er bedurfte dringend der Erholung. Er hatte sich unter heroischem Verzicht auf jeglichen Komfort bei einem Fischer eingemietet und verbrachte seine Tage mit Baden, Spazierengehen und völliger Schonung seines wertvollen Organs. Um nicht erkannt und belästigt zu werden, hatte er sich einfach als Musiker in die Fremdenliste eingetragen und sogar die herrliche Tenormähne ein wenig stutzen lassen. Aber diese Opfer machten sich bezahlt: die Frauen und Mädchen beachteten ihn nicht mehr als jeden anderen Sterblichen, und obwohl er schon sechs Tage in diesem Bade weilte, hatte er noch nicht ein einziges Autogramm von sich geben müssen. Wenn ihn das auch heimlich ein wenig kränkte, so überwog doch die Freude darüber, daß die schwammig-bleichen Wangen sich strafften und röteten, und das Organ — wenn er ihm an entlegenen Stellen des Strandes versuchsweise einen Ton entlockte — in immer reiferer Fülle strahlte.

Am siebenten Tage jedoch traf die Familie Knieseke aus Dresden ein, und das Töchterchen Hildegard, das stets ein Album mit den Ansichtspostkarten aller prominenten Sänger, Schauspieler und Filmgrößen, soweit sie männlich waren, bei sich trug, erkannte ihn mit dem nie trügenden Instinkt des erwachenden Weibes. Als Stramsky am anderen Morgen nach erfrischendem Bad seinen Morgenspaziergang antreten wollte, stand plötzlich die liebliche Mädchenblüte vor ihm und präsentierte ihm, hold errötend, eine Karte, die ihn als Tristan zeigte, und einen Tintenstift.

Stramsky erschrak. Verraten — preisgegeben — willenlose Beute aller Frauen! Mit zitternder Stimme beschwor er Hildegard, sein Inkognito zu wahren — und Hildegard gelobte es feierlich. Niemand solle es wissen — — — außer ihr — — — Stramsky verstand. Die flammenden Mädchenaugen verrieten zu deutlich, was ihr als Schweigegeld angemessen schien. So schlugen sie sich seitwärts in die Dünen und fanden bald ein Plätzchen, das gegen die Seeseite durch hohen Strandhafer geschützt war und zugleich einen weiten Ausblick auf das Wattenmeer eröffnete, so daß von dort kommende Spaziergänger rechtzeitig bemerkt werden konnten.

In Anbetracht der Erholungsbedürftigkeit des Meisters wurde verabredet, daß man sich hier jeden Freitag um drei Uhr treffen wolle — unter Ausschluß anderweitiger Bindungen. Hildegard markierte die Stelle, indem sie ein rotseidenes Strumpfband um das dichteste Büschel Strandhafer spannte, und nannte sie sinnig: „Tristans Liebestödchen".

Glücklich, so billigen Kaufes davongekommen zu sein, entfernte sich Stramsky, denn er zweifelte nicht, daß Hildegard um ihrer selbst willen und um Konkurrenz fernzuhalten schweigen würde. Aber rätselhaft und unergründlich sind Frauenherzen! Zwei Tage darauf erhielt Stramsky schon ein lila Billett, das die Photographie einer zierlich-rundlichen Frau und die Bitte enthielt, den Meister kennenlernen zu dürfen. Treffpunkt: Montag drei Uhr am Wattenmeer, hundert Meter westlich des letzten Fischerhauses. Stramsky wußte genug: von dort gelangte man in wenigen Minuten zu „Tristans Liebestödchen": Hildegard hatte ihr süßes Geheimnis dennoch ihrer besten und intimsten Freundin anvertrauen müssen! Ein Postskriptum besagte, daß er sich auf ihre strengste Diskretion selbstverständlich verlassen könne: als verheiratete Frau sei sie nicht schwatzhaft wie ein junges Mädchen!

Stramsky seufzte tief und überlegte. Eine Absage mußte in der kleinen Frau Rachegelüste wecken! Ein einziges Wort konnte den gewohnten Sturm entfesseln! Und dann war es aus mit Ruhe, Erholung und Schonung! Also machte er sich schweren Herzens auf den Weg und zahlte den Schweigetribut.

Hätte er nur Hildegard am nächsten Freitag nicht Vorwürfe wegen ihrer Schwatzhaftigkeit gemacht! Das verwandelte die Freundinnen in erbitterte Feindinnen, und jede suchte sich eine neue Vertraute. So wurde noch in derselben Woche der Sonntag durch eine französische Gouvernante besetzt, und tags darauf schon trafen so viele Briefe in den verschiedensten Farben ein, daß Stramsky die glatte Unmöglichkeit, sein Inkognito in dieser Weise zu wahren, einsehen mußte. Es blieb nichts als die Flucht. Nachdem er sich auf der Nachbarinsel Quartier besorgt, seine Koffer gepackt und zur Dampferstation hatte schaffen lassen, lud er sämtliche Damen — die noch Unkundigen unter genauer Beschreibung von „Tristans Liebestödchen" — zum Rendezvous für den nächsten Tag Punkt drei Uhr ein. Der Dampfer fuhr drei Uhr fünfzehn. So konnte er von der Kommandobrücke des Schiffes durch das vorzügliche Fernrohr des Kapitäns in lächelnder Ruhe zusehen, wie sich zwölf sommerlich-helle Gestalten von verschiedenen Seiten einer bestimmten Stelle in den Dünen näherten. Es war interessant zu beobachten, wie sie — sobald sie einander ansichtig wurden — das Ziel in seltsamen Kurven umkreisten — ausweichend — umkehrend — wieder vordringend, um vor neuen Hindernissen zurückzuprallen — — —: das Ganze hatte etwas von einem lebenden Schachspiel.

Georg Stramsky lächelte. Jetzt verdichtete sich das Kampffeld! Da und dort stießen Figuren eng aufeinander! Ei sieh: dort bildete sich sogar ein kleiner bewegter Knäuel — — — Schade, daß die Sirene das letzte Zeichen gab! Rasch glitt der Dampfer hinaus, und bald nützte auch das gute Fernrohr nichts mehr. Stramsky trank einen Kognak und beschloß, auf der Nachbarinsel sofort Annäherung an eine Dame zu suchen, der er — strengste Diskretion erflehend — beichten konnte, daß der tragische Verlauf eines Autounfalls ihn leider verhindere, Frauen um mehr als gute und herzliche Kameradschaft zu bitten — — —

Quod deus bene vertat!

Das Eisenbahngleichnis

Von Erich Kästner

Wir sitzen alle im gleichen Zug
und reisen quer durch die Zeit.
Wir sehen hinaus. Wir sahen genug.
Wir fahren alle im gleichen Zug.
Und keiner weiß, wie weit.

Ein Nachbar schläft, ein andrer klagt,
ein dritter redet viel.
Stationen werden angesagt.
Der Zug, der durch die Jahre jagt,
kommt niemals an sein Ziel.

Wir packen aus. Wir packen ein.
Wir finden keinen Sinn.
Wo werden wir wohl morgen sein?
Der Schaffner schaut zur Tür herein
und lächelt vor sich hin.

Auch er weiß nicht, wohin er will.
Er schweigt und geht hinaus.
Da heult die Zugsirene schrill!
Der Zug fährt langsam und hält still.
Die Toten steigen aus.

Ein Kind steigt aus. Die Mutter schreit.
Die Toten stehen stumm
am Bahnsteig der Vergangenheit.
Der Zug fährt weiter, er jagt durch die Zeit,
und niemand weiß, warum.

Die I. Klasse ist fast leer.
Ein dicker Mensch sitzt stolz
im roten Plüsch und atmet schwer.
Er ist allein und spürt das sehr.
Die Mehrheit sitzt auf Holz.

Wir reisen alle im gleichen Zug
zur Gegenwart in spe.
Wir sehen hinaus. Wir sahen genug.
Wir sitzen alle im gleichen Zug,
und viele im falschen Coupé.

Das neue Märchen von den Sterntalern

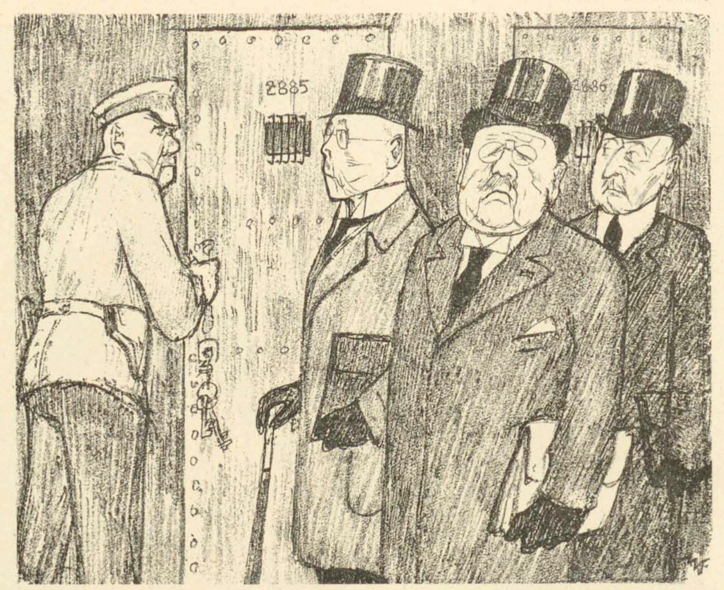
(Wilhelm Schulz)



„– und als die kleine Germania so dastand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter blanke, harte – Notverordnungen."

Kollegenbesuch

(M. Frischmann)



„Wenn man so denkt: Jestern noch Millionen unterschlagen, heute nich mal mehr 'n einziges Badezimmer — wie soll da 'n Mensch noch Freude an seiner Arbeit haben?"

Gefängnis-Baedeker / Von Weare Holbrook

„Ich komme mir vor wie ein Beamter in einem Reisebüro", bemerkte kürzlich ein allzu witziger Richter. „Jahre hindurch schicke ich nun andere Leute ins Gefängnis, und ich selbst bin dort noch kein einziges Mal gewesen." Können Sie sich seine freudige Überraschung vorstellen, als er einige Wochen später der Annahme von Bestechungsgeldern überführt und zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt wurde?

In der Tat hat sich in den letzten Jahren nicht nur die Qualität der Gefängnisse, sondern auch die der Insassen verbessert.

Diejenigen, die sich zum ersten Male ins Gefängnis begeben, werden es wahrscheinlich ein wenig schwierig finden, sich den neuen dort herrschenden Sitten und Gebräuchen anzupassen, und manche brauchen Jahre, um sich an die neue Umgebung zu gewöhnen. Die folgenden Unterweisungen enthalten das Wesentlichste, das der Rechtsbrecher wissen muß, um sich seinen Aufenthalt im Gefängnis möglichst behaglich zu gestalten:

Gesetzliche Formalitäten: Die Einreise ins Gefängnis erfordert ähnliche Formalitäten wie die ins übrige Ausland. Um zugelassen zu werden, muß man sich Ausweispapiere sichern. Sie bestehen aus einer kurzgefaßten Geschichte Ihrer Übeltaten und Ihrer Personalbeschreibung mit zwei Photographien, en face und en profil. Letztere ähneln gewöhnlichen Paßbildern, nur daß sie ein wenig mehr schmeicheln.

Reisekleidung: Da Sie sogleich nach Ihrer Ankunft die am Reiseziel übliche Tracht anlegen, brauchen Sie Ihrer Garderobe keine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Nur sollten Sie sich erinnern, daß Sie an der Eisenbahnstation von Pressephotographen erwartet werden könnten. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, daß Sie sich mit einem breitkrempigen Hut versehen, den Sie sich ins Gesicht drücken können, um die Augen vor dem schädlichen Blitzlicht zu schützen.

Reiseführer: Es ist üblich, sich vor Antritt der Reise der Dienste eines erfahrenen Führers zu vergewissern. Dieser Führer wird Sie bis zur Eisenbahnstation begleiten und so lange bei Ihnen bleiben, bis Sie Ihr Reiseziel erreicht haben. Er wird Ihnen nicht nur die Fahrkarten besorgen, sich um Ihr Gepäck kümmern, sondern Ihnen überhaupt jede Handreichung abnehmen. Dabei erwartet er kein Trinkgeld von Ihnen. Nur legt er unbedingten Wert darauf, daß Sie Ihr Eisenbahnabteil mit ihm teilen und ihn überhaupt als gesellschaftlich gleichwertig behandeln. Es wird Ihnen übrigens schwerfallen, sich anders zu verhalten, da er die merkwürdige Gewohnheit hat, seine Klienten durch eine stählerne Armspange an sich zu fesseln.

Ausflüge in die Umgebung: Mannigfache Ausflüge und Spaziergänge können schon mit der Reise selbst verbunden werden. Man muß aber hiebei gewöhnlich auf die Mitwirkung des Führers verzichten. Einer der beliebtesten Ausflüge ist der Waschraum-Ausflug. Der Reisende begibt sich hiebei in die Toilette, öffnet das Fenster des fahrenden Zuges und springt hinaus, wenn dieser mit verminderter Geschwindigkeit fährt. Ausdehnung und Abwechslungsreichtum solcher Ausflüge hängt vor allem von der Geschicklichkeit und der Geistesgegenwart des Reisenden ab.

Landessprache: Oft kann sich der Neuankömmling zuerst nur schwer mit den Eingeborenen verständigen, da die Sträflinge — allseits geäußerten Wünschen entsprechend — sich ernsthaft bemühen, den unwahrscheinlichen Dialekt zu sprechen, den die Tonfilmmanuskripte und die Romane von Edgar Wallace ihnen zuschreiben.

*

Um seinen Urlaub fern von der Hast und dem Lärm des Alltags zu verbringen, gibt es in der Tat nichts Besseres als eine schöne Verurteilung. Wir gehen zum Überdruß begangenen Pfaden aus dem Wege und entfliehen den jazzverseuchten Sommerfrischen. Einfache, reizlose Nahrung, reichliche körperliche Betätigung und vollkommene Ausspannung von den Berufsgeschäften sind gesichert. Und die Pritschen, so versichert man mir, sind nicht härter als die Betten in den meisten Sommerfrischenhotels. Darum merken Sie sich rechtzeitig vor, meine Herrschaften!

(Einzig autorisierte Übersetzung von Leo Korten)

Letzten Endes

Beschau'n wir's mal im rechten Lichte:
Um wen dreht sich die Weltgeschichte?

Um Monsieur und Madame Bonhomme,
die bieder, tugendhaft und fromm
ihr Schäfchen scher'n und Kröten sparen,
um dann mit zirka fünfzig Jahren
ins Rentnerdasein zu entschweben
und bloß noch Zinsen abzuheben.

Wer zahlt die Zinsen? Alle Welt;
sie braucht und pumpt sich Bonhommes Geld
und ist infolgedes auf diesen
geschätzten Gönner angewiesen,
der, rudelhaft assoziiert,
die stolze Firma „Frankreich" führt.

Die Folgen, schauderhaft und kläglich,
sieht und erlebt man leider täglich:
sie heißen Zwang und heißen Not
und schließlich Krieg und Gift und Tod ...

Und alles, alles das — warom?
Weil Monsieur und Madame Bonhomme,
die um ihr bißchen Rente bangen,
angstbibbernd Sicherung verlangen.

Ratatöskr

Klawuttke meckert sich eins:

Wat ick von die Notvaordnungen halte, frarense, und die Lare im jroßen janzen? Det kann ick Sie in vier Worte saren: ick halte die Schnauze! Wo keene Pressefreiheit mehr is, da is ooch keene Pressefreiheit! Jloomse, ick will riskiern, det ick mein Ascheinen muß einstelln? Im ibrijen is det allens jar nich so schlimm for een'n, wo keen Bankkonto hat. Wenn a nur noch een Scheckbuch hat aus bessere Zeiten — nach die Deckung fraacht heite keena. Pleitesein will ooch jelernt sein! Da hättense von die Berlina Theata lernen könn'n —: wenn da eena pleite is, schreibt a een Plakat vor't Haus: „Wejen Renovierung jeschlossen!“ Wennse det bei die Danatbank ooch so jemacht hätten, wär doch keen Aas uff die Idee jekomm', det die nich zahlen könn'n!

Ibrijens kann ick det jar nich vastehn, det jrade die Danatbank nich solvent is! Wo se doch bloß Kunden hat, die bei sie een Juthaben ham! Det jloomse nich? Jehnse mal ibaall rum, wo se ne Forderung ham —: da findense keenen, der sein Jeld nich bei die Danatbank hat!

Wissense schon, det Feiawerk in 'n Lunapark soll vaboten wern? Weil det Platzen von die Raketen die Leite nervees macht, denn in 'n ersten Oogenblick denkense alle, det wär wieda mal 'n Wechsel —. Ick wundre mir nur, det Hitla nun nich mit die starke Hand einjreift! Det wär doch der richtje Oogenblick, die Zinsknechtschaft zu brechen. Brauchta bloß det Kapital auszuzahln — uff de Zinsen wirdense alle jern vazichten! Und eenmal daran jeweehnt, läßt man jerne davon!

Ooch bei 't Theata herrscht een rejet Lem! Wennse soville Jeld hätten wie se Sticke anjenomm' ham, denn wern se fein raus! Warum sollnse ooch den Dramatickan nich die Freide machen? Konventionalstrafen könn'nse ja doch nich bezahln. Wo man een'n Menschen barjeldlos eene Freide machen kann, soll man det tun!

Vorjestan war ick in den Mussolini-Film. Der is nich vaboten in die Rupublik. Na, wat denn: een Diktator hackt doch den andern keen Ooge aus! Is aba 'n kessa Junge! Wat in Italjen scheen is, det hat ER heechstpasönlich jemacht. Jotte, muß det friha een mickrijes Stickchen Erde jewesen sind! So een'n brauchen wa! Da wirden uff 'n Kurfürstendamm Ananas und Appelsinen wachsen! Sehnse: darum kann ja ooch Hitla mit juten Jewissen uff Sidtirol vazichten, denn wenn wa den Faschismus kriejen, keimt und sprießt det bei uns jradeso! Imma vorausjesetzt, det Jakob Joldschmidt ihn nich den Kredit kindicht! Tja, so is det nu mal in die Polletik: allens is so fuurchtbar vawickelt!

Kaki

Grunewald-Rennen im Zeichen der Notverordnungen

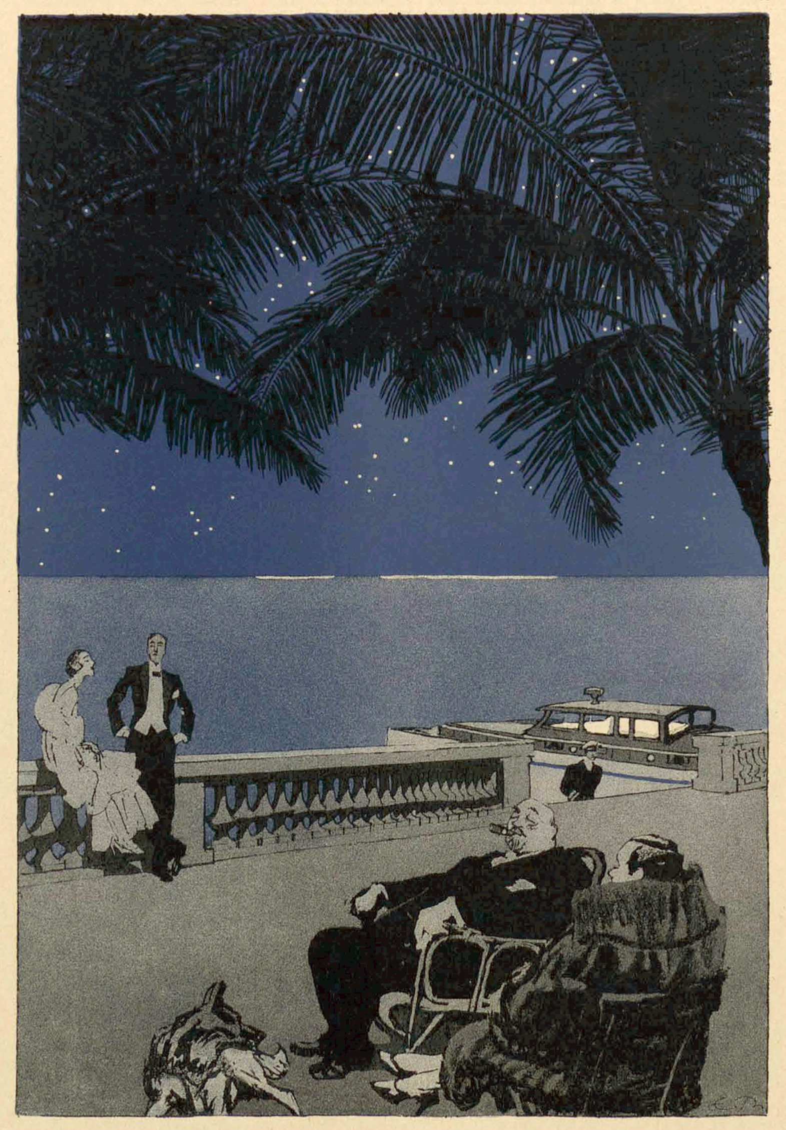
(E. Schilling)



„Ein Glück, daß nicht das französische Pferd Sieger geworden ist — man hätte sonst den Preis gar nicht auszahlen können.“

Bessere Deutsche im Ausland

(E. Thöny)



„Die Paß-Gebühr hat doch ihr Gutes – da bleiben die kleinen Leute daheim, und wir sind endlich mal unter uns!"

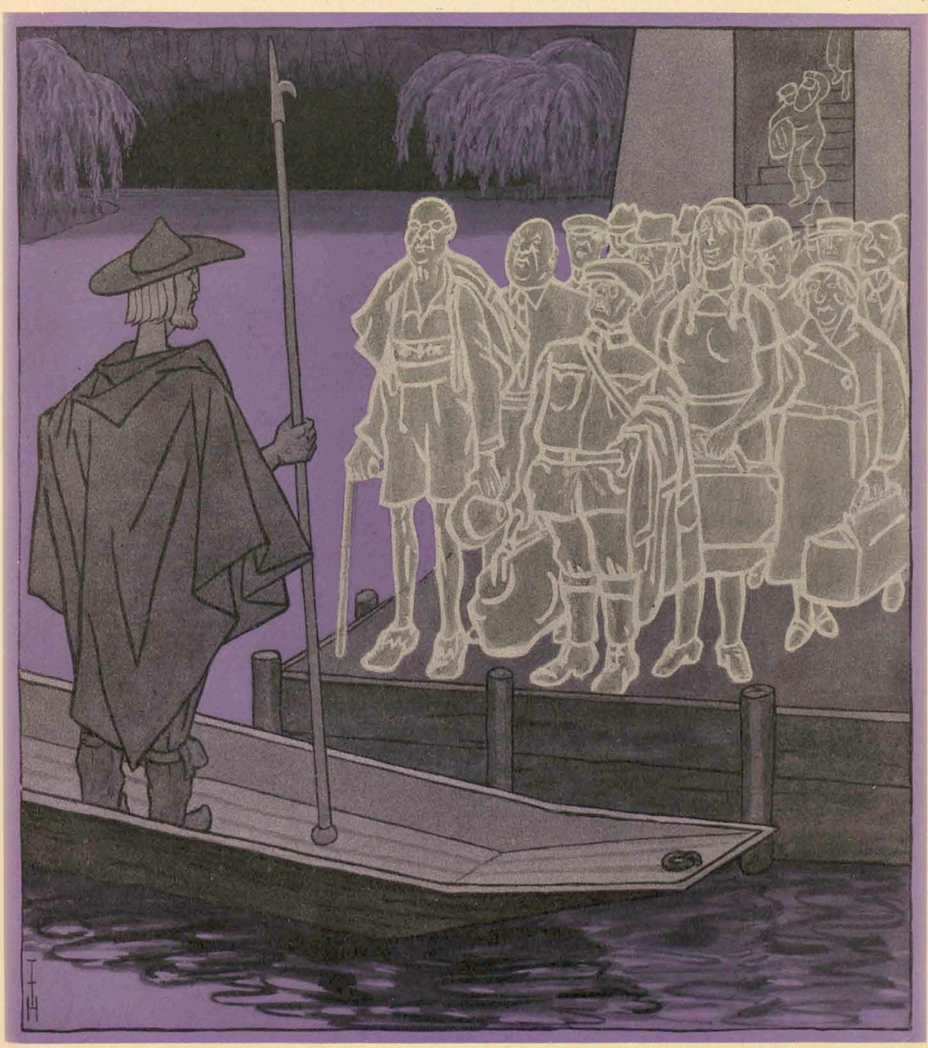
Stuttgart, 17. August 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

An der letzten Grenze

(Th. Th. Heine)



„Man muß sich beeilen, noch rasch ins Jenseits zu kommen, ehe die deutsche Regierung auch für diese Auslandsreise Paßgebühren erhebt!"

Und du hoffst nicht —? / *Von Peter Scher*

Ist es wahr, daß alle sich beschränken,
weil die Heimat ihnen teuer ist?
Gibt es einen noch, der Kaviar frißt,
statt die Hungerleider nicht zu kränken?

Glaubst du an die deklarierten Tränen
vaterländisch so besorgter Herrn
mit der dicken Upman mang den Zähnen
und dem Konto auf der Bank in Bern?

Ahnst du, wie die Ruhrherrn selbstlos schalten,
wenn sie uns mit baldiger Rettung drohn?
Sahst du eine Notverordnung schon,
die nicht Not verordnet, sich entfalten?

Und du hoffst? So will auch ich nicht säumen.
Alles opfere! (Meine Skepsis ich.)
Und der Himmel neigt sich zu den Bäumen . . .
in den Himmel wachsen sie ja nich.

Der Generaldirektor mit dem Heiligenschein / Von Edmund Finke

Da diese merkwürdige Geschichte trotz aller Bemühungen der „Erpatag“ nun nicht mehr zu verheimlichen ist, wird sie hiermit wahrheitsgetreu der Urteilskraft der neugierigen Mitwelt unterbreitet.
Mitten in einer Gesellschaft, noch dazu außer Hause und in vorgerückter Stunde, ist dem Generaldirektor der Europäischen Sprengstoff A.-G. in Hanau am Main, dem Herrn Gert Rüdiger von Rüstrungen, ein Heiligenschein gewachsen, vor dem die berühmtesten Chirurgen ratlos stehen. Das Fatalste an der Sache ist, daß von Rüstrungen nicht mehr schlafen kann, denn der Heiligenschein hat, von der kahlen Schädeldecke an gemessen, einen Ringdurchmesser von 30 Zentimeter Breite. Da die Stützkante des Phänomens sehr schmal ist, knickt der Nacken im Wirbel nach außen, was auf die Dauer außerordentlich unbequem ist.
Gabriele Nückeborn, die offiziöse Freundin Rüstrungens, war die erste, die den Schein bemerkte. Sie ahmte mit viel Geschick eine bekannte Filmdiva nach, lehnte sich träumerisch und leicht betrunken an eine der schwachsinnigen Säulen, die die charakteristische Note der Bar „Zum heiligen Elefanten“ unterstützten, und rief in beschwingtem Tonfilmfall: „Ach nee, Gert, du bist doch 'n knorker Junge. Nichts ist ihm heilig, dem süßen Schuft. Aus was is er denn? Pappe? Wo haste 'n denn gekauft?“
Der Generaldirektor machte ein Gesicht wie ein bacchantischer Schimpanse, denn als er in den Spiegel sah, glaubte er, daß es sich um 'nen deftigen Ulk handle und ihm jemand die Scheibe von hinten über den Schädel gestülpt habe. Aber ein gewisses, sozusagen metaphysisches Mißtrauen nötigte ihn, sich von der Harmlosigkeit des Spaßes zu überzeugen. Als er mit forschem Griff das Zeug vom Kopfe nehmen wollte, griff er in etwas, das sich wie Teleplasma aus den Materialisationsphänomen von Schrenck-Notzing anfühlte. Noch gurrte er mit gutturalem Leutnantstone: „Nee, Jungens, sucht euch doch 'n anderes Ulkobjekt aus!“
Die Sprengstoffkavaliere rings im Kreise lachten, die kleinen Mädelchen kicherten, aber von Rüstrungen wurde plötzlich käsig bleich wie saure Milch, und jemand lief flink um einen Arzt, den kompetenten Magier der Sachlichkeit.
Der herangerufene Professor Dr. Ekkehard von Kohltorff fand auch sofort das richtige Wort für diesen Fall: mediumistische religiöse Hysterie. Sich nicht verblüffen lassen und bereit sein, hieß die Devise für Ekkehard von Kohltorffs Wortzauber. Er ordnete die sofortige Überführung des Generaldirektors in ein Wiesbadener Sanatorium an. Gabriele Nückeborn weinte, als der Professor sie zur verantwortlichen Handlungs- und Hausgehilfin dieses Falles auserwählte und Gnädige Frau nannte, obzwar sie doch der Marlene Dieterle ähnlich sah.
Von Rüstrungen hatte noch soviel Besinnung in seinem Heiligenschein, sie mit einem generösen Scheck aus der aufsehenerregenden Katastrophe zu beseitigen, stieg aber gerne in das rasch herbeigeholte Krankenauto, um sich der öffentlichen Meinung je eher, desto besser zu entziehen. Wußte er doch, daß die Diskrepanz zwischen seinem Lebenswandel und dem Phänomen zu erregten Debatten Anlaß geben werde. Denn die Erscheinungen verpflichten, und was ist, besteht nur in seiner Relativität.

Als am nächsten Tage Rüstrungens Kinder — beide über zwanzig — an des Vaters Bette traten, berichteten sie ihm, daß Mama beinahe an einem Lachkrampf gestorben wäre, als man ihr die Nachricht von Papas zugewachsenem Heiligenscheine überbrachte. Unerbittlich, wie junge Menschen heute zu sein pflegen, nahmen Helmut und Viktoria die Erscheinung ganz und gerne ernst, war ihnen doch dadurch Gelegenheit gegeben, Ödipuskomplexe, Vatermord und Königsopfer sozusagen klassisch abzureagieren. Kaltblütig stießen sie zum bitteren Kern der Sache vor.
„Was willst du tun? Wie wird es dir möglich sein, mit diesem Ding am Koppe deinen Pflichten als Generaldirektor nachzukommen?“ fragte Viktoria besorgt. „Man wird dich rausekeln, und vom Kapital kann heute niemand leben. Wie soll einer mit 'nem Heiligenschein 300 000 Mark im Jahr verdienen? Und ich habe doch gar keine Lust, mich deinetwegen einzuschränken.“
„Du müßtest rein mit Heiligkeit Geld verdienen, Papa“, flüsterte Helmuts nasale Stimme. „Wie sollst du das? Du bist ja, Gott sei Dank, gar nicht gut, sonst wärest du weder Generaldirektor, noch hätten wir fünf Autos in der Garage stehn. Tja — wir können nicht gut sein. Aber wir müssen wenigstens so schlecht sein, daß diese Schlechtigkeit positiv und produktiv wirksam wird. Sprengstoff A.-G.? Warum denn nicht? Aber du, Vater . . . wie könnt 'n Mensch mit einem Heiligenscheine noch positiv und produktiv wirksam sein?“
„Schert euch zum Teufel!“ schrie der gequälte Vater und Generaldirektor. Die beiden Sprößlinge schoben grinsend durch die weißlackierte Doppeltüre ab.
Von Rüstrungen schnob heftig durch die ewig verlegte Nase, klingelte, ließ sich die Kleider bringen und schickte den Hausknecht in die Stadt, um „sowas wie 'n Barett. Wissen Sie, Mann, so wie's der Richard Wagner getragen hat. Sehen Sie mal her! Ich zeichne 's Ihnen auf. So und so und so.“ Der Hausknecht nickte verständnisvoll und brachte eine halbe Stunde später tatsächlich ein braunes Samtbarett, das bei Freimann & Masseltopp seit der Makartzeit als Paläolithikum in einer verstaubten Schachtel gelegen war.
Als von Rüstrungen das Bürogebäude der Europäischen Sprengstoff A.-G. betrat, sah er durch die hohen Fenster und Glastüren das Personal wie von einem schwülen Gewittersturm zu Boden gebeugt über der Arbeit sitzen. Niemand wartete auf ihn. Weder Diener noch Direktoren, weder der Generalsekretär noch Dora Nebenführ, die schöne Privatsekretärin, die sich manchmal küssen und beflirten ließ, wenn Rüstrungen mit Abbau drohte, daher Pein zur Notwendigkeit wurde. Er stand allein in seinem Prachtappartement, und der geschliffene Spiegel, vor dem er so oft sein Gesicht zurechtgerückt hatte, um verdienstvoll, tüchtig und würdig zu erscheinen, machte mit dieser einen wirklichen Erscheinung, mit diesem verfluchten Ding an sich, nun blutigen Ernst. Man konnte ihm nicht mal die Zunge herausstrecken, wie man es seiner Würde manchmal gemacht hatte, damit der Schein um so offenbarer werde. — Rüstrungen gab sich einen Ruck und legte hart die Hand auf die drei obersten Klingelknöpfe der Schalttafel auf dem kolossalen, schwarzen Diplomatenschreibtisch. Er zog den Gummizug des Baretts tiefer, um es so sachlich wie nur möglich in den Kampf gegen die metaphysische Verdammnis über seiner Stirne einzusetzen.
Es traten ein: der Erste Direktor, der Generalsekretär und Dora Nebenführ. Sie waren blaß, sie hielten die Augen gesenkt, und der schlechte Menschenkenner konnte denken, sie seien vielleicht kosmisch gesinnt. Kosmisch: gemeint als imperatives Einverständnis mit der Pluralität aller möglichen Erscheinungen. Mitnichten. Es wühlte vielmehr die Erscheinung des Baretts wie Rhabarber in ihren Eingeweiden, denn der Kontrast zwischen Metaphysik und Sprengstoffindustrie ist zu lächerlich, als daß ihn eines Menschen Zwerchfell lange ertragen könnte. Als Rüstrungen das Wort „ergriff“, lachten die drei los; nichts konnte sie beruhigen, nicht mal ihre Entlassung, die übrigens später rückgängig gemacht wurde, was recht und billig ist, denn niemand kann den Zusammenstoß mit einem wirklichen Wunder erleben, ohne daß er schuldlos würde.
Rüstrungen trat Hals über Kopf einen sehr ungesicherten Rückzug an. Da er weder Viktoria und Helmut, noch seine Frau Gertraude sehen mochte, flüchtete er zu Gabriele Nückeborn, der er vor einem halben Jahre eine Etage in der Frankfurter Straße eingerichtet hatte. „Hab' Erbarmen mit mir, Gaby“ — nun war er schon der Gehetzte, der unter der GlorIole der Erscheinung zusammenbrach —, „verbirg mich bei dir. Du weist, daß ich dich liebe. Du bist der einzige Mensch, zu dem ich noch Vertrauen habe.“
Das aber war zuviel an großen Worten für die künftige Tonfilmdiva. Hier fehlte der visuelle Ausgleich zum akustischen Erlebnis. Ja, wenn Gert mit einem knorrigen Bettelstabe an die Tür geklopft hätte, wäre es notwendig gewesen, ihm seines Heiligenscheines wegen fünf Mark zu

Der Herr Finanzminister singt:

Kehre wieder! Alles ist vergeben,
o geflohenes deutsches Kapital!
Hundertzwanzig Jahre sollst du leben
und gesund sein.
Aber kehre wieder!
Folge mir! Nur dieses eine Mal.
Laß die Fremde, wo du besten Falles
lumpige drei Prozente bloß verdienst.
Komm zu uns!
Erleichtere unseren Dalles!
Und du wirst sechsmal so hoch verzinst.
Alles, was gewesen, sei verziehen.
Ich verspreche volle Amnestie.
Am Finanzamt soll'n dir Rosen blühen,
und ein Chor von Steuersekretären
wird dann zu des Heimgekehrten Ehren
freudig niedersinken auf die Knie.
Alle Tore stehen weit dir offen.
Kehre wieder, liebe goldne Flut!
— — — — — — — — — — — —
Kinder, lasset beten uns und hoffen,
daß der liebe Gott dies Wunder tut!

hs

Devisen-Notverordnung für Eifersüchtige

(E. Schilling)



„Heut hab' ich dem Freund meiner Frau anonym 5000 Dollars geschickt – morgen zeig' ich ihn an – übermorgen bin ich ihn für zehn Jahre los."

geben. Aber diesen flüchtigen Satyr wies sie aus dem Hause, denn sie war trotz ihrer mondänen Träume einfach und kühl wie der ewige Preßkopf hinter ihres verleugneten Vaters bescheidenem Ladenfenster.

Nun, von Rüstrungen konnte das in seiner begreiflichen Aufregung nicht so gut verstehen wie wir an dieser Katastrophe Unbeteiligten. Er verlor die Besinnung, kaufte einen soliden Strick, hing sich im Stadtwäldchen auf, wurde aber von der katholischen Jungfrau Agathe Finsterbusch aus Höchst, die auf einer Bank im Grünen eben ihre Wurststulle verzehrte, mit dem dazugehörigen Messer im letzten Augenblicke abgeschnitten, behob mit ihrer liebevollen Hilfe den größeren Teil seines Bankguthabens, und folgte Agathen nach Höchst, wo er an ihrer Seite ein volles Jahr in demütiger Zurückgezogenheit und andächtiger Bewunderung ihrer einfachen Reize ebenso glücklich wie unproduktiv dahinlebte.

Dann aber überfiel ihn, den an seinen Heiligenschein bereits Gewöhnten, die alte, unausrottbare Generaldirektorennatur aufs neue, und er gründete die „Rheinische Passionsspiel-Tonfilm-A.-G.", die bekannte „Erpatag", die später Oberammergau die gesamten andächtigen Winde der gläubigen Menschheit aus den Segeln nahm, und verdiente auf Basis eines unkündbaren Vertrages als Generaldirektor und Hauptdarsteller dieser Gesellschaft 400000 Mark im Jahre, was Viktoria und Helmut zu reuiger Rückkehr bewegte. Die Mutter war an den Folgen jenes Lachkrampfs unselig verschieden. Sie hatte die Phänomenologie des Falles zu ihrem Schaden nicht begriffen, nämlich, daß auch ein Heiligenschein nur Schein ist, daß wir nicht gut sind, aber immerhin so schlecht, daß ein Generaldirektor auch noch das unbrauchbarste Gute produktiv wirksam zu machen versteht. 400000 Mark im Jahre. Gar nicht schlecht! Nun, werter Zeitgenosse, werden Sie — (wo ein Wille ist, ist bekanntlich auch ein Weg) — zunächst mal Generaldirektor. Der Heiligenschein wird Ihnen dann schon von selber wachsen.

Das wahre Stillhaltekonsortium

(Wilhelm Schulz)



„Ihr tut euch leicht, ihr wachst schon als Proletarier auf. Aber in unserem Alter noch umlernen, ist nicht so einfach!“

Randbemerkungen

Der „ferne“ Osten

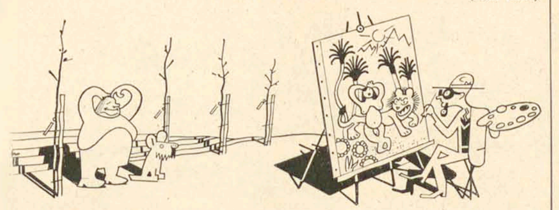
Das, was in der Gesetzessprache „Osthilfe“ genannt wird, wird jetzt bereits — wenigstens theoretisch — landwirtschaftlichen Kreisen auch in Sachsen, Mittel- und Norddeutschland zuteil. Teile von Bayern, Württemberg, selbst von Westdeutschland schreien schon nach der Osthilfe. Wenn's so weitergeht, wird man bald am Rheine Osthilfe leisten, wodurch dann Ernst Moritz Arndts Spruch eine kleine Änderung erleiden müßte:
„Der Rhein, nicht Deutschlands Strom, sondern Deutschlands Ostgrenze.“ Pesch

Vereinfachter Offenbarungseid

Bekanntlich darf die Löhnung der Soldaten nicht gepfändet werden, auch nicht für Alimente. Noch bekanntlicher sind aber unsere Soldaten gerade auf jenem Gebiet des menschlichen Lebens sehr beliebt, auf dem es nicht immer ohne Alimente abgeht. Die Folge sind Unterhaltsprozesse, die regelmäßig — der Jurist sagt „formularmäßig“ — mit einem Offenbarungseid des braven Reichswehrmannes enden.
Im Rahmen der Bestrebungen zur Geschäftsvereinfachung und Entlastung der Gerichte soll man sich deshalb im Reichswehrministerium mit dem Gedanken tragen, bei Leistung des Fahneneides gleich den Offenbarungseid mitschwören zu lassen.
Pesch

Phantasie

(Karl Holtz)



Hänsel und Grete / Eine Szene aus dem dritten Reich / Von Kat

(Am Kamin sitzt das Großmütterlein, vom Scheine der knisternden Scheite milde beleuchtet. Sie hat noch Goebbels gekannt. Jetzt strickt sie an einem langen Strumpf, während ihre Enkelkinder Hitlerikchen und Frickerich müdegespielt zu ihren Füßen kauern.)

Großmütterlein: Wart ihr auch brav heute, Kinderchen?

Frickerich: Fürwahr, Großmütterlein!

Hitlerikchen: Und willst du uns nicht dafür ein schönes Märlein erzählen?

Großmütterlein (lächelt milde): Wohlan! Was wollt ihr hören?

Die Kinderchen (jauchzend): Hänsel und Gretel!

Großmütterlein: Es waren mal ein Bub und ein Mädel, die hießen Hänsel und Gretel. Ja. Und eines Tages gingen sie im großen Wald spazieren, so für sich hin. Plötzlich sahen sie ein wundersames Haus, ganz aus Lebkuchen, Marzipan und Schokolade gemacht. Aus einem Fenster aber sah, ei potz, ein altes Weiblein heraus; das tat gar freundlich zu den lieben Kleinen, lud sie ein, näherzukommen und sich nach Herzenslust gütlich zu tun. Als aber die Kindlein im Hause waren, packte sie die alte Hexe, die mit einemmal roh und greulich geworden war, sperrte Hänsel und Gretel in einen Käfig und mästete sie, auf daß sie nur ja recht dick und fett werden sollten. Tagelang ging das so; Hänsel und Gretel konnten sich im Käfig kaum noch rühren. Da kam aber zufällig, fröhlich das Horst-Wessel-Lied pfeifend, ein munterer SA.-Mann vorbei. Der merkte die Gemeinheit, befreite die Kinderlein und stellte fest, was da los war: Die alte Hexe war Lieferantin der jüdischen Kultusgemeinde und sie hatte eine Kindermastanstalt, damit die Juden für ihr Passahfest dauernd mit genügend viel arischem Kinderblut versorgt werden konnten. Der tapfere SA.-Mann aber machte ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung.

Hitlerikchen und Frickerich:
Ach wie war das Märchen doch fein!
Wir danken auch herzlich, Großmütterlein!

(Großmütterlein küßt ihre Enkelkinder, die nun schlafen gehen, innig auf die reinen Stirnen und strickt, selig lächelnd, weiter an dem langen Strumpf. Aus der Wanduhr ruft der Kuckuck neckisch die neunte Stunde, worauf der Vorhang rasch fällt.)

Lieber Simplicissimus!

Darwinismus

In Pretoria ist ein Baby geboren worden, das alle bisherigen Rekorde der Winzigkeit unterbietet: der Liliput-Säugling, der mit vierzehn Tagen noch nicht drei Pfund wog, ist bei bester Gesundheit, doch braucht er zur Ernährung nicht ein Drittel eines gewöhnlichen Kindes; der Mund ist viel zu klein, um aus einer normalen Säuglingsflasche zu trinken; man nährt das Baby aus Puppenfläschchen.

Der Wirtschaftslage und den Sparprogrammen der Regierungen entsprechend, beginnt die Menschheit einen neuen Typ herauszubringen.

Teha

Unter sich

Die Materialausgabe einer großen Tageszeitung pflegt zur Verwendung auf den Toiletten des Hauses immer einen Posten frischen, unbedruckten Zeitungspapiers auszugeben.

Zwei Redakteure unterhalten sich am Waschbecken: „Weißt du, dies ist doch eigentlich der anständigste Raum im ganzen Hause."

„Wieso?"

„Hier kommt das Papier zum Verbrauch, ohne bedruckt zu werden."

Teha

Das erlösende Wort

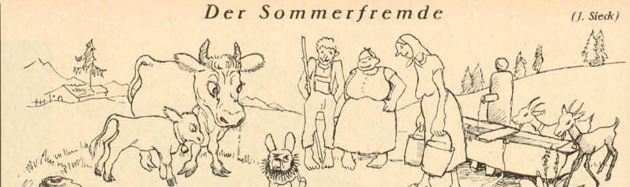
Irgendwo in Deutschland beraten Sachverständige und Bankiers über die Wiederingangsetzung des normalen Zahlungsverkehrs. Die Debatte geht hin und her, ohne daß man sich einigen kann. Da meldet sich ein Großbankdirektor zum Wort. Er will nur seine private Meinung zum Ausdruck bringen, ohne seine Bank damit festzulegen, und drückt das mit folgenden Worten aus: „Meine Herren! Ich will jetzt nicht als Vertreter einer Großbank zu Ihnen sprechen, sondern Ihnen einmal einen vernünftigen Vorschlag machen ..."

Tosender Beifall, der eine nicht geringe Verlegenheit des Redners verursachte. Aber für den Rest der Sitzung war die Stimmung erfreulich aufgehellt.

K.

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Der Sommerfremde *(J. Sieck)*



Eine furchtbare Vorstellung / Von Wilhelm von Hebra

Meine Freundin Olga hat eine ungewöhnliche Phantasie, die sich auf die verschiedensten Arten zeigt. Sie lügt nicht nur viel, sie tut es auch mit ganz außerordentlichem Geschick. Zum Beispiel versteht sie es, in so zwingender Art von ihrer monogamen Veranlagung und von der unangreifbaren Unbedingtheit ihrer Treue zu sprechen, daß sie manchmal sogar mich überzeugt, ihren Freund, der sie seit langem kennt. In ihr werden Phantasien zu Wirklichkeiten, sie nimmt das Unwahrscheinlichste für wahr, solange sie unter dem Eindruck dessen steht, was sie erfand und hörte, und all dies erzeugt des öfteren in ihr grundlose Furcht und sinnlosen Schrecken.

Diese Eigenheiten Olgas, die Vorliebe für Hervorhebung der Ausschließlichkeit ihrer Liebe zu mir, und die Neigung zu phantastischen Vorstellungen sind jetzt stärker denn je, jetzt, da Olga ein Kind von mir erwartet.

*

Mein Freund Franz ist Rechtsanwalt.

Franz lebt in einem kleinen bayrischen Landstädtchen. Olga und ich sind bei ihm zu Besuch.

Franz erzählt: „Ein Mädchen kommt in meine Kanzlei. Sie stammt aus einem Dorf, ist siebzehn Jahre alt, ängstlich, schüchtern, verlegen, fast kindlich in ihrem Gehaben. Es bedarf einiger Zeit und einiger Mühe, bis ich erfahre, worum es sich handelt: um Alimente.

Ich frage: ‚Wissen Sie, wer der Vater ist?'

‚Ja.'

‚Gibt er die Vaterschaft zu?'

‚Ja.'

‚Ist Vermögen da?'

‚Ja.'

‚Dann ist die Sache nicht schwierig. Dann brauchen Sie sich keine Sorgen um die materielle Zukunft des Kindes zu machen.'

‚Dees glaub i aa. Do is abba aa no was anders.'

‚Was denn?'

‚Zwilling sans.'

‚Dann müssen natürlich die doppelten Alimente bezahlt werden.'

‚Jo, jo, aba do is no ganz was schwierigs. Do is so was, dees wo i selba net kapier mit die Zwilling.'

‚Was denn?'

‚I konns heit no net kapiern.'

‚Was denn? So sagen Sie es doch endlich!'

‚Ja, mei, wias do woarn, die Zwilling, do hob i ang'fangt nachzdenka, und hob nachdenkt, und imma wieda nachdenkt, mit wem i zsammgwest bin in dera Zeit — alls Nachdenkn had nix gholfn — i ko mi nur an oan Oanzigen erinnern.'"

*

Wir alle lachten herzlich.

Plötzlich, ganz plötzlich aber ward tiefer Ernst auf Olgas Antlitz sichtbar, dann Blässe, Furcht, Schrecken; eine Ohnmacht schien nahe.

Ich fragte: „Ist dir nicht wohl?"

„Die Meinung dieses Mädchens . . ."

Olga stotterte vor Erregung.

„Wenn diese Meinung richtig wäre . . ."

„Das hätte kuriose Folgen."

„Mein Gott . . ."

„Bist du krank?"

„Dann . . ."

„Sprich doch! Dein Aussehen beunruhigt mich."

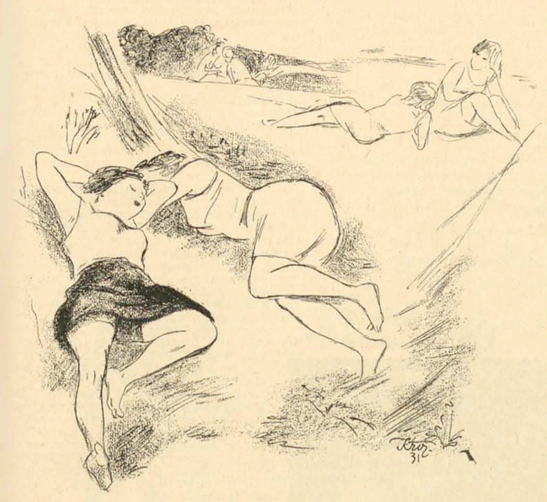
„Dann gäbe es bei mir . . ."

„Was?"

„Vierlinge."

Sommersaison 1931

(Rudolf Kriesch)



„Merkwürdig, wo sind denn nun eigentlich heuer die Männer?“ — „Die einen verhaftet, und die anderen haben auch kein Geld mehr.“

Bürofräulein am Strand / *Von Herbert Strutz*

Sie liegt im Sand und dehnt sich schlank und fest
und wühlt mit ihren Händen durch die Haare.
Die sind so warm und herrlich wie ein Nest.
Und das Trikot ist feucht an sie gepreßt.
Die Wolken ziehen und sie träumt: Ich fahre ...

Der Wind summt schwach und süß. Und manchmal schaut
ein Mann auf ihr gestrecktes, junges Liegen.
„Vielleicht wünscht er, ich wäre seine Braut“,
denkt sie und spürt ein Streicheln auf der Haut
und fühlt, wie brennend ihre Pulse fliegen.

Dann lächelt sie, von jähem Glück beseelt,
und schlürft den Duft des Meers und der Kabine.
Nur manchmal, wenn sie Glockenschläge zählt,
denkt sie erschrocken und von Angst gequält
ans nahe Klimpern ihrer Schreibmaschine.

Die kleine Zeitgeschichte

Maß für Maß

Alexander ist etwas Prominentes bei einer großen Bank.

Alexander ist, dessen unbeschadet, überaus schlichter, fast scheuer Natur.

Jedesmal, wenn wir uns mit Rücksicht auf den schäbigen Rest unseres Vermögens über intime Vorgänge in der Finanzwelt informieren wollen, laden wir Alexander zum Nachtmahl ein, und er erzählt dann zwanglos, was er weiß.

So auch neulich.

Eben hatte eine Großbank die Schalter geschlossen, eine kaum kleinere die Zahlungen eingestellt, der Inhaber einer vornehmen Privatbank zum Revolver gegriffen, und einige mehr oder minder ansehnliche Institute, wußte Alexander zu berichten, standen vorm Verkrachen.

Es ging auf Mitternacht. Alexander verabschiedete sich, und wir sagten freundlich: „Also, beim nächsten Bankkrach kommst du wieder.“

„Aber, Kinder“, wehrte Alexander bescheiden, „so oft kann ich doch nicht zu euch zum Essen kommen . . .!“

Ossip Kalenter

Der Tapfere

Die Kommunisten hielten in der Hasenheide eine Versammlung ab. Nach Schluß wollten sie, ungeachtet des Regenwetters und der Notverordnung, einen Demonstrationszug bilden, was aber das starke Polizeiaufgebot nicht duldete. Die Demonstranten leisteten Widerstand, wichen aber schließlich dem unerbittlichen Gummiknüppel. An der nächsten Ecke, wo sich eine Baustelle befand, machten einige Versprengte Halt und eröffneten ein Steinbombardement auf die Schupoleute, die daraufhin von der Schußwaffe Gebrauch machten. Vielleicht waren es nur Schreckschüsse, aber die Demonstranten, sicher ist sicher, warfen sich platt auf das Pflaster, so schmutzig es auch war, und krochen um die Ecke. Einer nur zog sich in aufrechter Haltung zurück. Bevor sie sich trennten, tranken sie in einer Destille eine Molle auf den Schreck. „Na, Maxe“, sagte einer zu dem Genossen, der sich nicht hingeworfen hatte, „du hast dir der Jefahr mehr ausjesetzt, wie nötig war. Sich von die Bande die Knochen kaputtschießen lassen, is doch keene Ehre nicht.“

Maxe war ein aufrichtiger Junge und antwortete: „Wo die jeschossen haben, hab' ick wenijer an meine Knochen und mehr an meine Madame zu Hause jedacht. Bei dem Modder auf der Straße hätt' ick mir nich schlecht dreckig jemacht in mein' juten Anzug, wo ick heut anhab, und was det for 'n Mordskrach zu Hause jejeben hätt', davon kannste dir jar keene Vorstellung nich machen, oller Kampfjenosse.“

Jos. A.

Die Weltlage

Frau Bermann ist reizend, Frau Bermann ist klug. Er kann lachen, der Herr Bankdirektor.

Das tut er aber keineswegs — vielmehr ist er ein Brummeisen in Baß.

„Gnädigste“, frage ich sie, „wie kommen Sie nur aus mit diesem Brummeisen?“

„Oh, vor allem spreche ich mit meinem Mann niemals von seinen Geschäften; davon hat er im Büro genug. Ich brauche auch keine Auskunft: ich schließe aus seinem Benehmen auf die Welt- und Börsenlage. Geht alles gut, kommt er um drei zum Essen; geht es schlecht, kommt er um vier. In der letzten Zeit pflegt er gar nicht zu kommen.“

Roda Roda

Dalmatinischer Abend

Von Jan Herchenröder

Die Sonne stand noch halb hinter dem Merjanberg und tauchte die Pinien in ein rötliches Gold. Die Adria lag ruhig, und wir waren müde vom Schwimmen. Sreten hatte mit Sorgfalt seine Füße gewaschen und seine blauweißgestreifte Matrosenbluse eingeseift. Nun lagen wir auf einem der noch am Nachmittag glühend heißen Felsen und schauten auf die gegenüberliegenden Berge der vielen kleinen Inseln, die weit als weißliche Wellenlinien zu erkennen waren. Wir warteten, bis Sretens Bluse trocken war, um dann einen Platz zum Schlafen zu finden. Die Sonne tauchte ganz unter, und die blaue Stunde kam, die Sreten nicht leiden konnte, weil sie ihn zu sehr an die Kunstdrucke in der Belgrader Wohnung seiner Eltern erinnerte. Endlich war Sretens Bluse trocken, der Abend kam, und unsere Mägen knurrten, so daß Sreten beschloß, noch einmal in die Stadt zu gehen. Er kam nach einer halben Stunde wieder mit einer Tüte Orangen, fünf Bananen und einer Literflasche Rotwein, die reell mindestens fünfundzwanzig Dinare kostete. Da wir niemals Geld hatten, weil es aus den Briefen, die wir bei der „Poste restante" abholten, genommen wurde, tranken wir den guten Wein mit doppelter Freude. Sodann breiteten wir unsere Mäntel aus, drehten Zigaretten und legten uns zufrieden hin, den weiten Sternenhimmel betrachtend.

Wir hatten schon ungefähr eine halbe Stunde geschlafen, als uns ein Schutzmann in gelber Uniform weckte. Es war ein slawischer Typ, mit breiten Backenknochen und einer platten Nase. Er hatte einen riesigen Revolver umhängen und ein kleines Seitengewehr. Nicht gerade höflich verlangte er unsere Pässe. Ich wollte schon in meine Rocktasche greifen, als Sreten wie von einem Skorpion gestochen aufsprang, den Schutzmann an der Kehle packte und ihn auf die Erde riß. Sreten schlug auf den sich kaum Wehrenden ein, und ich half ihm, da ich nicht unbeteiligt sein wollte. Sreten mochte seine guten Gründe haben. Wir verdroschen den Schutzmann gewaltig und ließen ihn erst los, als er zu wimmern anfing und um Gnade bat. Ich wollte ihm seinen Revolver abnehmen, doch, meinte Sreten, das sei durchaus nicht nötig. Humpelnd und zitternd verließ uns der Schutzmann, und ich war verwundert, daß er nicht sein Schießeisen locker machte, um sich zu rächen. Bald war er um einen Steinhaufen verschwunden, nachdem er uns noch einmal mit der Faust gedroht hatte. Sreten wischte sich den Schweiß von seinem tiefbraunen Gesicht und strich seine schwarzen, öligen Haare aus der Stirn. Dann lachte er ungemein zufrieden. Ich war noch ein wenig bestürzt über Sretens Leichtsinn, und war überzeugt, daß wir nun schleunigst pilgern müßten. Zu Fuß nach Dubrovnik, das unser nächstes Reiseziel war. Doch klärte mich Sreten auf.

Er sagte: „Mon ami, du kennst nicht die Verhältnisse hier. Gospodin Schutzmann wird sich hüten, etwas gegen uns zu unternehmen, weil er dann seine Untauglichkeit beweisen würde. Er muß froh sein, als ehemaliger kroatischer Bauer vom Staat ein gutes Gehalt monatlich zu bekommen. Und dann, glaubst du, daß er den Spott seiner Kameraden ertragen würde?"

„Naturellement, aber warum hast du ihn eigentlich verhauen, wir haben doch unsere Pässe?"

Da lachte Sreten noch mehr als vorher. Er zeigte dabei sehr seine herrlich weißen Zähne und schlug sich auf seine dünnen, sehnigen Schenkel.

„Mon dieu, wo wärst du hingekommen, wenn du mich nicht gefunden hättest. Kennst du die hiesigen Gefängnisse? Natürlich nicht, und sei froh, daß du sie nicht kennst. Wir sind nicht in der Stadt angemeldet und haben folglich keine Ortstaxe bezahlt, die täglich fünf Dinare ausmacht. Dafür hätte man uns mindestens drei Tage zu Wasser und dem scheußlichen Roggenbrot gesetzt, mit Wanzen und Läusen als Kameraden. Du vergißt, daß hier die westliche Kultur, mit all ihrer Humanität und dergleichen Dingen, niemals Fuß fassen wird. Ja, du bekommst in der Stadt einen Rasierapparat und ein Grammophon zu kaufen, soviel hat man schon gelernt. Aber was immer war, ob es nun die Ruinen aus Diokletians Zeiten sind, die alten Ziehbrunnen oder die Wanzen und Läuse in den Gefängnissen, das bleibt, aus Pietät vielleicht. Bist du nun im Bilde? Der Schutzmann wird sich hüten, uns noch einmal in irgendeiner Form zu belästigen, er ist nicht der erste, der mit meinen Fäusten Bekanntschaft machte."

Nun lachte auch ich.

Wir legten uns wieder auf unsere Mäntel und rauchten. Es wurden Pläne geschmiedet, was am nächsten Tag zu beginnen sei.

Sreten wurde nachdenklich und machte plötzlich den Vorschlag, Haifische zu fangen. Er wollte sich mit ein paar Fischern, die er gut kannte, in Verbindung setzen. Doch verwarfen wir das wieder, weil wir den Fischern ein Trinkgeld hätten geben müssen. Unterdessen war der Mond aufgegangen und beschien milchig die trostlose Landschaft. Man erkannte undeutlich die vielen steinigen Berge, zu denen sich schmale Pfade hinzogen. Auf kümmerlichen Wiesen weideten die kleinen Eselchen der kroatischen Bauern; sie schrien manchmal kläglich und bekamen von den Eselchen anderer Gehöfte Antwort. In der schneeweißen Villa des deutschen Zahnarztes, den ich tags zuvor ohne Erfolg besucht hatte, wurde auf einer Ziehharmonika ein Tango der vergangenen Saison gespielt.

Es wurde nun kühl, und wir deckten uns mit unseren Röcken notdürftig zu. Sreten schnickte seine Zigarette im Bogen fort und sagte: „Laku notsch."

Dann schliefen wir ein.

Kulturpleite / Von Walther C. F. Lierke

Man kann die Karten mischen, wie man will:
Das Leben ist verarmt zum Steinerweichen,
halb gar nicht da, halb wie ein Haufen Müll,
zu dem wir wie die Lumpensammler schleichen.

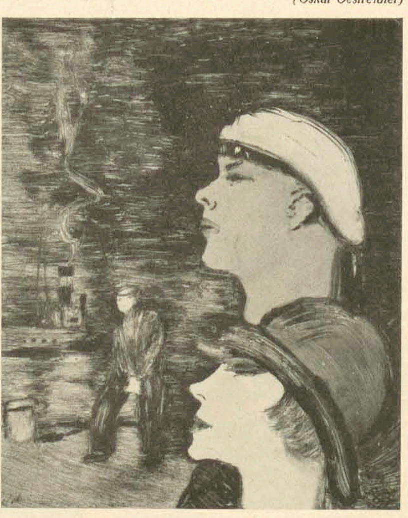
Wir möchten manches mögen, dies und das —:
Was mag denn uns in unsrer Elendslage?
Wir schaffen kaum für jeden Tag den Fraß.
Das Jahr hat dreihundertundfünfundsechzig Tage.

Wen freut das noch? Wen freut der magre Schwindel,
der Hypotheken aufs „Vielleicht mal" sucht? —
Vielleicht mal sind wir hungriges Gesindel,
das schon den Bissen Brot als Glücksfall bucht.

Vielleicht mal rasselt die Geschichte ein,
die heut sich unentwegt Kulturwelt nennt.
Der ganze herrlichkeitsbewußte Skatverein
kapiert ja doch nicht eher, daß es brennt.

Glück in der Liebe

(Oskar Oestreicher)



„Sag' mal, Fritze, du hast wohl in jedem Hafen 'ne Jeliebte?" „I wo denn, hier war die Stelle sojar zufällig jrade noch frei!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Shaw's Rußlandreise

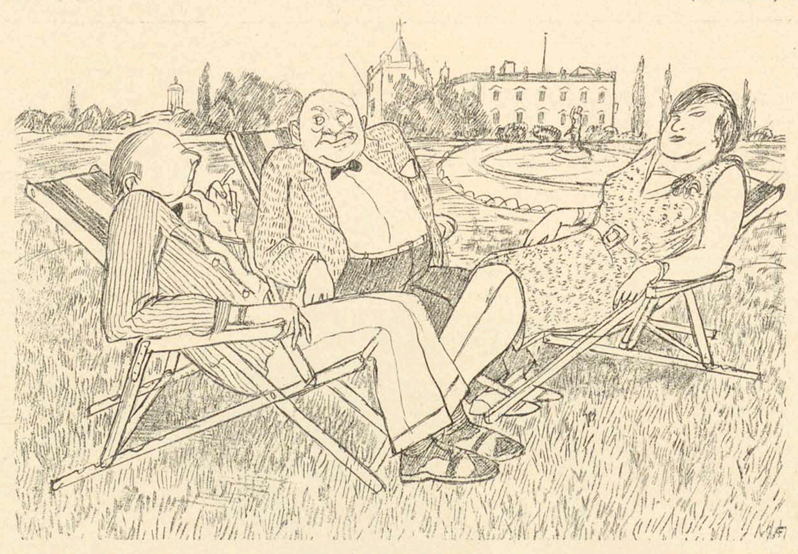
(Olaf Gulbransson)



„Und was war nun der eigentliche Zweck Ihrer Reise, Mr. Shaw?" — „Ich habe mit der Sowjetregierung einen großen Lieferungsvertrag über Paradoxe abgeschlossen."

Trost

(M. Frischmann)



„So 'ne Jemeinheit, nu hat man mich denunziert, daß ick Kapital im Ausland hätte!" — „Aber sehnse mal, et wäre doch noch viel jemeiner, wenn det jar nich stimmen würde!"

Kurzer Bericht über die enorme Hitzwelle im Jahre 19.. / Von Hans Gundlach

Die große Hitzewelle im Jahre 19 . . wird ewig zu den Ruhmestaten der Meteorologie gerechnet werden müssen. Wenn es den Meteorologen auch nicht gelungen war, sie vorauszusagen, so war das ganze Naturphänomen jedenfalls doch nur eine Folge der übermäßigen Anstrengungen dieser unglücklichen Gelehrten, das Wetter in Übereinstimmung mit den Regeln ihrer Wissenschaft zu bringen, wobei sie sich dermaßen erhitzten, daß eine Hitzewelle ausbrach.

Sie entsinnen sich wohl noch alle: es war mitten im Mai. Es kam so plötzlich, daß Mäxchen, der für den Balkon seines Vaters Blumensamen gekauft hatte, nicht mehr rechtzeitig damit aus der Straßenbahn kommen konnte; die Hitzewelle war wie mit einem Schlage da, und innerhalb weniger Sekunden wuchsen infolge des tropischen Klimas dem armen Knaben die Samen aus der Tasche zu derart großen Büschen, daß sie den ganzen Wagen innen bis unter die Decke dicht anfüllten und die Gäste panikartig absprangen, ehe der Schaffner bremsen konnte; Mäxchen lag unter einem Grabe von duftenden Blumen mitten im Straßenbahnwagen — tot...

Aus den Wasserleitungen zischte zuerst wenigstens noch heißer Dampf, wenn man aufdrehte; später kam nur noch die Stimme eines Ansagers heraus: „Liebe Leute, wir haben kein Wasser mehr!" Gleichwohl wurde der Direktor der Wasserwerke eines Nachts dabei betroffen, wie er heimlich mit mehreren Litern H_2O dicht an den Häusermauern entlang nach Hause schleichen wollte; er wurde auf der Festung Köln am Rhein eingesponnt.

Ältere Damen vergaßen jeden Anstand und warfen ihre Korsetts ab, Offiziere öffneten sogar den obersten Knopf ihres Uniformrocks! Auf den Pflastersteinen wurden Eier und Backfische gebraten. Professor Piccard stieg bis zu einer Höhe von zwanzig Kilometern in die Stratosphäre und holte frische Luft herunter, die er oben eingeweckt hatte; leider wurden ihm bei der Landung die Konservengläser durch eine erregte Volksmenge entzweigeschlagen und die frische Luft von Unbefugten sofort eingeatmet. Auf Professor Piccards verzweifelten Protest rief ihm obendrein ein Strolch zu: „Wieviel frische Luft könnte an deiner Stelle sein!" Der Professor stieg darauf sofort wieder auf und ist bisher bekanntlich nicht wieder zurückgekehrt; mit sehr scharfen Gläsern sieht man ihn an windstillen Abenden hoch oben hängen, wie er Messungen anstellt und in einem kleinen roten Buche liest.

Meere trockneten aus, und am Grunde wurden unzählige U-Boote sichtbar, die den Meeresboden völlig bedeckten, darunter auch solche, die f r e i w i l l i g auf Grund gegangen waren und nun hilflos im Sande rutschten; die Mannschaften — soweit sie noch am Leben waren — versuchten, sie rasch beiseite zu schieben, was aber nicht gelang. Das friedliebende breitere Publikum, von dem Anblick aufs unangenehmste überrascht, schlug unbarmherzig auf die Kapitäne ein, obwohl diese in ihrer Verlegenheit freundlich grüßten, als ob gar nichts wäre. Bald aber füllten sich die Meere wieder — mit dem Quecksilber, das die Thermometer gesprengt hatte und sich in ungeahnter Weise ausdehnte; nachts leuchtete der Mond über echt silberne Wogenkämme! Diplomaten und Parteiführer hatten gerade viele schöne Kriege und Bürgerkriege in Vorbereitung, die nun leider zum größten Teil wegen der Hitze aufgeschoben werden mußten; nur am Nord- und Südpol gelang es, noch schnell einige wichtigere Schlachten zu erledigen, dann begann das große Schmelzen aller Metallgegenstände: fliegender Kanonenkugeln, Klavierpedale, Zehnpfennigstücke, Goldzähne und Regengossen; Lokomotiven verrieselten im Sande, der Eifelturm floß in die Seine, und den Mördern tropfte die Klinge vom Holz- oder Hirschhorngriff während sie zustießen; vergeblich forderte man sie auf, einen kalt zu machen . . . Kinder, die einen Finger in die Nase gesteckt hatten, um nach Feuchtem zu bohren, bekamen ihn nicht wieder heraus: er war innen festgetrocknet und wurde in einigen Fällen von den bestürzt danebenstehenden Eltern mitsamt dem Nasenpolypen, der sich mit den Fangarmen daran festhielt, gewaltsam herausgerissen. Ingenieure dagegen bohrten tief in die Erde hinein bis in die Sohlen der entsetzt aufspringenden Antipoden, ohne auf Wasser zu stoßen. Als die Verzweiflung der Menschheit so weit war, daß nur noch die allernotwendigsten Kriege und Bürgerkriege (und auch nur notdürftig mit der bloßen Hand) geführt werden konnten, entschloß sich ein berühmter Meteorologe zum letzten und äußersten Schritt: er prophezeite, die versengende Sonnenglut werde noch lange anhalten!

Sofort rauschten kalte Regengüsse so un-

Das Führerproblem, genetisch behandelt

Von Erich Kästner

Als Gott am ersten Wochenende
die Welt besah, und siehe, sie war gut,
da rieb er sich vergnügt die Hände.
Ihn packte eine Art von Übermut.

Er blickte stolz auf seine Erde
und sah Tuberkeln, Standard Oil und Waffen.
Da kam aus Deutschland die Beschwerde:
„Du hast versäumt, uns Führer zu erschaffen!"

Gott war bestürzt. Man kann's verstehn.
„Mein liebes deutsches Volk", schrieb er zurück,
„es muß halt ohne Führer gehn.
Die Schöpfung ist vorbei. Grüß Gott. Viel Glück."

Nun standen wir mit Ohne da,
der Weltgeschichte freundlichst überlassen. –
Und: Alles, was seitdem geschah,
ist ohne diesen Hinweis nicht zu fassen.

glaublich dicht nieder, daß die wenigen übrig gebliebenen Fische aus dem Bassin eines Milliardärs laut jubelnd in der Luft herumschwammen; die Bahnen fuhren wieder; die U-Boot-Kapitäne schossen ihre Torpedos ab und erstickten am Grunde mit Mann und Maus; die Kinder zogen die Finger aus der Nase, und alles war in bester Ordnung wie zuvor.

Der Verschwender

Dem bekannten Berliner Rechtsanwalt Dr. L. hatte die Natur einen männlichen Erben versagt, was ihn bitter kränkte, weil die Praxis bisher stets vom Vater auf den Sohn vererbt worden war. Er mußte sich wohl oder übel mit einem Schwiegersohn begnügen, der sich zunächst einmal auf eigene Rechnung und Gefahr betätigen sollte. Hiezu trat er ihm als Morgengabe etliche nahrhafte Prozesse ab, hauptsächlich einen weitverzweigten Erbschaftsfall.

Nach einem halben Jahr bittet der strebsame junge Mann um neuen Stoff. Der alte L. starrt ihn an: „Was hast du mit all den schönen Sachen gemacht?" — „Erledigt, Papa!" — „Den Erbschaftsprozeß —?" — „Erledigt zur restlosen Zufriedenheit sämtlicher Mandanten!" Da aber brach der Alte los: „Einen Kapitalsprozeß, der seit fünfundzwanzig Jahren in der Familie war, in sechs Monaten total versaut! Wie heißt ‚Zufriedenheit sämtlicher Mandanten'! Du bist der größte Trottel, der mir je ..." etc. usw. usf. WEW

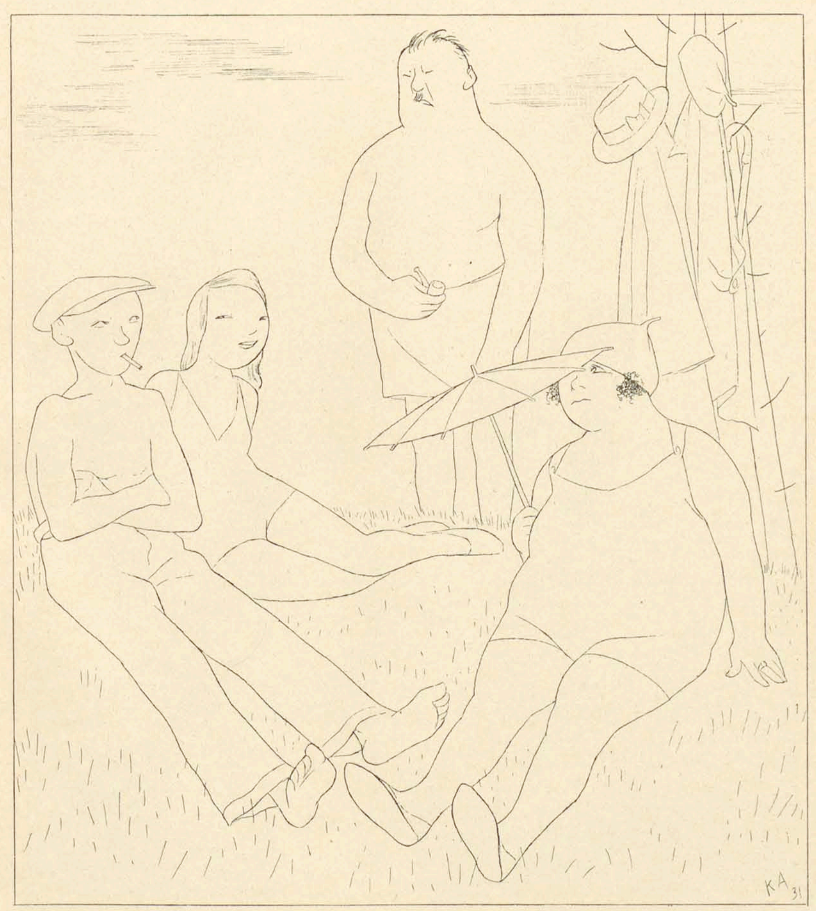
Besuche von auswärts

Jeder klopft uns auf den Rücken,
jeder spricht:
„Diesmal, Michel, muß dir's glücken!
Zage nicht!
Neu wirst du dir auferbauen,
was mal war.
Sieh, wir schenken dir Vertrauen,
– aber nichts in Bar."
Diesen Spruch geflötet habend
in die Luft,
wünscht man herzlich: „Guten Abend!"
und verduft't.
– Keine Arbeit, abends Gäste
und ein Toast
auf das Wohl zerscherbter Reste ...
Na denn: Prost!

Ratatöskr

Eheidyll

(Karl Arnold)



„Mit meiner Ollen kannste poussieren, junger Mann, awa wennde Elli, meine Braut, anlangst, denn war det deine letzte Betätigung, vaschteste!"

Circulus vitiosus

(E. Thöny)



„Sport lenkt noch am besten von dem Jedanken ab, daß man keen Jeld mehr hat, aber et jehört eben Jeld dazu!"

Stuttgart, 24. August 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

Internationales Ärzte-Konsilium

(E. Schilling)



„Nach gründlicher Untersuchung sind wir endlich zu dem Resultat gekommen: Ihr Zustand ist so ernst, daß Sie sich nur selber helfen können!"

Das Volk entschied! / Von *Karl Kinndt*

Na also, Kinder! Bange machen gilt nicht!
Es siegt nicht immer, wer am laut'sten schreit!
Das Schicksal eures Riesen-Bluffs erfüllt sich:
der erste Schlag war dieser Volksentscheid!

Allein mit Schimpfen, Gröhlen, Schießen, Hauen
erreicht man auf die Dauer doch nicht viel.
Und nur auf andrer Leute Dummheit bauen,
führt manchmal doch nicht zum ersehnten Ziel –

Ihr Guten habt es halt zu bunt getrieben!
Und führtet ihr auch viele hinters Licht:
so gottverlassen-dumm wie ihr, ihr Lieben,
ist selbst das Gros der Nazi-Wähler nicht!

Allmählich habt ihr uns genug gekostet
an Geld und Nerven, Ansehn und Kredit.
Und wessen Hirn nicht gänzlich eingerostet,
der macht den plumpen Schwindel nicht mehr mit!

Adolf, der Hitler, fiel vom hohen Pferdchen
und kann des Volkes Abfall nicht verstehn –
Stillweinend murmelt er ins Heldenbärtchen:
„Vernunft, du siegst –: und ich muß untergehn –!"

Die Verwirrung / Von A. M. Frey

Die Verwirrung des alten Herrn nahm ihren Ausgang von einer Bestimmung der Badeordnung, die auch dort, wohin sie vornehmlich treffen wollte, in ihren Gründen nicht verstanden wurde. Sie besagte nämlich, daß Frauen und Mädchen nicht mit offenem langen Haar baden dürften, sondern selbiges in einem Zopf geflochten und zum Knoten verknotet zu tragen hätten, solange sie sich im Wasser befänden. Die Verordnung traf natürlich die wenigsten. Aber in dem gut besuchten Familienbad waren doch einige, die sich daran halten mußten. Sie taten es brav; man sah keiner Loreley goldene Flut mit den Fluten sich vermengen. Weshalb eigentlich dies nicht sein durfte, wußte niemand. Es ist anzunehmen, daß dem Ursprung des Paragraphen irgendeine dunkle Überlegung zugrunde lag, sei es die, man könne mit dem offen treibenden Haar irgendwo hängen bleiben, sich verwickeln und Schaden nehmen, sei es, daß die Badeverwaltung meinte, es sei unappetitlich oder im Gegenteil zu appetitanregend. Das alles blieb im Finsteren — der alte Herr aber sah sich ins Licht allgemeiner Beachtung gerückt. Er besaß, passend zu seiner würdig-behäbigen Gestalt, einen großen silbrigen Vollbart, ein Prachtexemplar von Bart, der den Nabel verdeckte und beinahe die Badehose überflüssig gemacht hätte. Mit diesem Bart fürs Leben versehen, wollte er daran gehen, ins Wasser zu steigen, als ihm das Lächeln eines jungen Herrn auffiel, das ihn hemmte. Das Lächeln war nicht unehrerbietig — es schien trotzdem etwas gegnerhaftes an sich zu haben, es patrouillierte, es fühlte vor, es schien ausgesandt, um den Angriff einer Rede vorzubereiten — und da begann der junge Mann auch schon mit ihr.

Er sagte zu dem zögernden Alten: „Verzeihung, mein Herr, Sie scheinen nicht zu wissen, daß es hier verboten ist, mit offenem langen Haar zu baden. Gestatten Sie mir, darauf aufmerksam zu machen. Sie werden sich Unannehmlichkeiten von seiten des Personals zuziehen, wenn Sie so, wie Sie da sind, ins Bassin steigen." Der alte Herr erschrak; seine Finger harften durch den beanstandeten Bart; er war sich dessen sicher nicht bewußt. Er begann sich zu verteidigen: „Aber die Bestimmung kann doch nur weibliche Personen treffen, nicht wahr?" — „Weshalb das?" fragte der junge Mann schnippisch zurück. „Sie verschieben da, dünkt mich, fälschlicherweise den Schwerpunkt. Es betrifft nicht Männer oder Frauen, es trifft langes Haar. Ob solches hinten am Kopf oder vorn am Kinn hängt, dürfte völlig einerlei sein."

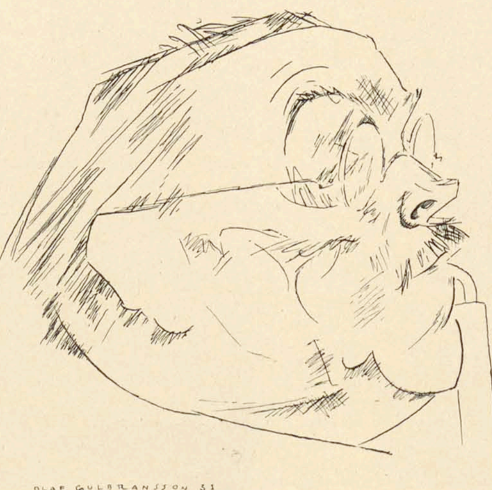
Der alte Herr war für den Augenblick geschlagen, er war hilflos, er hatte eine prächtige rote Nase, die im silbrigen Weiß seines um und um bebarteten Gesichtes saß wie ein Hummerrücken in Eisstückchen. Er hatte ein Paar stechend klare blaue Äuglein, die jetzt unsicher umherfuhren. Er war zeitlebens ein wackerer und biederer Mann gewesen, der sich an die sämtlichen polizeilichen Vorschriften der Welt immer gehalten hatte, ohne besondere Beschwerden dadurch zu erleiden, denn er war nicht extravagant veranlagt; er wollte daher auch jetzt durchaus nicht aus der Reihe tanzen, er wollte nicht straffällig werden. Aber was sollte er denn nur tun? Nun lehnte er sich doch auf, er grollte: „Dann wäre ich also dazu verurteilt, hier nicht baden zu können."

Es hatten sich Leute, die zuhören wollten und übrigens ohnedies von des Alten Erscheinung angezogen waren, um ihn und seinen höflichen Widersacher versammelt. Der meinte: „Das ist nicht gesagt, daß Sie gar nicht baden können. Sie müssen sich nur in die Anordnung einpassen." — „Was denn, was denn?" fragte der Alte in ohnmächtigem Grimm, „soll ich mir vielleicht schnell den Bart abschneiden?" — „Aber nein, die Damen mit langem Haar schneiden es sich doch auch nicht ab, sie verwahren es." — „Wie kann man einen Bart verwahren, mein Herr?" fragte der Alte wegwerfend nach diesem Rat, der ihm offenbar albern erschien. „Wie Sie das machen, das wäre durchaus Ihre Sache", entgegnete der Junge sehr ernst. Es entstand eine Pause; es mischte sich ein dritter ein. War er ein heimlicher Helfershelfer des anderen? Jedenfalls bewahrte er Haltung. Es wirkte durchaus nicht wie Spaßmacherei, als er sagte: „Der Fall kann nicht erstmalig sein, hier unter der immerhin beträchtlichen Menge wird sich doch der eine oder andere Herr mit langem Bart befinden. So einen sollte man fragen, wie er es macht." — „Oder gehen Sie doch einen der Männer, die hier Aufsicht führen, um Rat an!"

Aber waren schon die weiblichen Erscheinungen, die von jener Bestimmung getroffen wurden, dünn gesät — einen Weihnachtsmann sah man weit und breit nicht, übrigens, wie es immer ist, wenn man ihn braucht, auch keinen Aufsichtsbeamten. Die Sache blieb also in der Schwebe; aber der alte Herr drängte natürlich zur Entscheidung, er wollte doch sein Bad nehmen. „Was soll nun geschehen, endlich will ich das wissen?" fragte er schmerzvoll und beleidigt. Er schien ganz zu vergessen, daß die Leute um ihn her, deren immer mehr wurden, die durcheinandersprachen und sehr an dem Fall teilnahmen, ohne ihn zu belachen oder gar den ratlosen Alten zum Gegenstand eines Gespöttes zu nehmen —, daß diese Leute nicht zu entscheiden hatten, daß sie ihm nichts vorschreiben konnten. Oder fühlte er das Richtige: nämlich, daß eigentlich doch die Menschen zu entscheiden haben, um derentwillen ja solche Anordnungen getroffen werden. Wenn das Publikum hier einverstanden war, daß er mit seinem Bart ins Wasser stieg, dann war doch alles im Blei. Aber das war eben das Undurchschaubare: Wie stellte sich die Gesamtheit der Menschen zu seinem Problem? Man schien es doch in der Richtung des Paragraphen lösen zu wollen, denn einer jener beiden immer rätselhafter werdenden Herren sagte beruhigend wie ein Arzt: „Sie tun am besten, Ihren Bart in einen — oder bequemer noch in zwei Zöpfe zu flechten und um den Mund herum mit ein paar Haarnadeln festzustecken. Es finden sich sicher einige hilfreiche Damen, welche Nadeln zur Verfügung stellen."

Seltsam, auch jetzt lachte niemand. Empfanden alle, wie ernst die Situation für den Greis war? Empfanden sie: eine Anordnung, ein Paragraph war zu bewältigen? Der Paragraph war unverrückbar da, mit ihm mußte man sich auseinandersetzen. Der junge Mann versuchte es wieder, er sagte zu dem Weißhaarigen: ‚Mein Vorschlag mag Ihnen absurd erscheinen, er ist absolut logisch, er ist gesund geboren aus dem, was die Vorschrift besagt. Wie lang, wenn ich fragen darf, ist Ihr Bart?" — „Über einen halben Meter", bekannte stolz der Alte. „Sehen Sie", entgegnete nun der Junge. „Sie fallen unter das Gesetz", sagte der Helfershelfer. Er sagte das schwere Wort Gesetz — und jeder nahm es ohne Widerrede hin.

(Schluß auf Seite 244)



Ludwig Thoma
† 26. August 1921

Bundesgenossen

(Olaf Gulbransson)

„Trinken wir zunächst mal Brüderschaft — auf einen siegreichen Volksentscheid!"

„Mit dem Volksentscheid war's nischt, aber wenigstens können wir jetzt Gott sei Dank wieder Sie sagen!"

Prinzip

(Paul Scheurich)



„Weeßte, Kleene, untananda können ja die Dussel von Männern barjeldlos verkehren, aber mit mir nich!"

(Schluß von Seite 242)
Es lastete auf allen — bis ein Fräulein sich befreite, ihre Badekappe auszog und sie dem Greise darreichte: „Stopfen Sie den Bart doch hier hinein, dann brauchen Sie ihn nicht erst zu flechten."
Aber der Alte warf einen Blick auf die Uhr und zauderte und sagte dann kopfschüttelnd: „Meine Zeit ist abgelaufen." Es ist möglich, es ist wahrscheinlich, daß er log, denn er war wohl noch gar nicht lange da. Den Doppelsinn, der in seinen letzten Worten steckte, meinte er bestimmt nicht, nein, er wurde einfach flüchtig, er entzog sich dem Kampf mit der Anordnung, er entzog sich ihr wütend, aber er wußte doch nichts Besseres oder Ernsteres zu tun, als das böse Spiel aufzugeben. Man sah ihm nach, wie er davonmarschierte. Er betätigte einen ungebrochenen Marschtritt. Man sah ihn, als er schon seiner Kabine nahe war, unter eine Brause treten. Das Wasser perlte in der Sonne auf ihn nieder und hinterließ blitzende Tropfen in seinem Bart.

Das Echo

Von Trim

Nicolo lernt Deutsch. Er ist mit heiligem Eifer dabei, meine deutsche Zeitung zu studieren. Aber oft muß er mich doch um Rat fragen.
Er liest alles: den Leitartikel, den Gerichtssaal, Berliner Lokalartikel, die Korrespondenzen aus der Provinz.
„Ihrem Vaterland geht es nicht sehr gut", sagt er mit aufrichtiger Teilnahme. „Überall Not — viel Steuern — kein Geld!"
„So ist es, Nicolo — leider!"
Er studiert unentwegt.
„Signor", sagt er nach einiger Zeit, „was ist das? In Mag—de—burg Kampf zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten.
In Leip—sick Kampf zwischen Reichsbanner — was ist Reichsbanner? — und Nazi — was ist Nazi?
In Elberfeld Kampf zwischen — — —
In Bremen ein Toter, zwei Schwerverletzte — — —
In Dessau Überfall auf — — —
In Köln Schlägerei zwischen — — —
In der Universität Marburg Prügelei — — —"
„Hören Sie auf, Nicolo — Sie verstehen das nicht! Ich kann es Ihnen nicht erklären. Das kann man keinem Nichtdeutschen erklären — — —"
„Aber die Deutschen müssen es sich doch selbst erklären können!" sagt Nicolo naiv. „Was bezwecken sie damit, Signor?"
Ich denke tiefgründig nach.
Dann erwidere ich schnippisch: „Wir bezwecken nichts damit, mein Herr! Ein Volk, das Ideale hat, gibt sich ehrlich seinen Empfindungen hin. Nur Krämervölker haben einen Zweck im Auge — daß Sie es wissen, Signor Nicolo!"

Hoffentlich! / Von Ratatöskr

Was beschäftigt unsren Sinn?
Bankdiskont, Kredite, Krisen,
Stillehaltung und Devisen . . .
Heute her und morgen hin.

Wird's gelingen, zapperment?
Werden wir es rüstig schaffen
und nicht vor der Zeit erschlaffen?
. . . Jeder spuckt sich in die Händ'.

Bieder nur und unentwegt
sehn wir hinter seinem Ofen
den bewährten Philosophen,
welcher heftig überlegt,

ob dem deutschen Geist nicht doch
als Motiv und Wirkungsfläche
Metaphysik mehr entspräche . . .
Hoffentlich erdenkt er's noch!

Kleine Geschichten

Das Sicherste

Ein kleiner Rentner ging dieser Tage zu seinem alten Schulfreund, dem großen Bankier, und fragte: „Kannst du mir einen guten Rat geben, wie ich meine geringen Ersparnisse absolut sicher anlegen könnte?"
Da schüttelte der Bankier betrübt den Kopf und sagte: „Wenn ich aufrichtig sein soll, lieber Freund, — das Allersicherste ist heutzutage, überhaupt kein Geld zu haben!"

Ratschläge

In der Sommerfrische hatte Egon Friedell einmal einen Tischnachbar, der ihn fortwährend mit wohlgemeinten Ratschlägen belästigte. Tagtäglich mußte der arme Egon sich anhören, daß das Trinken ein Laster und das Rauchen schädlich und acht Stunden Schlaf für den Organismus nötig seien.
Eines Tages aber — der Tischnachbar sprach soeben über den verdauungsfördernden Wert ausgiebiger Spaziergänge —, eines Tages also verlor der gute Dr. Friedell die Geduld, und er sagte, freundlich wie immer: „Lieber Freund, zum Dank für Ihre liebenswürdigen Ermahnungen will ich Ihnen gleichfalls einen guten Rat geben: falls einmal einer auf Ihre ewigen Ezes mit einer Ohrfeige reagieren sollte, dann empfehle ich Ihnen wärmstens Umschläge mit essigsaurer Tonerde!" Salpeter

Der Grund . . .

Unlängst war ich in einer Ausstellung. Am Eröffnungstag. Irgendein hoher Würdenträger war höchstpersönlich erschienen, und die Herren vom Komitee führten ihn herum. Eben stand ich vor einer Vitrine, als ein Diener auf mich zutrat und sagte: „Bitt' schön, geh'n S' in nächsten Saal — da kummt jetzt'n de Exzellenz eina!"
„Meinetwegen kann kommen wer will —", entgegnete ich, „mich stört das nicht!"
„Jo — jo — des scho — aber wissen S', 's gwöhnliche Publikum därf do net herinn bleim, wann er kummt!"
„Warum nicht?" fragte ich erstaunt.
„No — jo —", meinte der Biedere, „i glaub, es is desweg'n, daß kaner hert, wann er gar z' dumme Frag'n stellt!" H. K. B.

Erziehung

Die Wiener Ravag sandte dieser Tage eine unbeschreiblich schöne Tristan-Übertragung. Frau Bankdirektor K. schleppte ihr siebzehnjähriges Töchterchen vor den Lautsprecher. Seufzte mit hochgeschlagenen Augen selig bei Tristans Liebestod, das Töchterchen gähnte gelangweilt.
„Das interessiert mich nicht, Mutter", sagte die Siebzehnjährige endlich.
Die Mutter erwiderte: „Wen interessiert das überhaupt — aber das gehört nun einmal zur allgemeinen Bildung — du mußt dir das anhören, damit du es später wiedererkennst und mitreden kannst." J. H. R.

Pfadfinder, die den Pfad verloren

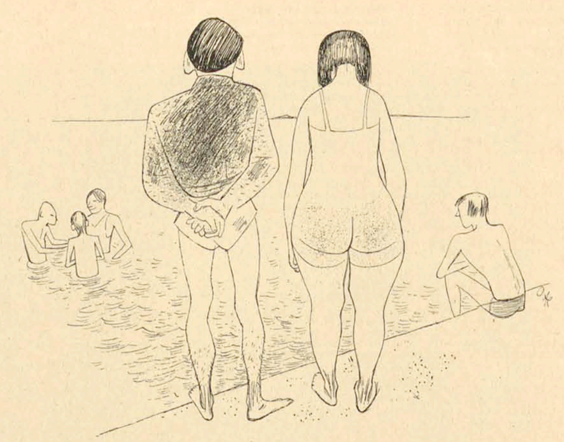
(Josef Sauer)



„Hu, hu, siehste Willem, nu haben wa so lange Pfad jefunden, bis wa jlücklich von der Chaussee abjekommen sin!"

Mißverständnis

(Otto Herrmann)



„Wie lange glaubste wohl, Max, daß ich unter Wasser bleiben kann?" — Bloß 'n paar Tage, denn kommste wieder hoch!"

Olympias Attest

Von Peter Scher

Olympia war allen am Strande unentbehrlich. Wenn sie gegen elf erschien, stießen sich die Lästermäuler an. Manchmal prustete ein neues Mitglied der Verschwörung unbeherrscht los, aber Olympia merkte es nicht einmal. Sie trug ihre Gloriole wie ein Zirkuspferd den Federbusch. In der Tat hatte sie etwas von einem Zirkuspferd, das tänzelnd in die Manege einbiegt.

Sie selbst gab sich einige vierzig. Damen, die sie näher kannten, behaupteten dagegen, mit fünfundfünfzig sei sie wohlwollend geschätzt. Zweifellos war sie einmal schön gewesen. Eins jener klassischen Profile, die mit dem Wegfall jugendlichen Charms leicht hexenhaft wirken. Wenn sie badete und bis zum Hals im Wasser stand, sah ihr Gesicht wie die im Ozean untertauchende Mondsichel aus.

Olympia hatte den Keuschheitstik. Es war nur folgerichtig, daß die Frauen ihrer Umgebung sie lächerlich fanden. Von den Männern wurden merkwürdige Dinge berichtet. Der alte General Moutardier mußte jedesmal zwei Kognaks kippen, wenn ihr Name erwähnt wurde. Da sie reich war, hatten viele unter Stoßseufzern und mit geschlossenen Augen kopflose Eroberungsversuche unternommen und waren natürlich kläglich gescheitert. Olympia verwies triumphierend auf ihre Unberührtheit. Neuen Bekanntschaften zeigte sie nach fünf Minuten ein gewisses ärztliches Attest, das sie sogar am Strand in einem wasserdichten Beutel bei sich trug.

Eines Morgens berichtete die kleine Dufresne, die manchmal zu Olympia ins Haus ging, daß sie Augenzeuge war, als die Dame in überströmendem Gefühl Krebse küßte, bevor sie in den Kochtopf gesetzt wurden — natürlich in kaltes Wasser, damit sie die Qualen Stufe für Stufe empfänden. Auch Hühner pflegte sie zärtlich an sich zu pressen und zu küssen, bevor sie ihnen den Hals umdrehte.

Nicht schwer zu vermuten, daß solche Mitteilungen neue Sympathie für Olympia erweckten. Zudem hatten die Frauen herausgebracht, warum sie immer so spät zum Strande kam. Sie kniete jeden Morgen stundenlang vor ihrem Hausaltar und belastete die Heiligen mit der Unsittlichkeit ihrer Umgebung. Es konnte nicht verborgen bleiben: sie wußte es einzurichten, daß sie gelegentlich in ihrer Andacht gestört wurde.

So war die Dame Olympia.

Eines Tages verlor jener Mann, den sie noch am ehesten in ihrer Umgebung duldete, beim Tauchen die Badehose. Es war nur ein Augenblick, der Schaden war sofort wieder repariert; niemand hatte es beachtet — nur Olympias geschultem Auge war nichts entgangen, und sie war es, die den Vorfall wie ein aufgeregtes Huhn herumgackerte. Der Kavalier war von diesem Moment an bei Olympia so unmöglich, daß sie ihn schriftlich bat, nicht mehr zu ihr zu kommen.

Eines Tages erschien ein Filmschauspieler im Verschwörerkreis. Irgend so ein sonny boy, gut gewachsen, mit Augen, die sich nach Bedarf seelenvoll aufklappen ließen. Übrigens ein ganz netter Kerl, lustig, harmlos, ein bißchen verbrauchter Schwerenöter. Er hörte von Olympia und beschloß sogleich, zur Erheiterung der Gesellschaft die Dame „hochgehn zu lassen" —, wie er sich feinsinnig ausdrückte.

Als sie im Paradeschritt hoheitsvoll erschien, zog er an der Strippe, und seine Augen funktionierten wundervoll — ein Beweis, daß alles gelernt sein will.

Olympia war zum Erstaunen aller leicht befangen. Als der Held die mittleren Register zog, vergaß sie sich so weit, ihr Attest im Beutel stecken zu lassen. Nach einer Stunde war er in ihr Haus eingeladen. Die Gesellschaft jauchzte und begann Wetten abzuschließen. Der Held notierte hoch im Preis. Olympia verließ den Strand in ungewöhnlich sinnender Haltung.

Nach zwei Tagen verbreitete sich das Gerücht, Olympia sei krank. Die kleine Dufresne wurde hingeschickt und berichtete den atemlos Aufhorchenden, Olympia habe in einem gleißenden Pyjama auf der Ottomane gelegen, und der Held, ihr zu Füßen auf einem Kissen hockend, habe aus André Gide vorgelesen.

Da begannen auch die Skeptiker auf ihn zu setzen.

Eine Woche verging — Zeit genug für den Helden, ein Auskunftsbüro zu befragen. Die Antwort war überwältigend. Olympia besaß noch bedeutend mehr als man vermutete. In Buenos Aires gehörte ihr fast eine ganze Straße.

Als die kleine Dufresne wieder zu ihr geschickt wurde, waren die Zimmer der Dame abgeschlossen. Die Mädchen grinsten und legten den Finger an den Mund. Man hörte von drinnen Gekicher und männliche Töne.

Der Schwerenöter war offenbar zu den stärkeren Registern übergegangen.

Eines Morgens erschien er am Strand und präsentierte den Verschwörern eine Handvoll Asche — Olympias Attest, das sie auf seinen Befehl verbrannt hatte. Eine Kiste mit französischem Sekt war eingetroffen. Der Held wünschte, die Verlobung im Kreise der Lästerer zu feiern. Bei dieser Mitteilung schlug der ehrwürdige General Moutardier ein Rad im Sande. Auch die ausgeglittenen Freier umarmten den Helden. Sie gönnten es ihm von Herzen. Selbst die Frauen sahen ihn respektvoll an. Eine derartige Leistung war nicht vollbracht worden, solange die Erde steht. Als der Held schließlich, die Achsel zuckend, mit unnachahmlich leichtfertiger Gebärde die Geste des Geldzählens machte, wurde ihm der Triumph seines Lebens zuteil. Die schönste Frau am Strand gab ihm einen Kuß.

Der Verlobungsabend verlief turbulent. Alle waren unerhört betrunken. Olympia allein war tief nachdenklich, denn das Gesicht eines Südamerikaners, der sich im Trubel eingefunden hatte, weckte Erinnerungen in ihr auf.

Señor Punho, ein schmunzelnder alter Faun, ließ sich immer wieder die Geschichte von Olympias Attest erzählen. Er schüttelte sich vor Heiterkeit und richtete in einer Gesprächspause das Wort an die Dame: „Ist Ihnen schon bekannt, daß der Magistrat von Buenos Aires beschlossen hat, die Absteigequartiere in Ihrer Avenida aufzuheben? Ja, ja, Madame — man wird sittlich! Das ist eine böse Geschäftsschädigung!"

So erfuhren die Verschwörer und der bestürzte Bräutigam durch einen Zufall den Ursprung von Olympias Reichtum.

Drei Autos und ein Liebespaar / Von Eduard Thorn

Friederike blickte hinter der über eine Messingstange gezogenen Gardine einer kleinen Konditorei auf den sonntäglich verträumten Marktplatz des Städtchens, der von einer Gießkanne und der Augustsonne blankgeputzt worden war. Sie zerdrückte im Munde eine Erdbeere und ließ sich durch einen Lautsprecher auf den Flügeln der Reportage nach der Rennbahn in Hoppegarten, dem Stiftungsfest einer Schlachterinnung und den Begräbnisfeierlichkeiten eines Ministers geleiten. „Achtung! Achtung! Die Frau Minister führt ihr Taschentuch an die Nase. Der Höhepunkt seelischer Erregung dürfte erreicht sein. — In wenigen Minuten kommen wir mit einem Unterhaltungskonzert wieder.“

Friederike bedauerte es. Das auf Moll gestimmte Organ des Ansagers hatte ihr einen schlanken Jüngling mit sanften Bewegungen vorgegaukelt, ungefähr ebenso, wie er jetzt leibhaftig im hellen Reiseanzug an den barocken Giebelhäusern des verlassenen Platzes vorüberschritt, auf die stille Konditorei zusteuerte und sie nach kurzem Zögern betrat. Die Besitzerin, Frau Maria Wenigkeit, eine durch ihre Witwenschaft etwas flackerig gewordene Brünette, erschien wieder hinter dem Verkaufstisch. Sie hatte sich kurz vorher in die Schlafkammer zurückgezogen, um ihren nervösen Rücken mit einem Kamm zu kratzen, was ihrer mürben Seidenbluse einen Riß eingetragen hatte, durch den die Ahnungslose ihrem neuen Gast beim Hinstellen von Kaffee und Gebäck einen Teil ihrer kitzligen Körperlichkeit enthüllte. Dies gab Friederiken und dem angenehmen Jüngling Gelegenheit zu verständnisvollen Blicken und unterdrücktem Lachen.

Gleichzeitig hielten drei verstaubte Maybachwagen vor Frau Marias Konditorei, entleerten ihren Inhalt von mehr als zwanzig Personen, die jedoch nur zum Teil seekrank waren. Ferner quollen heraus Burberrymäntel, Sommerpelze, Winterbäuche, Dauerwellen, ein Fischnetz, ein grüner Glashafen mit Kaulquappen, sowie eine erschöpfte Dackelhündin und fünf in einen Seidenschal gewickelte Dackelbabys. Sie waren noch blind, waren unterwegs mit neunzig Kilometern Geschwindigkeit geboren worden. „Das kann vorkommen“, sagte ihre Besitzerin, die dem gleichen Ereignis entgegensah.

Alles dieses nebst einigen andern in der Eile übersehenen Gegenständen wälzte sich mit Geschrei in Frau Marias geringe Gaststätte. Das erste Ergebnis war eine kurvenförmige Bewegung des bereits anwesenden männlichen Gastes, die ihn fast in Friederikens Arme, jedenfalls an ihre Seite beförderte, wo er gerne blieb. Das zweite war ein Gotteswunder am Lautsprecher, den man gleich einem nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten nicht mehr vernahm, obwohl er sich weiter die Lungen leer schrie, und das dritte ein Nervenzusammenbruch Frau Marias, die gleichzeitig die Hundebabys baden, die Wöchnerin pflegen, die Kaulquappen füttern, die Autos mit Benzin, die Kinder mit Milch, die Frauen mit Kaffee, die Männer mit Bier und alle zusammen mit Kuchen und Schinkenbroten versorgen sollte. Doch sie hatte es mit Berlinern zu tun. Man tröstete, beruhigte sie, bediente sich selber, wußte bald in ihrem Haus ebensogut wie die Wirtin Bescheid.

Der unerwartete Aufschwung von Frau Marias Geschäftsbetrieb sprach sich in dem Städtchen schnell herum. Man staunte die drei eleganten Wagen vor ihrer Tür an, wobei es einer sechzigjährigen Zugeherin gelang, einen bunten Strandanzug mit Hosenrock zu entwenden, was aber schon am nächsten Tag herauskam, weil sie ihn als Arbeitszeug auftragen wollte. Man sah einen Boten durch allerlei Hinterpforten schlüpfen und mit gefüllten Körben herauskommen. Schlächter Wucherpfennig war froh, seine letzte Knoblauchwurst verkaufen zu können; es wunderte ihn sowieso, daß unter seinen Kunden noch keine Fleischvergiftung ausgebrochen war. Frau Marias Schuster wußte, daß er morgen seine Rechnung mit gutem Erfolg präsentieren durfte, desgleichen ihr Tischler, Maler, Glaser, Hauswirt. Jedem von ihnen wuchs neuer Mut, jeder wollte sich abends ein Glas Bier leisten, der Gattin den Pfeffer in die Suppe und dem Lehrjungen das Salz ins Handwerk reiben. Zahnarzt Käsbohrer beschloß, Frau Marias Rechnung nicht nach den menschenfreundlichen Kassensätzen, sondern nach den hochmütigen seiner Privatpraxis auszustellen, Bankdirektor Urbigkeit wollte den geforderten Kredit gewähren, und der Beamte Höflich dachte, daß die Witwe eine gute Erscheinung und wohl geeignet sei, Behaglichkeit in sein vereinsamtes Heim zu bringen, denn wem ein Erfolg zuteil wird, der hat in allen Dingen gewonnen.

Nur Pastor Adam konnte aus dem Besuch der Autos keinerlei Vorteil für sich herausfinden, es sei denn, daß die Gemeinde heute abend besonders zahlreich zu ihm kam. Es hatte um die sechste Stunde eine starke Wanderung von abenteuerlichen Zylinderhüten, Gehröcken und schwarzen Kleidern eingesetzt. Darüber warf der Himmel die Schatten edler Häuser als tröstliche Zeichen eines vergangenen und wieder möglichen Wohlstandes. Da die Berliner in der Konditorei die Kirche nicht sehen und wegen des eignen Lärmens das Geläute nicht hören konnten, glaubten sie bei dem museumshaften Zug feierlich schwarzer Gestalten an eine Kinoaufnahme, was sie wie alles hier sehr belustigte. Im Gotteshaus suchte Pastor Adam seiner Gemeinde die Gefahren des großstädtischen Luxuslebens klarzumachen, wobei er vergebens auf warnende Gleichnisse und sachkundige Beispiele sann, bis ihm durch eine unterbewußte Gedankenströmung das Wort Makronentorte auf die Lippen drang. Nachdem er manches Übel in der Welt aus dem Genuß von Makronentorten abgeleitet hatte — im letzten Teil der Predigt traten ihnen Obsttorten erfolgreich an die Seite —, verließen die Bürger das fromme Haus, erbaut und getröstet durch die Gewißheit, daß die Fremden zwar das heimatliche Wirtschaftsleben aufgefrischt hatten, daß sie für ihre heidnische Völlerei aber auf eine gottgewollte Weise würden heimgesucht werden.

Die Berliner nahmen das schadenfrohe Grinsen der Provinzler für den angeborenen Ausdruck bodenständiger Harmlosigkeit. Was die alten Bauwerke des Städtchens betrifft, so beschäftigte sie die Möglichkeit, mit siebzig Kilometern Geschwindigkeit an ihnen vorbeizufahren. Es gelang mit fünfundsiebzig.

Am bedeutungsvollsten erwies sich die durch jene drei Autos herbeigeführte Wendung in Friederikens blondem Leben, denn der begehrenswerte junge Mann, den das Ungestüm der Berliner an ihren Tisch geblasen hatte, blieb lebenslänglich an ihrer Seite. Er teilte bald nicht nur den Tisch, sondern auch das Bett mit ihr. Das soll den unbescheidenen Eindringlingen dankbar angerechnet werden, denn es ist zu fragen, ob Frau Marias fleischliche Offenbarung allein eine gleiche Wirkung getan hätte.

Waldeinsamkeit

(Steffi Kohl)

„Ilse — dort kommt ein Mann — ich habe Angst — — !“
„Ja, und wenn wir Pech haben, will er gar nischt von uns.“

Reflexion nach elf Uhr abends . . .

Von Theodor Riegler

Täglich kommen Menschen auf die Welt,
Menschen mit Gehirn und Herz und Nabel,
Und sie wachsen und verdienen Geld,
Und es tötet täglich Kain den Abel.

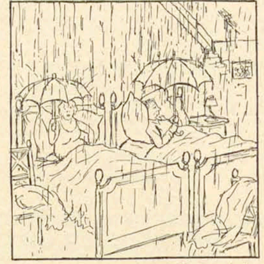
Anfangs geht es zu wie in der Fabel:
Alles, was man anrührt, wird zu Gold.
Später wird der kleinste Traum verzollt,
Und man fragt sich: ist das noch rentabel?

Plötzlich trittst du schuldlos in Erscheinung:
Denn ich glaube, in den meisten Fällen
Möchte man dich gerne abbestellen. —
Oder sind Sie etwa andrer Meinung?

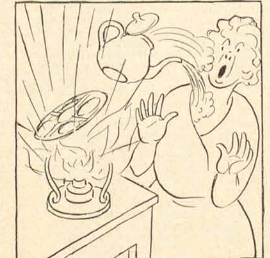
Ja, man hätte nicht sehr viel versäumt,
Wenn die Eltern sich bezwungen hätten,
Doch es kommt oft anders als man träumt:
Schuld am Leben sind die weichen Betten.

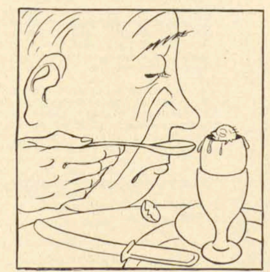
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm. Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

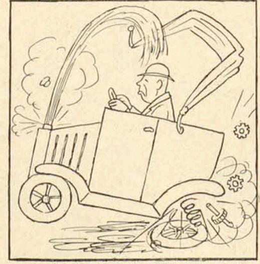
Du sollst sparen! – Kaufe das Billigste! (Th. Th. Heine)


Für dein Haus verwende die billige Bauweise!

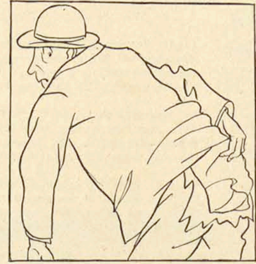

Gebrauche den billigen Rasierapparat!

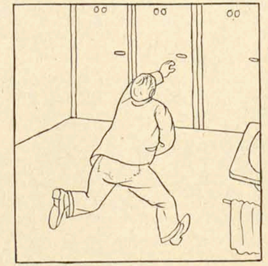

Für das Frühstück den billigen Kocher!

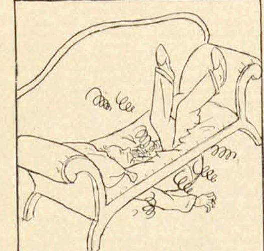

Und das billige Ei!

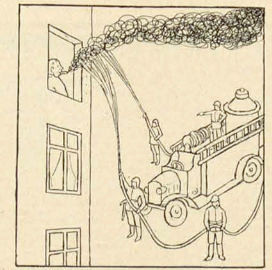

Zur Fahrt ins Geschäft das billige Volksauto!

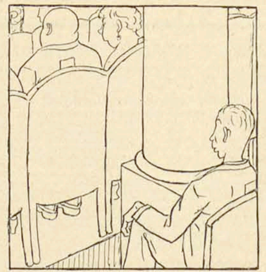

Auch der billige Füllfederhalter erfüllt seinen Zweck!

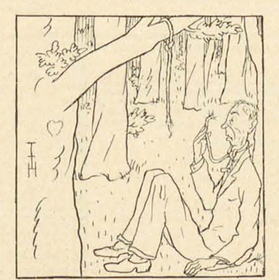

Kaufe die billige Hose im Ausverkauf!


Vermeide den Mittagstisch zu M. 1,50, da du ihn für 40 Pf. haben kannst!


Nach dem Essen ein Schläfchen auf dem billigen Sofa!


Rauche billig!


Abends im Theater sichere dir den billigsten Platz!


Solltest du nach alledem lebensüberdrüssig werden, kaufe den billigsten Strick!

Nationale Fremdenpolitik

(E. Thöny)



„Dős is scho zűnfti, daß inserne Summafrischler nimma über d' Grenz' ausrucka derfen, aber jetzt müaßt' halt d' Regierung aa no o'schaffa, wia vui s' Schweinshax'n am Tag fressen müass'n, dő Bazi, dő windigen!"

Lieber Thoma, bei uns is nix!

Und es begab sich, daß im Januar heurigen Jahres im Markte Dachau, wo Ludwig Thoma längere Zeit gelebt hat, daran gedacht wurde, einen Ludwig-Thoma-Verein zu gründen. Der Vater dieses Gedankens (der Vater ist Jurist) sah als Zweck des Vereins folgendes vor:

§ 1: An dem Hause, in dem Thoma wohnte, wird eine Gedenktafel angebracht.

§ 2: An einer passenden Stelle, der in Dachau bereits bestehenden Ludwig-Thoma-Straße, errichtet der Verein am zehnten Todestag des Dichters einen Gedenkstein.

§ 3: Die dramatischen Werke Ludwig Thomas, soweit sie in der Dachauer Gegend spielen, werden auf einer Freilichtbühne mit urechten, krachledernen Eingeborenen nach Oberammergauer Art in bestimmten Zwischenräumen als „Dachauer Thoma-Festspiele" gegeben.

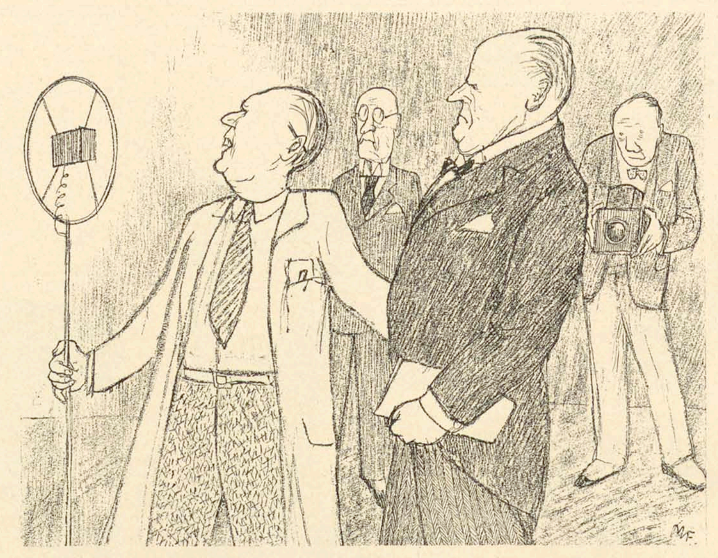
Amerikaner und sonstige „geldige" Ausländer werden hiezu herbeigelotst.

Das Geld liegt auf der „Ludwig-Thoma"-Straße!

Es ergingen Einladungen zu dieser Gründungsversammlung, wohlgesiebt, sorgfältig erwogen.

Prominente im Dienste der Menschheit

(M. Frischmann)



„Frau Geheimrat Meier hat ihren Vortrag über die besten Pudding-Rezepte soeben beendet. Herr Professor Schulze wird nun ein wenig über die Not des deutschen Volkes plaudern."

Freudig wurde der Plan in der Versammlung begrüßt, die Idee, namentlich soweit sie Einnahmen versprach, mit Begeisterung aufgenommen.
Kunstmaler entwarfen im Geiste bereits Bühnenbilder, Schriftsteller sahen sich als Dramaturgen, bei einem anwesenden Finanzbeamten regte sich die Raubtiernatur.
Die besseren Geschäftsleute, die der Einladung gefolgt waren, bestellten sich eine weitere „Halbe" und eine „Brotzeit" auf den zu erwartenden Festspielverdienst hin. Ein „Bravo", „Sehr richtig" folgte dem anderen, bis . . . ja . . . bis der Ortspfarrer das Wort nahm und erklärte, er müsse von seinem Standpunkt aus der Sache entgegentreten, da Thoma vieles geschrieben habe, womit die Geistlichkeit nicht einverstanden sein könne. Er bitte die Versammlung, dies zu bedenken und von dem Geplanten abzusehen . . .
„Jetzt da legst di nieder", dachte sich der Kaufmann Schramm, bei dem das Pfarrhaus einkauft. „Na, so was", seufzte der bürgerliche Maler Maier, der einen Auftrag zum Herrichten der Zimmer im Pfarrhofe hat. „Wann no i net herganga war", knurrte der Friseur Brandl (Theaterfriseur beim Gesellenverein), und auch der Herr Apotheker wurde unschlüssig.
Haben Sie schon einmal ein Salatbeet gesehen, über das man heißes Wasser geschüttet hat?
Mit einem solchen hatte jetzt die Gründungsversammlung bedenkliche Ähnlichkeit.
Nur einige, natürlich gottlose Kunstmaler, die noch keine Kirchenfenster malen durften und auch sonst nur Akte malen, wollten sich nicht bekehren lassen.
Es half ihnen aber gar nichts, man tat, was man immer tut, wenn man nicht weiß, was man tun soll: man übergab das Weitere einem engeren Ausschuß.
Glauben Sie, daß sich Thoma nicht auch übergeben hat, als er dies im „Dachauer Anzeiger" gelesen?
Ich kann Ihnen sagen: nein. Denn es wurde notverordnet, daß das Ganze in der Zeitung nicht erscheinen dürfe, sonst hätte man ja erfahren, daß der Kaufmann Schramm und der Maler Maier und der Friseur Brandl und der Apotheker und . . . mit Leuten verkehren, die eine solche Versammlung einberufen und in eine solche Versammlung hingehen und „bravo" schreien und . . . oh! Amen.
PS. Zu Lebzeiten hätte sich Thoma nicht ganz fein ausgedrückt. Als Engel aber lächelt er.

Ha. Ha.

Klawuttke meckert sich eins:

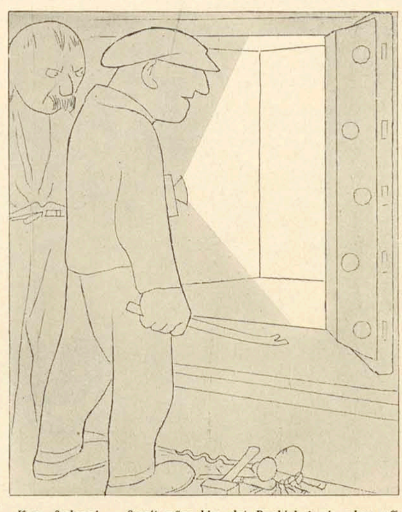
Tja, nu frare ick Ihnen: Wat ham wa nu jehabt von den janzen Volksentscheidrummel? Die, wo det Ding jedreht ham, die ham die Blamaasche, jewiß! Jönn ick sie! Aba is det nu neetich, det sich in Deitschland imma die eene Hälfte blamiern muß, damit ma merkt, det nich alle janz doof und dämlich sind? Muß dazu die Uffrejung sint und det janze Jetue? Und wat jloomse, wat der Spaß nu wieda jekost't hat? Unta „produktive Anlagen" könnse det nich buchen, vastehnse?
Bei 'n Film is det anderst! Da is Klamauk und Jetue produktiv. Da kann jar nich jenuch Skandal sint! Sehnse doch an unser Marleneken. Imma nur mit Heidede photojraphiern lassen, jeht ooch nich —: da musse mal wieda een bißken von Frau von Sternberg vaklacht wern so uff Ehestörung und so, damit jeda weeß, det se nich nur uff de senkrechte Leinwand 'n einwandfreia „Vamp" is! Von Kopf bis Fuß — und womeechlich noch een Stickjen weita! Ick ha' jestan zu meene Olle jesaacht, sie soll mir ooch mal vaklaren — valleicht wejen Kindaschändung oda so —: det bringt. Lem in den Zijarrenladen! Aba nischt zu machen —: keen Jeschäftssinn! Nu wer 'ck ma selba anonym anzeijen missen, wenn 'ck die alten Zijarettenpackungen mit die nein und siemundzwanzich Stick will loswern. Schließlich will jeda zu sein Dewaheim komm' und seine Nordwolle spinnen — is nich so?
Um Hugenberg ha 'ck ja 'n bißken Angst. Womeechlich vabietet ihn Jakob Joldschmidt nu den Umjang mit Hitlern, wenn a nich sein Kredit bei die sanierte Danatbank valiern will. Und wat sarense zu die Romreise von unsan Brüning? Det is jenau so, als wenn ick in die Kanonierstraße 17 fahrn wollte: da wohn'n nämlich ooch zwo Freinde von mir, wo untaeenanda spinnefeind sind — vastehnse? Aba wenn ick da hinführ, jäb det 'n Riesenkrach. Weil ick eben keen Diplomat bin. Und wat mein Freind Matschke in 'n dritten Stock is, der wirde valangen, det ick uff Fritz Piesecke in 'n Hintahaus schimpfe, und Fritze wirde mich eene kleben, wenn 'ck nich sare, det der Matschke 'n Schweinehund is. Da mecht ick nur wissen, ob det bei Brüning jenau so war, wo a doch den Papst und Mussolinin besucht hat, wo doch ooch nich jut uffenanda zu sprechen sind? Aba det is em der Untaschied zwischen Polletik und Privatlem! Ob a sonst wat areicht hat, ha'ck nach den, wat so in die Zeitungen steht, nich rauskriejen könn'n. Ick bejreife bloß nich, weshalb se nich neben den Reichskanzla ooch noch een'n richtjen Reisekanzla anenn'n. Bei'n Außenminista ist det ja nich neetich, der heeßt ja schon Außenminista, weil a nie zu Hause is.
Und wat sarense zu unsere Cilly Außem? Det Määchen is knorke. Det eene ham die Sportsleite ja mit die Minista jemeinsam, det se eejal reisen. Und det ooch, det die Photojraphen und die Schurnalisten sich de Finga wund knipsen und schreim. Aba eens ham die Sportsleite doch for die Diplomaten voraus: die bring' doch wat reellet mit zu Hause! In den Punkt is Maxe Schmeling den Brüning nu wieda iba! Is nich so?

Kaki

Probleme der Zeit

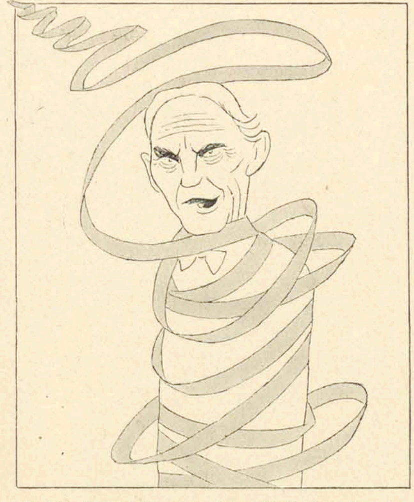
(Karl Arnold)

Bank-Einbruch



„Keen Sechser! — Somit wäre hier det Bankjeheimnis schon uffjehoben!“

Pleite am laufenden Band



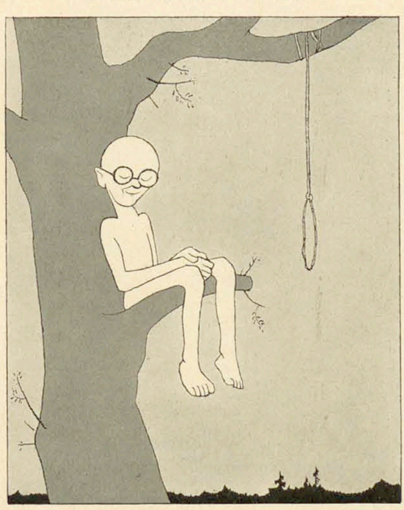
„Die Wirtschaftskrise ist nur ein kleiner Konstruktionsfehler. Aber immerhin könnte ich täglich 20000 Ford-Wagen auf den Markt werfen!“

Verelendung besserer Kreise



„Wer hätte das gedacht, daß wir nochmal Wollstrümpfe stricken müssen! Aber Seidenstrümpfe sind für unsere Devisen nicht haltbar genug.“

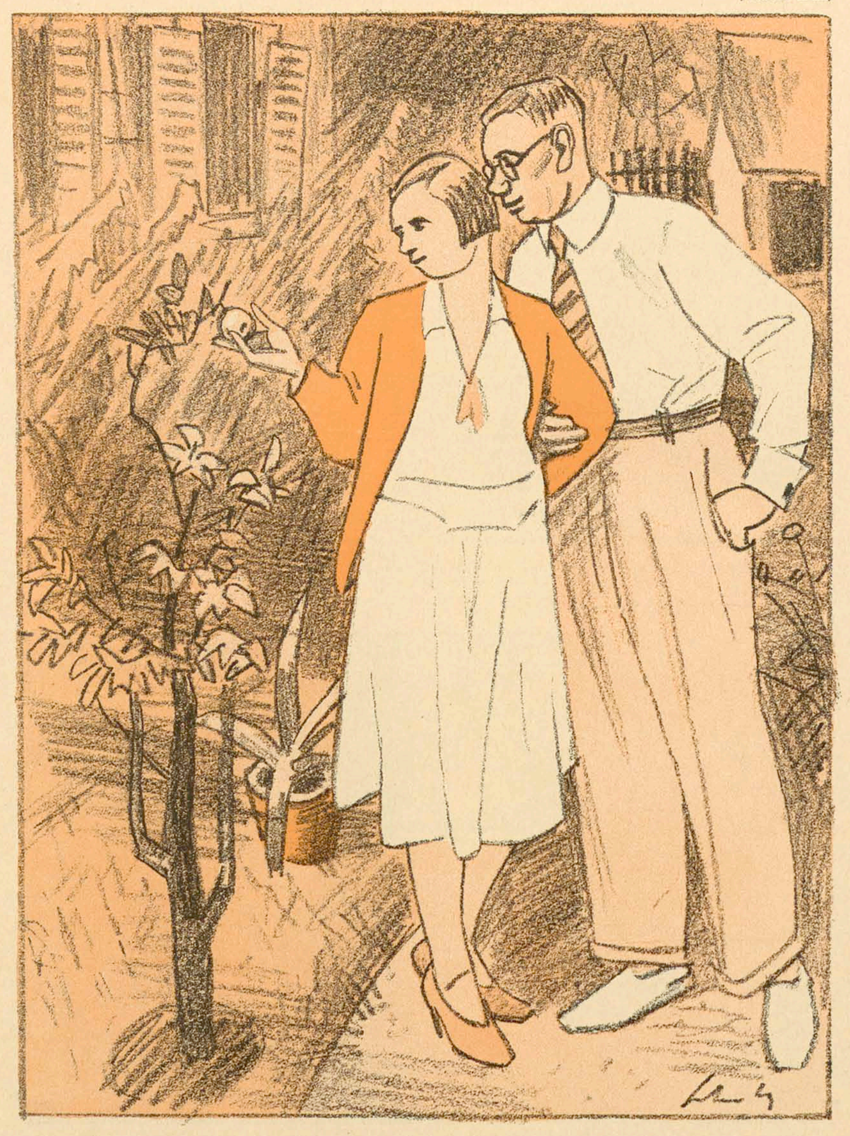
Stillhalten ist die Devise!



„Kommt Zeit, kommt Rat!“

Steueridylle

(Wilhelm Schulz)



„Unser erstes Äpfelchen bringen wir natürlich dem lieben Finanzamt!"

Stuttgart, 31. August 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

Altruismus

(Paul Scheurich)



„Gegenüber einem Boxkampf ist das Theater ja natürlich die reinste Nervenerholung. Aber schließlich kann man nicht immer bloß seiner Gesundheit leben."

Sonst schon, aber — — / Von Peter Scher

Kennen Sie Professor A.?
Eine Leuchte, sag ich Ihnen, ha!
Keiner kann da mit im Fach,
wenn er vorgeht, muß man nach,
blind — —
Aber in der Politik ist er ein Ri —,
ein Kind.

Wie — und General von Knack
ist vielleicht nicht Ihr Geschmack?
Vornehm, rechtlich, Köpfchen gar,
selbst der Feind bringt Achtung dar
tja — —
nur politisch schnullt er noch und lallt
Mama.

Wiederum der Pastor X. —
schön steht ihm die fromme Wichs;
predigend tut er zwar erbost,
aber betend spricht er Trost,
nur — —
wenn er Hurra schreit, ist er zum Kotzen
stur.

Oder jener hübsche Mann
mit dem Chaplinbärtchen dran —
füttert er nicht fort und fort
Hungrige mit seinem Wort:
Heil!?
Nur politisch denkt er mit dem Hinterteil.

Jeder trägt sowohl als auch
Kopf und Ideal und Bauch —
warum kann der Mensch sonst fein
und partiell ein Nulpe sein,
sag?
Kind — sonst würd' es ja verheerend plötzlich Tag!

Kungures / Von Lothar von Reppert

Dort liegt im heißen südafrikanischen Sand der Store und Ausschank des Mr. Vollgatter. Ein schmutzigweißes Backsteinhaus mit Wellblechdach, an dem die Pad nach Süden in die Kapkolonie vorüberführt. Lastende Einsamkeit ringsum. So weit der Blick reicht: Sand und Sonnenglut.

Hier dient das Hereromädchen Kungures. Sie ist jung, schlank und hat stille, katzenhafte Bewegungen. Ihre dunklen Brüste brechen wie Urwaldknospen aus dem grellroten Kattunkleid. Ihre großen, etwas schrägstehenden Augen sind nur Augen, ihre schimmernden weißen Zähne nur Zähne, ihre matt leuchtende, dunkle Haut ist nur Haut — sie ist die Inkarnation des schwarzen Weibes.

Die Männer, die Mr. Vollgatters Store besuchen — Frachtfahrer, Zollbeamte, Farmarbeiter und Unkontrollierbare —, sind meist wie der Teufel hinter ihr her. Wenn man das Hereromädchen Kungures fragen würde, wie sie selbst zu alledem stehe: zu ihrem Dienst, zu dem fürchterlichen Mr. Vollgatter, zu den nicht mißverständlichen Wünschen der weißen Männer — würde sie ihre schmale, lange Hand ein wenig aufheben, den Kopf grinsend zur Seite wenden und ein erstaunt-verlegenkokettes „Ai!" ausstoßen. Kungures ist eine völlig unproblematische Natur. —

Jetzt hockt sie auf der Schwelle der halb geöffneten Eingangstür an der Veranda; hinter ihr an den beiden trüben Fenstern des Schankraums summen unzählige Fliegen im Akkord mit einem tiefen, gleichförmigen Grunzen, das aus dem Düster hinter der mit Flaschen und Tabakschachteln beladenen Take hervordringt. Dort schläft auf seinem Stuhl Mr. Vollgatter.

Nach einer Weile schiebt sich aus der endlosen, sonnenüberlichteten Ferne ein Punkt heran, kommt ziemlich rasch näher, wächst ins Oval: ein Reiter, der bald darauf hinter dem Store abspringt, den Gaul mit einem Futtersack versorgt und mit kurzen hastigen Schritten auf die Veranda tritt. Kungures hat sich nicht gerührt. Der magere Mensch, der in einem eng sitzenden Rock mit Uniformknöpfen und Sergeantenabzeichen steckt und einen Tropenhelm trägt, lauscht in den Schankraum hinein, faßt das Hereromädchen unters Kinn und fragt: „He du — schläft er? Ist sonst niemand da? Komm her . . ."

Dann bückt er sich zu ihr herab und greift nach ihrer, das Kleid zur Seite drängenden Brust. Sein ausgedörrtes Gesicht verzerrt sich. Kungures schiebt, unwillig den mit einem gelben Kopftuch umwundenen Kopf schüttelnd, ihre Arme nach oben, erhebt sich, nach rückwärts in die Stube weichend. Ein Stuhl kippt um. Mr. Vollgatter erwacht — ein schwammiges Ungeheuer von unbegrenzbaren Dimensionen.

Es ist unvorstellbar, daß der „Elefant" — wie ihn seine Gäste nach der weit über den Mund herabhängenden Nase nennen — auch einmal ein richtiger, beweglicher Mensch war, den man anblicken konnte, ohne zu erschrecken. Jetzt macht er den Eindruck eines riesenhaften, geräuschvoll atmenden Schwammes — eines grausigen Polypen, der im Begriff steht sich zu entfalten.

„Elefant!" ruft der Zollsergeant. Doch der Elefant antwortet nicht. Ohne auch nur durch einen Blick aus seinen verquollenen Augenschlitzen Interesse zu heucheln, wälzt er sich mühsam durch eine hinter dem Schanktisch befindliche Tür hinaus. Kungures und der Sergeant sind allein.

„Bring zwei Elefantenwasser!" sagt der Zollbeamte, sich an einen Tisch setzend. Das ist ein grünlicher, süßlich scharfer Schnaps, den man in ganz Afrika nur in Mr. Vollgatters Store erhält.

Kungures bringt nur ein Elefantenwasser; doch der Sergeant zieht sie neben sich auf einen Stuhl nieder, den er langsam immer näher zu sich heranschiebt. Gleich darauf hat er ihre Brüste gepackt. Kungures grinst, wehrt sich ein bißchen, sagt ihr vieldeutiges „Ai!" und zieht ihre Beine zur Seite. Jetzt beginnt der Sergeant unsinniges Zeug zu schwatzen: „Du Federchen . . .", flüstert er heiser. „Du . . ."

Er befeuchtet seine dünnen, hitzerissigen Lippen mit der Zunge und schlägt ein Bein um Kungures' Knie. Dann aber gießt er unvermittelt gierig den Schnaps hinab und heißt die Schwarze einen neuen bringen. Zitternd vor Erregung erwartet er sie. Doch Kungures läßt sich nicht mehr erwischen. Kläglich sitzt der Beamte mit vorgestreckten Armen an seinem Platz. Da kommt sie wieder näher. Heftig aufspringend, will er sie ergreifen, doch in diesem Augenblick öffnet sich die Türe.

Das ist ein Kerl! Ein Kerl mit einer wilden Energie im Gesicht und einem Körper wie aus Eisenholz. Wortlos läßt er sich nieder, bestellt einen großen Rum, packt Kungures und stülpt sie ohne Umstände auf seinen Schoß — leise die Beine wiegend.

Der Sergeant zieht hilflos seine Finger durch den Rockkragen, stürzt dann sein Elefantenwasser hinab, richtet sich mit einem Ruck auf und kräht: „Gesindel!"

Der andere hebt ruhig verweisend eine Hand über Kungures' Schulter und lacht ein breites, vollzahniges Lachen. Nur seine Augen ziehen sich drohend zusammen.

Der Sergeant klappert mit seinem Säbelchen, einem kurzen Ding in Lederscheide, und kräht wieder: „Schmugglergesindel!"

Der Fremde ist mit seinem Hereromädchen beschäftigt und achtet nicht auf die Dummheiten des Zollsergeanten. Das geht eine Weile. Aber als er seinen zweiten Rum getrunken hat und der Sergeant mit seinen Pöbeleien nicht nachläßt, hebt er Kungures heftig in die Höhe, steht auf und schüttelt sich wie ein liebestoller Leopard. „Hast' einen Sack?" fragt er das Mädchen. Kungures streicht glühend an ihm vorüber, verschwindet und bringt einen Sack.

„Noch ein Wort! . . ." ruft der Fremde dem Sergeanten zu und greift zu einem Ochsenstrick, der von den Regalen neben der Take herabhängt. Er zeigt unmißverständlich auf Strick und Sack.

Die eilige afrikanische Dämmerung fällt wie ein Schatten in den Raum — draußen wie der Schlag einer fernen Hand, die sich auf das einsame, gottvergessene Land legt. Dunkel. Kungures kommt mit einem Kerzenleuchter. In seinem leise flackernden Licht gleicht sie einer Ebenholzstatue, einer hingebenden Götzendienerin. Gleich darauf umschlingen sie wieder die harten Arme des Fremden.

Jetzt springt der Sergeant auf, sein kleiner Säbel blitzt im Kerzenschein. Kungures fühlt sich gegen den Schanktisch gedrängt. Der Säbel zerbricht knackend zwischen zwei unerbittlichen Fäusten, fällt zu Boden. In wenigen Sekunden ist der Sergeant von Stricken umzogen und mit einem Knebel im Mund wehrlos wie ein Paket. Langsam schiebt sich der Sack von seinen Füßen her an ihm herauf. Nur der magere, wutverzerrte Kopf mit den hervorquellenden Augen sieht noch hervor. Und Kungures denkt: wie es wäre, dieses Bündel ein wenig mit dem Messer zu bearbeiten. Sie denkt es nicht bösartig, nein ganz einfach — urtriebhaft: schwarz gegen weiß . . .

Dann verschwindet auch der Kopf mit dem verkrampften Gesicht in dem Sack. Der Zollsergeant wird wie ein Kind hinausgetragen in die unendliche afrikanische Nacht und quer über die Pad gelegt. Nichts weiter.

In seinem Sack hört er den Schrei der Schakale, den dumpfen Stoß der Eulen auf das Wellblechdach. Hört das Nahen eines Wagens. Eine fürchterliche Angst beginnt sich seiner zu bemächtigen. Die Laute des heranrollenden Wagens kommen näher: das Stapfen der Ochsenhufe, dicht, ganz dicht . . . über ihm — zur Seite weichend. Das Knarren der Räder . . . Seine Brust weitet sich, weil er schreien möchte. Sein Hirn zieht sich zusammen, und das Herz schlägt wie unsinnig. Blitzartige Überlegungen: Wie oft hat er diesem Kerl vergeblich an der Grenze aufgelauert . . . Kungures . . . Wie verflucht ist dieses Land! — Die Räder knarren. Die Ochsen sind ausgewichen, doch der Wagen verharrt in der tief im Sande liegenden Spur . . . Halten die Räder? Ja, zentimeterdicht vor seiner eingeschnürten Brust. Doch in diesem Augenblick entweicht etwas aus des unglücklichen Sergeanten Herzen und Hirn — etwas, von dem er eigentlich nie sehr viel wußte und von dem er erst in dieser Sekunde erkennt, daß es etwas Köstliches, daß es das Leben ist . . .

Als der Frachtfahrer dieses Wagens in Vollgatters Schankstube tritt, lösen sich zwei eng umschlungene Gestalten aus dem matten Schein der fast heruntergebrannten Kerze. Ein zufriedener, leise girrender Kehllaut empfängt ihn. Dahinter glotzt, gleich einem Traumalp, der „Elefant" zur Türe herein. —

Ferdinand und Theobald

Ein Zwiegespräch

„O nein, ich bin kein Optimist.
Ich nehm' die Sache, wie sie ist:
nichts weniger als klipp und klar
und gänzlich unberechenbar."

„Und welche Folg'rung, Ferdinand,
ziehst du aus diesem Tatbestand?
Ich meine: wie benimmst du dich
als Bürger, Patriot und Ich?"

„Nun ja, mein lieber Theobald,
ich würdige den Sachverhalt,
den ich ja nicht ins Leben rief,
so kühl es geht und objektiv."

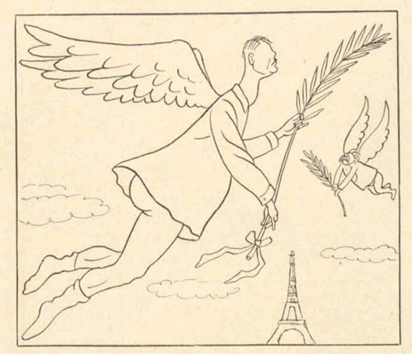
„Das heißt — mit andern Worten bloß —:
du legst die Hände in den Schoß
und wartest zu, bis was geschah? . . .
Gott segne deine Studia!"

Ratatöski

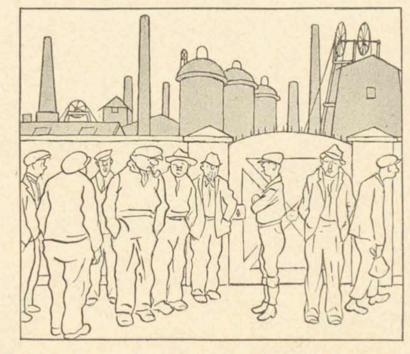
Gute Aussichten

(Th. Th. Heine)

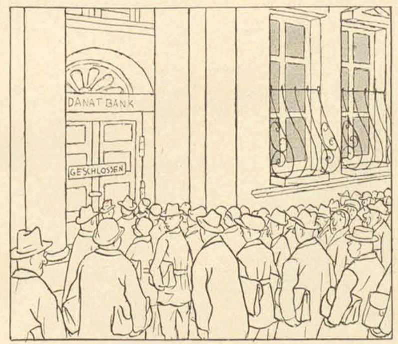
Eine Wahrsagerin teilt mit, daß wir schon in diesem Herbst einen neuen Aufstieg zu erwarten haben:



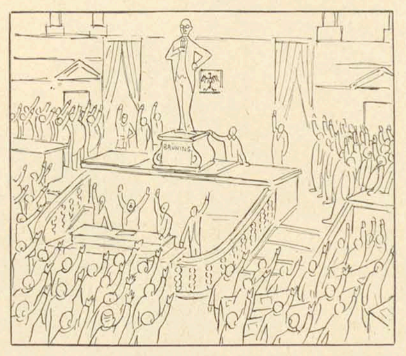
Hitler läßt sein Braunhemd weiß waschen und fliegt als Friedensengel zur Konferenz mit dem entsprechenden französischen Engel.



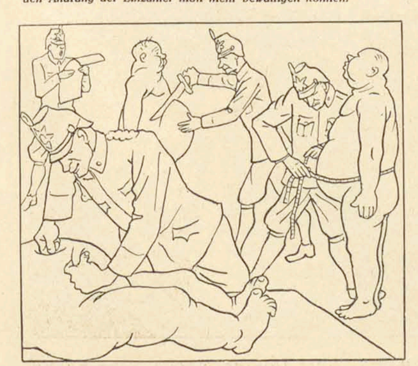
Es gibt so viel Arbeit, daß wieder gestreikt werden kann.



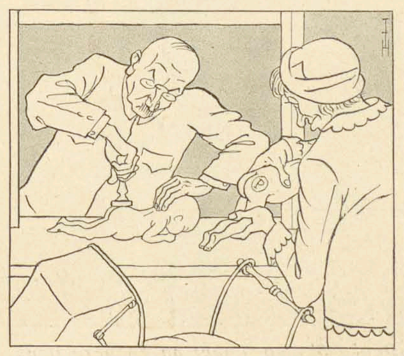
Die Banken müssen neuerdings zeitweilig gesperrt werden, weil sie den Andrang der Einzahler nicht mehr bewältigen können.



Der Reichstag, wieder eröffnet, genehmigt einstimmig den Entwurf eines Brüning-Denkmals und vertagt sich dann.



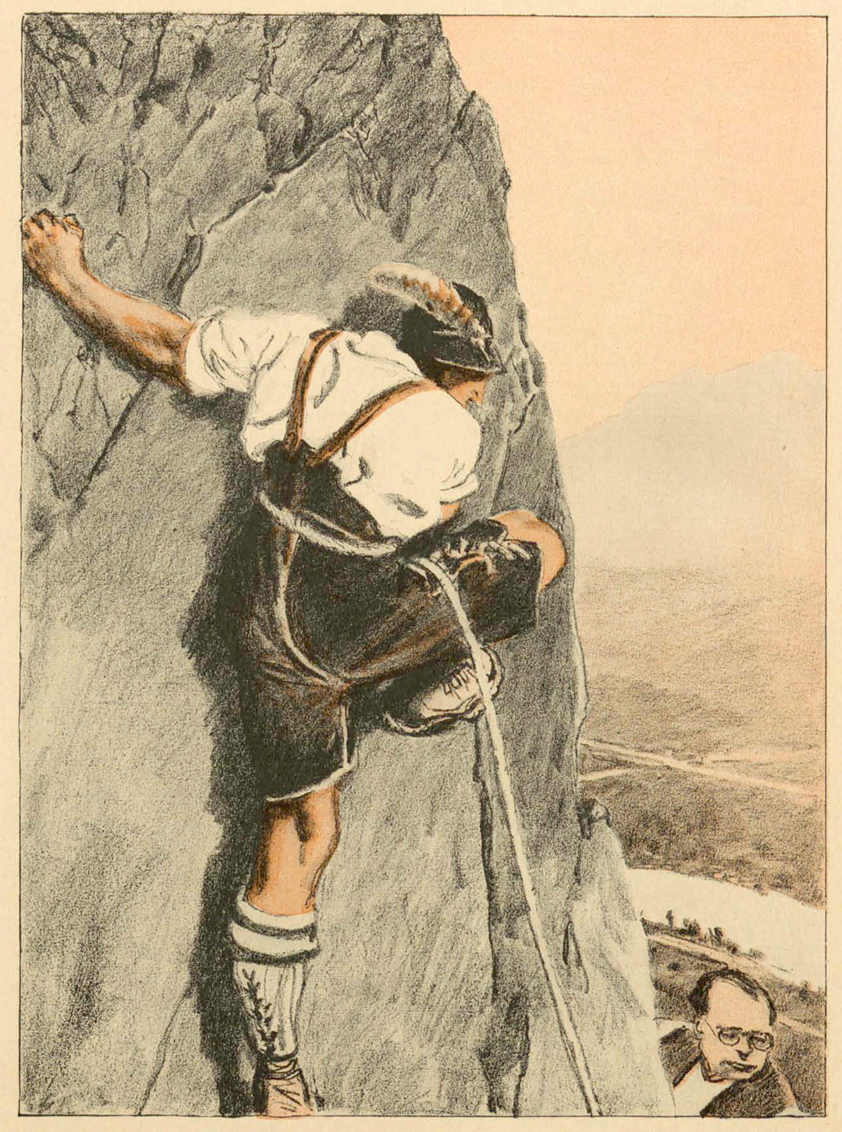
Eine Notverordnung gegen die Fettleibigkeit wird unvermeidlich.



Ein Reichsgesetz erklärt jeden Deutschen von Geburt an für pensionsberechtigt. Neugeborene sind mit einem Stempel zu versehen

Training

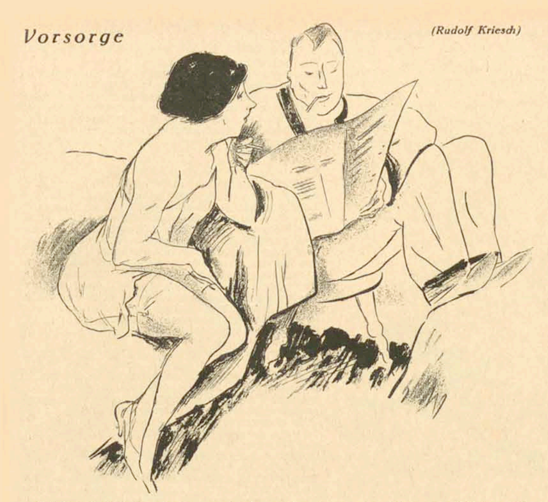
(E. Thöny)



„Denka S' amoi liaber an Eahnere Bankschuiden, Herr Dokter, nacha werd Eahna 's Schwindelg'fui an dem kloana Wandl glei vageh'n!"

Vorsorge

(Rudolf Kriesch)



„Hör' mal, Brüning hat gesagt, wir werden heuer den härtesten Winter seit hundert Jahren haben!" — „Wirklich? Da werde ich mir doch zur Sicherheit noch einen wärmeren Pelz anschaffen müssen!"

Aus der Jugendzeit / Von Charly Conrad

Adonis war unser aller Idol. Seine Erfolge bei den kleinen Mädchen nötigten uns die denkbarste Hochachtung ab. Ich genoß die vielersehnte Ehre seiner Freundschaft.

Eines Abends führte er mich zur Mixosstraße, wo die Gymnasiasten, Ladenjünglinge, Lycealschülerinnen, Ladenmädchen, Haustöchter und besseren Dienstmädchen Abend für Abend zu promenieren und einander kennenzulernen pflegten. Kurz zuvor hatte es geregnet. Der Asphalt war noch naß und glänzte im Schein der Laternen. Mädchen waren genug da, teils allein, meist aber zu zweit. Einige gingen schnell und etwas verschüchtert, aber dennoch mit glühenden Wangen, die manches verrieten; andere wandelten langsam und kokett mit den Hüften wiegend, gleichsam „erwachsen", einher. Adonis betrat die Straße wie ein Sieger, erhobenen Kopfes; sein heller Hut leuchtete durch das Dunkel, er hatte ihn schief aufgesetzt, so daß sein schwarzes Haar an einer Seite ein gutes Stück zu sehen war. Er erinnerte, wie ich im stillen feststellte, an den spanischen Stierkämpfer auf dem Deckel einer Zigarrenkiste, in der ich daheim meine kranken und unreifen Gedichte aufbewahrte.

Adonis steuerte sogleich auf zwei nette kleine Mädchen zu, die Arm in Arm lachend vorüberschritten, zog seinen Hut und war bald mit ihnen im angeregtesten Gespräch. Ich kam mir ganz überflüssig vor, die Mädchen beachteten mich nicht sonderlich, ich blieb einige Schritte zurück und hatte fast vor, mich in eine Seitenstraße zu schlagen und nach Hause zu gehen, als das kleinere, zierlichere der Mädchen — es hatte eine Figur wie ein Püppchen — sich umwandte, mich einen Augenblick ansah, die Augenbrauen zusammenzog und sagte: „Warum gehen Sie so abseits? Mögen Sie uns nicht?" Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Da jedoch Adonis bereits den Arm um seines Mädels Hüfte gelegt hatte, wollte ich nicht zurückstehen und bot ihr wenigstens den Arm an. Sie hing sich freudig und schmiegsam ein und schritt elastisch neben mir dahin. Ich wußte nicht, wovon ich sprechen sollte, und aus Verzweiflung begann ich schließlich zu erzählen, was ich für morgen an Schulaufgaben zu machen habe. Als ich sah, wie nun Adonis den Hut zog und sich vorstellte, tat ich ein Gleiches und erfuhr, daß sie Ännchen Herzlich hieß.

Bald waren wir in unserem schönen jugendlichen Leichtsinn weit vor die Stadt gekommen, wo der Wald begann, und das andere Pärchen war im Dunkel verschwunden. Ich war wie betrunken; es war mir, als sei alles ein Traum. Plötzlich blieben wir wie auf geheime Verabredung stehen. Ännchen nahm ihren Hut ab. Das Haar fiel ihr ins Gesicht, die Backen waren gerötet. Ich blickte an ihr herunter. Das dünne Kleid flatterte um die Hüften. In mir war eine derartige Erregung, eine derartige Spannung, daß ich glaubte, mein Blut rauschen zu hören. Ännchens Gesicht war mir jetzt ganz nahe, und während sie sprach, wehte der warme Hauch ihres Atems mich an.

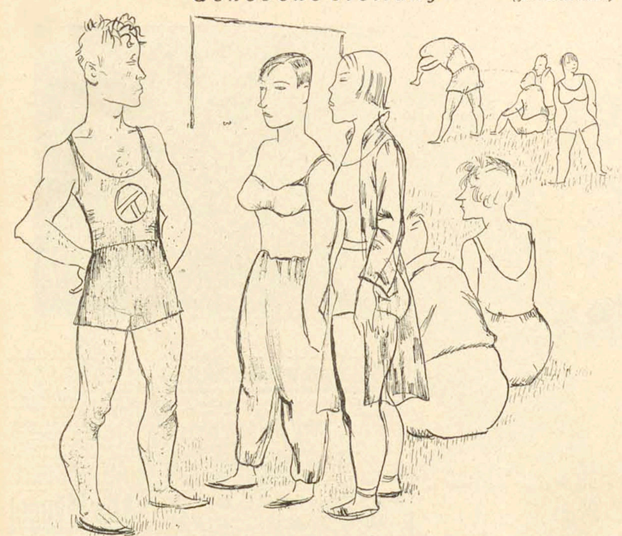
Aus dem Boden stieg der Nebel. Der Wind hatte sich gelegt, rings war ein großes Schweigen. Von den Wiesen her kam der frische Geruch jungen Grases. Da kamen sich unsere Lippen ganz nahe, und ich schlang meine Arme um sie, und wir küßten uns, indes ein lautes Rauschen in meinen Ohren klang und mein Herz für einen Augenblick stille zu stehen schien.

Als ich an diesem Abend nach Hause kam, kostete es mich Mühe, meine Erregung zu verbergen. So schnell wie möglich ging ich in mein Zimmer. Ich war geradezu in einem Zustande der Verzückung. Ich warf mich aufs Bett, wühlte meinen Kopf in die Kissen und weinte und lachte vor Freude.

In der Folgezeit traf ich mich noch häufig mit Ännchen Herzlich. Einmal, im Winter, holte ich sie von der „Waldschenke" ab, wo sie bei einer Theateraufführung des Cäcilienvereins mitgewirkt hatte. Da blieb sie — ihre Wangen waren noch erhitzt und glühend von der Aufregung des schauspielerischen Debuts — auf der Treppe plötzlich stehen. Sie hatte angeblich ihr Stadtköfferchen auf der Bühne liegen lassen. Sie müsse es unbedingt haben. Wir kehrten also um und kamen in den Saal, darin bereits die Stühle zusammengestellt und die Lichter ausgelöscht waren. Ich dachte: „Jetzt oder nie!" und blieb mitten auf der Bühne stehen. Durch die hohen Fenster drang von der Straße herauf ein heller Schein, der sich in Ännchens blonden Haaren fing. Ich trat hinter sie — in einer Ecke gewahrte ich ein Canapé — und küßte ihr Nacken und Haar. Sie drehte sich blitzschnell um und gab mir ihren vollen heißen Mund, und wir küßten uns wie toll und bissen uns die Lippen und die Zungen blutig. Plötzlich warf sie sich auf das Canapé und starrte mich an. Sie atmete heftig. Alles war dunkel ringsum, nur in ihren Augen glänzte noch ein feiner Lichtfunken. Ich wußte, was jetzt kommen müsse. Aber ich vermochte nichts, als vor ihr niederzusinken und meinen Kopf an ihre Brust zu pressen. Zwar hatte Adonis mir die nötigen naturwissenschaftlichen Erläuterungen gegeben, aber wie ich es nun anstellen sollte, wußte ich nicht. Ich konnte doch nicht einfach — unmöglich!

Auf dem Heimwege — der Schnee fiel in leichten Flocken — war Ännchen sehr schweigsam. Ich sah sie niemals wieder. Ich hatte genug Einfühlungsvermögen, um zu begreifen, warum . . .

Gehobene Stellung (Jeanne Mammen)



„Du willst uns wohl jar nich mehr kennen, Justav?" — „Nee, als Mittelläufer hab' ick nu Anspruch uff Damen der Jesellschaft!"

Lieber Simplicissimus!

Zur Wirtschaftslage in Sachsen

Die Sekretärin: klopft.
Der Seniorchef des Hauses Kickelhayn fährt aus Notverordnungen tief empor: „Bitte!"
Die Sekretärin: „Ach, endschuldchnse, ich wollde bloß noch fraachn: was gommdn undr dähn Briwahdbrief an Härrn Bangkdiräggdr Anders? Sollch da ‚hochachdungsvoll' schreim?"
Der alte Kickelhayn, seufzend: „Schreimse: . . . ‚herzliche Krise' . . ." O. K.

Der Ausweg

In Württemberg und Baden tobt seit langem der Kampf um die Anrede: „Dame oder Frau?" Im Landtag sagt der Redner nicht: „Meine Damen und Herrn!" — er sagt aber auch nicht: „Meine Frauen und Männer!" — sondern er sagt: „Meine Frauen und Herrn!" Was eigentlich eine Ungerechtigkeit und sogar ein bißchen mißverständlich ist.
Ein Gastwirt mit feinerem Gefühl als die Abgeordneten muß das empfunden haben. Als der Reformruf, das gallische „Dame", unwürdig eines deutschen Weibes, durch „Frau" zu ersetzen, über das Schwabenland hinbrauste, hatte auch er an seinem Teil beigetragen und das Schildchen „Für Damen" ersetzt durch „Für Frauen". Daneben hing: „Für Herren."
Dagegen protestierten nun die Damen unter den Frauen.
Was tun? Wieder „Damen" schreiben, ist bei der herrschenden Stimmung und politischen Lage nicht ratsam. Er glaubte, den „Frauen" entgegenzukommen, indem er auf das andere Schild schrieb: „Für Männer".
Dagegen verwahrten sich aber die Herren unter den Männern.
Der Wirt war in einer bösen Lage. Ein Restaurant ist eben kein Landtag.
Was tat er? Das Beste: Er merzte die Sprache als Verständigungsmittel ganz aus und ließ zwei Mosaikbilder anfertigen. Das eine stellt ein Wesen im Rock dar, das andere eins in Hosen. Über jedem Bild steht 00.
Leider ist der Fahnenstreit nicht so einfach zu lösen. H. A. Thies

Aus Südtirol

Ein Deutsch-Südtiroler sagte mir: „Daß wir den Krieg gewinnen, haben wir ja gewußt; daß wir von Italien ein gutes Stück kriegen, haben wir auch gewußt; aber daß wir gleich ganz Italien dazubekommen, haben wir eigentlich net wollen!"

*

Eine Kommission südtiroler Bauern ist bei Mussolini, um ihn um Hilfe für den Weinabsatz zu bitten. Der Wein ist in Italien so gut wie unverkäuflich. „Meine Herren, ich werde Ihnen gerne helfen, aber Sie müssen mir Vorschläge machen!"
Keiner ist darauf gefaßt, sie wissen nichts, bis auf einen alten Fuchs. Den drängt nun Mussolini, aber er sagt nur: „I wüßt schon an Rat, aber i sag nix!" Erstaunt fragt der Staatslenker: „Ja warum denn nicht?" — „I trau mi net." Endlich, nachdem alle gespannt genug sind und völlige Straffreiheit garantiert ist, meint der Alte: „I tät halt vorschlag'n, wenn i rat'n dürft, daß Exzellenz abdankat'n. — Dann tät'n mir vor lauter Freud' unsern Wein alloan aussaufen!" Eb.

Die wahre Ursache der deutschen Krise / Von Stefan Kat

Was hat die deutsche Wirtschaftskrise verschuldet? Ein Heer großkopfeter Nationalökonomen hat sich darüber krankdisputiert, — vergebens. Bis endlich ein ganz einfacher Mann aus dem Volke die finsteren Zusammenhänge aufgedeckt hat.
Eines Tages fiel nämlich dem Herrn Greinz aus Stettin folgende Zeitungsnotiz auf:
„Auch die Mitglieder des Riesengebirgsvereins, des Beskidenvereins und der Karpathenvereine sowie des Erzgebirgsvereins dürfen gebührenfrei die Grenze überschreiten. Es genügt beim Grenzübertritt die Vorzeigung der Mitgliedskarte, und die Befreiung erstreckt sich auch auf Ehefrau und Kinder."
Das las Greinz und stutzte. Greinz stellte Nachforschungen an und fand die unfaßbare Wahrheit: Seit vielen Jahren litten die deutschen Bergsteigervereine an ungenügender Mitgliederzufuhr. Wer aber rastet, der rostet, und Organisationen, die nicht wachsen, verlieren ihr Prestige in der Welt. Keine Werbetätigkeit half, — die Leiter der Touristenverbände waren verzweifelt. Da machte sie wer auf jenen Dr. Bummerl aufmerksam, der vor Jahren die stagnierende österreichische Hutindustrie durch einen genialen Einfall gerettet hatte: um den Hütekonsum zu steigern, zog er bekanntlich die Heimwehren auf, die in kürzester Frist zweihunderttausend Heimwehrhüte verbrauchten und nach Erfüllung ihres Lebenszwecks brav eingingen. Dieser Dr. Bummerl wurde also nach Deutschland geholt.
Wenn die Leute den Verbänden nicht beitreten wollten, setzte er deren vollversammelten Leitern auseinander, so müsse man sie eben zwingen. Mit Brachialgewalt? Das wäre unklug. Man müsse vielmehr den für die Psychologie des Deutschen entscheidend wichtigen Eindruck erwecken, durch den Beitritt habe man dem Staat ein Schnippchen geschlagen. Es wäre etwa zu erreichen, setzte Bummerl nachdenklich fort, daß alle, die deutsche Grenzen überschreiten, zum Beispiel hundert Mark pro Kopf zahlen müssen, — alle, nur Mitglieder der Touristenverbände nicht. — Wie könne aber so etwas erreicht werden, fragte zweifelnd der Leiter des Beskidenvereines. — Nichts leichter, lächelte Dr. Bummerl. Eine solche Verordnung, die nach Erreichung ihres geheimen Zwecks natürlich wieder ruhig aufgehoben werden könne, werde die Regierung erlassen, wenn zum Beispiel die Markausfuhr erschwert werden soll. Wann soll sie das? Wenn vorher recht viele Mark ausgeführt wurden. — Und so entwickelte Bummerl Schlag auf Schlag einen gigantischen Plan, den man einstimmig annahm.
Dann war der nur noch durchzusetzen, während eines knappen Jahrs. Eine Kleinigkeit, wenn man bedenkt — was Herr Greinz aus Stettin sehr bald herausfand —, daß in den Touristenverbänden einflußreichste Staatsbeamte, Bankdirektoren und andere mächtige Naturfreunde organisiert sind. Herrn Greinz wurde nun auch klar: Was man bisher „Kapitalflucht" nannte, war in Wirklichkeit überlegene Disposition der Vereinsgelder; was bisher als „Kreditkündigung des Auslands" verschrien wurde, war einfach die geheim vereinbarte Solidaritätsaktion der auslandsdeutschen Vereinsmitglieder. Und den Touristenverbänden strömten Zehntausende bei. (Dr. Bummerl bekam zwei Prozent Provision.)
Manchmal ergibt sich die historische Wahrheit eben erst dann, wenn man den Zusammenhang von scheinbarer Ursache und scheinbarer Wirkung genau umkehrt. An der deutschen Wirtschaftskrise sind nicht die Juden und nicht die Radfahrer schuld, sondern Dr. Bummerl und die von ihm beratenen Leiter der Bergsteigerverbände. — Herr Greinz beginnt demnächst mit der Massenaufklärung, — und dann wehe den Schuldigen!

Auseinander

Von Silvester Pepper

Wir gehen langsam, schrittweise, träge,
und sprechen ab und zu ein Wort, dann sind wir stumm.
Wir gehen oft gegangne Wege
und wissen selber nicht warum.
Du hältst auch meine Hand genau wie früher,
du trägst denselben Hut, dieselben Schuh.
Ich stecke in demselben Überzieher.
„Er ist schon etwas abgenutzt", sagst du.
Wir reden, und wir wollen uns nichts merken lassen,
und du versuchst, noch einmal lieb zu sein;
es geht an uns vorbei und ist nicht mehr zu fassen,
und übrigens sind wir bereits daheim.
Und vor der Haustür brennt die Gaslaterne,
heut tut uns ihre Helle eher wohl.
Wir suchen beide eine andre Ferne,
und haben beide einen andern Pol.
Ich zieh den Handschuh aus und gebe dir die Hand.
„Gut Nacht", sagst du und schaust an mir vorbei.
Ich zieh den Handschuh wieder an und schleiche längs der Wand
und pfeife laut: wie einst im Mai . . .

Aus dem Leben des Totengräbers Luntenbein

Von Rudolf Wittenberg

Der Totengräber Luntenbein war erst vierzig Jahre alt. Seit langem schon wollte seine Frau ein Kind, aber nie hatte der Herr sie gesegnet. Luntenbein hatte damals schon eine Kasse angelegt, für dieses Kind, das doch einst kommen würde. Damals starben noch feine Herrschaften, deren Angehörige ihm stets ein sauberes Trinkgeld gaben für das Grab, das er zu schaufeln hatte.
Jetzt starben keine feinen Leute mehr, mußte Luntenbein feststellen, oder es gab keine besseren Toten mehr, oder, was ja im Bereich der Möglichkeit lag, sie gaben kein Trinkgeld mehr. Es war jedenfalls nicht abzuleugnen, daß die Kasse für das noch nicht geborene Kind erschöpft war und auch sonst die Finanzen des Totengräbers nachgelassen hatten.
Der schwarze, feierliche Gehrock mußte stets in Ordnung sein, das weiße Hemd und die düstere Krawatte sollten tadellos sauber erscheinen, denn in diesem Dorf hatte der Totengräber gleichzeitig dem Sargversenker zu assistieren.
Trotz dieser Mehrarbeit stieg sein Wohlstand nicht, aber sie hätten auch jetzt noch zu leben gehabt, wenn nicht gerade jetzt das Kind in Erscheinung getreten wäre.
Die ganzen Jahre wäre es dem Ehepaar Luntenbein aus der Brotgasse eine rechte Freude gewesen, das Kind, das sie Jonathan nennen wollten, geschenkt zu bekommen. Heute aber, wo gute Konjunktur für die Beamten des Selbstmörderfriedhofs war, und normale Leichenbegängnisse eine Sache für bessere Leute blieben, kam Jonathan recht ungelegen. Die Entbindung stand dicht vor der Tür, die Hebamme, eine im Dorf gefürchtete Erscheinung, hatte schon Kunde davon. Aber sie hatte dem Leichengräber gleich gesagt: „Luntenbein", hatte sie gesprochen, „hast du auch eine Entlohnung für meine langen Nächte, die ich am Bett deiner Frau wachen werde? Ich werde nicht umsonst arbeiten."
Und dann kam wirklich eine Nacht, in der es stürmte und der Wind heulte, und seine schwangere Frau vor Schmerzen stöhnte. Luntenbein stand, noch im feierlichen Gehrock, auf seine Schaufel gestützt im Stall, um die ängstlichen Kälbchen zu beruhigen, und er sah hinten über dem See die Blitze zucken.
Ein schändlicher Gedanke ging schon seit Stunden durch seinen Kopf. Der Rentier Sämerich vom Markt war schwer krank, das wußte jeder im Dorf, und Luntenbein, diese schwarze Totengräberseele, wünschte in diesem Augenblick wahrhaftig den raschen Tod des Sämerich herbei.
Ein furchtbarer Donnerschlag drohte ihm, „Luntenbein", rief eine eherne Stimme, aber das Gewitter verzog sich. Luntenbein hörte noch immer die Frau jammern; er dachte an die Hebamme und an den Rentier Sämerich. „Wenn ich dem das Grab schaufele, würde ja wohl das Kind kommen können", dachte er.
Und er schlich von seinem Haus, der Stätte der Geburt, hinweg zum Ort des Todes. Am Markt blieb er stehen und sah, während sein Herz laut zu schlagen begann, daß die Fenster beim Rentier schon schwarz verhängt waren und ernste Kerzen brannten.
Da dankte der Leichengräber seinem Herrn, der alles so gut eingerichtet hat, und schritt langsam, im Herzen die Freude über Jonathan, in der Hand den Spaten, zum Friedhof, um den ersten Stich zum Grab des Rentiers Sämerich zu machen.
Danach verschwand er im Wirtshaus „Zur Einkehr".

Pietät

(K. Weinmair)

„Nach der Beerdigung sauf' ma a paar Maß Bier – aber a dunkls wegen der Trauer!"

Wahre Geschichtchen

Das Bestattungsamt ist ein Ort, an dem auch den Sanftesten die Galle steigen kann. Konsum und Preise sind hier noch obligater und höher als in Oberammergau, aber — dies ist die Grundlage der Kalkulation — die Kundschaft kann nicht entrinnen und ist zerknirscht. Selbst ich fand, obzwar ich nur das Begräbnis einer Tante zu bestellen hatte, zu irgendwelcher Empörung nicht die Kraft. Jedoch am Schalter neben mir hub ein zwei Zentner schwerer Leidtragender zu schimpfen an, bis er ohne Rücksicht auf die Gedämpftheit des Orts bei dem landesüblichen „Oes Bande, oes ausgschamte!" angelangt war. Darob stand alles im Raume sprachlos still, nur er, nun vollends auf dem Gipfel seiner Entrüstung, fand noch einmal das Wort: „Do waar mir's ja glei liaba, daß mei Alte überhaupts gar net gstorbn waar!" WEW.

*

Wie der Zinklbauer von Fichtlhausen im Sterben liegt, wird auch sein Jüngster heimgerufen, der in einem weitentfernten Dorf als Knecht dient. „No, Vata, was is mit dir?" fragt er. „Ja mei, Bua, sterbn muaß i halt." — „No ja", tröstet ihn der Sohn, „nacha wünsch i da halt, daß d' in Himmi kimmst. Wennst aba in d' Höll kimmst, nacha leid no, was d' leidn konnst, net daß 's hoaßt, de vo Fichtlhausn kinna gar nix aushaltn!"
Nun ist dort der Brauch, dem Sterbenden für die letzten Augenblicke eine brennende Kerze in die Hand zu geben. Aber der Zinklbauer ist ein ganz Zäher, und die Kerze brennt immer tiefer herab. Endlich kann es der Enkel nicht mehr mit ansehen und schreit: „Großvata, stirb schnell, sunst vabrennst da an Dam'n (den Daumen)!"

Ich weiß . . .

Ich weiß, wie schön der Baum der Woche wird,
Wenn Vogel Sonntag in dem Zweigwerk [girrt —
Im Traum.

Fahr' ich ein Stündchen mit der Eisenbahn,
So liegt im See am Landungssteg mein [Kahn —
Im Traum.

Ich hab's erlebt, wie weich ein Auto fährt,
Wie ein Friseur mir zart die Haare scheert —
Im Traum.

Ich weiß, was Tonfilm ist und Höhensonne,
Und einmal hört' ich Offenbach — o Wonne! —
Im Traum.

Ich hab' ein Kind, nein zwei, und eine Frau;
Komm' ich nach Haus, so macht der Spitz [Wauwau —
Im Traum.

Auch das weiß ich, wie schön es ist, zu schuften,
Wie Kräfte uns entkräften, die verpufften —
Aus jedem Traum.

Ich frag' mich oft, ob ich auf dieser Erde
Vom schönen Traum noch was erleben werde.
Kaum.

Hansate

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Anpassung

(M. Frischmann)



„Nischt zu machen, meine Herren, wir müssen die Bude zumachen. Aber zum Zeichen echt sozialer Gesinnung wollen wir wenigstens ooch persönlich unsere Verarmung in der Öffentlichkeit 'n bisken manifestieren!"

Die Fasanerie / Von Christian Gutenberg

Endlich ein Tag, an dem die Sonne nach wochenlanger Verhüllung wieder erschienen war. Der Jäger drängte, mit allem Respekt, die neuerpachtete Jagd des Nachbargutes zu besichtigen. In ein paar Tagen ginge die Fasanenjagd auf, höchste Zeit, sich gründlich umzutun.

Der Jagdwagen preschte auf den Gutshof. Sein Besitzer lebte fern in der Stadt. Ein Höflichkeitsakt: ich ließ mich beim Inspektor melden. Sein Empfang war korrekt. Der altgediente Beamte wußte, wie man sich „Herrschaften" gegenüber zu benehmen hatte. Aber unterirdisch klang aus seinen Worten die bittere Enttäuschung, daß sein Herr die Jagd verpachtet und ihm somit die Betreuung genommen hatte.

Ja, selbstverständlich könnte ich die Jagd besichtigen, er selbst bedauere jedoch, mich nicht persönlich führen zu können, es läge dringende Arbeit vor. Aber er würde mir den Stellmacher mitgeben, der wisse überall Bescheid. Dort drüben sei die Werkstatt.

Er rief laut über den Hof. Der Stellmacher lugte aus der Tür. Das Gesicht des Inspektors wurde noch etwas röter, als es schon war, so brüllte er seinen Befehl über den Hof. Das tat ihm gut.

Der Stellmacher legte sein Handwerkszeug hin. Er zog den Rock an, um aus einem kühlen Verließ in die heiße Sonne zu treten. Die Schuhbänder seiner Stiefel ließ er offen. Man hatte nicht den Eindruck, daß es aus Übereile geschah, vielmehr war es wohl auf seine Bequemlichkeit zurückzuführen.

Gleich hinter dem Hof begann der große, wilde Park, eine Wirrnis uralter Bäume und dichter Sträucher. Der Jäger sog tief Luft ein, als wittere er Fasanen. Vorsichtig begann ich den Stellmacher zu fragen, wieviel Treiben man bisher bei der Jagd abgehalten hätte, und wo die Futterplätze lägen. Vorsichtig waren seine Antworten. Wie kam er dazu, einem Fremden mehr zu sagen als unbedingt notwendig!

Der Jäger machte ein spöttisches Gesicht. Seine hellen Augen hatten längst entdeckt, was wissenswert war. Da brauchte er keinen krummbeinigen Handwerker dazu.

Es raschelte im Unterholz. Ehe der Stellmacher und ich dazu kamen, festzustellen, was die Ursache sei, sagte der Jäger verächtlich: „Eine schöne Fasanerie ist das, wo die Hofhühner mirnichts-dirnichts Zutritt haben. Da werden Sie viel Arbeit kriegen, den Zaun zu reparieren." Der Stellmacher maß den Jäger aus seinen schiefen Augen mit einem Blick, der nichts Gutes verriet. Ihm fehlte jetzt nur der Holzhammer und das Stemmeisen, wie dem Jäger Messer und Gewehr. Ein Leghuhn und zwei Raubtiere.

Ich lenkte ab: „Sagen Sie, Stellmacher, Sie haben wunderbare Bäume hier im Park, da brauchen Sie für Ihre Werkstatt gar kein Holz zu kaufen."

Der Stellmacher sah sich um. „Nichts kaufen —?" brummte er. „Wir kaufen alles. Dort die Eiche — fünf Festmeter Holz à hundert Mark. Glauben Sie, daß ich einen einzigen Baum fällen darf? Hier läßt man alles vermodern. Ein Vielfaches von dem, was die Jagdpacht einbringt. Aus Schönheitssinn —." Das letzte Wort als Ausdruck tiefster Verachtung.

„Ich kann verstehen, daß man sich von einem Baume, den man liebt, schwer trennen kann", versuchte ich eine schwache Verteidigung des Gutsherrn anzubringen.

„Alles, was recht ist. Man läßt doch draußen auf dem Felde auch nicht den Weizen ausfallen."

Der Jäger hatte guterzogen geschwiegen. Immerhin mochte er denken: schwatzt ihr nur, die Hauptsache ist, daß der Saustall aufgeräumt wird — und, mit dem Weizenfeld hatte der Bursche gar nicht so unrecht.

Wir waren am Ende des Parkes angelangt. Ich gab dem Stellmacher für seine Führung ein Trinkgeld. Es schien ihn zu verpflichten, mir über seine ursprüngliche Aufgabe hinaus etwas Besonderes zu zeigen. Er kehrte um, führte mich durch ein Dickicht an eine besondere Stelle.

„Hier ist das Fliegerdenkmal —." Die Inschrift auf dem Findlingsblock besagte, daß zwei Offiziere während des Krieges auf einem Überlandflug von Wilhelmshaven nach Triest an dieser Stelle tödlich abgestürzt seien.

„Es war an einem Nachmittag im Juli, ich zog auf dem Hofe gerade am linken Vorderrad des Kutschwagens eine Felge ein, da strich das Flugzeug ganz dicht über den Kuhstall nach dem Park hin. Auf einmal gab es einen lauten Krach, ich hörte wie die Bäume splitterten. Ein Riesenschwarm von Fasanen stob auf. Als ich hinkam, waren beide tot. Es muß sich mehrmals überschlagen haben. Ich hatte so ein Ding noch nie aus der Nähe gesehen. Ich kann Ihnen sagen, die Hölzer der Tragdecks so dünn wie Streichhölzer. Das war keine solide Arbeit."

Der Jäger betrachtete den Stein: „So ein Flugzeug haben wir an der Somme mal mit einem Maschinengewehr heruntergeholt." Sein Blick ging weiter. „Ein schöner Stand ist das hier. — Da muß ein guter Schütze hin. — Gnädiger Herr, wenn das richtig angepackt wird, schießen wir tausend Hähne."

Zur Bekräftigung seiner Weissagung trat er mit dem benagelten Schuh auf den Stein. Erschrocken strich ein Fasanenhahn ab. Der Jäger hob die Arme, als ob er ein Gewehr führte. „Bumm", sagte er und strahlte über das ganze Gesicht.

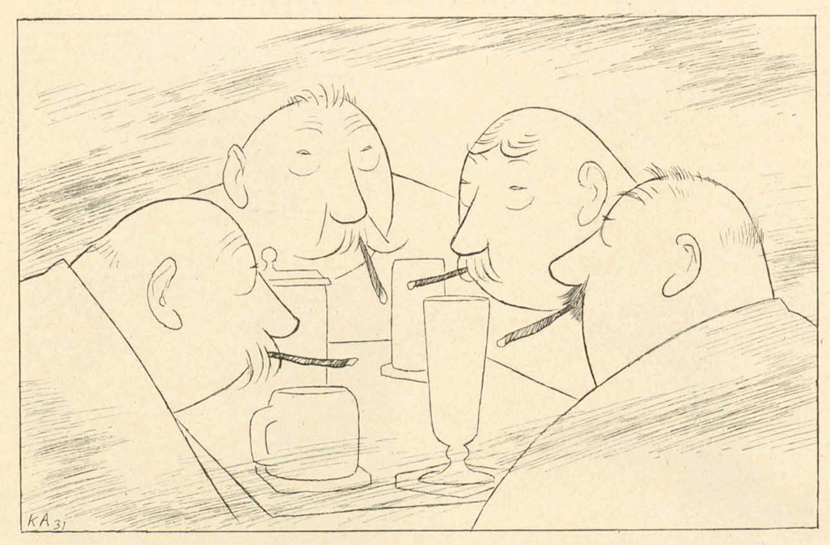
Ein Pionier der Wirtschaft

(E. Schilling)



„Mein Mann war immer seiner Zeit voraus — er hat schon vor drei Jahren Pleite gemacht!"

Vier gleiche Köpfe halten sich vier verschiedene Parteiblätter (Karl Arnold)



„Aber dös können S' do net abstreiten, daß die Sowjets immerhin ...“ — „Lassens mi aus mit Eahnere russischen Zuständ', a Kini muaß wieder herra und damit basta.“ — „Da Hitla wird der sogenannten Republik scho zeig'n, wo die Gurken hängen ... Deutschland erwache!“ — „Is vielleicht Republikaner a Schand, wo si do da Hindenburg a net geniert?“

Jupmann besucht ein Theater / Von Erich Rhode

Mit steigendem Interesse hatte in der letzten Zeit der Berliner Bürger Eduard Jupmann in den Zeitungen das Für und Wider der Theaterkrise verfolgt. Zuerst nahm er rein neugierig Notiz, als sich aber die Vorschläge für Erleichterungen aller Art häuften, als sogar von Gratiswürstchen und -erfrischungen aller Art die Rede war, kam Eduard Jupmann zu der Meinung, daß das Theater fortan eine Institution sei, die der am Pfennig sparende Junggeselle im Auge zu behalten habe. Kaum hatte denn auch die neue Saison begonnen, sagte Eduard Jupmann mittags zu seiner Wirtin: „Abendbrot brauchen Sie mir heute nicht hinzustellen, vergessen Sie nicht, es dann von der Monatsrechnung abzusetzen — ich besuche heute ein Theater.“

Abends nahm Jupmann seinen guten Anzug aus dem Schrank, band sich einen neuen Kragen um und wählte nach einigem Überlegen die schwarze Krawatte. Mit Befriedigung hörte er dann noch seinen Magen knurren — und begab sich auf den Weg. Das heißt, er wollte sich begeben, denn als Jupmann die Straße betrat, regnete es kräftig. Er überlegte kurze Zeit, schritt eilig zur nächsten Telephonzelle und verband sich mit dem „Leichten Schauspielhaus“. Mit der Dame in der Zentrale ließ er sich in keine langen Erörterungen ein, sondern verlangte in barschem Ton Verbindung mit dem Ersten Direktor. „Hier ist Eduard Jupmann“, sagte er — „. . . ich habe die Absicht, heute abend Ihr Theater zu besuchen. Da es aber furchtbar regnet, muß ich Sie schon bitten, mir einen Wagen zu senden.“ Er nannte noch die Lage der Telephonzelle und hängte an, denn für ihn war das Gespräch erledigt.

Nach kurzem Warten war das Auto da. Jupmann machte es sich bequem . . . Leider war die Fahrt schnell zu Ende, und das beeinträchtigte seine Stimmung. Er bemühte sich geflissentlich über den Herrn, der ihn mit jedem Zeichen der Höflichkeit im Foyer empfing, hinwegzusehen und nur, als dieser Herr mit leiser und unterwürfiger Stimme fragte, ob er heute schon einen bezahlten Platz oder vorerst eine Freikarte als Versuch ohne Risiko wünsche, brummte er: „Geben Sie mal ne Freikarte . . .“

Jupmann ließ sich zum Sessel geleiten, wunderte sich noch, daß sein Platz nicht genau in der Mitte lag, und war nun schon sehr verstimmt. Dann begann das Spiel. Leider fand Jupmann wenig Zeit, sich mit den Vorgängen auf der Bühne zu beschäftigen, denn sein Magen wurde immer rebellischer, und er wünschte sehnlichst den Beginn der Pause herbei. Dazwischen überlegte er sich, daß er recht weit vom Eingang saß, da die nächsten Esser bekanntlich immer die besten sind . . ., und sah, daß eigentlich sehr viele Leute im Theater waren, was ihn mit Beunruhigung über die bereitgehaltene Zahl der Würstchen erfüllte . . .

Tatsächlich lag er dann bei der Pause auch weit im Hintergrund und erwischte nur zwei Paar Würstchen, obwohl er im Gedränge der gleichen Zahl Damen rücksichtslos die Schleppen weggetreten hatte. Er versuchte zwar noch einmal auf seinem Platz, den er wieder eingenommen hatte, auszuharren, stand aber schließlich kurzentschlossen mitten im zweiten Akt auf und ging mit wuchtigen Schritten hinaus. Im Foyer stürzte mit allen Zeichen der Unruhe der Herr auf ihn zu, der ihn vorhin empfangen hatte. „Gefällt Ihnen das Stück nicht?“ fragte er devot.

„Stück . . .!“ sagte Jupmann verächtlich — „Stück . . . Ich habe Hunger und muß mir jetzt etwas zum Essen besorgen.“

„Und die Würstchen . . .?“ murmelte der Herr zerknirscht.

„Würstchen . . .“, wiederholte Jupmann — „das nennen Sie essen?“ Er wandte sich zum Gehen. Der Herr hielt ihn am Arm

Herbstliche Elegie

Von Karl Kinndt

Hindenburg schießt seine Böcke
weltentfernt in Dietramszell,
und die Knipser und die Schmöcke
sind zur Stell'.

Nicht mehr gibt uns im Auguste
Laval hierorts seinen Senf,
denn vorher kommt der bewußte
Tratsch in Genf.

Für die Friedens-Kontroverse
braucht auch Briand jetzt noch Ruh,
und bis dahin bleibt die Börse
gleichfalls zu.

Und es ändert sich die Frist der
Ausland-hundert-Eier nich,
denn so will es der Minister
Dieterich.

Schluß ist's auch mit den Besuchen,
die wir dann im Tonfilm sehn,
um als Resultat zu buchen:
es war schön!

Aktien fallen wie auch Blätter
stetig, aber unbemerkt,
während sich zur Tat der Retter
Hitler stärkt.

Allerwärts Unterminierung —
alles steht auf Hieb und Stich!
Jeder fühlt's — nur die Regierung
merkt es nich — —

Wenn man dann nach frohen Wochen
wieder an die Arbeit geht,
hat sich's schon herumgesprochen:
's ist zu spät — — —

zurück und versicherte ein über das andere Mal, daß die Vorbereitungen gewiß unzureichend gewesen wären. In Zukunft würde alles anders sein. Wenn er dem Herrn sein Mahl anbieten dürfe . . . Jawohl, gleich in der Kabine. Er wäre hier zu Hause . . . Und Jupmann ging in die Kabine.
Während er langsam Stück um Stück des saftigen Schnitzels durch die Zähne schob, kamen auch Frieden und Gemütlichkeit in seine Seele zurück. Und als er fertig gegessen hatte und zum Ausgang des Theaters schritt, sagte er zu dem Herrn, der vor ihm mit tiefer Verbeugung die Tür öffnete: „Ich werde mich in den nächsten Tagen selbstverständlich etwas bei Ihrer Konkurrenz umsehen müssen, man muß ja heute alles prüfen. Sollte Ihr Institut bei dieser Prüfung gut abschneiden, werde ich Ihnen in den nächsten vierzehn Tagen wieder einmal die Ehre geben . . ."

Lieber Simplicissimus!

Fatalismus

Max, der verlorene Sohn des Kommerzialrats Necheles, schreibt Gedichte. Und noch dazu — lyrische! Denn er ist ein hoffnungsloser Idealist, der für kommerzielle Belange keinerlei Verständnis hat.
Die Branchekollegen des bedauernswerten Vaters schlugen die Hände überm Kopf zusammen und bestürmten den alten Necheles mit Fragen: „Herr Kommerzialrat, wie konnten Sie, ein Pionier des Wirtschaftslebens, das widerspruchslos zugeben, daß Ihr Sohn ausgerechnet lyrischer Dichter wird?"
Da lächelte der alte Mann trübe und sagte: „Warum hätt' ich meinem Max die Freud' nicht lassen solln? Heutzutag verdient mer doch — nebbich — in anderen Berufen auch nix!"
Salpeter

Heiliger Bartholomäus, hilf!

(Olaf Gulbransson)



„Bitt' schö, Herr Pfarrer, wia hoaßt denn der sell Märtyrer, dem s' bei lebendigem Leib d' Haut abzog'n hab'n, i bräucht' an Fürbitter in Steuersachen."

Die Mordseuche

(Wilhelm Schulz)



„Auch ohne Krieg ist die Politik noch immer eine meiner wirksamsten Waffen!"

Stuttgart, 7. September 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 23

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Nach dem Schadenfeuer

(Wilhelm Schulz)



„Ist das nun der Pleitegeier, der nicht mitverbrannt ist, oder der Phönix einer besseren Zukunft, der sich aus der Asche erhebt?"

Der Prediger im Dom / *Von Peter Scher*

Er senkt die Nase auf die Bibel
und ist mit Gott gewissermaßen eins;
dann spricht er, bäffchensanft, penibel —
verletzend ist der Worte keins . . .

Wie sollt' es auch — er, Gottes Hort,
Mann, Rhetor, Wilhelms letzter Streiter,
wägt jedes Wort —
Hut ab vor solchem Himmelswegbereiter!

Nur zwischendurch und mang die Zeilen
wischt er, mit gleichnishafter List,
um sich den Stillen mitzuteilen,
dem Staat eins aus, des Brot er ißt.

Wenn's aufkommt, ist er's nicht gewesen
und ist die Demut selbst in Gottes Haus . . .
Wann, Republik, nimmst du den Besen
und kehrst den ganzen Tempel aus?

Sieben Jahre Liebe / Von Henri Barbusse

„Das alles ist sehr schön", sagte Leander. „Alle diese kleinen Dramen, deren Helden ihr selber seid, sind sehr gut erfunden, obgleich sie ehrlich erlebt sein mögen, und ich bin froh darüber, daß ein jeder von euch eingewilligt hat, etwas aus seinem Liebesleben zu erzählen, obwohl diese Erzählungen in der Runde schon etwas in Mißkredit gekommen sind, weil sie in der Literatur etwas gar zu oft angewendet wurden.

Es gibt auch ein Aber dabei, und darüber wollen wir uns einmal ehrlich aussprechen. Nach meiner Meinung ist es doch ein bißchen anders mit der Liebe. Eure raffinierten Folgerungen und eure Psychologie der Verblüffung verwirren mich. Das Leben ist viel einfacher, liebe Freunde. Die wirklichen Tragödien, denen die Liebesleute zum Opfer fallen, sind, in neun Fällen unter zehn, viel weniger verwickelt, und alle Subtilitäten glänzen da, leider Gottes, durch Abwesenheit. Das ist eben das Unglück. Diese Einfachheit ist so schlicht, daß unsere Einbildungskraft gar nicht stark genug ist, sie zu begreifen.

Was mich anbelangt — ich erzähle keine Geschichte, ich gebe nur ein Beispiel —, so kann ich euch niemals schildern, was ich alles durch eine gewisse Emma gelitten habe, noch warum: es wäre zu einfach.

Emma war der Name eines braven Mädels, das ich kannte, als ich Apothekergehilfe in Senlis war. Wir kannten uns, das gestehe ich gern, im biblischen Sinne des Wortes. Wir stammten aus ähnlichen Verhältnissen: sie hatte ein kleines Drogengeschäft in der Fegardstraße, deren alte Fenster aussehen, als wären sie Brillen, und deren Dächer wie verrunzelt scheinen. Ich machte Päckchen und empfahl Medikamente in einem Raum, der mit weißen Porzellantiegeln tapeziert war, wie ein Beinhaus mit Schädeln; durch die großen farbigen Glasgefäße im Schaufenster sah ich die Passanten rot auftauchen und grün verschwinden.

Soweit ich mich erinnere, war sie nicht hübsch. Sie sah unbedeutend aus; ihr Haar war weder blond noch schwarz, noch kastanienbraun; ihre Augen hatten eine Mittelfarbe zwischen grau, grün und blau; ihr Mund lenkte die Aufmerksamkeit nicht auf sich, wenn sie sprach; aber schließlich und endlich hatte sie mich sehr lieb, und auch ich freute mich aufrichtig, wenn sie mich abends abholte und erst rot, dann grün gefärbt auf der Straße sichtbar wurde.

Ich habe gesagt, daß sie ein braves Mädel war. Ich muß es wiederholen und sagen, daß sie gut war, im wahrsten Sinne des Wortes. Sie liebte mich wirklich und herzlich. Wenn ich kam und ging, erblühte eine mütterliche Güte, man könnte fast sagen, Schönheit auf ihrem Gesicht. Sie sah mich schmerzlich, beinahe mitleidig an, selbst wenn ich mich glücklich fühlte. Warum? Das ist das Geheimnis des weiblichen Herzens . . . Wenn wir abends in unser kleines Zimmer eintraten, nahm sie mich in ihre Arme, um mich zu erwärmen, als wären es breite, schützende Schwingen.

Ihr könnt euch denken, wie unglücklich sie war, als ich sie verlassen mußte, um mich in Figeac niederzulassen.

Auch ich litt unter der bevorstehenden Trennung, weniger als sie natürlich, aber es tat mir doch leid. Dennoch war ich vorsichtig und vernünftig genug, sie von ihrem Plan abzubringen, der darin bestand, ihr Geschäft zu verkaufen und mir zu folgen.

In den Tagen, die meiner Abreise vorangingen, zerschmolz sie in Tränen, die sie beinahe ertränkten. Sie versuchte immer wieder, sich zu fassen, und versicherte tausendmal: ‚Ich werde dich immer lieb haben. Ich werde immer auf dich warten. Ich werde immer allein bleiben, immer bereit sein für deine Wiederkehr, immer, immer!'

Ich ließ mich in Figeac nieder, aber ich konnte nicht dort bleiben. Die Gründe sind ja gleichgültig, warum ich es in dieser Stadt nicht aushielt, die mir wenig geneigt schien, und warum ich später meine Apothekerlaufbahn aufgab. Mir geschah nichts Besonderes, das wißt ihr, oder vielmehr ihr wüßtet es, wenn das Gegenteil eingetreten wäre.

Ich erwarb weder Geld noch Ruhm. Ich erreichte nichts, weder in der Wissenschaft noch in der allgemeinen Wertschätzung; aber ich hatte viele Liebesabenteuer.

Keines aber ging erfreulich aus, und eines Tages fühlte ich mich tief ermüdet und angeekelt von der Bewegtheit dieses Lebens. Meine letzte Affäre war eine ziemlich unrühmliche Angelegenheit mit einer wirklichen und wirklich verrückten Marquise gewesen, und sie veranlaßte mich dazu, in mich zu gehen, den Kopf über alle Dinge dieser Art zu schütteln und mich wieder an Emma zu erinnern, die mir gesagt hatte: ‚Ich werde immer auf dich warten.'

Sehr glänzend war es ja nicht, wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren; ich sträubte mich auch zuerst dagegen, aber ich fühlte mich so beschmutzt, so verbraucht, daß die warme verstehende Güte des armen Mädels immer lockender vor mir aufstieg.

Was wohl aus ihr geworden war in den sieben Jahren, da wir uns nicht mehr gesehen hatten, in den sechseinhalb, seit ihre Briefe an mich unbeantwortet geblieben waren? Kein Zweifel, sie war mir treu geblieben. Aber sie konnte inzwischen gestorben sein.

Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich sehnte mich nach einem Menschen, an den ich mich lehnen konnte, und ich schrieb ihr. Ich hatte kaum begonnen, mich zu wundern, daß keine Antwort kam, als ein Telegramm von ihr eintraf, übervoll von Versicherungen, von Zärtlichkeit, von zitternder Sehnsucht. Sie lebte nur für mich und für ihre Erinnerungen — sie erwartete mich hingebungsvoller als je.

Erst zögerte ich, dann fuhr ich doch nach Senlis. Ich sah die Altstadt wieder und die graue, wie aus steinernen Spitzen gefertigte Kathedrale; ich sah die anderen Kirchen, die jetzt vielfach für weltliche Zwecke verwendet werden, und die altertümlichen Ecksteine an den Mauern, die aufrecht standen, wie Passanten, die sich nicht bewegen.

Nun näherte ich mich der Fegardstraße. Ein böses Vorgefühl ergriff mich: wenn sie sich gar zu sehr verändert hätte. Wenn sie in diesen sieben Jahren allzu fett oder allzu mager oder gar zu häßlich geworden wäre!

Ich beschloß, vorsichtig zu sein. Ich suchte mir einen Beobachtungsposten aus, von dem ich sie sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Da erblickte ich sie. Sie hatte sich nicht verändert, sie schien im Gegenteil eher hübscher geworden mit ihrem blassen Gesicht, in dem ihre sanften Augen feucht glänzten, mit ihren weichen Scheiteln, in ihrer dunklen Kleidung, die ihr etwas Zartes, Witwenhaftes gab.

Ich trat vor, ich war glücklich, ich lächelte sie an.

Und dann . . . Ja, das ist schwer zu schildern. Sie hob den Blick und sah mich an. Ich blieb auf dem Gehsteig stehen, knapp vor ihr, recht auffällig. Sie blickte mich an, ein-, zweimal — und erkannte mich nicht!

Sie wendete den Kopf, entfernte sich und verließ mich so, ohne es zu wissen. Ein Riß ging durch mein Herz, als hätte ich mein Leben lang niemanden geliebt als sie. Ich floh, von einem plötzlichen Gefühl getrieben, denn ich begriff: es nützte nichts, daß ich an ihr hing, da sie mich nicht erkannt hatte, würden wir niemals mehr ‚wir zwei' sein können. Ich rannte auf die Bahn und warf mich in den Zug, obgleich ich mich lieber darunter geworfen hätte.

Ihr habt mich wohl verstanden: sie hatte mich nicht erkannt. So einfach, so wunderbar einfach verlief diese Geschichte. Kein Lärm, keine Komplikationen, nur ein unbegreifliches Schweigen und ein Stückchen Nichts und Vergänglichkeit: sie erkannte mich ganz einfach nicht.

Alles hatte ich bedacht, alles vorausgesehen, nur nicht, daß ich in wenigen Jahren so weit gealtert war, daß nichts in mir sie an ihre ehemalige Liebe erinnerte, als ich vor ihr stand!

Den Schluß zu dieser Geschichte ohne Handlung macht euch selber. Sagt dazu, was ihr wollt, nur nicht, daß so etwas unmöglich ist: denn es ist so gewesen. Ihr müßt es glauben, so wie ich daran glauben mußte in den Tagen, die folgten und die ich traurig verbrachte — o ewiger Widerspruchsgeist des Herzens — in einer Eifersucht ohne Namen, ohne Form, ohne Grenzen, in einer seltsamen Eifersucht auf den Tod!"

(Autorisierte Übertragung von Josef Kalmer)

Der „Fall Vincenz"

Von Karl Kinndt

In Hamburg an der Elbe
da ist vor dem Gericht
nicht jedermann derselbe,
denn Geld hat viel Gewicht!

Sein Töchterchen zu lieben
gilt zwar als wenig schlau,
wird's dir auch zugetrieben
von deiner eignen Frau —

Man muß mit Zuchthaus strafen,
tut man's auch gar nicht gern,
denn diesen Paragraphen
gibt's selbst für bess're Herrn!

Doch wird man nicht verschandeln
dein Leben ganz und gar:
Man kann die Strafe wandeln
und mildern — gegen bar — — —

Für zwanzigtausend Eier
— sofern du diese hast —
naht sich dir der Befreier
und sprengt die Ketten-Last!

Vergnügt fährst du ins Ausland,
mit deiner Frau gepaart,
und gründest neu den Hausstand
nach der gewünschten Art — — —

— — — Sonst ist man an der Alster
sehr streng und rigoros,
und Gnade gibt's nicht, falls der
Verdammte mittellos — — —

Vor der Tür der Reichskanzlei

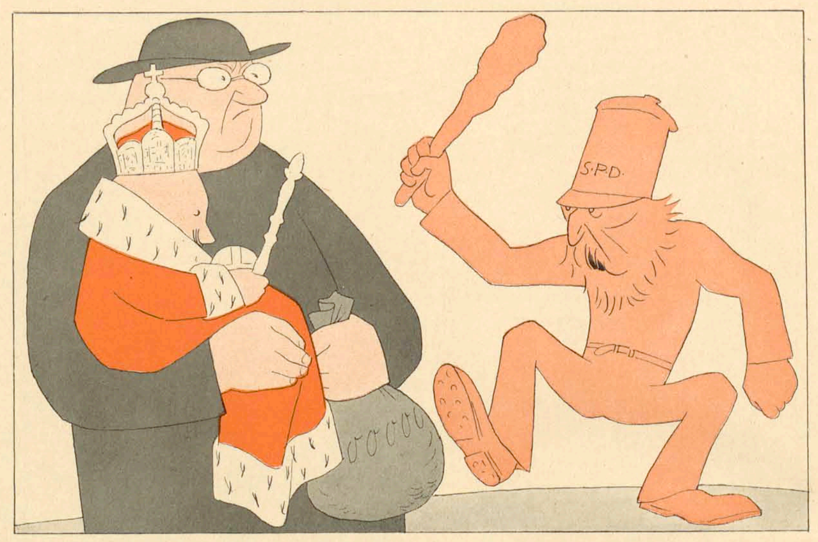
(Olaf Gulbransson)



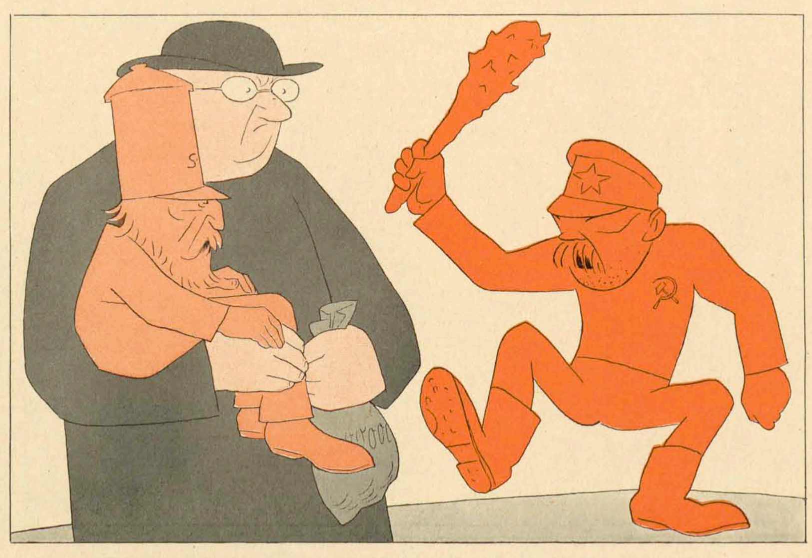
„Arme stellungslose Volksretter bitten um ein kleines Ministerium!"

Not bricht Grundsätze

(Karl Arnold)



S.P.D. einst: „Nieder mit Kapital, Thron und Altar!"



S.P.D. jetzt: „Hilfe, unser Kapital und die Kirche sind in Gefahr!"

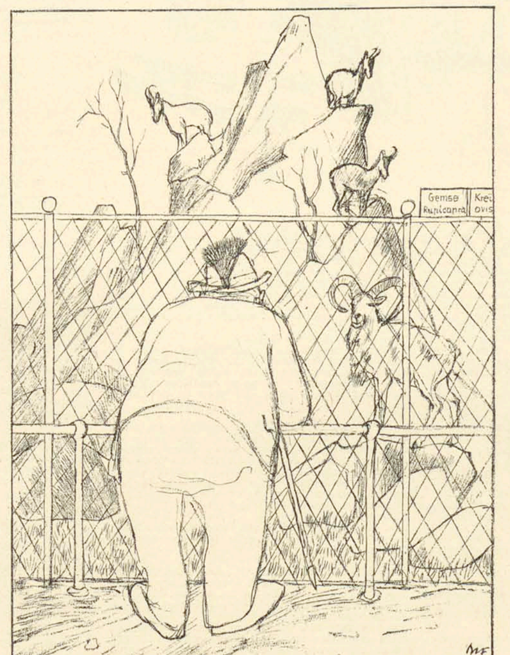
Schweinslechner bildet sich... / Von Joseph Maria Lutz

Der Bäckermeister Franz Xaver Schweinslechner von Aichach hatte beim Preisschießen der Kgl. priv. Schützengesellschaft daselbst gerade noch einen Trostpreis herausgeschossen. Als er ihn bei der feierlichen Preisverteilung in Empfang nahm, stellte sich heraus, daß dieser Preis aus einem Buch bestand. Ein bißchen verlegen nahm er den ihm ungewohnten Gegenstand in seinen Besitz, blieb auf dem Rückweg zu seinem Stammplatz unter der Lampe stehen und betrachtete erst die Außenseite.

Faust
von
Goethe

stand in großen Buchstaben auf dem Umschlag.
„Mhm", machte Schweinslechner, benetzte seinen Zeigefinger und schlug das Buch auch innen auf. Er hielt es ganz weit von sich weg und versuchte zu lesen.
„Do konn i iatzt nix macha", sagte er aber dann, indes er an seinem Stammtisch sich niederließ, „iatzt hab i mein Zwicker net dabei."
„Sie müssen das Buch aber bestimmt auch lesen, Herr Schweinslechner", bemerkte nun der Lehrer Bimseisl, der das Tun des Bäckers beobachtet hatte, weil der Preis von ihm gestiftet war. „Diesmal ist der Trostpreis der schönste gewesen", setzte er wichtig hinzu. Schweinslechner war nun nicht ganz dieser Ansicht, denn er fand das Spanferkel für den ersten Preis und das Tragl Bier für den zweiten schon bedeutend schöner, aber immerhin nahm er noch mal das Buch und schaute lächelnd und genießerisch hinein.
„Sie müssen es bestimmt lesen", betonte der Lehrer noch mal.
„Feit si' nix", versicherte ihm Schweinslechner und schob es in seine Tasche.
Und tatsächlich, am nächsten Tag, nach dem Mittagessen, holte er das Buch hervor, setzte sich damit gemütlich auf die Bank vor seinem Hause, bewaffnete seine Augen mit einem altmodischen Nickelzwicker, zog die Augenbrauen hinauf und begann zu lesen — wurde aber gleich darauf wieder gestört, weil der Kooperator des Ortes, Hochwürden Herr Alois Geiderer, auf ihn zutrat.
„Ach, der Herr Schweinslechner liest gewiß ein Buch aus unserer katholischen Volksbibliothek", begrüßte er neugierig den so ungewohnt beschäftigten Bäckermeister.
„Grüaß Gott, Hochwürden", erwiderte der Angesprochene, erhob sich und erklärte, indes er das Buch wie ein ertappter Schüler dem Pfarrer hinhielt, beinahe entschuldigend: „Naa, g'wunna hab' i's gestern bei unserm Preisschiaß'n, und da hab' i mir denkt, muaßt do a bißl nei'schaug'n, hab' i mir denkt."
Der Kooperator nahm das Buch behutsam in seine weichen Hände und schlug es auf, wie ein Meßbuch.
„Soso, Goethe!" bemerkte er dann spitzig, „es ist doch sonderbar, was der böse Feind alles für Wege findet, um in ein christliches Haus zu kommen!"
„Wia dees?" fragte nun der Bäcker erstaunt.
„In der Bischofsstadt Bamberg", fuhr der Pfarrer nebenbei erzählend fort, „ist vor dem Krieg einmal ein Schüler der Präparandenschule exkludiert worden, weil er dies Buch an seinem Kommuniontag gelesen hatte."
Schweinslechner wußte zwar nun nicht, was das Wort „exkludieren" bedeutete, aber es klang so schrecklich, daß er erschauerte und nichts sagte.
Der Kooperator gab das Buch dem Bäcker zurück: „Ich will Ihnen natürlich nicht abraten, das Buch zu lesen, jeder nach seinem Geschmack."
Mit einem kühlen Gruß entfernte er sich.
Schweinslechner betrachtete erneut verdutzt und unschlüssig das Buch; eigentlich war er jetzt sogar ein wenig neugieriger geworden. Mit männlichem Mut und einem „No werd scho' net so g'fährli' sei!" entschloß er sich, weiter zu lesen.
Diesmal störte ihn aber seine Ehefrau Kreszenzia Schweinslechner. „Xaver", sagte sie von der Haustüre her, „geh schaug amal zu unsere Fackl hintri, i glaab, oans frißt net recht."
„Is scho recht, i kimm nacha scho", bemerkte der Bäcker, unwillig ob der neuerlichen Störung.
„Muaßt aber scho glei schaug'n", ließ die Frau nicht nach. Da brauste aber Schweinslechner auf: „Herrgott, i möcht iatzt mei Ruah — mir z'liab werd iatzt dö Sau aa net fress'n, bal i's o'schaug!"
Frau Schweinslechner war inzwischen auf die Beschäftigung ihres Mannes aufmerksam geworden.
„I glaab glei gar, der lest a Büachi — Versl und a Liabsg'schicht, womögli'! Bist du narrisch worn auf deine alt'n Tag! Mei Liaba, dees führ'n ma fei' net ei', dees leid i net!"
Mit einem Krach schlug Kreszenzia Schweinslechner die Türe zu und hörte infolgedessen auch nicht mehr, daß der Herr Gemahl ihr einen Spruch nachrief, mit dem er sich unbewußt wirklich auf Goethes Spuren befand.
„Iatzt möcht i bloß seng, wer Herr is! Dees Büachi werd' g'les'n, dees geht do wunderschö o'", bemerkte er noch, da sah er, wie eben die Pfarrerköchin am unteren Ende der Straße in den Laden seines Konkurrenten und Feindes, des Torbäck, trat. Er stutzte: bis jetzt hatte der Pfarrhof doch bei ihm das tägliche Brot gekauft! Sollte der Kooperator ...? Konnte einem so ein Buch vielleicht das Geschäft verderben?
Richtig trat die Pfarrerköchin, vom Torbäck begleitet, aus dem Laden, und beide sahen zu ihm herauf. Besonders sein Konkurrent zahnte triumphierend zu ihm her.
„Iatzt da schaug' her", knurrte Schweinslechner noch, da trat sein Freund, der Kaufmann Hierlbeck, auf ihn zu.
„Was tuast denn nacha du heut?" fragte ihn der verwundert.
„Les'n möcht i, aber hast ja koa Ruah", erwiderte Schweinslechner.
Hierlbeck war Antisemit, weil er in den Juden eine Konkurrenz sah.
„Wia konn ma' denn an so an Judenschmarrn les'n", begann er auch sofort.
„Waas, Judenschmarrn", sagte Schweinslechner beleidigt, „woher woaßt denn, daß des a Jud is?"
„Wenn oana Versl schreibt, is er bei mir scho verdächtig", sagte Hierlbeck und nahm Schweinslechner das Buch aus der Hand.
„Goethe — Goethe", sagte er nun sich besinnend ein paarmal vor sich hin, „wenn ma' recht is, war der Mann Advokat und no dazua aus Frankfurt — spannst was? — da hast es iatzt glei!"
Da nahm Schweinslechner wortlos das Buch, ging in die Backstube zurück und warf es in den Backofen. Es loderte lustig auf.
So kam es, daß die Brotlaibe des Ökonomen Grasbichler, welche grade im Ofen waren, sozusagen mit höllischem Feuer gebacken wurden. Ob das dem christlichen Lebenswandel des Bauern nicht etwa geschadet hat, ist bis dato nicht bekannt geworden.

Verlorenes Paradies (M. Frischmann)

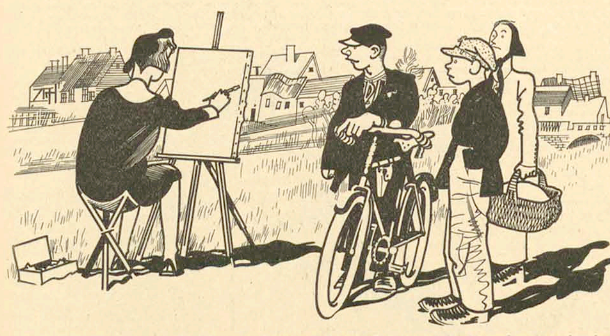


„Ja, ja, so hat's halt amoi bei ins in Bayern ausg'schaugt, eh' dö preißischen Summerfrischler kemma san!"



Beispiel

(Karl Holtz)



„Da seh'n Se't nu an sich selber, Frollein, mit dem Malen: wenn der Mensch arbeetslos is, kommt er eben uff die dümmsten Jedanken!"

Der Witz

Von Ossip Dymow

Im Gesellschaftszimmer des Kurhauses sitzt der vor kurzem angekommene Gast. Er hat ruhige Bewegungen und einen unruhigen Blick. Aus der Fronttasche seines tadellos gebügelten Rockes guckt das Dreieck des seidenen Schnupftuches heraus, das nie benutzt wird. Er ist mager, hat eine Glatze und einen nervösen Magen. Er ist sechsunddreißig Jahre alt. Ein typischer alter Junggeselle.

Im Zimmer erscheint Fräulein Elisabeth Schmiele, vornehm, gut gekleidet, eher mager als schlank. Sie spricht englisch, wohnt im ersten Stock — mit Badezimmer. Sie ist „beinahe neunundzwanzig", also: etwas über dreißig. Und wenn schon? Nach der Hochzeit ist sie ein junges Weib.

An die Hochzeit denkt der Gast gerne: Fräulein Schmiele gefällt ihm. Gestern abend sprachen sie von Seereisen. Heute morgen beim Brunnen — von Musik. Also: es geht vorwärts. Er fühlt, daß er ihr nicht antipathisch ist. Im Gesellschaftszimmer wird viel geraucht. Dennoch kommt sie herein.

„Da sind Sie, Herr Doktor! Ich wollte — — —"

„Wollen wir vielleicht einen kleinen Spaziergang machen, gnädiges Fräulein?"

„Ich tue es nie nach neun Uhr abends."

Und sie gehen spazieren. Es scheint der Herbstmond, und Tangotöne sind von weitem zu hören.

„Es ist schon Herbst", sagt der Herr Doktor. „Ich erinnere mich aber deutlich an einen schönen Frühlingsabend. Ich war damals kaum vierundzwanzig und — war verliebt!"

„Oh!"

„Ja, rasend verliebt war ich. Sie war bezaubernd schön, lebenslustig und aus gutem, wohlhabendem Hause. Sie liebte mich auch — und doch gingen wir auseinander."

„Weshalb denn?"

„Es passierte etwas Unerwartetes, was meine Liebe im Nu zerschmetterte."

„Ach! Sie hat Sie betrogen?"

„Viel schlimmer war es, Fräulein Schmiele! Als wir an einem Frühlingsabend so allein saßen, der Mond schien, und ich fühlte ihr Herz neben dem meinen pochen — in diesem heiligen Moment, liebes Fräulein, erzählte sie mir plötzlich einen Witz. Der Teufel weiß, wo sie ihn her hatte. Er klang so — wie soll ich mich nur ausdrücken — so ungewöhnlich in dem Munde eines jungen Mädchens, daß ich sprachlos blieb. Ich wollte meinen eigenen Ohren nicht trauen. Das war das Ende von allem. Schluß war's."

„Sie litten sehr, Herr Doktor?"

„Und ob ich litt! Sechs Jahre lang konnte ich nicht zu mir kommen. Immer wieder, wenn ich einem Mädchen nähertreten wollte, erinnerte ich mich unwillkürlich an diesen mir erzählten Witz und hielt mich zurück. Die Zeit aber ist der beste Arzt."

„O ja."

„— — — und vor zwei Jahren begegnete ich einem anderen Mädchen: klug, gebildet, bescheiden und auch wohlhabend. Es war schon vieles zwischen uns besprochen worden; wir waren der offiziellen Verlobung nahe, — da zu meinem Unglück — oder, vielleicht, zu meinem Glück — erzählte ich ihr, auf welch unerhörte Weise meine erste heilige Liebe gescheitert war."

„Durch den Witz?"

„Ja. Und wissen Sie, liebes Fräulein, was sie mir darauf erwiderte? Sie sagte: Und was war das für ein Witz?"

„Ah!"

„Unglaublich, nicht wahr? Nachdem ich ihr ganz deutlich erklärte, wie grob und geradezu gemein der Witz war — wollte sie ihn wissen! Das traf mich wie ein Blitzschlag. Ich rannte fort und sah sie nie wieder."

Fräulein Schmiele, von dieser Keuschheit gerührt, legte sanft ihre Hand auf die seinige und sagte leise: „Sie armer Mensch! Ich verstehe Sie vollkommen. So etwas mußte tatsächlich schwer kränken. Aber sagen Sie, bitte, was war das eigentlich für ein Witz?"

Der Präsident des Soundso-Konzerns philosophiert nach der Pleite

Mir schmeckt heut nicht mal die Havanna mehr.
Ich weiß nicht – mein Gewissen ist doch rein?
Da soll in der Bilanz ein bißchen Schiebung sein? –
Wer kommt denn da?? – Nein, bloß mein Sekretär.
Ich dachte schon, die Polizei – Ach was!
Man darf wohl die Bilanz ein Eckchen schieben.
Man hat sich für die Wirtschaft aufgerieben...
Wirtschaft ist Wirtschaft – Wer versteht denn das?!
Da könnte man ja gleich Beamter werden,
wenn jeder i-Punkt auch noch stimmen soll.
Man lebt bloß einmal – – – Einfach wundervoll,
wie lebensfremd die Menschen sich gebärden!
Ich hab' doch schließlich meine höhern Ziele,
und unter zig Millionen mach ich's nicht.
Gehört das etwa vors Konkursgericht?
Das gäb' doch nur dem Umsturz Wasser auf die Mühle.
Und davor macht ja die Justiz zum Glück noch halt – – –
Na, wollen uns die Sache mal beschlafen!
Im übrigen gibt's Gummiparagraphen,
wenn nicht Gesinnungstüchtigkeit beim Staatsanwalt.

Walther C. F. Lierke

Devisen

Die Aufforderung der Reichsbank zur Abgabe von Devisen hat unerwartet günstige Ergebnisse gezeitigt.

Es liefen u. a. folgende Devisen ein:

von Adolf Hitler: Deutschland erwache!
vom Landbund: Deutscher, iß deutsches Roggenbrot!
von Geheimrat Hugenberg: Tod dem Marxismus!
von der Deva-Heim: Üb immer Treu und Redlichkeit!
von der Deutschen Volkspartei: Rechts fahren!
vom Fremdenverkehrsamt Berlin: Jeder einmal in Berlin!

Der Gesamtvorstand der Reichsbank wird erwägen, auf welche Weise diese eingelaufenen Devisen zur Deckung der Währung verwendet werden können.

hs.

Lieber Simplicissimus!

Die Dresdner Stadtväter haben der Schloßbrücke über die Elbe, die nach dem Umbau durch Wilhelm Kreis mit dem Namen des damals regierenden Herrschers verkoppelt worden war, die alte Bezeichnung Augustusbrücke wiedergegeben.

Auch aus den Straßenregistern verschwindet der letzte sächsische König mehr und mehr.

Unentwegt aber nennt sich noch immer ein Dresdner Sprudel Friedrich-August-Quell; und ein Friedrich-August-Bad besteht bei Dresden heute wie vor 1918.

Der trinkfrohe König hat also alle Aussicht, wenn Hans Reimanns höfische Bücher vergessen sind, bei späteren Geschlechtern als eine Art Wasserheiliger fortzuleben.

Fürstentragik!

•

Die Rundfunkzeitungen in Deutschland erhalten allwöchentlich die Programme der ausländischen Sender von den einzelnen Stationen; die aus England, Frankreich, Belgien, Italien, Holland, Spanien kommen in der Landessprache, die aus dem Osten und Südosten in französischer Sprache. Der polnische Programmacher z. B. muß also die Titel der Werke deutscher Komponisten erst so gut er kann auf polnisch verstehen und dann ins Französische übersetzen.

Die deutschen Programmredaktionen wunderten sich weiter nicht, als neulich ein Konzert:

„Die Feuerwehrübung aus der Götterdämmerung
von Richard Wagner"

angekündigt wurde.

Das Märchen vom Film

„Ehem", sagte der Generaldirektor zu seinem Produktionsleiter, „„Garnisonsmädel!' ist ein blendender Titel ... Das ist endlich einmal etwas Neues ... Der Film wird gedreht!"

Und der Produktionsleiter ließ die Maschine anlaufen.

Der Dramaturg diktierte das Drehbuch nach Schema 17, nannte die Komtesse Mia diesmal Aglaja, von wegen eines Chansons mit dem Refrain: „Mich lockt dein Himalaja!" — und tastenknirschend spie die Underwood das Manuskript.

Im Atelier herrschte, wie die täglichen Filmbulletins meldeten, fieberhafter Betrieb; der Meisterregisseur übertraf sich selbst, Grita Lita brachte seit zwanzig Jahren ausprobierte neue Nuancen, Olf Bert spielte Walze 23a (süüüßes Lächeln), und das Ding war geschaukelt.

Und als „Das Garnisonsmädel" seine erste Vorführung erlebte, da geschah es, das Märchen, das Wunderbare.

Der Oberregisseur schrumpfte sichtlich zusammen, erhob sich nach dem ersten Akt, war ganz Demut, und sagte zum Generaldirektor: „General, das ist ein gottsjämmerlicher Kitsch ... Ich werde wieder Stoffagent ... Adiö!"

Nach dem zweiten Akt stammelte Olf Bert: „Verehrter General ... Mir wird kotzerig ... Vor mir selbst wird mir kotzerig ... Dieses ewige Grinsen geht mir auf die Nerven ... Ein Esel in meinem Alter hat ausgegrinst ... Leben Sie wohl!"

Kaum lief der dritte Akt, stotterte der Dramaturg: „Schrecklich — schrecklich — so ein Blödsinn ... Ne — ich erlöse das Kinopublikum ... Suchen Sie sich einen Menschen mit Ideen, Generaldirektor, ich mache nicht mehr mit!"

Nach dem vierten Akt dankte der Produktionsleiter ab, und nach dem fünften schluchzte Grita Lita: „Nein — nein — ich hab' es nie glauben wollen, daß ein Filmstar alt werden kann, jetzt weiß ich es ... Bester Generaldirektor, lassen Sie in Hinkunft die kleine Wagner meine Rollen spielen; das hübsche, begabte Mädel verkommt uns ja in der Komparserie ..."

Nach dem sechsten Akt dachte der Generaldirektor an eine künstlerische Filmproduktion, und beinahe hätte er sich zu diesem übereilten Schritt hinreißen lassen, wenn das Märchen nicht zu Ende gewesen wäre.

Denn „Das Garnisonsmädel" wurde von der Zensur als künstlerisch wertvoll und volksbildend erklärt.

H. K. Breslauer

Kleine Geschichten

Der Rächer

Erregte Szene im Restaurant:

Eine Frau hat ihren Lippenstift benutzt — darüber Geschimpfe in der Ecke. Der Gatte aber nimmt seine Frau nicht in Schutz.

Bis sich ein Fremder erhebt und dem Schimpfer eine Maulschelle langt.

Der ritterliche Fremde zum Gatten: „Und Sie konnten das Geschimpfe über Ihre Frau ruhig anhören?"

Darauf der Gatte: „Wenn ich nicht so heiser wär' — Sie, der hätt' was von mir erlebt!"

Eine zerrissene Seele

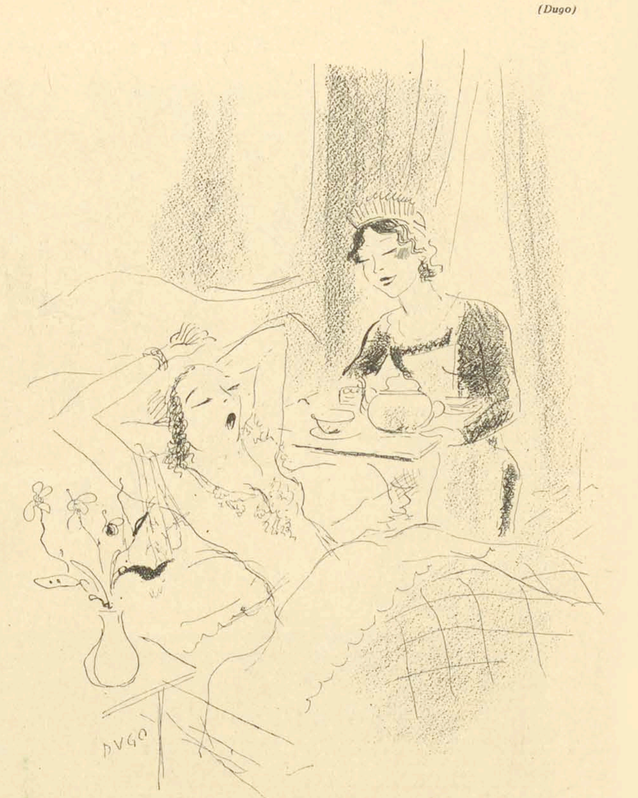
Menschlichkeit ist uns aufgepfropft und anerzogen — immer wieder kommt sie in Konflikt mit unsern Instinkten.

Gestern auf der Jagd hatte Gräfin Ilona, die Ungarin, einen Rehbock geschossen. Heute mittag aßen wir ihn mit Cumberlandsauce.

Die Gräfin wischte sich das Mündchen mit der Serviette und sagte tränenden Auges: „Ormer Rä warr gutt."

Zeitloses Leben

(Dugo)

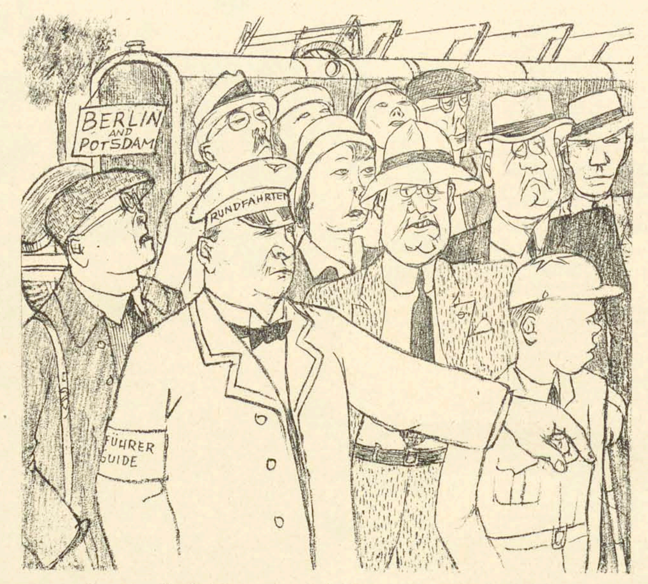


„Wollen Gnädige nicht frühstücken, es ist bereits zwölf Uhr!" — „Erst morgen, oder schon übermorgen?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm. Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

F ü h r u n g

(M. Frischmann)



„– und dieses jewöhnlich leerstehende Jebäude, ooch Wallot-Bau jenannt, wird in besonders dringenden Fällen vom Deutschen Reichstag vorüberjehend als Versammlungsraum benutzt."

Onkel Sam macht eine Statistik / Von Hans Gundlach

Mein Onkel aus Amerika (Onkel Sam nennen wir ihn gewöhnlich) besucht mich. Ich selbst habe ja nun bloß eine ganz kleine Neubauwohnung und kann keine Gäste beherbergen. Also steigt mein Onkel Sam im Hotel zum großen Schornstein ab und nimmt sich das „Fürstenzimmer". In dem hat schon seit Jahren kein Mensch gewohnt; am Boden liegt eine Schicht Staub und darunter eine Schicht Teppich; ein Klavier ist auch da, auf dem wachsen Chrysanthemen; die Fenster gehen zunächst nicht auf, aber Onkel Sam bohrt sich ein Loch in die Scheibe und sieht hindurch: die Aussicht ist ganz schön.

Onkel Sam läßt sich den Wirt kommen. „Guten Tag, Schulz ist mein Name", stellt sich der Wirt vor. Onkel Sam wünscht ein anderes Zimmer. Der Wirt geht ab, und fünf Minuten später hat Onkel Sam ein „bürgerliches Zimmer", das ist blitzsauber. Onkel Sam freut sich und läßt noch einmal den Wirt rufen. Der Wirt kommt und stellt sich vor: „Guten Tag, mein Name ist Lehmann!" — „Nanu", sagt Onkel Sam, „wer sind Sie denn, ich denke, der Wirt ist Herr Schulz?" — „Schulz war der vorige Besitzer, der ist soeben in Konkurs gegangen, das Hotel gehört jetzt mir." Onkel Sam fällt fassungslos in einen Sessel; der Wirt geht. Nach einer halben Stunde kommt Onkel Sam zu sich und ruft sofort nach dem Wirt. Der Wirt kommt und stellt sich vor: „Gestatten, . . . Krause!" — „Was denn", stöhnt Onkel Sam, „wo ist Herr Lehmann?" — „Lehmann?" erwidert der Besitzer, „der ist doch lange in Konkurs, ich bin doch bereits seit zwanzig Minuten Besitzer!" Onkel Sam wird ohnmächtig. Der Wirt rennt hinaus und holt Personal; man begießt Onkel Sam mit H_2O de Cologne, bis er zu sich kommt. Herr Krause steht neben ihm und fühlt den Puls. „Was wollen S i e denn noch hier?" schreit Onkel Sam, „wo ist der neue Besitzer?" — „Ich bin noch Besitzer", sagt Herr Krause lächelnd, und Onkel Sam atmet auf. „Aber ich stehe vor dem Konkurs", sagt Herr Krause. Onkel Sam wankt wieder recht beträchtlich. „Dieses Tempo kann kein Amerikaner vertragen!" klagt er, „sind das die normalen deutschen Verhältnisse?" — „Bei uns gibt's keine normalen Verhältnisse", sagt der Wirt, „und also, ehe ich pleite gehe, lieber mache ich doch Konkurs!" — „Ja, ja", sagt Onkel Sam und stiert verständnislos vor sich hin. Als er aufsieht, steht Herr Müller vor ihm, der neue Besitzer.

Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Onkel Sam wohnt sogar nun schon ein halbes Jahr in unserer Stadt, denn er ist Rentier und hat Zeit; er sitzt den ganzen Tag am Fenster und sieht hinaus. Gegenüber ist ein Papiergeschäft, das Onkel Sams besonderes Interesse erregt: Onkel Sam paßt nämlich auf, ob nicht doch einmal jemand in den Laden geht und etwas kauft. Bisher hat Onkel Sam noch nicht einen einzigen Kunden hineingehen sehen, und er will nicht eher abreisen, als bis drüben der erste Kunde kommt. Aber darüber verstreicht die Zeit, und Onkel Sam macht die Beobachtung, daß auch die anderen Geschäfte in der Stadt entweder leer stehen oder noch weniger verkaufen. Und eines Tages kommt Onkel Sam auf die Idee, eine Enquete zu veranstalten, wovon die Leute hier eigentlich leben. Stracks begibt er sich zu dem Eigentümer des Papiergeschäfts und befragt ihn. Der klärt ihn auf: „Ich lebe eben nur noch von Schulden!" — „Ja, aber wer kann Ihnen denn hier noch was pumpen? Wer ist denn hier noch so vermögend?" fragt Onkel Sam. „Nun", sagt der Papierhändler, „ich habe Schulden bei einem Herrn Pusedow." Onkel Sam rennt zu Herrn Pusedow: „Also Sie sind der reiche Mann in dieser Stadt?" — „Gott bewahre!" schreit Herr Pusedow. „Der Papierhändler ist mein Freund, soll ich ihn verhungern lassen? Aber mein Geschäft geht selber nicht; Kunden kommen nur, wenn gerade mal der Steuerbeamte da ist. Ich lebe selbst nur von Schulden! Fragen Sie meinen Gläubiger

Zu Wilhelm Raabes 100. Geburtstag

„Ich verstehe die Welt wohl noch, aber sie versteht mich nicht mehr."
Meister Autor

Die Stunde sonst um Stunde schlug,
die Uhr ist aus dem Gleichgewicht.
Zwar — „Unruh'" rührt sich grad genug,
jedoch es scheint die rechte nicht.

Was hilft's, wenn man die Räder schmiert
mit jenem Tropfen Öls, ihr Herrn?
Die Unruh', welche reguliert,
muß wieder neu verfertigt wern.

Geht zu dem alten Meister nur
(er haust nicht in der Stadt Berlin),
der nähm' sie richtig in die Kur . . .
Wer aber findet noch dahin?

Dr. Owlglaß

Frisch, fromm, fröhlich, frei!

(J. Mammen)



„— und nu sich bloß nich schenieren, Meechens! Wenn eener überhaupt bemerkt, daß wa Weiber sind, is er eben 'n Schwein!"

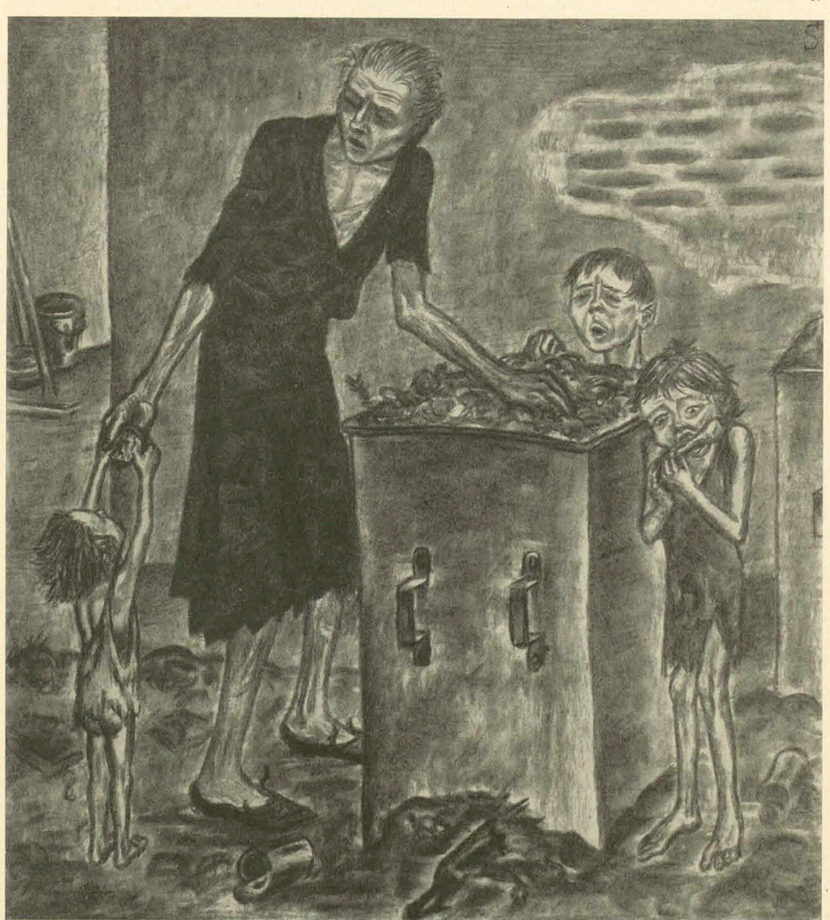
Klopitz!" Onkel Sam rennt zu Klopitz, aber der hat auch nur dem Pusedow geliehen, weil er sein Freund ist, und lebt selbst nur von Schulden. Onkel Sam rennt zu dessen Gläubiger und hört wieder dasselbe; er forscht unermüdlich weiter und weiter, aber jeder Gläubiger ist selbst wieder Schuldner, alle leben nur von Schulden, und schließlich hat Onkel Sam fast alle Einwohner der Stadt befragt, ohne auf den Endgläubiger gestoßen zu sein, von dessen Geld sie alle leben. „Oder", fragt sich Onkel Sam, „leihen sie sich hier etwa alle im Kreise, der letzte wieder vom ersten, und praktisch hat keiner was? Aber das ist doch einfach unmöglich!" Und Onkel Sam tut den letzten Schritt. Noch bleiben zwei Einwohner der Stadt, die er nicht befragt hat. Er eilt zu dem vorletzten: „Sie sind der Gläubiger von Herrn Trotelkeit?" — „Gewiß!" sagt der, „leider Gottes, meine dämliche Gutmütigkeit! Dabei lebe ich selbst nur von Schulden!" Onkel Sam bleibt die Spucke weg. „Ja", sagt der Mann, „wenn mir nicht mein Freund Hans Geld geliehen hätte . . ." — „Was!?" brüllt Onkel Sam auf, „mein Neffe Hans?? Der elende Schriftsteller, der selbst nur auf meine Kosten lebt —??" Und da prallt er erkenntnisschwer zurück: „Also bin i c h es, der hier die ganze Stadt finanziert . . ." Natürlich wurde Onkel Sam im Städtischen Krankenhaus unentgeltlich behandelt!

Klawuttke meckert sich eins:

Nu ham wa also det „Stillhalte-Konsortium"! Scheen und jut. Friha hieß et imma „durchhalten" — erinnanse sich noch? — und nu heeßt det „stillhalten". Fraacht sich imma nur, wer denn im Jrunde muß stillhalten! Ick jloobe, wa ham schon lange een jeheimet Stillhalte-Konsortium, wo die Mitjlieda in de Milljonen jehn —: jloomse nich ooch? Aba nu ham wa ooch een Nich-stillhalte-Konsortium — und da jehn de Mitjlieda ooch in de Milljonen! Und da firchte ick, dat det zwote Konsortium allmählich de Ibahand jewinnt — vastehnse?
Und wat sarense nun zu von Recken, wo sojar een Freiherr is? Der jibt's aba die Nazis beese! „Wildjewachsena Führerhaufen" is jut! Recken mechtense sein und mit die Römer paktiean, aba der Reck jeht von se, und der Roehm bleibt bei se. Jotte nee, wird det 'n miesa Theatawinta wern! Wo se doch de Starjaaschen ham abjebaut! For lausije hundat Eia pro Ahmd wird sich keena von die Prominenten 'n Been ausreißen! Und denn bejreife ick jar nich, warum die Bihnenleita imma jamman, det se durch die Starjaaschen zujrunde jerichtet wern —: die sind se doch imma schuldich jebliem und hamse nie jezahlt! Is doch noch imma lukrativa, fuffzehndausend nich zahln als dreidausend zahln — is nich so? Dafor kriejen de Prominenten nu Jewinnbeteilijung. Wenn ick heere „Jewinnbeteilijung", muß ick lachen. In die

Das Wirtschaftswunder

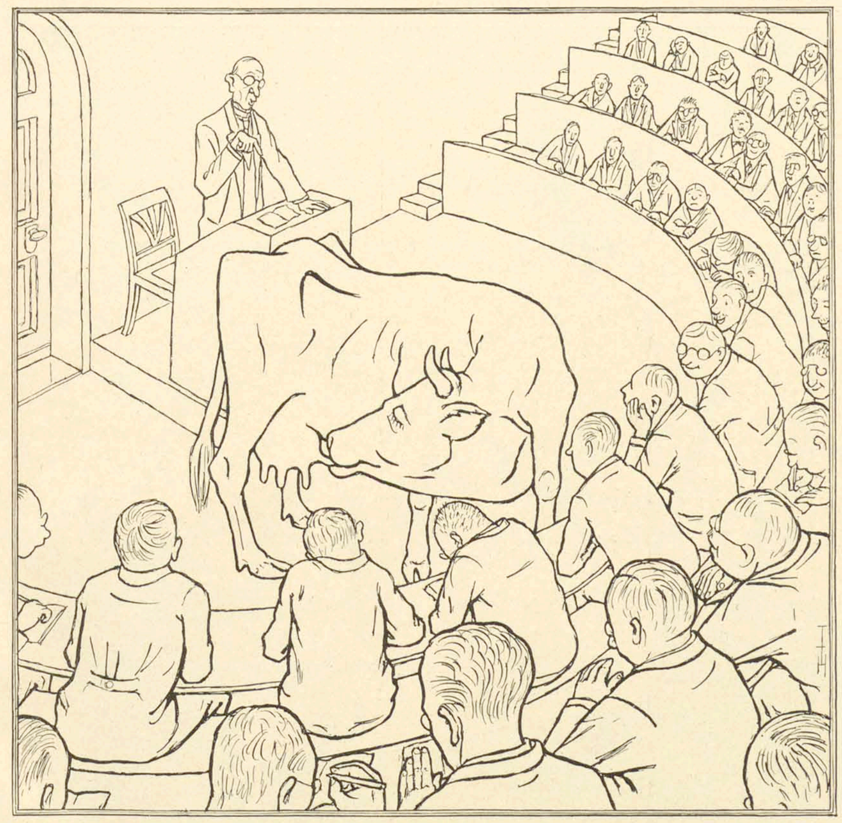
(Amerika vernichtet ein Drittel seiner Ernte) *(E. Schilling)*



„Seht ihr, Kinder, daß wir nichts zum Essen und Anziehen haben, kommt bloß daher, weil es viel zuviel Weizen und Baumwolle gibt!"

Die Autarkie-Kuh

(Th. Th. Heine)



„Hier sehen Sie endlich ein lebendiges Beispiel jener wirtschaftlichen Selbsterhaltung, die wir für Deutschland anstreben."

Zeiten heert man so selten mal 'n juten Witz — aba „Jewinnbeteilijung" is eena! Ick seh Taubern schon in 'n alten Hanomag.
Die Lokale, wo Kommunisten vakehrn, solln nu um siem Uhr Pollezeistunde ham. Ick weeß nich, woso man die Leite nu absolut uff de Straße will treim? Na, die wern woll ihre Jrinde ham. Jrinde hamse imma.
Tja, nu hamse Dietrichen doch noch kleen jekriecht, det a die Hundat-Emm-Vaordnung uffjehoom hat! Da wern sich die „Naturfreinde" und der „Alpenverein" ärjan, det se nu die Jahresbeiträje nich mehr so prompt rinbekomm'n! Und det all die neien Mitjlieda nu wieda kündjen!
Und wat sarense zu unsre Kriminalpollezei von wejen Jüterbog? Tichtich! Jeden Taach hamse eene neie Spur! Allens wissense haarjenau — nur nich, wer 't nu jewesen is.
Ne neie Notvaordnung hamse ja ooch in de Mache: et soll bei Zuchthausstrafe vaboten wern, det ma een'n Bekannten mit die Frare „Wie jeht's?" bejrißt. Und wenn eena sich jejen det Jesetz vajeht und fraacht doch, denn mußte iba 't janze Jesicht jrienen und saren: „Danke, vorziechlich!" oda: „So jut wie noch nie!" oda: „Ja, nu jehn wa herrlichen Zeiten entjejen!" Det wär det richtje — jloomse det? Det wär die erste Notvaordnung mit een' praktischen Afolch! Optimismus is de Hauptsache! Und 'n paar Dumme, die det jloom täten, jibt et imma noch!

Kaki

Stammtische

Der eine zweifelt und ist grantig
und sieht nach allen Seiten schwarz.
Der andre lacht des Widerparts
und schwingt das Banner der Romantik.

Hier hofft man Gutes sich von Basel,
von Genf und von Amerika
und glaubt nun doch die „Lösung" nah.
Dort hält man alles für Gefasel.

Wie? Wird das Wunder niemals glücken,
daß uns der rechte Geist erscheint,
der alle Gegensätze eint,
bei unsrem deutschen Stammtischrücken?

Ratatöskr

Vom Tage

Shaw und Shaw

Als Thomas Shaw, der englische Kriegsminister, in Berlin war, gab sein Name bei vielen, die sich wohlunterrichtet zeigen wollten, Anlaß zu Verwechslungen.
„Sie haben sich kürzlich in Moskau auf einer Kanone sitzend photographieren lassen?" fragte ihn eine Dame der Gesellschaft.
„Und wenn Sie nächstens hören, ich hätte mich in London auf Trafalgar Square oben auf der Nelsonsäule photographieren lassen, gnädige Frau", antwortete der Minister, „so können Sie immer noch sicher sein, daß es mein berühmter Kollege, der Dichter, war."

Teha

Einfluß der Justiz

Ein Ausländer sagte mir, es fiele ihm auf, wie häufig man jetzt in Deutschland den Faschistengruß sähe. Ich konnte ihn beruhigen. Es handelt sich hier ganz einfach um eine gewohnheitsmäßige Reflexbewegung — hervorgerufen durch die Häufigkeit der Offenbarungseids-Leistungen.

Pesch

Sieg der Technik

(E. Thöny)



Beschämt durch die neuesten Flugrekorde, haben sich die Zugvögel endlich entschlossen, zu ihrer diesjährigen Herbstreise die Verkehrsflugzeuge des internationalen Flugdienstes zu benutzen.

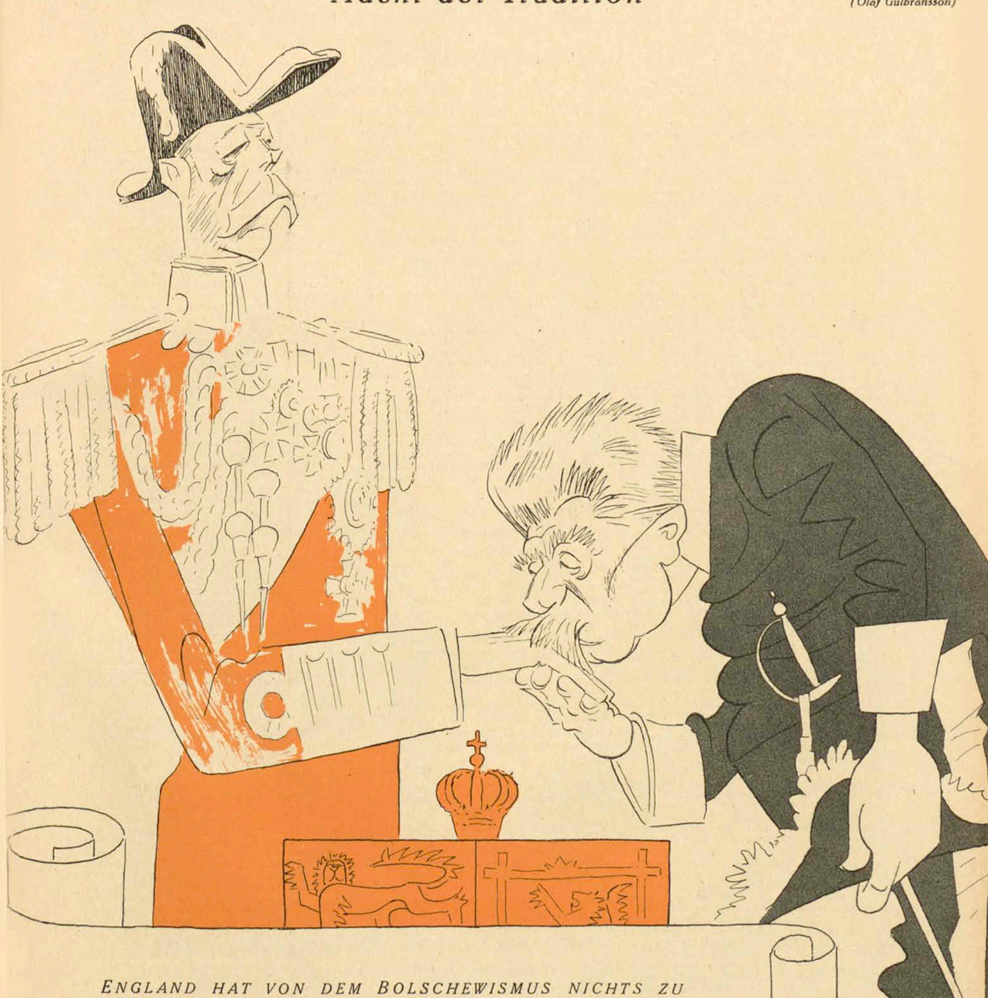
Stuttgart, 14. September 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Macht der Tradition

(Olaf Gulbransson)



ENGLAND HAT VON DEM BOLSCHEWISMUS NICHTS ZU FÜRCHTEN. SELBST STALIN WÄRE HIER NUR PREMIERMINISTER UND KÜSSTE DEM KÖNIG DIE HAND.



Herbstnebel *Hilla Osswald*

Ein Film tritt über / Von Fred von Hoerschelmann

Die Tochter des Großindustriellen war blond und rheinisch. Unter hängenden Büschen, worin die Nachtigall laut wie eine Drehorgel sang, trug sie ihre blumenhafte Unschuld umher. Sie sprach geläufig und sehr artikuliert. Ihre Stimme hallte aus einem unsichtbaren Keller. Wenn sie mit den Augen blitzte, unterlagen mehrere Männer ihrem Zauber; doch sie lächelte keusch und wußte nicht, wieso das kam.

Der Mann, den sie liebte, ein Prachtmensch mit schneeweißen Zähnen, umfaßte sie zart, aber er dachte sich nichts dabei, er sang ein Lied in die Sommernacht, das gleichfalls im unsichtbaren Keller widerhallte. Häufig sahen sie sich tief in die Augen, ihre Köpfe wurden dabei groß wie Melonen. Oder er senkte den Blick und nagte an den Lippen, dann hatte er einen törichten Verdacht. Dampf zischte aus einem Ventil. Da flüsterte er: „Liebst du mich auch wirklich . . .?" Es handelte sich um einen Nebenbuhler, einen schlechten, geschniegelten Menschen, der nach Geld aus war. Sie aber stand starr und mit geweiteten Augen, gelehnt an einen Baumstamm (oder war es gar ein Rebstock?), und vermochte kaum zu antworten; nur ihren Busen ließ sie stürmisch auf und nieder gehen.

Und in diesem Moment überkam die beiden eine seltsame Zerstörung. Ihre Stimmen wurden ganz tief und heiser, ihre Körper versteinerten mitten in der Bewegung, flatterten dann auf einmal überschnell und unbedacht zueinander, die Stimmen schrillten auf, so daß der Keller fast gesprengt wurde. Es geschah etwas wie eine zornige Umarmung, vielmehr, sie wollte gerade geschehen, — da war auf einmal Stille, die Fläche der Leinwand glänzte weiß und leer, der Saal wurde hell, und ein bärtiger Herr verkündete dem Publikum, daß die Vorführung des Filmes wegen eines Defektes an der Apparatur abgebrochen werden müsse. Und die Billette hätten morgen Gültigkeit. Und wer nicht wolle, bekäme sein Geld zurück.

Somit waren der Büroangestellte Franz Kleise und seine Freundin Anna aus dem Bereich der Wärme und des bedeutsamen Gebarens urplötzlich entlassen, standen auf der Straße und hatten, jeder für sich, das unklare Gefühl: ein scheinbar unaufhaltbares Ereignis müsse nun, im Höhepunkt aufgehalten und ins Leere ausgewiesen, vierundzwanzig Stunden seine Spannung unerlöst bewahren.

Das saß in beiden, und wirkte. Franz tat es leicht ab. Als er sich vor dem Ausgang die Zigarette anzündete, geschah das noch mit einer gewissen Gemessenheit, so, als wäre seine Hand eine besonders vornehme Hand, und die Streichholzschachtel eine gräfliche und edle Streichholzschachtel. Aber gleich darauf spuckte er unbefangen ein Tabakkörnchen aus, vergrub die Hände in den Taschen und war von nichts bewohnt als von seinem freundlichen und etwas schwerfälligen Ich, das durchaus nicht gesinnt war, sich mit heimatlosen Filmgespenstern einzulassen.

In Anna aber blieben sie sitzen. Der vertagte Höhepunkt war Fleisch in ihr geworden, allerhand kunstvolles Gebärdenspiel hatte sich in ihr niedergelassen, und obwohl sie nichts davon merkte und höchstens das undeutliche Empfinden hatte, besser zu sein als sonst, gleichsam geläutert, drängte sich in ihr ein ganzer Schwarm von Gesten, Ausdruck, Hingespieltheit, und wartete auf Betätigung.

Es gab nun allerdings weder Rheinwein, noch hängende Büsche und Nachtigallen, es gab nur eine nasse Straße, Menschen mit hochgeklapptem Kragen, Sprühregen um die Lampen und hastiges Gehen. Anna machte sich flach; der wimmelnde Raum störte; es waren zwar alles abgesplitterte Rollen, aber sie selbst, die blonde Heldin, hatte keine rechte Stelle, sie brauchte einen festen Ort, und sie fand die Auslage eines Warenhauses.

Vor dem großen Viereck des Schaufensters blieb sie stehen, und Franz, der nach dem Kino immer schweren Kopf hatte und wortlos neben ihr her getrabt war, blieb auch stehen.

Anna betrachtete Strümpfe. Sie hielt darüber eine deutliche Abrechnung mit sich, wertete sie einzeln, verwarf die billigen, lobte den Glanz der seidenen. Sie war eine reiche Dame, die einkaufen will, und über ihr beleuchtetes Gesicht huschte Zurückhalten und Habenwollen so deutlich wie Buchstaben einer Lichtreklame.

Franz stand neben ihr, aber er war nicht das Richtige. Sie brauchte einen Partner, aber Franz war feucht und zerknittert, er stand nur aus Anhänglichkeit da, er hatte keine Wirkung. Sie seufzte versonnen, strich von der Stirn eine Locke zurück, die nicht da war, und schritt zum nächsten Fenster. Sie ging nicht, sie schritt, zierlich und bildhaft, und empfing das Licht, das von da auf sie fiel. Das waren Herrenartikel, und es interessierte sie nicht. Aber das strahlende Viereck hielt sie, und sie hatte eine Front und eine Spielfläche.

Und da bemerkte sie die beiden Herren. Hinter Oberhemden und Socken stand der eine im Sportsanzug, der keine Falte warf. Über seinem herzlichen Mund blitzte der gläserne Blick genau so innig wie beim geliebten Mann vorhin. Er sah träumerisch aus, und man konnte sich auf ihn verlassen. In der anderen Ecke aber stand der Gefährliche und hob die Hand, darin wunderbar frische Glacéhandschuhe lagen. Er schaute durch die Scheibe auf Anna hin, und bei ihm war das unvergängliche Lächeln verführend und abenteuerlich.

Diesem Angriff gegenüber nahm Anna sich zusammen. Sie wandte sich wie zum Gehen und dachte: Profil. Franz, der stumm und zerstreut dabeistand, schob sich schon weiter, da ging sie doch nicht. Sie wandte nur langsam den Kopf und schaute voll Einverständnis dem Schönen ins Gesicht.

Sie spürte unendliche Möglichkeiten. Unzählbare Männer, ein Wirbel, ein strömender Fluß, und alles Partner. Und sie, hinspielend, verhaltend oder gebend, für jeden das richtige Wort, für jeden der Blick, der trifft, die Schattierung, der Mund. Sie drehte sich schnell zur Seite, da war ein Fremder herangetreten, stand hinter Franz und blickte unternehmend. Auch der war gut. Sie faßte ihn nicht recht, aber sie strahlte ihn an, daß er auffuhr und sich spürsam näherte. Sie hatte eine große Rolle, die sprach sie rasch noch einmal durch, zu Franz hin, aber ohne ihn anzusehen: Wie das seltsam wäre, an lauter fremden Menschen vorüberzugehen. Und jeder würde etwas sein, wenn man ihn kennen würde. Ein Abenteurer, ein Freund, ein Reicher, man könne es nicht wissen.

Der Fremde versuchte zuzuhören und lächelte einladend.

Franz liebte es nicht, wenn sie Betrachtungen anstellte. Er versuchte abzulenken. „Das mag sein", sagte er, „als ich dich damals sah, und dir nachging . . ."

„Ich meine nicht dich", sagte Anna, „ich meine überhaupt alle. Jeder, den man nicht kennt, und was könnte er nicht sein!"

Franz fand sich nicht mehr zurecht. Er spürte über sich hin eine Beziehung wehen, die er nicht begriff. „So sind die Mädchen . . .", stellte er fest.

Der fremde Herr aber hatte ein unvergängliches Lächeln; er hob ein wenig die Hand, das war wie ein Wink.

Anna neigte ganz leicht den Kopf, ganz Dame. Es war die notwendige Antwort auf die mimische Frage des Partners, aber es war doch ein Nicken, und Franz fühlte sich plötzlich so ausgelöscht, daß er den ganzen Raum verlor, hilflos umhersuchte und sich schließlich verstört umdrehte.

Der fremde Herr war sogleich teilnahmslos, er ging bedächtig und elegant über die Straße hinüber, und war nicht mehr.

„Wer ist das?" fragte Franz. „Kennst du den?"

Anna hatte ihr Täschchen aufgeklappt und sah streng in den Spiegel. „Ich weiß nicht . . .", sagte sie und schob die Unterlippe vor.

„Warum schautest du ihn dann so an?"

„Ich hab' ihn gar nicht angeschaut, ich hab' ihn nicht mal bemerkt."

„Wer mies macht, wird rausgeworfen!"

Von Karl Kinndt

Die Danat- und die Dresdner Bank
sind nun gesund —: hurra!
Und nur der Staat ist scheinbar krank —
wer weiß, wie das geschah?

Es fällt das Laub, der Winter naht,
der Hamster geht zur Ruh —
Und nur, wer nischt zu fressen hat,
der friert auch noch dazu.

Als Glückszahl sonst die sieben gilt,
doch wenn's Millionen sind,
die arbeitslos und wuterfüllt,
dann stimmt das nicht, mein Kind!

Und hält man da auch Razzien ab —:
man findet nichts als Not —
Und keiner setzt den Preis herab
für Fleisch und Milch und Brot.

Dem helfen schöne Reden nischt,
der die Geduld verlorn —
und wenn der Gummiknüppel drischt,
so drischt er doch kein Korn!

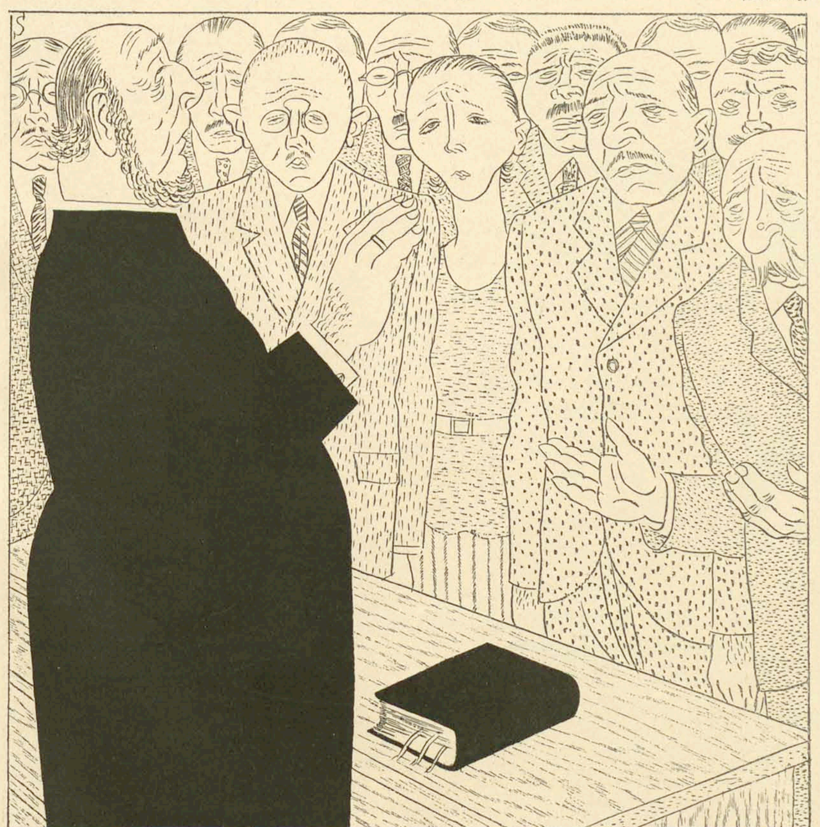
Und wird in einem andren Land
aus wirtschaftlichem Grund
der Weizen und der Mais verbrannt,
hält mancher nicht den Mund — —

Mahnt auch in Leipzig ein Plakat:
„Wer mies macht, der wird rausgeworfen!" — — wer kein Geld nicht hat,
bleibt sowieso zu Haus — — —

„Doch! Ich sah, wie ihr euch anschautet."
„Wie konntest du das sehen, wo er doch hinter dir stand?"
„Ich mag das aber nicht!" sagte Franz erbittert. Da ging er mit ihr aus, und sie kokettierte auf der Straße mit fremden Männern, mit geschniegelten.
„Das bildest du dir nur ein. Warum bliebst du überhaupt vor diesem Fenster stehen?" Sie blickte harmlos und schloß den Mantel. Aber er merkte, daß sie noch immer angesehen wurde, obwohl niemand mehr da war. Aber jede Bewegung war angesehen, und kam so heraus. Auch dies Mantelschließen war kein gewöhnliches, sondern ein angesehenes, mit Bedachtsamkeit ausgeführt, gespreizt und aufreizend.
Sie zog die Schultern hoch und ging weiter, und Franz durfte auch weitergehen. Aber er war wütend, er machte nicht mehr mit, er versuchte, sie überhaupt nicht mehr zu bemerken.
So war es eigentlich alles umsonst, was sie tat. Aber sie tat es auch nicht für Zeugen: sie tat es, weil sie sich innen als Schauplatz vorkam, mit großen Szenen und mannigfachen Steigerungen. Als ein Mädchen von grob liederlichem Aussehen sich näherte, vereiste sie ihr Gesicht und blickte durch winzige Augenspalten am Abgrund des Lasters vorbei. Bei einem Übergang setzte sie den Fuß so behutsam auf, als stiege sie über lockeres Geröll, und als ein Bettler sie anrief, verharrte sie eine Weile, kramte lange in ihrem Täschchen und gab die Münze mit solcher Hoheit, daß sie selbst erschrak.
Angelangt, blieb sie dann schlank und zart stehen, reichte ihre Hand hoch hinüber, sagte Lebewohl und ging in den Torweg.
Hier wurde Franz wild. Im dunklen Torweg bekam er sie am Kragen zu fassen, fauchte: „Hör' jetzt auf, du Fratz!" und begann sie wütend hin und her zu schütteln. Das war eine Situation, in der man Gleichmaß, Flächenwirkung und Würde nicht so leicht bewahren kann. Sie machte zwar den Versuch, gemessen abzuwehren, aber als das gar nichts half, stampfte sie auf, packte seine Handgelenke und zischte: „Laß los, du Idiot!"
Aber er ließ sie keineswegs los, er nahm sie noch fester, und daß sie Idiot gesagt hatte, fand er so in der Ordnung, daß er seinen Zorn vergaß. Er hielt sie fest und lachte laut, und sie, von seinem Lachen angefaßt, lachte auch, ganz von selbst und ohne Zuschauer.
Es war so wundervoll dunkel, und es gab nichts mehr darzustellen. Anna glitt herzhaft in den Raum der Zärtlichkeiten, ganz unbefangen und nur froh. Aber noch einmal erschien ein kleiner Schimmer aus jener ausdrucksvollen Welt und erlosch zugleich in den Küssen: der Schimmer der Befriedigung nämlich, daß doch auch hier der glückliche Ausgang, das happy end, mit der Großaufnahme des Gefühls den Vorgang abgerundet und beschlossen hatte.

Gläubigerversammlung bei Devaheim

(E. Schilling)



„Im Herren geliebte Gläubigergemeinde, wir legen unserer heutigen Betrachtung den Text zugrunde, wie er geschrieben steht im Evangelium Matthäi im 6. Kapitel, Vers 19: ‚Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen.'"

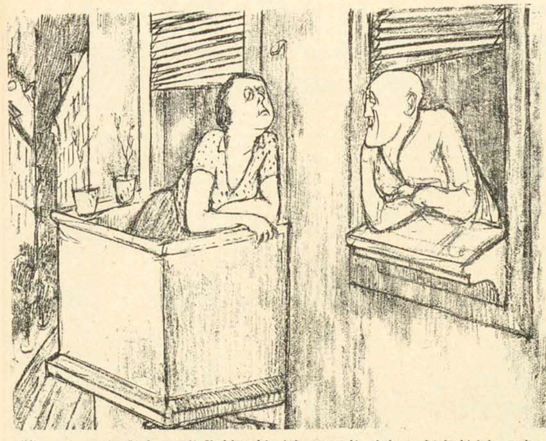
Der Optimist

(Karl Arnold)



„Die Krise ist international. Alle befürchten einen politisch und wirtschaftlich unruhigen Winter." – „Unsinn, eine Welt-Ministerkonferenz wird schon rechtzeitig den Winter verbieten."

Persönliche Einstellung *(M. Frischmann)*



„Wissense, mein Lieber, mit Kohlen bin ick versorjt, einjeweckt hab' ick ooch — nu ist mir für Deutschlands Zukunft nich mehr bange!"

Der Großvater / Von Rudolf Nutt

Nach dem sechsten Schoppen lastete über dem Stammtisch bleierne Mitternachtsstimmung. Das verschossene Pulver problemschwangerer Debatten hing in unsichtbaren Schwaden über dem Tisch. Gähnende Kellnerinnen halfen den letzten Gästen in die Mäntel. Stühle wurden auf Tische getürmt, prosaische Besen traten in Aktion. Durch weinselige Illusionen dämmerte der unabweisliche Aufbruch zur Wirklichkeit.

Werneking bewegte sich noch am äußersten Saum des abgeschnittenen Abends entlang. Den schweren Kopf in die Hand gestützt, stierte er mit einem halbgeöffneten Auge auf den letzten Schluck Terlaner. Er hatte den Zustand erreicht, wo unbemerkt atavistische Gefühle an einen seßhaften Menschen herankriechen wie ehedem in den alten Trappergeschichten Indianer an ein nächtliches Lagerfeuer. Ruckartig fuhr er auf, und es erschien der Geist seines Großvaters. Alte Herren, deren rechter Arm schon den Mantelärmel füllte, ließen den linken schlaff herunterbaumeln. Emporgehobene Stühle schwebten zwischen Himmel und Erde. Das Staunen machte den Gähnkrampf für einige Minuten zum Dauerzustand. Es trat lautlose Stille ein, und wie ein Fanfarenstoß stieg durch sie aus Wernekings Munde die Stimme einer verschollenen Welt.

„Habe ich etwa protestiert?" brüllte Werneking unvermittelt los. „Habe ich etwa ein Wort des Widerspruchs verlauten lassen, als Freund Hohenleitner hier vorhin seine etwas übertriebenen Anschauungen über Rücksichtnahme auf schlafende Ehefrauen propagierte? Nein, ich habe ihm sogar zugestimmt, weil ich meine Zugehörigkeit zu meiner eigenen Generation durchaus anerkenne. Ich halte sogar seine Erfindung, die Filzpantoffeln beim Weggehen mitzunehmen und sie unten an die Kellertreppe zu stellen, für genial. Aber ich bin für Pietät. Ich behaupte hier allen Fortschrittlern ins Gesicht, daß die Tradition auch ihre Berechtigung hat. Ich bin dafür, daß den Helden der Vorzeit die ihnen gebührende Ehre zuteil wird. Hier in meinem Inneren" — er schlug sich anklagend vor die Brust — „steht mein Großvater wider mich auf und droht mir mit seiner langen Pfeife. Wagt einer etwas gegen meinen Großvater zu sagen? Gut. Zucht und Ordnung herrschten in jenen Zeiten, sage ich. Zucht und Ordnung, wenn er an der Familientafel präsidierte. Alle, die Frau des Hauses eingeschlossen, saßen wie in einer Anstandsschule sittsam bei Tisch und blickten bescheiden auf ihren Teller. Nur mein Großvater sprach. Alle anderen hatten den Mund nur zum Kauen zu bewegen.

Und des Abends, wie war's da? Was hier nur noch dem Namen nach existiert — Stammtisch! — war damals eine ehegesetzlich anerkannte dauernde Einrichtung. Jeden Abend Punkt acht ging mein Großvater zum Skatspielen. Wie zur Parade aufgereiht standen die vier ältesten Töchter vom Zimmer bis zur Korridortür, die erste mit den Handschuhen, die zweite mit dem Hut, die dritte mit dem Mantel, die vierte mit dem Stock. Und so ging er, dröhnend wie ein Mann, der sich seiner geheiligten Rechte bewußt ist. Und zwei Stunden saß die Familie um das trauliche Lampenlicht, nur mit dem Gedanken beschäftigt: der Papa spielt Skat.

Er spielte Skat bis Mitternacht und zog dann glorreich in sein schlummerndes Heim ein. Nicht huschend und gebückt, nicht auf Filzpantoffeln, die er vorsichtigerweise schon beim Weggehen unten an die Kellertreppe gestellt hatte, nein, aufrecht, rasselnd wie ein Ritter im vollen Harnisch. Peng! flog die Korridortür zu, daß die Teller und Tassen in den Schränken klirrten.

Jeder hier unter uns würde bei einem solchen Krachen entsetzt hochfahren und an ein Erdbeben denken. Aber Frau und Töchter drehten sich nur leise in den Betten um und flüsterten glückselig lächelnd: ‚Aha, der Papa kommt vom Skat heim.' Ehrfürchtige Mienen will ich sehen, wenn ich von den Heroen der Vergangenheit spreche!

Hat hier etwa jemand vor, mich als Reaktionär zu verdächtigen? Die Arbeit, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wieder in Gang zu setzen, ist heute abend zuviel für mich. Ich stehe voll und ganz auf dem Boden der Tatsachen. Aber hier wird mir doch wohl niemand verbieten, von meinem Großvater zu sprechen? Anni, zahlen!" — Sprach's und ging, leise wie auf Filzpantoffeln.

Meyers kleines Familienglück / Von Theodor Riegler

Meyer geht mit neuem Sommerhut,
Hinter ihm die beiden Söhne.
Heute war das Essen aber gut
(Und er drückt im Geist die Löhne),
Und der Braten stößt ihm manchmal auf,
Und er schmeckt ihn heiter auf der Zunge.
Boshaft lacht der eine Junge,
Und der Vater haut ihm eines drauf.
Später kehren sie dann ein.
Vater hat ein ruhiges Gewissen,
Und er gießt zuerst sich selber ein,
Während seine Söhne abseits pissen.

Schnaufend sitzt die Frau mit breiten Lenden,
Und sie streicht dem Alten übers Haar,
Und er träumt von seinen Dividenden,
Und das Leben ist so wunderbar.
Und er denkt an seine beiden Söhne:
Sie bekommen später die Fabrik
(Nebst der dicken Falte im Genick),
Und sie drücken so wie er die Löhne.
Plötzlich kommt ein ziemlich kalter Wind,
Und sie brechen satt und fröstelnd auf,
Und so nimmt ihr Leben seinen Lauf,
Wenn sie nicht indes gestorben sind.

Gespräch auf einer Terrasse / Von Désirée Liven

Von der oberen Terrasse klang das Grammophon: „As the wind in the willows . . .“ Marguerite tanzte unter dem aufgespannten Segeltuch mit einem schlanken jungen Burschen in verwaschenen blauen Leinenhosen. Er war sehr groß, das weiße Segel berührte beim Tanzen ab und an seinen Kopf, dann hob er mit einer nachlässigen Gebärde den Arm ein wenig und schob es zurück. Marguerite lag sehr eng an ihn geschmiegt, ihre Wange streifte seine Schulter. Sie sahen beide hübsch aus, hier auf dieser südlichen Terrasse, sie im ziegelroten Fischeranzug mit blauem Leibchen und hellblonden Haaren, er sehr hoch und dunkel, in den weiten blauen Hosen mit nacktem, braungebranntem Oberkörper. Sie waren sehr jung und sehr verliebt und tanzten unter dem weißen Segel und schauten auf das blaue Meer hinaus. Ein Mandelbaum hing seine blaßgrünen Zweige über die Terrasse, ein paar späte Rosen lehnten sich müde gegen die Brüstung. Es war sehr heiß und sehr still, ein leiser Wind brachte von den Hügeln den Duft der wilden Salbei, der blühenden Terebinthen, ein heißer Duft nach sommerlicher Erde. Und sie tanzten, schweigend, ganz hingegeben an diesen üppigen Sommer, das Meer, den befreienden Süden und ihr junges Verliebtsein. „As the wind in the willows . . .“

„Wie hübsch die beiden aussehen“, sagte Maria und blickte zu Marguerite und Dan hinüber. „Zieh doch das Segeltuch höher, Dan . . . ihr seht aus, als ob ihr auf einem Schiffsdeck tanzen würdet . . .“ Vom Meer herüber klang das leise Pochen eines Motors, ein kleines Schifferboot glitt vorbei . . . der Mann hörte das Grammophon, sah die beiden farbigen Gestalten unter dem weißen Zelttuch auf der Terrasse und rief ihnen lachend etwas zu. Beide winkten, und das Boot glitt vorüber. — „Wie es duftet“, sagte Maria, „es ist fast erschreckend, so den Sommer und den heißen Duft der wilden Pflanzen zu spüren.“ Sie saß auf dem Mauerrand des Hauses, lehnte sich gegen die weiße Wand und blickte über das Meer hinaus. In der Ferne konnte man die schneebedeckten Gipfel der Alpen sehen. Das Meer war sehr blau und sehr klar, und die Sonne schien heiß und sehr blendend. Ein leiser Windstoß ließ sie tiefer atmen: „Myrten . . .“, sagte sie und wandte den Kopf jenen Hügeln zu, von denen der Duft kam. Der Mann, der im Grase zu ihren Füßen lag, sah auf. Wie gut er dieses Gesicht kannte; sorgsam prüfend schaute er es an, wie man oft ein Gedicht nochmals liest, dessen Worte einem schon längst gehören, als wolle man sich vergewissern, daß sie auch noch an ihrem Platz stehen. Es war nicht mehr jung, die kleinen Falten um die Augen verrieten es, eine leise Müdigkeit um den Mund. Aber für ihn lag etwas unendlich Rührendes in der Art, wie dieses leise Verblühen spürbar wurde. Ein ungeheures Mitleid stieg in ihm auf: eine Frau, die alt wird . . . Dieser erste, kaum fühlbare Beginn des Welkens hatte einen seltsamen Reiz: wie bei sterbenden Blumen schien ihm der Duft noch einmal stärker und betäubender zu werden, ein letztes wehmütiges Verschenken aller Fülle, ein letzter Versuch, das Leben durch ein grenzenloses Darbieten seiner selbst noch einen Augenblick zu halten. — Mit grausamer Zärtlichkeit folgte sein Blick den kleinen Falten; war hier schon eine neue entstanden seit der letzten Nacht, war dieses weiße Haar schon gestern da gewesen? Ihm schien sie sehr schön, und die leise Ahnung des Endes machte sie noch begehrenswerter. „Du bist sehr schön heute, Maria“, sagte er endlich. Lächelnd wandte sie den Kopf: „Wie tröstlich das klingt, Lieber.“ Sie wies auf das Land ringsum: „Die Landschaft steht mir, wie du siehst.“ Sie trug ein blaues Kleid, von der Farbe ihrer Augen, die hier im Süden das strahlende Blau des Himmels anzunehmen schienen; ein gelbes Jäckchen betonte das goldige Braun ihrer Arme und das rötliche Blond der Haare. Um den Hals lag ein silberner Reifen und ein gleicher um den rechten Arm: das polierte Silber auf dem goldenen Braun der Haut wirkte unendlich reizvoll. „Ich habe mich sehr auf diesen Sommer mit dir gefreut, Maria.“ Er sprach leise, damit die andern ihn nicht hörten. „Es war schrecklich lieb von dir, zu kommen . . .“ Etwas Zögerndes lag in ihrer Antwort: „Aber ich habe mich fast ein wenig vor dir gefürchtet, wie ich gestern auf der Bahn stand und auf dich wartete.“ — „Warum?“ — „Zwei Jahre sind eine lange Zeit.“ — „Du hast dich nicht verändert.“ Sie schwieg. „Dein Gesicht ist mir noch so vertraut, als ob ich nie fort gewesen wäre . . .“ — „Ich bin sehr gealtert, seit du gingst . . .“ Er sagte leise, wie entschuldigend: „Ich wußte ja immer, daß ich einmal zu dir zurückkommen würde . . . nur ob du die Geduld haben würdest?“ — „Du bist gekommen, wie du gingst . . . plötzlich, ohne Erklärung . . .“ Er wollte nach ihrer Hand greifen, aber sie wehrte mit einem Blick auf die Terrasse ab. „Sind wir über das Alter nicht hinaus?“ fragte sie ein wenig ironisch. — „Wie ärgerlich, daß gerade jetzt diese beiden da sein müssen“, sagte er ungeduldig, „hättest du sie nicht später einladen können?“ — „Es war schon lange vereinbart, daß Marguerite am Ersten kommen sollte.“ — „So kurz ist sie erst hier?“ — „Seit vierzehn Tagen.“ — „Ah, ich dachte, sie kam mit Dan zusammen?“ — „Nein . . .“, die Stimme flackerte einen Augenblick, klang dann aber wieder ganz ruhig, als sie sagte: „Die beiden haben sich erst hier kennengelernt.“ Sie schwiegen; aus dem Garten klang das betäubende Zirpen der Zikaden. „Marguerite sagt immer, man kann während dieser Monate kein s mehr aussprechen“, Maria versuchte zu lächeln. Er bemerkte es nicht. „Dann warst du also das ganze Frühjahr hier allein?“ — „Dan war hier.“ — „Du kennst ihn lange?“ — „Ein halbes Jahr.“ — „Ein hübscher Junge, nur ein wenig kindlich.“ — „Für Marguerite gerade das rechte Alter.“ Von der Terrasse klang das leise Scharren der Füße, die beiden drehten sich unermüdlich. „Wie unerträglich heiß es ist“, Maria wischte sich die Stirn mit dem Tuch, „reich mir doch bitte meine Tasche, ich muß etwas notieren.“ Sie zog ein kleines Buch heraus und begann ein paar Eintragungen zu machen. In alter Gewohnheit fing Dick an, in ihrem Täschchen zu kramen. „Was du wieder alles da hast“, sagte er lachend, „genau so wie früher, lauter unnützes Zeug! Was sind denn das alles für Photos?“ Maria beugte sich hastig vor: „Laß das, gib mir die Tasche“, sie versuchte sie ihm aus der Hand zu nehmen. Das Bündel Photos glitt zu Boden. Dick hob sie auf, ohne sie anzuschauen, die letzte lag mit der Rückseite nach oben. „To my beloved sweetheart“, las er wider Willen. „Wer schreibt dir denn solche Widmungen?“ wollte er fragen, da bemerkte er in Marias Handschrift quer darüber eine Zeile von Majakowski: „Die Barke der Liebe zerschellte auf dem Strom des Lebens.“ Er wandte das Blatt und sah Dans lachendes Gesicht. Ein paar Minuten war es ganz still; von der Terrasse tönte das Grammophon: „As the wind in the willows.“ Unermüdlich tanzten Dan und Marguerite unter dem weißen Segeltuch. „Ah . . . das ist es also?“ sagte er nach einer Weile. „Das ist es!“ antwortete Maria und sah ihn traurig an. „Und jetzt?“ Er wies unmerklich nach den beiden. — „Die Frage ist eine Höflichkeit . . .“, Maria wandte den Blick, „Marguerite wird in zwei Tagen neunzehn Jahre alt.“ Ihre Stimme klang kühl und beherrscht. „Aber du . . .

(Schluß auf Seite 283)

Parallele *(Laszlo Meitner)*

„Weißt du, diese Tempelruinen müßte eigentlich Papa sehen: der Gedanke, daß selbst solche Unternehmungen zusammengekracht sind würde ihn vielleicht 'n bißchen aufheitern!“

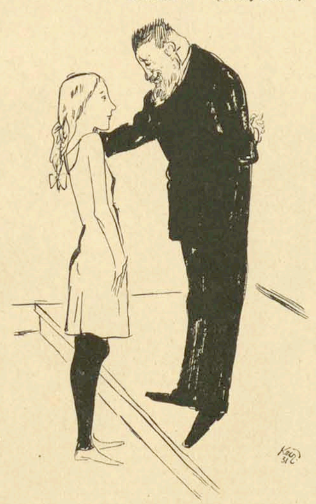
(Schluß von Seite 282)

liebt er dich denn noch?" — „Das Schlimme ist, mein Lieber, daß wir ja nicht davon abhängig sind, ob man uns liebt, sondern davon, daß wir lieben müssen!" Ein schwaches Lächeln lag um ihren Mund. „Und niemals zu gleicher Zeit beginnen oder enden!" sagte er bitter. Von der Terrasse klang Marguerites Stimme: „Darling, hole mir ein Glas Wasser, ich verdurste." Sie trat an die Brüstung und blickte zu den beiden hinab. „In zwei Tagen ist mein Geburtstag, Dick", rief sie, „da werd ich schon furchtbar alt." Sie lachten alle. „Ja, denke dir, Dan hat gerade gesagt, wenn ich erst zwanzig bin, wird er mich schon nicht mehr lieben . . . er hat keine alten Frauen gern! Es muß schrecklich sein, wirklich alt zu werden, Maria", sagte sie kläglich und sah ganz bekümmert aus. „Du hast noch Zeit, Kind", antwortete diese lächelnd, aber sie sah an ihr vorbei, aufs Meer hinaus. —

„Wozu sich verschwenden?" fragte Dick, als sie wieder allein waren. Maria wies auf die Landschaft ringsum: „Hast du je schon eine grenzenlosere Verschwendung gesehen?" — „Aber geben, wo nicht mehr gefordert wird?" — „Sinnloses Verschenken ist schön, du weißt, ich konnte nie sparen." Er nickte: „Ich weiß . . . erinnerst du dich, je mehr dein Geld sich dem Ende näherte, desto rascher warfst du es hinaus." — „Ja, ich hatte immer Angst, es könnte noch etwas übrig bleiben, und es wäre nichts mehr da, wofür es auszugeben." — „Am Ende warfst du es dann gewöhnlich für ein Nichts hinaus!" Sie errötete. Wie jung sie plötzlich aussieht, dachte er. „Darf ich mich ‚am Ende' nicht auch noch einmal sinnlos verschwenden? Ohne zu rechnen? Und zu erwägen, ob es ‚sich lohnt'? Wie ich dies Wort hasse . . . Es ist so wunderbar, zu fühlen, daß man noch etwas zu verschwenden hat, daß man . . . noch lebt! — Muß der Gegenstand es denn immer ‚wert' sein?" Sie sah ihn fragend an. Er neigte den Kopf: „Du bist Herr über dein Leben, Maria." Eine große Traurigkeit überkam ihn bei dem Anblick dieses vorbeigleitenden Lebens, dessen Reichtum sinnlos hinausgeworfen wurde. Sie hielt ihm die Hand hin: „Tut es dir leid, daß du kamst?" — „Ich kann warten", sagte er, „vielleicht können wir dann im Herbst allein nach Paris gehen . . ." — „Im Herbst . . . vielleicht", antwortete Maria.

Eine Jacht zog vorbei: die vielen weißen Segel standen klar gegen das blaue Meer; über Marias Haupt, in den Blüten der Passionsblumen, die üppig an der Mauer emporrankten, summten aufdringlich die Bienen. Der Wind hatte sich gelegt. Es war jetzt so still, daß man das leise Rascheln einer Eidechse in den Blättern hörte. Neugierig steckte sie den Kopf hervor, blinzelte mit den kleinen schwarzen Augen in die Sonne, aufgeregt bewegte sich ihr Kehlkopf unablässig. Ein großer Käfer segelte langsam und laut surrend herbei: er hatte lange braune Flügel, die wie Frackschöße im Luftzug weit abstanden, kurze, fette Arme, winzige Hörner und einen kleinen Bauch, den er wichtig vor sich her schob. Maria zeigte auf ihn und lachte: „Sieht er nicht aus wie ein alter würdiger Herr, der sich zu einer Kartenpartie in seinen Klub begibt?" Beide sahen ihm nach, wie er würdevoll aufrecht, die Frackschöße von sich gestreckt, ernst und nachdenklich davonsurrte. Von der Terrasse klang immer noch das Grammophon: „As the wind in the willows . . ." Marguerite und Dan tanzten, eng aneinander geschmiegt, unter dem weißen Segeltuch.

Tadel
(Rudolf Kriesch)



„Man lernt nicht für die Schule, liebes Kind, sondern für das Leben! Denken Sie, wenn einmal Ihre Söhne von Ihnen sagen müßten: ‚Mutti beherrscht nicht einmal das Futurum exactum'!"

Vom Tage

Bei der Hochzeit des Markgrafen Berthold von Baden mit der Prinzessin Theodora von Griechenland war der Zutritt zum markgräflichen Schloß für jedermann strengstens gesperrt. Ein französischer Pressephotograph, der das Spiel nicht verloren geben wollte, verschaffte sich aber doch Eintritt, drang während der Trauung durch die Lieferantentür und einige Hintertreppen in die verbotenen Räume ein, versteckte sich hinter einem Vorhang und knipste das Paar in dem Augenblick, als es den Speisesaal betrat.

— Alle Brautpaare, an denen die Öffentlichkeit Interesse nimmt, überläuft ein Zittern: wer weiß, wo die Kühnheit der Pressephotographen ein Ende hat?

Teha

•

Im österreichischen Alpengebiet war kürzlich eine Seuche unter dem Rindvieh ausgebrochen, der viele Tausende von Ochsen und Kühen zum Opfer zu fallen drohten. Das einzige Serum, das Rettung versprach, konnte aus Mailand bezogen werden. Es wurde im Flugzeug geholt. An der Grenze hätten die notwendigen Zollformalitäten Tage gedauert, so daß das Vieh doch eingegangen wäre; der verantwortliche Zollbeamte ließ die Sendung auf eigene Faust ohne die Formalitäten durch. Obwohl er durch diesen Entschluß den bedrohten Herden das Leben rettete, hat der zuständige Vorgesetzte jetzt seine Bestrafung wegen Amtsübertretung in die Wege geleitet.

— Wieder mal wurde einem Rindvieh zuviel das Leben geschenkt.

Teha

•

Wirtschaftsgesetze

Eben hatten die Getreidepreise den seit siebenunddreißig Jahren tiefsten Stand erreicht. Daraufhin wurde der Brotpreis in Wien um acht Prozent erhöht. „Wie kommt das?!" fragte ich, empörter Konsument, den Direktor einer Brotfabrik. „Das kann doch kein Mensch verstehen!" — „Ja, weil die Leute ungenügend über die Gesetze der Wirtschaft informiert sind", klärte mich der leutselig auf. „Sie müßten nämlich wissen, die Brotfabriken haben notwendigerweise große Getreidevorräte noch bei alten Preisen eingekauft. Und wenn jetzt die Preise fallen, verlieren wir viel Geld, buchmäßig für unsere Aktionäre, denen wir doch Rechenschaft über unsere Betriebsführung schuldig sind, einwandfrei evident; bei den neuen Preisen hätten wir ja viel billiger einkaufen können, — das ist ein klarer Verlust, nicht wahr? Verluste muß aber jedes gutgeleitete Unternehmen wieder hereinbringen. Und wie können das wir Brotfabrikanten? Einzig und allein, indem wir den Brotpreis erhöhen! Na also!" — Sprach's, drückte mir freundlich die Hand und bestieg seinen bescheidenen Wagen.

Kat.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—;** in **Österreich** die Nummer **S 1.—;** das Vierteljahr **S 12.—;** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Großmutter und Enkelin *(Alfred Kubin)*



Die kleine Zeitgeschichte

Solange die Mitglieder der touristischen Verbände von der Zahlung der 100-Mark-Taxe befreit waren, herrschte in den Büros der alpinen Vereinigungen natürlich Hochbetrieb.

Einmal erschien im Sekretariat des Alpenklubs eine junge Dame, um ihren Vater als Klubmitglied anzumelden.

„So geht das leider nicht", erklärte man ihr, „wenn Ihr Herr Vater Klubmitglied werden will, dann muß er sich schon persönlich herbemühen!"

„Ach Gott, was sind denn das für Kaprizen!" replizierte die junge Dame erregt, „mein Papa will ja eben deshalb nach Pistyan fahren, weil er sich schon gar nicht mehr allein bewegen kann, und jetzt muten Sie mir zu, den Ärmsten vier Treppen hoch zu Ihnen heraufzuschleppen!"

•

Infolge der Notverordnungen hatte auch in Leipzig ein Run auf die Sparkasse eingesetzt. Schon frühzeitig sammelte sich eine Masse von Menschen, die ihr Geld abholen wollten, vor den Kassenlokalen an, und alsbald trafen dann auch Polizisten ein, die die Andringenden zur „Schlange" ordneten. Ein waschechter Sachse, der sich unter den Wartenden befand, äußerte dabei einem Schupo gegenüber das folgende goldene Wort: „Nu gommd'r mid Eiren Gummignibbeln — hädded Ihr uns lieber fordgehaun, als mir das Gäld brachden!" S.

•

In dem Douaumont-Film, der übrigens an sich durchaus um ernste Wirkung bemüht ist, sieht man auf einem Bildstreifen die letzten Erstürmer des Forts dieses nach der befohlenen Räumung wieder verlassen. Ein letzter Blick zurück auf die Trümmerstätte, die man durch Monate gehalten, und der letzte Mann greift in einer Zornesaufwallung nach einer Handgranate, um sie vielleicht in ein noch nicht aufgeflogenes Pulvermagazin zu schleudern. Er „zieht sie ab", hebt den Arm bereits zum Schwung, da legt ein Kamerad ihm die Hand auf die Schulter. Ein stummer Blick: Wozu noch? Der Mann läßt den Arm sinken und — — — steckt die Handgranate wieder in den Gürtel. Es ist kaum anzunehmen, daß im Kriege ein Soldat auf diese Weise Harakiri verübt hat, wenn auch mancher durch eine zu spät abgeschleuderte Handgranate zerrissen wurde. Glücklicherweise verschwindet das Bild, ehe der Zuschauer von zweiundzwanzig bis siebenundzwanzig zählen kann, so daß ihm der Anblick erspart bleibt, wie die Braven von der unweigerlich explodierenden Handgranate zerrissen werden. Hoffen wir aber, daß wenigstens die tapferen Filmkämpfer und die vor ihnen stehenden Filmregisseure und Operateure heil davongekommen sind.

A. E. Rutra

Herbstgeruch

Riecht's nicht nach Schwefelkohlenstoff,
als ob etwas verwese?
O Menschenherze, glaub' und hoff';
vielleicht ist's doch der Käse,
der Zukunftskäse lobesam,
und wird nur immer reifer,
von dem uns frohe Kunde kam,
beflügelnd unsren Eifer.
Er soll uns hochwillkommen sein,
wenn wir ihn erst mal haben.
Dann ist vorüber alle Pein
und jeder Zwist begraben.
Zunächst tät' freilich andres not
als Käse und dergleichen:
das tägliche, das trockne Brot,
um selben draufzustreichen.

Ratatöskr

Neue Rundfunkwerbung

Die reißenden Propagandaerfolge des Berliner „Acht-Uhr-Abendblattes" mit der Verleihung der „goldenen Nadel der Höflichkeit" an den beflissensten Ladenjüngling und des Ehrentitels „Ritter vom Steuer" an den chevalereskesten Chauffeur ließen Rundfunkintendant Kümmeltürk nicht länger schlafen. Es mußte ein Anreiz dieser Art für seine saumseligen Hörer gefunden werden, die zwar bei der Jazzmusik aus dem Café Humpelmayer den Musikhahn munter aufdrehten, aber bei wissenschaftlichen Vorträgen nur dann einschalteten, wenn es die Stimme der besuchenden Schwiegermutter niederzuringen galt. Eine Umfrage hatte neulich leider ergeben, daß bei dem Vortrag Professor Kurzbrenners über die „Säuglingspflege bei den Maikäfern" sogar eine der konsequentesten Hörerinnen, die stocktaube Gemüsefrau Krawuttke, kurzerhand abgeschaltet hatte.

Anläßlich einer Vortragsreihe aber, die Privatdozent Schnellzünder über das antike Geistesleben ankündigte, kam dem Rundfunkintendanten Kümmeltürk plötzlich die Erleuchtung. Den Doktortitel an seine eifrigsten Hörer zu verleihen, war ja leider noch unmöglich, schließlich mußte ja ein kleiner äußerlicher Unterschied zwischen Universitäts- und Rundfunkbildung erhalten bleiben. Aber ließen denn nicht selbst die olympischen Götter einige besonders strebsame Sterbliche als Halbgötter in ihre himmlischen Reihen eintreten? Mein Gott, sagte sich Kümmeltürk, könnte man es ihnen nicht nachmachen und so dem deutschen Bildungsleben eine unübersehbare Schar von ausdrücklich dazu erklärten Halbgebildeten zuführen? — — — Da außerdem das zugehörige Diplom hochkünstlerisch ausgeführt wurde, hob sich mit einem Schlage das Interesse an den wissenschaftlichen Rundfunkkursen enorm. Loki

Verregnete Ernte

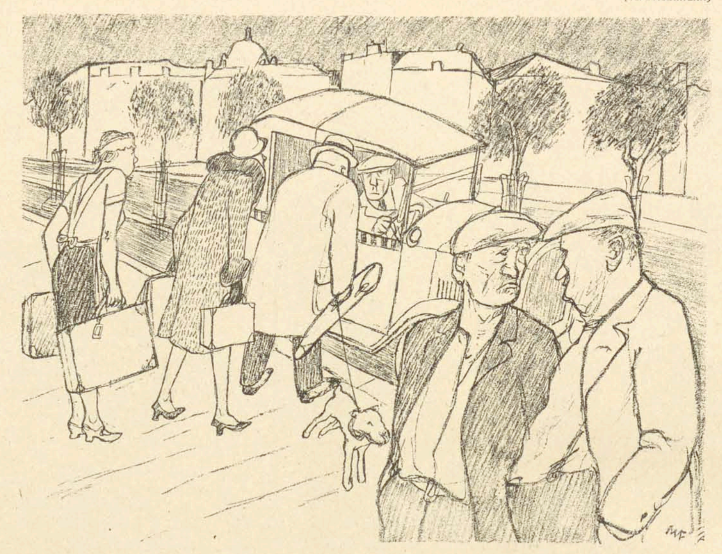
(Wilhelm Schulz)



„Wenn das so weitergeht, wird selbst Herrn Schiele das Korn nächstens teuer genug werden."

Gemeinsames Schicksal

(M. Frischmann)



„Siehste, Emil, überall det jleiche Elend: So eener hat nu wieder die hohen Reisespesen, damit er die Not hier nich zu sehen braucht!"

Wer braucht eine Neurose? / Von Stefan Kat

Dem Schriftsteller Heinz Aachenau fiel eines Tages gar nichts mehr ein. Er döste stundenlang vor sich hin, wurde lebensmüde, und da er nur noch Lyrik schreiben konnte, hatten seine Freunde großen Kummer mit ihm. Endlich schickten sie ihn zu einem Nervenarzt.

„Wissen Sie, was Ihnen fehlt, Herr Aachenau?", diagnostizierte der kluge Mann nach einer gründlichen Untersuchung, „Ihnen fehlt eine Neurose, und ohne Neurose gibt es kein künstlerisches Schaffen, das wissen wir nachgerade." Aber bisher sei es ja gegangen, wandte Aachenau schüchtern ein. „Dann haben Sie eben früher eine gehabt, wahrscheinlich ein Kindheitstrauma oder so etwas, aber das hat sich offenbar schon aufgebraucht." Und was solle er jetzt tun? „Sehr einfach, mein Herr. Entweder wechseln Sie den Beruf oder Sie müssen eine frische Neurose erwerben." Der Herr Doktor könne leicht reden, lamentierte Aachenau; wie solle ein erwachsener Mensch, der seine kindliche Neurose — leichtfertig, das räume er ein — immerhin verbraucht habe, so schnell zu einer neuen kommen?

Und da erfuhr Aachenau von der Existenz des Goldbergschen Unternehmens. Der Nervenarzt brachte ihn hin. Goldbergs Laden lag in einer stillen Nebenstraße; wenn man ihn betrat, hatte man zunächst den Eindruck einer Buchhandlung oder einer Leihbibliothek. Der Laden war vollgepfropft mit Regalen, auf denen, sauber ausgerichtet, dünne Bändchen standen.

„Wollen der Herr kaufen? Neu oder alt? Oder wollen der Herr ausleihen?" — „Wie bitte? Was bitte?" fragte Aachenau, ein wenig verstört, den Arzt. Aber der war nicht mehr da. Im Laden war nur noch Herr Goldberg, der wie ein intelligenter Kommis aussah, eine dicke Hornbrille und leicht wienerischen Akzent hatte.

„Ach so, der Herr Doktor hat Sie nicht genau informiert. Also nicht wahr, ich vertreibe Neurosen. Es gibt nämlich Leute, die brauchen so etwas wie einen Bissen Brot. Sie zum Beispiel, Herr Aachenau. Aber auch andre Künstler. Wie soll ein Schauspieler was Ordentliches werden, wenn er nicht einen entwicklungsfähigen narzißtischen Komplex sein eigen nennt, he? Von der exhibitionistischen Komponente erst gar nicht zu reden, die sowieso. Oder, bitte, die Frau eines Kommerzienrats, bitte schön. Was soll die den ganzen Tag anfangen, wenn sie keine Neurose zu pflegen hat? Womit soll die sich von ihrem Mann Boutons verdienen? Sehen Sie! Und überhaupt! Heutzutage geniert sich so ziemlich jeder Intellektuelle, ganz ohne Neurose, ohne den kleinsten Komplex herumzugehen. Das ist noch peinlicher, als wenn man nackt wohin kommt, bitte, wo die anderen Herren Smoking tragen. Gut, nichwahr. Ich habe also dem Bedürfnis weiter Kreise entsprochen und einen neuen Geschäftszweig eröffnet: den Neurosenladen.

Hier, Herr Aachenau, sehen Sie die neuen Neurosen. Jede einzelne noch unverwendet, komplette Beschreibung, exakte Gebrauchsanweisung. Allerdings teuer. Sie können sich, nichwahr, vorstellen, welche Mühe es meinen psychiatrischen Mitarbeitern und Lieferanten macht, sich da noch etwas ganz Neues auszudenken. Weil Sie Schriftsteller sind, wird die Preislage für Sie kaum in Betracht kommen, aber das macht nichts. Denn hier haben wir gleich die zweite Abteilung: übertragene Neurosen. Erstklassige, von vornehmen Herrschaften abgelegte Neurosen. Im Vertrauen gesagt, Herr Aachenau, die sind empfehlenswerter als die ganz neuen. Man weiß, was man kauft, die Ware hat sich anderswo schon bewährt und ist selbstverständlich tadellos erhalten. Für antiseptische Reinigung garantiert mein best renommiertes Antiquariat."

Aachenau blätterte in den Bändchen, und ihm lief denn auch wirklich das Wasser im Mund zusammen. Was es da alles gab!

Geheimrat Schöps wird unterbrochen

Von Peter Scher

„Wir wollen uns zusammenschließen
und uns hinfort nur selbst genießen,
Sie werden sehn, es geht –
verdammt und zugenäht!

Wir werden zwar nicht fetter werden –
das ist auch nicht das Ziel auf Erden –
ein idealer Sinn
strebt nach dem Magern hin.

Die Bessern werden sich verpflegen –
man braucht nur etwas hinzulegen –
bei uns, nicht wahr, Mama,
ist immer etwas da.

Die Masse soll sich drein ergeben,
daß wir nicht aus dem vollen leben;
die Masse schwört wie nie
auf Rentenhysterie.

Man kann doch nicht so weiter trotten,
man muß vergeistigen und vergotten,
sonst wird man das nicht los –
Mama, was hast du bloß?" –

„Ach, Max, ich fürchte deine Schelte . . .
das Hütchen, das ich mir bestellte . . .
ist sündhaft teuer!" – „Wie . . . ?!"
„Es ist nun mal Pari(s) – – !"

Das nennt man Autarkie.

„Auch das ist mir aber zu teuer", gestand er verschämt, als Goldberg ihm die Preise nannte. „Macht nichts, Sie sind nicht der einzige", tröstete ihn taktvoll Herr Goldberg. „Mein Unternehmen hat sich dieser allgemeinen Geldknappheit schon angepaßt: Ich habe eine Leihabteilung eingerichtet. Hier! Gegen eine verhältnismäßig geringe Abonnementgebühr können Sie sich Neurosen bei mir ausleihen. Entlehnungsfrist drei Monate, dann müssen Sie die Neurose in unbeschädigtem Zustand wieder zurückstellen."

„Wie können Sie das denn kontrollieren?"

„Zerbrechen Sie sich nicht meinen Kopf. Ich kann das schon. Wenn Sie nach Ablauf der Entleihungsfrist noch mit der Neurose betroffen werden, verklag' ich Sie und pfänd' ich Sie. Bei Gericht bin ich bisher noch in allen Fällen durchgedrungen. Also stellen Sie das entlehnte Exemplar nur lieber wieder zurück, nichwahr — um so mehr, als Sie dann ja gleich etwas anderes ausleihen können. Die Leihabteilung ist auf dem laufenden und hat sofort alle Novitäten."

Aachenau abonnierte. Seither schreibt er wieder Romane und hat die elegantesten Neurosen in seinem ganzen Freundeskreis.

Lieber Simplicissimus!

Das Werkzeug

Dr. S., der medizinische Mitarbeiter einer Wiener Tageszeitung, pflegt sich bei der Abfassung seiner populärwissenschaftlichen Artikel gerne und gründlich auf fremde Vorlagen zu stützen, die er in diversen Fachblättern geradezu virtuos aufstöbert.

Vor einiger Zeit nun reiste dieser Dr. S. in ein steirisches Nest auf Sommerfrische und unterbrach seine journalistische Tätigkeit, zumal es in Hinter———dorf keinerlei medizinische Fachzeitschrift gibt.

Zwei Wochen wartete der Chefredakteur geduldig. Dann ließ er dem treulosen Mitarbeiter ein mahnendes Brieflein zuflattern: „Lieber Doktor! Warum so schweigsam? Erfreuen Sie uns doch wieder einmal mit einer Arbeit aus Ihrer geschätzten Schere!"

Salpeter

Selbsterkenntnis

Die illustrierte Zeitung der Nationalsozialisten, genannt „Illustrierter Beobachter", ist oft, wenn auch unfreiwillig, viel erheiternder als ihr eigentliches Witzblatt. So war zum Beispiel in einer der letzten Nummern, in einem Aufsatz „Bauerntag in Hessen", wörtlich der folgende schöne Passus zu lesen:

„Zwischendurch fanden hochinteressante Besichtigungen zur geistigen Vertiefung des in den Vorträgen zu Gehör Gebrachten statt. So besuchten die Teilnehmer eine Schwachsinnigenanstalt, was einen tiefen Eindruck hinterließ, so besuchten die Bauern ihre arbeitenden Volksgenossen in einer Braunkohlengrube, und auch die Landwirtschaft selbst kam mit der Besichtigung eines Mustergutes nicht zu kurz. Welche Partei schult und erzieht ihre Mitglieder wohl so zielbewußt wie der Nationalsozialismus."

Kleines Gedicht

Zerflossen ist der Hain mit seinen stillen Gängen.
Der weiße Mond, der nie zu hören war.
Blumen, die wie Glocken abwärts hängen,
Sehen aus wie graues Haar.
Die Kindheit liegt in tiefer Ferne.
Die Erinnerungen sind verblaßt.
Sogar die Winde und die Sterne
Sind verweht. Wie etwas, das man sehr gehaßt.

Bertold Lenz

Zeitgemäßes Training

(Th. Th. Heine)



Berliner Bankbeamte werden im Händehochheben ausgebildet.

Kűhnes Spiel

(E. Thőny)



„Wenn ick mal janz offen sein darf, Herr Jeneraldirektor: Ick an Ihrer Stelle, eh' ick uff so 'nen Außenseiter setzte, würd' ick es fast noch leichter riskieren, mein Jeld bei Ihrer Bank anzulegen!"

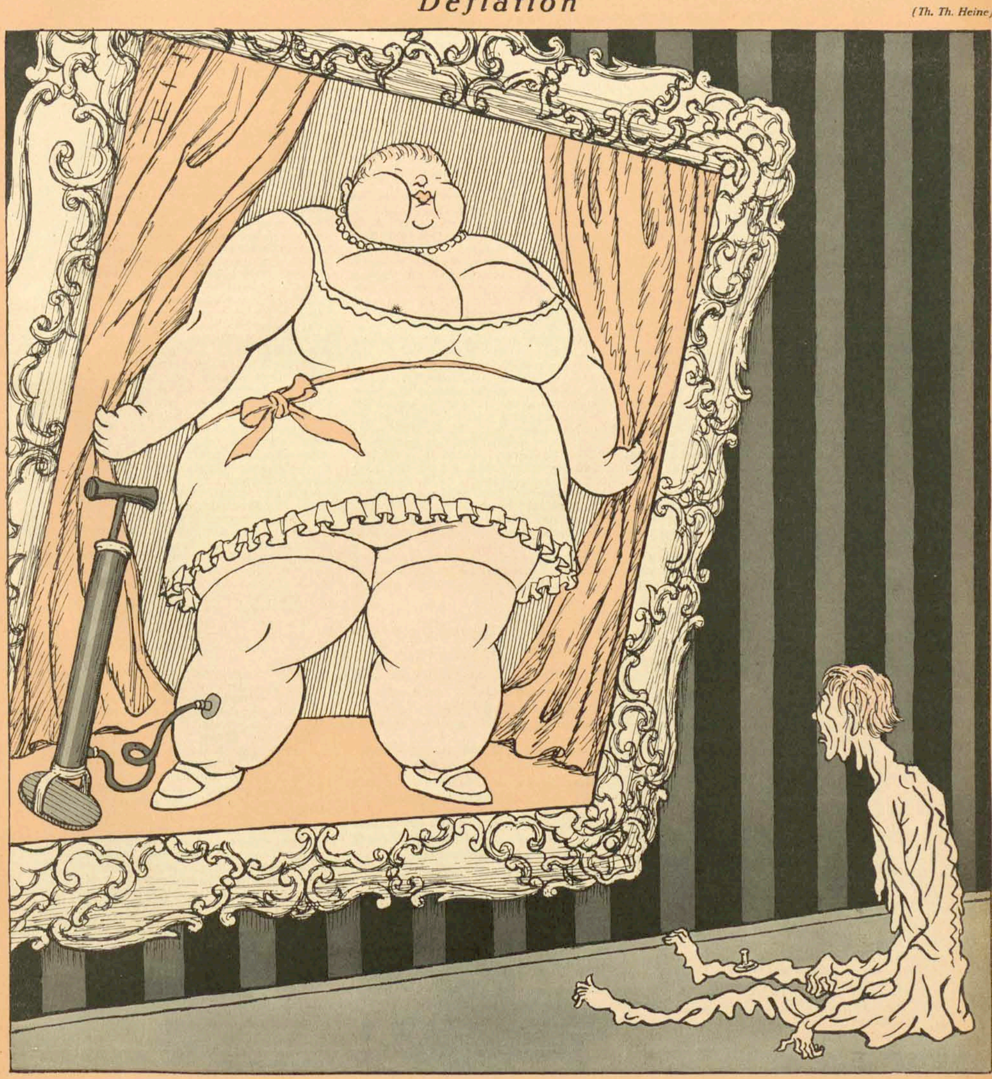
Stuttgart, 21. September 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Deflation

(Th. Th. Heine)



„Es ist kaum zu glauben, so habe ich 1923 ausgesehen!"

Reichskurpfuscher / Von Peter Scher

*Wie das Fell hinabgeschwommen
ist die Zollunion.
Welche Roßkur wird nun kommen?
Horch, ein froher Ton!*

*Mit den Akten vor der Nase
und bereit zur Tat
schneuzt sich in der Wilhelmstraße
ein Geheimer Rat.*

*Eine schmetternde Fanfare,
ein beherzter Ton!
Geist ist keine Pofelware —
dieser macht es schon!*

*Eine Lösung wird er finden,
Schöpfergeist wird wehn;
die Krawatte wird er binden
und zum Kanzler gehn.*

*Schleunig wird er's publizieren,
daß die Welt erschrickt;
Schöpse werden jubilieren,
weil uns Gott das schickt.*

*Nationale Publizisten
werden: Endlich! schrein
und der rettungslos verspießten
Staatsgewalt verzeihn.*

*Plötzlich wird das Echo schallen:
Wie?! Woso!? Warum!?!
Bittre Worte werden fallen —
und der Plan fällt um.*

*Keiner ist es nun gewesen,
jeder wußt' es gleich:
Nur das Volk trägt hier die Spesen.
Auf — zum nächsten Streich!*

Der Judas Jellinek / Von Maré Stahl

Auf die Ergreifung des Räubers Prochacz waren fünftausend Mark Belohnung ausgesetzt. Er war auch mehr als ein bloßer Räuber, er war ein Mörder geworden. Da sieht man, wie sich aus kleinen Anfängen Großes entwickeln kann. Ursprünglich hatte er nur die Absicht gehabt, von der Wucherin Reach seinen Schuldschein zurückzufordern. Dabei war er in Wut geraten und hatte sie erschlagen.

Aber das war nicht alles gewesen. Man hatte ihn verfolgt, und er hatte dabei zwei Gendarmen erschossen, erst den einen auf der Landstraße, den zweiten im Walde dicht bei seinem Schlupfwinkel.

Jeden Tag waren die Zeitungen voll von neuen Schandtaten des Prochacz. Er kam manchmal in die Stadt, um sich Nahrungsmittel zu holen. Das ging nie ohne Blutvergießen ab. Auf den Anschlägen des Polizeiamtes erhöhte sich die Belohnung automatisch. Prochacz stieg sozusagen im Wert mit jeder neuen Bluttat.

An einem Abend, es goß in Strömen, und jedes Blatt an den Bäumen wurde zu einer kleinen tückischen Dachtraufe, trat Prochacz in die Gaststube des Wirtes Jellinek. Er hatte nichts Böses im Schilde. Er fror und war der Einsamkeit müde. Er wollte ein Glas Bier trinken, dazu eine Zigarre rauchen und die Zeitung lesen, wie er es an solchen Abenden getan hatte vor dem Tod der Wucherin.

Schließlich war er einmal ein Mensch gewesen mit steifem Kragen, der Sonntags gelbe Schuhe an den Füßen trug und jede Woche einmal zum Barbier ging — ein Kulturmensch also —, da kann man nicht dauernd wie ein Tier des Waldes leben. Hol' es der Teufel, er hatte es satt! Er fürchtete sich mehr vor dem windgeschüttelten rasenden Wald mit seiner schützenden Dunkelheit, als vor der gefährlichen Helle der von Schutzleuten wimmelnden Straße.

Es war gegen Mitternacht, und die Gaststube war leer. Dem Wirt Jellinek gab es einen Ruck. Er erkannte sofort Prochacz wieder, trotz des Bartes und der abgerissenen Kleidung.

Prochacz bestellte ein Bier und spähte hinter der Zeitung auf Jellinek. Der große Hund des Wirtes umschnupperte ihn knurrend. Der Gastwirt stand hinter der Theke und rechnete krampfhaft Zahlen in seinem Buch zusammen. Wenn er unten auf der Seite angelangt war, hatte er das Resultat vergessen. Er zählte weiter und dachte, wenn ich eine Bewegung mache, um die Stube zu verlassen, erschießt er mich. Wie stelle ich es nur an, die Polizei zu benachrichtigen, ohne daß er es merkt?

Immer wieder zählte er und murmelte dabei zwischen den Lippen: „Fünf, sieben, dreizehn, einundzwanzig." Der Hund knurrte. „Hierher!" rief Jellinek ihm zu. Der Hund kam zögernd gekrochen. Inzwischen hatte der Wirt einen kleinen Zettel auf seinem Buch geschrieben. Er bückte sich hinter der Theke zu dem Tier, steckte den Zettel sichtbar unter das Halsband und jagte den Hund in die Küche.

Prochacz saß und rührte sich nicht. Es war gar nicht ausgeschlossen, daß er hinter der Zeitung schlief. Er genoß die Betäubung, die von der Wärme, dem Bier und der Zigarre ausging.

Da traten auch schon die Gendarmen in das Zimmer. Prochacz ließ die Zeitung sinken und starrte ihnen entgegen. Er warf ein paar Blicke nach der Tür und nach dem Fenster, aber er machte keine Anstalten zu entfliehen. Sie wagten nicht an ihn heranzukommen, sie fürchteten eine List. Einer der Polizisten sprang ihn von hinten an und riß ihn zu Boden.

Als er an Jellinek vorbei abgeführt wurde, spie er aus und sagte: „Judas!" Die große Belohnung wurde richtig an ihn ausgezahlt. Er sammelte die vielen Scheine mit zitternden Fingern in ein Bündel und steckte sie in die Kommode. Die Frau entwickelte Pläne für einen Ausbau des Lokals. „Schweig still!" schrie Jellinek sie an. Er bediente seine Gäste in tiefen Gedanken. Wenn man ihm einen Spaß zurief, sah er abwesend auf wie in leere Luft. Nur den Prozeß Prochacz verfolgte er fieberhaft.

Er dauerte seine Zeit, obwohl die Sache klar war, aber jedes Ding will seine Ordnung haben, und man interessierte sich sehr für alle Einzelheiten. Wie er die Landjäger erschossen habe — ob von vorn, von der Seite oder von hinten —, ob er schon vorher die Absicht gehabt habe oder erst im Affekt. Er wurde auf seine Zurechnungsfähigkeit geprüft, und sein Verteidiger wollte auf Zuchthaus plädieren.

Eines Tages erschien Jellinek im Untersuchungsgefängnis. Er verlangte den Direktor zu sprechen, war sehr aufgeregt und sah verwildert aus. Er wolle den Gefangenen wieder frei haben, erklärte er. Der Direktor zog die Augenbrauen hoch vor Erstaunen: Warum denn, um Gottes willen? — Jawohl, er habe es sich anders überlegt, er habe kein Recht gehabt, Prochacz anzuzeigen, ein Mensch, der ihm nichts getan habe! — Der Direktor schüttelte den Kopf. Das sei ganz und gar ausgeschlossen. Ob er sich einbilde, daß er ein Recht auf den Gefangenen habe. „Jawohl", schrie Jellinek, „das habe ich, ich habe ihn angegeben, ich kann ihn auch wieder zurückverlangen, ich will keinen Mord auf dem Gewissen haben!"

Der Direktor wurde böse; das hätte er sich vorher überlegen sollen, jetzt sei es zu spät. Jellinek tobte; man warf ihn hinaus.

Eines Morgens läuteten sehr früh die Glocken. „Horch!", sagte die Frau und richtete sich im Bett neben ihm auf, „jetzt führen Sie Prochacz zum letzten Gang." Sie bewegte betend die Lippen. Jellinek sprang aus dem Bett, riß die Kommodenschublade auf, in der das viele Geld aufbewahrt lag, und riß unter dem gellenden Geschrei der Frau die Scheine in kleine Fetzen. Er trampelte darauf herum, er brüllte. Dann warf er ein paar Kleider um und stürzte davon. Als er in den Hof des Gefängnisses kam, sah er Prochacz schon am Galgen. Jellinek stürzte besinnungslos zu Boden.

In der Folge hockte er ungewaschen und unrasiert in seinem Lokal, starrte in tiefen Gedanken vor sich hin und unterbrach das nur, wenn ein Fremder hereinkam. „Entschuldigen Sie", bat er dann höflich, „daß ich Ihnen meinen Fall vortrage." Und zum Erstaunen des Gastes schilderte er die Sache mit Prochacz.

„Verstehen Sie mich recht", setzte er hinzu, „die Behörden schlagen Aufrufe an, alle Menschen werden aufgefordert, zu helfen. Da denkt man ohne weiteres, es sei eine gute Tat. Und dann erst, wenn man es getan hat, merkt man, daß man einen Mord beging. Dieser Mann Prochacz wurde verurteilt, weil er gemordet hatte, und ich habe doch nun ebenfalls einen Mord begangen, aber niemand will das einsehen. Der eine wird gehenkt und der andere wird belohnt — ist das eine Gerechtigkeit?!"

Die Fremden lächelten dann ungewiß und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten; sie husteten aus Verlegenheit — und Jellinek zog sich wieder auf seinen Stuhl zurück.

Theatersaison beginnt

Von Walther C. F. Lierke

*Straff dein Gehirn! Denn jetzt beginnt Saison,
und zwar betonter Weise für den Geist.
Der Sommer war so mehr Natur-Bonbon.
Man war schön sportlich, und man war verreist.*

*Man brauchte kulturell sich nur zu scheren
um den mondänen Grad von Sonnenbrand.
Jetzt aber, Mensch, jetzt nahen die Premieren,
jetzt wird nach Freibilletten rumgerannt.*

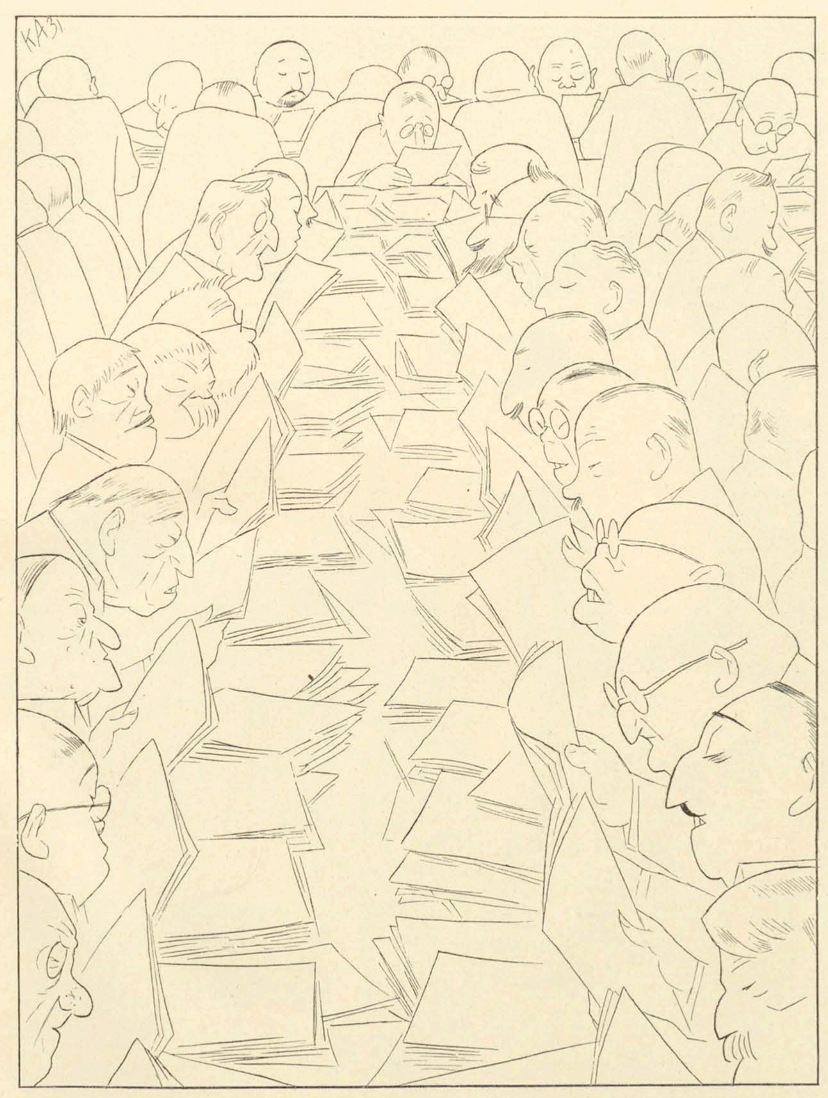
*Jetzt merkst du wieder was von der Kultur,
die innen drin saß, die jetzt auswärts bricht —
Ade, o See, o Wald, o grüne Flur!
Willkommen, Sensation im Rampenlicht! — — —*

*Nur eines bleibt im Sommer wie im Winter:
die Pleite bleibt, da kommst du nicht drum rum,
da kommst du weder drüber, noch dahinter,
da bist du kein Premieren-Publikum.*

*Da mimst du mit, — da fühlst du dich schon sicher —
Da fällt kein Vorhang, da wird durchgespielt.
Da wird ein gradezu schon meisterlicher
Kontakt im Bluff-Ensemblespiel erzielt.*

Der Völkerbund löst die Krise

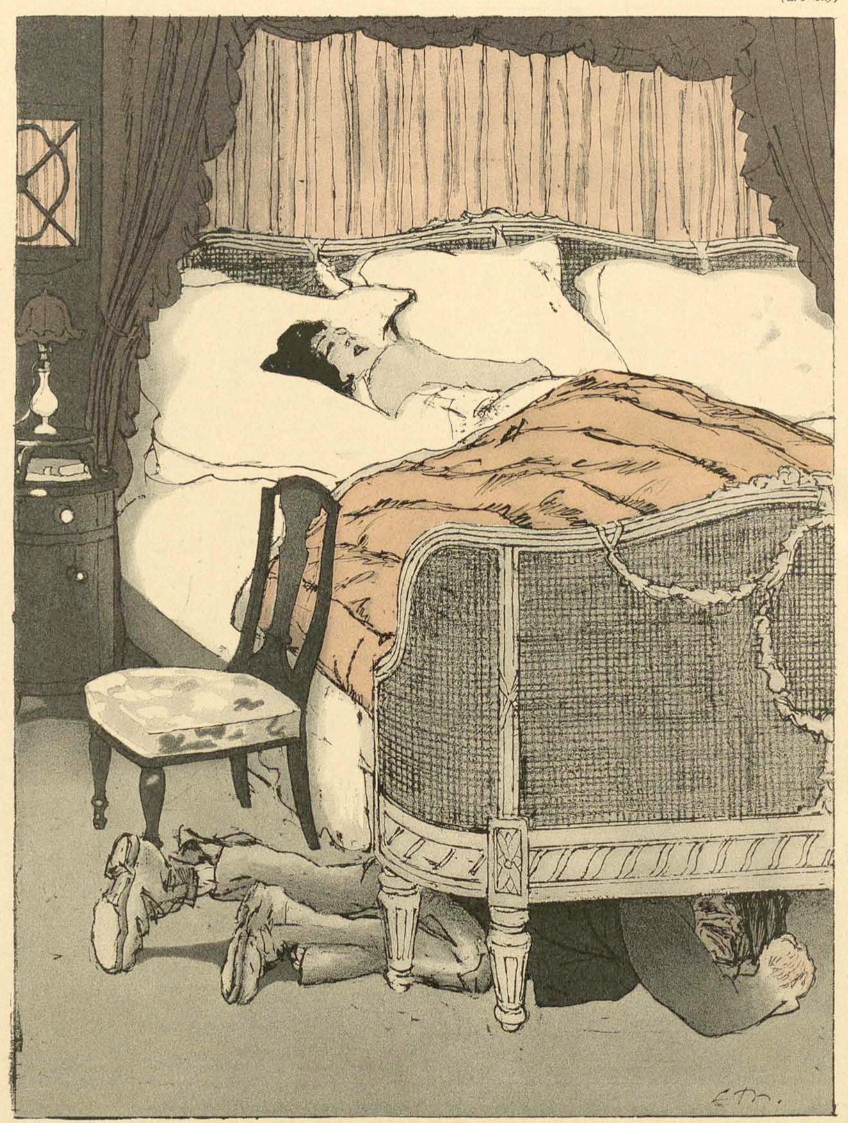
(Karl Arnold)



Der Arbeitsausschuß des Europa-Ausschusses hat die internationale Arbeitslosenfrage geprüft, anerkannt und dem Wirtschaftsausschuß anheimgestellt, alle Arbeitslosen in den Ober-, Unter- und Mittelausschüssen des Völkerbundes zu beschäftigen. Auf Dringlichkeitsantrag des Koordinationsausschusses des Europa-Komitees wurde diese Frage bis zur 65. Ratstagung vertagt.

Traum einer Automobilistin

(E. Thöny)



„Fritz, ist wieder was am Wagen kaputt?“

Deutsches Museum / Von Hans Seiffert

In hundert Jahren, wenn wir alle tot sind und vergessen,
wird sonntagvormittags ein Mann mit goldnen Tressen
am Rock und der Kokardenmütze auf dem Haupt
das bildungseiferige Publikum durch ein Museum führen
und eine Menge Raritäten demonstrieren.

Erstens: In geräumiger Vitrine
eine überaus reichhaltige Sammlung von Waffen:
Revolver, Schlagringe, feststehende Messer.
Alle zum innerpolitischen Kampf wie geschaffen.
Denn nichts zeigt die eigene Vortrefflichkeit besser,
als ein Gegner, tot auf dem Boden liegend.
Motto dieser Sammlung: Deutsches Weekend!

Zweitens: Das deutsch-italienische Wörterbuch,
mit einer eigenhändigen Widmung von Benito Mussolini,
in dem Herr Adolf Hitler dermaleinst studiert,
als er den Hakenkreuzzug arischer bambini
und abgewrackter Generäle angeführt.
Besonders Seite 497 beachten Sie wohl — — —
dort fehlt nämlich die Vokabel Südtirol!

Drittens: Ein Stück Pissoirwand
aus einer der vielen deutschen Universitäten,
mit Hakenkreuz, Heil Hitler! und Juda verrecke! beschmiert.
Angehörige aller vier Fakultäten
haben solchergestalt ihre geistige Reife demonstriert.
Später wurden sie älter, aber nicht gescheiter,
und im übrigen Pastor, Studienrat, Amtsrichter und so weiter.

Viertens: In einem feuersicheren Anbau,
mit vielen strengen Verbotstafeln „Nicht berühren!" —
die siebzehn deutschen Bundesstaaten
einschließlich aller Ex- und Enklaven, wie sie existieren
nach dem heiligen Ratschluß verstorbener Potentaten.
Dazu spielt ein Grammophon die schönen alten Melodien
der Hymnen von Lippe-Detmold, Anhalt und Mecklenburg-Schwerin.

In hundert Jahren, wenn wir alle tot sind und vergessen,
wird sonntagvormittags ein Mann mit goldnen Tressen
das Publikum durch dieses traurige Museum führen.
Geb's Gott, daß sich die Leute dann darüber amüsieren!

Pädagogen an die Front / Von Trim

In Mailand hat eine Signorina Gagliardi etwas wirklich Verdienstvolles geschaffen: Die Schule der zweiten Kindheit. Die Signorina begründet ihr Werk mit Hinweisen auf die moderne Psychologie, die uns lehrt, daß der Mensch den geistigen Alterserscheinungen weit weniger erliegt, wenn er am Leben der Gegenwart vernünftig Anteil nimmt. Die Zöglinge, von denen die meisten um die Siebzig sind, sollen sich schon nach kurzem Unterricht verblüffend gewandelt haben.
Wer tut nun bei uns den ersten Schritt in dieser Richtung? Viel steht auf dem Spiel! Man bedenke den Vorteil für unser Vaterland, wenn gewisse Generäle, Minister a. D. und sonstige ehrgeizige Prominentenjäger der ältesten Register mit Erfolg in einer Schule der zweiten Kindheit unterrichtet würden.
Nötigenfalls wäre der Unterricht obligatorisch — durch Notverordnung! — in die Wege zu leiten. Es ist höchste Zeit, daß etwas geschieht — sonst richten die alten Kinder doch noch ein Malheur an, das nicht wieder gutzumachen ist.

Feingefühl (Kurt Werth)



„Auf an Schwan kann ma ja aa in Trauer guat fahr'n, aber halt auf koam Schweindl!"

Philosophie nach Tisch / Von Rudolf Schneider-Schelde

Bei einer Abendgesellschaft unterhielt man sich nach einem guten Essen über Krieg, Jazzmusik und Liebe; schließlich kam man auch auf Geschichte und tausenderlei Dinge zu sprechen, die damit zusammenhängen. „Was war Napoleon?" fragte ein junger Herr, der aus irgendeinem Grund aufgebracht zu sein schien, „war er ein Genie, war er ein Paralytiker? — Starb er am Krebs, haben die Engländer ihn langsam durchs Klima von St. Helena umgebracht? — Und Friedrich II.", fuhr er fort, „war er ein böser alter Mann, ein neidischer Filz, der, weil er selbst nicht leben konnte, der Welt das Leben durch Kriege zu vergällen suchte, oder war er ein Märtyrer seiner Idee vom Staat, ein Mann, der seine ganze Kraft an die Aufgabe: Preußen setzte? — Was wissen wir davon?"

„Ich denke, so ziemlich alles", sagte ein dicker alter Herr, der dem Ungestümen mit großem Gleichmut zugehört hatte.

„Ja", wurde ihm eingewendet, „aber wie heißt die Wahrheit? Wissen wir auch sie?"

„Ich glaube, auch die Wahrheit wissen wir", sagte der Dicke, „bloß ist sie vermutlich nie sehr interessant. — Und auch nicht sehr wichtig", setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Ein juristenähnlicher Herr mit dünnen Gelenken stieß ein meckerndes Gelächter aus. „Nicht übel", rief er, „habt Ihr das gehört: Die Wahrheit ist nicht sehr wichtig."

„Es ist phantastisch!" sekundierte ihm der Ungestüme, „das Wichtigste, und zwar das einzig und Allerwichtigste, ist ja die Wahrheit."

„Was verstehen Sie darunter?" fragte der Dicke beiläufig.

„Lieber Gott!" Der Ungestüme rang nach Atem und wollte eine Definition der Wahrheit geben; da ihm aber keine einfiel, sagte er mit starker Gefühlsbetonung: „Jeder weiß doch im Innersten, was das ist: die Wahrheit. — Ich meine, als Begriff", flickte er rasch noch an.

„Ja, ja", sagte der Dicke gutmütig, „was verstehen Sie also darunter?"

Der Juristenähnliche mischte sich hilfebringend ein: „Wahr ist beispielsweise, daß ich einundvierzig Jahre alt bin. Unwahr wäre, wenn ich behauptete, neunzehn zu sein."

„Sie verstehen unter Wahrheit die Feststellung irgendwelcher Sachverhalte?" erkundigte sich der Dicke.

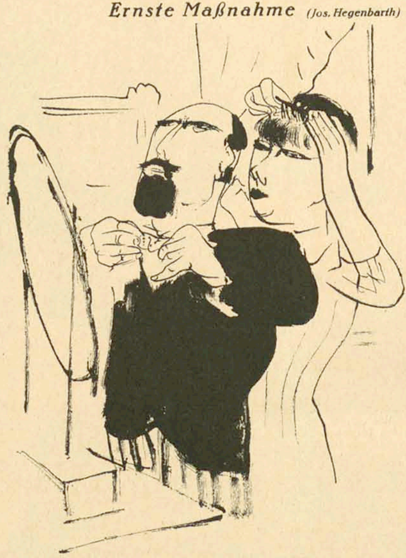
Nachdem der Juristenähnliche geprüft hatte, ob hier eine Falle verborgen sei, und keine gefunden hatte, stimmte er bei.

Der Ungestüme brummelte inzwischen vage vor sich hin: „Wahr ist, was als richtig erkannt ist, als zutreffend, als wahr — eben."

„Nehmen wir einmal an", hub der Dicke währenddem an, „daß es so etwas wie die Feststellung von Sachverhalten überhaupt gibt, und nennen wir das Ihnen zuliebe Wahrheit. Warum sollte es dann aber besonders interessant oder wichtig sein, ob Sie tatsächlich einundvierzig oder ob Sie neunzehn Jahre alt sind? Wir sehen alle, daß Sie keine Haare mehr auf dem Kopfe haben; gut. Das ist also die Wahrheit über Ihren Kopf: er ist kahl. Halten Sie die Feststellung dieser Tatsache für besonders wertvoll?"

Der Juristenähnliche zuckte und wollte etwas Heftiges erwidern. Aber er wurde daran gehindert durch des Ungestümen unvermittelt ausbrechendes Gelächter, in das auch die übrigen einfielen. Eine junge Dame, die bisher gelangweilt auf einem Sofa gelegen hatte, sah sich den Dicken plötzlich mit neugierigen Augen an.

Ernste Maßnahme (Jos. Hegenbarth)



„Weißt du, Amanda, auch auf diese Art können wir in Zukunft sparen, daß wir immer zu zweit in einen Spiegel sehen!"

„Ich wollte keinen Scherz machen", fuhr dieser fort; „halten Sie es wirklich für so wesentlich, ob der alte Fritz tatsächlich aus purer Schoflesse in den ältesten Lumpen herumgelaufen ist? Wir wissen, daß er es tat, wir wissen auch sonst noch einiges von ihm, zum Beispiel, daß er sich häufig überfraß, aber daß uns das Wesen seiner Persönlichkeit durch diese einzelnen ‚Wahrheiten' zugänglicher würde, kann ich nicht finden. Wir sehen etwas, das dieser Mann geschaffen hat: Preußen, oder sagen wir genauer, wenn auch unpräziser, Deutschlands Geltung in der Welt; ist es daneben so beträchtlich, daß er Darmkoliken hatte oder seine Veteranen manchmal um die Pension betrog? Sie, meine Herren, kommen mir vor wie jemand, der es für wesentlicher hält, daß die Sonne Flecken hat, als daß sie leuchtet. Die Wahrheit mag ja eine ganz nützliche Sache sein, für einen Künstler, der sie als Farbe, für einen Forscher, der sie als Detail betrachtet, aber relativ zum Ganzen ist sie doch von recht untergeordneter Bedeutung."

Der Juristenähnliche hatte diesen Ausführungen mit äußerster Skepsis zugehört, nun aber sagte er: „Das scheint mir denn doch eine verflucht gefährliche Theorie zu sein."

„Das Chaos ist es!" rief der Ungestüme laut, obwohl er in der Bedrängnis, die ihm die Worte verursacht hatten, im Augenblick nur sich selber als chaotisch empfand.

„Nein", sagte der Dicke, ohne seine Gemütsruhe zu verlieren, „das andere ist das Chaos; Ihr Wahrheitsfimmel ist es. In Wahrheit — die Wahrheit natürlich in Ihrem sogenannten wissenschaftlich exakten Sinne verstanden — bin ich zum Beispiel überhaupt kein Mensch, sondern bestenfalls ein irgendwie geartetes Energiefeld oder ein Stoffwechselhaufen, ein chemischer Prozeß, der quasi nur durch die auf ihm lastende Luftsäule verhindert wird, auseinanderzufallen. Und dennoch", er hob die Hand in überraschend eleganter Weise, „sind all diese Erkenntnisse, diese Feststellungen von Sachverhalten vollkommen schnuppe für mich, ich bin dennoch ein Mensch, und ich sitze hier wider alle Wissenschaft,

(Schluß auf Seite 295)

(Schluß von Seite 294)

wider alle Wahrheit der Welt, aber ich sitze, daran ist einmal nichts zu ändern.“

Man zog die Stirnen zusammen und folgte ihm nicht mehr; selbst das Mädchen hörte nicht mehr zu. Er merkte es und beeilte sich, zurückzukehren. „In Wahrheit“, fuhr er fort, „wird jeder von uns schon mehrmals gelogen, gestohlen und betrogen haben, aber sind wir darum Lügner und Diebe? — Uns so zu benennen, wäre in Wirklichkeit chaotisch; es wäre vollkommen unzutreffend, obwohl es vielleicht ‚wahr‘ wäre, und es würde die größte Verwirrung stiften. Es hat ja schon die größte Verwirrung gestiftet“, setzte er, mehr in Gedanken, etwas düster hinzu, „denn man hat ja gesagt, wir sind alle gleich. Vielleicht ist es wahr, aber bestimmt ist es falsch.“

„Weiß Gott!“ warf der Juristenähnliche spöttisch ein, „wenn wir bei Gericht nach solchen Gesichtspunkten vorgehen wollten —“

„— dann könnte nicht ein jeder Richter sein“, fiel der Dicke schlagfertig ein.

„Das ist richtig.“

„Aber“, sagte der Ungestüme mit einem offenen Schrecken in den Augen, „entschuldigen Sie, Sie sind ja ein furchtbarer Reaktionär — offenbar.“

„Ich halte mich für das Gegenteil“, antwortete der Dicke, „denn ich predige etwas ganz Unerhörtes, etwas derart Umstürzlerisches, daß es die ganze jetzige Welt von Grund auf verändern würde. Ich predige, daß man den Erscheinungen vertrauen soll, um es mit einem plumpen Namen zu benennen, ich verlange, daß man den unmittelbar in die Augen springenden Sinn des Menschen und seines Werks, das, was ich seine Aura, die Ausstrahlung seines Wesens nennen möchte, weit über alle Wahrheit stellt.“

„Mir springt nichts unmittelbar in die Augen“, sagte der Juristenähnliche angeekelt.

Der Dicke unterdrückte mit Mühe ein Lachen: „Ich kann es mir denken. Aber es wird daher kommen, daß Sie statt der Augen nur ein billiges optisches Instrument besitzen, das von jedem photographischen Apparat um dreißig Mark bei weitem übertroffen wird.“

Man lachte wieder allgemein, nur der Junge, Ungestüme blieb diesmal ernst und sagte zu dem Dicken: „Was ich am allerwenigsten verstehe, ist, wieso Sie witzig sein können. Ich dachte immer, Männer Ihrer Art müßten entsetzlich ledern und langweilig sein.“

„Warum denn das?“ mengte sich nun auch die junge Dame in die Unterhaltung ein, und damit wandte sich das Gespräch und kehrte sich psychologischen Dingen zu.

Herbsterguß

Von Gustav Könsen

Das Laub wird blaß und immer blässer,
Schon sieht man keine Fliege mehr.
Die Bäurin holt das Küchenmesser
Und nimmt das letzte Hähnchen her.

Die Triebe stocken, Blüten welken,
Moral gewinnt Gestalt und Form.
Die Magd besorgt zu Haus das Melken —
Und Abschiedsbriefe sind die Norm.

Die Vögel, freier als wir Sklaven,
Ziehn fröhlich lärmend übers Meer.
Bedröppelt stellen fest die Braven:
Auch diesmal blieb das Herz uns leer.

Doch manchmal sinnt ein liebes Kind —
Denkt sorgenschwer der schönen Zeit,
Als durch das Korn, zum Schnitt bereit,
Strich säuselnd leis der Abendwind.

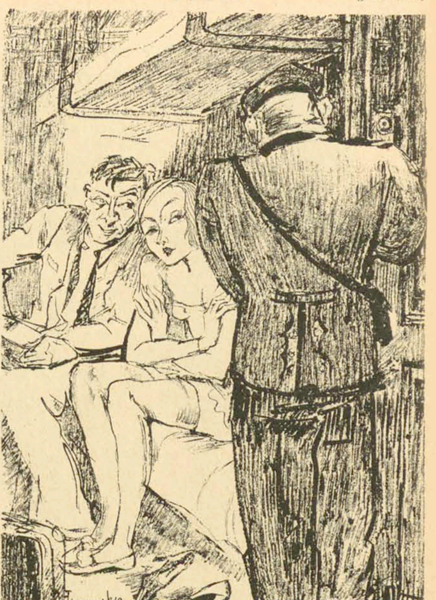
Lieber Simplicissimus!

Professor Liebermann ist zu Besuch bei seiner Tochter in Frankfurt und trifft Frau von Sch., die eine große Beckmann-Verehrerin ist, auf der Straße. Sie bittet ihn, ihm ihre Bildersammlung zeigen zu dürfen. — Nachdem er ihre französischen Impressionisten bewundert hat, sagt sie: „Nun, Herr Professor, kommt das Schönste: meine Beckmanns! — Wenn ich Sie noch in mein Schlafzimmer führen darf — ich habe das Zimmer, um die Bilder wirksam zu hängen, mit besonderen Beleuchtungseinrichtungen versehen lassen.“ Darauf Liebermann: „Gnädige Frau, wissen Sie wat, in Ihr Schlafzimmer sehr gern, aber hängen Sie erst die Beckmanns weg.“

R. G.

Praxis

(J. Fennecker)



„Wissense, meine Herrschaften, wenn 'n Ehepaar schon mal det Jeld for'n Schlafwagen anlegt und um die Zeit noch nich im Bette liegt, denn is et ooch wirklich 'n richt'ches Ehepaar!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich**, die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm. Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Die eiserne Zeit

(Paul Scheurich)



„Ick fürchte, Hede, for de Revue ham wa noch viel zu viel an: der zielbewußte Mann von heute will vor nackte Tatsachen jestellt werden!"

Kleiner Song von der verlorenen Million

Von Alfred Pabst

Auch Maxe Pallenberg hat es nicht leicht.
Die Million ist futsch, es wankt die Welt!
Und siehe da: der große Künstler gleicht
dem kleinsten Bürger: er brüllt um sein Geld!
Wir grinsen leicht. So ist das nun einmal:
Der Güter höchstes ist das Kapital!!

Sein Lebensziel sei fortan nichts als Rache,
schwört Pallenberg, und im Oktober schon
gehe er hin in alle Welt und mache
Radau um die verlorene Million!
Wir grinsen leicht. So ist das nun einmal:
Der Güter höchstes ist das Kapital!!

Er kämpfe – wozu hat man auch den Ruhm! –
und lasse sich ein großes Schauspiel schreiben:
„Die Amstelbank, Ich und Mein Eigentum."
Und keine Augen werden trocken bleiben.
Wir grinsen leicht. So ist das nun einmal:
Der Güter höchstes ist das Kapital!!

Uns arme Luder wird es nicht sehr rühren.
Max wird sich die Million zurückerspielen,
und diese wird man ihm dann nicht entführen:
Das wird sein letztes sein von allen Zielen!
Wir grinsen leicht. So ist das nun einmal:
Der Güter höchstes ist das Kapital!!

Tempo

Der große Filmliebling, aus Dollarika heimgekehrt, saß in der kleinen Berliner Künstlerkneipe und erzählte den Freunden und Kollegen von seinem Leben im Filmparadies.
„Und das Tempo ist drüben wohl noch rasender als bei uns in Berlin?" erkundigte man sich eifrig.
„Tempo — hahaha!" hohnlachte der Heimkehrer, „davon versteht ihr in Berlin wahrhaftig gar nichts! Wenn ihr wissen wollt, was Tempo ist, müßt ihr erst mal rüber nach Hollywood kommen. Übrigens, ich will versuchen, euch das amerikanische Tempo in ein paar Worten zu schildern: Also, am Morgen wache ich auf, reibe mir die Augen — und liege schon in der Badewanne. ‚Huch!' sage ich, ‚das Wasser ist heute verdammt kalt!' — da bemerke ich erst, daß ich bereits vor dem Frühstückstisch sitze und meinen Kaffee trinke. Ich gehe ins Atelier, um den Regisseur zu begrüßen, da klopft er mir auf die Schulter und sagt: ‚Alle Achtung! Heute haben Sie unnachahmlich gespielt! A propos — wenn Sie nichts anderes vorhaben, kommen Sie doch mit mir, ich habe ein paar gute Freunde zum Souper gebeten!' — ‚Gemacht!' sage ich, da hält das Auto bereits vor seiner Villa. Das Nachtmahl ist allerdings längst abgetragen, dafür ist eine sehr animierte Unterhaltung im Gange. Und da schlafe ich auch schon!
Seht ihr, das ist das Tempo in Hollywood!"

Salpeter

Lesebuchstücke / Von Ramón Gómez de la Serna

Lord Gansey

Lord Gansey hatte eine Katze, die er sehr liebte. Als sie starb, ließ er sich einen Zylinderhut aus ihr machen. Aber wenn er seinen neuen Zylinderhut bürsten wollte, krümmte er sich. Das wäre indes noch angegangen, wenn sein Zylinderhut nicht, sobald sich Lord Gansey einem Ofen oder Kamin näherte — und das tut man in der nebeligen Stadt London mit Häufigkeit —, ich sage: wenn sein Zylinderhut alsdann nicht angefangen hätte zu schnurren.
Daraufhin mußte Lord Gansey seinen Zylinder in die Hutschachtel tun.

Der Wecker

Es war einmal ein Mann, der wegen des Büros immer früh aufstehen mußte. Er kaufte sich einen Wecker; aber obwohl der Wecker sehr laut weckte, weckte er nicht laut genug, um unseren Freund zu wecken. Da kaufte dieser sich einen zweiten Wecker, den größten, den es gab; aber auch dieser erreichte nicht, daß unser Freund rechtzeitig aufwachte. Da kaufte er sich einen dritten Wecker, den kleinsten, den er fand, und verschluckte ihn jeden Abend, bevor er schlafen ging. Dieser Wecker weckte ihn rechtzeitig aus dem Magen oder schon tiefer her, das hörte unser Freund, wachte auf und kam von nun ab immer pünktlich in sein Büro, wo er sehr belobt wurde.

Das Kabel

Auf hoher See brach einmal ein Telegraphenkabel. Als das Schiff zur Kabelreparatur in die Nähe der betreffenden Stelle kam, konnte es diese schon von weitem genau feststellen, denn aus dem Wasser stiegen fortwährend Wortknäuel wie Makkaroni auf: „Kaufet Kühe, Tagespreis . . ." „Vortrag Moritz fabelhaft . . ." „Sendet hundert Dutzend Büstenhalter . . ." „Gratulieren aufgehobene Verlobung . . ." „Untröstlich Tantes Tod . . ." „Kaninchenausstellung, unvergeßlicher Eindruck . . ."

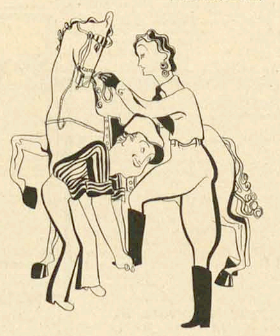
Der Garderobenständer

Von allen Dingen, die er einmal besessen hatte, war einem Herrn nur noch ein Garderobenständer übrig geblieben. Er annoncierte ihn in der Zeitung, und am folgenden Tag kamen die Leute, ihn zu besichtigen.
„Die Haken für die Hüte sind zu spitz!" sagte einer. — „Aus diesen Haltern würde der Regenschirm meiner Schwägerin herausfallen!" bemerkte ein anderer.
Die Ansicht einer korpulenten Dame war: „Dieser Garderobenständer ist für einen Wartesaal."
„Dieser Garderobenständer", bemerkte ein Interessent mit besonders kritischem Blick, „würde nicht genügend Renten abwerfen." — „Was diesem Garderobenständer fehlt, ist, daß er keine Aussicht auf die Straße hat."
Im Hinblick auf dieses Erlebnis nahm Don Miguel davon Abstand, den Garderobenständer zu verkaufen und hing daran auf: seine Frau, seine fünf Kinder und schließlich sich selbst.

(Ins Deutsche übertragen von Maximo José Kahn)

Die Amazone

(Hans Aufseeser)



Gesicherte Zukunft

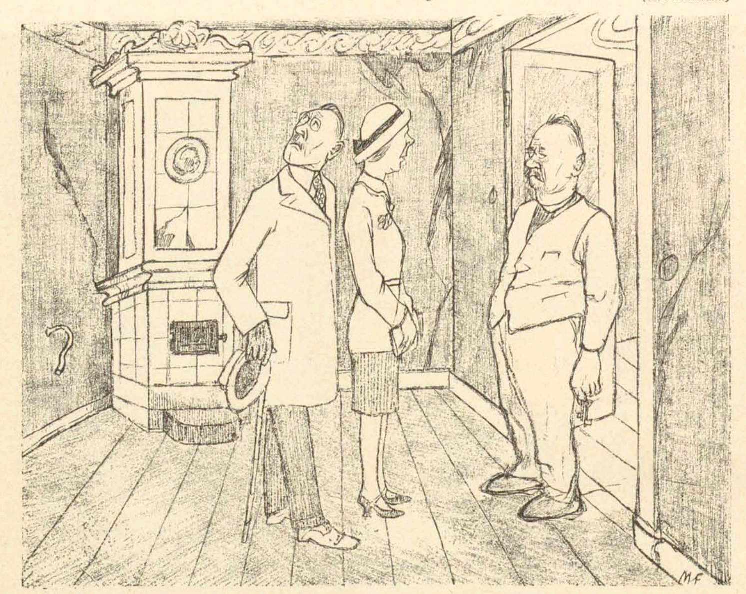
(Wilhelm Schulz)



„Keene Bleibe und nischt zu fressen — den Lebensstandard werden wa ja wenigstens uffrecht erhalten können!"

Training

(M. Frischmann)



„Wissen Sie, ich hätte in dieser Wohnung Angst, daß mir jeden Augenblick die Decke auf den Kopf fällt!“ — „Ja no, wer woaß denn heutigen Tag's überhaupts, was in der nächsten Minuten werd?“

Der Skatklub Sohatschek / Von Max Marschall

Um es gleich vorweg zu sagen, der Skatklub Sohatschek hat vier Mitglieder, und zwar sind dies Paul Sohatschek und seine drei ehemaligen, jetzt von ihm geschiedenen Ehefrauen. Man wende nicht ein, „sowas gibt's ja gar nicht“. Jawohl, sowas gibt es in Berlin. Ich machte vor einigen Tagen die Bekanntschaft der weiblichen Mitglieder dieses merkwürdigen Skatklubs und will versuchen, die Entstehung desselben mit deren eigenen Worten zu schildern.

Als ich mich nach einem Spaziergang auf eine Ruhebank des Olivaer Platzes setzen wollte, saß dort eine Dame mittleren Alters welche mich mit ihren schwarzen lebhaften Augen lächelnd anblitzte, als ich mit einem „Gestatten, bitte“ den Hut zog.

„Abärr bittä serr, mein Herr“, sagte sie, „nemmen Sie Platz, wenn kommen die andre Dammen, wir ricken bißl zusammen.“

„Oh, gnädige Frau erwarten noch Gesellschaft?“ fragte ich.

Die anscheinend sehr zutrauliche Dame lachte vergnügt.

„Zwei Dammen werrden kommen, oh, Sie werrden nicht glauben, mein Herr, wenn ich Ihnen werrde saggen, alle drei, wirr sind die Frauen von eine Mann.“

Sie lachte noch fröhlicher. „Abber gewesen, gewesen! Nicht zusammen natirrlich, geschidden, alle drei von ihm, und nun, Sie werrden lachen, wirr habben gemacht eine Skatklub mit ihm, das ist serr lustik.“

„Aber das ist ja hochinteressant, gnädige Frau“, rief ich begeistert.

„Wenn Sie intressirt so serr, ich werrde erzällen von unsre Pavel Sohatschek und unsre Skatklub, warten Sie, mein Herr, dort kommt Anni, das ist gewesen zweite Frau, ich bin errste, Sie werrden schon haben geherrt, daß ich bin Russin, die Anni ist aus Berlin. Anni“, rief sie der nähertretenden stattlichen Dame zu, „Anni, du errlaubst, daß ich erzälle von unsre gutte Pavel Sohatschek, der Herr ist gutte Bekannte.“ Sie knuffte mich mit ihrem Ellbogen leise an die Rippen.

„Von mir aus kannste ruhig erzählen“, sagte die Berlinerin und setzte sich. „Is ja schließlich keen Jeheimnis.“

„Also, mein Herr“, begann die Russin wieder, „ich bin gekommen in Krieg von Rußland mit serr vill Geld und habbe gekauft hier Häuserr, drei Häuserr, was weiß ich, vierr Häuser, dann ich habe gebraucht eine Mann fürr die Häuserr, wie sakt man, ein Verwalterr, hat sich gemeldet der Pavel Sohatschek, serr ein schönerr großerr Mann, nun was soll ich redden lange, habb ich ihn genommen für die Häuserr als Verwalterr und habb ihn geheiratt für mich als Mann. Abber der Pavel hat sich gezeigt serr gutter Verwalter, serr gutter Skattspieler, abber gar nix gutter Ehemann, schöner Mann, aber nix, gar nix Ehemann, Sie werrden verstehn, mein Herr.“

„Ich verstehe vollkommen, gnädige Frau.“

„Na gutt, nitschewo, habb ich mir gesackt, werd ich Pavel behalten für Häuserr und werd ich ihm wegschicken als Mann, was is nix; habb ich mir lassen scheiden, sind wir geblibben gutt Freund, und habb ich gelernt Skattspielen von ihm. Nach ein Jahr ist gekommen der Pavel zu mir mit der Anni und habben gewollt ihr heiratten, Anni hat gehabbt schöne Wohnung und gutte Pension, der Pavel hat ihr gefallen, habb ich gedacht, was soll ich machen ihr Herz schwerr, abber war nicht schön von mir, hätt ich missen saggen, wie is mit Pavel.“

„Na laß man jut sein“, fing jetzt die Berlinerin an, „ick hab das ja nich so schwer jenommen, ick hatte an mein ersten Mann jrade jenuch und war ja eijentlich janz zufrieden mit Paule, war sonst ja 'n janz juter Kerl, und Skatspielen, das hatta mir ja nu janz jründlich beijebracht, darin hat er was weg, alles was recht is. Na, es jing ja auch janz jut, bis Bessie auftauchte, da bin ich den Paul schnell wieder losjeworden. Die Bessie, die dritte, das is eine schwerreiche Amerikanerin, lernt den Paul Sohatschek irjendwo kennen un is jleich janz futsch, Sie jlauben nich, was die anjejeben hat, daß ich mir von Paule trennen sollte, und schließlich hat se auch ihren Willen durchjesetzt, hat mir das Doppelte, was Paule verdiente, als Rente ausjesetzt, und denn haben wir uns scheiden lassen, was ja von wejen Paule keine jroßen Schwierigkeiten machte, und denn hat Bessie ihren Paule jekriecht, ich hab ihr aber mit Absicht nischt jesagt, daß mit Paule keen Staat zu machen wäre, na, Sie verstehen schon.“

„Ich verstehe vollkommen, gnädige Frau“, sagte ich wieder und erhob mich, da jetzt eine große schlanke Dame herantrat.

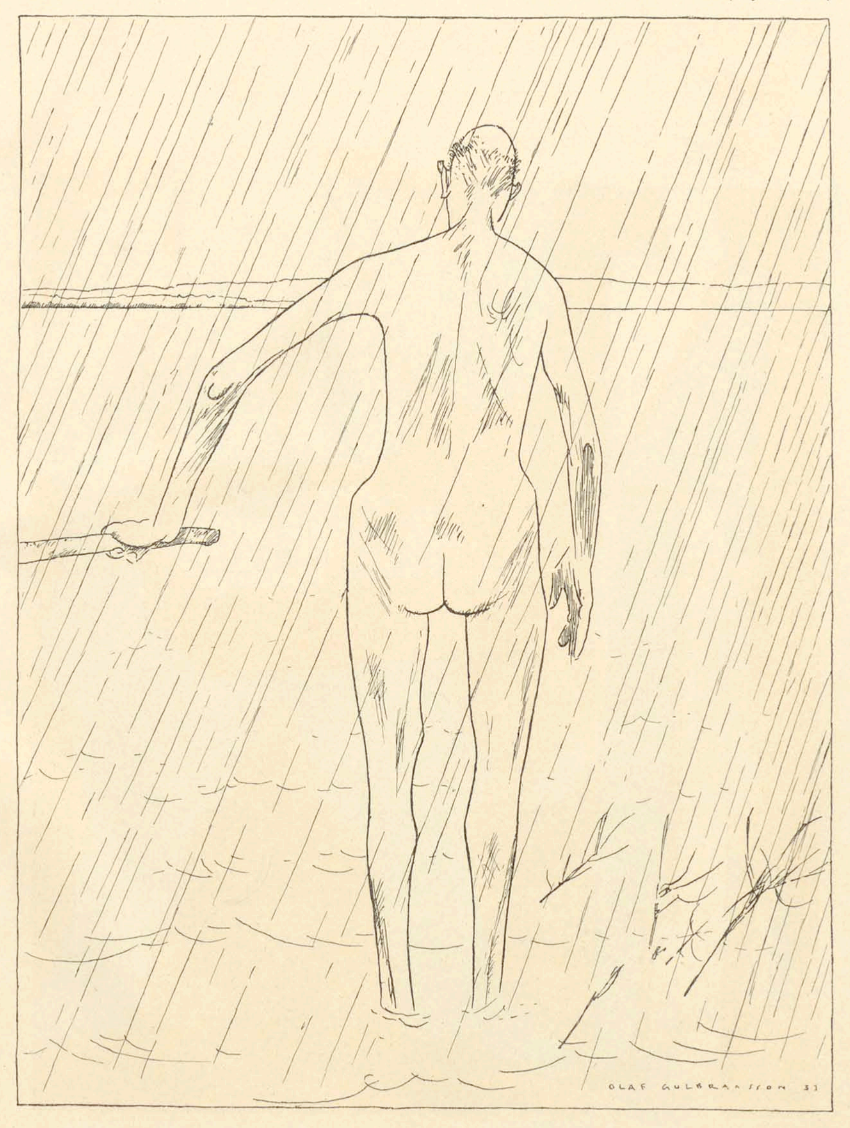
„Na, da is ja auch Bessie“, sagte die Berlinerin. „Du, Bessie, wir haben uns eben mit dem Herrn, ein Freund von Katja“ (die Russin stieß mich wieder mit dem Ellbogen), „über Paule und unsren Skatklub unterhalten. Der Herr intressiert sich kolossal dafür, ich habe jrade erzählt, wie du mir den Paule abjenommen hast.“

„Oh, don't mention that“, sagte Bessie, „das ist gewesen eine sehr slechte business for me. Du bist gewesen viel mehr smart in diese Sache. Well, ich habe gelernt ausgezeichnet spielen die Skat von die Mann, und dann hab ich geschickt ihn wieder weg. Aber ich glaube it's time to go, unsre gute old fellow Sohatschek wird schon warten für uns, Katja, Anni, come on, good bye Sir.“

Die Russin blitzte mich noch lachend an: „Auf Widderrsehn, mein Herr, missen mal besuchen den Skatklub Sohatschek. Serr interressant, jedden Dinnstag und Freitag in Café dort dribben.“

Ein Märtyrer seiner Überzeugung

(Olaf Gulbransson)



„Na, endlich wird es wieder kalt, da geben alle Dilettanten die Nacktkultur auf!“

Russisches Dumping

(E. Schilling)



„Der Kerl gefällt mir nicht, aber er ist so billig — ich kaufe doch bei ihm!“

Stuttgart, 28. September 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 26

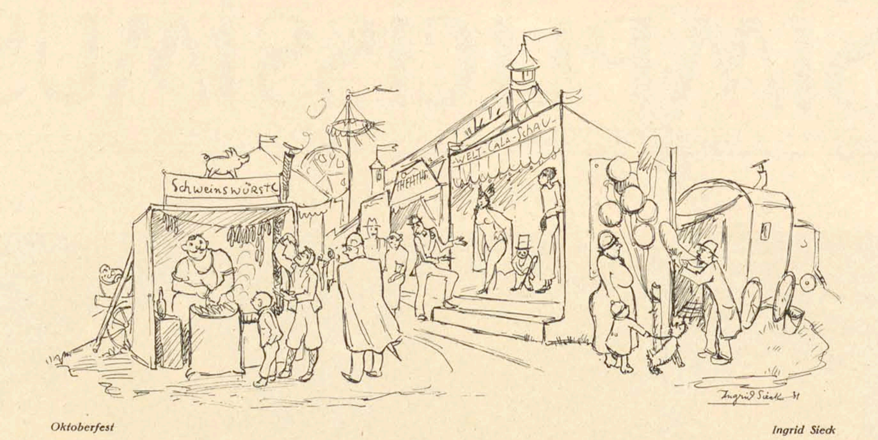
SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Indien-Konferenz in London oder – *(E. Schilling)*



Gandhi in der Löwengrube



Oktoberfest *Ingrid Sieck*

Kleine Liebe und ein Karussell / Von Sylvester Pepper

Wir gingen beide damals noch zur Schule, sie hieß Gertrud und wohnte im Nachbarhause, und ihr dunkelblondes Mädchendasein hatte die Gesetze und Normen unserer Knabenwelt zerbrochen. Sie liebte mich, und wir hatten uns schon mit schüchternen Lippen geküßt, während die andern Jungens sich umdrehten und blöde und inhaltslos lachten. Aber das Wagnis dieses Kusses hatte uns fast auseinandergebracht, und es mußte erst noch einmal etwas geschehen, ein Strudel aus der Tiefe, der die Ordnung der Welt durcheinander wirbelte, daß von den Dingen unseres Kinderdaseins nichts mehr übrigblieb als ein Trümmerhaufen, aus dem die Flammen eines Unbegreiflichen sprühten, ehe wir uns noch einmal näherkommen konnten.

Fahrendes Volk war in den Ort gekommen und hatte auf dem Marktplatz ein Karussell aufgebaut. Da gab es feurige Pferde, auf denen man reiten konnte, schwarze und braune, Elefanten und Kamele und für die Mädchen blumenbemalte Wagen und sanfte Schwäne mit graziösen Hälsen. Kaum, daß wir uns Zeit nahmen, zu Mittag zu essen, da waren wir schon auf dem Marktplatz. Es war, als ob wir dazu gehörten. Wir wußten über alles genau Bescheid, und der Besitzer sprach mit uns wie mit Sachverständigen. Wir gehörten einfach dazu. Wir wurden gebraucht, und das machte uns stolz. Denn das Karussell war eines von den alten Modellen, das mit den Händen und den Kräften des Körpers gedreht werden mußte. Und dazu brauchte uns der Besitzer. Er hätte uns nicht einmal ein paar Freikarten versprechen zu brauchen, um uns der Sache geneigt zu machen, denn für uns bedeutete sie ein großes Abenteuer, es war die andere Welt, und er brauchte nicht einmal jeden nehmen, der sich meldete, sondern konnte sich die Kräftigsten aussuchen. Es war eine Auszeichnung, wenn man mit dran kam. Ich ließ meine Schülermütze zu Hause und zog meine ältesten Sachen an, um nicht gegen die andern Jungens abzustechen. Und ich kam mit dran.

Der Besitzer des Karussells war ein Mann mit einem großen schwarzen Schnauzbart. Er trug eine bunte Weste mit silbernen Knöpfen, und er befühlte unsere Muskeln, und jeder zitterte innerlich in diesem Augenblick und fürchtete, zurückgestellt zu werden. Dann kam ein Sonntag mit Sonne, blauem Himmel und der Stille einer kleinen Stadt. Die ganze Jugend des Ortes war auf dem Marktplatz versammelt. Der Leierkasten klang hinein in die bunte Menge mit schrillen Melodien, der Mann in der Weste schrie: „Nur immer heran, meine Herrschaften!" Und mit einer großen Klingel gab er den Jungens oben das Zeichen zur Abfahrt. Gertrud kam mit einer Freundin. Ich sah sie schon von weitem, ich hatte auf sie gewartet. Sie hatten beide ihre Sonntagskleider an, kleine Taschen in der Hand, und ihre sonntägliche Reinheit umgab sie wie eine Bannmeile. Ihre Bewegungen waren der Kleidung angepaßt, und ihr Lächeln war eckig wie ihre halbentwickelten Körper. Sie sagten ganz vornehm und kühl, wir danken, als ich sie zu einer Freifahrt einlud, die ich ja gut hatte für meine Arbeit im Gerüst. Sie stiegen ein, und ich kletterte hinauf in das Gerüst, und die Umdrehungen des Karussells hatten plötzlich einen neuen Sinn bekommen. Die beiden Mädchen saßen unten in einem Blumenwagen, etwas steif und unsicher, und als ich sie von oben herunter anlachte, blieben sie ernst und sahen aus, als ob sie das unschicklich fänden. Dann gab der Mann das Zeichen zur Abfahrt. Gertrud warf noch schnell einen Blick zu mir herauf, der wie ein Blitz durch meinen Körper ging. Jetzt war eine Verbindung da, diese Tour war nicht wie andere, in diesen Umdrehungen mußte sie mich spüren, mußte fühlen, daß sie mir mehr war als andere Mädchen. Hier war die große Gelegenheit; was in Worten nicht zu sagen war, was sonst überhaupt unmöglich war, das war hier zu vollbringen. Es gab keine Grenzen mehr, diese Umdrehungen, gegen die die sonntägliche Welt nur eine durcheinandergewürfelte bunte Formlosigkeit war, waren plötzlich das einzige, was mich ihr näherbringen konnte. Ich war wie besessen und riß die andern mit in eine Geschwindigkeit hinein, die wir vorher nie erreicht hatten. Ich überhörte das Klingelzeichen zum Halten, das der Mann in der bunten Weste unten gab. Und obwohl mir zum Brechen übel war von den eigenen Umdrehungen auf dem kleinen Gerüst, hätte ich von selber nie angehalten, wenn mich nicht der Widerstand der anderen dazu gezwungen hätte. Es dauerte eine ganze Zeit, ehe wir das Karussell zum Stehen brachten. Noch immer war die feste Welt in Umdrehungen aufgelöst. Ich hörte kaum, wie der Mann in der bunten Weste tobte und schimpfte. Ich hatte nur das Gefühl, daß seit dem Anhalten etwas verloren war für mich. Mir lag jetzt nichts mehr daran, weiter mitzumachen, ich ließ mich willig ablösen. Die Mädchen waren auch ausgestiegen und sahen noch immer sonntäglich und gefaßt aus. Gertruds Gesicht war zwar von der Fahrt etwas erhitzt, ihr Kleid etwas in Unordnung, aber ihre Freundlichkeit war begrenzt wie immer. Es hätte ihnen gefallen, es wäre schön gewesen, sagten sie; wenn sie später noch einmal fahren sollten, würden sie sich auf einen Schwan setzen. Das war alles. Ich wußte, daß sie es gespürt hatte, aber sie hatte Angst davor, und sie ging lieber mit ihrer Freundin nach Hause. So endete dieser Sonntag. Ich lief hinaus in die Felder, und mir war zum Heulen elend. Ich wußte, daß es jetzt ganz und endgültig aus war.

Der neue Mann

Von Karl Kinndt

Der Curtius muß fallen,
er ist ein toter Mann.
Die Leitartikel knallen —:
ein Stärkerer muß ran!

Ein Mann aus Blut und Tinte,
ganz Rose und ganz Dorn,
und der doch nie die Flinte
wegwirft ins Genfer Korn!

Ein Mann, dem seine Hosen
niemals mit Grundeis gehn,
mag auch der Arbeitslosen
Wachstum nicht stille stehn —

Ein Mann mit Bismarck-Stiebeln
und sozialem Geist,
der uns aus allen Übeln
rapid nach oben reißt!

Ein Mann, der Deutschlands Einheit
als höchstes Ziel erstrebt
und doch in innrer Reinheit
auch dem Partei-Zweck lebt!

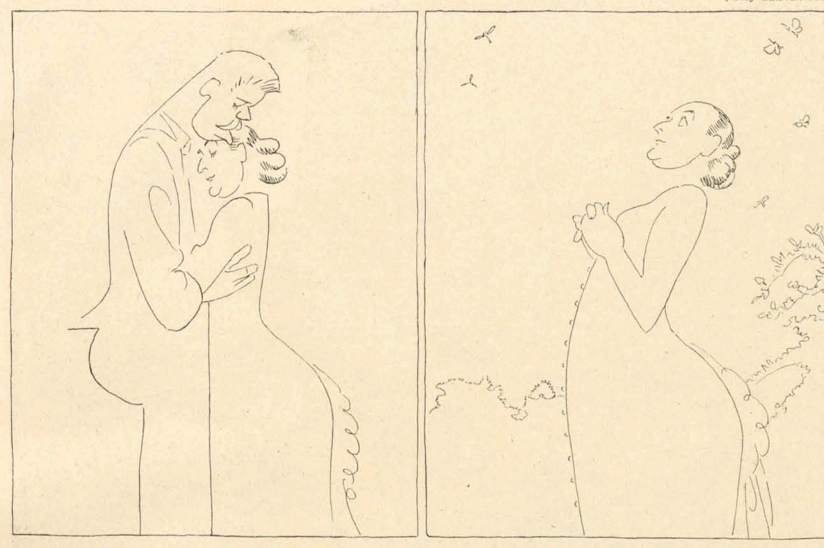
Ein Mann, der Feuer redet,
dem Korn wächst auf der Hand,
der alles Unkraut jätet
und alle Wetter bannt!

Er soll halb links, halb rechts sein
und doch in niemands Sold —
soll knorrigen Geschlechts sein
und schwarzrotweißrotgold!

Ein Mann, der wie aus Stahl ist
und doch dem Ausland sehr
genehm und nie fatal ist —:
Wo nehmen wir —
wo nehmen wir —
wo nehmen wir den her —?.

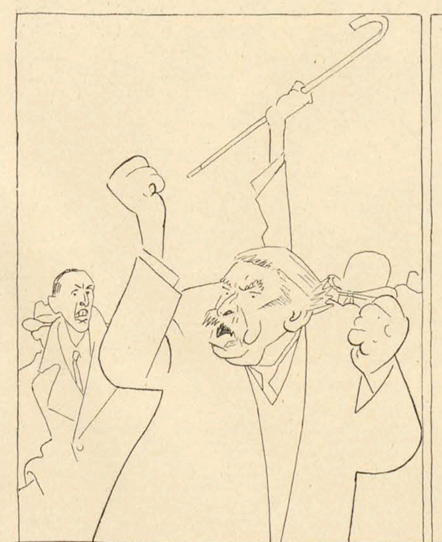
Die traurige Geschichte von der unausgetragenen Zollunion

(Olaf Gulbransson)

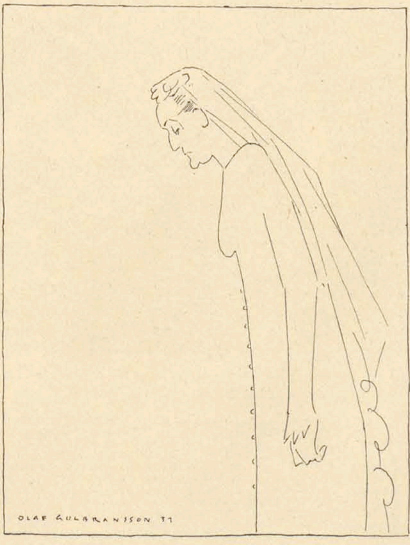


Liebesfrühling Schober-Curtius.

In guter Hoffnung —



„Es kann der Frömmste nicht in Frieden lieben, wenn es den bösen Nachbarn nicht gefällt."



Rückkehr von der üblichen Auslandsreise nach diskreter Erledigung des peinlichen Falls.

Russisches Tempo

(Wilhelm Schulz)



„Was, Marfa Ignatjewna, erst zwei Jahre verheiratet und schon fünf Kinder?“ — „Jawohl. Bei uns in Nowosimbirsk Fünfjahrplan in zwei Jahren!“

Kleine Zeitgeschichte

Vertrauenskrise

Zwanzig Schritt von der Bayrischen Staatsbank in München, in einem engen Gäßchen, das sich an ihren Personalausgang anschließt, befindet sich eine kleine Molkerei. Die weiblichen Angestellten der Bank pflegen hier zum Frühstück Flaschenmilch einzuholen. Auch in diesen Laden, wo Milch und Honig fließt, ist der Geist der Zeit eingezogen; ich werde Zeuge eines erregten Disputs.

Die Besitzerin ersucht ein Fräulein, das übliche Flaschenpfand zu entrichten. Das Fräulein weist dies Ansinnen entrüstet ab: „Ich bitt' Sie — ich bin nebenan bei der Staatsbank!“

„Tschaha — was heißt dees scho, Staatsbank!“ lächelt die Milchfrau mitleidig, „die Staatsbank is mir für mei Milliflaschen no längst net sicher.“

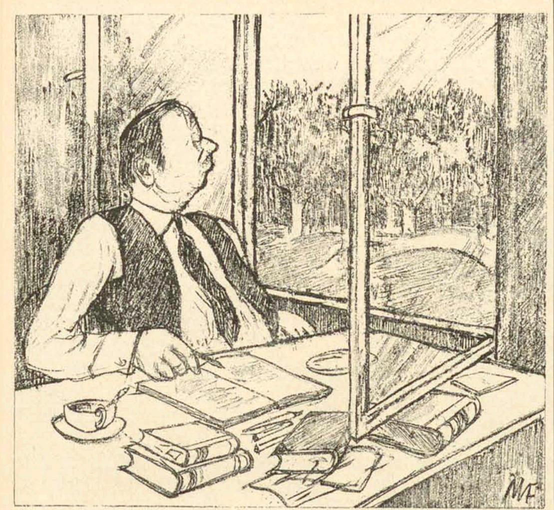
Teha

Anspruchsvolle Käufer

Einige Wochen nach dem 13. Juli 1931 im Zentrum einer deutschen Großstadt. Es geht auf dreiundzwanzig Uhr und regnet natürlich wie gewohnt. Das Publikum stürzt in die Straßenbahnen, und die Verkäufer irgendeiner Nachtausgabe machen trotz aller Anstrengung schlechte Geschäfte. Zwei besonders energische Exemplare, nur wenige Meter voneinander postiert, brüllen unentwegt aus vollem Halse: „Sensationeller Doppelmord in unserer Stadt!!!“ — „Unbegreifliche Schreckenstat einer älteren Person!!!“ Kein Aas beißt an.

Da wendet sich der jüngere seinem Konkurrenten zu: „Weeßte, ick mach den Laden zu. Det Pack ist verwöhnt. Mit 'n eenfachen Doppelmord sin die nich mehr zufrieden. Wennde nich ne verplatzte Jroßbank uff de Pfanne hast, kannste heutzutage verhungern.“

Schriftstellerische Routine (M. Frischmann)



„So, und jetzt denke ich mal an mein verlorenes Bankguthaben — innerlicher kann 'n Mensch die Herbststimmung gar nicht in sich erleben."

Klawuttke meckert sich eins:

Wat die Wintasäsong is, die fängt jut an — findense nich? Weil wa sonst nischt zu lachen ham, jemse ibaall Operetten, und zwar mit jroßen Afolch —: nur in det klassische Operettenland hamse mit den Heimwehrputsch keen Afolch jehabt! Wird woll so jekomm' sind, weil der Kapellmeesta Pfriemer mit's Jehör nich uff de Höhe is. Halb taub soll a sind — und denn will a det Jras wachsen hean! Aba so viel hätta doch missen wissen von't Jeschäft, det ma 'ne Premmjäre nich jrade uff Jüdisch-Neijahr ansetzt! Is nich so?
Bei uns ham die Nazis ja ooch mal wieda 'n bißken aktive Polletik jetriem. Und mit eenen Mal war wieda 'n rejet Lem uff'n Kurfürstendamm! Ick weeß ja nich, wat die Leite jejen die Demonstrazjonen ham — det bringt doch allemal Lem in die Bude! Alle kriejen se zu tun: de Pollezei und de Ärzte, de Schnelljerichte und de Jlasa, und vor allem de Budika! Weil doch die Jungs det Radaujeld stantepeh in Mollen umsetzen. Arbeet und Umsatz ibaall! Det brauchen wa doch! Und da heeßt et denn, die Nazis hätten keen praktisch-realisierbaret Wirtschaftsprojramm!
Hamse jeheert, det den Jandhi in London iba tausend Ziejen sind anjeboten worn? Det erinnat mir an unsre „Jriene Woche" — da is ooch jedetmal so'n jrosset Ziejenanjebot. Und nu wollnse Jadhin for'n Friedens-Nobelpreis vorschlaren! Den Zasta kennt a jut jebrauchen, denn zu'n Kriechführen braucht man ja erstens Jeld, zwotens Jeld und drittens ooch wieda Jeld! Wenn man det nich so macht wie bei uns der wildjewordene Wildhagen uff'n Juristentach: dazu jeniecht 'ne jroße Klappe — und den Schaden missen andre bezahln.
Und wat sarense dazu, dat Bressart sich jebessat hat und ooch for hundattausend Eia keen Militärfilm mehr will spieln? Der Mann jefällt mich. Wenn der nu bei de Stange bleibt, schlare ick d e n for'n Friedens-Nobelpreis vor! Sowat soll nach Jebühr belohnt wern!
Bei die Sache mit Alsberch ha'ck doch so 'n bißken 'n mulmijet Jefihl! — Imma wieda Stinnes! Wenn'ck den Namen heere, steeßt et mir saua uff. Von wejen Inflazjon und so — vastehnse? Wenn sone Leite Pleite machen, bleibt sie imma noch ville mehr als unsaeena sich in sein janzet Le'm uff reelle Weise vadien' kann. Und wenn se denn schließlich doch mal jeschnappt wern, denn wern se freijesprochen. Dat die Jöttin von die Justiz imma de Oogen vabunden hat, is jewiß 'n tiefet Symbol. Aba von mir aus kennt' se de Oogen ruhich uff ham, wenn se bloß imma de Taschen fest hätte zujebunden!
Tja — und nu kommt der Winta! Da ha'ck offenjestanden ooch 'n mulmijet Jefihl. 'ne nette Bescherung wird det wern — und ick jloobe, schon vor Weihnachten — — —

Kaki

Geschichten aus Österreich

Waffenrazzia

In Österreich wird jetzt wieder fleißig nach verborgenen Waffen gesucht. Denn die diversen Schutzbund- und Heimwehrformationen besitzen noch immer recht ansehnliche Waffenbestände, und unbefugter Waffenbesitz ist strengstens verboten.
Da flatterte unlängst ein anonymes Brieflein auf den Schreibtisch des zuständigen Polizeireferenten, das von einem riesigen Waffenlager im Keller des Hauses IX. Schlickplatz 6 zu vermelden wußte.
Mindestens fünfhundert Gewehre und massenhaft Munition, versicherte der Anonymus, müßten da drunten zu finden sein.
Ohne zu zögern, übergab der Referent die Anzeige dem Kommandanten der Sicherheitswache, und fünf Minuten später rasten bereits zwei polizistengespickte Überfallautos dem nahegelegenen Schlickplatz zu. Der Erfolg der großangelegten Polizeiaktion war aber leider gleich Null. Denn das Haus Nr. 6 am Schlickplatz ist die Rossauer Kaserne.

Der Hundertprozentige

Dr. Michael Hainisch, der erste Bundespräsident Österreichs, besaß nicht nur den schönsten Bart, sondern auch die milchreichste Kuh der ganzen Republik.
Sein Nachfolger Wilhelm Miklas ist glücklicher Vater von elf Kindern und hat damit ein schönes Beispiel produktiven Familienlebens gegeben. Und nun stehen wir vor der Wahl des dritten Präsidenten.
„Wißt ihr", sagte Liebstöckel unlängst im Kollegenkreis, „wer der seriöseste Anwärter für den Präsidentenposten ist? Der Ökonom Matthias Hinterstoißer aus Obergurgl. Denn der Mann hat einen imposanten Vollbart, elf Kinder und eine preisgekrönte Kuh!"

Salpeter

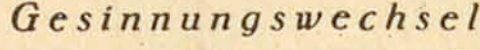


Ich stehle eine Aktenmappe / Von Siegfried von Vegesack

Ich leugne es nicht, ich lege ein volles Geständnis ab: gestern vormittag zwischen halb elf und halb eins habe ich eine Aktenmappe gestohlen, eine ganz gewöhnliche dunkelbraune Mappe aus geripptem Leder. Ich hatte in der Stadt zu tun, in einem großen Bürohaus mit endlosen Korridoren, Treppen, Lift, Paternoster, vielen tausend Türen und noch mehr Menschen, die rastlos wie Ameisen hin und her kribbeln oder wie Engel im Theater auf und nieder schweben. Und fast alle diese Menschen tragen eine Aktenmappe eingekniffen unter dem linken Arm, haben einen gehetzten Gang und ein düsteres, von eisigen Entschlüssen umwittertes Gesicht.
Ich hatte eigentlich nichts Wichtiges zu erledigen, aber das Sonderbare ist: kaum wird man durch die gläserne Drehtür in dieses Labyrinth hineingeschaufelt, fängt man selbst an zu rennen, ebenso gehetzt und mit ebenso wichtigem, todernstem Gesicht wie die anderen.
Erst als die gläserne Drehtür mich wieder auf die Straße spie, kam ich allmählich zur Besinnung, verlangsamte den Schritt und schlenderte die Leipziger Straße hinunter. Und wie ich so vor einem Schaufenster stehen blieb, um einige in gezierten und gespreizten Stellungen erstarrte Modepuppen zu betrachten, erblickte ich im Spiegelbild der Glasscheibe unter meinem Arm — eine Aktenmappe.
Zuerst war ich gar nicht überrascht. Ich drückte die Mappe fester unter den Arm, bestieg einen Autobus und fuhr nach Hause. Als ich aber in mein Zimmer trat und die Mappe auf den Tisch warf, blieb ich wie angenagelt stehen: denn dort, auf dem Tisch, lag schon genau solch eine Mappe aus dunkelbraunem, geripptem Leder! Und im selben Augenblick fiel mir ein: daß ich ja gar keine Mappe mitgenommen hatte!
Wie und wo war diese zweite unter meinen Arm gelangt? Ich zerbrach mir den Kopf darüber, konnte es aber nicht feststellen. Und nun lag sie da und blickte mich mit ihrem blanken Nickelschloß halb vorwurfsvoll, halb belustigt an. Was sollte ich tun? Sie öffnen? Vielleicht lag irgendein Hinweis auf den Besitzer drin: ein Manuskript, ein Brief. Zögernd und mit innerem Widerstreben knipste ich das Schloß auf und griff in die Mappe: ein dicker Packen rätselhafter Tabellen, irgendein statistisches Material mit Zahlen und Rubriken, eine Zeitung und ein in Pergamentpapier sorgfältig eingewickeltes Butterbrot kamen zum Vorschein, — lauter Dinge, die nichts über den mutmaßlichen Besitzer verrieten.
Schon wollte ich die Tabellen wieder in die Tasche zurück schieben, als ich noch ein kleines hellblaues Blatt entdeckte, das zusammengefaltet am Grunde der Mappe lag. Ich zog es hervor und faltete es auseinander. Ja, es war ein Brief. Mit schrägen, großen, etwas fahrigen Buchstaben standen da einige Worte auf dem blaßblauen Papier.
Ich schwankte: durfte ich einen fremden Brief lesen? Aber vielleicht war es die einzige Möglichkeit, den Besitzer zu ermitteln. Und schon tasteten meine Augen die scheinbar deutliche, aber doch nicht ganz leicht zu entziffernde Schrift ab. Ich las folgendes:

„Lieber Schnuck!
Warum bist Du nicht gekommen? Erwarte Dich dringend ein Viertel auf fünf im R. C. links unten. Wieder keine Rolle. Man läßt mich zappeln. Migräne. Schlecht geschlafen. Du mußt mich trösten.
Deine Nuschi."

Nun war ich doch nicht viel klüger geworden. Ich wußte nur so viel, daß der Besitzer der Aktenmappe von seiner Freundin „Schnuck" und daß sie von ihm „Nuschi" genannt wird. Wer aber war „Schnuck", und wer war „Nuschi"? Das blieb ein Rätsel.
Der Umschlag des Briefes war nicht mehr in der Mappe. Wenn ich wenigstens wüßte, wo sie sich treffen sollten. R. C.? R. C.? Was ist im R. C.? Plötzlich fiel es mir wie ein Schleier von den Augen: Natürlich, — im Romanischen Café, links unten, im kleinen Saal! Aber wie soll ich Schnuck und Nuschi erkennen? Nuschi hat Migräne, hat schlecht geschlafen. Und Schnuck wird sie trösten. Das sind die einzigen Anhaltspunkte, die ich habe. Und wenn es viele Nuschis und Schnucks im Café geben sollte, wandere ich mit der gestohlenen Aktenmappe von Tisch zu Tisch, so daß Schnuck sie erkennen muß. Und dann wird er mich hoffentlich nicht als Dieb verhaften lassen . . .
Schon um vier Uhr ließ ich mich durch die Drehtür ins Café stoßen, steuerte in den linken Raum, der zum Glück noch nicht sehr besetzt war, und ließ mich gleich am Eingang neben dem Fenster nieder. Merkwürdig, dachte ich, nicht der Bestohlene sucht den Dieb, sondern der Dieb . . . Da erschien eine auffallend hübsche junge Dame zwischen dem Filzvorhang, schaute sich suchend nach allen Seiten um und ließ sich nicht weit von mir an einem noch freien Tischchen nieder.
Ich weiß nicht warum, aber ich fühlte im selben Augenblick: dies ist Nuschi, so kann nur Nuschi aussehen: Filmschauspielerin, etwas Migräne, schlecht geschlafen, — aber bezaubernd!
Sie riß eine schwarze, eng anliegende Kappe vom Kopf, schüttelte ihre dunkelblonde, rötlich schimmernde Mähne, holte Spiegel und Kamm hervor und begann ihr zerzaustes Haar zu bearbeiten. Dann betupfte sie sich die Nase mit Puder, zog mit dem Rotstift die impertinent geschürzten Lippen nach und blickte nervös auf ihr Handgelenk. Auch ich sah nach der Uhr, es war zwanzig Minuten nach fünf.
Schnuck hat sich natürlich verspätet. Aber vielleicht kommt er überhaupt nicht? Und wenn er nicht kommt, — wie fange ich es dann mit der Mappe an? Soll ich einfach auf Nuschi zutreten, ihr alles erklären, ihr als Beweis den eigenen Brief vorlegen, — ihren Brief, den ich gelesen habe? Nein, das geht auch nicht.
Während ich mir den Kopf über all diese Möglichkeiten zerbreche, hat Nuschi einen Kaffee bestellt, ihr kurzes, eng anliegendes Persianerjäckchen geöffnet — ein runder Halsausschnitt mit weißem, plissiertem Spitzenbesatz wird sichtbar — und sich eine Zigarette in den Mund gesteckt. Suchend sah sie sich nach Streichhölzern um — schon wollte ich aufspringen, aber der Kellner reichte ihr Feuer.
Wieder blickte sie unruhig auf ihr Handgelenk, dann auf die Tür. Aber Schnuck kam nicht. Und es war inzwischen halb fünf geworden.
Ich fühlte, daß ich jetzt handeln müßte. Aber wie? Kurz entschlossen zahlte ich, nahm die Mappe unter den Arm und steuerte auf den kleinen Tisch zu, an dem die Dame saß. Als ich dicht hinter ihrem Rücken vorbeiging, sagte ich leise, aber doch so deutlich, daß sie es hören mußte: „Nuschi!"
Überrascht blickte sie sich nach mir um, aber ich war von meinem Mut selbst so erschrocken, daß ich schnell weiterging, als suchte ich jemand. Im stillen hoffte ich immer noch, daß Schnuck kommen würde. Aber Schnuck kam nicht. Um meiner Sache ganz sicher zu sein, ging ich noch einmal an ihrem Tisch vorbei. Diesmal sagte ich laut: „Schnuck!"
Die Dame wandte wie vom Blitz getroffen den Kopf und starrte mich entgeistert an. Jetzt mußte ich mich erklären.
Ich verbeugte mich, versuchte krampfhaft zu lächeln und erklärte dann kurz und bestimmt: „Schnuck kommt nicht. Ich weiß es, Schnuck kommt nicht. Darf ich mich einen Augenblick zu Ihnen setzen?"
Nuschi sah mich halb erschrocken, halb ungläubig an. Vielleicht hoffte sie noch immer, daß Schnuck kommen würde, vielleicht traute sie mir nicht ganz. In jedem Fall mußte ich ihr irgend etwas sagen, das sie beruhigen, das ihr Vertrauen einflößen würde. Denn sie war sichtlich erregt — sie schien doch sehr an ihrem Schnuck zu hängen. Hätte ich ihr nun die wahre Geschichte von der gestohlenen Aktenmappe erzählt, wäre mein Spiel von vornherein verloren gewesen: erstens hätte sie mir wohl kaum geglaubt, und zweitens: wie sollte sie zu einem völlig Fremden, der nicht einmal Schnuck kannte, Vertrauen fassen? Ganz im Innern schämte ich mich auch ein wenig, ihren Brief gelesen zu haben. (Schluß auf Seite 307)





„Weißte, heute, wo's nu eben mal keene Kapitalisten mehr jibt, hab' ick reumütig zu meinen Jugendidealen zurückjefunden und vakehre wieder mit bejüterten Aristokraten!"

(Schluß von Seite 306)

Und so legte ich die gestohlene Aktenmappe auf einen benachbarten Stuhl, setzte mich Nuschi gegenüber an den Tisch und begann zu reden . . . Was ich alles sagte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bot ich meine ganze Phantasie auf, um die arme Nuschi über Schnucks Ausbleiben zu trösten, und Schnuck teils zu entlasten, teils aber auch — unter dem Mantel freundschaftlicher Entschuldigungen — alle seine Schwächen aufzudecken: „Wissen Sie, Nuschi, Schnuck ist nun einmal so . . .“

Die Dame sah mich entsetzt an.

„Verzeihung“, stotterte ich verlegen, „aber Schnuck nennt Sie in meiner Gegenwart nur ‚Nuschi‘, und so hab' ich es mir angewöhnt, Sie so zu nennen, wenn wir von Ihnen sprechen. Sie glauben gar nicht, wie sehr Schnuck Sie liebt, wie oft er von Ihnen redet. ‚Nuschi‘, sagt er, ‚weißt du, Nuschi ist das bezauberndste Mädchen, das ich kenne. Und grade deshalb bitte ich dich, daß du ins Café gehst und ihr sagst, warum ich heute nicht kommen kann . . .‘ Übrigens, was macht Ihre Migräne? Darf ich Ihnen vielleicht Pyramidon geben?“

Die Dame schüttelte energisch den Haarschopf, zog das Persianerjäckchen über der Brust zusammen, als fröre sie, und zerdrückte den Zigarettenstummel. Sie sprach noch immer kein Wort und machte Anstalten, aufzustehen.

„Nein, Sie müssen mich nicht mißverstehen“, fuhr ich lebhaft fort, „Schnuck ist ja mein bester Freund, und ich verstehe vollkommen, daß Sie ihn lieben. Übrigens, verzeihen Sie, Nuschi, — aber ich verstehe auch vollkommen, daß er Sie liebt . . . Und wissen Sie, warum er heute nicht kommen kann? . . .“

Aber im selben Augenblick fühlte ich eine Eiskugel meinen Rücken herunterrollen, meine Glieder erstarren: Nuschi blickte lächelnd auf, ein fremder breitschultriger Herr mit Goldbrille, eine Shagpfeife im Mundwinkel trat auf sie zu, begrüßte sie auf englisch, — sie erzählte ihm etwas, deutete auf mich, dann blickten mich beide halb belustigt, halb befremdet an. Ich erhob mich mit dunkelrotem Kopf, griff nach der Mappe, versuchte mich auf englisch zu erklären, fragte stotternd, ob diese Mappe dem Herrn gehöre, nur um etwas zu sagen, — aber Miß Nuschi und Mr. Schnuck begriffen nichts von alledem, was ich sagte. Sie lächelte girlhaft süß, er lächelte sein breites, amerikanisches Grinsen. Beide schüttelten völlig verständnislos den Kopf — sie hielten mich wahrscheinlich für einen Wahnsinnigen. Meine Lage wurde immer kritischer. Schon wurden die Nachbartische auf uns aufmerksam, man sah sich nach uns um.

Da tat ich, was ein Mann nur ungern und nur im äußersten Notfall tut: ich ergriff die Flucht. Aber kaum war ich an der Drehtür angelangt, kam mir ein Kellner mit der gestohlenen Aktenmappe nachgerannt.

Doch jetzt schüttelte ich den Kopf, wies energisch die Mappe zurück und sprang zwischen die rotierenden Scheiben der Tür, die mich auf die Straße hinausschaufelten . . .

Das kommt davon, wenn man ehrlich ist. Was man stiehlt, soll man auch behalten. Heimlich quält mich nur die Frage: ob Schnuck gekommen ist, oder ob Nuschi noch immer wartet?

Wenn Schnuck diese Geschichte lesen sollte, weiß er, wo er die Mappe abholen kann!

Zwangsvorstellung

(Karl Holtz)



„Signore, für due lira er will Sie führen in Katakomben!“ — „Nee, nee, so'n stillj'elegter Betrieb erinnert mich zu sehr an mein Jeschäft!“

Protest aus Walhall

Wir starben damals ohne viel zu melden,
und niemand fragte uns nach ja und nein.
Die Heeresleitung machte aus uns Helden,
weil Helden machen leichter ist als sein.

Wir lagen jahrelang im Trommelfeuer.
Wir taten das nicht gern. Ihr irrt euch sehr.
Auch uns war unser Leben lieb und teuer;
man nahm es uns; wir gaben es nicht her.

Ein Landser und ein Leutnant lebt nicht minder
gern als ein pensionierter General.
Wir dachten oft an unsre Fraun und Kinder
und dachten nie an das Reichsehrenmal.

Ihr habt versprochen, stets an uns zu denken,
doch fünfzehn Jahre sind schon Ewigkeit.
Ihr sollt uns nicht polierte Steine schenken.
Ihr sollt nur tun, was ihr uns schuldig seid.

Ihr blast euch auf mit Orden und Vereinen.
Wenn wir es könnten, lachten wir euch aus.
Wir möchten noch im Massengrabe weinen
bei dem Gedanken an die Not zu Haus.

Ihr bleibt euch gleich und wandelt wie auf Schienen.
Wir pfeifen euch auf Ehrenmal und -hain.
An unserem Verdienst wollt ihr verdienen
und Phrasen dreschen mit frisierten Mienen.
Was wir uns denken, kann euch schnuppe sein.

Maka

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Gejagte Menschen

(Laszlo Meitner)



„Siehst du, Liebling, so wird man heute vom Leben gehetzt: Im proletarisierten Deutschland hat man keine Heimat mehr, an der Riviera wird es auch schon kühl, muß man also wieder weiter nach Ägypten!"

Hakenkreuze in Nervi / Von Walther Franke

An der Strandpromenade in Nervi wachsen, wie überall, mächtige Agaven; sie treiben einmal in ihrem Leben einen übermannshohen Blütenschaft, dann verwelken sie und sterben ab; sie sind wie jene Asra, welche . . . Dies aber war dem Assessor Müller schnurz und piepe, denn er zog sein Taschenmesser und schnitzte Hakenkreuze in die Agavenblätter. Man braucht sich dies in Nervi bloß anzusehen, es ist tatsächlich wahr.
Erstaunt stand die Bevölkerung um den schnitzelnden Assessor, mit jener zarten Zurückhaltung, die eine gastgewohnte Landschaft allen, und sei es noch so exotischen, Exzessen der zahlenden Kurgäste entgegenbringt. Im übrigen waren sie der Meinung, daß dies freimaurerische Embleme seien.
Nachdem Assessor Müller ferner in der kleinen deutschen Buchhandlung noch einen mörderischen Krach geschlagen hatte, weil dort die Werke von Wassermann und Gerhart Hauptmann lagen, während die Werke Artur Dinters in keinem einzigen Exemplare vertreten waren, ging er in das Strandcafé und verlangte mit Stentorstimme „Schianti", welche Aussprache einigen anwesenden Französinnen die Schamröte in die Wangen trieb. Der Gastwirt allerdings, der sich schon denken konnte, daß Müller kein Schmieröl verlangt haben mochte, brachte annähernd das Verlangte, worauf sich in Müller die Meinung befestigte, daß deutliche Aussprache und lauter Kommandoton auch zu schwierigeren Konversationen durchaus hinreichend seien.
Desungeachtet konnte er von Glück reden, daß sein Tischnachbar, ein junger brauner Italiener, glänzend Deutsch verstand, und nachdem Müller sein Mißtrauen überwunden hatte, ob der elegante Herr nicht vielleicht doch ein verkleideter Abruzzenräuber sei, der gelegentlich eine Trichterpistole aus der Westentasche ziehen würde, und nachdem sich herausgestellt hatte, daß der junge Italiener erstens Staatsbeamter und zweitens Fascist — ein in Italien ziemlich häufiger Fall — war, faßte Müller auch restloses Vertrauen und hielt mit seiner Meinung nicht zurück.
Die geradezu unverschämt warme herbstliche Sonne in Idealkonkurrenz mit der paradiesischen Landschaft brachte bei Müller einige zutreffende Bemerkungen über das schöne Wetter zustande, denen der Italiener restlos beistimmte, obwohl er es klimatisch gar nicht anders gewohnt war und obwohl er eigentlich nur in Gemütsruhe Kaffee trinken wollte. Müller, durch diesen Anfangserfolg beträchtlich sicher gemacht, begann dann, sich über seine Stellungnahme zum dritten Reich ausführlich zu verbreiten, wobei er mit höflicher Anerkennung ausdrücklich hervorhob, daß in Italien die Züge pünktlich verkehrten und daß sich keinerlei sichtbare Exkremente auf den öffentlichen Straßen befänden. Auch dies hatte der Italiener nicht anders vorausgesetzt, gab aber trotzdem seiner Befriedigung über Müllers Befriedigung höflichsten Ausdruck. Müller fühlte sich durchaus in einer adäquaten Gesellschaft, wenn er es auch nicht ganz verstehen konnte, warum der politisch so gleichgestimmte Italiener sein Angebot zu einer weiteren Flasche Wein ratlos ablehnte, indem er dessen Versicherungen, daß man in Italien außerhalb der Tischzeiten nicht wüßte, warum man einen Tischwein trinken sollte, keinen rechten Glauben entgegenbrachte und nicht undeutlich darauf hinwies, daß da wohl gewisse akute Kinderkrankheiten im Spiele sein dürften, welche mondäne Anspielung der Italiener geflissentlich überhörte.
Nun glaubte Müller die Situation genügend aufgelockert. Schon ein Herz und eine Seele mit dem Vertreter der Regierungspolitik dieses Landes, glaubte er einiger kräftiger Wörtlein über den Antisemitismo nicht entraten zu dürfen, welches Wort zuerst dem Italiener näher erläutert werden mußte, worauf dieser ein gewisses Schmunzeln doch nicht verbergen konnte. Müller nahm dies zum Anlaß, einige zwar antiquierte, aber immer noch recht gute Witze aus der jüdischen Kiste zu erzählen, worauf sie sich trennten und auf Müllers Drängen die Visitenkarten austauschten. Der Italiener zog ab, und Müller las das Kärtchen, auf dem stand:

Isacco Cohen
Procuratore del Rè

Nicht ohne Schaudern stellte er fest, daß dies „Staatsanwalt" bedeute, und nach einigem Zögern sagte er zu seiner neben ihm sitzenden Gattin, die unterdessen einen ganzen Strumpf in der Rivierasonne fertiggestrickt hatte: „Weißt du, Alma, das sind gar keine richtigen Fascisten! Wenn wir erst mal das dritte Reich bei uns haben, werden wir denen erst mal ihren Kram in Ordnung bringen müssen — damit da mal 'n bißken Zug in die Kiste kommt!"
Worauf er weiterhin Hakenkreuze in die Agavenblätter schnitzeln ging, wie man sie heute noch zu Dutzenden auf der Strandpromenade in Nervi, saftgrün gegen das blaue Meer, bewundern kann.



(Hilla Osswald)

Familie Schimek in Not –

Pallenberg hilft sich selbst

(Karl Arnold)



„Fritzi, unser verlorenes Amstelbank-Geld muß wieder beigeschafft – beigeschäftigt – beigescheffelt werden, und wenn das letzte Theäterchen Pleite machen soll!"

Symptom der Zeit

(M. Frischmann)



„Jawohl, meine Herren, wenn sich der Kapitalmangel bereits auf unsere Aufsichtsrat-Tantiemen auszuwirken beginnt, kann man wohl schon sagen: Unsere Wirtschaft leidet schwer!"

Walzbruder Peters Septembertrip

/ Von John Förste

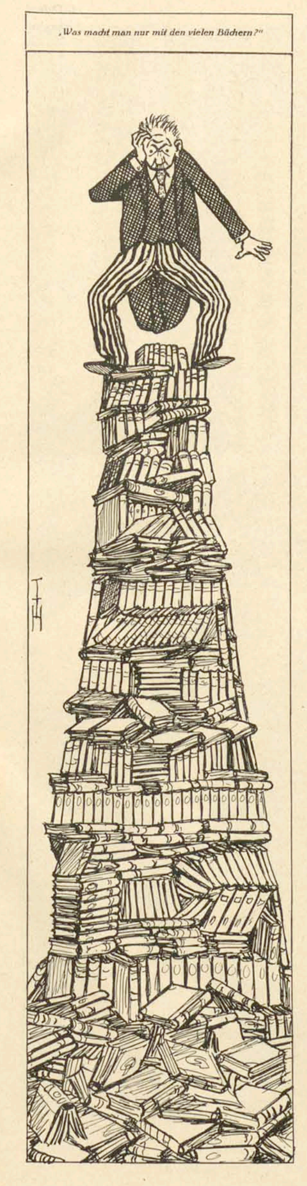
Walzbruder Peter stand in einem Berliner Vorort. Er ließ seine melancholischen, unergründlichen Seehundsaugen in der Runde umherschweifen, bis diese auf einer Litfaßsäule hängen blieben. Walzbruder Peter las:

AUCH SIE MÜSSEN IN IHREM EIGENEN RAYBACHWAGEN FAHREN!

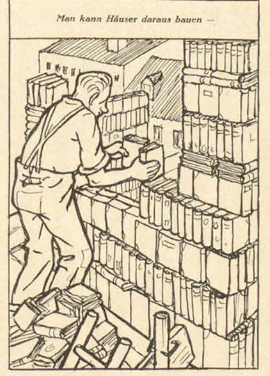
Peter schüttelte sich: „Auch Sie müssen, ist gut!" prustete er. „Chacun à son goût." Na freilich — an ihm sollte es nicht liegen! Vorerst? Er schaute auf seine Kluft herab und lachte.
Dann schritt er über den Damm. Vor ihm leuchtete ein gelbes Schild: „Zum fröhlichen Eisenbahner!" Er trat ein, setzte sich an den Tisch und langte nach der Speisekarte. Er musterte sie gelassen, linksseitig — wie die feinen Leute! Um sich für gebratenes Huhn mit Salat zu entscheiden. Diese Kluft und gebratenes Huhn? . . . In dem Kopf des Wirtes, der bis dahin als halbwegs fröhlicher Eisenbahner anzusprechen war, rumorten allerlei skeptische Gedanken . . . Aber er kam nicht weiter. „Bitte ein großes Pilsner und zwei Zigarren à fünfzig!" kommandierte der Walzbruder. Der Wirt vernahm den bestimmten Tonfall, ging automatisch ab und dachte schnaufend: „Wenn das man bloß gut ausgeht!" . . .
Peter schmeckte es ausgezeichnet! Er schwenkte noch zwei Pilsner hinterher, ließ den Zigarrenrauch genießerisch unter der Nase gleiten, las danach interessiert eine Zeitung und winkte darauf dem Wirt. Sah ihm treu und freundlich in die kleinen Schweinsäuglein und sagte: „Ich kann leider nicht die Zeche zahlen, Herr Wirt! Ich habe meine Brieftasche verloren."
In demselben Moment war es mit dem fröhlichen Eisenbahner vorbei. — Der ließ sich nicht auf den Arm nehmen! Eine ganze Skala neuartiger Berliner Schimpfworte prasselte auf den Zechpreller nieder. In wenigen Minuten erschien das herbeigerufene Überfallkommando, eine Viertelstunde später saß Peter in einer Zelle.
Vor dem Gitter regnete es, langsam kroch der Abend in den Raum. Peter zog die beiden Decken über die Knie, ein stiller Glanz lag in seinen Augen. Alles ist relativ, dachte er. Er hatte schon besser geschlafen, freilich — hinwiederum, der Raum war ganz niedlich!
Er strich sich noch einmal über den Schnauzbart, dachte an sein braves Weib, an seinen Herbert, den Pennäler, und schlief gesättigt und zufrieden mit sich, Gott, der Zelle und den beiden Schlafdecken ein.
Unheimlich früh am Morgen stand er vor einem Oberwachtmeister. Der überflog mit einem Blick den Mann in der verdächtigen Kluft, legte die Akten beiseite und schnarrte wütend: „Los mit dem Kerl!"
Peter drehte lächelnd die Mütze in Händen: „Entschuldigen Sie gütigst, wo soll ich denn hingebracht werden, wenn ich fragen darf, Herr Oberwachtmeister!?" . . .
Der höfliche Ton des Landstreichers ärgerte den Beamten wahnsinnig. „Was?" brüllte er, „Sie wollen hier noch ne Schnauze riskieren? Ist ja unerhört! Einfach unerhört!!!"
Peter machte sich an seiner Mütze zu schaffen; der Ober wandte sich an die Begleitmannschaft, die hinter dem Individuum stand und auf Arbeit zu warten schien: „Hier die Papiere, nun los — bringen Sie den Kerl zur Daktyloskopie . . ."
Plötzlich entstand eine unerwartete Situation: Peter, die Hände an der Mütze, kicherte: „Ulkig, wie vergeßlich der Mensch sein kann! . . . Hier sind ja . . . meine Lappen . . . Und mein Geld auch!"
Auf den Boden fielen etliche Geldscheine, in den Händen hielt Peter seine Papiere, Geldscheine, ein nettes blaues Briefchen, von Herbertchen, an ihn adressiert.
Dem Oberwachtmeister blieb der Atem weg. Er hätte dem Kerl am liebsten eine Maßohrfeige versetzt! Es half nichts: Die Papiere waren in Ordnung! — Der Kerl war sogar Oberingenieur! Unglaublich!
Von Stettin war er gekommen, von einer Montage, zwei Monate war er dort beschäftigt, der Brief eines Regierungspräsidenten bestätigte es.
Der Oberwachtmeister dampfte, die beiden Begleitmannschaften grienten. Es half nichts. Was blieb zu tun? Herr Oberingenieur Peter Kamm war zum „Fröhlichen Eisenbahner" zurückzuführen, um dort seine Schuld zu regeln.
Er spendierte in dankbarer Erinnerung der niedlichen Zelle noch eine Lage Kirsch, man verabschiedete sich heiter, der Wirt wünschte ihm herzlich eine gute Reise . . .
Peter stand auf der Landstraße. Der Wind stand gut, Septembersonne hing über den Wäldern. Peter sog kennerisch die würzige Luft ein, — er kannte die Landstraße! Sie bildete für ihn eine liebe Jugenderinnerung, er liebte sie.
Und immer im Herbst überkam es ihn, dann tippelte er. Diesmal ging der Trip von Stettin über Berlin . . . dann noch ein wenig weiter . . . nach Wiesbaden-Sonnenburg, wo er ein schmuckes Häuschen besaß. Einen reizenden Garten, eine liebe Frau, einen herrlichen Jungen — von seinem sympathischen Bankkonto gar nicht zu reden!
Peter, der frühere Walzbruder und Ingenieur, rechnete für sein Leben gern! Möglich, daß es mit seinem Beruf zusammenhing!
Und so sagte er sich auch diesmal: „Von Berlin zum Rhein brauche ich drei Wochen. Essen und Trinken werde ich mit zehn Mark täglich schaffen können! Essen ist unerhört wichtig, — ich werde doch nicht so blödsinnig sein und während der Reise auch noch Geld für ein Nachtlager wegschmeißen!"
Sprach also, pfiff ein Liedchen und schritt wohlgemut im herrlichen September dahin . . .

Krisis auch im Buchhandel

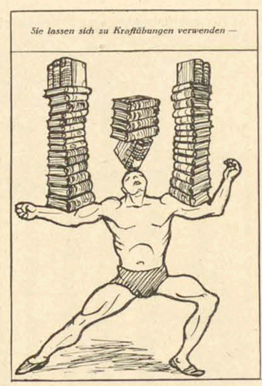
(Th. Th. Heine)



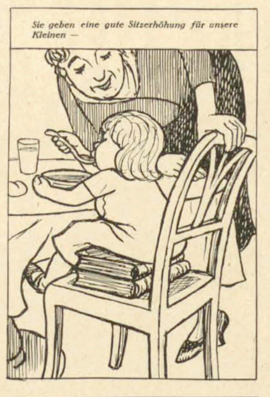
„Was macht man nur mit den vielen Büchern?"



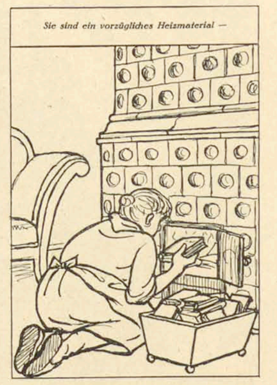
Man kann Häuser daraus bauen —



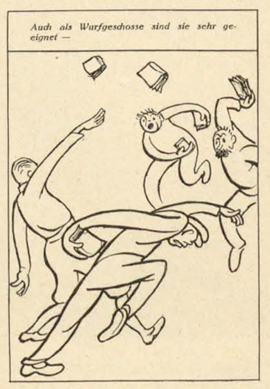
Sie lassen sich zu Kraftübungen verwenden —



Sie geben eine gute Sitzerhöhung für unsere Kleinen —



Sie sind ein vorzügliches Heizmaterial —



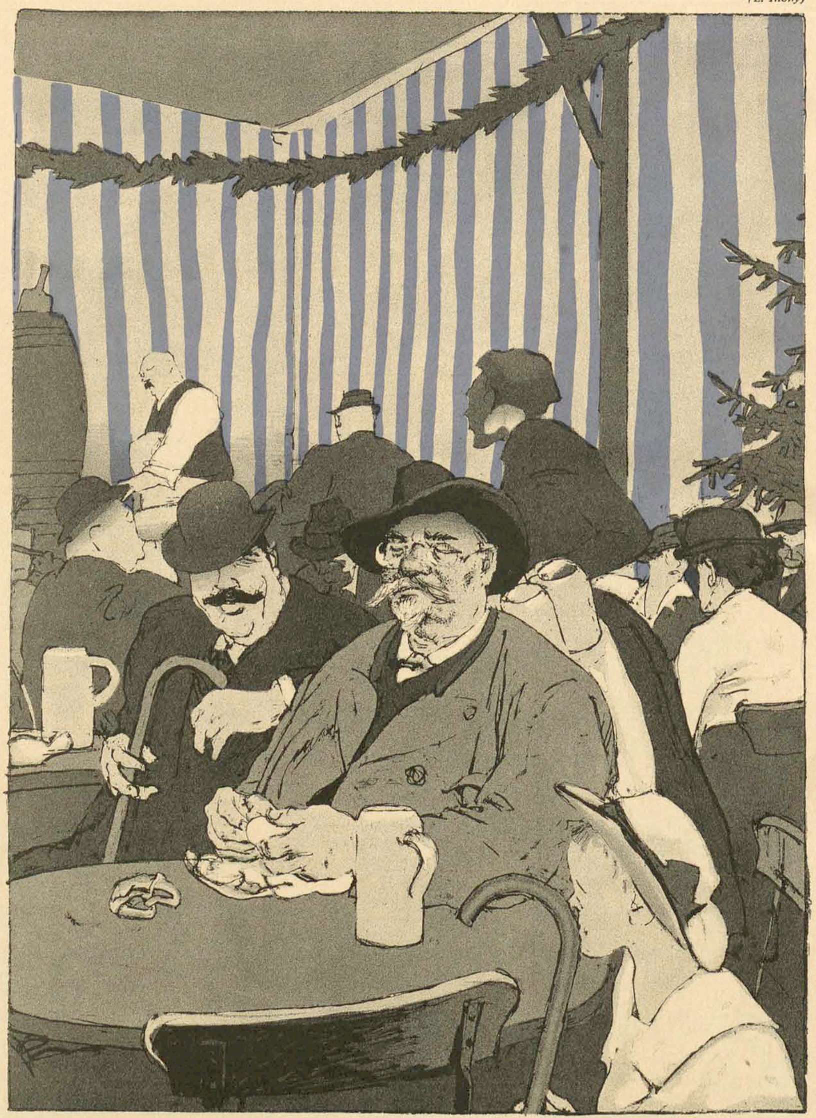
Auch als Wurfgeschosse sind sie sehr geeignet —



Eine glänzende Idee: Bücher soll man lesen!

Ideale Lősung

(E. Thőny)



„Jetzt, bal mir no sőllene Glaspalastausstellung und dő Wagnerfestschpui auf der Oktoberwies'n hätt'n, nacha war'n halt alle Műnchner Kulturbelanger schőn beianand!"

Stuttgart, 5. Oktober 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

Der letzte Demokrat

(Karl Arnold)



„Der liebste Platz, den ich auf Erden hab', das ist die Rasenbank am Elterngrab."

Letzte Zuflucht / Von Karl Kinndt

Ach, nun bebt die Welt im tiefsten Grunde,
stürzen selbst Britanniens stolze Pfunde,
und die Bank von England zahlt nicht mehr —
Sinkt die Hochburg allen Geld-Verkehres
nun im Wogenprall des Pleite-Meeres,
wird so Herz wie Kasse hoffnungsleer —!

Wer soll jetzt denn noch Vertraun einflößen,
Schulden zahlen oder Schecks einlösen,
wenn selbst Norman seine Schalter schließt?
Morgen folgt der Franc — und dann der Dollar —
übermorgen fährt Herr Morgan Roller,
während Rockefeller sich erschießt — — —

Wo kann sicher man sein Geld anlegen?
Dänemark und Schweden und Norwegen
sind dem Pfunde allzu nah verwandt — — —
Auch mit Hollands Amstelbank war's Essig —
selbst die Schweiz ist nicht mehr zuverlässig,
und in Spanien tut sich allerhand — — —!

Überall kann es den Hals dich kosten!
Und der Blick schweift nach dem fernen Osten,
dessen Handel aufblüht stetig-still — — —
Tja, in dieser Zeiten wüstem Trubel
bleibt zu guter Letzt nur noch der Rubel,
wenn das Kapital man schützen will — — —

Aufschrei in letzter Stunde / Von Arnold Ulitz

Als Bobby Peng, der letzte Weltboxmeister deutscher Nation, im Jahre 1981 seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte, kamen sie alle zusammen, die alten Matadore, die Ärmsten der Armen, die Dachkammerbewohner, sie, die einst nebst Villa und Auto die Liebe der ganzen Welt genossen hatten, und die nun entthront waren, seit vor rund einem halben Jahrhundert der Geist in einer überraschenden Revolution die Diktatur der Muskeln und Sehnen gestürzt hatte. An diesem wehmütigen Festtage beschloß Bobby, einen letzten Appell an die schlafende Menschheit zu richten, und wenn er auch mehr ein Mann der Faust als der Feder war, kam doch nur er in Frage, weil er vor fünfundfünfzig Jahren den glorreichen Weg des Sportsmannes als einziger Anwärter mit Sekundareife eingeschlagen hatte.
So entstand dieser „Aufschrei in letzter Stunde“, der neulich einige romantische Journalisten veranlaßt hat, das Dachkammerelend der Sportveteranen mit der sagenhaften Not der Künstler und Dichter aus früheren Zeiten schmockhaft zu vergleichen.*)

An alle!
Aufschrei in letzter Stunde

Was heißt hier: Stunde?! Sagen wir lieber: Minute! Die Uhr zeigt 23^{59}. Nur noch eine Minute fauler Wehrlosigkeit, und das Zeitalter des Sports hat endgültig ausgehaucht! Noch diese sechzig Sekunden, und der Sport liegt k. o. zwischen den Seilen, dann mögt Ihr zählen noch und noch, nie wieder wird er auf die Beine kommen, und der Geist trägt die Siegerschleife nach Hause. Besinnt Euch!
Ihr wißt nicht, was Ihr tut, weil Ihr nicht wißt, wie es früher einmal war! Zwar Ihr schwimmt auch heut noch und nennt es Sport, aber Ihr freut Euch nur kindisch am Wasser, doch an Rekorde denkt Ihr nicht! Ihr nennt Euch Skiläufer, aber Ihr freut Euch nur dumm an Wintergebirge und Winterluft, doch Rekorde locken Euch nicht! Ihr radelt, aber in Eurer Verblendung habt Ihr vergessen, daß Radfahren kein Vergnügen ist, sondern ein Kampf! Ihr treibt den unechten, den pazifistischen Sport. Ihr wollt Euch freuen, statt ununterbrochen zu kämpfen und zu siegen! Ihr wollt Euch im Sport entspannen, statt daß der Sport Euch bis zum Lungenplatzen spannt! Ihr habt keinen Ehrgeiz. Ihr kennt keine Meisterschaften mehr, und einen, der sein ganzes Leben nur dem Sport weiht, nennt Ihr einen Muskelidioten oder Barbaren! Euer Sport ist kein Sport mehr! Ihr seid lau und faul geworden, Ihr seid ungesund, mit einem Wort, Ihr seid geistig! Besinnt Euch!
Ich rufe es Euch zu, ich, Bobby Peng! Ich, dem zu Ehren vor fünfzig Jahren mehr als fünfzig Prozent aller neugeborenen Knaben Bobby getauft wurden; ich, der ich siebenundzwanzig Staatsoberhäupterhände habe schütteln dürfen; ich, der in alle Mikrophone der Welt gegen Bombenhonorar gesprochen hat; ich, dem die weiblichen Filmkanonen sozusagen das Haus einschossen; ich, der einst zwei Millionen in einer Viertelstunde verdient hat, mehr als zweitausend Dichter oder Gelehrte zusammen in einem Jahr; ich, nach dem in vierzig deutschen Städten Straßen und Plätze benannt waren, bis die Revolution in kleinlichem Haß die Schilder entfernte; ich, der einstmals größte Boxer der Welt, rufe Euch zu: Besinnt Euch! Zersprengt die Fesseln des Tyrannen Geist, werdet wieder ungeistig, werdet gesund!
Wie ist es heut? Wie war es einst? Ein Beispiel für viele: Neulich will ich am Bahnhof vorbei. Alles gesperrt! Tausende von Menschen, die Jugendbünde mit Fahnen. Die Spitzen der Behörden fahren auf, eine Ehrenkompagnie der Paneuropawehr rückt heran. „Was ist los?“ — „Wie, das wissen Sie nicht? M. kommt von der Weltreise zurück.“ — „Wer ist M.?“ — „Der größte deutsche Musiker!“ — „Und wegen dem so ein Klamauk?“ Die Schupo mußte mich mit dem Gummiknüppel heraushauen, die Geistigen hätten mich gelyncht!
Wollt Ihr sie wirklich noch länger tragen, die geistige Schmach? Besinnt Euch! Ich, Bobby Peng, will Euer Gedächtnis auffrischen. Hört, wie es einstmals war: Ehedem kam ich heim von irgendeinem Sieg in Amerika. Die Passagiere der ersten Klasse wie toll um mich herum. Die Damen wollten Autogramme und noch was anderes dazu. An der Reling standen flüsternd die gehandicapten Geistigen: Staatsmänner, Schriftsteller, Regisseure, Gelehrte, Musiker, und waren neidisch. Am Landeplatz warteten Tausende: Filmoperateure, Journalisten in Rudeln. Auf wen warteten sie wohl? Die Staatsmänner, die Schriftsteller, die Gelehrten, die eitlen Herrchen wurden rot vor Freude und drängten sich vor, aber: „Wo ist Bobby Peng?“ brüllte das Volk. „Bobby! Unser Bobby!“ Der Oberpräsident war zur Stelle, der Oberbürgermeister brachte das Goldene Buch der Stadt, daß ich „Bobby Peng“ hineinschriebe, der Unterricht war ausgefallen, damit die Jugend sich an ihrem Helden begeistern und ein Vorbild nehmen könne, die Straßen waren geflaggt, abends brachten mir die Sportvereine einen Fackelzug, ich stand auf dem Balkon des Rathauses und weinte vor Rührung, und dann kam ein Telegramm vom Minister für Leibesübungen: „Begrüße den größten Sohn unseres Vaterlandes auf deutscher Heimaterde!“
Ha, wer zählte denn damals gegen uns? Ein paar Filmkanonen, die Schlagerkomponisten, die Flieger und höchstens noch die Generäle, aber die beiden letzteren haben mindestens ebensoviel mit Leibes- als mit Geistesübungen zu tun. Wer wußte etwas von Philosophen und Dichtern? Niemand. Was wurde in den Schulen getrieben? Sport! Ein Schlagballspiel galt mehr als Mathematik, ein 100-Meter-Lauf mehr als Belesenheit. Wer stand denn in den illustrierten Blättern? Mörder und Sportsleute, und Mord ist schließlich nur eine ausgeartete Leibesübung, hat jedenfalls mit Geist nichts zu tun. Und was stand in den Zeitungen? Dickleibige Romane wurden in zehn Zeilen erledigt, Bilder in Notizen, aber ein Fußballspiel würdigte jede bessere Zeitung in drei Spalten und ein Sechstagerennen seitenlang.
Schon hatten wir im Reichstag die Mehrheit und entschieden über schicksalschwere Fragen durch die Faust. Schon waren hohe und höchste Posten mit Männern besetzt, die in körperlichen Dingen trainierter als in geistigen waren. Schon hatten wir das Amt des Kultusministers durch das eines Ministers für Leibesübungen ersetzt, schon waren die Universitäten als Bildungsstätten kassiert und arbeiteten nur noch als Bollwerke der körperlichen Ertüchtigung! Schon wurde geplant, internationale politische Streitigkeiten durch Sportkämpfe zu entscheiden, und selbst die Pazifisten waren einverstanden und sagten, die Entscheidung durch einen Fußballkampf könne keinesfalls unsinniger sein als durch einen Weltkrieg.
Da aber kam der Gegenstoß! Der internationale Geheimbund „Rdg“, „Retter des Geistes“, ließ auf seine Kosten in allen Ländern der Erde körperliche Prachtexemplare trainieren. Niemand ahnte die teuflische Tücke. Die große Olympiade kam, die letzte auf Erden; Sieger wurden in sämtlichen Sportarten die Favoriten der Rdg, und nun traten sie hervor, die tückischen Drahtzieher, und konnten beweisen, daß die Sieger teils Analphabeten, teils Schwachsinnige waren, und das verfluchte Wort „Weltrekord schützt vor Dummheit nicht“ wurde zur Parole für den großen internationalen Volksentscheid, der dem Sport alle bis dahin eroberten Rechte mit einem Schlage nahm. Millionen von Sportfreunden ließen sich verblenden und glaubten den Demagogen, daß sportliche Leistung kein genügender Ausgleich für Dummheit sei. Das war der Anfang vom Ende!
Besinnt Euch, rufe ich! Das heiligste aller Menschenrechte ist zerschlagen, die Vorherrschaft der Schnellsten, Stärksten, Gelenkigsten ist nicht mehr! Der Geist regiert, aber mit welchem Recht? Er ist in der Minderheit! Wo bleibt die Demokratie? Mit Geist etwas zu werden, ist kein Kunststück, Geist ist angeboren, aber sportliche Meisterschaft will in täglicher Arbeit erworben werden. Ohne jeden Geist Liebling des Volkes zu werden, diese Möglichkeit hat man Euch geraubt. Die Dummheit wird als Stiefkind behandelt, aber auch sie ist ein Kind Gottes! Jakob hat Euch das Recht der Erstgeburt abgegaunert!
Besinnt Euch! Besinnt Euch! Schart Euch zusammen! Verlangt eine neue Entscheidung! Nieder mit dem Geist! Es lebe der Sport!
Laßt Köpfe rollen! Es lebe die Brachialgewalt!
Die Stunde drängt! Besinnt Euch!

*) Von mancher Seite wird bezweifelt, daß Bobby P., wenn er auch Sekundareife hat, der Verfasser des Aufrufs sein kann, und man weist darauf hin, daß im klassischen Zeitalter des Sports, etwa um 1930, guter Stil und dergleichen als sozusagen unmännliche Geistesübung abgelehnt wurde. Es wird vermutet, daß er einen Apostaten aus dem Lager der Geistigen, wahrscheinlich einen Juden, geheuert hat.

Letzter Silberstreif vorm Ende —

Von Peter Scher

Über Deutschland liegt ein Tief;
tiefer kann ein Tief nicht liegen;
Wolken wälzen sich und fliegen —
geht es schief?

Dumpfe düstre Melodie
hoffnungslos verwirrten Tastens;
hörst du die Musik des Fastens?
Mensch — und wie!

Da — ein Streif am Firmament —
letzter Silberstreif vorm Ende:
Ufa-Abschluß, Dividende
6 Prozent!

Also hurra, also fein:
Für die lieben Militärchen,
für den Bressart und sein Klärchen
soll der letzte Groschen nicht zu teuer sein!

Michel und die Rettungs-Theoretiker

(E. Schilling)



„Wenn ich schon in der Tinte sitze, werden mir eure Tintenströme auch nicht helfen!"

Der Schein trügt!

(E. Thöny)



„Es kann euch Deutschen doch nicht so schlecht gehen, man sieht hier mehr Luxus-Autos als in New York." — „Ja, aber die gehören alle den Ausländern, die hergekommen sind, um sich von unserem Reichtum zu überzeugen!"

Ein Eigenheim, gratis für jedermann / Von Stefan Kat

Du hast geheiratet, junger Freund. (Hat sich das wirklich nicht vermeiden lassen? Na ja.) Du brauchst eine Wohnung; das Wohnungsamt gibt dir keine. Du hast kein Geld, dir ein Eigenheim zu bauen? Du brauchst kein Geld, — bau dir ein Gratishaus! Ich gebe dir den Entwurf, das Baumaterial gibt dir die deutsche Sprache.

Das Haus hat gleich eingangs eine Türe, mit der man in es fällt. Ist man drin, steht man auf dem Boden der Tatsachen. Die Decken hingegen sind solide Holzarbeit, — teils Balken, die sich biegen, wenn ich das schreibe, teils jene, die wir alle nun schon mal im eigenen Auge haben. Von der Treppe, die man hinauffällt, kommst du in die Zimmer. Die haben Wände, an denen man die eigene Schande hört, — jawohl, es sind auch jene, die Ohren haben. Jedes Zimmer hat als separaten Eingang offene Türen, die man einrennt.

Das Gratishaus hat viel Komfort. Du findest dort das Bad, mit dem das Kind ausgeschüttet wird, zahlreiche Spiegel, hinter die man sich's stecken kann, den Kamin, in den du dir's schreiben sollst, die zwei Stühle, zwischen die du dich immer wieder setzst. In der Küche steht der heimische Herd, vor den Feinden zu schützen. Folgst du mir, dann kochst du darauf nach folgendem Wochenspeisezettel: am Montag die beliebte Parteisuppe; am Dienstag den heißen Brei, um den ich herumgehe; am Mittwoch jene Suppe, die dann nicht so heiß gegessen wird; am Donnerstag ein wenig Milch der frommen Denkungsart; am Freitag weder Fleisch noch Fisch; am Samstag die Grütze, die deine Frau im Kopfe hat; und am Sonntag — ein wahrer Leckerbissen! — die Suppe, in die du dir nicht spucken läßt. Bist du aber genügsam, dann iß das Brot, nach dem meine Kunst geht, und nur an Feiertagen gib die Butter darauf, die du am Kopfe hast.

Ein schmucker Küchenschrank birgt mancherlei. Den Löffel, über den man dich balbiert; das Messer, auf dessen Schneide die politische Situation Deutschlands mit Vorliebe ruht; den Krug, der so lange usw., bis er bricht; auf dem Schrank steht, Nutzgegenstand und blankes Zierstück zugleich, eine Waage, an der du das Zünglein bist, und auf die deine Frau notfalls das Pfund legt, mit dem du wucherst. Und dann — das niedliche Gewürzkästchen! Dort bewahrt dein Weib das attische Salz, den Pfeffer aus jenem Lande, in dem er wächst, den Kakao, durch den gezogen zu werden, das Wesen der deutschen Satire ausmacht. Ja.

Hast du gegessen, mach' reinen Tisch und gehe auf ein Mittagsschläfchen, indem du dich nach der Decke streckst. Nicht ohne vorher Ordnung in deinem Kleiderkasten gemacht zu haben. Dort hängt deine reine Weste; der Strumpf, in den du euer Geld tust; das Hemd, das dir begreiflicherweise näher ist als der Rock; dieser selbst; der Mantel christlicher Nächstenliebe; der Hut, unter den wir zwei nur schwer zu bringen sind; und jene Kleider, die Leute machen. Und an dem Kasten lehnt auch der Stecken, an dem du leider Dreck hast. — Inzwischen wäscht deine Frau eure schmutzige Wäsche, in jenem Faß, dem der Boden ausgeschlagen wurde. Wird's dabei finster, dann verwendest du das Licht, das dir aufgeht, anstatt es hinter den Scheffel zu stellen.

Eine Straße — jene, von der der Mann ist — führt durch deinen reizenden Garten. Gleich links der Baum mit dem grünen Zweig, auf den du so gerne kommen möchtest; darunter ein Strauch voll Rosen, auf denen wir leider alle nicht gebettet sind. Das ist die melancholische Ecke deines Gartens, der aber auch ein wahres Obstparadies ist. Im Grase, das du wachsen hörst, liegt der Apfel, nicht weit vom Stamme gefallen. Hast du Lust, junger Freund, pflückst du dir Kirschen, die mit mir zu essen allerdings nicht gut ist. Oder auch harte Nüsse, zum Knacken natürlich.

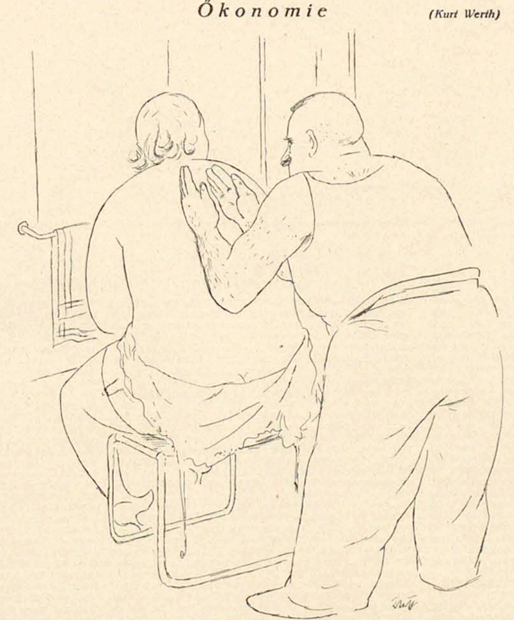
Eine kleine Tierfarm kannst du dir im Garten anlegen. Der Hahn im Korbe sorgt dafür, daß die Hennen Eier legen, auf denen du dann tanzen kannst. Halt' dir auch blinde Hennen, weil die manchmal ein Korn finden, das im Haushalt ganz gut verwendbar ist. Gar nichts spricht gegen die Aufzucht von Säuen, vielleicht geht jemand vorbei, der doch einmal vor sie Perlen wirft, und dann bist du ein reicher Mann.

Auf einem Teich, voll von tiefem Wasser, das still ist, tummelt sich das häßliche Entlein. Hei! Und über der ganzen Pracht der blaue Himmel, aus dem der Blitz herunterzuckt. Schön ist das!

Du siehst, junger Freund, — ein wunderbares Haus, ein billiges Haus, dieses metaphorische Haus! Bau' es dir. Denn zu einem anderen kommst du ja ohnehin nicht.

Ökonomie

(Kurt Werth)



„Im allgemeinen liebt ja mein Mann die vollen Formen an mir." – „Vaschtehe Herrn Jemahl – in so'ner Zeit ersetzt 'n üppiges Weib zwo magere Jeliebte!"

Vom Tage

Notverordnungen

In der sehr gesegneten Blütezeit deutscher Notverordnungen gibt es nicht nur eine Verordnung gegen Kapital- und Steuerflucht, eine Devisenbewirtschaftungsverordnung mit zahllosen Ausführungsverordnungen, eine Verordnung über Sparguthaben und eine solche betreffs der Anmeldepflicht ausländischer Guthaben und Forderungen — sondern am 13. August 1931 wurde auch verkündet und dem deutschen Volke beschert: die „Verordnung über die Erweiterung des Fachausschusses für das Konfektionsgewerbe, die Wallfahrtsindustrie und die Hosenträgerkonfektion, Sitz Düsseldorf". So steht es geschrieben im Reichsgesetzblatt, Teil I, 1931, Nr. 56!

Inserat

Bei Cladow an der Havel durchstreife ich eine der vielen Zeltstädte, die von Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit zeugen. Die Bessergestellten nennen ein Boot ihr eigen. Einer dieser Glücklichen hat ein Schild neben seiner „Behausung" aufgestellt:

„Nichtschnarchende Kajakfrau in Kost und Keile gesucht!"

Treffender und sachlicher konnte der Inserent seine Wünsche nicht ausdrücken.

Berichtigung

Die in unserer Nr. 23 veröffentlichte Erzählung von Barbusse, „Sieben Jahre Liebe" ist nicht von Josef Kalmer, sondern von Grete Reiner übertragen.

(Josef Sauer)



„Jetzt i sag' halt all'wei: der Bierkonsum ist sozusagen der untrügliche Thermometer vo der bayrischen Weltwirtschaftskatastrophe!!"

Das große Glück / Von Luise Peter

In einem Abteil dritter Klasse sitzt Herr Komorner, Vertreter der Firma Siegfried Freund & Co. Er hat einen größeren Abschluß gemacht und fährt nach Hause. Herr Komorner ist ein Mann in mittleren Jahren. Sein schlechtsitzender Anzug ist fleckig und zerdrückt, aber auf seinem Bauch baumelt eine dicke goldene Uhr. — Reeller Wert. — Mit einem winzigen, zerbissenen Bleistift rechnet er auf der Fahrkarte seine Provisionen zusammen. Er hat keine Frau, keine Geliebte. Die Freuden seines Lebens bestehen darin, daß der Chef zufrieden ist. Sein bißchen übelriechende Lust holt er sich in den Provinzbordellen. Manchmal beneidet er die alten Herren, die schon vormittags im Kaffeehaus sitzen und Tarock spielen. Sie erscheinen ihm ein wenig lasterhaft und sehr glücklich.

Einmal gewann er bei der Klassenlotterie 500 Schillinge. Der seligste Tag seines Lebens. Das erste Geld, das er sich nicht schwer verdienen mußte. Was er damit alles anstellen wollte! Aber am Abend war's vorbei. Denn er hatte das Geld verloren. Und bekam es auch nicht wieder. Das war die größte Traurigkeit seines Lebens. Denn sonst? — Herr Komorner ist soweit ganz zufrieden, . . . solange der Chef zufrieden ist.

Herr Komorner stammt aus einer kleinen, mährischen Stadt. Seine Jugend war, — wie eben die Jugend eines Menschen sein kann, der mit Vater, Mutter und drei Geschwistern in einer dumpfen Zweizimmerwohnung lebt. Die Mutter schrie, der Vater schlug, und die Kinder hockten verängstigt in den Winkeln herum. In der Schule wurde er wegen seiner roten Haare und seiner immer schmutzigen, schlecht riechenden Kleider verspottet. Aber es war eine ungeheure Zähigkeit in dem verprügelten kleinen Jungen. Er war fest entschlossen, „etwas zu werden". Und er wurde „etwas" . . . Er ist Provinzvertreter der Firma Siegfried Freund & Co., Seidenwaren en gros, er bewohnt allein ein möbliertes Zimmer. Wenn er von seinen Reisen nach Hause kommt, holt er sich seine Zeitung, die er vom Kaffeehaus an der Ecke im Subabonnement bezieht. — — — Der Zug rattert durch die Landschaft und trägt Herrn Komorner seinem Heim zu, dem möblierten Zimmer bei Frau Seligmann.

Frau Seligmann schlurft jetzt gerade auf schmutzigen Pantoffeln durch die Wohnung und schaut nach, ob alles in Ordnung ist. Der Zimmerherr muß bald von seiner Tour nach Hause kommen. Sie hat ein graues, fleckiges Tuch in der Hand und täuscht sich vor, damit Staub abzuwischen. Das Haar hängt ihr in wirren Zotteln in die Stirn, das Gesicht ist alt, müde, verbraucht. Die Augen haben den glasigen Ausdruck der Menschen, die viel und mit Vergnügen essen.

Sie geht in die Küche, um den ruhevollsten Augenblick des Tages zu genießen. Das Licht wird abgedreht — beim Essen braucht man kein Licht —, sie setzt sich an den Küchentisch und beginnt geräuschvoll Kaffee zu trinken. Dabei fällt ihr ein: Die Wäsche muß noch bezahlt werden, aber heute kommt ja Herr Komorner zurück, der zahlt seine Wäsche auch voraus, wenn sie ihn darum bittet. Immer ist es zu wenig, — die Kinder kosten, der Haushalt kostet — vielleicht werde ich auch das dritte Zimmer vermieten und in die Küche ziehen. Groß genug ist sie, ich stell zwei Eisenbetten auf, eins für die Kinder, eins für mich, — bei Tag kann man sie zusammenlegen und in die Ecke stellen . . .

Es läutet. Herr Komorner ist da. „Guten Tag, Frau Seligmann! Wie geht's, wie steht's?" — „No, wie soll es schon gehen? Immer dasselbe. Ein schweres Leben." Er schnuppert. „Gut riecht es da." — „Ich hab' frischen Kaffee gekocht. Wollen Sie nicht ein Schalerl mit mir trinken?" — „Und wie gern. Ich bin ganz ausgehungert." Sie sitzen beide in der Küche und trinken Kaffee. — Jetzt werde ich ihn um die Miete bitten, denkt sie. „Wie gehn die Geschäfte, Herr Komorner?" — „Was soll ich Ihnen sagen, — Ärger hat man, Plage hat man, — gestern hab' ich Gott sei Dank einen schönen Abschluß gemacht."

Sie erzählt ihm, daß ihr die Hausmeisterin so aufsässig ist. Und warum? Nur, weil sie ihr nichts „steckt". Als ob man das Geld auf der Straße finden würde. „Aber was soll ich machen! Etwas muß man doch dagegen tun. Man darf sich mit den Leuten nicht verfeinden. Ich sitz also und denk mir den Kopf heraus. Und da fällt mir ein — der andere Zimmerherr ist doch so ein starker Raucher. Der leichtsinnige Mensch läßt immer die Schachteln herumliegen, und wenn ich ihn frag, was ich damit tun soll, sagt er: ‚Werfen Sie sie weg!' Und wenn ich ihm sag: ‚Es ist doch noch ein bißl Tabak drin', dann sagt er: ‚Den schenk ich Ihnen, essen Sie ihn zum Nachtmahl.' Sie wissen doch, er macht immer solche Witze mit mir. Und jetzt sammel ich die Schachteln, schütt' den Tabak zusammen und geb' ihn der alten Bestie für ihren Mann. Ich hab' ihr gesagt, das ist feinster türkischer Tabak, den bekomm ich jeden Monat aus England geschickt. No, und jetzt gibt sie Ruh."

Das ist eine Frau, denkt Herr Komorner, — sparsam, tüchtig. Mit der könnt' man leben und sich was zurücklegen für seine alten Tage . . . Sie lächelt stolz und läßt dabei ihre schadhaften Zähne sehen. Beide schweigen. In der Küche ist es warm, und das Gesicht der Frau ist von der Wärme und dem heißen Kaffee gerötet. Unter dem Kleid zeichnen sich ihre vollen, schweren Brüste ab.

Und plötzlich sagt Herr Komorner: „Wissen Sie, wir zwei, wir möchten eigentlich ein ganz schönes

(Schluß auf Seite 319)

(Schluß von Seite 318)

Paar abgeben." Ihr fällt der Bissen fast aus dem Mund. „Aber gehn Sie, das ist doch nicht Ihr Ernst. Mit solche Sachen macht man keine Witze, Herr Komorner!" — „Und wenn es mein Ernst wäre, was möchten Sie dazu sagen?" . . . Und so verlobten sich Herr Komorner und Frau Seligmann.

„Darauf müssen wir aber noch ein Schalerl Kaffee trinken." Sie erhebt sich und geht zum Ofen. Wie sie zurückkommt, stellt sie die Tassen hin und fährt ihm mit der Hand leise durch das Haar. Diese Berührung, so ungewohnt und unerwartet, erschüttert ihn so, daß er zu zittern anfängt. Wann, wann war es — und war es überhaupt schon, daß ihn jemand liebevoll gestreichelt hat? Einfach gestreichelt, ohne etwas von ihm zu wollen, ohne dabei zu sagen: „Putzi, zahlst noch an Liter . . . ." Er hält ihre Hand fest und reibt seine unrasierte Wange daran. Er lächelt.

Jetzt steht er auf und tritt, die Frau selbstvergessen mit sich ziehend, zum Küchenfenster. Er schaut hinunter in den schmalen, traurigen Lichthof. Aus der Wohnung nebenan dringt das Keifen von Weiberstimmen, die Klosettfenster vis-à-vis verbreiten einen üblen Geruch — und in ihm zittert alles . . . so ein Glück! So ein Glück!

Geheimnis der künstlerischen Wirkung

Vor vielen Jahren, als Ringelnatz nur Eingeweihten bekannt war, sagte er einmal in einem Frankfurter Kabarett seine besten Verse auf — ohne eine Spur von Wirkung. Das Publikum kam einfach nicht dahinter, daß „Pointen" nicht unbedingt am Schluß wie ein Peitschenknall in Erscheinung treten müssen. (Seither hat man, wie ich höre, ein bißchen zugelernt — wenn auch nicht viel.)

Der Dichter wankte ziemlich geknickt an seinen Tisch, wo der bekannte Frankfurter Bohemien Fried Stern eben vor Entrüstung kochend aufsprang und nicht davon abzubringen war, aufs Podium zu stürmen.

„Sie hawwe ja koine Ahnung, meine liewe Frankforder, daß Sie ewe ein Schenie gehört hawwe!" donnerte er los und strampelte sich rechtschaffen und mit heiligem Eifer für den Dichter ab.

Der Kabarettinhaber rang im Hintergrund die Hände; aber er rieb sie bald darauf mit großem Behagen, denn als Fried Stern zu Ende gewettert hatte, erhob sich ein betäubender Beifallssturm. Das Publikum hatte das Auftreten beider für eine „Nummer" gehalten.

Trim

Ein Doppelkümmel / Von Ernst E. Stein

Der junge Hahnemann fühlte sich in Montreux sehr unbehaglich. Nicht allein, weil tote Saison war. Aber morgen um fünf hatte er im Savoy die entscheidende Konferenz mit Carlén.

Schon vor Wochen hatte der Barde des Fachblattes für Kunsthornerzeugung dies Ereignis also besungen: „Zwischen der AG. Brüder Niemeyer in Lüdenscheid und der Lütticher Société pour la Fabrication des Matières Plastiques schweben seit längerer Zeit Fusionsverhandlungen. Obwohl die S. M. P. aus den Patenten unseres heimischen Unternehmens bedeutende Vorteile ziehen würde, hat sie ihr Angebot einer dreiunddreißigeindrittelprozentigen Beteiligung bisher nicht erhöht. Aus Lüdenscheid wird uns mitgeteilt, daß eine Fusion nur auf Basis von vierzig Prozent annehmbar ist. Die S. M. P., Lüttich (Aktienkapital 2 000 000 . . . — die übrigen Nullen können wir aus Raummangel nicht bringen —), wird bei den Verhandlungen in Montreux durch ihren Generaldirektor Carlén persönlich vertreten sein."

Und Lüdenscheid war durch den jungen, den sehr jungen Hahnemann vertreten, der eigentlich bloß zweiter Korrespondenzchef war, aber aus Ehrgeiz so lange Korrespondenzen, Rechnungsauszüge, Marktberichte und Absatzkurven studiert hatte, bis man ihm angesichts seiner profunden Sachkenntnis die entsprechenden Vollmachten erteilte.

Jetzt kam er sich sehr klein vor. Denn um Carléns Namen hatte der Kunsthornmarkt einen wahren Sagenkreis gesponnen. Portugal, Belgien, die Gascogne und Epfendorf (Schwaben) stritten um den Vorrang, seine Heimat zu sein. Carlén: Herr über die Majoritäten sämtlicher Kunsthornfabriken von Livorno bis Riga, eine Eroberernatur, ein Kondottiere, königlich schon im Stil seiner Briefe, in seiner Unterschrift, deren C das halbe Briefblatt füllte; Napoleon müßte so unterschrieben haben, wenn in seinem Namen ein C vorgekommen wäre.

Mit ihm also sollte er morgen unterhandeln, — aber man unterhandelt nicht mit Fafner. Und Jung-Hahnemann sah sich im Geiste schon dahingestreckt auf der Walstatt der sechszweidrittel Prozent, unter sich die rosigen Hoffnungen auf seine Prokura begrabend — — —

Der Generaldirektor ließ auf sich warten. Hahnemann hatte bereits dreimal die „Cote Quotidienne" gelesen und wußte sämtliche Kurse der südamerikanischen Staatsanleihen, samt den Veränderungen vom Vortag, auswendig. Sein Wasserscheitel begann sich abenteuerlich aufzulösen. Nebenan in der Hall riet die Jazz, es mit Blumen zu sagen, und plötzlich fühlte er sich in dem menschenleeren Hotelschreibzimmer schrecklich verlassen. Die Beine artig nebeneinandergestellt, die Hände im Schoß gefaltet, saß er da und wartete, bis, fünf Minuten vor halb sechs, Carlén erschien.

Erschien? Er fegte herein wie ein Hurrikan, erfüllte den Raum mit kolossaler Gegenwart, einer unerhörten Glatze und einem Zarenmantel. Das also war Carlén: dieser Leviathan, dessen Gesicht zu ungeheurer Breite verquoll . . . vielleicht war er doch aus Epfendorf? Gleichviel, er wirkte einfach verheerend.

Im Mantel ließ er sich in den Korbstuhl fallen, um anzudeuten, daß diese Unterredung nur von kurzer Dauer sein werde, und als Hahnemann seine sorgfältige Einleitung begann, hob er einen Zoll hoch die Hand. „Würden Sie, bitte," unterbrach er, „dem Kellner läuten, Herr Hahnemann?" Und Herr Hahnemann läutete diensteifrig, wie er noch vor ein paar Jahren das Faszikel B bis D vom Regal heruntergereicht hatte.

„Zu trinken!"

Ein beflissener Frack reichte die Getränkekarte. „Lemon squash, orange squash, mieillotte . . .", es war, als ob in weiter Ferne ein Ventilator schnurrte, „Bénédictine, Maraschino, Curaçao, Chartreuse . . ."

„Nichts da, alles nichts. Bringen Sie mir —", das Monokel funkelte einen Augenblick lang über Hahnemann hinweg wie über leere Luft, „— einen Doppelkümmel, halb mit Whisky."

Die Ewigkeit einer Minute verstrich — eine Welle schweigender Ohnmacht hatte Hahnemanns Bewußtsein weggespült —, das Getränk ward serviert. Es sah nichtssagend aus, wie trübes Wasser, das war eben das Furchtbare daran. Mit einer Konquistadorengebärde ergriff Carlén das Glas. Erschauernd schloß Hahnemann, Abstinenzler von Geburt, die Augen. —

Ein tellurisches Beben schreckte ihn hoch. Was war geschehen? Der Generaldirektor hatte das scharfe Zeug in einem mächtigen Zuge hinuntergestürzt und sich wahnsinnig verschluckt und rang nun mit einem überlebensgroßen Hustenanfall, der ihn unter sich begrub, daß er puterrot bis über die Spiegelglatze anlief, mit den Armen verzweifelt um sich schlug und Schweiß und Tränen über sein Gesicht liefen.

Entsetzt starrte Hahnemann auf die Elementarkatastrophe. Was war denn das? Was hatte den Kondottiere, den Despoten des Kunsthorns gefällt? Da saß, nein: lag, in allen Fugen ächzend, seines Nimbus beraubt und um ein bißchen Atem kämpfend, ein dicker Spießer, jappte nach Luft, hustete, keuchte, röchelte, hustete.

Nonchalant schlug der junge Mann ein Bein übers andere.

„Was also die strittigen sechszweidrittel Prozent betrifft, Herr Direktor — eh, Carlén, so werden Sie ohne Zweifel einsehen, daß die Forderungen meines Hauses unbedingt —"

Der Generaldirektor überhustete die Fortsetzung, nickte schwach mit dem Kopfe, fuhr sich mit den Fingern in den Kragen, hustete wieder.

„Wir werden also unserem Kontrakt eine Quote von vierzig Prozent zugrunde legen —"

Kraftlos lag der Generaldirektor im Fauteuil, die Augen halb geschlossen, atmete in kurzen Stößen, und nickte, nickte, nickte.

Der Unterschied

Bedenk' ich, was uns von dem Zulu unterscheidet,
So scheint es mir die Krisis, die ihn meidet.
Der Kaffer schläft mit vollem Bauch im Kral,
Und nicht im Traum drückt ihn das Kapital.
Was wissen Botokuden und Kirgisen
Von Notverordnung, Schleichen mit Devisen?
Der Buschmann hüpft auf seinem Jagdgrund-Boden,
Wir schleichen in Prolongationsperioden.
Ich möchte sein, wo die Maoris wohnen,
Nie wieder hören was von Transaktionen,
Ein Affe sein und meine Jungen lausen,
Statt mich zu nähren von Minister-Flausen.

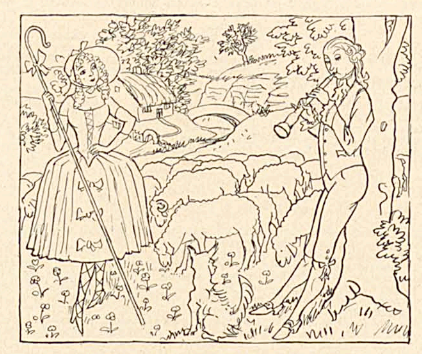
Was trennt der Wilden Lebensraum von dem der Weißen?
Daß sich die Wilden weniger . . . drum reißen,
Und die Kultur, die uns vom Kaffer trennt,
Das ist der Sorgenpfuhl, den er nicht kennt.

Hansate

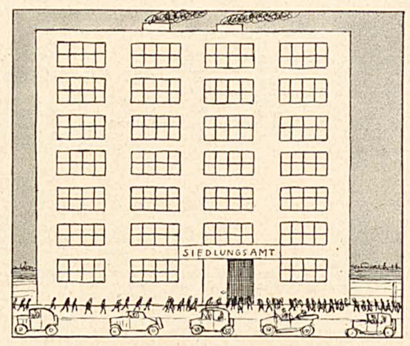
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—;** in **Österreich** die Nummer **S 1.—;** das Vierteljahr **S 12.—;** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Segen der Siedlung

(Th. Th. Heine)



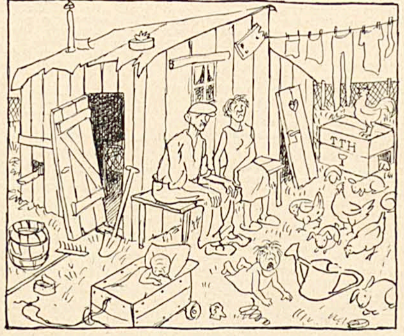
Der Traum des Ministers: Rückkehr zur Natur!



Deshalb Siedlungen als Rettung für Arbeitslose. – Vorerst das Siedlungsamt!



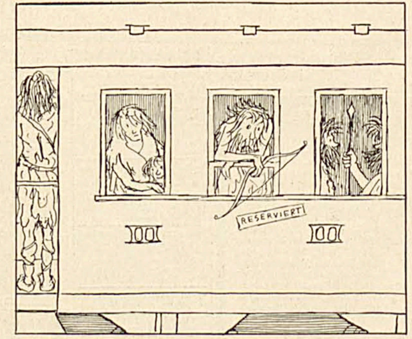
Baubeginn noch im Winter: „Wenn wir uns doch auch mal im Siedlungsamt wärmen dürften."



Die Siedlung ist fertig: „Wir sind zu lebenslänglichem Weekend verurteilt."



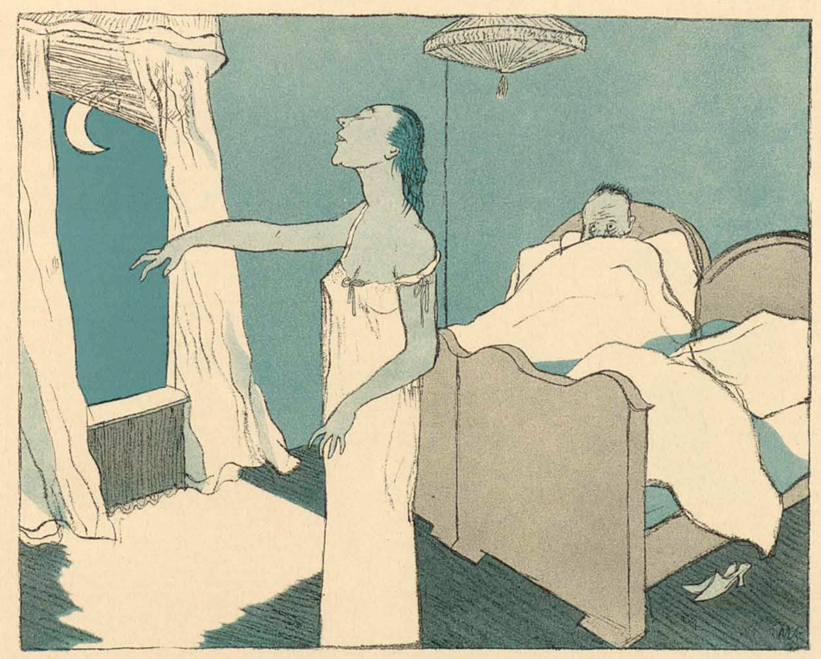
Nach kurzer Zeit Rückkehr zum Urmenschen. Kleidung aus selbstgezogenen Kaninchenfellen.



Nur eine Rettung vor dem Verhungern: Wöchentliche Extrazüge in die Stadt zum Stempeln.

Ausnutzung

(M. Frischmann)



„Weißte, Amalie, wennde nu doch schon mal nachtwandelst — in der Dachrinne muß von der letzten Wäsche her noch'n Strumpf von mir liegen!"

Die kleine Zeitgeschichte

Das Land des Lächelns

Eines Tages konnte die „unwiderstehliche Volksbewegung" der Versuchung, Österreich vom Bolschewismus zu befreien, nicht mehr widerstehen, und sie versuchte es. Aber es war der Dreizehnte, und drei Stunden später meldete sich Radio Wien in einer Musikpause:

„Hallo, Hallo! Radio Wien! Eine Meldung der amtlichen Nachrichtenstelle: Heute nacht hat Dr. Pfriemer dem gesamten Heimatschutz Österreichs einen Alarmbefehl gegeben und die Übernahme der Staatsgeschäfte durch den Heimatschutz proklamiert. In mehreren Orten Obersteiermarks, Oberösterreichs und Salzburgs kam es zu Aktionen des Heimatschutzes. In Bruck an der Mur wurden Straßen blockiert, in Kirchdorf in Oberösterreich die Bezirkshauptmannschaft besetzt. Bundesheer und Gendarmerie vermochten jedoch bereits die Ordnung wiederherzustellen. Zwei Führer der Bewegung wurden verhaftet.

Nach dieser Meldung setzt das Orchester Wilhelm Wacek sein Vormittagskonzert fort mit einem Potpourri aus der Operette ‚Das Land des Lächelns' von Franz Lehar."

Fr. P.

Hohe Zollpolitik

Um die einheimische Zigarre zu schützen, erließ Minister Dietrich vor kurzem eine Verordnung gegen den beliebten Schweizer Stumpen: Spaziergänger, die in den Städten und Dörfern an der Schweizer Grenze sich gern ein Päckchen Stumpen von drüben mitnehmen, wurden auf eine Tagesration von zehn Stück gesetzt. Als Antwort darauf brachte man in der Schweiz Stumpen heraus, die doppelt so lang sind wie die bisherigen. Der Volksmund nennt sie „Dietrichstumpen". Im Kabinett erwägt man nun, nur noch fünf Stück täglich zu erlauben.

— Der Stumpenlänge sind nicht so enge Grenzen gesetzt wie dem Weitblick eines Ministers.

Teha

Ein Mondsüchtiger ahnt seinen Tod

Sie haben mir ein Gerüst vor die Aussicht gebaut,
Die Fassade meiner Mietskaserne wird renoviert.
Früh um sieben wird's vor meinem Fenster schon laut,
Früh um sieben wird die Farbe schon aufs Haus geschmiert.

Aber nachmittags um fünf ist Arbeitsschluß.
Und nachts liegt das Gerüst im Dunkeln und still.
In drei Tagen ist Vollmond, und ich weiß schon, ich muß
Aufs Gerüst spazieren, wenn ich auch nicht will.

Klara Fiebke wohnt in dem Zimmer nebenan,
Der werde ich durch die Gardine äugen.
Und wenn ich sie im Nachthemd oder Garnichts sehen kann,
Wird sich mein Gesicht durchs Fenster beugen —

Denn sie läßt es immer offen — und da schreit sie laut.
Und ich falle womöglich vom Gerüst,
Weil Klara wohl nicht keusch, aber dafür Braut
Oder Verhältnis in festen Händen ist.

Wenn ich unten liege, wird mich dann der Mond bescheinen,
Das gebrochene Rückgrat aber bleibt kaputt.
Klara Fiebke wird mir eine Träne nachweinen,
Denn jetzt weiß sie, wie Liebe vom Gerüst aus tut.

Walther C. F. Lierke

Zusammenhänge

Alexander Moissi, der Schmerzensreiche, der Salzburger „Jedermann", will einen Roman schreiben und hat als Vorstudie dazu in einer Salzburger Klinik einer Geburt zugeschaut. Von den Ärzten hatte er die Erlaubnis, aber natürlich nicht von der Gebärenden.

Am Tag darauf erließ die Amerikanerin Margaret Sanger ihren bekannten Aufruf, der alle Frauen der Welt zu einem einjährigen Geburtenstreik aufforderte. Kein Wunder! T.

Bleibe im Lande . . .

Max Pallenberg und seine Gattin Fritzi hatten ihr ganzes Geld in Holland angelegt. Die deutschen Banken waren ihnen nicht sicher genug gewesen.

Als nun die Hiobsbotschaft eintraf, daß die Amstelbank verkracht und das Geld verloren sei, da sagte die Massary — in jäher Erkenntnis — zu ihrem Gatten: „Ich glaube, Max, dasselbe Resultat hätten wir auch auf patriotische Weise erzielen können!"

Spt.

Chance

(Rudolf Kriesch)



„Wenn wa abjebaut werden – uff de Straße findste heute ooch keenen Vadienst mehr." – „Nee, aber vielleicht 'n bessern Herrn, der mit eenem stempeln jeht!"

Künstlers Eigenheim . . .

Von Theodor Riegler

Jeder echte Künstler von Format
Zieht sich manchmal auf das Land zurück,
Jätet Unkraut und begießt Salat
Und posiert ein ländlich reines Glück.

Auf dem Lande wird er nicht umringt.
Dort verachtet er die Ovationen.
Er hat Lederhosen an und düngt
Und bevorzugt Ochsenfleisch mit Bohnen.

Die Familie sitzt auf harten Stühlen.
Abendglocken wirken aufs Gemüt.
Und man kann sich ganz als Bauer fühlen,
Wenn man täglich tausend Mark bezieht.

Sinnend steht er manchmal vor dem Teich
Und betrachtet liebevoll die Enten,
Seine strengen Züge werden weich,
Und die Zeitung sagt's den Abonnenten.

Diese stürzen sich aufs Interview:
Künstler X. vor seinem Blumenstock.
Künstler X. mit seinem Ziegenbock.
Künstler X. mit seiner Lieblingskuh.

Doch wenn wieder die Saison beginnt,
Dann entzieht er sich dem Duft des Heus
(Einsam trauern Ente, Huhn und Rind)
Und besteigt gelassen den Rolls Royce.

Was nicht in die Zeitung kam

Der vierte Strafsenat des Reichsgerichts hat das bayerische Uniformverbot endgültig als rechtsgültig anerkannt. Die Nationalsozialisten haben daraufhin beschlossen, andere Mittel zu ergreifen, aus denen ihre Zugehörigkeit zur Partei unzweideutig hervorgeht. Sie wollen sich nun die Haare auf dem Kopf in Hakenkreuzform scheren lassen. Man hofft, in einigen Generationen in Anlehnung an die Deszendenztheorie derartigen Haarwuchs durch Vererbung erzeugen zu können. Ein Vorschlag, nur noch rückwärts zu gehen, um sich durch diese Gangart von der übrigen Menschheit zu unterscheiden, drang nicht durch. Es wurde der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß dadurch Einblicke in die Partei gewonnen werden könnten. Um den kahlköpfigen Parteimitgliedern die neue Frisur zu ermöglichen, hat Hitler angeordnet, daß ihnen die Haare wieder wachsen.

Gomo

Kleine Legende vom deutschen Menschen

Ein deutscher Mensch namens Meyer IV war gestorben und pochte zaghaft an die Himmelspforte. Der heilige Petrus öffnete und rief erfreut: „Grüß Gott, Meyer IV! Du willst natürlich zu uns in den Himmel?"
„Ja!" hauchte die arme Seele.
„Nun, dem steht nicht allzuviel im Wege!" sagte Petrus mild lächelnd. „Nur eine kleine Prüfung hast du zu bestehen, Meyer IV, damit wir nämlich sehen, ob du auch würdig bist, hier oben zu wandeln und mit den himmlischen Heerscharen lobsingend zu frohlocken. Denn nur die Demütigen, die irdisches Besserwissen und irdische Hoffart abgelegt haben, sind erkoren zur ewigen Freude."
„Ja!" hauchte die arme Seele und wurde von Petrus in einen kleinen Saal geführt, der, wie ein Theater eingerichtet, in Bühne und Zuschauerraum geteilt war.
„Da, hock nieder, Meyer IV. So, und nun schau auf die Bühne. Aber" — bei diesen Worten beugte sich der heilige Petrus ganz dicht zu dem Ohr seines Schützlings — „daß du mir nicht etwa lachst oder kritisierst! Verstanden? Was auch auf der Bühne geschehen mag: du hast dich jeden Urteils zu enthalten. Das soll deine Prüfung sein."
Damit ging er; gleich darauf wurde es dunkel im Saal, und der Vorhang rauschte auseinander.
Auf der Bühne stand ein mächtiger Sechsrad-Autobus — Aha, auch hier im Himmel fährt man deutsche Wagen! dachte Meyer IV nicht ohne Stolz — stand, bis über die Achsen im Morast versunken. Der Chauffeur kratzte sich den Schädel und fluchte. Dann kamen zwei Traktoren zu Hilfe; einen spannte man vorn an, den anderen hinten, und beide zogen aus siebzig Pferdekräften in entgegengesetzter Richtung. Als das, wie vorauszusehen, den Autobus nicht um einen Millimeter von der Stelle und aus dem Morast herausbrachte, rief der Chauffeur den Fahrgästen, die wegen der Panne aus dem Wagen geklettert waren, zu, sie sollten schleunigst wieder einsteigen: je schwerer der Wagen wäre, desto leichter käme er aus dem Dreck heraus. Schon beim Einsteigen gab es Gezänk, und als sie glücklich alle wieder im Wagen saßen, kam es zu einer solennen Keilerei. Die Fenster zersplitterten; wildes Geschrei war zu hören — und der Wagen stak immer noch im Morast. Da entschloß sich der Chauffeur zum äußersten: er trat mit aller Kraft das Bremspedal, ließ das Stoplicht aufflammen und hupte . . .
Der Vorhang fiel; im wieder hellgewordenen Saal stand der heilige Petrus neben der armen Seele Meyer IV, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „Brav, Meyer IV! Du hast die Prüfung glänzend und summa cum laude bestanden. Du hast die wahre himmlische Geduld allen Torheiten gegenüber bewiesen, die wahre Engelsgeduld . . ."
„Kunststück!" unterbrach etwas vorlaut der nun selige Meyer IV. „Kunststück sowas. Als Deutscher hat man doch Übung. Sowas sehen wir bei uns ja alle Tage . . ."

Hans Seiffert

Der Jäger

(Hilla Osswald)



Wieder mal Putsch in Österreich

(Olaf Gulbransson)



„Also, net wahr, bitt' schön, Herr Starhemberg, 's nächste Mal dürfens halt net vergessen, vorher die polizeiliche Genehmigung einz'holen!"

Berliner Anwalts-Skandale

(Wilhelm Schulz)



Ab und zu hackt doch die eine Krähe der andern ein Auge aus!

Von der Justiz

Keine Vertrauenskrise!

Es gibt doch noch Menschen, die sich nicht nur ihren Kinderglauben an die Unparteilichkeit der Gerichte, sondern sogar an die Schnelligkeit der Rechtspflege erhalten haben. An einem Montag erhielt die 21. Ehekammer des Landgerichts Y. die briefliche Bitte von Frau Toni Soder, sie „sofort und ganz eilig" von ihrem Manne zu scheiden, da er sie mißhandle.

Am nächsten Mittwoch aber lief schon eine neue Karte ein: „Mein Mann kann nichts dafür, denn er ist mit dem Kopf auf die Trottoirkante gefallen. Falls Sie mich noch nicht geschieden haben, bitte ich höfl. davon abzusehen, andernfalls aber die Scheidung wieder rückgängig zu machen. Hochachtungsvoll Toni Soder." §§

Not der Zeit

Der Arbeitslose Darber war schon drei Jahre ohne Arbeit. Als er in seiner Not keinen Ausweg sah, schoß er wegen elf Mark fünfzig zwei Dicke tot. Der Richter verurteilte ihn lebenslänglich. Das Zuchthaus beschäftigte Darber grund seiner hervorragenden Tüchtigkeit als Tischler. Auf einem Kontrollgang sprach ihn der Direktor an: „Sie sind ja außergewöhnlich geschickt. Wie geht es Ihnen sonst?"

Darber nickte: „Danke. Ganz gut. Nur eins kann ich immer noch nicht verstehen."

„Was?"

„Daß man heute erst zwei Menschen totschlagen muß, bevor man eine Anstellung bekommen kann." J. H. R.

Stuttgart, 12. Oktober 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 28

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Notgemeinschaft

(Th. Th. Heine)



„Seien Sie sich Ihrer Verantwortung bewußt, Mister Brüning. Ich folge Ihnen in zwei Monaten Abstand, also manövrieren Sie geschickt!"

„Hausse am Produktenmarkt!" / Von Peter Scher

Man kann ein Roter sein und seine Hände falten,
*wenn **noch** ein größeres Unglück naht;*
ich seh euch arme hungernde Gestalten
ratlos und leidend vor dem raffinierten Apparat.
Der Hammer fällt, euch zu zermalmen –
ihr könnt nicht vaterländisch qualmen,
euch bleibt ein Stückchen trocknes Brot –
und ihr seid rot.

Man kann als Patriot von edlem Deutschtum schäumen –
hurra und hoch der nationale Sinn –
und kann dabei von Brotverteuerung träumen
mit einer Träne nach dem armen Bruder hin –
dann Schluß mit wehem Händefalten,
die Starken gilt es zu erhalten,
denn sie, zum Henker noch einmal,
sind national.

Man kann, man soll, man will – es wird sich zeigen,
***die**, wie auch **jene**, wird man sehn,*
wenn erst einmal die großen Wasser steigen –
dann wird so mancher Patriot ganz still beiseite gehn,
und die Bewucherten und Armen,
die werden sich vielleicht erbarmen,
weil eure Torheit für euch spricht –
vielleicht auch nicht – – –!

Der verhüllte Spiegel / Von Herbert Strutz

„Er hat mir gezeigt, daß ich nicht mehr die bin, die ich war. Das Erschrecken vor mir selbst begann langsam und qualvoll", flüsterte es ihr zu.

Asta Dohn sprach es gewissenhaft nach: mit einer mürben, müden, zerbrechlichen Stimme, die sich schmerzhaft bog wie ein morscher Ast. Dann setzte sie fort, immer das Flüstern, das nur sie hörte, übertönend: „Ich entdeckte es zuerst, als mich Lothar verließ. Da trat ich vor den Spiegel und beobachtete mich. Ich sah mich an, wie ein Maler sein Modell. Unerbittlich und streng. Es galt, das eigene Gesicht zu erkennen, die Augen, den Mund, den sie ausschweifend nannten, wenn sie mich auf der Bühne sahen. Damals erkannte ich, daß es mit mir zu Ende ging. Mein Gesicht welkte. Oh, dieses Gesicht, dessen einzige Pflicht es war, schön zu sein! Dieses Gesicht, das mich berühmt machte, weil ich es herlieh. Man findet sich nun so schwer damit ab, erledigt zu sein." Sie schwieg einen Atemzug lang und vergaß beinahe, wo sie sich befand. Aber das vorauseilende Flüstern drängte sich ihr auf und holte sie sofort aus ihren Gedanken zurück. Da brach sie gleich wieder los: „Überhaupt wir, wir! Ich — — eine Schauspielerin! Die Scheinwerfer schießen auf mich, verraten mich. Man findet keinen Winkel, sich zu verstecken, man ist ausgestellt, man braucht es wie die Luft. Und da sieht man, daß man nicht mehr auf der Höhe ist. Das glatte Gesicht zerbricht, die Augen verstummen, der Mund wird müde. Warum schreit ihr nicht mehr wie einst meinen Namen, wenn der Vorhang fällt? Weshalb verlangt ihr nicht nach mir, wenn ich nicht mehr kommen will? Wie? Was? Weil ihr nicht meine Kunst wolltet, sondern das Weib, das brausende Leben in mir, das Spielzeug, das ich euch war, eurem Vergnügungshunger und euren Träumen. Damit konnte man seine Sehnsucht schmücken, nicht wahr, seine Sehnsucht und sein Verlangen. Für euch war ich nur ein Körper, der sich sehen lassen konnte. Oh, wie ich euch hasse!" Sie atmete schwer und bewegte langsam das traurige Gesicht, das ihr auferlegt war, herüber. Dann sprach sie weiter. Die Worte entfielen ihr, als wären sie nie gelernt worden. Es war nun ihr Tiefstes, Eigenstes, was sie sprach, wovon sie sprach. Man nahm es wie aus dem Herzen, das müde pochte und schütterte.

Sie lag auf einem Sofa, die weißen Hände an den Schläfen, den rechten Fuß etwas hochgerückt. So hatte sie überaus herrlich und gefährlich gewirkt, als sie einst zum erstenmal im Rampenlicht erschien. Galt dies noch jetzt? Ihre Gestalt war in ein metallisch schillerndes Kleid gezwängt, ihre rote Frisur zerdrückte sich an den Kissen. Neben diesen Farben strahlte ihr Gesicht in einem übernatürlichen Weiß: es leuchtete vor Angst, vor etwas, das noch unsichtbar ihre Seele umspielte. Härter als andere Frauen kämpfte sie gegen die Zeit: gegen ihr Alter. Sie, die Schauspielerin, deren Wirkung erlosch, sobald der Wille ihres Körpers nachließ. Dies: sich nicht mehr in Szene setzen zu können, verdrängt zu werden von einer Jüngeren. Daran litt sie: sie zeigte es mit ihrem sengenden Temperament, sie übertraf ihr Gefühl. Oder kämpfte sie nicht? Spielte sie dies nur? Sie dachte nach und sah hoch oben, sichtbar nur ihr, den Beleuchter auf einer Schwebebrücke die Scheinwerfer richten, die ihre Gestalt noch eindringlicher machten. Also spielte sie. Oder sollte sie plötzlich die Bühne mit dem Leben verwechselt haben, das Leben mit der Bühne? Nein. Wo der Vorhang entfernt war vor einem tiefen Dunkel, in dem sie goldene Galerien und rote Logenbrüstungen ahnte, lauerte das Publikum auf jede ihrer Bewegungen. Dies galt vor allem und war wichtig. So hieß es, sich steigern, sich in allem Glanze zeigen, siegen! Sie agierte mechanisch, fühlte ihre Rolle am Leib, als wäre es nicht ein geschriebenes oder zukünftiges Schicksal, als wäre es jetzt schon das ihre. So ist es, dachte sie. Ich bin abgetan. Ich liege hier in meiner Garderobe und leide. Meine Stimme ist wirklich brüchig, die Gestalt läßt zu wünschen übrig. Das Publikum will vor allem nicht Kunst, sondern die Trägerinnen. Es wird leer um mich. Ich wachse in eine Einsamkeit hinein, in die schreckliche Einsamkeit unter den Menschen, zwischen den Menschen. Sie ist die furchtbarste. Früher brannte es um mich, um meinen Weg, man opferte mir wie einer Göttin. Selbst das Leben ruinierte sich oft um meinetwillen. Weil ich einmal schön war, weil ich jedes Gefühl übertrieb, wie auf der Bühne, so auch im Leben. Wie werde ich es ohne den Lärm, der Erfolg und Glück und alles bedeutete, aushalten? Will man mich töten? So dachte sie. Was sie aussprach, war ähnlich. Die Schauspielerin spielte die Schauspielerin.

Sie ruhte sich aus. Dann blickte sie sich um. Dort hinten, an der zitternden Kulisse hing der Spiegel, den sie im ersten Akt selbst verhüllt hatte. Damals — wie kurz war dies her — war das Erschrecken über sie gekommen. Freilich, ein vom Dichter verlangtes Erschrecken: Erkenntnis des beginnenden Verfalles, Unausstehlichkeit des eigenen Gesichtes. Man hatte alles dazu getan, um sich derart zu schminken. Nur das Haar flammte noch sein künstliches Rot: es war wie Kupfer, das in der Sonne glänzt. Aber die Seele hatte nachzugeben. Nun, im letzten Akt, letzte Szene, von allen verlassen, erinnerte sie sich dessen. Der Direktor, der ebenso sich selbst spielte, war gerade vor fünf Minuten noch da, um ihr zu kündigen. „Sie sind fertig. Sie sind verbraucht. Sie haben Anspruch auf Ruhe. Wenn Sie haushalten, kommen Sie mit ihren Ersparnissen aus, Silvia." Sagte er nicht: „Asta Dohn?" Ach, es ist gleichgültig. Sie spielt die Tragödie der Alternden: sie spielt sie so, daß sie sich nicht einmal sehr zu bemühen braucht. Es kommt ohnehin von innen. Man nimmt es aus dem Herzen und wartet, wie es sich gestalten wird. Und dann fällt ein verstaubter Lorbeerkranz mit seidenen Schleifen von der Wand.

„Dies ist das Zeichen", wußte sie. Sie erschrak, als wäre es wirklich, und erhob sich. In dieses Aufstehen sammelte sie alle ihre stumme Furcht. Das Theater hielt den Atem an, begierig, was sie aus ihrer Rolle machte. Doch sie bedurfte der Rolle nicht mehr. „Das schrieb nur jemand. Ich lebe es", ahnte sie. Sie hatte ihren Gipfelpunkt in dieser letzten Szene und fand an keinem Partner mehr Halt. Nur das Flüstern der Souffleuse half ihr noch und kaum das. Sie hörte nicht hin, sie handelte wie nie. Ihre Angst war echt. Mit ihr flüchtete sie in die Ecke. Grelle Lichter verfingen sich in ihrem Haar, ein Brillantgehänge an ihrem Ohr blitzte wie eine Träne. Aber ihre großen, runden Augen waren noch trocken. Sie barg sich an die Wand mit ausgestreckten Armen wie eine

Begenftigt ruht die Welt

Von Hanns Binder

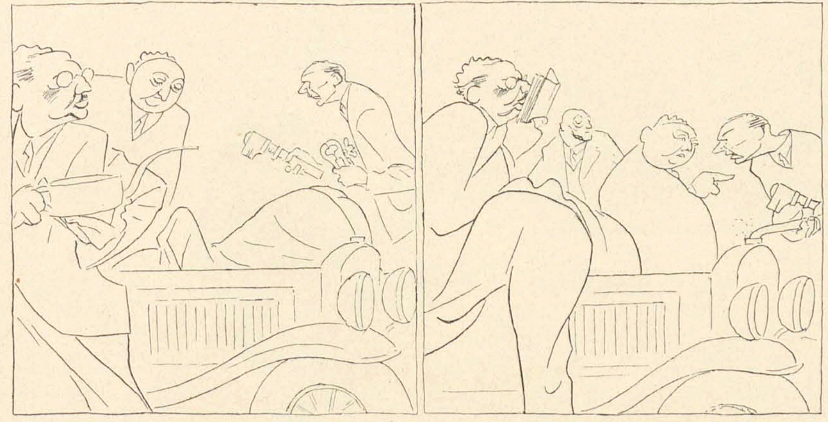
Wiederum hat sich's bewiesen,
Durch die schlimmsten aller Krisen
Schlüpft er heilig und gesund,
Unser lieber Völkerbund.

Ob die Japsen Mukden schluckten
Und die Mandschurei bedruckten,
Minderheiten Todes zuckten,
Mehrerheiten sich bespuckten —
Die in Genf zum Himmel kuckten
Oder sich in Demut duckten,
Erst mal schwiegen, dann mal schluckten,
Sich dann auf den Hintern huckten
Und nach Noten Noten druckten,
Wiederum mit weisen Reden
Gingen sie zu Leib den Schäden,
Wiederum mit Redeweisen
Sangen sie von himmlisch süßen,
Welche freudigst zu begrüßen,
Näher rückenden Paradeisen.

Ringsum wackelt's — Genf begackelt's,
Ringsum rüstet's — Genf vergißt es,
Ringsum gärt's, verlaust und wund —
Aber gesund — briandet der Frieden im
Völkerbund.

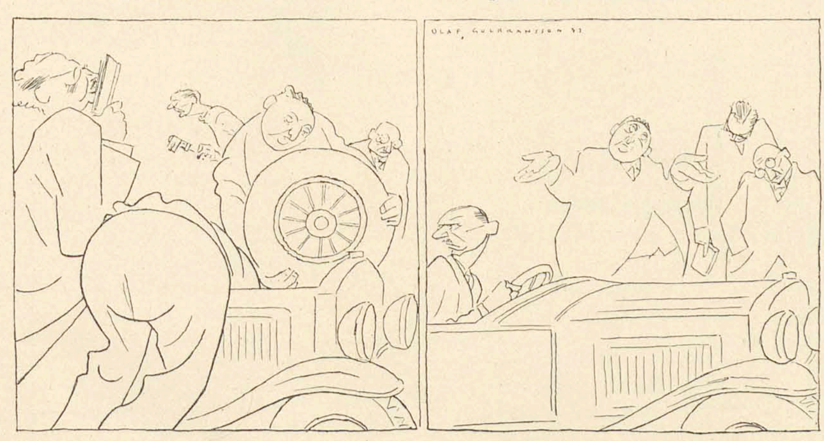
Ankurbelung der Weltwirtschaft

(Olaf Gulbransson)



„Sicher nur eine kleine Panne — — —"

„Man wird den Schaden schon beheben — — —"



„Jetzt muß die Karre doch wieder laufen — — —"

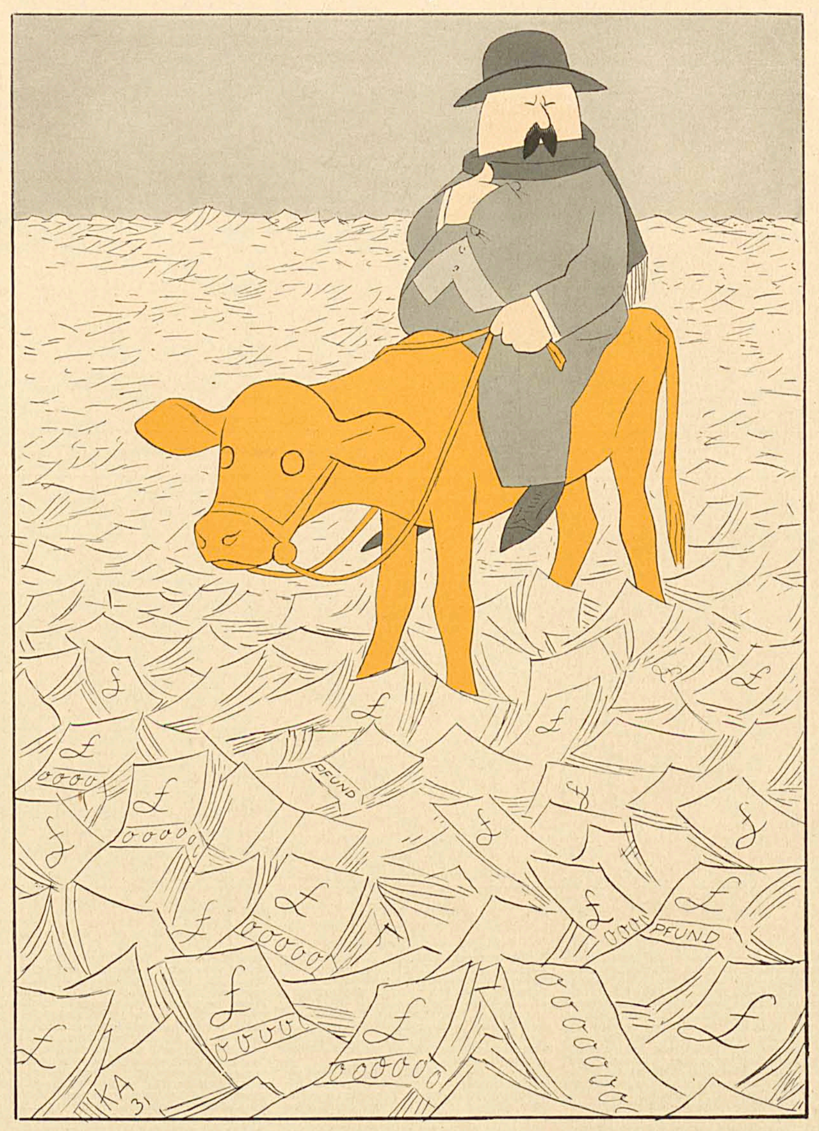
„Ja, aber leider nur rückwärts!"

Gekreuzigte und starrte auf den niedergesunkenen Kranz, der jenseits lag. „Was bedeutet dies?" fragte sie. „Dort liegt er wie auf einem Grab. Ist mein Erfolg vorbei, mein Ruhm gestürzt, vergessen? Wozu habe ich gelebt, hundert Leben gelebt an vielen Abenden, um euch zu erfreuen, zu unterhalten, wozu? War ich Gretchen, Jeanne d'Arc, Kameliendame, Lulu, um mein eigenes Leben vergessen zu lassen? Damit man mich auslöscht nach dem allen? Wie? War diese mühevoll erzüchtete Persönlichkeit, die diese Gestalten vor den Menschen möglich machte, nichts? Habe ich nicht noch hohe Brauen, ein glattes Gesicht, heiße Augen, die wie Email glänzen, und Schritte, die vor Leidenschaft beben und tanzen? Warum nimmt man mir das Leben, die Bühne? Warum kündigt man mir?" Ihre Blicke stießen ins Unsichtbare. Ihr Mund wurde häßlich. Ihre Verzweiflung übertrug sich den Zuschauern, den Schauspielern, die sie hinter den Kulissen beobachteten. Ein entsetzlicher Krampf ging von ihr aus. Diejenigen, die die Rolle kannten, wußten, daß sie improvisierte. Ihre Stimme wuchs und gellte. Sie peitschte durch die drohende Stille, lief wie ein Kälteschauer die Wände entlang. Wohin spielte sie sich?

Plötzlich jagte sie über die Bühne, unmenschlich in dem, was sie antrieb: ein metallener Pfeil, der an der Spitze brannte. Man sah nichts als sie, ihre Hast, ihren Entschluß, ihre Grausamkeit mit sich selbst. Alles andere versank: Wände, Türen, Bilder. Sie bedurfte dessen nicht mehr. Ihr ungeheurer Kunstwille zauberte es fort. Nur sie blendete noch: nur sie blieb und der verhüllte Spiegel, der ihr Drohung und Ende bedeutete. Ihm lief sie zu. Dann lächelte sie einen Augenblick. Aber als sie ihn enthüllt hatte und sich darin suchte, verzerrte sich ihr Gesicht zu einer häßlichen Fratze. Faltige Wangen und leere Augen sahen sie an. Ein eingefallener Mund versuchte ein Wort, welches mißlang. Es verirrte sich in einen Schrei. Sie befreite sich mit den Händen von der Schminke. Doch das Gesicht, das darunter hervorschien, war nicht anders. Es schrie sie alt und zerstört an. Da brach sie zusammen und bat schluchzend um den Vorhang. Während er unter dem tosenden Beifall der Zuhörerschaft fiel, trug man sie in das Zimmer des Theaterarztes. Dort suchte man sie durch Abwaschungen vergeblich von ihrem alt gewordenen Gesicht zu befreien. Sie hatte sich in ihr Schicksal gespielt.

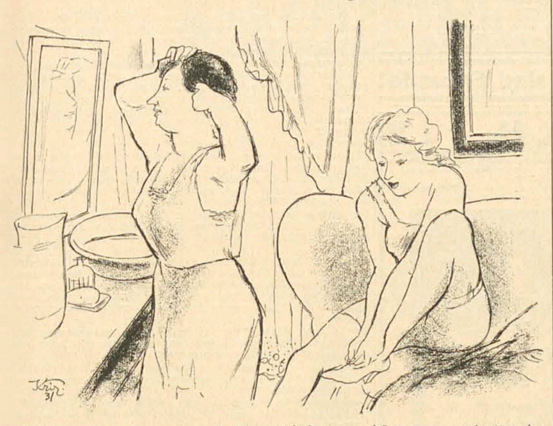
Vom Gold-Kriegsschauplatz

(Karl Arnold)



„Vive le bourgeois français! Wir sind stark genug, auch unsere Verbündeten zu vernichten!"

Erleichterung (*Rudolf Kriesch*)



„Siehste, unsereene, wenn wa 'n Kleenet bekommen, können wa wenigstens behaupten, 's wär' vom jnädjen Herrn. Aber unsere Jnädije hat denn nich mal die Ausrede!"

Die kleine Zeitgeschichte

Aufsichtsrat

Nach der neuen Notverordnung dürfen künftig nicht mehr als höchstens zwanzig Aufsichtsratsmandate in einer Hand vereinigt sein.

Das ist eine unbillige Härte, und man kann daher sehr gut verstehen, wenn Herr Bischendoof über diese Maßnahme furchtbar aufgebracht ist, denn er war bisher siebenundvierzigfacher Aufsichtsrat.

„Skandal!" wettert er. „Einem die Existenz sozusagen unter den Füßen wegzuziehen. Unerhört ist das!"

„Aber Herr Bischendoof", sucht ihn einer zu beschwichtigen, „so schlimm ist doch die Sache nicht. Und schließlich müssen Sie doch zugeben, daß die Maßnahme nicht ganz unberechtigt ist. Siebenundvierzig Aufsichtsratsposten sind eben zuviel. Wenn Sie die Aufgabe wirklich ernst nehmen, können Sie diesen vielen Verpflichtungen doch gar nicht richtig nachkommen. . . ."

„Warum denn nicht?" fragt Bischendoof gekränkt. „Siebenundvierzigmal Herrenfrühstück im halben Jahr ist doch nicht zuviel!"

Ausgenommen ICH

Der deutschnationale Parteitag in Stettin, auf dem Herr Hugenberg am Sonnabend mild nach außen und am Sonntag wild nach innen sprach, war vorüber. Und als die Führer wieder nach Haus fuhren, fragte Oberfohren: „Sagen Sie mal, Herr Geheimrat: Sie sprachen von der Autarkie freier Völker und davon, daß Deutschland nicht andere Märkte mit seinen Erzeugnissen überschwemmen will, daß wir, von einigen Ausnahmen abgesehen, nur für den inneren Markt, nicht für den Export produzieren wollen. Welche Artikel meinten Sie nun mit diesen Ausnahmen?"

„Selbstverständlich Ufa-Filme!" sagte Herr Hugenberg kurz und sachlich.

Erfinderschicksal

In Berlin hagelte es jetzt Filmpremieren. Sämtliche Produktionsgesellschaften beehrten sich, dem Publiko darzutun, wie der Filmjahrgang 1931 geraten sei.

Man sah Operettenfilme, Filmoperetten, Spielfilme, Lustspielfilme, Filmlustspiele, Operettenlustspielfilme, Filmoperettenlustspiele, Lustspielfilmoperetten, Lustfilmoperettenspiele, Spielfilmoperettenlüste . . . Damit wir in diesen Zeiten wenigstens etwas zu lachen haben, nicht wahr.

Zu der Premiere „Bonbons unter dem Monte Casino" hatte die Filmgesellschaft außer anderen Prominenten auch den eigentlichen Erfinder des tönenden Films eingeladen — Ehrt eure deutschen Meister, nicht wahr! —, den bekannten Physiker, Professor, Doktor, Ehrendoktor, Nobelpreisträger und so weiter.

Er saß da in der Ehrenloge und sah und hörte, wozu seine Forschungen und Erfindungen vor nunmehr fünfzehn Jahren den Grundstein gelegt hatten: Tonfilm 1931.

Als es wieder hell wurde, beugte sich der Generaldirektor zu ihm herüber und meinte aufmunternd: „Dat is 'ne Entwicklung in wenijen Jahren, nich wahr, Herr Professor?"

„Wenn ich die nur im entferntesten geahnt hätte . . .", begann der Professor versonnen und zögernd.

„Konntense nich, Herr Professor. Ausgeschlossen! Das konntense nich ahnen!" sagte der Generaldirektor eifrig.

„Nicht wahr?" antwortete der Professor merklich erleichtert. „Ich brauche mir also wirklich keine Vorwürfe zu machen, daß ich ja eigentlich an diesem Bockmist schuld bin . . ."

hs.

Der verfehlte Beruf

Der Wiener Kritiker Julius Bauer, bekanntlich ein gewiegter Operettenfachmann, äußerte sich über den Putsch des Judenburger Rechtsanwalts Dr. Walter Pfriemer folgendermaßen:

„Der steirische Putsch beweist wiederum, daß a Goj nicht Advokat werden soll. Wär' dieser Pfriemer a Jud, dann brauchet' er nicht zu putschen, sondern könnt' von seiner Advokatur leben!"

Spt.

Herbstlied heute neu! / *Von Theodor Riegler*

Die Technik schreitet munter fort,
Man sucht den Krebserreger,
Doch haben viele kaum das Geld
Für einen Bettvorleger.

Die Mode aber ändert sich,
Es blüht die Leichtathletik,
Die meisten Menschen hätten jetzt
Ein warmes Zimmer nötig.

Es dröhnt das blaue Himmelszelt
Vom Lärm der Zeppeline,
Die meisten haben kaum das Geld
Für eine Apfelsine.

Die Menschen grübeln vor sich hin,
Es ist bedeutend kälter,
Und außerdem, es kürzt der Staat
Die Löhne und Gehälter.

Die Menschen gehn zum Arbeitsamt.
Sie möchten gerne heizen,
Und pfeifen auf den Herbst mitsamt
Den schönen Farbenreizen.

Karg hat das letzte Wort / Von Club

In Kargs Nähe hat sich ein Friseur niedergelassen, Karg erzählt es bei Tisch seiner Frau. „Ein Friseur in unserer Gegend, was sagst du dazu?“ meint er; „na, das wird ein schöner Pfuscher sein.“

„Du brauchst ja nicht hinzugehen,“ antwortet die Frau.

„Natürlich brauche ich nicht,“ sagt er, „habe ich vielleicht geäußert, daß ich hingehen will? Aber anderseits wäre es doch ungemein praktisch, wenn man den Friseur so in der Nähe hätte“, überlegt Karg. „Ich könnte es ja einmal bei ihm versuchen, doch du wirst sehen, er schneidet mir die Backe entzwei.“

Seine Frau zuckt die Achseln.

„Er schneidet mir bestimmt die Backe entzwei,“ wiederholt Karg ergrimmt. Nach dem Essen macht er sich auf und verläßt das Haus. Das Wetter ist schön, die Sonne scheint, er wird ein bißchen spazierengehen. Als er bei dem Friseur vorbeikommt, tritt er ein.

Der Laden sieht vielversprechend aus, sauber, fast elegant. Bequeme Stühle laden zum Sitzen ein, an den Wänden hängen blitzblanke Spiegel. — Alles Aufmachung! denkt Karg.

Er nimmt Platz, außer ihm ist kein Kunde da. — Das riecht verdammt nach Pleite, denkt er und sagt zu dem Friseur, der in einem blendend weißen Mantel erschienen ist: „Rasieren, ja; aber schneiden Sie mich, bitte, nicht, und rasieren Sie nicht gegen den Strich, meine Haut verträgt das nicht.“

Der Friseur lächelt, er ist ganz Zuvorkommenheit. „Wie sollte ich Sie denn schneiden, mein Herr?“ fragt er, während er den Seifenschaum anrührt.

„Wie Sie mich schneiden sollten?“ fragt Karg lebhaft zurück; „mit dem Messer, schätze ich, oder rasieren Sie mit einem Salatlöffel?“

Der Friseur lacht verbindlich. „Wenn ich Sie schneiden würde, mein Herr“, meint er, „dann müßte ich ja ein schöner Patzer sein.“

„Eben!“ bemerkt Karg nur.

„Aber ich habe doch viele Jahre bei Honsell als Gehilfe gearbeitet“, fährt der Friseur fort. „Sie kennen die Firma gewiß, es ist die erste am Platze.“

„So?“ sagt Karg; „viele Jahre? — Und warum haben Sie sich dann jetzt in der Vorstadt etabliert, in dieser toten Straße, wo keine Katze zu Ihnen kommen wird?“

„Keine Katze?“ fragt der Friseur immer noch lächelnd; „ich hoffe die Herrschaften der Gegend als Kunden zu bekommen, ich werde mir alle Mühe geben.“

„Das wird Ihnen nicht viel helfen“, sagt Karg schadenfroh. „Na, seifen Sie schon ein! — Wissen Sie, die besseren Leute, die hier herum wohnen, haben ein zu starkes Vorurteil gegen den Vorstadtfriseur. Man fragt sich: Warum hat er denn seinen Laden nicht in der Stadt, wenn er etwas taugt?“

„Aber es kann doch nicht jeder im Zentrum sein“, sagt mit plötzlichem Stirnrunzeln der Friseur. (Schluß auf Seite 331)

(Schluß von Seite 330)

„Nein, aber Tatsache ist, daß alle erstklassigen Geschäfte zentral gelegen sind", stellt Karg unerbittlich fest.

Dem Friseur ist das Lachen vergangen. Er ärgert sich, er seift seinen Kunden vielleicht etwas derber ein, als unumgänglich nötig wäre.

„Sie reißen mir ja schon mit dem Pinsel die ganze Haut vom Leibe", sagt Karg voll galligem Humor; „da werden Sie für das Messer nicht mehr viel Arbeit finden."

Der Friseur antwortet: „Wenn alle Herrschaften hier solche Vorurteile haben wie Sie, mein Herr, dann kann ich allerdings die Bude wieder zumachen."

„Vorurteile, Vorurteile?!" ruft Karg sehr erstaunt. „Hören Sie, sitze ich hier und lasse ich mich von Ihnen balbieren, oder sitze ich nicht hier und lasse ich mich nicht balbieren? — Ich dächte, gerade mein Hiersein wäre der schönste Beweis meiner Vorurteilslosigkeit. Aber freilich, wenn Sie einem die Haut schon mit dem Pinsel abziehen und auf jedes Wort hin eine gekränkte Miene aufsetzen, dann kann ich Ihnen selber nur raten: Brechen Sie Ihre Zelte wieder ab! — Ich will Ihnen einmal etwas sagen, ich bin ein alter Hase und kenne mich aus: Das erste, was der Geschäftsmann nötig hat, ist äußerste Zuvorkommenheit seinen Kunden gegenüber. Der Geschäftsmann darf keine Sekunde lang vergessen, wer die angenehme Person in seinem Laden ist. Wer ist's zum Beispiel hier von uns beiden? — Ich schätze doch: Ich."

„Es gibt auch unangenehme Kunden, mein Herr", sagt der Friseur.

Karg ereifert sich: „Das ist mir der rechte Standpunkt für einen Anfänger, das lob' ich mir! — Mit Hochmut hat noch niemand seine Kassen gefüllt."

Der Friseur hat inzwischen zu rasieren begonnen. Er ärgert sich mächtig. Er schweigt, sucht seinen Groll hinunterzuschlucken und schabt verbissen an Karg herum. Plötzlich

Ersatz *(Jos. Hegenbarth)*



„Bei allen Völkern nischt wie Pleiten – da brauchen wir bald den Pazifismus gar nicht mehr!"

jedoch entfährt ihm der Satz: „Ein Anfänger bin ich übrigens nicht, ich habe die Meisterprüfung gemacht. Mein Diplom hängt dort an der Wand."

„Mir soll es recht sein", sagt Karg, „wenn Sie mich nur nicht schneiden. Alles übrige ist mir schnuppe."

„Der Herr sprechen so viel vom Schneiden", entgegnet nun der Friseur hinterhältig, „da könnte man fast unsicher werden." Er lächelt wieder, aber nicht liebenswürdig wie vorhin, sondern eher hämisch.

Karg hingegen lacht hell hinaus. „Haha, unsicher werden! — Wenn man's nicht schon wäre, was? Was?" Er macht in diesem Augenblick eine rasche Bewegung, um dem Friseur ins Gesicht zu blicken, und — ist es Zufall, ist es Absicht — der Friseur schneidet ihm die Backe entzwei.

„Au!" schreit Karg, und fast gleichzeitig ruft er triumphierend: „Was habe ich gesagt: Der Kerl hat mir ja die Backe entzweigeschnitten."

Merkwürdigerweise aber schilt er nicht einmal besonders, er beruhigt sich sehr schnell, als der Friseur ihm blutstillende Watte auf die Schnittwunde legt, und lächelt sogar fast befriedigt in sich hinein. „Sehen Sie," sagt er, „ich habe heute mittag bei Tisch zu meiner Frau gesagt, hier hat sich ein Friseur niedergelassen, der mir bestimmt die Backe zerschneiden wird, wenn ich zu ihm gehe, und nun ist es so gekommen. Was meinen Sie jetzt? Ich habe es auch zu Ihnen gesagt, gleich, als ich eintrat, ja oder nein?"

„Es ist mir noch nie passiert, mein Herr," entschuldigt sich der Friseur verlegen, der nun wieder ganz versöhnt und bescheiden zu lächeln versucht, „ich bin untröstlich, ich —"

„Ach was!" brüllt Karg, aufs neue gereizt und zanksüchtig, „untröstlich! — Antworten Sie mir: Habe ich recht gehabt oder nicht?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co Komm.-Gesellsch., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Auf der Wacht im Osten

(M. Frischmann)



„Siehst du, Pawel Pawlowitsch, wir brauchen uns wegen Japan keine Sorge machen: seit der Krieg geächtet ist, wird er bloß noch inoffiziell geführt."

Englisch Horn spielt zerstreut / Von Hans Leip

Die Damenkapelle in der Samoa-Bar spielte täglich bis Mitternacht. In ihrer Abmachung stand ausdrücklich, daß ein Verkehr mit den Gästen nicht zu ihren Pflichten gehöre, und da die Dirigentin strenge war und auf Takt hielt, sowohl bei den Musikstücken wie im Leben, ging alles gut. Bis auf das eine Mal. Manchmal spielten sie in Marinekleidchen, manchmal in oberbayrischer Tracht, zuzeiten auch als Holländerinnen. Niemals machten sie lange Pausen, denn die sind verderblich einerseits für die Stimmung, andererseits für die Moral. Die Dirigentin, die im Orchester die Trompete blies, opferte oft, vorstehender Einsicht zuliebe, ihre eigene Ruhe und spielte Tango-Soli auf einer weißen Ziehharmonika.

Die Gäste waren Seeleute aus aller Herren Länder, freundlich, betrunken und in Bezug auf Musik anspruchslos, wenn es nur entweder laut oder schneidig oder schmelzend war. Aber einmal kam da ein besserer Herr, man sah es gleich, sein Gesicht war von Empfinden erfüllt. Er bestellte ein Glas Wermut, was auch zu denken gab, und stützte sein Kinn in die Hand, wobei er den Zeigefinger lose ans Ohr legte.

„Es ist ein Musikkritiker. Wir kommen in die Zeitung. Nehmt euch zusammen!" flüsterte die Dirigentin, und ihre Wangen, da sie feurig in die Trompete stieß, wurden rund wie Kinderbälle. Es war ein Marsch, und die Theke entlang klapperte es an den Groggläsern mit, und die Augen der Seebären leuchteten wie zur Flottenparade. Der feine Mann vor seinem Wermut aber verzog plötzlich schmerzlich den Mund, und es schien nicht von dem Getränk herzurühren. Vielmehr hatte das Englisch Horn nicht aufgepaßt. Die Dirigentin drehte sich um. Zürnend schmetterte ihre Trompete über die weiße Mütze der Emmy B. hin, denn die war die Schuldige und hatte nämlich mehr auf den Wermuttrinker als auf die Noten geblickt. Ihre Kolleginnen waren entweder verheiratet oder hatten einen Freund. Emmy B. jedoch hatte ein Kind, das in Pflege lebte, und einige Ersparnisse, sonst nichts.

Als das Stück zu Ende war, versuchte die Kapellmeisterin den Mißton durch ein wundervolles Solo auszugleichen. Es war der Tango vom ungeküßten Mund, der seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Der feine Herr jedoch sah nur flüchtig auf das silberbeschlagene Elfenbein der Harmonika; sein Blick glitt auf das Englisch Horn zurück, wo er schon vorher geweilt hatte.

Die Dirigentin schritt danach selber mit dem Sammelteller herum. Der feine Herr legte mit blasser, müder Hand einen Fünfer darauf. Die Dirigentin errötete. Sie war untersetzt. Es war die Woche der Marinekleidung, sie wußte, es stand ihrer Figur nicht so, nicht so das Weiß und Blau zu ihrem schwärzlichen Haar wie etwa dem dünnen, blonden Englisch Horn. „Oh, danke!" sagte sie und machte einen Knix wie in ihrer langverschollenen Backfischzeit, wo Backfische es noch taten. „Danke, Kritiker sind eigentlich frei! Ich wollte Pianistin werden!" fuhr sie fort: „Ich hatte Aussicht, unter Franz List, unter Felix Lamond aufzutreten, aber auch dieses mein Herr, ist Ehrensache! Achten Sie nicht auf das Englisch Horn, es ist eine junge Kraft, sie hat auch ein Kind, und wenn Sie schreiben . . ."

„Englisch Horn?" antwortete der Herr mit niedergeschlagenen Augen. Seine Stimme war sanft: „Ich dachte, es sei eine Schalmei. Ich liebe Schalmeien. Ich bin nämlich Missionar. Verstehen Sie wohl, auch wir müssen das weltliche Treiben kennenlernen, um es bekämpfen zu können."

Wortlos enttäuscht kehrte die Dirigentin zu ihren Damen zurück. Sie zischte die junge Kraft Emmy B. an: „Choräle spielen wir nicht!" und ließ, ohne sich näher zu erklären, den aufreizenden Walzer „Toll laßt uns sein und noch mal sünd'gen . . ." auflegen. Das Englisch Horn aber spielte nach wie vor zerstreut.

Punkt vierundzwanzig Uhr packte man ein. Die Kapelle ging nach Hause. Aber das Leben dort in der Samoa-Bar geht mit Schallplatten weiter bis um vier. Und auch

Melancholie

Von Fritz Vöttiner

Wenn man so durch den Regen zittert,
die Hose und das Hirn zerknittert,
hört auf dem Schirm den Tropfentanz,
denkt man, wie gut, der Schirm ist ganz.

Der Schirm ist ganz, er hält noch dicht,
doch nimmt er dir das bißchen Licht,
das spärlich durch die Wolken äugt.

Und plötzlich ist man von den Pleiten
und von den Unzulänglichkeiten
in seinem Dasein überzeugt.

Voll Hoffnung denkt man hinterher,
wenn nur erst Feierabend wär' —

Bescheidene Zeiten

(Jeanne Mammen)



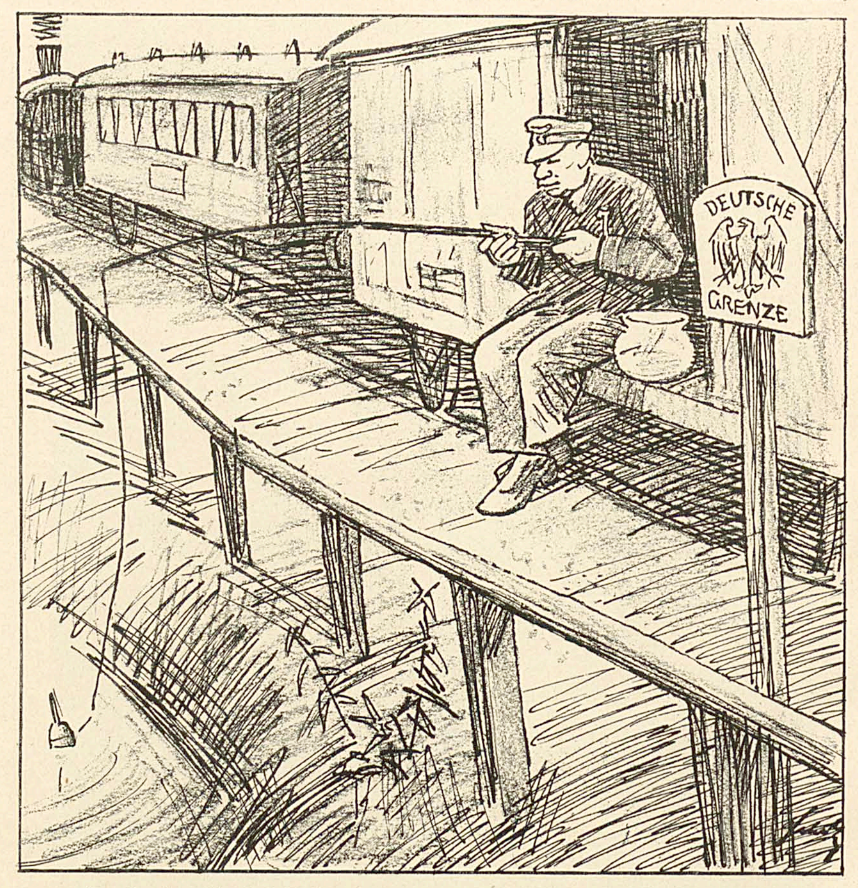
„Wat schaut denn die Kleene immer zu dir her?" — „Die hat jesehn, daß ick 'ne Mark jewonnen habe, sowat regt heute 'n Weib irrsinnig uff!"

der sanfte Herr nippte fort an seinem einzigen Wermut und wies stumm die Zudringlichkeit der noch nicht untergebrachten oder schon wieder freien Hafenschwalben ab. Um zwei aber kam in einem Abendkleide jene Emmy B. herein, die das Englisch Horn gespielt hatte. Sie trat an den Tisch und entschuldigte sich bei dem Herrn, von dem sie annahm, er sei ein Berichterstatter für Musik an einer Zeitung, wie die Dirigentin gemunkelt. Sie fürchtete für ihre Stellung und habe deshalb nicht schlafen können und zum ersten Male in ihrem Leben den Fuß privaterweise in die Stätten der Nacht gesetzt.
Da sie aber erfuhr, er sei nicht, was sie geglaubt, war sie unglücklich. Er aber schien sehr glücklich und sprach von den Schalmeien und englischen Hörnern des Himmels im Gegensatz zu der Sünde dieser Welt. Sie besann sich, erkundete, was sein Beruf einbringe, hielt ihr Erspartes daneben, sah wie er, daß es reichen würde, und ließ ihre Seele retten.

Somit fiel das Englisch Horn aus, und man konnte keine andere finden, die es zu blasen verstand. Da es aber immerhin einen gewissen Part hat und ein Timbre gibt, das man nicht entbehren mag, so war die Dirigentin zugänglich, als nach mehreren Wochen — man trat gerade wieder holländisch auf — Emmy B. sich meldete; und es sei ein Heiratsschwindler gewesen. Seitdem aber finden selbst die echten Musikkritiker keine Beachtung mehr bei dieser Kapelle.

Die Reichsbahn-Amnestie-Anleihe

(Wilhelm Schulz)



„Zum Angeln gehört Geduld. Irgendwann werden die Goldfische schon einmal anbeißen!“

Vom Tage

Die in England von Sir Oswald Mosley gegründete „Neue Partei“ berief in ihren Generalstab den früheren Box-Weltmeister Ted Lewis, um, wie die Nachricht wörtlich heißt, „die athletische Seite der Parteiorganisation auszuarbeiten“.
Auch hierin geht England in weiser Voraussicht die Wege der Zukunft. T.

•

In Berlin ist vor kurzem eine neue Polizeiverordnung für den Straßenverkehr betr. das „Anreißen“ erlassen worden. Das Kammergericht Berlin hat nun festgestellt, aus der Verordnung könne kein Mensch ersehen, daß damit das „Ansprechen durch Damen auf der Straße“ gemeint sei, und hat die Verordnung für ungültig erklärt, weil sie in allzu schlechtem Deutsch geschrieben sei.
— Selbstverständlich hat der Berliner Polizeipräsident Beschwerde eingelegt. Es ist ein völlig neuer Standpunkt des Kammergerichts, daß Verordnungen da seien, um verstanden zu werden. Sollte dies Verfahren einreißen, so würde man die Verordnungen bald zählen können. Teha

• •

In der illustrierten Kinderzeitschrift „Schmetterling“ findet sich folgendes Tauschgesuch:

Gebe: „Die Verfassung“; wünsche: 100 Erdal-Bilder von Serie 1—28 oder nur Abschnitte.

Es ist immerhin interessant, festzustellen, wie hoch die Verfassung bei der jungen Generation im Kurse steht. Oder handelt es sich hier um den Spezialfall eines Angehörigen der „Nationalen Opposition“?

•

Die österreichischen Sozialdemokraten fordern in ihrem „Selbsthilfeprogramm“ zur Linderung der Wirtschaftskrise die Regierung auf, gegen beabsichtigte Betriebsstillegungen Einspruch zu erheben, und erklären:

„. . . mit Rücksicht auf den Arbeitsmarkt und auf die Belastung, die dem Bund durch eine Vergrößerung der Arbeitslosigkeit erwächst, müßten Stillegungen und Konzentrationen auf eine günstigere Zeit verschoben werden.“

Also: arbeite in der Krisenzeit, damit du bei Besserung der Konjunktur stillegen kannst! Ein Wirtschaftsprogramm, dem man den Reiz der Neuheit nicht absprechen kann. Spt.

An die Kapitalisten links und rechts des Rheins

Von Karl Kinndt

Briand und Laval sind abgefahren
nach Paris,
und die Völker sind sich nicht im klaren,
ob die Resultate günstig waren
oder mies.

Wird sich nun ein Freundschafts-Geist entwickeln
und bestehn?
Oder bleibt's bei Friedens-Leitartikeln,
die wie Sekt im geist'gen Gaumen prickeln
und verwehn –?

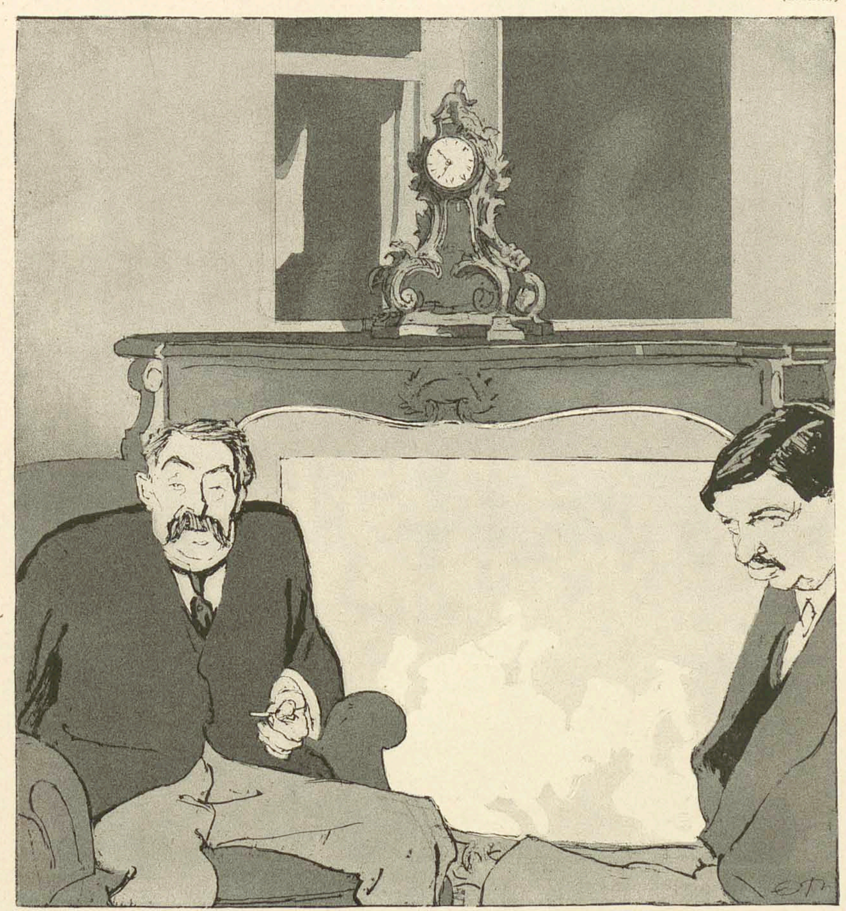
Haben's die Regierenden begriffen,
daß es eilt?
Daß Europa scheitert an den Riffen
deutscher Not, wenn erst in gellen Pfiffen
Sturmwind heult?

Bis zum Winter sind noch wenig Wochen – – –
Eis und Frost
bringt Verzweiflung leicht zum Überkochen –
Und der Wind – hat sich herumgesprochen –
weht aus Ost – – –

Wollt ihr immer noch Gewinn erraffen
aus der Not
und den Hungernden nicht Arbeit schaffen,
helfen euch nicht Wehr noch Waffen –:
gebt statt Steinen endlich Brot!

Träumerei am französischen Kamin

(E. Thöny)



„Es war doch wirklich recht nett in Berlin. — Da sieht man's wieder: wenn man bloß die verfluchte Politik aus dem Spiel läßt, kann man sich mit jedem Menschen ganz gut unterhalten!"

Mode der Güte

(E. Schilling)



„Die Pelzmäntel sind in diesem Winter so, gnädige Frau: innen Breitschwanz, Chinchilla, Nerz, Zobel — außen ein billiger Tweed-Überzug. Das wirkt sozial ausgleichend, ist aber trotzdem von apartester Hochwertigkeit."

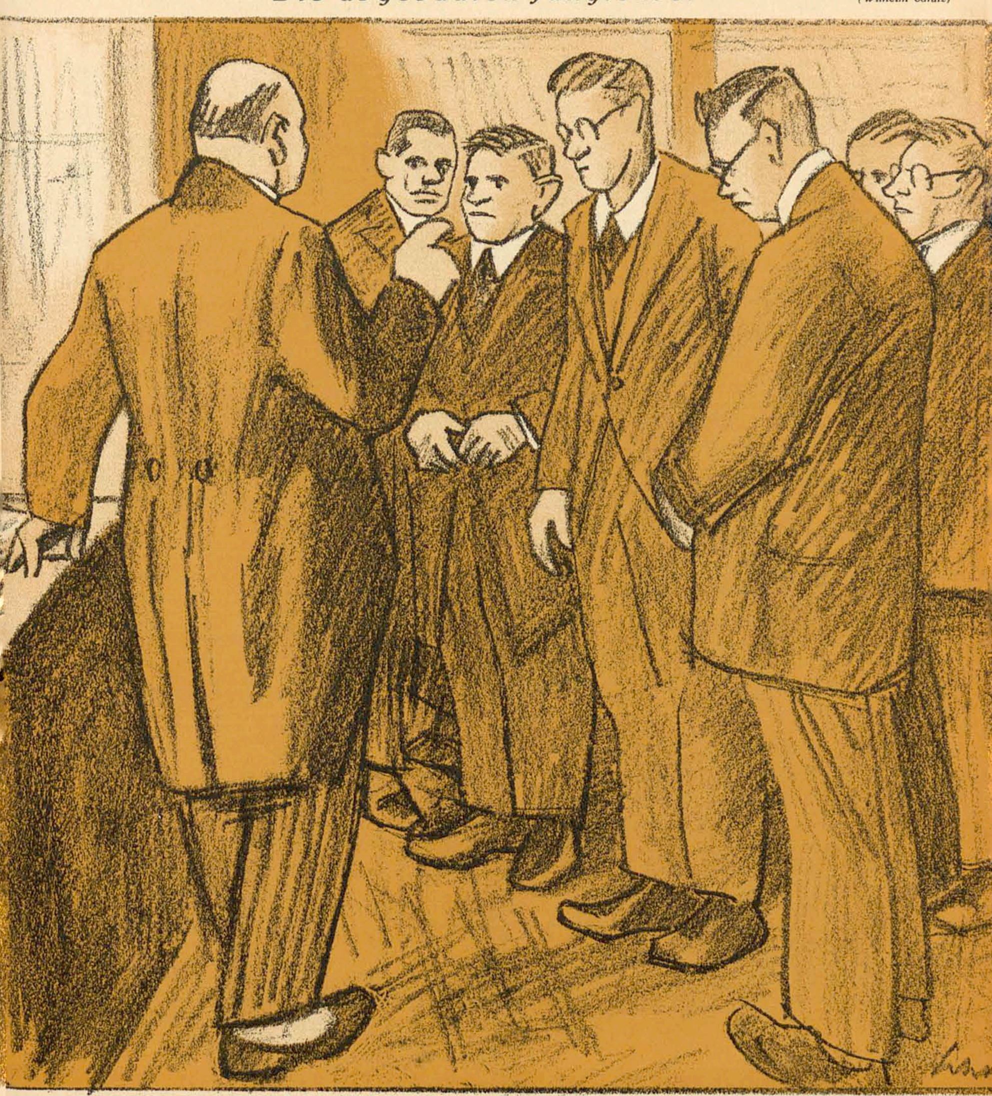
Stuttgart, 19. Oktober 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 29

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Die abgebauten Junglehrer

(Wilhelm Schulz)



„Sie müssen Ihre Existenz dem Staatswohl opfern, meine Herren! Analphabeten lassen sich leichter regieren, und die Notverordnungen werden sowieso durch den Rundfunk bekanntgemacht."

Die Welt-Währung / Von Karl Kinndt

Wunderschön ist der Gedanke
internationaler Währung,
heilt man dadurch unsre kranke
Welt von der Verdauungsstörung.

Wie wird es die Nerven schonen,
wenn wir diesen Zaster haben —:
Angst-befreit, daß Inflationen
über Nacht ihn untergraben!

Keiner braucht mehr zu verschieben
heimlich die erraffte Beute:
Treu und Redlichkeit zu üben
wird zum Sport selbst reicher Leute!

Mit dem Welt-Zertifikate
unterm Kissen und im Safechen
tut der heut so desperate
Mensch mal wieder ruh'gsein Schläfchen!

— — Leider sollen diese Schätze
nur in Banken-Kellern ruhen
und von dort als Gold-Ersätze
wundersame Wirkung tuen — —

Keiner kriegt sie in die Hände —
Mark bleibt Mark, Geschäft - Geschäft — —
Und am Ende — und am Ende
wird die große Weltenwende
dadurch auch nicht weggeblufft!

Urhebertragödie / Von Arnold Ulitz

Der reiche Kaufmann Friedrich Wilhelm Overbeck, Inhaber eines glänzenden Lebensmittelgeschäfts, Stadtverordneter und als solcher ein forsches, ja schroffheldisches Mitglied der vaterländischen Opposition, führte, abgesehen von dem männlichen Schmerz, den er ununterbrochen für seine versklavte Heimat empfand, ein sorgenloses Dasein, bis er sich selbst auf höchst merkwürdige Weise eine so schwere Sorge schuf, daß er am Ende unter ihr zerbrach.

Eines Tages las er in seiner Zeitung die zündende Rede, die Geheimrat K., der Universitätsrektor, bei einer der vielen Siegesfeiern gehalten hatte, mit denen man an den Hochschulen, in Ermangelung eines gewonnenen Krieges, wenigstens die gewonnenen Schlachten rauschend beging. In dieser Rede kam folgende Stelle vor: „Wem lachte nicht das Herz im Leibe, wenn er der glorreichen Jahre gedenkt, da eine Welt von Feinden den deutschen Lebensraum umdräute; jener Jahre, da der deutsche Mensch mit Gelächter jede neue Kriegserklärung zur Kenntnis nahm und deutscher Landsknechtshumor zur Kreide griff und an einen Waggon des Transportzuges den unvergeßlichen kernigen Satz schrieb: ‚Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen!' Ja, der namenlose Held, der unbekannte Soldat, der diesen Satz erdachte und schrieb, er sei gegrüßt, wenn er nicht längst in fremder Erde ruht! Dennoch: sein Geist lebt weiter, sein Geist erfüllt euch, Kommilitonen, euch, die Zukunft der Nation, die Säule unserer Wehrhaftigkeit!"

Da erbleichte der Kaufmann Friedrich Wilhelm Overbeck, denn dieser namenlose Held war niemand anderer als — er! Nein, er ruhte nicht in fremder Erde, er hatte in seiner Eigenschaft als Kaufmann mit guter Handschrift dem Vaterland in einer Schreibstube gedient, und er, er hatte damals jenen Satz geschrieben, ahnungslos, daß er ein welthistorisches Wort verfasse. Sein Name könnte, wenn er bekannt wäre, in allen Lesebüchern stehen, und wenn er sich jemandem vorstellte: „Overbeck", würde der andere in ehrfürchtigem Stutzen fragen: „Wie? Sind Sie etwa . . .?" — „Gewiß", würde er antworten und bescheiden lächeln. „Gott, damals hatte man ja nichts anderes im Kopf als: viel Feind, viel Ehr', und nichts wie draufgehen!"

Ach, und nun pries ihn eine Magnifizenz als einen längst schon Verfaulten. Der Wahrheit mußte Genüge geschehen, und gleichen Tags schrieb er dem Geheimrat, er sei in der glücklichen und stolzen Lage, noch zu leben, und habe den bewußten Satz einst geschrieben, um sein Scherflein zum Siegeswillen beizutragen. Wenn er heut sein Inkognito lüfte, tue er es nur, weil Herr Geheimrat als Geschichtsforscher vielleicht Belang daran finden könnten. Der Gelehrte ließ der Zeitung sofort eine freudig bewegte Notiz zugehen, und die Zeitung wieder bewilligte dem geschätzten Inserenten und bekannten Parteimitglied Overbeck bereitwilligst die späte Auferstehung.

Noch ehe jedoch diese Ehrung des verdienstvollen Mannes Früchte tragen konnte, geschah etwas Ärgerliches und Überraschendes; allein in Overbecks Vaterstadt meldeten sich sechs Männer, ein Oberregierungsrat, drei mittlere Beamte, ein Schneidermeister und ein Arbeiter, die sich als die Urheber des Heldenwortes bezeichneten und von der Zeitung eine entsprechende Berichtigung verlangten. Die Redaktion tat ihnen in viel- und nichtssagender Gewundenheit den Gefallen, aber untragbar wurde die Sache, als Overbeck jetzt eine Berichtigung der Berichtigung forderte, die in sechsfacher Ausführung mit sechs verschiedenen Namen folgendermaßen lautete: „Unwahr ist, daß Herr Oberregierungsrat Langemann den Ausspruch . . . wahr ist vielmehr, daß ich, Friedrich Wilhelm Overbeck . . ." Schweren Herzens wies man ihm das Skriptum zurück, und nun begann die Tragödie, die ewig moderne, antike Tragödie dessen, der um sein heiliges Recht kämpft.

Als er versuchte, die Konkurrenten durch gerichtliche Verfügung an der Weiterverbreitung ihrer ehrabschneiderischen Lüge zu verhindern, verlangte das Gericht den Wahrheitsbeweis. „Ich werde ihn bringen!" schwor er. Nicht genug aber, daß diese sechs Mitbürger sich mit seinen eigenen Federn schmückten, aus ganz Deutschland flogen ihm zynische Briefe ins Haus, aus Pommern allein fünfundsechzig, deren Absender alle behaupteten, nicht er, Friedrich Wilhelm Overbeck, sondern vielmehr sie hätten den Satz . . . Darunter waren Herren von Adel, ehemalige Offiziere und jetzige Volksvertreter von lärmvollem Namen. Solch große Mißgunst selbst in diesen Kreisen! Doch Overbeck nahm trotz seiner angeborenen Ehrfurcht vor Titel und Geblüt den Fehdehandschuh auf und beantwortete die Briefe vorläufig mit dem Satz: „Da es ausgeschlossen ist, daß mehr als ein einziger Mensch diesen welthistorischen Kernspruch geschaffen hat, bleibt mir leider nichts übrig, als Sie einen Lügner zu nennen." Bei niedrig gestellten Bewerbern schreckte er sogar vor dem Wort „infamer Lügner" nicht zurück. So wurde er noch im gleichen Monat in zweihundertvierundfünfzig Beleidigungsprozesse verwickelt.

Er stellte natürlich, echt deutsch, den Helden über den Händler, vernachlässigte sein Geschäft und machte weite, kostspielige Reisen, um Kameraden, die mit ihm in jenem bedeutsamen Waggon gesessen hatten, aufzusuchen. Doch stieß er auf verständnislose, ja spöttische Herzen, obwohl er stets, so wohlsituiert er auch aussah, das alte, biedre, feldgraue „Du" und „Kam'rad" verwandte. „Tja, Mensch, wer soll so 'ne Kleinigkeit noch wissen! Kann mich kaum noch an deine Fresse erinnern!" — „Kleinigkeit?" schrie Overbeck. „Gestatten Sie, daß ich anders darüber denke!" Erst in Katowice, der einst deutschen Stadt, fand er, dank den wucherisch teuren Recherchen eines Detektivbüros, den Kameraden Sefflik, der nach gewaltigen Mengen Essen, Schnaps und Tabak sich zu entsinnen behauptete. „Verfluchte Sorgen hast du, Kamerad!" seufzte Sefflik, „aber erst meine eigenen, o Jesus, Jesus! Gibst du dreihundert, Mensch, bist du nicht arm, bin ich aber schon reich!" Eine gemeine Erpressung, aber Overbeck zahlte, und Sefflik unterschrieb eine eidesstattliche Erklärung.

Als Overbeck den Gerichten mit diesem Dokumente kam, zeigte sich zu seinem Entsetzen, daß sämtliche Gegner ähnliche Beweisstücke hatten. Es gab keine andere Deutung, als daß in jener großen Zeit viele Männer zugleich auf mystische Weise den gleichen markigen Ausdruck gefunden hatten, daß der berühmte Satz also zweihundertvierundfünfzig Urheber besaß, ungerechnet jene, die in fremder Erde ruhten oder nichts von der Streitfrage wußten.

Der unglückliche Mann wurde zweihundertvierundfünfzigmal zu Geldstrafen und zur Tragung der Gerichtskosten verurteilt. Vergeblich legte er den Gerichten die Inserate vor, die er seit Jahren als sein eigener Propagandachef verfaßt hatte, und die ihn als Meister der witzigen Formel, des einprägsamen Wortes erwiesen. Er legte in allen Fällen Berufung ein und zahlte aufs neue.

Und da veröffentlichte er auf eigene Kosten seine Broschüre: „Mein Kampf", ließ eine ungeheure Auflage gratis verteilen, wobei natürlich die Verteiler bezahlt werden mußten, und ließ die Broschüre jedem Pfund Zucker, ja jedem Pfennigeinkauf in seinem Geschäft beipacken. Seine tief besorgte Frau bewog ihn endlich, eine Zeitlang auszuspannen, aber die Muße der sommerlichen Berge benutzte er zu ganz absonderlichem Tun, ja er glich einem Dichter, so fiebrig war seine Intuition. Er schuf Hunderte und aber Hunderte von markigen Sprüchen, die seinem armen Vaterland bitter nottaten. Mitten in der Nacht taumelte er aus dem Schlaf und notierte einen Spruch auf die Nachttischmarmorplatte. Beim Essen überfielen ihn die Ideen. Selbst bei der Befriedigung seiner Notdurft flogen ihm die erhabensten Gedanken zu, und gerade bei einer solchen Gelegenheit schuf er den guten Satz: „Denke nicht an deine persönliche Not, Deutscher, denke an die Not des Vaterlands!" Die schönsten dieser Sprüche ließ er auf Glanzkarton drucken und überreichte sie geschenkweise den vaterländischen Parteien zwecks Gratisverteilung bei Versammlungen. Er hatte nichts Geringeres vor, als die pazifistisch verseuchten Deutschen durch Schlagworte zu erlösen. Als er jedoch einer besonders geschätzten Partei den Kernspruch einsandte: „Deutscher, schlafe nicht!", erhielt er den frostigen Bescheid,

Die falsche Fassade

Von Peter Scher

Triffst du im Ausland so ein altes Haus,
wirkend wie Deutschlands böses Gewissen,
dann sieht es unfehlbar runtergerissen
wie Hugenberg aus.

Da bietet sich dir die falsche Fassade,
das Kraftgesabber, das Asthma, der Bart;
die alte Trompeter von Säckingen-Art
kennt keine Gnade.

Der Atem der Welt umweht nur den Rock,
und wenn sich schon alle verständigt haben:
Gewisse Dinge muß jeder begraben —
Er trotzt wie ein Pflock.

Denn Deutschland ist Er und seine Karriere,
die andern sind Verräter und Narrn,
denn sie bekämpfen den heiligen Sparrn
von Ruhm und Ehre.

Die Völker belächeln ihn, wie sich's gehört —
und fürchten das Gebild aus Pappe;
es hat ja die Macht und hat die Klappe,
die Arme betört.

Doch kurz ist das Glück des Pfuschers auf Erden —
das Bess're verhindern kann er noch;
zum Popanz, zum Popanz muß er doch
schon morgen werden!

Helden unserer Zeit

(E. Schilling)



„Und was gedenken Sie und Ihre Herren Brüder nach Beendigung Ihres Prozesses zu tun, Herr Sklarek?" — „Wir beabsichtigen eine Fachschule für angewandte Unterschlagungskunst zu eröffnen, um dem neuerdings auf diesem Gebiet eingerissenen Dilettantismus abzuhelfen."

ihm sei wohl entgangen, daß dieser kategorische Imperativ bereits viel markiger und positiver im Worte „Deutschland, erwache! Juda, verrecke!" seine Prägung gefunden habe. Overbeck war tief beleidigt. Öfter und öfter wurde die Originalität seiner Denksprüche angezweifelt, und sein schönes Wort „Gedenke, daß du ein Deutscher bist" von einer Seite sogar dem Großen Kurfürsten zugeschrieben. Da trat er, im Heiligsten verletzt, zur Kommunistischen Partei über, die aber seine erste Einsendung: „Deutscher, bekenne Farbe! Rot ist Trumpf!" als lächerliche Mißgeburt eines bürgerlichen Skatspielergehirns zurückwies.

Den einwandfreien Beweis jedoch, daß sein Gehirn nicht mehr in Ordnung war, lieferte er erst, als er auf dem Güterbahnhof quer über eine Waggonwand den Kernspruch schrieb: „Der Starke ist am mächtigsten allein!", und darunter den Verfassernamen: „Friedrich Wilhelm Overbeck." Da wurde gesorgt, daß er fortan wirklich allein blieb, als harmloser Irrer in einem Sanatorium. Sein letzter Spruch lautete kurz, doch alles umfassend: „Wir, Friedrich Wilhelm Overbeck von Gottes Gnaden."

Zeitungslüge

Von Ossip Dymow

Auf der Kreuzung zweier New Yorker Straßen, von denen eine geräuschvoller als die andere ist, steht ein Zeitungsverkäufer und ist bemüht, seine Ware zu verkaufen. Es ist gegen Abend. Menschen kommen aus ihren Büros, aus den Fabriken und Werkstätten und wollen natürlich wissen, was auf der Welt inzwischen passiert ist. Und der Zeitungsverkäufer, obwohl nur zwölf Jahre alt, versteht sein Geschäft. Er weiß — das New Yorker Kind —, daß „Reklame den Umsatz hebt", und schreit, so laut seine Stimme nur vermag: „Abendstimme! Extra! Ein junges bildschönes Mädchen von einem Wallstreet-brocker verführt, nimmt Gift und stirbt. Fünf Cents! Stirbt in unbeschreiblichen Qualen. Abendstimme! Fünf Cents."

Menschen bleiben stehen, dringen näher, manche kaufen die Zeitung, manche lesen die Überschrift, die in großen Buchstaben gedruckt ist und mit dem Selbstmord des bildschönen Mädchens nichts zu tun hat. Angeblich ist der Selbstmord inwendig.

Der Knabe ruft ununterbrochen weiter: „Himmelschreiende Tragödie! Abendstimme! Selbstmord einer achtzehnjährigen Schönheit, Opfer der Wallstreet. Die Mutter verliert an der Leiche der Tochter den Verstand. Der jüngste Bruder schwört Rache! Rache! Für fünf Cents!"

Seine Stimme zittert — wahrscheinlich von der Kälte, da ein starker Herbstwind vom Hudson weht und der Zeitungsverkäufer nicht sehr warm angezogen ist. Doch „business is business" und „time is money". Man muß die Ware schnell los werden. Denn in allen Druckereien der Stadt — das weiß er — werden neue Zeitungen vorbereitet, die andere Neuigkeiten ankünden. Good bye dann mit dem achtzehnjährigen Mädchen, das Gift genommen hat.

„Grausames Drama, Grimasse der Zeit!"

Südtiroler Herbstbetrachtung

(E. Thöny)



„Inser Herrgott hat's mit der heirigen Weinernt' schon guat g'moant, aber vom G'schäft versteaht er halt nix. Gar z'viel Segen von oben verdirbt uns da unten an Preis."

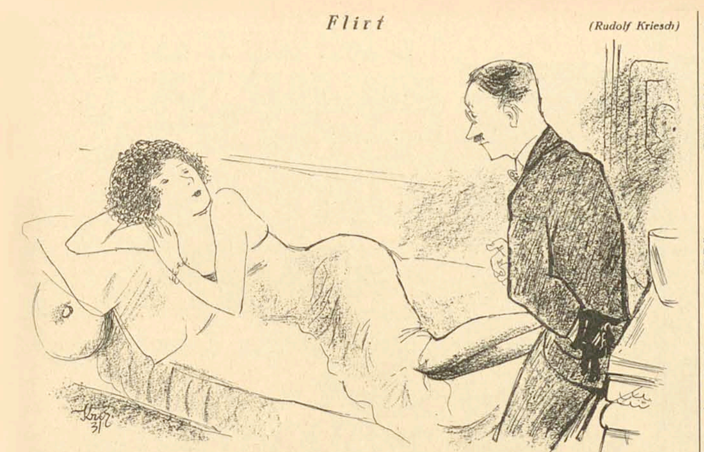
schreit er schon heiser aus: „Das schöne achtzehnjährige Mädchen küßt den schlafenden Bruder und vergiftet sich an seinem Bett. Extra! Extra! Der erwachte Junge schwört Rache! Rache schwört er. Hier ist alles beschrieben! Für fünf Cents! Fünf Cents!"

Menschen kaufen die Zeitungen, blättern sie durch, suchen, blättern wieder und werden böse. Die Zeitung ist aber schon verkauft, und fünf Cents ist sie schließlich wert. Aber einer von diesen, der die Nummer der „Abendstimme" bei dem geschickten Verkäufer gekauft hat, hält es für nötig, zurückzukehren. Er ist sehr unzufrieden und schnauzt den Zeitungsverkäufer an: „Was plapperst du da eigentlich? Wo ist der Wallstreetbankier? Wo verliert die Mutter ihren Verstand? Wieso schwört der jüngere Bruder Rache?! Alles erfunden! Kein Wort davon ist hier gedruckt. Da steht nur, daß ein Mädchen Selbstmord verübt hat — und dieser kleine Lügner erfindet eine ganze Tragödie! Der Polizei sollte so etwas gemeldet werden."

Der Mann ist jetzt ganz wütend. Auch die übrigen Menschen um den Verkäufer herum werden aufgeregt und brummen.

Der Knabe, seine heisere Stimme schwer beherrschend, antwortet: „Es stimmt schon, daß davon hier nichts geschrieben steht. Ich aber weiß es besser: ich bin nämlich der jüngere Bruder."

Flirt *(Rudolf Kriesch)*



„Nein, mein Lieber, bei mir muß ein Mann sehr lange warten, bis er Erfolg hat!" — „Selbstverständlich, ich habe ja auch fast eine halbe Stunde Zeit!"

Unglückliche Liebe / Von Kurt Rudolf Neubert

Ich liebe — unglücklich. Ein Barmädchen in festen Händen. Zufällig kam ich in das Lokal, und jetzt zieht es mich Abend für Abend hin. Wenn das kleine Orchester einen exotischen Tanz spielt, stelle ich mir vor, daß Mi — das Barmädchen — braun und nackt wie ein Wüstenkind, dazu tanzt. Sie hat solche Hüften. Und ihr Gesicht, schwarz umrahmt vom Haar, wirkt so sympathisch verdorben.

Ich sitze jeden Abend in dem Lokal und schaue zur Bar, wo sie Cocktails mixt. Manchmal lächelt sie mich an. Und ich werde unruhig und lasse mir noch einen Likör geben. Ich rauche noch eine Zigarette. Das dauert bis kurz vor drei. Dann taucht ein Mann auf. Ihr Freund. Ein Boxer. Mittelgewicht. Er sitzt mir gegenüber und blickt mich manchmal an, als wäre ich eins von den Aquarellen, die hier an den Wänden hängen. Er hat also kein Verständnis für mich. Ich merke es.

Wenn er die Zigarre aus dem Mund nimmt, spreizt sich seine rechte Hand zu einem riesenhaften Teller. Mit diesen Händen streichelt er Mi. Ich bestelle noch einen Likör. Nach fünf Likören imponieren mir die Handteller des Boxers nicht mehr.

Um drei, wenn die Bar geschlossen wird, wartet der Boxer draußen auf Mi. Sie rechnet noch ab, wirft mir im Hinausgehen einen Blick zu und geht — mit ihm.

An einem Abend aber — ich weiß nicht, warum ich so voll nervöser Erwartung und in dem Gefühl, etwas Entscheidendes zu erleben, das Lokal betrat. Es war alles wie sonst. Ich saß da und blickte zur Bar, wo Mi Cocktails mixte. Manchmal lächelte sie mich an.

Gegen drei Uhr wurde ich unruhig. „Jetzt kommt er!" dachte ich. Aber er kam nicht. Ich blickte mich um, suchte ihn in der Telephonzelle, sogar auf der Toilette, aber ich fand ihn nicht.

„Eine Falle?" fragte ich mich, während mein Herz nach acht Likören schneller schlug. Ich sah Mi an, sie war schon bei der Abrechnung. Wie immer.

Da trat ich zu ihr: „Mi, er ist nicht da!"

Sie blickte auf: „Wer? Ach so, nicht da? Ich dachte . . . Er wird doch nicht . . . ?" Sie überblickte unruhig das Lokal. Dann lief sie plötzlich fort. Nach einigen Minuten kam sie zurück. Sie hatte telephoniert.

Ihr Gesicht war blaß. „K. o.!" sagte sie zu mir, dann goß sie sich einen Kognak ein. So erfuhr ich Näheres. Er hatte heute geboxt. Und jetzt lag er irgendwo mit zerschundener Nase und geschwollenen Augen K. o.

Mi war etwas traurig. „Er hatte mir doch versprochen, wenigstens nach Punkten zu gewinnen!"

„Sagen Sie, Mi", fing ich an, „lieben Sie ihn denn so sehr? Stören Sie nicht die großen Hände? Die zerschundene Nase? Die dicken Augen?"

„Nein!" sagte sie schnell.

„Fräulein Mi," fuhr ich fort, „Ihre Liebe in Ehren, aber könnte ich Sie heute, wo ich schon wochenlang darauf warte, im Auto nach Hause bringen?"

„Meinetwegen!" sagte sie langsam.

Ich saß ganz allein an einem Tisch, bis Mi aus ihrer Garderobe kam. Ihr Gesicht lugte verführerisch aus dem großen Pelzkragen. Ich war glücklich. Ich überreichte ihr schnell noch eine Bonbonniere, die ich vorhin gekauft hatte. Dann verließen wir das Lokal.

Ich wollte gerade meinen Arm in den ihren legen, als wir auf die Straße traten, da fuhr ein Auto vor. Aus dem Auto stieg — der Boxer. Sein linkes Auge war ganz geschwollen. Er blieb neben dem Auto stehen und sah uns entgegen. Ich hatte wieder jenes Gefühl, etwas Entscheidendes zu erleben. Mein Arm, der nach Mi fassen wollte, griff in die Luft. Mi trat freudig überrascht zum Boxer. Wir sagten weder „Gute Nacht!" noch „Auf Wiedersehen!" Wir kannten uns nicht. Das geschwollene Auge des Boxers funkelte im Schein der großen, gelben Lampe. Sie stiegen in das Auto und fuhren ab. Als ich mich aufatmend abwandte und allein durch die Straßen ging, wußte ich, daß ich soeben durch technischen k. o. verloren hatte.

Ich gehe nicht mehr zu Mi. Alles, was mich an sie noch erinnert, sind die Rechnungen:

5. Oktober, sechs Liköre, einen Mokka, fünfundzwanzig Zigaretten.
6. Oktober, acht Liköre, zweimal Mokka, Blumen.
7. Oktober, zehn Liköre, zwei Zigarren, eine Tafel Schokolade.
8. Oktober, zwölf Liköre. . .

Ich habe diese Rechnungen gesammelt, als wären es Liebesbriefe, Bilder und Locken von Mi.

Putsch-Geschichten aus Österreich

Das Wichtigste

Als Dr. Pfriemer, der Initiator und Leiter des steirischen Heimwehrputsches, merkte, daß die Sache schief gehen würde, da setzte er sich einfach in sein schnittiges Privatauto und fuhr nach Jugoslawien.

Die Unterführer und Mitläufer allerdings packte der Arm der Gerechtigkeit und steckte sie ins Kittchen.

„Ich hab's immer gesagt," erklärte Liebstöckl da im Café, „wer nicht einmal ein eigenes Auto zum Davonfahren hat, der soll sich nicht in politische Unternehmungen einlassen!"

Das Ultimatum

Am Putschtag drang eine Schar steirischer Heimatschützer, bis an die Zähne bewaffnet, in das Büro des Bezirkshauptmanns von Mürzzuschlag.

„Sind Sie bereit", fragte drohend der Führer der Putschisten, „ein Treuegelöbnis auf Dr. Pfriemer abzulegen?"

„Nein!" sagte der Bezirkshauptmann, kurz und bündig.

„Sie wollen also wirklich nicht?" wiederholte der Häuptling, noch drohender, seine Frage.

„Nein!!!"

„No — dann halt nicht!" brummten enttäuscht die Revolutionäre, grüßten und marschierten wieder ab.

Das Lämmchen

Die Heimwehrputschisten vom 13. September sind derzeit eifrig bestrebt, ihren Herrn und Gebieter Dr. Pfriemer von dem Verdacht des Hochverrates reinzuwaschen, um ihm die Rückkehr nach Österreich zu ermöglichen.

„Kameraden!" erklärte neulich ein wackerer Gauführer in einer Hahnenschwanzversammlung, „unser Kamerad Pfriemer ist kein Hochverräter! Und wenn er sich selbst zum Staatsführer ernannt hat, dann hat er das nur deswegen getan, weil er unserem geliebten Vaterland die Aufregungen einer Bundespräsidentenwahl ersparen wollte!"

Salpeter

Lücke

(Josef Sauer)



„So weit werd'ns es no bringa, dö Pazifisten, dö damischen, daß ma si net amoi mehr a weng über an richtigen Kriag unterhalten kann!“

Avanti! Strauße sind Termingeschäft! / Von H. A. Thies

Ein Stahl-Glas-und-Betonbüro mit Ausblick auf die nebelumsponnenen Dächer Londons, das Büro von J. S. Colson Brothers Limited in London W, war der Schauplatz der letzten großangelegten Reportage von Jaromir Ed Smith „Über die Kunst, mit Straußfedern zu handeln“.

Kein Köpfchen, das von Modesalon zu Modesalon eilt, um sich in die Avantgarde der straußenfedertragenden Soldatinnen des Eros einzureihen, keines dieser noch so hurtigen Köpfchen, sag ich, kann sich eine Vorstellung von dem Tempo machen, mit dem in diesen Wochen Strauße zu Rekordleistungen im Balzgeschäft und Telegramme durch die Kabel London—Kapstadt gehetzt, Eier ins Licht der Konjunktur jongliert, schnittreife Federn gepflückt, verfrachtet und haarfertig gekräuselt werden.

Dank dem Entgegenkommen der Firma J. S. Colson Brothers Limited war es Jaromir Ed Smith gestattet, der dramatischen Verhandlung beizuwohnen, in welcher der ältere Colson — der jüngere war in Paris, um Aufträge zu sammeln und die Konjunktur zu überwachen — die Herkulesarbeit vollbrachte, den in sieben Etappen von Kapstadt nach London geflogenen Straußenfarmer Lee an die Übernahme der Lieferung von einer Million zweihunderttausend tiefschwarzer Federn zu binden.

„Und warum sind nicht genügend Strauße greifbar?“ fragte Colson aus seinem Klubsessel.

Lee, den kleinen platten Kopf auf langem nacktem Hals starr drehend, schritt, einem Strauß nicht unähnlich, auf dem weichen Teppich hin und her; jeder Fußtapfen hinterließ eine tiefe Spur.

„Weil sie während der jahrelangen Baisse den Kopf verloren haben.“ — „Den Kopf verloren? Sie sprechen von den Farmern. Ich meine die Strauße.“ — „Nein, die Strauße. Um genauer zu sein: sie sind geköpft worden.“ — „Wie viele?“ — „Bei der letzten Hausse durften die Strauße sich auf achthunderttausend Stück vermehren. Heute gibt es im ganzen noch zehntausend. Die Differenz, siebenhundertneunzigtausend — — —“ — „Sind die Farmer wahnsinnig?“ — „Möglich. Im Geschäftsleben nennt man es kalkulationspflichtig.“ — „Sind sie keiner Moral, keiner Religion verbunden?“ — „Doch, der Rentabilität, wie Sie, Herr Colson.“ — „Was ist die Folge? Die Konjunktur ist da — und kein Strauß.“ — „Was ist die Folge? Der Marktpreis ist hoch — das Geschäft rentiert.“

Dieser Einwand machte Colson schweigen. Er dachte nach. Plötzlich stampfte er hinter Lee in dessen Fußtapfen her: „Die Strauße sind mir schnuppe. Wo sind die Federn?“ — „Verbrannt.“ — „Wahnsinn! Die Federn hätten kein Futter gefressen!“ — „Aber Zinsen.“ — „Ich brauche als Sofortgeschäft zwei Millionen Federn.“ — „Sie werden warten müssen.“ — „Wie lange?“ — „Herr Colson — die Natur ist das Rechenexempel eines unerbittlichen Kaufmanns. Rechnen Sie sich aus: der Hahn muß —“ — „Verschonen Sie mich mit der Physik der Lebewesen. Mir wird regelmäßig schwach davon.“ — „Eine genügende Zahl von Eiern muß gelegt werden.“ — „Die paar Eier! Das muß doch eine Lust sein! Ich bitte Sie: wem ist heute Gelegenheit zu derartiger Vermehrung gegeben? Strauße sind derzeit die einzigen, die von der Weltkrise nicht betroffen sind. Lassen Sie der Natur freien Lauf, und Sie werden sehen: auch Strauße fühlen das Gesetz von der Erhaltung der Rasse.“ — „Aber nicht das von der Erhaltung des internationalen Federngeschäftes. Die Brutzeit dauert vierzig Tage —“ — „Jeder Tag kostet mich fünfhundert Pfund.“ — „Man kann sie äußerstenfalls, mit Hilfe von Brutkästen, auf sechsunddreißig Tage drücken. Der Strauß ist kein Kolibri, der nach zehn Tagen fertige Junge hat.“

Colson stand am Telephon. Während er eine Bestellung auf tausend Brutkästen, lieferbar expreß nach Kapstadt an Farmer Lee, aufgab, kreiste sein Geist zürnend um die Mängel des Schöpfungsplanes. Warum ist der Strauß kein Kolibri, der in zwölf Tagen lieferbar wäre? Warum sind Gottes Wege so unergründlich? Warum — aber genug. Wir könnten uns in der Schilderung der Colsonschen Gedankengänge ergehen; aber eine Kurzgeschichte muß Handlung haben; darum sind am Ende von fünfzehn Wochen fünfzigtausend Strauße schnitt-

(Schluß auf Seite 343)

(Schluß von Seite 342)

fertig auf Lees Farm, und staffelweise wachsen junge Generationen aus Brutkästen heran, um welche die erschöpften Erzeuger, Hähne wie Hennen, in Haufen zusammensinken, schauerlich abgeerntet, Stoppelfelder der Mode.

Jaromir Ed Smith, der niemals ruhende Reporter, der die Zwischenzeit bis zum Eintreffen der Federkollis in London mit einer Reportage über den Heringsfang in den Schären ausgefüllt hatte, kam gerade rechtzeitig in Colsons Büro, um das Ergebnis der heroischen Anstrengungen zweier Weltteile zu stenographieren:

Colson schwang ein offenes Telegramm ob seinem Haupte, von dessen Klatschmohnröte der Tau der Erlösung tropfte.

„Siebzig Prozent des Quantums sind unterwegs!" tanzte er über den Teppich, „übermorgen sind sie im Hafen. Avanti! Avanti!"

Er hatte die Polstertür zum Vorzimmer aufgerissen und schrie es sinnlos hinaus: „Avanti! Avanti!" Die Sekretärin übergab ihm ein zweites Telegramm. Aus Paris. Von Colson dem Jüngeren. Er öffnete es, las — und sein Kopf wurde weiß wie der Eisklumpen im Frigidaire. Jaromir Ed Smith hob das Telegramm, das Colsons Hand entflattert war, vom Teppich auf und las:

„Hausse vorüber. Straußfedern passé. Im Anzug begriffen Kolibri."

Colson war mit einem Satz zum Telephon gesprungen und verlangte, jedes Maßes bar, vom Fernamt Kapstadt. Man schien sein Ersuchen abschlägig zu bescheiden. Er aber drehte sich auf dem Absatz, wickelte sich von Fuß zu Kopf in die Telephonschnur und schrie: „Lee! Hallo! Hier Colson! Verbrennt Federn! Köpft alles, was Strauß heißt! Schmeißt Eier an Tafelberg! Macht Straußeneiersalat, macht Rührei — — —"

Er sank in den Sessel. Jaromir Ed Smith unterbrach sein Stenogramm bei „Tafelberg" und rief das Sanatorium an. Dann erst beendete er: . . . „salat, macht Rührei!"

Kleine Zeitgeschichten

Der Liebling der Götter

Emil Jannings saß wie so oft im Garten seiner Villa am Ufer des Wolfgangsees und angelte. Da kam eine junge Dame herbeigelaufen, in höchster Aufregung, und schrie: „Hilfe! Hilfe! Helfen Sie doch! Mein armer Bruder ertrinkt!!"

Jannings aber blieb ruhig sitzen und sagte: „Schreien Sie nicht so laut, Fräuleinchen, sonst schwimmen mir meine Fische davon. Kommen Sie hübsch ruhig herein, dann kriegen Sie das gewünschte Autogramm!"

Worauf sich die junge Dame zusehends beruhigte und der ertrunkene Bruder hinter einem breiten Holzpflock hervorkam, um sich dankend zu verbeugen.

S.

Die Zeitungen

„Och, die Zeitungen!" knurrte Herr Liebner. „Wat die zusammenschreiben! Un übertreiben! Wenn man da nen Vorgang zufällig selbst miterlebt hat — un liest ihn denn in der Zeitung jeschildert: einfach nich wiederzuerkennen. Die jroßen Aufregungen in Spanien — ick bin überzeugt: an Ort un Stelle weeß man jar nischt von."

„So ist es", stimmte Roda Roda bei. „Da haben Sie das beste Beispiel: den Weltkrieg. Was haben sich die Zeitungen heiser gebrüllt! Und an der Front? Merkte man gar nichts von Krieg."

Roda Roda

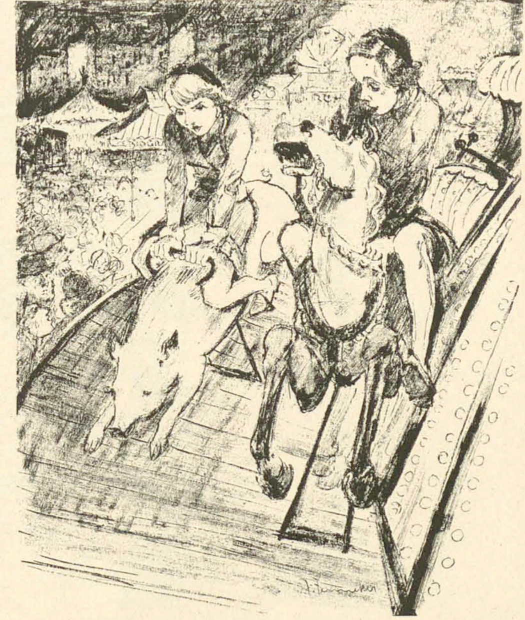
Kritik

„Herr, Sie nennen in Ihrem Artikel diesen Hullitzer ein vielversprechendes Talent. Wie kommen Sie dazu?"

„Nun, er hat mir viel versprochen, wenn ich ihn so nenne."

Spekulation

(J. Fenneker)



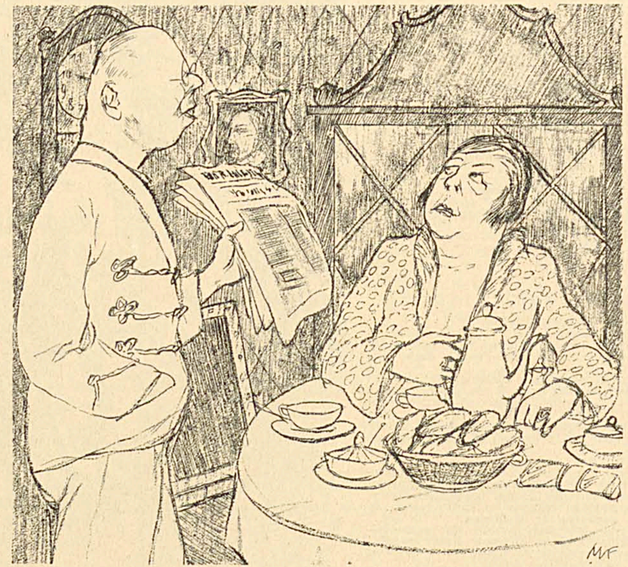
„Siehste, Lotte, wenn's uns ooch 'n paar Jroschen kostet, mal wieder richtig Beene zeijen zu können, det sind eben Spesen, die sich rentieren."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Nationalismus

(M. Frischmann)



„Lies mal, Hedchen, die Annäherung an Frankreich macht wirklich Fortschritte!" — „Emil — ich will nicht hoffen, daß du persönlich daran beteiligt bist!"

Das Gespenst / Von Andreas Zeitler

„Ich habe mir etwas Besonderes für Sie ausgedacht", sagte die vornehme, reiche Dame mit dem eleganten Hut, der das Weiß ihres Haares kokett durchschimmern ließ, zu der jungen Witwe mit den vier Kindern. Dabei öffnete sie feierlich ein riesiges Paket, das sie sich von ihrem Chauffeur von der Ecke, wo der Wagen wartete, bis in den Keller der Witwe hatte tragen lassen. Die Kinder mußten ihr Gesicht zur Wand kehren, von der die feuchten Flecke wie neugierige, große Monde herabgrinsten, und ihre Augen mit den Händen bedecken.

„Denkt, es sei Weihnachten!" flüsterte die erregte alte Dame, bezaubert von dem, was sie tat. Sie war etwas nervös, weil sich der Vorgang nicht so abwickelte, wie sie ihn sich vorgestellt und in ihrem Heim probiert hatte. Ein besonderer Effekt hatte das Aussperren der Sonne, das Schließen der Vorhänge und das Entzünden des Lichts sein sollen. Zu ihrem Schmerz mußte sie darauf verzichten. Die Sonne fiel nicht in den tiefen Hof. An den Fenstern waren keine Vorhänge. Sie wurden von außen durch hölzerne Läden geschlossen. In der Ecke stand eine Petroleumlampe. Aber Petroleum, wußte sie, rußt und stinkt.

„So, liebe Frau", sagte die reiche Dame mit einer schon etwas zitternden, weinerlichen Stimme, als die reglos dastehende Witwe keine Miene machte, Geschirr und Flickzeug vom Tisch zu nehmen. Zwischen die schmutzigen Töpfe, die angelaufenen Messer und den Schutzmann aus Scheitholz und Zeitungspapier legte sie einen dicken, festen Wolljumper für die Frau, zwei flanellne Hosen, ein Paar Hausschuhe, für jedes Kind ein Nachthemd, zwei Paar Strümpfe, ein Regencape und einen Gummimops, der eine rote Haut hatte und davon sprang, einen halben Meter weit, wenn man ihn in den Schwanz zwickte. Die alte Dame machte es vor. Die Blechtöpfe fielen vom Tisch. Es war sehr lustig.

Kneipe

Von Christoph Hochstrasser

Schwaden von Schweiß und Rauch
sengen durch den Raum.
Alles ist heiß,
du auch.

Durch Kehlen glucksen Getränke,
durch Lungen zieht Gift,
Gesäße scheuern die Bänke,
wie sich's grad trifft.

Einer zischt Zoten,
einer spricht von seinem breiten Bett,
einer berechnet Rennbahnquoten,
einer zeigt Photos vom Nacktballett.

Ein Alter schüttelt vor Lachen den Bauch,
junger Mann küßt ein Weib,
ich auch,
man tut es hier so zum Zeitvertreib.

Alles ist naß,
die Küsse, die Hände, die Tische,
die Frauen sind blaß
wie Fische.

Manchmal geht einer,
manchmal kommt eine.
Einer pfeift: Tom der Raimer.
Eine zeigt Beine.

Dauernd läuft Bier über Zungen,
dauernd gibt's Witze,
dauernd zieht Gift in die Lungen,
dauernd ist Hitze.

„Das ist etwas für die Kinder!" rief sie laut und begeistert aus. Aber im Innern ihres Herzens war sie bitter enttäuscht. Ihre Augen suchten die der jungen Witwe. Noch hegte sie die Hoffnung, deren Zurückhaltung sei Scheu. Es war Wut, Verzweiflung, Angst.

„Die Kinder! Egal die Kinder!" schrie die Witwe, sie warf die Arme in die Luft, drehte sich seitlich zum Fenster und zeigte die Wölbung ihres Leibes gegen das diesige Licht, das vom Hof hereinträufelte. „Sehen Sie was? Es ist wieder eins unterwegs!"

Die alte Dame preßte erschrocken ihr seidenes, besticktes Täschchen. „Aber wie kann das sein?" fragte sie und bekam ein weißes, totes Gesicht. Es sah aus, als wäre sie gestorben. „Warum?" schrie die Witwe. „Wir hätten uns heiraten können, aber er sprang ab, ich hatte nichts anzuziehen. Als es Tag wurde und er Ihre abgelegten Kleider sah, war es aus. Soll ich in dem Jumper da tanzen gehen? In Flanellhosen bekommt heute keine einen Mann mehr. Höchstens schnappt man mal nachts ein fremdes Kind!"

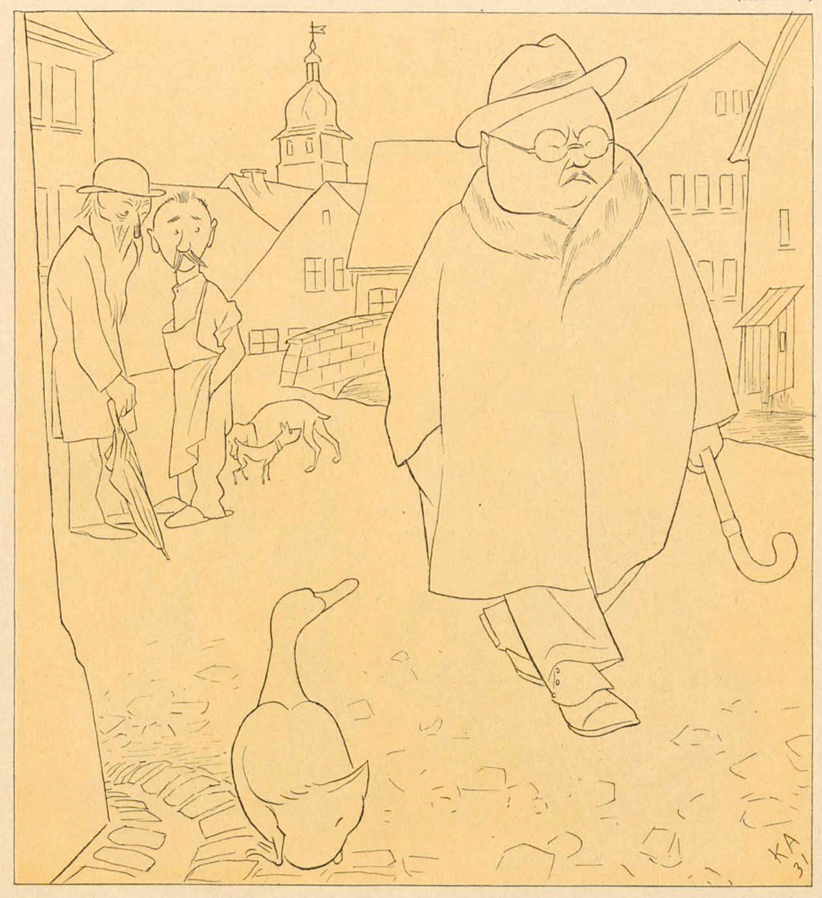
„Es ist für den Winter", sagte die alte Dame, und ihre Finger fuhren prüfend durch das dicke Maschengefüge, als wollte sie es kaufen.

„Bis dahin sind wir lange verreckt!" lachte die Witwe und schlug sich auf den Bauch.

Die alte Dame sah auf jedes der Kinder. Das kleinste lutschte gedankenverloren an seinem Gummimops, die Mädchen wühlten in den Sachen auf dem Tisch, das älteste, ein Junge, grinste sie an. Der Mops lag zu seinen Füßen. Sie beugte sich zu ihm nieder. Sein schlechter, warmer Atem traf ihren Mund.

Zurück zur Provinz

(Karl Arnold)



„Das ist ja Müllers Ferdinand, der war doch Generaldirektor in Berlin!?" — „Ja, das laufende Band bringt sie uns alle wieder."

„Gefällt er dir nicht?" fragte sie bekümmert.

„Ich nehme ihn als Fußball", sagte er, stieß zu, und der Gummimops flog mit einem leisen, kläglichen Schrei zur Decke.

Zur gleichen Zeit mit dem roten Tier, als sei sie es gewesen, die den Tritt erhalten hätte, fiel die alte Dame zu Boden. Sie kippte nach vorn auf die Hände, ihre Arme knickten ein, das Gesicht berührte die staubigen Fliesen, als wolle sie den Schmutz wegküssen.

Vielleicht war etwas davon in ihren hilflosen Gedanken. Aber sie vergingen.

Was der Chauffeur und die Witwe wegtrugen, war nur noch ein kümmerliches Leben.

Lieber Simplicissimus!

Die Definition

Sitzen zwei im Hofbräuhaus. Sagt der eine zum andern: „Du, Xaverl, woaßt du, was dös is: Pasifismus??"

„Pasifismus? Nö, — aber dös is gwiß, daß dös wieder so an bluatssakramentischer preißischer Schmarrn is!"

Mischt sich ein Fremdling vom Nebentisch ein: „Aber meine Herren, Pazifismus heißt Frieden! Nie wieder Krieg! Völkerversöhnung!"

Greift Xaverl hart nach seinem Maßkrug, lächelt erst verächtlich, schaut dann triumphierend in die atemlose Runde: „Na, was hab' i gsagt?!"

Soziologie

Im Vorgarten eines Vorstadthauses hält ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren vor einem Zuhörerkreis aus gleichaltrigen Spielgenossen folgenden Vortrag:

„Meine Eltern, die heiraten nicht. Solange sie ledig bleiben, bekommt mein Papa seine Unterstützung vom Wohlfahrtsamt, und meine Mama kriegt auch ihre Unterstützung vom Wohlfahrtsamt, und für mich bekommt sie noch eine Extraunterstützung. Aber wenn sie heiraten würden, dann bekämen sie nur einmal Unterstützung. Nee, so dumm sind wir nicht, daß wir denen das schenken . . ."

Die Feuersbrunst

(Alfred Kubin)



Herbst auf der ganzen Linie / Von Erich Kästner

Nun gibt der Herbst dem Wind die Sporen.
Die bunten Laubgardinen wehn.
Die Straßen ähneln Korridoren,
in denen Türen offen stehn.

Das Jahr vergeht in Monatsraten.
Es ist schon wieder fast vorbei.
Und was man tut, sind selten Taten.
Das, was man tut, ist Tuerei.

Es ist, als ob die Sonne scheine.
Sie läßt uns kalt. Sie scheint zum Schein.
Man nimmt den Magen an die Leine.
Er knurrt und will gefüttert sein.

Das Laub verschießt, wird immer gelber,
nimmt Abschied vom Geäst und sinkt.
Die Erde dreht sich um sich selber.
Man merkt es deutlich, wenn man trinkt.

Wird man denn wirklich nur geboren,
um, wie die Jahre, zu vergehn?
Die Straßen ähneln Korridoren,
in denen Türen offen stehn.

Die Stunden machen ihre Runde.
Wir folgen ihnen Schritt für Schritt
und gehen langsam vor die Hunde.
Man führt uns hin! Wir laufen mit.

Man grüßt die Welt mit kalten Mienen.
Das Lächeln ist nicht ernst gemeint.
Es wehen bunte Laubgardinen.
Nun regnet's gar. Der Himmel weint.

Man ist allein und wird es bleiben.
Ruth ist verreist, und der Verkehr
beschränkt sich bloß aufs Briefeschreiben.
Die Liebe ist schon lange her!

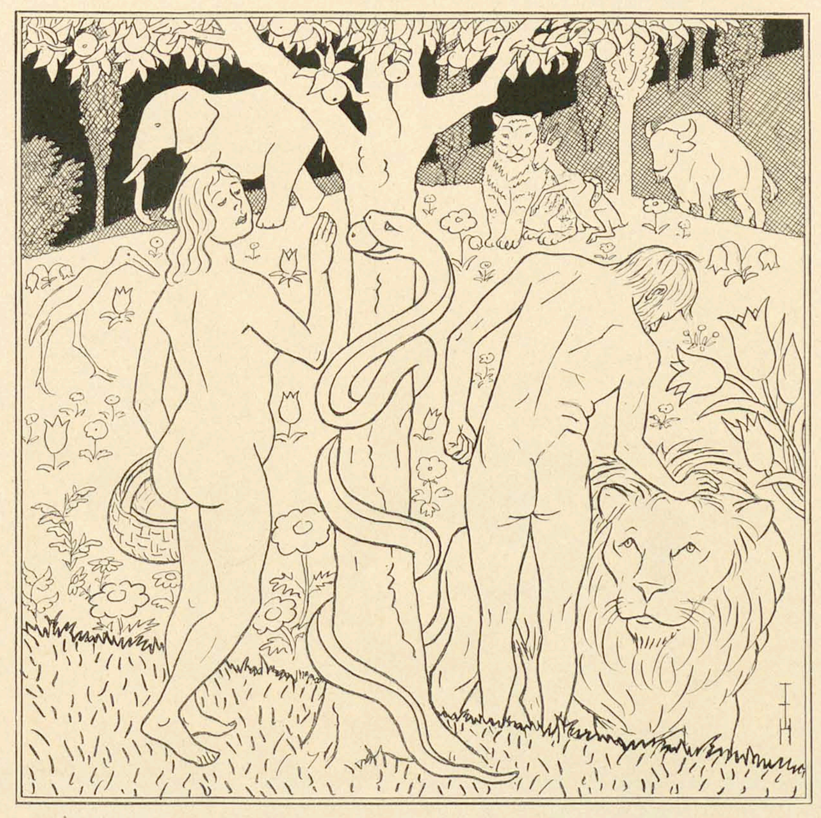
Das Spiel ist ganz und gar verloren.
Und dennoch wird es weitergehn.
Die Straßen ähneln Korridoren,
in denen Türen offen stehn . . .

Zeitungsleser / Groteske von Jo Hanns Rösler

Die große Zeitung der großen Stadt hatte hundertfünfzigtausend Abonnenten, die auf das Blatt seit Generationen abonniert waren. Man kündigte dort seine Familiennachrichten an, orientierte sich über Ausverkäufe, Theatererfolge, Filmfolgen, las den Roman, suchte dort sein neues Mädchen und gab darin die notwendigen Ehrenerklärungen ab. Die große Zeitung war rechtsdemokratisch orientiert und hatte ihre politische Richtung nie verändert.
Eines Tages wurde die Zeitung von ihrem Verleger verkauft. Eine nationalistische Gruppe erwarb das Unternehmen und beutete es für ihre Zwecke aus. Klugerweise ließ man die bisherigen Drucktypen und Satzanordnungen bestehen, auch die Reihen der feuilletonistischen Mitarbeiter lichtete man nur wenig, lediglich im politischen Teil kämpfte man für die eigenen Ideen. Man kämpfte keineswegs versteckt, aber von den hundertfünfzigtausend Abonnenten sprang keiner ab.
Und wieder geschah es, daß der Verlag der großen Zeitung in andere Hände überging. Diesmal erwarb ihn eine weit links stehende Gruppe und benützte die Zeitung als Ausfallburg in das gegnerische, bürgerliche Lager. Aber auch die neue Redaktion hielt an der Überlieferung der alten Aufmachung fest, nichts änderte sich am äußeren Bilde der Zeitung. Geschickt orientierte man sich nach Rußland hinüber, kämpfte gegen den von der vorherigen Redaktion eben noch verherrlichten Mussolini und brach eine Lanze für Lenin und sein System. Die Abonnenten lasen die Zeitung zum Frühstück, in der Straßenbahn, im Bett, verfolgten mit gleichem Interesse wie seit Jahren den Leitartikel, den Roman, die Familiennachrichten, suchten in der Zeitung ihr neues Mädchen und gaben darin Ehrenerklärungen ab.
Die große Zeitung der großen Stadt wechselte noch oft ihren Besitzer, ging von einem politischen Lager in das andere über, die hundertfünfzigtausend treuen Abonnenten merkten nichts davon und lasen ihre alte Zeitung weiter, wie bisher.
Nach fünf Jahren kaufte der frühere Verleger, der Gründer der Zeitung, seinen Verlag zurück und führte die Zeitung wieder im bewährten bürgerlichen, rechtsdemokratischen Sinn. Aber eines Tages entschloß er sich, den bisher dreispaltigen Satz auf vier Spalten umzustellen, seine veralteten Schrifttypen auszuwechseln, und am 15. August 1931 erschien die große Zeitung der großen Stadt in der neuen, modernen Aufmachung, wenn auch mit unverändertem Inhalt. Da aber stutzten die hundertfünfzigtausend langjährigen Abonnenten und fragten empört: „Haben Sie heute unsere Zeitung gelesen?"
Der Abonnent nickte: „Ja. Eine Gemeinheit, daß man uns so etwas zu bieten wagt! Über Nacht scheint da eine neue Richtung aufgekommen zu sein. Die Zeitung hat gesinnungslos in ein anderes Lager hinübergewechselt! Aber sie sollen nur nicht glauben, daß wir Leser so etwas nicht merken. Wir Bürger haben unsere alte, anständige Zeitung verloren."
Und hundertfünfzigtausend Abonnenten bestellten die Zeitung ab.

Wenn Eva eine Deutsche gewesen wäre

(Th. Th. Heine)



„Einen Apfel? Nein, danke! Haben Sie keine Banane?"

„Kommt ein Vöglein geflogen –"

(Olaf Gulbransson)



„Die guten Deutschen schicken uns die Zugvögel per Flugzeug – jetzt sollen es die armen Tierchen aber auch wirklich warm haben!"

Stuttgart, 26. Oktober 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS

Die neue sozialistische Partei

(Olaf Gulbransson)



BEBELS STIMME AUS DEM JENSEITS:
„ICH KENNE KEINE SOZIALISTEN MEHR, ICH KENNE NUR NOCH SPALT-PARTEIEN!"

Nimm dir ein Beispiel! / Von Peter Scher

Du kennst dich nicht mehr aus — halt durch,
mach es wie Vater Hindenburch:
Die widerstreitendsten Gewalten
weiß er zu bändigen und zu halten.

Die Republik ist seine Braut,
er ist ihr treu mit Haar und Haut,
doch auch dem Stahlhelm schenkt er Liebe,
der freudig ihr die Grabschrift schriebe.

Als Protestant siehst du ihn stehn
und keinen Schritt vom Wege gehn —
und doch — um ihn — was rennt herum?
Das Zenterum, das Zenterum.

Der Alte muß sowohl als auch
und feste bis zum letzten Hauch
teils rechts, teils Mitte warm umfassen
und selbst noch rosa gelten lassen.

Natürlich nicht gerade rot — — —
gleichviel, er beugt sich dem Gebot,
indem er weder zagt noch zaudert
und schließlich selbst mit Adolf plaudert.

Er tut es als ein Mann der Pflicht
mit unverändertem Gesicht —
und du? Du glaubst, daß man dich schindet —
wo dich nur ein Parteibuch bindet?

Ein Impresario / Von Robert Storm Petersen

Mir hat der Tonfilm und das Radio das Geschäft verdorben, mein Herr — ich bin kaltgestellt — man kann den Leuten nicht mehr mit der Singenden Bogenlampe kommen — und wenn die Ausstattung noch so elegant ist — oder mit dem Abgehauenen Kopf, der auf alle aus dem Publikum gestellten Fragen antwortet — fünfundzwanzig Pfennige für Erwachsene und zehn Pfennige für Kinder — nee, man muß im Kalender zurückblättern, man muß ganz zurück in die Jugendzeit, um noch ein büschen Gemütlichkeit und Phantasie in meiner Branche zu finden — — — och! — Sankt Pauli! — der Dom in Hamburg! — Leipzig!! — und Rußland!!! wo man mit einem schwarz angemalten Kollegen oder einer etwas dicklichen Dame mit ein büschen Humbug auf dem Rücken das Geld bloß so eingeschaufelt hat! — wer will denn heute noch die Tätowierte Prinzessin vom Spittelmarkt sehen, wenn man zu Hause sitzen und ein ganzes Orchester hören kann — mit Opernsängern aus Wien — nee, ich würde nicht aus'm Hause gehn, wenn ich es wäre! — — —

Och — ich weiß noch ganz eminent deutlich, als der Brillen-Schulze und ich in Hamburg saßen und nischt zu beißen hatten — er hieß nicht Brillen-Schulze, weil er Brillen trug — er trug nämlich keine —, sondern weil er 'mal eine Brillenschlange gehabt hat, die Cake-walk tanzen konnte — — —

Wir waren mit zwei Krokodilen gereist — das Geschäft ging ganz gut — aber da hat uns Schneider die Krokodile wieder weggenommen — wir hatten nämlich vergessen, sie zu bezahlen — er hatte Menagerie in großem Stil — mit elektrischem Klavier — seine Frau trat in Türkenhosen auf und war überhaupt eine scharfe Dame — Und da standen wir nun da — mit leeren Taschen und ohne Aussicht auf irgendeine Attraktion — aber was soll man machen? — der Brillen-Schulze und ich, wir hatten das schon früher erlebt, wir hatten viele Male vis-à-vis dem Nischt gestanden — wir sind immer wieder flott gekommen — man ist ja Geschäftsmann — — —

Eines Sonnabendvormittags mit Sonnenschein und Vogelgezwitscher — unsre Kasse war leer wie ein Luftballon ohne Luft — wir phantasierten von einem opulenten Frühstück — da krieg' ich eine Idee, wie man so sagt — — — wir gingen in ein Delikateßwarengeschäft, nachdem uns vor dem Schaufenster das Wasser genug im Munde zusammengelaufen war — das heißt: wir spielten Komödie — wir taten so, als ob wir uns überhaupt nicht kannten — im Geschäft waren keine andern Kunden — nur der Inhaber, ein dicker Herr — er sah aus wie der Schweinskopf, der im Fenster lag — nur daß er keine Zitrone im Gebiß hatte — — — ich wartete höflich und geduldig, als hätte ich Zeit — und ich hatte ja auch Zeit — — — na — Schulze kaufte ein — reichlich — Aufschnitt für 'ne ganze Woche — er genierte sich nicht und war nicht zurückhaltend — als das Ganze dann eingepackt war — mit Bindfaden und Tragknebel — da reißt Schulze dem Mann das Paket aus der Hand und reißt aus!

Der Dicke hinter der Ladentafel wurde ganz bleich im Kopp — er war zu dick, um herauskommen zu können — und außerdem hätte man da erst ein Gurkenfaß und eine größere Sammlung Flaschen mit Johannisbeerwein beiseite schieben müssen.

„Nur ruhig", sagte ich, „den werd' ich schon einholen!" — und dann rannte ich dem Schulze nach — und ich holte ihn auch ein — dort, wo wir uns verabredet hatten — in einem Park, da hatten wir Ruhe und Frieden und 'ne herrliche Aussicht nach allen Seiten — — —

Das gab 'ne herrliche Mahlzeit — und mit klarem Quellwasser, das da aus einem Löwenhaupt kam, tranken wir auf das Wohl des dicken Delikateßwarenhändlers . . .

Ja — ich verstehe, die Geschichte mißfällt Ihnen, mein Herr — aber was soll man machen — stehlen darf man nicht — und — ja — man ist ja Geschäftsmann! Brillen-Schulze hat dann 'ne feste Anstellung als Dompteur in einem Flohzirkus gekriegt, wo er später die Direktorin heiratete — ja, so geht's oft — nun ist er ein großer Mann — er hat drei Kinos und 'n Brillantring — — —

Ich ging meinen dunklen Weg — allein — spielte ein büschen Karten und quetschte mich durchs Leben — da traf ich Asgeirsson — er war Isländer und ein patenter Kerl — ich saß eines Tages im Treffpunkt der Artisten in Berlin und plante, meine Uhr an den Meistbietenden zu verkaufen — da setzte sich ein athletisch gebauter Herr an meinen Tisch — wir kamen ins Gespräch — das war Asgeirsson, Ringer und Starker Mann — er hob mit den Zähnen einen Ochsen — zu den Klängen des Gladiatorenmarsches — — —

Wir saßen bis tief in die Nacht zusammen — er sorgte fürs Bier — ein Wort gab das andre — schließlich hatten wir eine neue Nummer gemacht — das war damals noch etwas Neues in der Theaterwelt, nämlich isländischer Glima-Ringkampf — — — damals kannte man von Island bloß Klippfisch und sonst nichts — Glima-Ringkampf war etwas ganz Neues — er nannte sich Mr. Wicking — sollte mit nacktem Oberkörper und Lammfell um den Magen und mit gelber Haarperücke auftreten — ich sollte Manager sein und bei Gelegenheit mit der Kasse durchbrennen — das heißt: das letztere war meine Idee, und die behielt ich für mich selber — jeder ist sich selbst der nächste — man ist ja Geschäftsmann.

Wir starteten auf einem Markt in Brandenburg — das Geschäft ging glänzend — ich kassierte das Geld ein — und Asgeirsson war ständig naiv und nickte — — —

Es ging besser und besser — schließlich mußte ich mir eine Weste nähen lassen — mit richtig Platz für die Brieftasche — ich kassierte ständig das Geld ein — man ist ja Geschäftsmann — und Asgeirsson war ständig naiv und nickte — — —

Die Nummer wurde auch immer besser — er schluckte erst ein paar Krummsäbel — dann trug er einen Tisch mit zwölf halbwegs nüchternen Männern mit den Zähnen — und dann boten wir fünfhundert Mark dem, der ihn im Ringkampf legen konnte — doch das konnte niemand — denn er kitzelte sie so, daß sie lachen mußten, und dann legte er sie und setzte sich ihnen auf den Magen, bis sie Mama schrien und nach Hause wollten — — —

Die Schlußnummer war aber noch das beste — es handelte sich darum, ob man Mr. Wicking ein Messer, das wir selber lieferten, zwischen die Rippen bohren konnte — aber das konnte auch niemand, denn Asgeirsson war ein richtiggehender Virtuos im Beiseitespringen, wenn das Messer seine Herkulesgestalt berührte — und er nahm dabei derartige Attitüden und Stellungen ein, daß das Publikum vor Lachen krank wurde — die Nummer ging also so vor sich: erst trat ich tief betrübt vor und versprach die Belohnung, indem ich fünf fettige Hundertmarkscheine vorzeigte — Vorder- und Rückseite — in verschiedenen Beleuchtungen — — — wenn dann ein paar Gentlemänner auf die Tribüne geströmt waren, hielt ich einen kleinen Speek oder wie das heißt — über die Regeln des Sportes — und über Glima-Ringkampf von der Vorzeit bis heute mit und ohne Aussprüchen berühmter Kenner — und dann fing es an — — — Mr. Wikking ging immer als Sieger aus dem Kampf hervor — denn: wenn das Ganze auch eine Art Humbug war, so war Mr. Wicking dennoch Sportsmann — man mußte schon bedeutend aufgeweckter sein als man pflegt, um ihn mit dem Messer zu berühren — — — Doch eines Abends, als es im Zelt so voll war, daß es von außen wie ein Sack Kartoffeln aussah — und ich vortrat und die fünfhundert Emm demjenigen versprach, der Mr. Wicking

(Schluß auf Seite 352)

Und wieder mal —!

Von Karl Kinndt

Und wieder mal hat uns Herr Hjalmar Schacht
im Ausland zu großem Ansehn gebracht,
indem er warnte: o Leute,
paßt auf, die Reichsbank ist pleite!

Das ist doch gewiß der geeignetste Schritt
zur Schaffung von Zutraun und neuem Kredit.
Es öffnen für Insolvente
am eh'sten sich Börse und Hände!

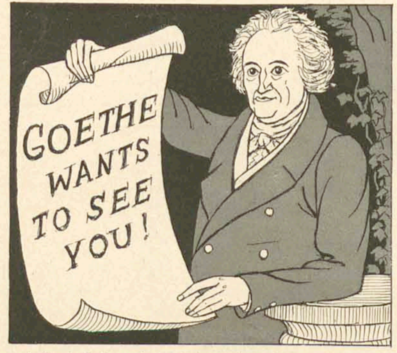
Herr Hugenberg weiß ihm dafür Dank —:
ihn drückt seine Schuld bei der Danatbank,
doch schiert sie vermutlich ihn wenig,
wenn die Mark erst wieder ein Pfennig — — —

Auch die Schwerindustrie hat der Onkel Schacht
zufrieden und zuversichtlich gemacht:
die Chance großen Gewinnes
steigt in der „Ära Stinnes" — — —

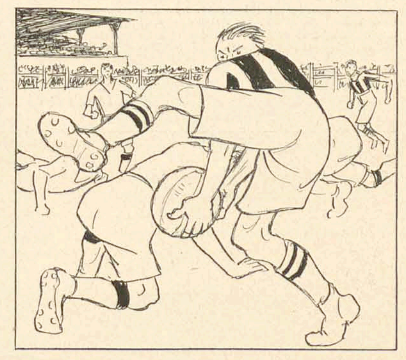
Der kleine Sparer steht sprachlos vor
den Männern, die er sich als „Retter" erkor,
und denkt sich: sonst wählen nur Kälber
sich ihre Metzger selber — — —

Vorbereitungen zum Goethejahr

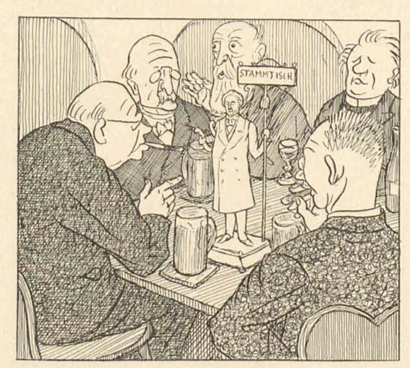
(Th. Th. Heine)



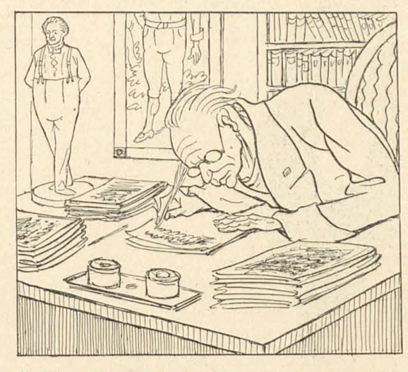
„Goethe wünscht Sie zu sehen!" – Plakat für die Fremdenwerbung in Amerika.



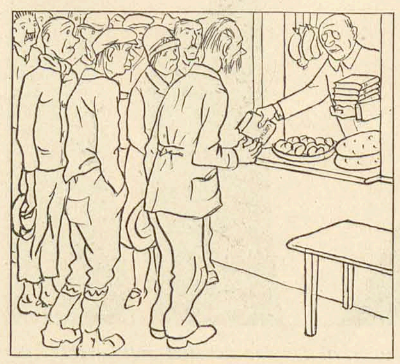
Die Frage, ob Frankfurt oder Weimar die Feststadt sein soll, wird durch einen Wettkampf der Fußballmannschaften beider Städte entschieden.



Der Stammtisch der Goetheforscher hält Dauersitzungen in Auerbachs Keller ab, um über die würdigste Form der Feier zu beraten.



Nur Professor Meier, genannt Goethe-Meier, bleibt fern, weil er sein dreibändiges Werk über die Frage: „Trug Goethe Hosenträger oder Leibriemen?" rechtzeitig vollenden will.



Es wird notverordnet, daß die Arbeitslosen als einen Teil der Naturalunterstützung Goethebücher erhalten.



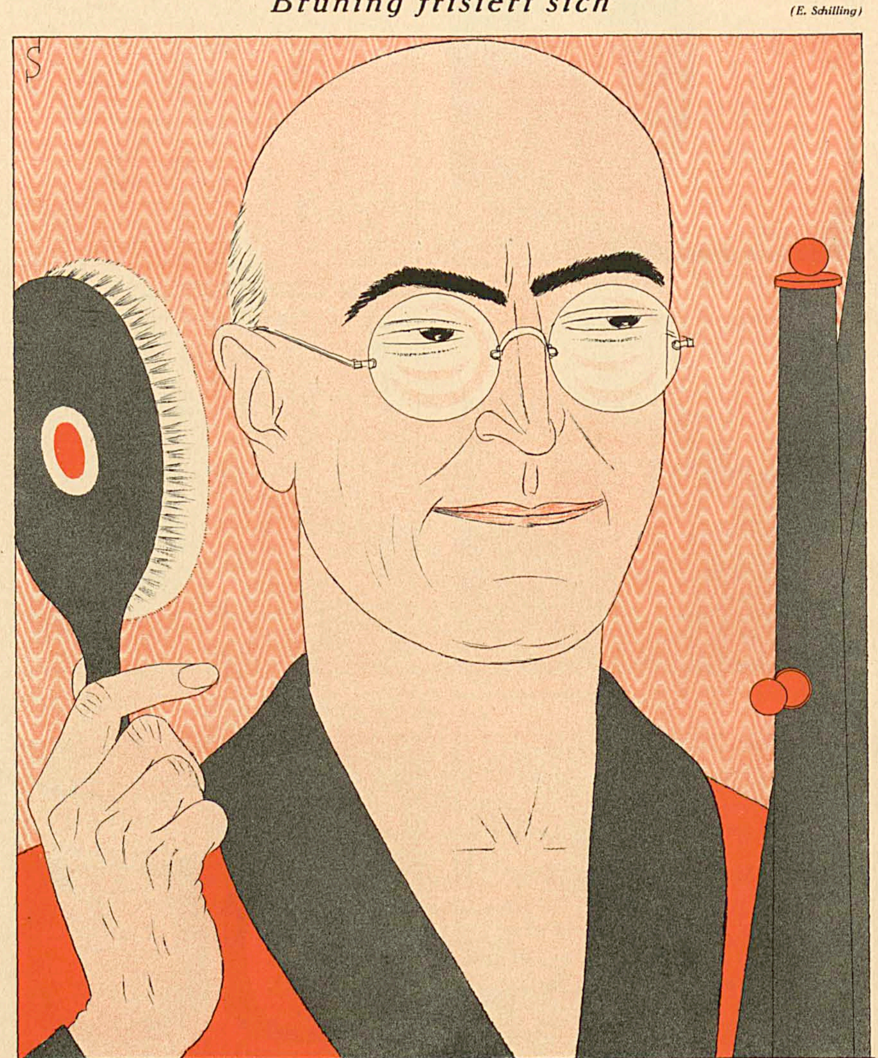
Eine Frankfurter Großschlächterei läßt sich für ihre Wurstkonserven den Namen Goethe schützen.

(Schluß von Seite 350)
das Messer zwischen die Rippen bohren konnte — da trat ein mächtiger Matrose auf die Bühne — er war nicht ganz nüchtern, er wackelte ganz bedeutend in den Gelenken — doch was macht das — man ist ja Geschäftsmann —
Mr. Wicking stand in Position — der Matrose wiegte sich in den Knien und feixte albern — — — na — grade wie ich dem Publikum erklären will, um was es sich da handelt — da nimmt der Matrose das Messer und sticht es Mr. Wicking in die Brust — — — Er hätte ja warten sollen, bis ich bis drei zählte . . .
Ja — da ist nicht mehr viel zu erzählen — Mr. Wicking kam ins Krankenhaus und starb — und der Matrose kam in die Dunkelkammer — ich behielt die Kasse — was soll man machen — man ist ja Geschäftsmann — — —

(Aus dem Dänischen von Adolf Kobitzsch)

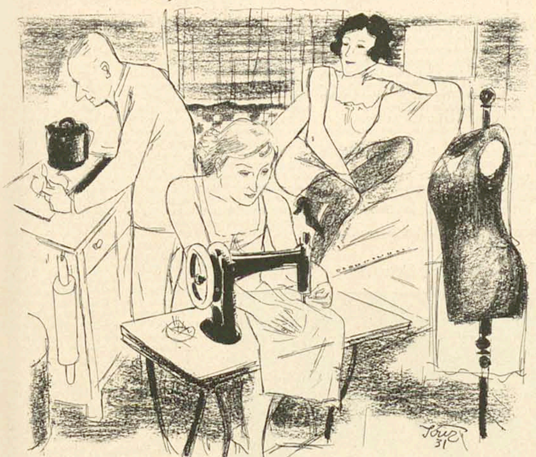
Brüning frisiert sich

(E. Schilling)



„Letzten Endes wird die Weltgeschichte feststellen, ob ich den Scheitel mehr rechts oder mehr links getragen habe!“

Pflichtbewußtsein *(Rudolf Kriesch)*



„Vater is abjebaut, Mutter vadient ooch nischt; wenn ick mir jetzt 'nen reichen Freund suche, is det der reinste Familiensinn."

Franjek auf der Flucht / Von Curt Krispien

Nach dem zweiten Klingeln hatte Mela hastig einen Mantel übergeworfen und war hinausgelaufen, bleich und verstört, um nachzusehen, wer da käme. Um vier Uhr morgens!

Franjek hörte sie die Tür öffnen und eine laute Männerstimme etwas fragen, als er schon durch das Fenster stieg. Und als er mit leichten, schnellen Schritten über den Hof in den anschließenden Garten lief, hörte er laute Rufe aus dem Zimmer schallen, sah — ohne sich umzudrehen, schräg im Augenwinkel — die Fenster matt aufleuchten in der Morgendämmerung und fühlte, wie der Tau des Zittergrases peinlich kalt über den Halbschuhen in die seidenen Strümpfe drang. Vor dem hohen Stachelzaun stand er nur einen Augenblick, fluchte leise und griff dann herzhaft in den Draht. Drüben überlegte er nicht lange — vom Haus tönte ein Pfiff und das Klappen einer Tür —, schüttelte das Blut von den zerkratzten Händen und sprang in langen Sätzen dem Park zu. Gleichzeitig hörte er auch schon das Trappeln der Nagelschuhe einer Polizeipatrouille auf dem Pflaster.

„Halt! — Stehenbleiben!"

Ja, verdammt, auch das noch! Jetzt erwischt werden — und hier!

Franjek raste durch und über Hindernisse in toller Flucht. Brombeersträucher rissen hemmend an seinen Hosenbeinen, Hecken und Bänke raubten Zeit. Wenn sie nur keinen Hund bei sich hatten! Da klang ein Schuß, scharf, hell, energisch drohend. Franjek lächelte im Laufen, ein bißchen schief, gehetzt: Welch ein Unsinn! Dazu war es — Gott sei Dank! — noch viel zu dunkel. Aber vielleicht wollten sie nur andere Streifen alarmieren . . . Dumme Gedanken gingen durch seinen Kopf, Sprichwörter von einer unangenehm klugen Selbstverständlichkeit: „Viele Hunde sind des Hasen Tod" und: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht".

Dann war der Park zu Ende und von der Polizei, die irgendwo dort hinten in den dunklen Büschen nach ihm suchen mochte, nichts mehr zu sehen. Noch eine Straße links und eine geradeaus. Schalter, Treppen, noch einmal Schalter und minutenlanges Warten, frierend vor Angst, auf dem leeren Bahnsteig. Erst als Franjek im Vorortzuge saß, völlig erschöpft und blaß, ging ein kleines Lächeln des Triumphes über sein Gesicht. Entwischt —!

Er begann sich ein wenig herzurichten, soweit dies möglich war. Zupfte Kragen und Krawatte zurecht, klopfte Rock und Beinkleider ab, zog den weichen Hut aus der Stirn, der — ihm völlig rätselhaft — auf dem Kopf geblieben war, und rieb sich die Schuhe an den Polstern blank. Nach zwei Haltestellen verließ er den Zug, um für den Rest des Weges ein Auto zu nehmen.

Zu Haus betrachtete er sich aufmerksam im Spiegel. Freilich — etwas grau, ermüdet sah er aus. Die Reaktion stürzte sich so jäh auf die Reste seines Siegerlächelns, daß es sich zu einem schmerzlichen Grinsen verzog. Wie er aber in die Kissen des Divans taumelte, um auszuruhen, riß ihn das lärmende Telephon wieder hoch. Polizei —? Zitternd hob er den Hörer ab.

„Was — wer —?"

Melas Stimme klang von weither auf ihn ein, jubelnd und vergnügt: „Bist du da? Endlich erreiche ich dich! Warum bist du denn so schnell weggelaufen, Liebster? Es war nur der Depeschenbote, der ein Telegramm von ihm brachte. Was sagst du dazu? Er bleibt noch drei, vier Tage länger! Wunderbar! Wann kommst du wieder? Sag, wann du wieder zu mir kommst, ich sehne mich schon so nach dir!"

Was nicht in die Zeitung kam / Von Gomo

Das Reichs- und Preußische Finanzministerium hat einen Unterstützungsfonds von 100 000 Mark für notleidende Börsenbesucher zur Verfügung gestellt, der in diesen Tagen an die durch die Wirtschaftsentwicklung geschädigten Kursmakler zur Auszahlung gelangen wird. Wie es heißt, soll sich unter den Unterstützungsberechtigten auch ein Herr befinden, der gelegentlich als Schriftsteller in Erscheinung getreten ist. Der Fall verdient besondere Erwähnung, weil er geeignet ist die Legende zu zerstören, als tue das Reich nicht alles für seine Dichter und Denker. Daß sie relativ selten Börsenbesucher sind, kann niemand den Ministerien zum Vorwurf machen.

•

Da man damit rechnen muß, daß das Pfund bis auf weiteres um ein Viertel geschwunden ist, hat sich der Schutzverband Deutscher Händler entschlossen, im Geschäftsverkehr überall an Stelle von 500 Gramm nur noch 375 Gramm auszuwiegen. Er hofft, so das Seine zur Behebung der allgemeinen Schwierigkeiten beigetragen zu haben. — Dr. Brüning hat sicherem Vernehmen nach diesem von echt nationalem Geist getragenen Vorgehen seinen Beifall nicht versagen können und ist nunmehr bereit, die Preise überhaupt fallen zu lassen.

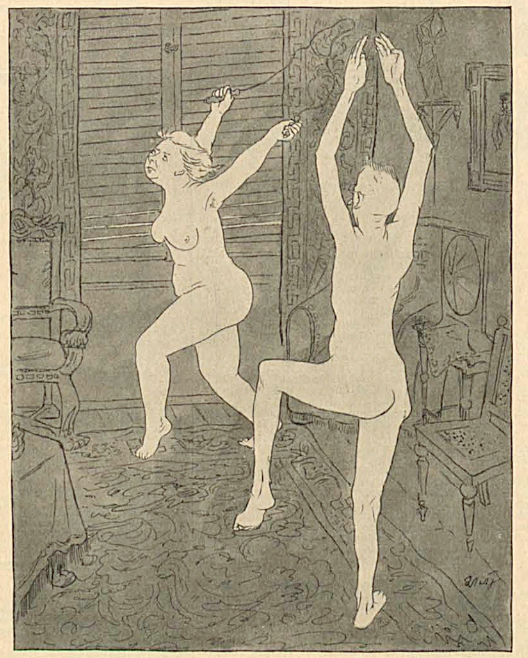
•

Der Umstand, daß der literarische Nobelpreis diesmal einem Toten verliehen wurde, hat einen tieferen Grund. Man vermutete nämlich, daß bis zur offiziellen Preisverteilung kein Schriftsteller mehr lebendig genug sein werde, um ohne Vorschuß die Reise nach Stockholm antreten zu können.

Der Untreue / Von Alexander Parthey

Eva, ein Wirbelwind von zwanzig Jahren, hatte schon während der Verlobungszeit erklärt: „Weißt du, Ernst, wir wollen uns absolut sachlich einrichten." Worauf sie alsbald eine hemmungslose Flut von Prospekten entfesselte. Ernst, gutmütig, rundgesichtig und schon ganz im Banne der Flitterwochen, schaute weniger in die vor ihm ausgebreiteten Zeichnungen als in das begeisterte Gesicht seiner Braut und stimmte in wohliger Hörigkeit allem zu.
Sie hatten es sich besonders nett gedacht, ihre Ehe mit dem Aufbau ihres Heimes zu beginnen. Und so wohnten sie, von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, zunächst in einer Pension, hielten sich aber den ganzen Tag in ihrem neuen Hause auf, wo Eva die Handwerker wie ein Volk Hühner durcheinander scheuchte.
Bald schon wurden die Möbel gebracht, und die Jungvermählten konnten einziehen. Eva fiel ihrem Ernst um den Hals: „Nichts erinnert an den schrecklichen Plunder bei den Eltern."
Und so war es auch. Das Haus, aus drei ineinandergeschobenen Würfeln, mit viel Glas, flachem Dach und breiter Terrasse, stand auf einer planen Sandfläche, auf der später ein englischer Rasen angelegt werden sollte.
Das Treppenhaus in Weiß und Aluminiumkonstruktion war wie der Aufgang zu einem Maschinensaal. Die Zimmer mit breiten Fenstern ohne unnütze Vorhänge, leer, ohne Bilder. Sehr helle Wände, heller Gummibelag auf den Böden, höchstens ein Tisch, drei, vier Stühle, natürlich aus Chromstahl. Nur Flächen und Horizontales. Inbegriff blitzender Sauberkeit. Ein dunkler Fleck wäre hier Gotteslästerung gewesen. Keine Lampen mehr, sondern nur eingebautes Geleucht, Rampenlicht an der Decke, im Schlafzimmer Höhensonne über den tiefen, ganz flachen Ruhestätten. Die Küche das Musterbeispiel eines chemischen Laboratoriums. Hier wurde, pfui Teufel, nicht mehr gekocht, wie Mutter das tat. Hier wurde ernährungsphysiologisch gearbeitet und das Mechanische sinngemäß am laufenden Band erledigt. Es war herrlich!
Nach einem halben Jahre mußte Eva sich eingestehen, daß mit Ernst etwas los war. Er lief gedrückt und wie verloren herum, nahm sich in ihrer Gegenwart tadellos zusammen, aber verfiel sichtlich, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Und dann kam eine noch schlimmere Veränderung. Er wurde plötzlich wieder heiter und lebhaft, aber dafür fing er an, unregelmäßig aus dem Büro nach Hause zu kommen. Oft erst um sechs oder sieben oder gar um halb acht Uhr. Eva war viel zu modern und vital, um lang den Kopf hängen zu lassen. Sie wußte, daß man in solchen Fällen nicht lang fragen und schmusen soll, sondern handeln. Sie wartete eines Tages um vier Uhr in der Nähe seines Büros und sah ihn auch pünktlich wie die Uhr das Portal verlassen. Er ging zu Fuß, behaglich schlendernd vor ihr her, aber durchaus nicht in der Richtung nach Hause. Eine kalte Entschlossenheit spannte sie an, vielleicht würde sie in wenigen Minuten der Frau gegenüberstehen, durch die sie in einer so beschämend kurzen Zeit ausgeschaltet worden war. Ernst, zehn Schritte vor ihr, verschwand in einem Mietshaus, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Für sie schritt er mit schamloser Stirn in das Inferno selber. Sie glitt geräuschlos hinter ihm die Treppen empor, sie hörte eine Tür schließen, sie kam keuchend oben an und hörte hinter der Tür im Korridor sich entfernende Schritte. An der Tür ein Messingschild: „Kuhlmey" und darüber: „Möblierte Zimmer."
Im Augenblick war ihr Schlachtplan fertig.
Am nächsten Morgen stand sie in der Wohnung von Frau Kuhlmey, in einem Korridor, der mit Schränken verstellt und von Portieren verhängt war. Sie suchte ein möbliertes Zimmer und ließ sich in einen längeren Schwatz mit der alten Frau ein, die alle Züge einer verruchten Kupplerin in ihrem Gesicht zu vereinen schien. Bald hatte Eva es heraus, hinter welcher Tür ihr Ernst sie zu betrügen pflegte.
Noch an demselben Abend entdeckte sie, während Ernst schlief, an seinem Schlüsselbund zwei fremde Schlüssel, die sie sofort in Wachs abdrückte. Am anderen Tage hatte sie die Nachschlüssel, und pünktlich um vier Uhr schlüpfte sie, ungesehen und mit tollem Herzklopfen, in sein Absteigequartier.
Aufatmend sah sie sich einen Augenblick um. Es war ein großes, dunkles Zimmer, mit schweren Portieren an den Fenstern, an der einen Wand hing noch ein dunkelroter Plüschvorhang, der eine verschlossene Tür verdeckte und ihr ein ausgezeichnetes Versteck bot. Von hier aus konnte sie beobachten, die Frau studieren, mit der Ernst sie betrog, um dann ihren entscheidenden Schlag zu führen. Denn es galt, sofort und restlos Klarheit zu schaffen. Wenn Ernst sich amüsieren wollte, dann sollte er es sagen. Dann einigte man sich ohne Sentimentalitäten, und jedes ging seiner Wege. Hier fing sie ein wenig an zu weinen, aber sie hörte Geräusche und riß sich zusammen. Ernst betrat das Zimmer.
Er warf Hut und Mantel auf den Divan, schloß den Schrank auf, zog sein Jackett aus und schlüpfte in einen großgemusterten Schlafrock. Dann schob er den Tisch etwas vom Sofa zurück und warf sich behaglich seufzend in die Sofaecke, zog eine Zeitung aus seiner Tasche und begann zu lesen.
Eva hatte Zeit, sich genau umzusehen. Was war das für ein Zimmer! Üppigster Prunk vergangener Zeiten! Um das Sofa ein Umbau mit Kästchen und grünen Glastüren. Drüberhin eine Etagère mit einer großen, unerträglich tickenden Bronzeuhr. Auf dem Tisch eine braune Plüschdecke, darauf in der Mitte ein Spitzendeckchen mit einer großen Muschel aus Porzellan. In der Ecke eine bronzene Nudität, überlebensgroß, mit einer roten elektrischen Lampe in der erhobenen Hand. An allen Wänden Simse mit Humpen und Nippesfiguren. Ihr fing an übel zu werden.
Aber auf dem Sofa änderte sich nichts. Ernst las unverdrossen. Die Zeit wurde ihr unerträglich lang, aber sie hielt durch. Diese entsetzliche Frau mußte jeden Augenblick hereintreten, und dann galt es zu handeln.
Aber es geschah nichts. Ernst gab kein Zeichen von Ungeduld. Er saß da und las. Eva hinter ihrem Vorhang spürte verzweifelte Schmerzen im Kreuz und in den Beinen; sie war schon einer Ohnmacht nahe, als Ernst plötzlich aufstand. Wieder trat er zum Schrank, öffnete die Türe, zog den Schlafrock aus und das Jackett an, nahm den Mantel und griff nach dem Hut — — —
Da trat Eva, flammend wie die Göttin der Rache, hinter ihrem Plüschvorhang hervor und sagte: „Ernst, was soll das heißen?"
Ernst knickte leicht in den Knien zusammen, und über sein rundes Gesicht verbreitete sich der Ausdruck tiefster Ratlosigkeit. Er sah Eva an, sah zu Boden und dann zu den Wänden. Er hob langsam die Hand und zeigte nacheinander auf alle Dinge im Zimmer, auf das Sofa und die Simse an den Wänden mit ihren Schätzen, auch auf die Bronze mit der Lampe in der Ecke. Und dann sagte er leise: „Eva, ich kann ohne Kitsch nicht leben."

Neue Wege zur Schönheit (*Kurt Werth*)



„Nee, Hilde, ick kann nich mehr — eene Jehaltskürzung ersetzt hundert Kniebeugen!"

Die kleine Zeitgeschichte

Das Finanzgenie

Viel belacht wird in Wien der Hereinfall eines Dreimalgescheiten. Der Mann, ein Großindustrieller, gehört auch zu den Geschädigten der Amstelbank, aber er hat es besonders schlau gemacht. Er ahnte beinahe, so möchte man meinen, die Veröffentlichung der Gläubigerliste, die ja tatsächlich erfolgt ist und bei den Betroffenen ebensoviel Mißvergnügen wie Freude bei den Steuerbehörden ausgelöst hat, voraus. Der Mann war klug, sein Name sollte niemals in einer solchen Liste vorkommen, und so zahlte er sein Sümmchen, das kleine Sümmchen von hunderttausend Dollar unter einem Decknamen bei der Amstelbank ein. Der Mann war aber noch klüger: von diesem seinem Geld lieh er sich die Hälfte, fünfzigtausend Dollar, unter seinem wahren Namen wieder aus, und nun sicherte ihn vor der Steuerbehörde der Beweis, daß er nicht nur kein eigenes Geld hinausgebracht, sondern sogar Schulden bei einer Bank im Ausland hatte. Jetzt aber muß der Kluge die entliehenen eigenen fünfzigtausend Dollar der Bank voll zurückzahlen, während es ihm mit seinen hunderttausend nicht besser gehen dürfte als Pallenberg. Immerhin ist der Mann noch klug genug und schweigt. aer.

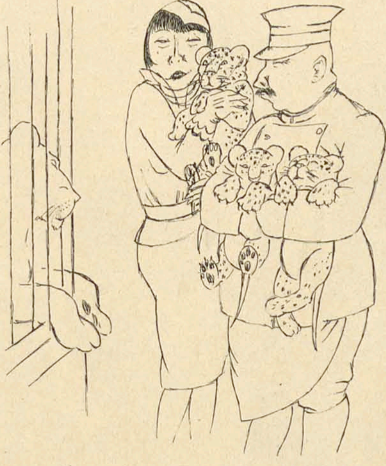
Die politische „Obstlerin"

Die Aufrichtung des Behnschen Bismarckdenkmals auf einer Isarinsel hat in München zu einem kleinen Skandal geführt. Weder der Stadtverwaltung noch dem Herrn Professor Behn hat die Angelegenheit Ehre gebracht. Nutznießerin des unerquicklichen Streites aber wird immer mehr die Obstlerin, die ihren Stand im Schatten des verhaßten „Preißendenkmals" errichtet hat und bei stattfindenden Ansammlungen ihren Handel gehörig forciert. Apfel wiegend, Geld einheimsend, mischt sie sich in die Debatten der wütenden Bismarck-Behngegner und ruft laut: „Wos wor er denn, der Bismarck? — A preißischer Konzler wor's! Grod lachen kunnst! Do schimpfen's ollwai iba de Preiß'n, und iatzt bauen's eahm a Denkmol a no!" Äpfel wiegend, Geld einheimsend fährt sie fort: „Wos soi' er denn sei!? A Held! A Held? Mir brauch'n koane Held'n mehra! Mit eahnera Heldenverehrung ham's ins bloß in Krieg einibrocht! Aus is!" G. S.

Dem lieben Vater

Am 1. Oktober kam ein junges Mädel, ein sogenannter Backfisch, in eine Ottakringer Tabaktrafik, um ein paar Zigaretten zu kaufen.
Die geschäftstüchtige Trafikantin wies auf ein paar wunderschöne Geschenkpackungen und animierte: „Möchtens net dem Herrn Papa was zum Vattertag kaufn, Fräuln?"
Die junge Dame aber replizierte entrüstet: „Waaas? Dem sollt' i no was schenk'n, wo der Haderlump, der notige, schon seit fünf Monat' kane Aliment' für mi zahln will?!?" Spt.

Exempel (J. Mammen)



„Sagen Sie mal, Wärter, pflanzen sich diese Tiere in der Gefangenschaft gerne fort?" — „Na, denkense man bloß, Frollein, wir beede in eenem Käfig, und sonst nischt zu tun!"

Theater mit Sparprogramm

Von Alice Ekert-Rotholz

Diesen Winter wird vom Staat aus alles umgedreht sein. Das Sparen wird diesen Winter ein Theater! Und das Theater wird diesen Winter sparen!
Gerade neulich hatte ich eine diesbezügliche Unterredung mit dem Generaldirektor des Staatstheaters. Kaum, daß ich sein Kontor betreten hatte, schwenkte er mir einen Haufen leerer Zettel entgegen.
„Haben Sie schon unsere neuen Sparprogramme gesehen?" rief er mir zu. „Den Namen des Autors und das Personenverzeichnis kann man sich sparen! Ein Stück is ja doch wie's andere . . ."
„Was ist mit meinem Stück, Herr Generaldirektor?" fragte ich.
„Ihr Stück gefällt mir ausgezeichnet. Wir wollen politisches Theater."
„Das freut mich!" sagte ich erfreut.
„Dazu liegt kein Grund vor!" beruhigte mich der Generaldirektor. „Wir werden es selbstverständlich nicht spielen. Es mißfällt mir ausgezeichnet! Wir wollen kein politisches Theater! — Übrigens gefällt es unserer Toilettenfrau auch nicht."
„Ihrer Toilettenfrau??" stammelte ich. „Hat denn der Dramaturg das Stück nicht beurteilt?"
„Ja, natürlich!" antwortete der Herr ungeduldig. „Das sag' ich ja grade! Wir müssen doch sparen! Einen Dramaturgen und eine Toilettenfrau kann sich kein Staatstheater diesen Winter leisten. Unsere Toilettenfrau füllt beide Posten zur Zufriedenheit aus . . . Wenn Brüning mal in dem Sinne bei den Staatssekretären und so abbauen wollte! — Was übrigens noch Ihr Stück anbelangt, so ist es als Zeitstück unbrauchbar. Da sollen ja noch Kulissen sein!"
„Ja, natürlich!" bestätigte ich.
„Kulissen kann man sparen! Wir bringen diese Saison nur noch Stücke, die hinter den Kulissen spielen. Komödien aus dem Wirtschaftsleben! — Die ganze Schwerindustrie spielt da mit . . . Statt Schauspielern! Sie müssen nämlich wissen, daß wir sämtliche Schauspieler entlassen haben. Die kann man doch, weiß Gott, beim Theater sparen! — Außerdem wird in Ihrem Stück ja noch gesprochen! Das ist nicht zeitgemäß! Wir erwerben in der Abteilung ‚Politisches Theater' nur noch Stücke, in denen sich die Autoren alle Worte sparen."
„Was sind denn das für Stücke?" fragte ich tonlos.
„Gar keine!" sprach der Herr Generaldirektor. „Das sind nämlich die einzigen Stücke, die bei den neuen Pressenotverordnungen gespielt werden können!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dr. Hans Jacobsen, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Belehrung

(Paul Scheurich)



„Schau mal, Mammi, wie frech dieser olle Industrie-Onkel zu uns her blickt!" – „Merke dir, Kind, ein Mann mit Geld blickt niemals ‚frech', sondern ‚kühn'!"

Die Witwe / Von Ossip Kalenter

Wie man verdienstvolle Literatur- und Musikgeschichten von Zeit zu Zeit erneuert, sie bis auf unsere Tage weiterführt und den heutigen Anschauungen und Zuständen angleicht, ähnlich sollte man gelegentlich mit den klassischen Werken verfahren, die von der Liebe handeln. Was ist uns die „Ars amandi" des Ovid? Was sind uns selbst Stendhals für seine Zeit so gewagten Anekdoten und Reflexionen? In ein neues „De l'amour" gehörte zum Beispiel die folgende Geschichte:
Der Mann war Ingenieur. Seine Fabrik hatte englische Tischzeit. Darum nahm er belegte Brote mit. Um fünf, wenn er nach Hause kam, sagte er dann: „Nun können wir Abendbrot essen." Das war der Geiz in ihm.
Was er damit erreichte, war, daß seine Frau Bekanntschaften machte und sich von Herren verschiedenen Alters, doch ziemlich einheitlichen Einkommens zu Mittag einladen ließ. Sie wurde rund und rosig, und er sagte: „Siehst du, wie gut es einem bekommt, wenn man nicht so viel ißt . . ."
Er wurde blaß und krank. Nach zweijähriger Ehe kam er ins Krankenhaus. „Nun hat er den Magenkrebs", sagte sie mit der schönen Zufriedenheit, mit der man ein lang erwartetes Resultat verkündet.
Als er gestorben war, ging sie — schick, drall, den Witwenschleier vielverheißend vor die rosigen Wangen gezogen — zu Büngers Beerdigungsanstalt, das Begräbnis bestellen. Herr Bünger versprach bei geringstem Kostenaufwand sein möglichstes. „Ich berechne es Ihnen besonders billig, gnädige Frau, damit Sie mich in Ihrer werten Familie weiterempfehlen", sagte Herr Bünger.
Sie pflegte später zu erklären: „Weil er mir's hat am Munde absparen wollen, hab' ich ihn bloß zweiter Klasse beerdigen lassen." Herr Bünger lieferte aber erste Klasse.
Nachmittags um drei Uhr war das Begräbnis. Ein ansehnliches, feierliches, eindrucksvolles Begräbnis.
Nachmittags um fünf erschien Herr Bünger mit einem Riesenstrauß roter Rosen bei der Witwe. Er erlaubte sich zu fragen, ob sie zufrieden gewesen sei. „Die besten Federstutzen . . .", sagte Herr Bünger. Und: „Gala . . .", sagte Herr Bünger. Und: „Um Sie in Ihrem Schmerz zu trösten . . . einen kleinen Strauß . . ." Und er gestatte sich bei dieser Gelegenheit gleich, um ihre Hand anzuhalten.
Bis hierher war alles seinen Gang gegangen. Bis hierher hatte sie mit den Ereignissen rüstig Schritt gehalten. Hier zögerte selbst sie. Und zwar aus Gründen der Delikatesse.
Wer aber annimmt, sie habe an Stund und Ort der Werbung Anstoß genommen, der kennt sie nicht, die rosige Witwe. Sie fand es lediglich unappetitlich, einen — wie sie es nannte: — Leichenheinrich zu heiraten.
Darum nahm sie ihn (sie war eine geschmackvolle Frau) nur zum Freund.

Komplexeritis

Ein großes Sorgenkind ist heut die Liebe,
sie existiert fast nur noch als Objekt
für psycho-experimentelle Triebe
und ward als – Krankheit schon entdeckt.
Was für den Mann einst eine „schöne Hexe",
was für den Backfisch eine Jugendliebe war,
das reicht man heut als Sexualkomplexe
der wissensdurst'gen Menschheit dar.

Die Liebe krankt an dieser Baisse,
und ihre Dichter sind perplex,
denn einer sagt's dem andern in die Fresse:
„Die Liebe? – Ist nur ein Komplex!"
Bald spricht fast jeder Knirps ganz wichtig,
wenn er sich eigensinnig muckt:
„Ich kann nicht anders" – folgerichtig –,
„ich bin doch ein Komplexprodukt!"

Ach, Amor schießt doch seine Pfeile
genau wie früher mit verschlag'ner List
und trifft dabei die besten Körperteile,
was schon an sich ganz metaphysisch ist. –
Sprecht keinen Kalmus, wenn euch Wunder quälen,
schweigt lieber still und huldigt dem Gefühl!
Laßt anders von der Liebe uns erzählen,
als stets im – Psychiaterstil!

K. Kau

Lieber Simplicissimus!

Endlich Realpolitik!

Zu Füßen der Feste Coburg gibt es noch ein Städtchen Coburg, das an geharnischtem Kampfgeist nicht hinter jener zurücksteht. Und doch muß es selbst dort noch Leute geben, die sich an dem Ritterdrama der Seldte und Hitler nicht beteiligen mögen. Ein Plakat, das ich an einem alten Stadttor angeschlagen fand, verriet auf drastische Weise die Anstrengungen, mit denen man um die abtrünnigen Seelen ringt. Es schmetterte in fetter Schlagzeile die Forderung heraus: „Büroangestellte, Beamte — erwachet!" Die Wirkung war nicht ganz dem Ernst der Absicht entsprechend. Teha

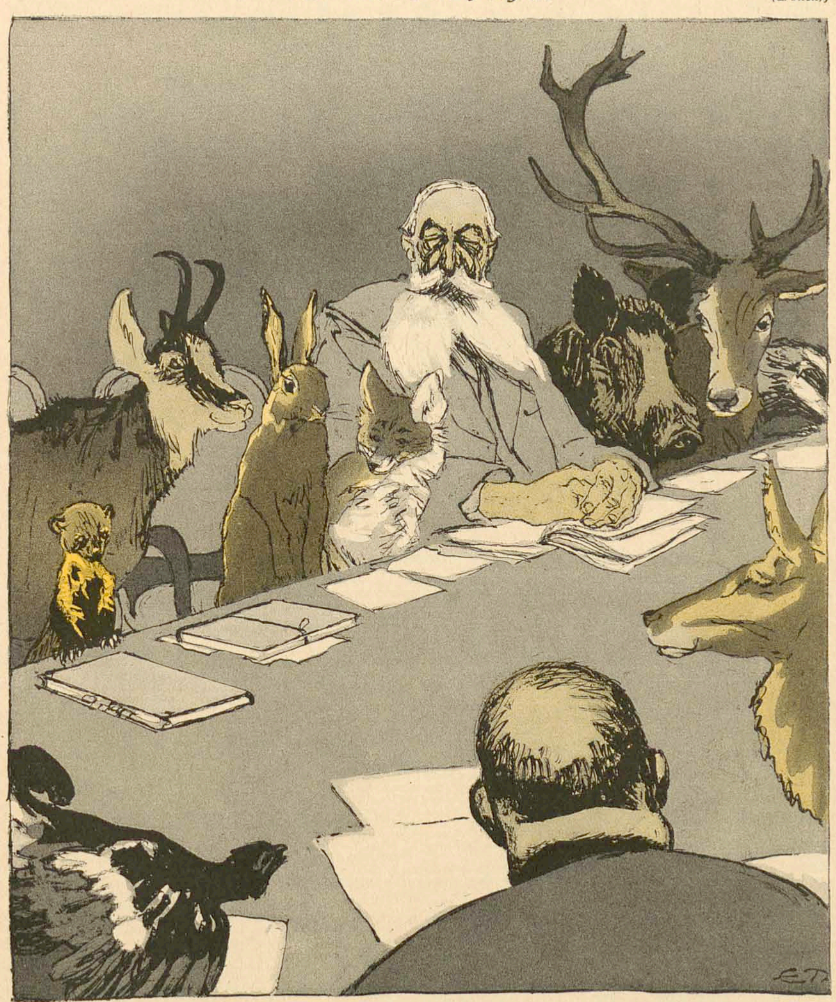
Konjunktur

Das englische Pfund ist gestürzt. Die Geschäftsleute nützen die Konjunktur aus. Ein Wiener Grammophongeschäft inserierte:

„Nützen Sie die seltene Gelegenheit. Kaufen Sie — solange das Pfund niedrig notiert — englische Walzer." J. H. R.

Nie wieder Jagd!

(E. Thöny)



„Der Antrag auf Abschaffung der Jagd wird zunächst an eine gemischte Kommission überwiesen, da die Vertreter der Jäger und der Gewehrfabrikanten noch gewisse technische Bedenken dagegen erhoben haben!"

Vervollständigung

(M. Frischmann)



„Und zum Schluß, Herr Wachtmeester, könntense vielleicht ooch noch meinen Magen untersuchen, obse in dem 'n Inhalt finden!"

Kiebig löst das Weltfriedensproblem / Von Walther Nissen

Seit Jahren hatte ich ihn aus den Augen verloren. Da er ein Mensch mit eigenen Ideen war, nahm ich an, er sei verhungert. Im neuen Telephonbuch fand ich ihn jedoch als „Fabrikbesitzer" wieder: Kiebig, Felix, Fabrikbesitzer.

Sofort hin. Er stieg gerade in ein Auto und nahm mich nach seinem Laden mit.

Unterwegs erklärte er mir ohne Einleitung: „Jeder Zurechnungsfähige will heute den Weltfrieden. Gut. Wo aber zäumt er das Pferd auf? Am Schwanze! Keiner berücksichtigt, daß zunächst mal der Einzelmensch pazifiziert werden muß . . . !"

Aha!, dachte ich, der Junge erzeugt Schlafmittel, Leitartikel für milde Blätter oder Grammophone . . . ! Ich äußerte probeweise: „Musik veredelt die Sitten . . .!"

„Na — für die lange Zeit, in der schon Musik gemacht wird, sind diese Sitten ja noch ganz nett rauh! Nein, das schafft alles bloß gefährliche Verdrängungen. Der Mensch ist voll böser Instinkte, voll Kampflust, voll Zerstörungswut. Er hat irritable Nerven. Er hat eine Galle. Sind das Tatsachen — ja oder nein?! Jugend muß austoben. Und die alten Esel erst recht. Man hat zu diesem Zweck die Boxkämpfe eingerichtet, die Parlamente, Rummelplätze, Postämter, die öffentlichen Verkehrsmittel, die Ehe und dergleichen. Alles dürftige Mittelchen! Nirgends, nicht einmal in der Ehe, kann sich der ganze Haß Luft machen, der sich im Zusammenleben der Menschen (dieser angeblich geselligen Tiere) ansammelt. Hic haeret aqua! Hier Luft zu schaffen ist meine Mission . . .! Aber wir sind angelangt. Kommen Sie! Alles Nähere an Hand meines Lagers."

*

In einem großen Schuppen lagen reihenweise . . . tote Menschen. Ich drohte meinem Begleiter schelmisch mit dem Finger. Kiebig lächelte: „Gut gemacht, wie? Besser und haltbarer als natürliche. Es sind Haus-Popanze, Temperamentableiter, Ärgerauslöser, symbolisierte Feinde. Nach jedem besseren Photo auf Bestellung anzufertigen. Sie ärgern sich zum Beispiel über Ihre reizende Gattin. Gut. Sie sagen kein Wort, begeben sich in den schalldichten Raum, in welchem Ihr Popanz steht, und . . . nun also — kein Wort braucht Ihnen zu kräftig zu sein, keine Verdächtigung zu niedrig, kein Vorwurf zu dumm — wunderbar erleichtert werden Sie zurückkommen, Ihrer netten Frau die Hand küssen und froh sein, daß Sie durch diese harmlose Atemgymnastik Ihre Ehe nicht zerstört haben. Ihr Portier, das Finanzamt, Ihre wertvollen Verwandten, Ihr Herr politischer Gegner, Ihr Chef, Ihr Bürokollege, Ihr Erbfeind . . . ! Meine Popanze sind hieb- und stichfest, vertragen Faustschläge, Stockprügel, Messerstiche und Schüsse ohne jeden Schaden."

„Fabelhaft. Aber es gibt bekanntlich Leute, die Blut sehen müssen . . . !"

Auch für diese Herzchen ist gesorgt. Wenn Sie in die Verlängerung eines Popanzrückens schießen oder stechen, so fließt Himbeersaft heraus. Das können Sie im Blutrausch unter Garantie nicht von Blut unterscheiden, und der Anblick macht Sie sogleich wieder umgänglich und vergnügt."

„Tja — aber das Ganze ist doch schließlich ein Selbstbetrug . . . !"

„Das bestreite ich entschieden. Richtet sich denn in der Wirklichkeit Ihr Haß jemals gegen etwas anderes als gegen einen von Ihrer Phantasie geschaffenen Popanz? Ist denn Ihr Feind in Wahrheit der üble Schuft, als den Sie ihn sehen? Keine Spur. Das ist ein sehr netter Kerl, der Ihnen bloß zufällig im Wege ist, und den Sie mühsam zu einem Kinderschreck umfälschen müssen, um in die richtige Kampfstimmung zu kommen. Irrsinnig, daß dauernd Leute beschimpft, verwundet und getötet werden, die gar nicht gemeint sind, sondern gegen deren Zerrbilder sich alles richtet! Jedem Zeitgenossen seinen Popanz. Zwangsweise Einführung dieses Artikels durch die Regierungen aller Länder!"

„Das geht nicht, mein Lieber!" sagte ich ernst, „Sie können doch nicht alle Hetzer und Maulhelden mit einem Schlage brotlos machen. Wer möchte noch länger Maulheld sein, wenn er andere Leute nicht mehr ins Unglück stürzen kann!"

„Im Gegenteil! Das Metier der Scharlatane, besonders der politischen, wird nun erst wirklich ein anständiger, tariffähiger Beruf werden; sie alle können bei uns, als Modelle zu unsern Popanzen, eine gut bezahlte und — bedenken Sie das! — dauernde Beschäftigung finden! Wir brauchen ja zu unsern Zwecken leere, nichtssagende Gesichter wie das tägliche Brot . . . !"

Kronen

Es wackeln die Kronen im rauhen Norden
Durch englische Krankheit — Valutenbaisse.
Es kreugert und tollt in den stillen Fjorden,
Es spottet das Gold der Notenpresse.

Noch gleißen wie einst die goldenen Kronen.
Papiernes Recht gibt den Trägern die Macht.
Sie halten im Bann noch respektvoll Millionen,
Doch gebt auf die goldenen Kronen gut acht!

Ricardo

Der Krieg — ein Film / Von Andreas Zeitler

Der Zuschauerraum verdunkelt sich. Durch die Sitzreihen läuft eine kurze Stille. Dann setzt die Musik ein, und da und dort entsteht ein Flüstern. Heute, vor diesem Film, nicht so unbekümmert wie sonst. Es ist, als liege ein Druck auf den Menschen, die ihre Köpfe gegen das helle Viereck richten.

Ich bin jung. Ich habe den Krieg nicht mitgemacht. Als die Granaten platzten, Leichen in regendurchnäßte Massengräber geschüttet wurden, stahlen wir Birnen, Äpfel und Rettiche, weil das Brot für unseren Hunger nicht reichte. Es waren erlebnisreiche Zeiten — damals.

Aber jetzt schnürt mir das, was ich sehe, die Kehle zusammen. Ich weiß, es ist Film. Aber weil es nur eine Lichterscheinung ist, von einem Zelluloidband erregt, eine Ware wie jede andere, packt es mich noch mehr. Wie muß die Wirklichkeit gewesen sein in unserer Äpfel- und Birnenzeit? Wie sahen die Menschen aus, die das mitmachten, oder, der Gedanke kommt mir ganz automatisch: die das wieder mitmachen? — Plötzlich weiß ich es.

Mitten in die Geräusche des Films, in das Zucken der Bilder drängt sich eine menschliche Stimme. Sie kommt hinter mir vor, steigt über mich hinweg gegen die Leinwand. Da schlagen die Granaten ein, Bäume spellen, die Erde bröckelt . . . „Jupp!" macht die Stimme bei jedem Einschlag. Sie gehört einem Mann. Und noch einmal „Jupp!".

Es ist ein Mann aus dem Kriege. Ich drehe mich um. Der Film wirft einen matten Schein auf sein Gesicht. Ich hätte es klobig und groß erwartet. Es ist klein, glatt, gut rasiert. Der Mann hat wenig Haar. Er ähnelt einem Reisenden, einem Kleinhändler. Ich kann ihn mir denken, wie er Butter verkauft, Seife, billige Schürzen und Strümpfe. Ein gutgehendes Geschäft in der belebten Straße eines Vororts. Neben ihm sitzt eine volle, schweratmende Frau. Sie hält den Kopf gesenkt. Ihre Augen sehen gerade noch unter dem Hutrand vor auf den Film. Der Mann hat seine rechte Hand auf ihr linkes Knie gelegt, mit der anderen schlägt er, vorgebeugt, schwer auf den Schenkel. „Jupp!"

Ich denke, das sind die Gräben. Die Toten. Die Trichter. Das Gas. Die Tanks. Er kennt alles. Er war damals mit dabei. Und er sitzt hier, als sähe er einem Fußballspiel zu, elektrisiert, selbst ein leidenschaftlicher Spieler . . . Tor! . . . Elfmeter! . . .

Das Bild vor mir wird groß. Ich sehe es so, als wäre die ganze Wand des Kinos davon bedeckt. Ein Deutscher. Ein Franzose. Ein Bajonett. Alles geht blitzschnell. Der weiße Stahl senkt sich tief durch das Tuch in das Fleisch, das weich und nachgiebig sein muß. Da sagt die Stimme hinter mir: „Sauber!" Die Hand fällt klatschend auf das Knie der Frau.

Friedensangebot in Berlin NO

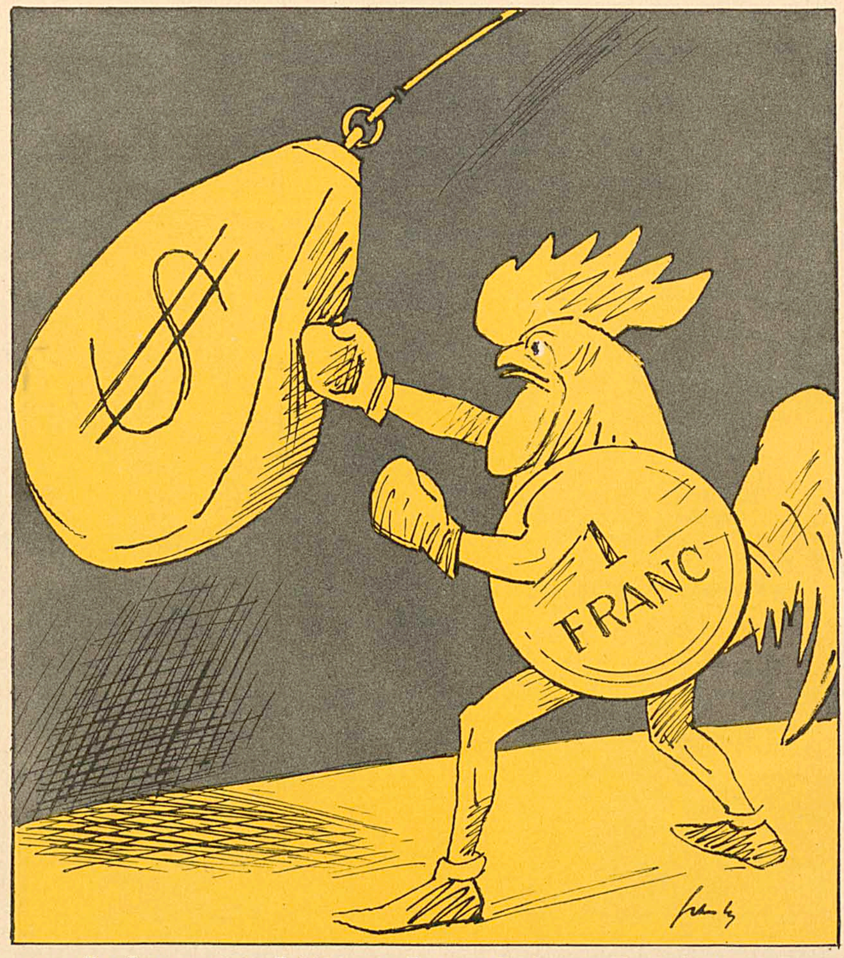
(Karl Arnold)



„Awa Paule, von so'n bißken Jedankenaustausch brauchste doch nich jleich bluten!"

Vivant sequentes!

(Wilhelm Schulz)



Der Europameister Goldfranc im Training für das amerikanische Match.

Tag für Tag / Von Ratatöskr

Morgens, wenn der Mensch die Semmel
in die Kaffeebrühe tunkt,
trübt sich allbereits der Hemmel,
weil die Zeitung wieder unkt.

Steckt man vor dem Mittagessen
ängstlich seinen Rundfunk an,
kriegt man Dinge zugemessen,
die man kaum verkraften kann.

Abends an dem Tisch des Stammes
sträubt das Haar sich und der Bart
angesichts des Telegrammes,
das soeben ruchbar ward.

Schaudernd zieht man seine Kappe
übers Ohr und schleicht nach Haus.
In des Bettes Federnklappe
stößt man einen Seufzer aus:

Laß dir, Gott, die Falten weisen,
Sorgenfalten um und an!
Hast du denn kein Bügeleisen,
das dieselben glätten kann?

Stuttgart, 2. November 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Posaunen von Harzburg

(Th. Th. Heine)



Wenn die Regierung und der Reichstag doch nicht zusammengestürzt sind, an den Posaunenbläsern hat es nicht gelegen!

Die letzten Standarten / Von Karl Kinndt

Vierundzwanzig Hakenkreuz-Standarten
wurden neu in Braunschweig eingeweiht,
und Herr Hitler bat, noch kurze Zeit
auf die wirklich große Zeit zu warten.

Wenn wir jetzt die Nerven nicht verlieren,
sprach ER, kann uns niemand widerstehn!
Und dann ließ er wuchtig, stramm und schön
seiner Wähler Schar vorbei marschieren —

Keiner war, der sich ihm widersetzte,
seinen Rat befolgt' man voll und ganz,
und des schönen Tages Schluß-Bilanz:
nur zwo Tote, siebzig Schwerverletzte.

Vierundzwanzig Hakenkreuz-Standarten
wehten rot im Wind — und jetzt mit Recht —:
Deutscher, lerne um, der Mensch ist schlecht,
knatterten sie laut in Gottes Garten!

Schieß sie nieder, deine deutschen Brüder!
Sei für zwei Mark täglich „national" —:
Schwerindustrielles Kapital
fließt sonst nicht mehr auf Herrn Hitler nieder!

Was kann eine Inflation dir schaden,
kommt dein Führer dadurch groß zur Macht?
Traue Hitler, Hugenberg und Schacht!
Deine Leiche, Lieber, nährt die Maden — —

Diese neuen Hakenkreuz-Standarten,
glaubt Herr Hitler, wern die letzten sein — —:
Wollte Gott, ihr säht den Schwindel ein!
Aber darauf kann man lange warten — —

Der Dichter / Von Hermynia Zur Mühlen

Der Dichter war nicht mehr jung; er selbst gab fünfundfünfzig Jahre zu, das literarische Lexikon verlegte sein Geburtsjahr sogar noch um drei weitere Jahre zurück; aber das war bei diesem Dichter und diesem Menschen völlig einerlei. Sein Talent, seine Frische, die Glut und Festigkeit seiner Überzeugung waren die eines Jünglings. Die junge Generation sah in ihm ihren Führer, die diktatorische Regierung aber ihren gefährlichsten Gegner. Seit über einem halben Menschenalter kämpfte der Dichter für Freiheit und Recht. Seine Werke geißelten das System, unter dem das Land litt. Sein ganzes Leben, seine ganze Persönlichkeit war ein einziger Kampf gegen alles, was die Rechte des Menschen beeinträchtigte. Er geizte weder mit seiner Zeit, noch mit seiner Person; er war opferwillig bis zum Fanatismus. Jahre hindurch wurden seine Werke im eigenen Land totgeschwiegen und nur im Ausland viel gelesen. Er saß auch mehr als einmal einige Monate auf Festung; aber was einen andern entmutigt hätte, schien ihm immer neue Kräfte zu verleihen.

Und dann kam, was er gepredigt, verkündigt, ersehnt hatte: der Umsturz. Er kam jedoch ganz plötzlich, ganz unerwartet, sozusagen von heute auf morgen. Verhältnismäßig unblutig, ohne allzu harte Kämpfe.

Das ganze Land jubelte. Die Republikaner befanden sich in einem Freudentaumel. Seltsamerweise aber war der Dichter still und ernst; die Freunde und Anhänger staunten. Wagte er noch nicht an die Verwirklichung seiner Ideale zu glauben? Fürchtete er, daß die geschlagene Reaktion sich sammeln und zu neuen Stößen ausholen werde? Oder war der alte Mann ganz einfach müde, erschöpft von dem aufreibenden Kampf so vieler Jahre, und nun, nach dem Sieg, nur noch imstande, sein nunc dimittis zu sprechen?

Der Dichter zog sich von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen zurück. Er schlug den ihm angebotenen Posten als Unterrichtsminister aus und verbrachte einige Monate im Ausland. Wieder heimgekehrt, lebte er völlig zurückgezogen, man sah nur bisweilen in der Dämmerung seine hohe, noch immer jugendliche Gestalt rasch auf der Straße dahin schreiten, wohin, zu wem, das wußte niemand.

Inzwischen hatten sich die Anhänger des alten Regimes wieder gesammelt und erwiesen sich als gefährliche Feinde der jungen Republik. Die Erschütterung des Umsturzes schien sie verwandelt zu haben. Statt der früheren Geistlosigkeit, durch die sie sich hervorgetan hatten, legten sie Klugheit und eine unglaubliche Menschenkenntnis an den Tag. Ihre Flugblätter und Proklamationen waren mitreißend, die von ihnen herausgegebenen illegalen Zeitungen hatten ein hohes Niveau. Sie mußten einen ausgezeichneten Führer gewählt haben. Doch blieb lange Zeit die Person dieses Führers unbekannt.

Bis eines Tages ein Verschwörernest ausgehoben wurde und die verblüfften Republikaner unter den Verschwörern auch ihren Dichter fanden.

Zuerst konnten und wollten sie es nicht glauben, nahmen an, der Dichter habe sich als Spion in die Reihen der Feinde geschlichen, um die Republik zu retten. Aber der alte Mann erklärte gelassen, daß er sich tatsächlich gegen die Republik gewandt habe und sie mit allen Kräften bekämpfe.

Der Prozeß, der gegen ihn geführt wurde, war eine Sensation. Der Vorsitzende des Gerichts, der früher zu den besten Freunden des Dichters gehört hatte, mußte einigemal die Sitzung unterbrechen, weil es ihm dermaßen schwer fiel, gegen einen Mann vorzugehen, der sein ganzes Leben der guten Sache gewidmet hatte.

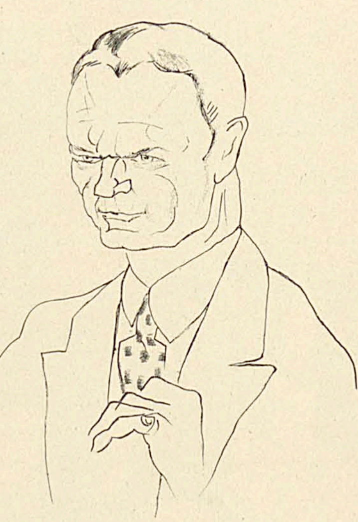
Als schließlich einwandfrei festgestellt worden war, daß der Dichter das Haupt und der Urheber aller Verschwörungen und Sabotageakte gewesen war, herrschte im Gerichtssaal Totenstille.

Dann fragte der Vorsitzende mit nicht ganz fester Stimme: „Aber warum, Mensch, um Gottes willen, warum?"

Der Dichter erhob sich gelassen, um die ihm zugebilligten Schlußworte zu sprechen: „Ich habe nichts gegen Euch und gegen die Republik", sagte er, „aber sie ist um zwei bis drei Jahre zu früh gekommen. Hier ist meine Rechtfertigung", und er legte die weiße, blaugeäderte Hand auf ein ungeheuer dickes Manuskript. „Seit zehn Jahren habe ich an diesem Roman geschrieben; zweitausend Seiten. Keines meiner Werke war ein dermaßen gelungener mörderischer Angriff auf das alte System, keines hätte so für die Republik geworben. Und nun, eine Woche nach Beendigung meines Buches, bricht die Revolution aus — und siegt. Wen wird dieses Buch heute noch interessieren? Wer soll es verlegen? Es wurzelt ganz in der vorrevolutionären Zeit. Jetzt ist es nichts als zweitausend sinnlose Seiten engbeschriebenen Papieres. Die Arbeit von zehn Jahren war vergeblich. Der Ruhm, den mir dieses kühne und, ich darf wohl sagen, literarisch ausgezeichnete Buch eingetragen hätte, ist meinen Händen entglitten. Es blieben mir zwei Möglichkeiten. Das Buch mit umgekehrten Vorzeichen umschreiben; aber ich bin ein alter Mann und weiß nicht, ob ich die Arbeit hätte beenden können, oder das alte Regime wiederherstellen, für ein paar Jahre, damit mein Werk es erfolgreich bekämpfen kann.

Berliner Köpfe

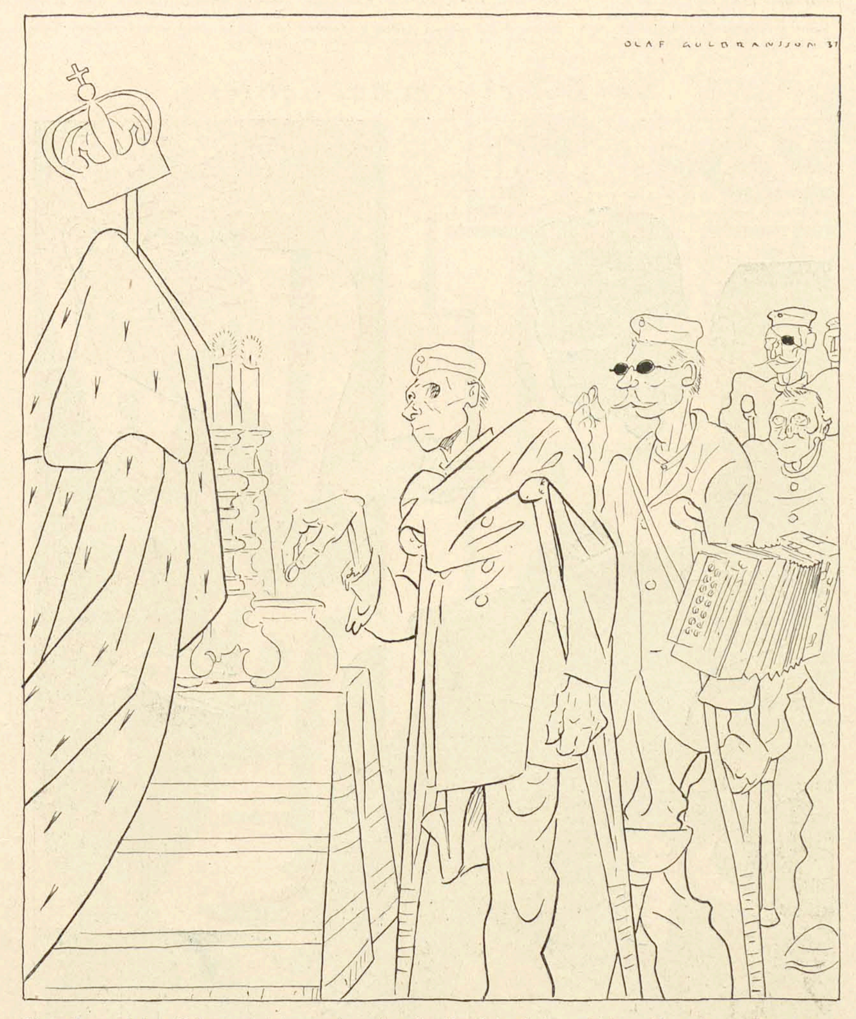
(R. Großmann)



Der Oberbürgermeister von Berlin Dr. Sahm

Das walte Gott!

(Olaf Gulbransson)



Die abgewerteten Kriegsverletzten opfern freudig ihr Scherflein auf dem Altar der aufgewerteten Fürstlichkeiten.

Ich habe letzteres gewählt, und es wäre mir, ohne den unglückseligen Zufall, der mich verraten hat, auch bestimmt gelungen. Jetzt", der Dichter seufzte und sah mit einemmal wie ein Greis aus, „jetzt ist mein Werk verloren und ich mit ihm."

Dann setzte er sich und hörte gelassen das Urteil des Gerichtshofes an. Als dieses ausgesprochen wurde, verbarg der Vorsitzende das Gesicht in den Händen, und man hörte im Saal unterdrücktes Frauenweinen. Der Dichter aber saß da, als ginge ihn das Ganze nichts an; er hielt die Augen auf sein Manuskript geheftet, und seine Lippen flüsterten leise: „Zweitausend Seiten! Zweitausend Seiten!"

Gemütlichkeit

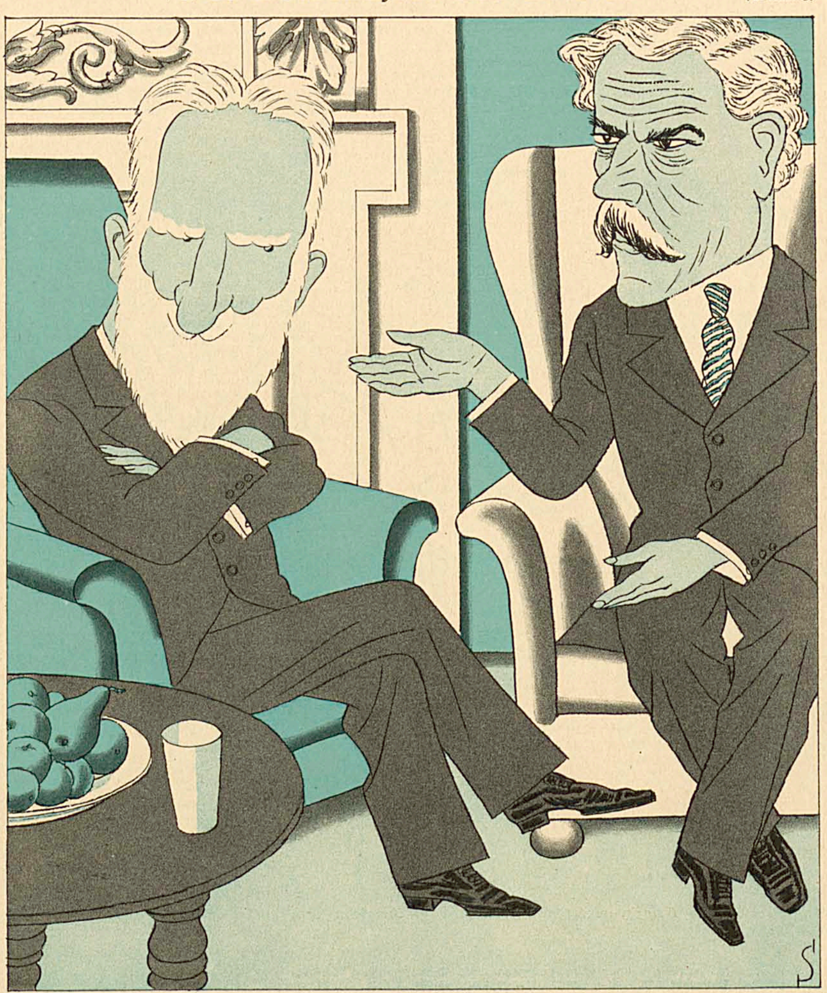
Auf dem Dresdner Hauptbahnhof gegen Mitternacht. Ein Nationalsozialist tritt an den Zeitungsstand und verlangt Goebbels „Angriff", der gerade wieder einmal verboten ist. Der Zeitungshändler: „'n Angriff? Nee, dän kann ich Ihn' leider nich gäm. Aber v'leicht nähm Se was anders Hibsches?"

Prinzessin Militza oder Happy end im Hause Mecklenburg

Unter dieser Überschrift haben wir in Nr. 35 vom 24. November 1930 vier Illustrationen mit Begleittext beleidigender Natur gebracht. Nachdem wir uns inzwischen von der Unrichtigkeit der unterstellten Tatsachen überzeugt haben, stehen wir nicht an, die vorerwähnte Veröffentlichung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen. In dem deswegen anhängig gewesenen Beleidigungsverfahren haben wir die Kosten übernommen und uns bereit erklärt, der Glaspalasthilfe einen bestimmten Betrag zuzuführen.

Der Botschafter des Geistes

(E. Schilling)



„Sie könnten mir einen großen Gefallen tun, Mr. Shaw. Gehen Sie auf ein paar Tage nach Deutschland, damit Sie bei Ihrer Rückkehr aus innerer Überzeugung den Engländern das mir unentbehrliche Regime der Notverordnungen anpreisen können!“

Modernisiertes Hochschulwesen *(A. Pichl)*

Angesichts der Zunahme des Werkstudententums sieht sich die Professorenschaft genötigt, ihre Vorlesungen jeweils an der Arbeitsstelle ihrer Hörer abzuhalten.

Chaos? / Von Ratatöskr

Die großen Phrasen müssen her.
Wir machen ewig Wind.
Vertraute Worte tun's nicht mehr,
die oft so treffend sind.

Spuckt man sich munter auf den Kopf
im holden Wechselspiel
und schilt sich „Lump!" und schimpft sich „Tropf!"
und boxt sich ins Profil:

gleich brütet jeder Zeitungsspalt
den Dämon „Chaos" aus.
Die Braven überläuft es kalt.
Es wackelt Herz und Haus.

... Verehrteste, so bleibt doch schlicht!
Der Überschwang verdrießt.
Und schwatzt von keinem Chaos nicht,
wo bloß ein Saustall ist.

Die kleine Zeitgeschichte

Ernährungsfragen

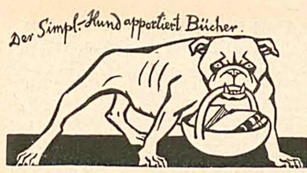
Der Milchhändler Anton Brösicke hatte die deutsche Milchproduktion verbotenerweise durch Zusatz von Wasser vergrößert.
Der Fleischermeister Paul Wisottka hatte der in seinem ff. Betrieb hergestellten Mettwurst reichlich Stärkemehl beigemischt.
Beide waren erwischt und mit Recht zu empfindlichen Geldstrafen verdonnert worden.
Nach der Verhandlung tranken sie in Hannemanns Keller eine kühle Weiße mit Schuß und aßen ein paar Schrippen dazu. Und Brösicke betrachtete nachdenklich das grauweiße Innere dieses „Weizen"-gebäcks und sagte: „Wenn wir in unsan Betrieb sowat anordnen, denn heeßt et Nahrungsmittelfälschung. Aba wenn Schiele et macht, heeßt et Beimischungszwang!"

Der Pessimist

„Professor" Wiesenthal hat seinen Urlaub heuer in Karlsbad verbracht. Zu Entspeckungszwecken.
Heimgekehrt, präsentierte er sich stolz den Freunden im Romanischen Café: „No, wie seh ich aus? Ich hab' achtzehn Pfund verloren!"
Da sagte Kollege Paul Morgan: „Mbch — was sind heutzutage schon achtzehn Pfund?!" Spt.

Spar-tanertum

Pfnümeisel kann den großen Wirtschaftsideen der diversen Regierungen nicht länger widerstehen: er spart seit einiger Zeit.
Ich kenne und schätze Pfnümeisel seit langem als einen Mann von System; was er anpackt, zeugt von eiserner Konsequenz, und ich muß sagen, er hat mir auch mit dem Vortrag seiner Sparmethode imponiert.
Der Tributplan seines kleinen Haushalts ist nicht weniger ausgeklügelt und durchgreifend als der der großen Staatshaushalte. Pfnümeisels Gedankengang ist der: er schränkt sich auf ein Mindestmaß seiner menschlichen Existenz ein, er macht sich ganz klein, er zieht sich zu einem Häufchen Dreck und Bescheidenheit zusammen, und die Differenz zwischen dem einstmals wohlausgerundeten, über seine Peripherie hinaus duftenden Pfnümeisel: die soll in die Sparbüchse gesteckt werden.
Kauft er ein Stück Kernseife zum Gesichtwaschen, so denkt er an die Lavendelseife von früher; aber nicht die ganze Preisdifferenz zwischen beiden, sondern nur die Hälfte wird gespart: macht 10 v. H. des Kernseifenpreises. Kauft er Margarine, so denkt er an die Butter: macht 20 v. H. Kauft er keine Gummischuhe, sondern watet im Regenwasser: macht 50 v. H.
Mit anderen Worten: eine vierzehnkarätige Sparsamkeit, eine Nichtverbrauchs-Rücklage von echtem Schrot und Korn. Man kann diesem Pfnümeisel ein Spartanertum von nahezu Dietrichscher Größe nicht absprechen.
„Nun, wie geht es mit eurem Sparsystem vorwärts?" fragte ich, als ich gestern Pfnümeisels auf der Straße traf.
Pfnümeisel schwieg.
Seine Frau aber antwortete: „Oh, verblüffend. Wir sparen jeden Monat dreimal mehr, als wir überhaupt einnehmen." Teha



O. M. Graf: Bolwieser, Roman eines Ehemanns. (Drei-Masken-Verlag.)

Der Künstler, der zufällig Kleinbürger ist, hat gegenüber dem Spießer, der zufällig Literat ist, die Unbedingtheit des Schöpferischen voraus. Münchner Beispiele: Valentin, Graf. Wie Graf diesen Stationsvorstener und seinen Mikrokosmos gestaltet — das hat Saft und Blut (und mehr Geist, als mancher sich träumen läßt, der aus der Not seiner Sterilität die Tugend einer distanzierenden Aesthetik zu machen versucht ... mir san scho' gebildet aa, gel', Oskar!). Aber vom Literarischen abgesehen (denn Bücher sollen ja wohl zunächst gekauft werden): Hier ist ein fetter Happen für solche, die wo gern —! Also hier ist eine gewaltige Erotik in Betrieb. Sie da, Herr Nachbar — tun Sie Ihren vertrockneten Vandervelde in den Schrank — beim Stationsvorsteher Bolwieser haut es anderst! Da krachen sozusagen alle Möbel. Da reden Dämonerln bayrisch. Da besteigt der schwarze Ocns die bunte Kuh. Außerdem ist da ein prachtvoll gekonntes bajuvarisches Zustandsgemälde, für das O. M. Graf dreimal den Dichterpreis der Stadt München verdiente. — Also kaaft's, Leutln, es werds enk nicht gereuen!

Peter Scher

E. G. Kolbenheyer: Reps, die Persönlichkeit. Roman in einer kleinen Stadt. (Georg Müller, Verlag, München.)

Eine kostbare Zeitblüte, dieser Maximilian Reps: grade so begabt und „gebildet", daß es zum Blender reicht, ein vordringlicher, maulfertiger, im Aktuellen herumplätschernder Wichtigtuer — und dabei doch kühl-schlau genug, um in kritischen Momenten nicht umzukippen, auch vor sich selber nicht. Hamsuns „August Weltumsegler" ist ein entfernter, primitiverer Vetter von ihm; wer Sinn für den einen hat, soll sich den andern nur ja nicht entgehen lassen. Zweite Hauptfigur: der alte Sortimenter Struwe — komisch, tragikomisch, erschütternd. Sehr überlegene, wahrhaft hohe Ironie hat diese Gestalten und Schicksale geformt.

Dr. Owlglaß

Robert Neumann: Karriere. (J. Engelhorns Nachfolger.)

Robert Neumann, schon seit seinen „Parodien" als virtuoser Verwandlungskünstler des Stils bekannt, schreibt hier mit einer fast erschreckenden Naturtreue des Jargons den autobiographischen Bericht einer kleinen Animiermamsell. Wie überlegenes Gaunertum der Varieté-„Künstlerin" Erna an den animalischen Trieben primitiver Männlichkeit sich saftig empor schmarotzt und schließlich sogar die Karriere zur Ehrbarkeit machen könnte, wird in diesem köstlichen Schelmenroman mit der leichten Hand des Oesterreichers hingesetzt. Aus dem muffigen Animiersalon des transleithanischen Varietés macht Erna den steilen Weg in die „Große Welt", denn sie vermag, unbehindert durch Bildung und Sentiment, der plumpen Gier des Mannes Stärkeres entgegen zu setzen: Berechnende Gerissenheit und — wo diese versagen würde — tierhaften Instinkt. Manchmal noch schimmert verkitschtes Bekenntnis zum Gefühl matt aus der Verschüttung, aber das Animiermädchen weiß sich dieses, ihre „Karriere" hemmenden Ballastes rasch zu entledigen und geht als berufene Rächerin am Triebleben des „Männchens" den Umweg durch die buntbewegte Welt der Dummheit, Eitelkeit, Verlogenheit und Begehrlichkeit zurück zum Ausgangspunkt ihres glückhaften Emporstiegs.

A. Wisbeck

Joseph Conrad: Die Rettung. (S. Fischer, Verlag.)

Der polnische Edelmann Joseph Conrad Korzeniowski, der mit einundzwanzig Jahren in die englische Handelsmarine eintrat, nach zwei Jahrzehnten eines buntbewegten Seefahrerlebens seine literarische Laufbahn begann und endlich im Jahre 1924 sein Leben als einer der bedeutendsten englischen Autoren beschloß, vereinigt auch in seinem Werk die seltsamsten Gegensätze. Er hat die neue Kunstform des psychologischen Abenteurerromans geschaffen, eine Art Kreuzung aus Marryat und Dostojewski. Das vorliegende Buch gehört zu den schönsten Beispielen dieser seiner Kunst. Die Welt exotischer Romantik in einem Winkel des Malaiischen Archipels ist nicht weniger echt und erlebt als die menschliche Wahrheit seiner Gestalten, der weißen und farbigen, deren Schicksale hier in einer Handlung von abenteuerlicher Spannung sich tragisch verknüpfen.

Franz Schoenberner

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Arthur Schubert: „Meergeschichten". Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Hans Ostwald: „Das Liebermann-Buch". Paul Franke, Verlag, Berlin SW 11, Stresemann-Str. 48.

Forel-Fetscher: „Die sexuelle Frage". Verlag von Ernst Reinhardt, München.

Robert Neumann: „Karriere". J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.

Adolf Uzarski: „Beinahe Weltmeister". Delphin-Verlag, München.

Rechtsanwalt Dr. Dr. Frey: „Das Recht auf der Reise". Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig.

Karl Markus: „Das Sportbuch der Familie". Verlag J. J. Weber, Leipzig.

Joh. Gust. Droysen: „Geschichte Alexanders des Großen". Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

Friedrich Nietzsche: „Die Unschuld des Werdens". I. u. II. Bd. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

Friedrich Bülow: „Volkswirtschaftslehre". Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

J. J. Rousseau: „Die Krisis der Kultur". Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

Jack London: „Kid & Co.". Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.

Irmgard Keun: „Gilgi, eine von uns". Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.

Cecily Sidgwick: „Töchter ein halbes Dutzend". Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.

Werner Gräff: „Das Buch vom Film". K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Jlja Ehrenburg: „Die Heiligsten Güter". Malik-Verlag, Berlin.

Fred Westphal: „Gemarterten-Schreie in der Kulturwelt". Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm, Stuttgart.

Erich Kästner: „Fabian, Die Geschichte eines Moralisten". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

Kurt Faber: „Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer". Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm, Stuttgart.

Georg Hirschfeld: „Die Frau mit den hundert Masken". Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig.

Hans H. Hinzelmann: „Im Kampf zwischen Gestern und Morgen". Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig.

Liam O'Flaherty: „Verdammtes Gold". S. Fischer, Verlag, Berlin.

Aus dem Buchladen

Etwas schüchtern kommt eine junge Dame in den Laden und sagt: „Ich hätte gern Grimms Märchen, aber leider habe ich den Verfasser vergessen."

•

Eine Type vom Lande wendet sich vertrauensvoll an den Verkäufer: „Hier im Theater gibt's doch jetzt so e scheenes Stück von Tolstoi, na wie heeßt's denn nur gleich — ach ja ‚Und die Sonne scheint so schön'. Kann mer da e Texbuch von haben?"

„Aber selbstredend!" Schmunzelnd packt der Verkäufer den Text ein. Er wußte sofort, was gewünscht wurde.

Im Stadttheater spielte man nämlich Tolstois „Das Licht scheint in der Finsternis".

Ge-Er

•

Ein forscher junger Mann betritt den Laden: „Ich hätte gern das Buch ‚Die Butterbrots'. Volksausgabe zu 2.85 M."

Literarische Anekdoten

Stimme aus dem Diesseits

Ins „Café Herrenhof", die Wiener Literaturbörse, brachte ein dort akkreditierter Literatursensal seinen Onkel mit. Das war ein braver Textilwarenhändler, unberührt von Belangen der Literatur, dem der erbberechtigte Neffe gnädigst Einblick in seine Sphäre geben wollte. Der Onkel saß da, mit aufgerissenen Augen, und hörte verwundert den Tischreden zu. Man sprach von Ethos und Pathos, Kosmos und Logos, Unterbewußtem und Überbewußtem, spitzte Thesen und schliff Antithesen, — kurz, man wollte dem Spießer so recht imponieren. Der hörte zu und hörte zu, manchmal den Kopf schüttelnd, bis er endlich das Gespräch mit der ehernen Frage unterbrach: „Und davon kann man leben?"

Eine Kritik

Zu dem berühmten Wiener Kritiker L. kommt eines Tages ein literaturbeflissener Jüngling, überreicht ihm das Manuskript eines Theaterstückes, das den Untertitel „Lustspiel in acht Bildern" führt, und bittet den „großen Meister" inständig um ein Urteil.

L., der bekanntlich nicht leicht nein sagen kann, knurrt: „Werd' 's lesen! Kommen Sie morgen wieder!"

Als der junge Mann am nächsten Tag sich den Bescheid holen kommt, sagt L.: „Fabelhaft! Großartig!"

„Wirklich?" ruft hocherfreut der Dichter.

„Wirklich! ... Nur der Untertitel stimmt nicht ganz. Er sollte lauten: Lustspiel in acht Vorbildern."

Th. M. H.

Goetheforscher

In einer bayrischen Großstadt war's, und zwar in einer Weinstube. Feuchtfröhlich stritten wir uns, ob das Dichterwort, das soeben in die Unterhaltung geworfen war, von Goethe stamme oder nicht. Da schickt uns durch die Kellnerin der einspännige Zecher vom Nachbartisch ein Briefchen mit der Aufschrift „Im Auftrag Sr. Exzellenz des Herrn Geheimrats von Goethe". Inhalt des Briefs: der Vers sei tatsächlich von Goethe: Unterschrift: „Auch ein Frankfurter."

Auf der Heimfahrt im Auto ging der lustige Brief verloren, was uns leid tat und einen von uns ein paar Tage später veranlaßte, zur Polizeidirektion zu gehen, um dort auf dem Fundbüro zu fragen, ob vielleicht ein Brief mit der und der Aufschrift abgegeben worden sei. Doch, der Brief sei da. „Mir hätte Eahna scho Nachricht gemm", sagte der freundliche Beamte, „aber wissen S', im Adreßbuch steht halt koa Geheimrat von Goethe net drin!"

Der verbesserte Arbeiter (made in USA.)

Von Alice Ekert-Rothholz

Die Leute in USA. haben viele schöne Gebrauchsartikel erfunden:
Die moralische Schnellehe, Whrighleys Kaugummi, Optimismus oder Verdienst am Kunden . . .
Pittsburger Tomatensaft, die achtzig Methoden, wie man im Leid erstarkt —
Und jetzt wirft Mr. Higgins (Chicago) auch noch den verbesserten Arbeiter auf den Markt.

Unser Arbeiter kam manchmal noch sozusagen einzeln zur Welt.
Der neue Typ wird natürlich in Serien hergestellt.
Unserer zeigte bisweilen Ansätze marxistischen Verstandes —
Der Neue hat Blechkopf und ist — wie verlangt — die schlichte Fortsetzung des laufenden Bandes . . .

Ein sogenanntes Rückgrat kommt bei dem verbesserten Typ nicht in Frage.
Mr. Higgins Arbeiter hat im Rücken die lang gewünschte Kautschukeinlage . . .
Wenn er schläft, schläft er allein. Auch hierin ist das Modell perfekt.
Geschlecht lenkt ab. — Hat kürzlich Reverend David H. Smith von der Sonntagsschule entdeckt.

Der verbesserte Arbeiter kann sechzig Stunden am laufenden Band stehn.
Streikt er, sind entsprechende Schrauben noch fester zu drehn . . .
Keine Klappe für Lohnempfang! (Wie leider noch bei dem jetzigen Mann . . .)
Dafür montiert man ihm rechts und links trostreiche Bibelsprüche an . . .

Während unser Mann sich beim Abbau nutz- und respektlos erregt,
Wird jener bloß abgeschraubt und (husch!) zum alten Eisen gelegt.
Dort kann er nicht stänkern; wie der Unserige das ja mit Vorliebe tut . . .
Sondern wird umgewalzt und erscheint zum Muttertag als Thomsons praktischer Fingerhut.

Der verbesserte Arbeiter wird noch zwei wertvollste Neuheiten bringen:
Unserer will manchmal noch essen oder die Internationale singen . . .
Jener kriegt Öl. Und besitzt — wichtig für Interessenten! —
Statt Klassenbewußtsein die eingebaute Schallplatte! Und die lobt den Präsidenten . . .

Mr. Higgins Artikel wird — gottesfürchtig verpackt — zu Reklamepreisen
Selbst in die gottverlassensten Dörfer reisen.
So wird er auch in Berlin probelaufen . . .
Und wir werden ihn — wem sagen Sie das?? — auf den ersten Blick und auf Stottern kaufen.

Kurz: der verbesserte Arbeiter siegt überall. Weil billiger und bequemer . . .
Aber wer erfindet nun endlich mal den verbesserten Unternehmer?

Informierung

(Rudolf Kriesch)



„Für besondere Wünsche müßte ich natürlich Bezahlung fordern." – „Meinen Sie damit die Heizung oder ein hübscheres Zimmermädchen?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Existenzbedrohung

(Paul Scheurich)



„Siehste, Ria, ick steh' ooch rechts: wenn sich det Kapital nich sammelt, muß sojar der bessere Hochstapler wieder zur Kleenarbeit überjehn!"

Was nicht in die Zeitung kam

Von G o m o

Das Institut für Konjunkturforschung hat herausgebracht, daß Preise sich nur senken lassen von der Nachfrage her, niemals vom Angebot aus. Es kam auf die neuartige Idee durch die Vorgänge bei den jüngsten Lohnsenkungen, die durchwegs vom Abnehmer der Ware Arbeit (somit fälschlich Arbeitgeber genannt), niemals von deren Hersteller (ebenso irrtümlich Arbeitnehmer geheißen) betrieben wurden. Unser verehrter Reichskanzler hat sich des epochalen Gedankens sofort bemächtigt und plant umfassende Maßnahmen zu seiner allgemeinen Verwirklichung, so die: Zahltnichtmehralszehnpfennigportofüreinenbrief-Bewegung, die Fahrtnichtaufdiesersaumäßigteureneisenbahn-Bewegung, die Fülltkeinerleisteuererklärungenmehraus-Bewegung, die Gehtnichtaufvorladungenzugericht-Bewegung und andere, unter leicht faßlichen und populären Schlagwörtern zusammengefaßte Aktionen. — Übrigens haben sich auch namhafte Wirtschaftsführer bereit erklärt, an der Durchführung der Idee, die man in eingeweihten Kreisen als die Aasbeißdichindieeigenenpfoten-Theorie bezeichnet, mitzuarbeiten. Eine große Zigarettenfirma bereitet originelle Plakate des Inhalts vor: Raucher, raucht unsre schandbar teuren und miserablen Zigaretten nicht mehr!

•

Der Übergang zur Naturalwirtschaft im Zeitalter der Geldtheorien, der bekanntlich stets mit einem Ansteigen der Moral verbunden ist, zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Während früher, wie wir aus guter Quelle wissen, in manchen Straßen nachts eine bestimmte Art der Prostitution blühte, bei der im Gegensatz zum Engros-Ziel- und Terminhandel der Bourgeoisie Liebe en detail zum Tagespreis abgegeben wurde, konnte unser Gewährsmann vergangene Woche hinter dem Stachus folgendes Gespräch zwischen einer Dame und einem Herrn belauschen:
Die Dame: „Was wußt?"
Der Herr: „Di!"
Die Dame: „Was gibst ma?"
Der Herr (grinsend): „Mi."
Unser Berliner Vertreter drahtet, daß er unter etwa denselben Voraussetzungen etwa zur selben Zeit Ohrenzeuge folgender in der Nähe des Kurfürstendamms gepflogenen Unterhaltung wurde:
Die Dame: „Wat willste?"
Der Herr: „Frage!"
Die Dame: „Wat zahlste?"
Der Herr: „Nebbich!"
Für Nichtkenner Berlins sei bemerkt, daß der Berliner, wenn er von sich spricht, mit Vorliebe statt des persönlichen Fürworts den Ausdruck „Nebbich" verwendet.

Halkyonische Tage

Ich hab' ins Telephon gekotzt,
Das Dreckdings kann uns nicht mehr stören.
Gerichtsvollziehern wird getrotzt!
Die Bimmel wolln wir auch nicht hören!

Ich tue nischt und saufe Rum!
Weiß nicht, was wir fürn Datum schreiben.
Die Uhr liegt im Aquarium.
Die Zeitung laß ich draußen bleiben.

. . . Wie auf 'ner breiten Polsterbank
Ruh' ich bei dir, mein rundes Putchen,
Und schieb' dir ernst und stundenlang
Laxinbonbons ins Purpurschnutchen.

Hans Alfred Kihn

Campi-Anekdoten

Von W i l h e l m v o n H e b r a

Mein Freund Balthasar von Campenhausen, als „Campi" und als Original weit und breit bekannt, ist auf einem Ball.
Eine Dame sagt zu ihm: „Sehen Sie sich das Mädchen dort an, im blauen Kleid. Sie ist sehr hübsch, aber ganz und gar eine Puppe. Man hat das Gefühl, daß sie wie eine Kinderpuppe Mama und Papa sagt, wenn man ihr auf den Bauch drückt."
„Irrtum, Gnädigste, ich habe es versucht, und da sagte sie: ‚Lassen Sie mich in Ruhe.'"

•

Ich besuchte Campi, als er bei seinem Neffen Hoheneck auf dem Lande wohnte. Wir spazierten im Park, sahen zu, wie der Gärtner und die Gärtnerin arbeiteten, und wie ihr zehnjähriger Bub, ein gesunder, frischer, kräftiger Junge, ihnen half.
Als wir weitergegangen waren, sagte ich zu Campi: „Dieser Bub ist ein Prachtexemplar."
„Ja, und dabei ist er eine besonders frühe Frühgeburt."
„Wann kam er zur Welt?"
„Vier Jahre vor der Hochzeit."

•

Als Campi noch ganz jung war und in Herrengesellschaft des längeren über Frauen sprach, sagte ihm ein alter Herr: „Was verstehen denn Sie von Frauen! Sie sind ja noch ein halbes Kind! Ich habe schon mit Ihrer Amme ein Verhältnis gehabt."
„Wirklich? Eine höchst interessante Abnormität! Ich wurde mit der Flasche aufgezogen."

•

Campi erscheint auf einem Kostümfest als orientalische Tänzerin. Er hat so schmale und so weiße Hände und so feine Fessel,

ist so schlank und zart gewachsen und so gut kostümiert, daß allgemeine Unklarheit herrscht, ob diese Tänzerin Mann oder Frau ist.

Eine Dame, weit und breit und jedermann dafür bekannt, daß sie eifrig der Liebe pflegt, aber nicht mit Männern, sondern nur mit Frauen, fragt die orientalische Maske, ob sie Mann oder Frau sei, und erhält die Antwort: „Ich bin Lesbier."

Lieber Simplicissimus!

In Mussolinien trägt Liebedienerei hohe Zinsen, daher benennen die echten Italiener Gassen, Plätze, Gebäude, Kinder, Vieh und alle möglichen Gegenstände nach dem Duce. Nun aber ist plötzlich verboten worden, Gassen nach Mussolini zu benennen, und das ist so gekommen: Irgendwo im tiefsten Italien hatte man eine Gasse „via Mussolini" getauft. Am nächsten Tage schon hatte jemand darunter geschrieben: „ma subito!" „Via" heißt nun zu deutsch „Weg", mit großem Anfangsbuchstaben, aber auch „weg" mit kleinem. „Va via!" heißt „geh weg!" Und daß „ma subito" „aber baldigst" heißt, brauche ich wohl nicht zu sagen. Verstehen Sie jetzt, warum es verboten wurde, Gassen nach Mussolini zu nennen?!

Murmeltier

Letzte Zuflucht

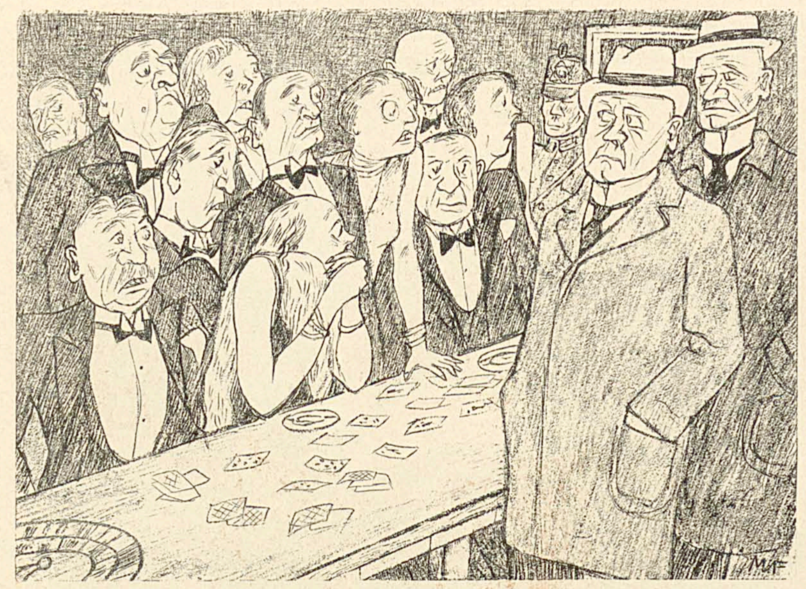
(E. Thöny)



„Heute noch Ferd und Jeu, und wenn's zum jroßen Schlamassel kommt, fang ick eben wieder mit der Liebe an!"

Ausflucht

(M. Frischmann)



„Alles sitzen bleiben!" — „Bitte – bitte – Herr Kommissar, aber wir können doch ooch nischt dafür, wenn uns beim Patiencelegen 'n Roulette im Wege steht!"

Organisation / Von Jo Hanns Rösler

Die Sache hat sich natürlich in Amerika zugetragen. Der Bankdirektor Boveri Braun veruntreute eine Million Dollar aus Depotgeldern. Erreichte den Nachtzug und fuhr lachend in die weite Welt. Aber schon im Schlafwagen erreichte ihn die erste Nachricht von daheim. Und das kam so:

„Haben Sie noch ein Bett frei?" fragte Boveri Braun den Schlafwagenschaffner. Der Schaffner nickte: „Gewiß." Boveri Braun betrat das Abteil. Als er das Handtuch in die Hand nahm, erschrak er. Über das Handtuch lief eine blaue Schrift: „Waschen Sie Ihre Hände nicht in Unschuld. Ihre Spur ist nicht verloren." Entsetzt warf sich Boveri Braun auf das Bett. Auf dem Kopfkissen heftete ein Zettel: „Werden Ihre Bankkunden auch jetzt so ruhig schlafen können?" Und unter dem Bettlaken befand sich ein rauhes Brett. Darauf stand: „Im Gefängnis werden Sie noch viel härter liegen!"

Am nächsten Morgen wankte Boveri Braun grau und blaß in den Speisewagen. Der Steward reichte ihm die Speisekarte. Mit roter Tinte stand quer über den Getränken und Leckerbissen: „Kehren Sie um. Sie sind erkannt und werden beobachtet!" Boveri Braun ließ sich einen schwarzen Kaffee kommen. Am Grund der Tasse las er: „Ihr Steckbrief liegt in allen Bahnstationen." Boveri Braun sprang auf. Befahl die Rechnung. Unter der Rechnung war ein Stempel: „So vergeuden Sie das Geld anderer Leute."

Boveri kam mehr tot als lebendig in sein Abteil zurück. Der Zug hielt auf einer größeren Station. Um sich zu zerstreuen, kaufte sich Boveri Braun einen Roman. Aus dem Buch fiel ein roter Zettel: „Lesen Sie lieber das Strafgesetzbuch." Und als der Schaffner ins Abteil trat, die Fahrkarte zu prüfen, fand Boveri Braun auf der Rückseite seiner Karte einen Stempel: „Kehren Sie um! Unsere letzte Warnung. Auf der nächsten Station wartet man schon auf Sie!"

Boveri Braun sprang aus dem Zug. Flüchtete in einen Wald. Vor dem Wald hing eine breite Tafel: „Die Polizei wird Sie auch hier finden." In seiner Verzweiflung flüchtete Boveri Braun auf einen hohen Baum. Aber schon wieder hing hier ein Schild: „Klettern Sie getrost weiter. Die Äste sind fest. In Kürze werden Sie daran aufgehängt."

Da ließ sich der Bankdirektor Boveri Braun fallen und lief, was er konnte, vierzehn Tage und vierzehn Nächte zu seiner Bank zurück, legte die veruntreute Million wieder in die Kasse und setzte sich an seinen Schreibtisch.

•

Einige Wochen später fand die erste Generalversammlung der neugegründeten Organisation des Selbstschutzes der Bankkunden statt. Der Vorsitzende bat um das Wort.

„Meine Damen und Herren", sagte er, „wir können schon nach den ersten Monaten unseres Bestehens einen schönen Erfolg buchen. Seit vier Wochen sind keinerlei Bankunterschleife und Defraudationen in Amerika mehr vorgekommen. Gewiß ein schöner Erfolg, nachdem wir bis dahin gewöhnt waren, täglich von solchen Fällen zu lesen. Wir verdanken diesen Erfolg wie ja auch die Gründung unserer Organisation der genialen Idee unseres verehrten Mitglieds Carolus Kripps, der mit Unterstützung der Eisenbahnen des Landes an allen möglichen und unmöglichen Orten kleine Inschriften anbrachte, um so die Verbrecher schon bei Beginn ihrer Flucht unsicher zu machen. Durch dieses einfache Verfahren erreichten wir unser Ziel, die Unehrlichkeit aus der Welt zu schaffen, und können jetzt getrost unsere Gelder wieder den Depots anvertrauen. Nun bitten wir unser verehrtes Mitglied Carolus Kripps, seine Abrechnung über unsere ihm anvertrauten Einlagen von einer Million zu geben."

Aber Carolus Kripps war nicht zu finden. Auf seinem Platze stand die Kasse der Organisation.

Die Kasse war leer.

Ein Zettel lag darin:

„Eine Ausnahme bestätigt die Regel. Dieses Depot wurde unterschlagen."

Unfug der Götter

Von Peter Scher

Man hört es und begreift es nicht:
Es ist erst fünfzig Jahre her,
daß Thomas Edison das Licht — — —:
Ein Gott! Und lebt nun auch nicht mehr.

Vor fünfzig Jahren knipst' er's an —
die Welt war neu mit einem Schlag.
Wie man sich doch gewöhnen kann!
So nah liegt uns ein Schöpfungstag.

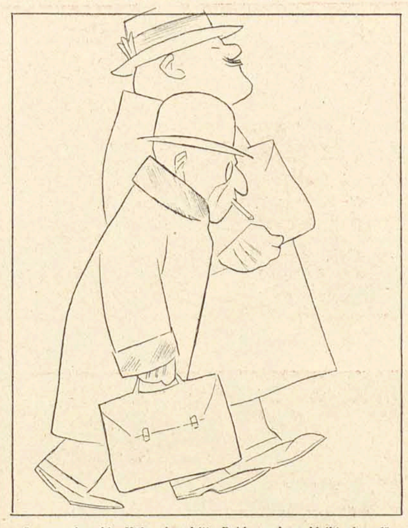
Und liegt so ungeheuer fern,
daß sich der Blick in Nacht verliert.
Es ist kein Licht auf diesem Stern,
das nicht nach Finsternissen giert.

Das letzte Ziel der Technik: Krieg.
Bei Gott, das Licht in eurer Hand,
das Licht, das aus dem Dunkel stieg —
ihr habt es prachtvoll angewandt!

Gespräche der Zeit

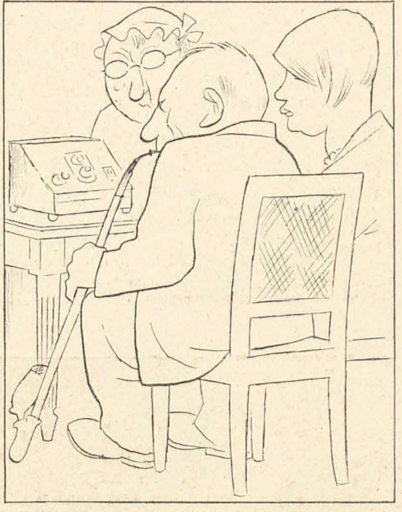
(Karl Arnold)

Kompromiß der Rechtsopposition



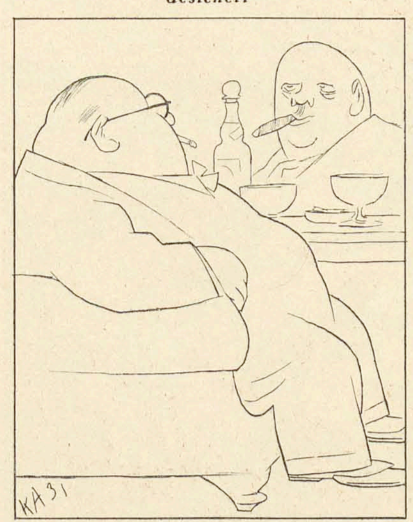
„Lassen wir ruhig Hitler das dritte Reich — dann bleibt eben für Hugenberg das vierte reserviert!"

Hörerwünsche



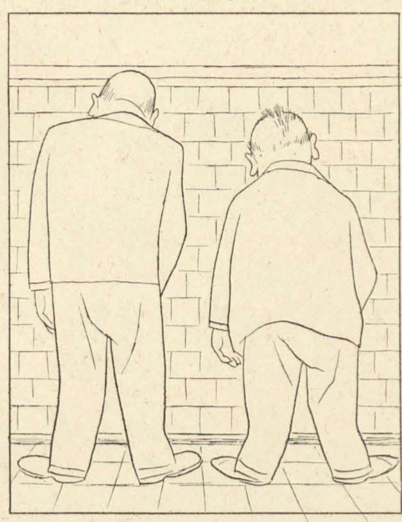
„Politik gehört nun einmal nicht in den Rundfunk!" — „Ja, wenn sie wenigstens die Notverordnungen von Richard Tauber singen ließen!"

Gesichert



„Von mir aus mag die Weltrevolution kommen, ich habe die Staatsangehörigkeit von Liechtenstein erworben!"

Voll und ganz



„Ich bin auch gegen den Krieg, aber Pazifist bin ich nicht." — „Ha no, ich bin auch gegen den Kapitalismus, aber mein Vermögen darf nicht angerührt werden!"

Genf und die Mandschurei

(Wilhelm Schulz)



„Wenn gute Reden sie begleiten –

so fließt die Arbeit munter fort.“

Stuttgart, 9. November 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Laval kehrt heim

(E. Thöny)



„Also, au revoir, monsieur Hoover! Über den Goldstandard wären wir ja einig – und übrigens, was ich noch fragen wollte: was kostet eigentlich Amerika?“

Herr Kanzler, darf man — — —? / Von Peter Scher

Herr Kanzler, darf man sich erlauben — — —
Sie treten nun also in die Tat — — —
Sie haben nun also einen Wirtschaftsrat — — —
und haben den Glauben!

Da sitzen nun dreißig Direktoren,
Geheime Kommerzienräte treten an,
und Sie beraten mit ihnen, was man machen kann.
Das Volk spitzt die Ohren.

Denn es ist etwa fünf vor Zwölfe
und so richtig warten kann keiner mehr;
mit gläubiger Parsifalmiene beruhigt man schwer
die hungrigen Wölfe.

Herr Kanzler, das Volk kann auch beraten;
das Volk drückt meist ein ganz anderer Schuh;
der Briefträger Krause sagt Ihnen im Nu,
was Sie noch nicht taten.

Der Gastwirt, der Dichter, der Eisendreher,
Abortmann, Maler, Spengler, Jurist —
sie wissen, was nicht Ihres Wissens ist —
das Elend schafft Seher.

Herr Kanzler, zu papiernen Taten,
zu Protokollen ist jetzt nicht mehr Zeit;
Herr Kanzler, Millionen brüllen in ihrer Schweigsamkeit,
Mensch, laß dir raten!

Die blaue Jacke / Von Paneteleimon Romanow

Kurz vor den Wahlen für das Ackerbaukomitee traf im Dorf ein Mann in blauer Jacke und hohen Lackstiefeln, mit langem Schnurrbart und rasiertem rundem Kinn ein. Er begab sich ins Schulgebäude, das als Wahllokal diente, schritt zum Fenster, wo sich der Tisch des Sowjetpräsidiums befand, und knüpfte ein Gespräch mit dem Vorsitzenden, dem Dorfkrämer, an. Alle anwesenden Bauern schwiegen zunächst und beobachteten ihn mit argwöhnischen, mißgünstigen Blicken.

„Schon an seinen Schnurrhaaren erkennt man, von welchem Dachboden dieser Kater herkommt", bemerkte jemand. „Hauptsache, er trägt eine blaue Jacke. Solches blaues Tuch haben früher nur die Zarengendarmen getragen", warf ein anderer ein. „Er hat die Litzen heruntergetrennt und meint, uns hinters Licht führen zu können. Nein, mein Lieber, so dumm sind wir denn doch nicht!" sagte ein dritter.

Plötzlich wandten alle die Köpfe: der Fremde war an den Präsidialtisch getreten und hatte Ruhe fordernd mit einem Bleistift auf den Tisch geklopft. So stand er eine Minute lang in Erwartung vollständiger Stille, blickte zerstreut nach der Ofenklappe, dann nach der Wanduhr und schließlich auf seine Taschenuhr, die er aus der Weste hervorholte. Nun wurde es ganz still. Aller Blicke waren auf den Ankömmling gerichtet.

„Das sieht ja geradezu aus, als wollte er uns alle vereidigen", flüsterte jemand im Hintergrund. „man sollte ihn eigentlich kopfüber hinausschmeißen . . ."

„Genossen!" ertönte die laute, ruhige und selbstsichere Stimme des Fremden, „ich werde Ihre Aufmerksamkeit fünf Minuten in Anspruch nehmen, dann schreiten wir zur Wahl."

Die zu hinterst stehenden Bauern traten geschlossen vor und nahmen dicht vor dem Tisch im Halbkreis Aufstellung, entblößten Hauptes, als gälte es, die Verlesung eines Manifestes anzuhören.

„Ich bin hier geboren und aufgewachsen", fuhr der fremde Mann fort. „Als euer ehemaliger Dorfgenosse bin ich jetzt hergekommen, um in der Heimat zu wirken. In so schweren Zeiten ist das jedermanns Pflicht."

„Quatsch nur, quatsch nur...", sagte hinten halblaut der Schmied.

„Wollt ihr mich in eure Dorfgemeinde aufnehmen?"

Die Bauern hatten sich eigentlich vorgenommen, mit Schweigen zu antworten. Aber der Ankömmling hatte bei seinen letzten Worten den Blick auf den Bauern Fjodor geheftet, der im kurzen Schafspelz mit zerrissenem Schulterstück dastand, und so sagte dieser unwillkürlich, weil es ihm peinlich schien, auf eine Anrede nicht zu antworten: „Nun ja, erweisen Sie uns die Gnade."

„Warum sollten wir Sie nicht aufnehmen . . .", sagten gleich darauf die übrigen, ganz gegen ihren Willen, nur deshalb, weil einer es gesagt hatte. Sogar der Schmied, der vom Ofen her Fjodor wütend mit der Faust bedrohte, selbst der sagte: „Es wird uns sogar ein Vergnügen sein . . ."

„Es ist also geplant, hier im Dorf ein Ackerbaukomitee zu bilden", sprach der fremde Mann weiter. „Das ist für Sie eine neue Sache, und ich will Ihnen darum gern behilflich sein."

„Scher dich lieber zum Teufel, solange es noch nicht zu spät ist", brummte wieder der Schmied, daß die Nächststehenden sich nach ihm umsahen.

„Solche Helfer gibt es viele . . .", sagte mürrisch der Ofensetzer zum Sattler gewandt, neben den er sich auf die Bankecke geklemmt hatte.

„Ich beantrage die Kandidatur des Genossen Lomow für den Posten des Komitee-Vorsitzenden", sagte der Krämer, sich neben den Fremden stellend.

„Bitteschön . . .", entschlüpfte es Fjodor unwillkürlich. Er blickte sich erschrocken nach dem Schmied um, machte eine verzweifelte Handbewegung und nahm auf einer der hinteren Bänke Platz.

„So ein Satan!" sagte der Schmied vor sich hin — und rief fast zornig: „Bitteschön!"

Von seinem Platz auf der Bank aus erblickte Fjodor nun bereits mehrere Fäuste, die ihn bedrohten.

„Gleich nach den ersten Worten hätte man ihn hinausschmeißen sollen, die aber stimmen auch noch für ihn", wandte sich der Sattler zum Ofensetzer, der ebenfalls ganz unwillkürlich „bitteschön" gesagt hatte und jetzt Fjodor haßerfüllt ansah.

„Was braucht man da viel zu reden: blaue Jacke — klare Sache", bemerkte halblaut einer der Bauern. „Sieh mal an, ganz wie einer von der Obrigkeit . . . Klopft auch noch mit dem Bleistift", warf ein anderer in der hinteren Ecke ein. „Der ist das Kommandieren gewöhnt . . .", sagte ein dritter. „Der wird hier nicht lange kommandieren", fügte Andrjuschka hinzu, — er saß, mit dem Rücken dem Tisch zugewandt, auf der Bank neben Fjodor, den zu überwachen er sich vorgenommen hatte.

„Genossen!" ertönte wieder vom Tisch her die feste und sichere Stimme. Einige versuchten noch aus Protest weiter zu reden, aber schon klopfte der neugewählte Vorsitzende des Ackerbaukomitees wieder mit dem Bleistiftende auf den Tisch.

„Er schmeißt die ganze Sache ja nur damit, der Satan, daß er immer mit dem Bleistift klopft", brummte der Schmied.

„Genossen! Ich beantrage, die Geldeingänge in den Händen einer von Ihnen zu wählenden Person zu konzentrieren, die der Gemeinde gegenüber verantwortlich ist. Sollten aber überflüssige Unkosten unerwünscht sein, so kann ich dies Amt selbst übernehmen und wöchentlich Rechenschaft ablegen."

„Bitte . . .", wollte Fjodor bereits sagen, aber schon stieß ihn der wachsame Andrjuschka mit der Faust in die Rippen, daß er husten mußte und nicht zu Ende sprach.

Nun erhob sich neben Lomow wieder der Krämer. Da aber ringsum Stimmen des Protestes laut wurden, nahm er dem neugewählten Vorsitzenden den Bleistift aus der Hand und klopfte damit auf den Tisch.

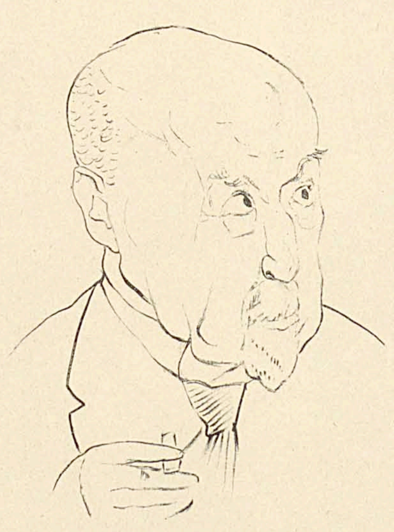
„Was diese verdammten Kerle für eine neue Mode einführen", brummte der Schmied. „Jetzt wird er diese Tölpel richtig einwickeln", bemerkte ein anderer. „Man sollte ihnen den Bleistift aus der Hand reißen", sagte ein dritter.

„Ich beantrage, den Genossen Lomow zu bitten, zur Vermeidung von Unkosten dies Amt selber zu übernehmen", fuhr der Krämer fort. „Wer für meinen Antrag ist, erhebe die Hand." — Alle schwiegen.

„Kommt wer weiß woher, wir sehen ihn heute zum erstenmal, und schon sollen wir ihm Geldsummen anvertrauen", sagte leise der Ofensetzer Iwan Nikitytsch und schüttelte lächelnd den Kopf.

Berliner Köpfe

(R. Großmann)



Der Bankier Karl Fürstenberg

Versuchskarnickel

(Th. Th. Heine)



„Ja, ja, liebe Tierchen, das eine haben wir doch vor euch voraus: für uns gibt's wenigstens nachher noch einen Prozeß!"

„Ich schreite zur namentlichen Abstimmung. Iwan Nikitytsch, Ihre Meinung?"
Der Ofensetzer sah sich hilflos um: „Was liegt an meiner Meinung? Wozu sollte ich das alles brauchen? Mir ist es einerlei, — ganz wie die andern denken . . ."
„Sie wollen also den Genossen Lomow bitten, das Amt zu übernehmen?"
„Nun ja, meinetwegen", sagte Iwan Nikitytsch. Und als der Krämer sich an die andern wandte, spie er aus und blickte zur Seite. „Was die für Kniffe anwenden!" raunte er dem Sattler zu, „namentliche Abstimmung! Dieser Teufel hat doch gemerkt, daß ich nicht einverstanden bin, aber nein, er muß gerade bei mir anfangen." — „Die wissen einen einzuwickeln, könnten alle beide eine blaue Jacke tragen", bemerkte ein anderer. „Ja, ja, so ist das", sagte ein dritter.
„Genossen", fuhr der Krämer fort, „zur Vereinfachung richte ich die Frage an alle: wer dagegen ist, erhebe die Hand."
Alle saßen schweigend und regungslos da.
„Einstimmig angenommen." Und der Krämer fuhr mit der Hand durch die Luft, als

Man hofft — — —

Von Karl Kinndt

Hoffnung ist das Beste, was wir haben,
wird uns sonst nichts Schönes aufgetischt –
Niemals wolln wir sie enttäuscht begraben,
heißt's zum Schluß auch immer: wieder nischt!

Die Minister sollen weiter reisen,
denn es liest sich schön im Morgenblatt,
daß man noch – und wieder mal – ein Eisen
(wie's im Sprichwort heißt) im Feuer hat!

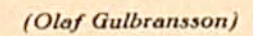
Dieser hofft auf Kriegsschuldlast-Beschränkung,
jener hofft auf eine Inflation –
Der auf Preis-Abbau und Mietesenkung,
und ein andrer hofft's bezüglich Lohn.

Einmal wendet alles sich auf Erden!
Irgendeine neue Zeit marschiert!
Hoffnung läßt halt nichts zuschanden werden,
wenn man unterdessen nicht krepiert – – –

wollte er etwas abschneiden. „Ich erkläre die Versammlung für beendet."
Alle erhoben sich unlustig und gingen.
„Wieder mal reingefallen!" sagten sich die Bauern beim Verlassen des Schulgebäudes. „Unsere Leute sind doch ein dummes Pack. So einen Hundesohn sollte man gar nicht über die Schwelle lassen, die aber wählen ihn auch noch." — „Gleich, als er kam, hätte man ihn packen und ins Gemeindeamt abführen sollen. So und so, Genosse Gemeindevorsitzender, hätte man sagen sollen, hätten Sie nicht Lust, sich mit diesem Mann ein wenig zu unterhalten?" — „Auch wegen der Jacke hätte man ihn ausfragen sollen, warum sie blau ist", fügte eine spöttische Stimme hinzu. „Ja, ja, so ist es . . .", sagte ein dritter. „Diese dummen Teufel! Jetzt wird er sich hier festsetzen, wird uns den Nacken krummbiegen, sich die Taschen vollstopfen, und man wird nichts gegen ihn ausrichten können." — „Hauptsache aber, er ist einstimmig gewählt worden, das ist das Schlimme."

(Aus dem Russischen von Hans Ruoff, München)

Edison, der Mann mit den 1000 Patenten †



„Sehen Sie, Mr. Jehova, wenn Sie sich die Herstellung des Menschen auch hätten patentieren lassen, stünden Sie heute ganz anders da. Dann könnten Sie jede unbefugte Neuanfertigung einfach als Patentverletzung verfolgen und brauchten keine langweiligen Moralgesetze!“

„Das darf man nicht!!!!!!" (Stephan Szigethy)



Erstes Glück eines Pessimisten

(Nach einer jüdischen Parabel) / Von L. Rhan

Als Moische Adamson Sara heiratete und man ihm zu der schönsten Frau der ganzen Stadt gratulierte, antwortete er traurig: „Wenn se wird sein zehn Jahr älter, wird se sein so mies wie de Mutter." — Diese pessimistische Einstellung hatte er allen Dingen gegenüber. Und sein Pessimismus fraß lautlos, aber um so sicherer an seinem Leben wie Motten an einem alten Strumpf. Je besser es ihm ging, desto mißtrauischer und ängstlicher wurde er. Sein Geschäft (er handelte mit Hosenträgern, die er natürlich nie trug, weil er selbst ihnen nicht traute) ging von Tag zu Tag besser, obwohl der Pleitegeier über dem Land wütete wie die Pest. Aber konnte Moische auch nur eine Stunde seines Lebens froh sein? Nein. Denn, wenn er gerad nicht davor zitterte, daß er alles verlieren würde, machte er sich Sorgen darüber, daß er nichts verlieren, weiter große Steuern zahlen würde und außerdem — „eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in den Himmel", heißt es in der Bibel. Und wenn Moische auch an Gott nicht glaubte — wie an nichts in der Welt, so hatte er doch ein ängstliches Mißtrauen gegen ihn, — wie gegen alles in der Welt.

Auch als die kleine Mirjam geboren wurde, sah er die Gratulanten traurig an, und seine kleinen Augen verkrochen sich immer mehr hinter den dicken Tränensäcken. „Immer neue Zores", klagte er, „wird se werden e häßliches Mädchen, wird se finden keinen Mann, und wird se werden e scheenes Mädchen, wird mer nich kenn bezahlen die teure Aussteuer."

Moische schien mit seinem Pessimismus das Unglück angezogen zu haben. In der Zeit ungefähr, als Mirjam heiratsfähig wurde, brannte sein Haus ab, die Versicherungsgesellschaft machte außerdem am selben Tage pleite. Auch das Geschäft ging plötzlich nicht mehr. Ohne Zweifel litt Europa an einer Überproduktion von Hosenträgern. Es half auch nichts mehr, daß man Missionare nach Afrika schickte, die die Neger über den schädlichen Einfluß der Nacktheit auf das Heil der Seele belehrten. Die Neger trugen nun zwar Hosen, aber sie waren dank der Aufklärung und der feindlichen Reklame der Lederbranche nun so weit fortgeschritten, daß sie Hosenträger für unhygienisch erklärten und nur noch auf Gürtel schworen. Moische ging pleite. „Erschießen möcht ich mich, wenn ich nicht solche Angst hätte, mit dem Revolver umzugehen", jammerte er. Auch die Kinder machten ihm Sorge. Selbst ein weniger pessimistischer Mensch als Moische Adamson wäre nachdenklich geworden bei der Betrachtung dieser Kinder. Saras Haare waren schwarz und glänzend wie Onyx, und auch Moische hatte schwarze Haare, wenn auch längst nicht mehr auf dem Haupt, so doch auf dem mageren in sich gekehrten Brustkorb, der die Form eines durchgesessenen Korbstuhls hatte. Die Kinder, Mirjam und Abel, indessen waren zitronenblond, und ihre Augen waren blau wie die Ostsee in der Hochsaison. Moische schüttelte den Kopf. „Wenn ich Geschäfte gemacht hab', hab' ich immer gewußt, das Geschäft hab' *ich* gemacht, aber bei den Kindern . . ."

Kurze Zeit nach der Pleite wurde Moische erst von seiner Frau verlassen und dann vom Hauswirt exmittiert. „Ich häng mich auf", jammerte Moische, „alles, was mir geschehen ist, kann ich noch verschmerzen, aber daß man nie weiß, was man morgen noch verlieren wird, das ist nicht auszuhalten." — Und wirklich, das Unglück fiel auf ihn wie ein Platzregen und schien gar kein Ende zu nehmen. Er schlief jetzt nachts auf Stadtparkbänken, die Hand aufs Herz gebunden. In der Westentasche nämlich lag sein letztes Vermögen, ein paar Scheine und zwei Brillantringe. Das letzte, was er zu verlieren hatte und das ihn nicht schlafen ließ.

Es war mitten in der Nacht, als ein alter Freund des Hauses Adamson auf dem Nachhauseweg durch den Park, mitten auf der Wiese, vom Mond wie von einem Scheinwerfer beschienen, ein gespenstisches Wesen herumtanzen sah. Dieses Wesen war, wie sich beim näheren Hinsehen herausstellte, weder ein Wandervogel, noch eine Waldnymphe, sondern einfach ein splitternackter Mann, dem nichts als ein zerrissener Schlips den Rücken herabbaumelte. Der Mann hüpfte von einem Bein aufs andere, warf die Arme hoch und schnalzte mit den Fingern und schien ein von Herzen froher und mit Gott und der Welt zufriedener Mensch zu sein. Er sang ununterbrochen, von Schlagern wie „Ich bin ja heut so glücklich" angefangen bis zu frommen Psalmen wie „Lobe den Herrn, meine Seele!" — „Was ist los, Moische?" fragte der Freund entsetzt, „treibst du Nacktkultur oder bist du betrunken?"

Moische strahlte über das ganze Gesicht. „Ich freu' mich so, Brüderchen", schrie er, „ich hab' keine Sorgen mehr. Die Sara ist davongelaufen, meine Tochter Mirjam hat einen Goj geheiratet, Abel, mein Söhnchen, ist mit dem letzten Rest meines Vermögens nach Australien durchgebrannt, mein Geschäft ist pleite, die Möbel sind versteigert, und heute nacht haben mich zu guter Letzt zwei junge Leute überfallen, haben mir das letzte Geld und die beiden Ringe abgenommen, haben mich ausgezogen und mir nur das gelassen, was du an mir siehst; bin ich gewesen mein ganzes Leben ein Pessimist, hab' ich heute meine erste glückliche Stunde, nix kann mir mehr passieren, wovor sollt ich mich noch fürchten, denn — was kann schon sein: noch schlechter kann's mir nie mehr gehen!"





Erich Kästner: Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Erich Kästner, als „Gebrauchslyriker" schon durch drei Versbände mit hohen, für diese unlyrische Zeit erstaunlich hohen Auflagen längst als eine der stärksten Begabungen der jungen Literatur bekannt, schreibt hier als erstes Prosawerk die Geschichte eines jungen Menschen seiner eigenen Generation, des Jahrgangs 1899, über den Kästner schon in seinen Gedichten allerhand Wissenswertes ausgesagt hat. Ob dieser junge Fabian, der da den verrückten Hexensabbat des Nachkriegs-Berlin mit der melancholischen Nachdenklichkeit des geborenen Moralisten durchwandelt, mehr oder minder mit seinem Autor identisch ist, tut wenig zur Sache. In einem tieferen Sinne erlebt ist jedenfalls jede Zeile und jede einzelne Figur dieses Buches, dessen Grundton mit der charakteristischen Note von Kästners Lyrik so vollkommen übereinstimmt, daß man mit Befriedigung die Einheit menschlicher Persönlichkeit hinter der Vielfältigkeit ihrer künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten spürt. Der Satiriker Kästner ist ein Moralist in jenem Sinne, wie die Satiriker aller Zeiten es gewesen sind von Aristophanes über Swift, Voltaire, Heinrich Heine bis zu Anatole France. Der Spott ist nur eine andere Form tätiger Menschenliebe, vielleicht die einzige für den, der ohne Illusionen ist. Daß Kästner seinen Fabian zum Schluß mit einem symbolischen Unglücksfall aus dem Leben scheiden läßt, ist nicht weiter tragisch zu nehmen. Von jeher haben die Dichter ihre Doppelgänger umgebracht, um selber erst recht leben zu können. Erich Kästner weiß, daß es heute mehr denn je darauf ankommt, „gescheit und trotzdem tapfer zu sein". Er wird uns das hoffentlich noch recht oft mit dem guten Beispiel seiner Kunst zu Bewußtsein bringen. Franz Schoenberner

Irmgard Keun: Gilgi, eine von uns. (Universitas-Verlag, Berlin.)

„Hör auf, Pit, du brauchst nicht so giftig zu werden, den ‚Simplicissimus' kann ich auch im Café haben", sagt das Mädchen Gilgi auf Seite 34 — was man als markanten Ausspruch hier notieren kann. Die Verfasserin — nach dem Photo auf dem Schutzumschlag ein liebes Mädchen mit Anlage zu wuscheliger Geistigkeit — handhabt einen impressionistischen Telegrammstil, der ein bißchen fahrig wirkt. Alles recht sympathisch, gewiß doch. Aber: Das Leben packen, gestalten, belichten ist etwas anderes; das will gekonnt sein Peter Scher

J. J. Rousseau: Die Krisis der Kultur. Die Werke ausgewählt von Paul Sakmann. (Alfred Kröner, Leipzig.) Lbd. 3,75 RM.

Besseren, würdigeren Händen hätte eine Auswahl des Wesentlichen aus Rousseau nicht übertragen werden können. Paul Sakmann, neben Popper der gründlichste deutsche Kenner Voltaires und seines Zeitalters, vermittelt uns nicht nur das für uns Heutige Bedeutsamste aus den „Bekenntnissen", der „Neuen Heloïse", dem „Emile", sondern auch aus den politischen Schriften; er fügt wichtige, charakteristische Briefe hinzu und schickt als Einleitung einen glänzend geschriebenen, geistvollen Essay über diesen „weltgeschichtlichen Menschen" voraus, dessen „Nachhall vielleicht heute noch nicht abgeklungen ist". Dr. Owlglaß

Werner Gräff: Das Buch vom Film.

Ueber das technische und organisatorische Wesen der Filmfabrikation, insbesondere ihre letzte Errungenschaft, die Tonbildaufnahme, wurde bisher fast ausschließlich in Fachorganen oder Abhandlungen berichtet, die bereits ein Wissen um den komplizierten Werdegang eines Bildstreifens voraussetzten. Unserer Jugend, die sich gerade heute für Technik höchlichst interessiert, mußte die innere Maschinerie eines Werkes, das sie nicht anders als im Gange zu sehen Gelegenheit hat, unvorstellbar und rätselvoll erscheinen. Bei der großen Rolle, die der gute, erzieherische Film — und nur von diesem sei hier die Rede — im Leben der heutigen Jugend spielt, konnte die Unkenntnis seiner technischen Vorgänge als Mangel empfunden werden. Werner Gräff hat es nun unternommen, in leicht faßbarer Form und durch reichliche Beigabe instruktiver Bilder den Werdegang eines Films vom Drehbuch bis zur Vollendung anschaulich zu schildern. Nicht schulmeisterlich belehrend, sondern in knapper, frischer Art, wie sie die Jugend für sich gewinnt, und ohne dabei das Wunderland des Films seines Zaubers völlig zu entkleiden. A. Wisbeck

Ilja Ehrenburg: Die heiligsten Güter. (Malik-Verlag, Berlin.)

Nun laßt uns wieder von Textilien reden ... Denn die Wirtschaft hat in diesem „Roman der großen Interessen" das verdrängt, was den Roman eines längst vergangenen Europa so spannend füllte, die Liebe. Sie kommt nur noch strichweise vor. Die Phantasie der Männer erhitzt sich an wilden Transaktionen, in welche die Liebe nur hin und wieder ein bißchen Kälte trägt. Olson, der schwedische Zündholzkönig, ringt mit dem rothaarigen Wainstein und dem unheimlich fernen aber entwicklungsfähigen Rußland um die Weltmacht. Olson unterliegt; selbstverständlich; denn er hatte so was wie eine Idee; das macht schwach im Geschäftsleben. Der Sieg ist bei Realpolitik, Optimismus, Dividenden. Das alles rinnt dem Leser in der erhebungslosen Prosa des Dichters wie Wüstensand durch die Finger. 400 Seiten sind wie nichts — und sie sind alles: das Territorium der weißen Rasse, hergerichtet von den Dschingiskhanen der Wirtschaft. Kein Wunder, wenn am Ende Wainstein selber ein außergewöhnliches krampfartiges Gähnen befällt. Der mathematische Beweis ist gelungen: daß Geschäftemachen das Fadeste von der Welt ist. Aber für diese Erkenntnis dämmert als letzter Trumpf dem Zaren der „großen Interessen", Wainstein, das Giftgas. Dr. H. A. Thies

Flucht / Von Ratatöskr

Ich weiß, ich weiß ... ich müßte höhnen, schelten,
um vor der Welt für aktuell zu gelten.
Mit lauten Worten müßt' ich um mich schmeißen
und müßte mir das Maul in Fetzen reißen.
Die Pauke dröhnt,
und andre Instrumente sind verpönt.

Na, denn man zu! Und lupft euch keine Brüche!
Ich drücke mich gelassen aus der Küche,
worinnen sie des Tages blutige Knochen
zu Suppen für das Publikum zerkochen ...
Bekomm's ihm wohl!
Und dito ihnen selbst ihr Monopol!

Vor mir der Hügelwälder blaue Kette,
befingre ich die brave Klarinette
und lasse mich, dem Lärm der Stadt entronnen,
vom letzten Glanz des späten Herbsts besonnen.
Das ist mein Fall —
ein bißchen Echo find't sich überall.

Der Optimist (Max Körner)



„Grad' lachen müßt' i, wann die Weltkrise scho wieder vorbei wär', eh's no 'rausbracht hab'n, wia ma ihr abhilft!"

Parabel der Zeit

Bei Hagenbeck in Hamburg ist eine merkwürdige Geschichte passiert — wer sie nicht glauben will, der darf dort selber nachfragen:
Zwei Riesenschlangen von der Python-Art, die zusammen in einem Gehäuse untergebracht sind, eine ältere von etwa drei Metern und eine jüngere von etwa zwei Metern Länge, waren bisher täglich mit drei Hühnern gefüttert worden, zwei Hühnern für die größere, einem Huhn für die kleinere, und an diese Ration waren sie nun seit langem gewöhnt. Die Not der Zeit wirkt sich aber auch im Tierpark aus; auch die Schlangen bekommen sie zu spüren: infolge der Einsparungsmaßnahmen wurden den beiden eines Tages nur noch zwei Hühner vorgesetzt, eins für jede. Das ergab eine gewisse Spannung im sozialen Gefüge des Schlangenhauses. Die große Schlange begriff nicht, was sie mit den Wirren des kapitalistischen Systems zu tun hätte und warum sie den Schmachtriemen enger ziehen sollte. Schon über der ersten, nach neuen Prinzipien geregelten Mahlzeit warf sie scharfe Blicke nach der kleinen Schlange hinüber, und als das Diner beendet war, stürzte sie sich kurzerhand auf die andere und verschlang sie samt Huhn, ohne jede Schwierigkeit, denn in drei Metern Schlange sind zwei Meter Schlange leicht untergebracht.
— Woraus man sieht, daß die Wirkungen der Einsparungsmaßnahmen an allen Orten dieselben sind.
Hansate

Vom Tage

Für die Berliner Schupobeamten wird ein moderner Hygiene-Neubau mit Zander-Gymnastik-Sälen zur Geschmeidighaltung der Hieb- und Schlagkraft, mit Beruhigungszellen für Nervenschocks, mit Moorbädern zur Nachbehandlung bei Krawallen unter der künstlerischen Oberleitung von Oberbaurat Scheibner aufgeführt.
— Wie man sieht, sind die Vorbereitungen für den anbrechenden harten Winter in vollem Gange.

Richter Arzt / Von Alfred Wolfenstein

Der Fassadenkletterer Karl Spandow war in einer dunklen Sommernacht schon bis zum zweiten Stockwerk geklommen, da bröckelte irgendein Zierat ab, und er stürzte. Nicht mit romanhaft gellendem Aufschrei, sondern bewundernswert still prallte er unten mit zerbrechendem Knie auf die Steinplatten des Bürgersteigs auf.
Dann lag er im Lazarett, und die Gefängniswärter standen ein bißchen lächelnd herum. Karl war ein berüchtigter Fassadenkletterer. Er leugnete es nicht. Er fragte den Arzt, ob das Bein wieder gut würde. Die Antwort war günstig. Da lächelte Karl, und die Wärter brummten.
Am Abend kam ein anderer Arzt. Recht stumm, mit befehlenden Bewegungen ging er von Bett zu Bett. Bei Karl verweilte er ziemlich lange. Es war ein großer, breiter, dicker Mann, mit gleichgültiger Miene. Trotzdem kehrte er immer wieder zurück, betrachtete den Verband, ging zögernd weg.
Nachts erwachte Karl. Der Herr Doktor stand wiederum da. Die Wärter waren beschäftigt, und der Arzt veränderte mit eignen Händen zu Karls Erstaunen den Verband um sein Knie. Denn inzwischen war der Arzt gedankenvoll heimgegangen, war ans Fenster getreten, hatte sich dort weit hinausgelehnt, und durchaus nicht wegen des gestirnten Himmels.
Seine Augen überflogen die Front des schön gebauten, an Balkons, Gesimsen und Vorsprüngen reichen Hauses.
Er runzelte die Stirn. Er konnte Verbrecher nicht leiden. Ja, er hatte eigentlich Jurist werden sollen. Insbesondere wurde ihm jetzt klar, welche starke, alles andere übersteigende Abneigung gegen Fassadenkletterer ihn beseelte, die dem Bürger auf so jähe Art zu nahe treten.
Das Fensterbrett knirschte unter dem Gewicht seiner zornigen Überlegungen: Weshalb gelang es nicht, solche Leute auf die Dauer unschädlich zu machen?
Aber ich bitte Sie, meine Herren Richter, Sie geben dem Spandow ein paar Jahre Gefängnis, danach setzt der Mann seine gefährliche Tätigkeit fort. Und ich, der Arzt, heile ihn, ich helfe ihm, ich gebe ihn aus den Händen, verdammt, ich sollte lieber sein Richter sein —
Und hochaufgereckt empfing er wie von den Sternen einen Entschluß, es war, als faltete sich aus der samtdunklen Nacht eine schwarze Robe um seinen Körper.
Da wandte er sich, ging ins Gefängnislazarett zurück, und er trat ans Bett des Spandow, im Widerstreit seiner Pflichten.
Und er entschied sich, er änderte den Verband um das verbrecherische Bein. So geschah es, daß der Fassadenkletterer Spandow ein steifes Knie behielt.
In der Zeit seiner Haft wurde es noch steifer. Vor seinen Künsten war die Gesellschaft sicher! Als man ihn entließ, hatte er sich nach einem andern Erwerbszweig umzusehn.
Wohl versuchte er draußen durch Bäder und Massagen mit seinen im Gefängnis verdienten paar Pfennigen, sogar durch Übungsstunden bei einer Gymnastikerin die Sache in Ordnung zu bringen.
Ach, er hätte nicht einmal an einem Maibaum hinaufklettern können. Es war vorbei mit seinem Ruhm und diesem doch einträglichen Geschäft.
Wie kleinlich sind Dietriche! Wie viel gewöhnlicher sind Türen als Fenster! Doch in heller Wut besorgte er sich das neue Handwerkszeug. Denn auf jeden Fall verspürte er seit dem ersten Schritt in die Freiheit das Bedürfnis, bei jenem Arzt, der ihn behandelt hatte, einzubrechen.
Es war in einer eisklaren Januarnacht, als der Arzt von dem verdächtigen Geräusch geweckt wurde, das uns oft in den Zeitungsmeldungen begegnet. Hinter dem stechenden Schein einer Lampe humpelte eine finstere, den andern Arm gegen ihn hebende Gestalt von der Tür auf ihn zu.
Aber der große, breite, dicke Herr sprang aus dem Bett, packte den Kerl, der Revolver fiel schon hin, und der Verbrecher flog mit fürchterlichem Schwung durchs Fenster auf die Straße.
Von dort holte ihn die Polizei. Er hatte das Knie gebrochen und kam ins Gefängnislazarett. Es war aber dasselbige Knie.
Nun erhielt er seinen Verband, und Karl Spandow kann nach der Entlassung aus dem Zuchthaus, von Arztes Hand zu Arztes Hand geworfen und geheilt, wieder gehn und klettern.

Anbetung

(Rudolf Kriesch)

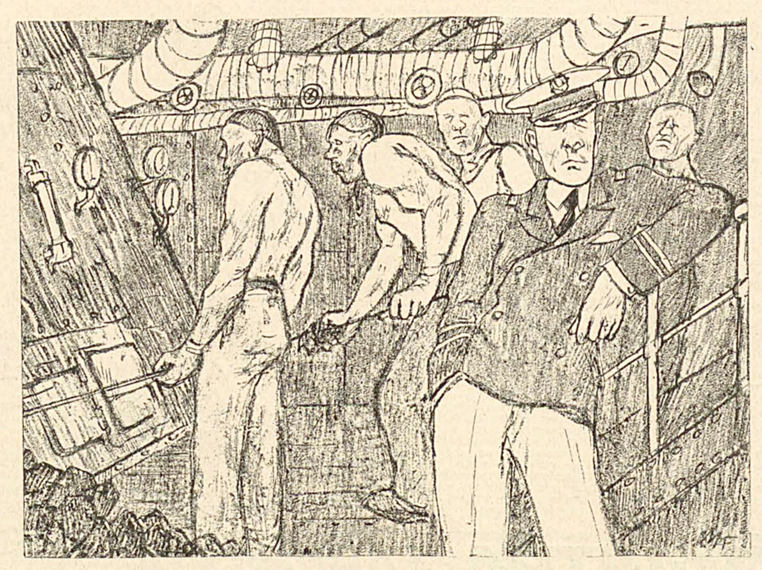


„Ja, ja, weißes Mädchen, die ganze Kultur haben wir von euch, sogar den Niggersong habt ihr erfunden!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Ansteckung

(M. Frischmann)



„Det is nu mal der soziale Unterschied: Unsereener kann bei dem verfluchten Sowjetjesindel höchstens mal von 'nem Mä'chen wat abkriejen, aber nich vom Kommunismus!"

Haie und sechzehn Mann / Von Heinz Liepmann

— — — in diesem Hafen an der Westküste Südamerikas kamen wir so gegen sechs Uhr abends an, dürr und ausgehungert — das kann sich nur jemand vorstellen, der einmal sieben Monate lang in dieser Gegend Apfelsinen oder Salpeter gefahren hat. Man arbeitet vor glühenden Rosten, daß die Finger voll Blasen aufspringen, und alle kühle Luft, die man schnappt, fächelt man sich mit den Händen zu aus den Windfängen, die auf Deck ihre breiten Mäuler dem Wind entgegenhalten. Dann sackt man in seine Koje in der Back, man starrt vor sich hin, acht Mann in einer Kammer, die Lampe schwankt hin und her, und man stellt es sich vor: wenn ich in Santiago oder erst in Lima bin —, man blinzelt sich gewissermaßen selbst zu, man reckt sich und dehnt sich, und über einem in der Koje seufzt Kuddl, der ist zwei Zentner schwer und hat eine Braut in Marseille; aber mit ihm reden kann man nicht, und mit den andern reden kann man erst recht nicht, denn man kennt sich ja, und wenn sie den Mund aufmachen, weiß man im voraus, was sie reden, jedes Wort kennt man und jedes Gegrinse.

Nun kommen wir also in den guten Hafen, ausgehungert nach Land, nach Menschen, nach Erde und dem Staub der Straßen. Der Hafen ist eine ganz kleine leise Bucht im Pazifik, man kann sagen, er liegt am offnen Meer. Die weißen Felsen leuchten hinter der Stadt nachts wie Milch, und immer sind Segler im Hafen, auf denen die Neger Ananas laden und dazu singen. Wir machen also fest, donnernd saust das Fallreep längsseit, und wir stehen an der Reling und blinzeln hinüber in die gute Stadt. Da rauchen die Schornsteine, da leuchten die kleinen weißen Häuser in der Sonne, und die Mädels tanzen am Kai herum mit so süßen kleinen Schritten, Krüge auf den Schultern und mit bunten Tüchern um den Kopf. Und: Land riecht es, Land flüstert es, Erde, Land! Und wir stehen hinten am Heck, schnalzen und stoßen uns an, und der eine denkt: ich geh hierhin, und der andere: ich geh dahin, und so stehen wir alle und sehen hinaus über das Wasser auf die gute Stadt.

Da passiert was. Der Maat stürzt herbei, macht ein ganz dummes Gesicht, kommt eben aus der Koje vom Kapitän. „Jungens", keucht er, und er ist vollkommen verdattert, „Landurlaub gibt's nicht, Quarantäne, gelbes Fieber oder son Mist, ja, Jungens, da ist nichts zu wollen, morgen abend geht's weiter. — Ihr kriegt jeder zwei Flaschen Bier vom Kapitän, und es tut ihm leid, läßt er sagen." — Da standen wir nun, und ich weiß nicht, ob ihr das verstehen könnt, aber es war uns allen ganz einfach zum Heulen zumut, ganz einfach zum Heulen, und sonst nichts.

Plötzlich geht etwas in den Kojen vor. Wir spüren es irgendwie in den Knochen, wir stützen den Kopf auf die Ellbogen und sehen uns an. „Mensch", sagt Kuddl endlich, „das geht doch nicht!"

Pause. Schweigen. Wir sehen uns an.

„Warum soll es denn nicht gehen, Jungens, stellt euch das doch mal vor", sagt plötzlich einer.

Wieder Pause. Und da halte ich es nicht mehr aus. Ich springe aus der Koje, und ich schreie: „Jungens!, also denn los und kein langes Gerede!" — Und schon sind wir drin im Badezeug, und ein paar Moneten wickeln wir uns um den Hals, und dann schleichen wir vorsichtig ans Fallreep wie die Indianer.

Und was meinen Sie, wer da steht? Da stehen die von der andern Wache, acht Mann hoch, und warten nur darauf, daß der Mond ein wenig untersackt, und hören auf die schwermütigen Lieder der Neger, die drüben Ananas laden; da ist der erste über Bord; lautlos folgen wir andern.

Als wir drüben am Ufer pudelnaß an der Kaimauer hochkletterten, empfingen uns schon die kleinen Mädchen mit Handtüchern; und sie rieben uns die Rücken trocken mit ihren kleinen Weiberpfötchen, und, vorsorglich, damit wir uns ja nicht erkälten sollten, führten sie uns in eine Weinkneipe, damit wir uns auch innerlich erwärmten. Und dann zogen wir durch die Stadt, sechzehn deutsche Seeleute, in Badehosen, Handtüchern und den bunten Schals unserer Signoritas, singend und glücklich, so marschierten wir über die feste Erde, durch die nächtlich bewegten, Mondschein überglänzten Straßen.

Plötzlich war die Nacht vorbei; was soll ich euch erzählen, wie wir uns wiederfanden, morgens ganz früh, am Kai in der Dämmerung? Wir waren verkatert und froren, und wir standen an den einsamen Kais im Morgengrauen und starrten ins Wasser; jeden Augenblick glaubten wir dunkle Schatten, Haie, aus dem Wasser auftauchen zu sehen.

„Die Haie", sagte einer, „kommen meistens in den ersten Morgenstunden nahe an Land, weil es da still ist —"

„Halt 's Maul", sagte ein anderer und seufzte.

Wir überlegten uns: Hinüber müssen wir! Wenn die Offiziere oder die Hafenbehörden erfahren, daß wir in der Stadt gewesen sind, wo das Gelbe Fieber herrscht, lassen sie uns nicht wieder an Bord. Wenn wir aber hier bleiben, nackt, ohne Geld, ohne Kleider, ohne Papiere, dann können wir hier verrecken und verkommen, nie wieder findet sich ein Schiff für uns, nie

Heimweh

(Wilhelm Schulz)



wieder werden wir eine Planke unter den Füßen schwanken fühlen — — —. Und ich ging langsam die Treppen hinunter, die vom Kai zum Wasserspiegel führten. Es waren achtzehn Stufen, ich vergesse das nie, die andern folgten mir nach.
Und damit ist eigentlich die Geschichte zu Ende. Wir gingen jeder die achtzehn Stufen hinunter, die letzten ein wenig langsamer. Dann blieben wir stehen. Lange Zeit. Wir atmeten kaum. Langes Schweigen. Als der erste Strahl der Sonne aufblitzte, war es Kuddl, glaube ich, der als erster ins Wasser glitt, leise, totenblaß. Er verschwand in der Dämmerung. Das Plätschern versackte. — — — War das nicht ein Schrei —? War da nicht der Schatten einer schwarzen Flosse — — —?
Dann folgte einer nach dem andern, wir schwammen sozusagen auf den Zehenspitzen — — — Keuchen, tödliche Angst um jeden Schatten, leises Atmen.
— — — Wir langten am Fallreep an. Wir zählten uns. Das Wasser glänzte blau und unbewegt sanft. Keiner fehlte.
Um sechs Uhr glaste es viermal; sechzehn Mann der Besatzung des guten Schiffes schliefen traumlos und tief. Die Sonne ging auf, die Welt ging weiter. Es war nichts geschehen.

Theaterplauderei

(Paul Scheurich)



„Sehen'se, Gnädige, bei so 'nem Stück vom ollen Joethe tut man sich eben leicht: da braucht man nich zu kritisieren, sondern kann uff jeden Fall wohlwollend sein!"

Klawuttke meckert sich eins:

Ick weeß nich, ick weeß nich: entweda bin ick dämlich oda et stimmt wat nich mit den Völkabund! Wenn ick nämlich wat heere von Kriech und Bombenabwirfe und so, denn muß ick imma an'n Kellogpakt denken! Komisch, wat? Nu jemse sich jewiß in Jenf allahand Mihe, und jeredet wird nich zu knapp, aba wenn nu die Japana partouh nich wolln und weita Kriech spieln, denn bleibt die Leite ooch nischt ibrich, als sich solange zu vataren, bis die Schweinerei voriba is. Und ick hatte mir det nu janz anderst jedacht.
Und wat sarense zu den deitschnazjonalen Pfarra Wolff, wo den Freindschafts-Pokal von die Sklarek-Brida jeseechnet hat? Det scheint mir een Wolff im Schafspelze zu sind — wie? Und wenn ick mir nu ainnre, det se den Mala Schorsch Jrosz wejen Jotteslästrung wollen vaknacken, weil a eene jewisse Sorte von sone Jottesknechte een bißken durch'n Kakau jezoren hat — und denn seh ick Wolffen bei die Sauferei den Pokal seechnen —: denn frare ick mir, ob det valleicht keene Jotteslästrung is? Wo doch jrade bei een Pfarra nich sollte vorkomm'.

Tja, nu is den Schultheiß-Patzenhofa-Konzern seine Katzen-Ellenbogen-Freiheit ooch nich jut bekomm'. Die ham den Bogen so ibaspannt, bis allens for die Katze war und ooch mit ellenlange Prozesse nischt wieda jut zu machen is! Und wat die Aksjonäre sind, die ham nu den Kata.

Und der Papst lebt herrlich in Berlin! Ooch een starket Stick! Den Major Papst meene ick. Det mit den Rosa-Luxemburg-Mord und det bißken Kapp-Putsch is ja nu vajeben und vajessen von wejen die Amnestie — und nu kanna mit frische Kräfte von neiem anfangen! Woraufse sich valassen könn' — jloomse det?

Det Adolf, unsa Hitla, nu een bißken in't Ausland will reisen, det freit mir. Is ja heechste Zeit, det unsa Ansehn wieda jehoom wird. Nach Italjen und England willa. Warum noch nach England, is ma schleiahaft, wo doch det Pfund schon jefallen is und die ihre Inflazjon alleene jemacht ham! Wenn a sich bloß mit det „Juda-varecke"-Jeschrei driben een bißken in acht nimmt, wo doch so viele Lords in den Punkt nich janz stubenrein sollen sind! Und nich aus Vasehn „Indien awache!" brillt. Det heern se nich jerne. Valleicht jefällt et ihn so jut, det a driben bleibt? London in'n Nebel muß ihm doch imma an det Dritte Reich ainnan. Und wann, jloomse, reista nach Rußland? Kommt ooch noch. Wo a doch beedes is: sozjal und schwerindustrietional.

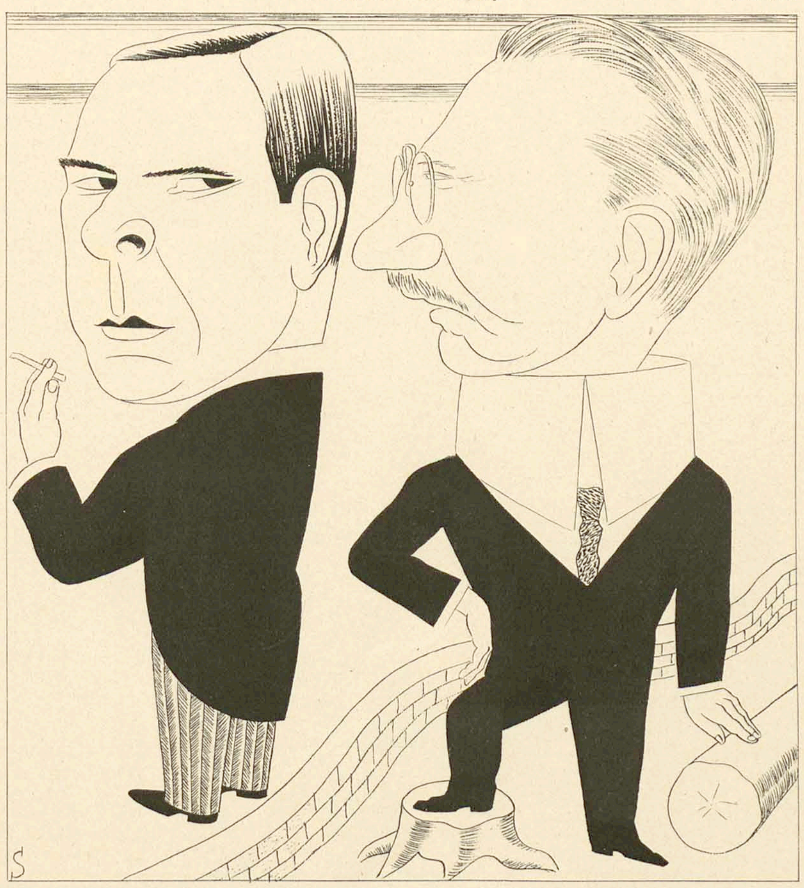
Da hamse nu wieda een Arzt vaknackt, weil a bei arme Leite hat abjetriem — und ick paseenlich meene, man sollte lieba alle Leite insperrn, wo Kinda in de Welt setzen, die se nich könn' anährn! Det wär noch wat for so eene kleene Notvaordnung — is nich so?

Und wat ma da von die „Wintahilfe" heert, det is ooch jut! Leicht is det nich, da sein Jeld los zu wern! Und wenn eena eene Kabareh-Vorstellung will jem, denn darf a det nich, wenn a nicht jleich dausend Mark jarantiert, janz eejal, ob a det reinkriecht oda nich. Wenn ick die eene Hose jebe, denn wollnse womeechlich jleich den janzen Kleidaschrank! Wohltun is jefährlich. Ick wer' mir hiten!

Na, und wat sarense, det der alte jute cul de Paris wieda da is?! Leider nur bei die Damens. Solltense ooch for Männa infühm, wo doch heitzutare jeden een jewissa Körpateil eeklich mit Jrundeis jeht. Von Pleite spricht ja nu keena mehr — det is jewissamaßen Normalzustand jeworn. Stillhalten heeßt die Devise — und det is ooch die einzje Devise, wo eisan fest steht! Bis et eenes scheenen Tares wieda „Durchhalten!" heeßt — — — Kaki

Schacht & Coty

(E. Schilling)



„Ich muß es mir entschieden verbitten, Herr Coty, daß jetzt auch ein französischer Parfumfabrikant unsere Reichsbank in schlechten Geruch bringt. Das überlassen Sie gefälligst mir als deutschem Patrioten!"

Winterhilfe

(Karl Arnold)



„Aber alle dürfen nicht sammeln, einige müssen auch geben!"

Stuttgart, 16. November 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Die französische Position

(Karl Arnold)



„Die Weltwirtschaftskrise ist für uns gelöst, wenn jeder Franzose seinen Goldbarren im Strumpf und seine Kanone im Garten hat."

Vom Köpfchen, das nicht rolln gewollt — / *Von Peter Scher*

Köpfchen, die nicht rollen wollen,
fangen schon allmählich an,
unserm Adolf nicht zu grollen —
weil man ja nicht wissen kann.

Leise, leise, ganz verstohlen
übt sich schon der Publizist,
jenes Maß hervorzuholen,
das bald anzulegen ist.

Weil ihn hinten in der Hose
irgend etwas enerviert,
sieht er plötzlich die Psychose
vom Legalen subtrahiert.

Keine Köpfchen werden rollen
und besonders seines nicht,
weil, wie wir bestätigen wollen,
nichts für einen Inhalt spricht.

Ist's schon mal so weit gekommen,
wird man auch das Ding noch drehn!
Hat sich je ein Kork verschwommen?
Soll er nicht mits Wellchen gehn?

Doch! Er soll sich uns erhalten,
ganz egal, wie rum er schreibt!
Laßt uns unsre Hände falten:
Daß er uns erhalten bleibt!

Kultursynthese / Von J. Kren

Nervenarzt Doktor Heregrim Schnipfle erhob sich vom Schreibtisch, woran er bis spät nach Mitternacht an seinem großen Werk über Kultursynthese gearbeitet hatte. Er flammte vor Begeisterung, soweit das bei seiner etwas dünnblütigen Natur möglich war; ein Kapitelschluß mit einer hinreißend schönen Periode war ihm gelungen. Die Hände auf dem Rücken, schob er ein paarmal durch das Zimmer. Er begann sich den kurzen, grauen Vollbart durch die Hand zu streichen und blieb endlich siegreich lächelnd vor dem Schreibtisch stehen, stemmte die Hände nach auswärts gerichtet auf die Platte und starrte, einmal langsam kopfnickend, auf sein Manuskript nieder. Dann kehrte er sich ab, um seinen früheren Gang wieder aufzunehmen.

Drei Minuten später war er ein Gefangener in seiner eigenen Wohnung, ohne es zu wissen. Der Schlüssel an der einzigen Türe seines Arbeitszimmers hatte sich geräuschlos umgedreht. Doktor Schnipfle aber ging immer noch auf und ab, um seine freudige Erregung zu dämpfen, ehe er sich zu Bett begab. Zuweilen blieb er vor einem der Bücherrücken stehen, die zwei Wände des Zimmers mehr oder weniger schmückten. Endlich zog er die Uhr, ungeachtet der leise tickenden Pendüle auf der Biedermeierkommode, und spitzte den umbuschten Mund; aber Doktor Schnipfle pfiff nicht, sondern schritt zur Türe. Er konnte nicht hinaus. Er suchte sofort den Schlüssel umzudrehen, aber der Schlüssel steckte außen. Er bückte sich und versuchte durch das Schlüsselloch zu gucken, sah jedoch nichts.

Doktor Schnipfle stand wieder vor seinem Schreibtisch und überlegte, die Hände auf dem Rücken, den Leib an den Tischrand gepreßt und sich zwei- oder dreimal vornüberneigend. Tatsache war, daß er nicht zur Türe hinaus konnte; das mußte er zugeben. Er hatte zunächst an eine Halluzination gedacht, aber dann diese Annahme verworfen. Er war wirklich eingesperrt. Jemand mußte den Zimmerschlüssel außen umgedreht haben. Seine Frau und das Mädchen schliefen längst; beide waren auch nicht somnambul, soviel er wußte, und es war gerade nicht Vollmond. In Frage kamen demnach nur andere Menschen oder — unbekannte Kräfte. Doktor Heregrim Schnipfle hielt eine Einwirkung solcher Kräfte durchaus für möglich, wenn auch im vorliegenden Fall noch nicht für erwiesen. Es konnten auch Menschen gewesen sein, die sich entweder einen Ulk geleistet hatten oder den Wohnungsinhaber kaltstellen wollten, weil sie in der Wohnung etwas vorhatten, wobei sie ihn nicht brauchen konnten. Nicht brauchen können aber den Wohnungsinhaber bei ihrem Geschäft gewöhnlich nur — Einbrecher.

Doktor Schnipfle dachte nach Erlangung dieses Gedankenergebnisses daran, das Fenster neben dem Schreibtisch zu öffnen und um Hilfe zu rufen. Aber das hätte man in der Wohnung jedenfalls gehört und ihm das Weiterschreien sofort mit recht lebensgefährlichen Mitteln unmöglich gemacht. Er zog es deshalb vor, das Fenster nicht zu öffnen, schlich sich vielmehr auf Zehenspitzen zur Türe, bückte sich und blickte erneut durchs Schlüsselloch. Er sah nichts. Einem plötzlichen Einfall folgend, riß er an der Türe und wäre beinahe zurückgefallen; denn sie flog auf und gab den Blick in das dunkle Wohnzimmer frei. Jetzt war es für Doktor Schnipfle schon wieder mindestens eine halbe Wahrscheinlichkeit, daß er vorher halluziniert hatte, als er die Türe verschlossen fand. Zugleich fiel ihm merkwürdigerweise ein, daß er seine Selbstladepistole im Nachttischchen hinten im Schlafzimmer liegen hatte.

Er betrat zögernd das Wohnzimmer und tastete nach dem Lichtschalter. Das Licht flammte auf, das Zimmer war leer; Doktor Schnipfle tat einen tiefen Atemzug. Er ging gleich hinüber zur gegenüberliegenden Türe, die ins Musikzimmer führte. Er wollte sie öffnen; da sah er wie zufällig noch einmal zurück und wäre vor heißem Schreck fast in den Boden gesunken. Bei der Türe zum Flur stand jetzt auf einmal ein Mann, der ihn gleichmütig anblickte und halblaut sagte: „Machen Sie keinen Lärm, Herr Doktor, und gehn Sie ruhig ins Bett! Wir haben nur ein paar notwendige Gegenstände mitgenommen. Um sechs Uhr können Sie ruhig die Polizei benachrichtigen. Vorher nicht, wenn Sie bei guter Gesundheit bleiben wollen. Wir haben unsre Posten ausgestellt. Guten Morgen!" Der Mann ging lautlos hinaus. Doktor Schnipfle starrte ihm entgeistert nach.

Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er zur Türe nach dem Flur eilen, sie vorsichtig öffnen und ebenso vorsichtig hinaussehen konnte. Der Flur war beleuchtet. Der Doktor sprang leise mit ruckenden Ellenbogen und schwingenden Gehrockschößen hinüber ins Schlafzimmer, sah nach seiner Frau, die sanft schnarchte, und holte behutsam die Pistole aus seinem Nachttischchen. Als er dann wieder zur Türe wollte, sah er an der Kommode, worin seine Frau allerhand Wertsachen aufbewahrte, eine Schublade etwas aufgezogen. Er vermutete gleich, daß da nicht mehr alles in Ordnung war, wollte sich aber nicht aufhalten, sondern ging in den Flur, und da fand sich, daß auch dort an einer Kommode zwei Schubladen herausgezogen waren. Als Doktor Schnipfle einen Blick in die obere warf, zeigte sie sich durchwühlt und zur Hälfte leer. Im Wohnzimmer waren deutliche Diebsspuren zu sehen, die der Doktor jetzt erst entdeckte. Obwohl er den Verlust noch gar nicht überschauen konnte, war er doch froh, daß alles so glimpflich abgegangen war. Er betrat noch mal sein Arbeitszimmer und atmete wie befreit auf; dann begann er das Zimmer, die Pistole in der Hand, mit froher Geschäftigkeit genau zu durchsuchen. Sogar hinter den Schreibtisch schloff er; aber sein Eifer ward blitzartig gelähmt, als er wieder emportauchte.

Nämlich im gleichen Augenblick betrat ein sehr anständig gekleideter Herr das Zimmer, der sich zwar sofort als Polizeidetektiv Schmadtke vorstellte, dessen bloßes Erscheinen aber Doktor Schnipfle beinahe tödlich entsetzte. Am liebsten hätte er gestöhnt: „Schon wieder einer!" Herr Schmadtke tat jedoch recht liebenswürdig und lud den leise zitternden Doktor sogar zum Sitzen am Schreibtisch ein, während er sich selber einen Stuhl heranzog und Zigaretten anbot. Er erkundigte sich in gemütlichem Plauderton nach den Einzelheiten des eben Geschehenen, so daß der gute Heregrim allmählich wieder zum Leben zurückkehren und die Pistole, die er bisher mit der Rechten umkrampft hatte, neben sich auf den Schreibtisch legen konnte. Alsbald rückte Herr Schmadtke auf seinem Stuhl noch näher und griff nach der Pistole. Er sah sie an, nannte die Marke, warf sie ein bißchen in der Hand und lobte sie. Schließlich zog er die Augenbrauen hoch und die Lider ein wenig schläfrig über die kleinen, schwarzen Äuglein, er entsicherte die Pistole, die bisher nicht in diesem Zustand gewesen war, und sagte gleich-

Berliner Köpfe

(R. Großmann)



Fritz Rotter (Rotter-Theater)

Berichtigung

(E. Schilling)



Da der Bankdirektor Reinhart nach dem Schultheiß-Patzenhofer-Skandal für den Wirtschaftsbeirat zunächst nicht in Frage kommt, gedenkt Brüning, dafür Max Reinhardt zu berufen, dessen reiche Erfahrung mit der Drehbühne besonders der politischen Wendigkeit der Körperschaft zugute kommen dürfte.

mütig: „Das hätten Sie aber doch nicht vergessen sollen, Herr Doktor.“ Dabei schaukelte das kleine Pistolenrohr fortwährend so vor Schnipfle, daß es nie die Richtung auf dessen Brust oder Gesicht verlor: neues Entsetzen befiel ihn. Aber das war vorläufig ganz gut; denn so überhörte er wenigstens die mannigfachen leisen Geräusche, die währenddem aus dem Wohnzimmer drangen.
Plötzlich sprang der Detektiv auf und eilte mit flüchtigem Gruß hinaus; die Pistole hatte er schnell auf den Schreibtisch geworfen. Der Doktor starrte dem Entschwundenen nach. Endlich erhob er sich mühsam und ging ins hell erleuchtete Wohnzimmer. Er blieb erstarrt stehen. Hier sah es, du lieber Himmel, genau so aus, als ob inzwischen eine zweite Diebsbande mindestens dreimal so viel mitgenommen hätte als die erste, und ein Zettel auf dem Tisch schien das zu bestätigen. Auf dem Zettel stand in eiliger Schrift: „Soeben neuer Einbruch erfolgt. Noch nie dagewesen! Habe die Verfolgung aufgenommen. Schmadtke.“ — Das war allerdings noch nie dagewesen. Doktor Heregrim Schnipfle konnte sich, im Augenblick wenigstens, nicht entsinnen, jemals von zwei Einbrüchen hintereinander in ein und derselben Wohnung auch nur gelesen zu haben. Er wankte in sein Arbeitszimmer zurück und sank in den Stuhl vor dem Schreibtisch. Er nahm die Pistole zur Hand, die entsicherte. Er hob sie langsam. Da fiel sein stierer Blick auf das Manuskript vor ihm, auf dieses werdende unsterbliche Werk, das der Menschheit das Glück bringen sollte. Ruckartig sanken ihm Kopf und Pistole tiefer, die Pistole klapperte zu Boden, der Kopf fiel auf das Manuskript, ließ Tränen rinnen und stöhnte: „Kultursynthese!“

Ruhrmagnaten - Dämmerung

Von Karl Kinndt

Es raunt in den Ruhrgebiets-Schloten,
verdächtig leuchtet der Glanz
verflossener Reingewinns-Quoten
aus schön frisierter Bilanz —

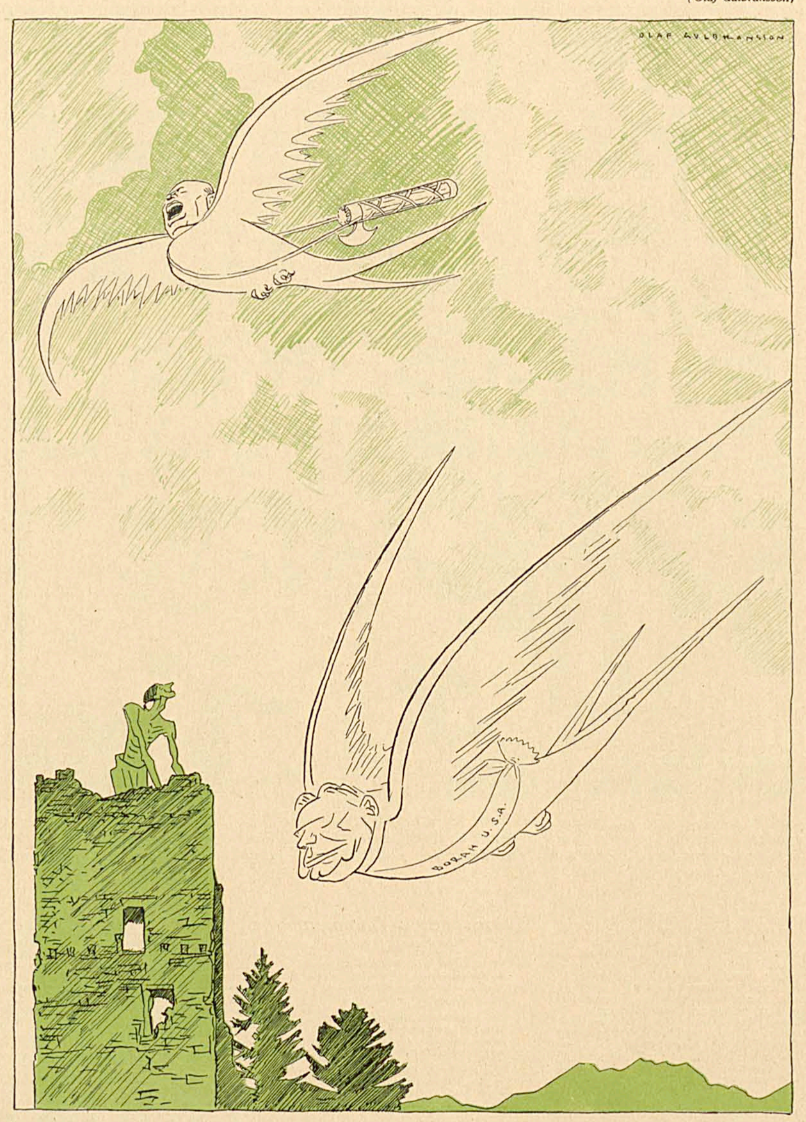
Die Herren aus Stahl und Eisen,
die Gott dort wachsen läßt,
sitzen auf toten Gleisen
verfahrener Wirtschaft fest.

Das forscheste Löhne-drücken
machte sie nicht gesund —:
wenn Spekulationen mißglücken,
kommen auch sie auf den Hund!

Die Pleite-Wogen prallen,
und mancher Thron zerbrach —:
wenn die Aktien-Mäntel fallen,
muß selbst ein Stahlkönig nach — — —

Mussolini und Borah gegen Versailles

(Olaf Gulbransson)



Noch ein paar solche Schwalben machen vielleicht doch mal einen Völkersommer!

Ausnutzung der Weltlage (Anton Leidl)



„Was, fünfadreiß'g Pfenning soi's Pfund vo dene Äpfi kosten?" — „Ja no, solang' halt die Völker no koa Vertrauen zuanander hab'n!"

Heimgefunden / Von Ratatöskr

Weh, das Fädlein ist zerrissen,
welches Adolf neulich spann.
Scharf und korrekturbeflissen
läßt man dies Herrn Brüning wissen
und man tut ihn in den Bann.

Daß er Adolfs Ton belobte,
hat ihm leider nichts genützt.
Alsbald wird die alterprobte,
antiromrandaldurchtobte
Soße gegen ihn versprützt.

Wer sich inspirieren lasse
vom Prälaten Doktor Kaas,
werke für des Papstes Kasse,
sei ultramontan, verpasse
Deutschlands Heil und sei ein Aas.

. . . Dieser Ansicht beizutreten,
bin ich nicht genug mehr Kind.
Ach, es gibt so Schwulitäten,
wo Prälaten den Proleten
denn doch vorzuziehen sind.

Vom Tage

Im geschlossenen Wirtschaftsraum

In der Nähe des Isartores in München gibt es ein kleines Gäßchen, Lueg ins Land. In diesem Gäßchen wiederum gibt es ein Sargmagazin. Das Schaufenster steht brechend voll von Särgen in allen Größen, Ausführungen und Preislagen. Und über dem Sarggebirge hängt in den nationalen Farben das jetzt seit der Aufrichtung der deutschen Autarkie überall so beliebte Plakat: „Kauft deutsche Waren!"
— Hier ist der Werberuf des geschlossenen nationalen Wirtschaftsraums doch mal in den richtigen Laden gelangt. T.

Pietät

Daß die publizistischen Verkünder des dritten Reiches für künstlerische und literarische Belange nichts übrig haben, ist eine nackte Verleumdung. Was ich sogleich beweisen will.
Als Arthur Schnitzler gestorben war, ignorierte die „Dötz" („Deutsch-Österreichische Tageszeitung"), das Blatt der Wiener Hakenkreuzler, diese Tatsache keineswegs, sondern raffte sich sogar zu folgendem pietätvollen Nekrolog auf:
„Gestern nachmittags verschied der jüdische Literat Arthur Schnitzler nach kurzem Leiden im sechzigsten Lebensjahr." Spt.

Die „Rossebändiger" vor der Technischen Hochschule

München hat schon wieder einen Denkmalstreit. Es geht um die neuen „Rossebändiger" vor der Technischen Hochschule. Das Denkmal mag vielleicht eine anfechtbare Kunstleistung sein. Aber aus einem ganz anderen Grunde hat der „Osservatore Romano" Münchens, der „Bayrische Kurier", dem Denkmal und seinen Erstellern Fehde angesagt. Mit geweihter Lanze sprengt er an gegen die heidnische Mannesnacktheit der Rossebändiger — und die kirchliche Hand deutet mit langem Finger auf die Lendenblöße der bronzenen Akte.
Das unschuldige Volk, das immer sittlich gefährdet sein soll, spürt aber keine Feindschaft, — viel eher Mitleid mit den zügelhaltenden „Roßbuam, dena's agrad s' Gwand ham ausziag'n müass'n"!
Der rechts stehende Zügelhalter, dessen Pferd eine ziemlich peinliche Haltung einnimmt, erfährt die größte Anteilnahme.
„Der arme Roßbua", sagt ein g'sunder Münchner, „muaß si damisch schama, weil sei'm Heiter (Pferd) a so was in der Öffentlichkeit passier'n muaß!"
„Der lahmige Heiter!" ruft ein anderer — „Er mecht' gern und ko net! Der Roßbua soll eahm holt a Flaschen Rizinus einischütt'n!"
Die Weiblichkeit geht ruhig am Denkmal vorüber, schlägt die Augen ohne Verschämtheit auf und entrüstet sich gar nicht.
Ein Spottvogel steht da und bemerkt: „Jetz schaug' o! De Weiberleit heitzutog kenna sich z'wegen sowas a net a kloa bisserl entrüsten! Der Roßbua is scho ganz verleg'n und schaugt grod aus, als woit er sog'n: ‚So a ausg'schamte Bande!'" G. S.

Konjunktur

Warum uns die Amerikaner jedes Geschäft wegnehmen? Weil sie immer mit der Zeit gehen und jede Konjunktur geschäftlich auszunützen wissen.
Heutzutage, beispielsweise, in dieser Zeit des allgemeinen Geldmangels, geht es allen europäischen Reisebüros hundselendig. Sogar die französischen verdienen nichts, die englischen erst recht nichts und die deutschen noch weniger.
Aber Cook & son machen glänzende Geschäfte. Trotz der Weltwirtschaftskrise. Diese geschäftstüchtigen Amerikaner sind uns eben wieder zuvorgekommen und haben bereits eine eigene Abteilung für billige Minister-Rundreisen eröffnet.

Die Berichtigung

Seit Jahren steht in prominenter Lage unserer Stadt ein Geschäftsladen leer. In der Tat ist es dem Hausbesitzer trotz eifrigster Bemühungen und eines Riesenplakates „Dieser Laden ist zu vermieten" unmöglich, einen Liebhaber zu finden.
Eines Morgens las sich das genannte Plakat — von Spaßvogels Hand inhaltlich berichtigt — so: „Dieser Laden ist nicht zu vermieten."

Der Simpl-Hund apportiert Bücher.

Antonina Vallentin: Stresemann, Vom Werden einer Staatsidee. (Paul List Verlag, Leipzig.)

Kein Zufall, daß gerade eine Frau sich dieses wichtigen Kapitels europäischer Politik bemächtgt, an das die Zukunft, wenn sie nicht Untergang heißen soll, periodisch bis zur Endgültigkeit wird anknüpfen müssen. Das Besondere weiblichen Ingeniums: eine im Werden befindliche, nach Gestaltung rufende Welt zu entbinden, begegnet sich aufs innigste mit der Politik des Mannes von Locarno. Eine wahrhaft sibyllinische Klarsicht läßt die Gestalten Stresemanns und seiner Gegenspieler mit einer Plastizität hervortreten, wie sie Tonfilm und Theater gemeinhin nicht haben. Das wunderbare Schauspiel: wie aus beschränkender Tradition und nicht minder beschränkender Taktik bloßer Klugheit heraus ein Politiker wächst, sich an den Quellen der Geschichte die Kraft holt, sich ins Weite zu arbeiten, ein freier Mensch zu werden — das Erschütternde dann: wie er, aufs Sterbebett geworfen, noch vom Parteiphilistertum in Ketten geschmiedet wird, das ist keine Lektüre mehr, das ist Durchrüttelung, Schlackenbefreiung der Stelle, wo das Beste glüht. Antonina Vallentin hat eine Tragödie geschrieben, deren traurige Fackel weit über diese Tage hinausleuchtet mit der Stresemannfrage: „In welche Partei soll sich heute der lebendige Geist flüchten?" Stresemann hat seine Memoiren nicht mehr schreiben können. Hätten sie uns genützt? Wahrscheinlich nur dem Ausland; denn sie wären nur dort gelesen worden. Wie dies Buch, das in England von Hunderttausenden verschlungen wird, während es in Deutschland kaum bekannt is'.

Dr. H. A. Thies

Nietzsche: Die Unschuld des Werdens. Nachlaß. Herausgegeben von Alfred Baeumler. A. Kröner Verlag, Leipzig.) 2 Lbde.

Der Herausgeber und Arrangeur dieser Nachlaß-Sammlung vertritt im Gegensatz zu A. Horneffer u. a. die Meinung, daß es sich hier nicht vorwiegend um ein Kunterbunt von rasch notierten Gelegenheitseinfällen handle, die dann in den „Hauptwerken" verarbeitet (oder auch nicht verarbeitet) wurden; vielmehr sei der Nachlaß, gegenüber der „Vordergründigkeit" der Bücher, „Hintergrund und deshalb nicht Nebenwerk, sondern Hauptwerk". Die Auffassung, Nietzsche sei kein synthetischer Denker gewesen, treffe nicht zu; es bestehe bei ihm ein „Zusammenhang von Intuitionen", die ein klares, seinem Ursprung nach freilich „irrationales System" bildeten. Dafür sei eben dieser Nachlaß Beweis.

Dr. Owlglaß

Meyers Kleines Lexikon in drei Bänden. 1. Bd. (Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Während im neuesten Kleinen Brockhaus Emanuel Geibel zwar vorschriftsmäßig gestorben, aber Charlie Chaplin noch nicht geboren ist; während die Bevölkerungsziffern vieler Städte noch den Stand von Anno dazumal aufweisen; während Wilhelm II. nur eben „abgedankt" ist, findet man im vorliegenden Kleinen Meyer schon verzeichnet: Daß Wilhelm II. geflohen ist und Deutschland sozusagen als Republik hinterlassen hat; daß Charlie Chaplin existiert und daß beispielsweise die Stadt Erfurt heute eine wesentlich höhere Einwohnerzahl aufweist als zur Zeit früherer Ausgaben. Also kein verstaubtes Kompendium, sondern wirklich ein Nachschlagewerk.

Peter Scher

Robert Neumann: Hochstaplernovelle. (Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Mit der Lebenserinnerung des Abenteurers, Glücksritters, Falschspielers und Hochstaplers Emil, der sich dank Fingerfertigkeit und Menschenkenntnis — auf dieser liegt die Betonung — in einer Welt, die ebenso verlogen ist wie er, vom simplen Provinzler zum Grandseigneur verwandelt hat, bringt Robert Neumann wieder ein Werk von buntschillerndem Reiz. Seine besondere und eigenartige Kunst ist es, aus graziösen Schnörkeln, die er scheinbar mit flüchtiger Hand hinwirft, Figuren von höchster Plastik, Menschen von einer fast unheimlichen Anschaulichkeit erstehen zu lassen. Kalte Satire, die sich souverän belustigend und zugleich verzeihend über das Scheinleben einer dekadent mondänen Welt stellt, formt mit jedem Wort am Bildwerk des begehrlichen, genießerischen, betrügerischen und selbst betrogenen Menschen, arbeitet mit meisterlicher Sicherheit auf die Schattenwirkung plastisch gesehener, vor die scharf reflektierende Wand eines raffiniert gewählten Hintergrundes gestellter Figuren hin. Spukhaft unwirklich aber huscht über alle Wirklichkeit ausschweifenden Lebensdranges dieser unvollkommenen vollkommenen Menschlein der noch tiefere Schatten des Todes, macht Glückeritter und Dämchen vollends zu Fleisch, zur phosphoreszierenden Materie der Verwesung.

A. Wisbeck

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Max Hodann: „Sowjetunion". Universitas, Deutsche Verlag-A.-G., Berlin.
„Meyers Kleines Lexikon." Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig.
Max Barthel: „Der große Fischzug". Strecker und Schröder, Verlag, Stuttgart.
Heinrich Hauser: „Feldwege nach Chicago". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Franz Maske, Major a. D.: „Schicksale rasen". Robert Lutz Nachf. Otto Schramm, Stuttgart.
Werner Scheff: „Die verlorene Nacht". Hesse & Becker, Verlag Leipzig.
Max Barthel: „Das Gesicht der Medusa". Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.
Otto Flake: „Ausfahrt und Einkehr". Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.
Walter Boßhard: „Indien kämpft!" Strecker und Schröder, Verlag, Stuttgart.
Oskar Maria Graf: „Bolwieser". Drei-Masken-Verlag, München.

Ministerreisen ad infinitum

Auf, ihr Herrn! Die Räder wollen rollen,
und Minister wollen konferieren.
Ist schon sowieso nicht viel zu wollen,
soll man Theorie auf Reisen führen.

Auf, ihr Herrn! Die Räder wollen rumpeln,
und die Presse braucht was für die Spalten.
Kann man praktisch nur auf Krücken humpeln,
soll man sich ans Publizieren halten.

Auf, ihr Herrn! Die Räder wollen rattern
an den Treffpunkt offizieller Gesten,
wo ihr stümpern könnt mit den Gevattern
an den Völkerwohlfahrts-Resten.

Auf, ihr Herrn! Die Räder wollen eilen,
und womöglich kommt ihr so ins reine,
daß die Weltwirtschaft verreckt am Heilen:
und die Theorie macht lange Beine.

Walther C. F. Lierke

Der Heimweg / Von Sylvester Pepper

Blumentopf, Hermann arbeitete seit drei Wochen wieder. Er hatte über ein Jahr gestempelt, und jetzt saß er wieder drin im Betrieb. Er hatte eben Schwein gehabt. Und weil er nun schon seit etlichen Jahren mit dem Mädel lief, nahm er die Gelegenheit wahr und verlobte sich mit ihr. Als er am Sonntag auf den Tanzsaal kam, gratulierten ihm seine Freunde, und es blieb ihm nichts übrig, als etwas auszugeben. Wenn er Geld hatte, kam es ihm auch nicht drauf an. Und wenn er angesoffen war, schmiß er eine Runde nach der anderen, bis das Geld weg war. Seine Braut hatte schon einmal Schluß mit ihm gemacht deswegen, und sie hatten sich ein paar Monate lang nicht angesehen. Sie saß allein in einer Ecke der Schenke, er stand mit etlichen an der Theke, und sie spielte nervös mit dem Verlobungsring an ihrem Finger. Die anderen Mädchen tuschelten über sie, und ihr war unbehaglich zumute. Mit dem Hermann hatte sie sich nur verlobt, weil die Männer anfingen selten zu werden und weil ein anderer nicht gekommen war. Einer war wohl gewesen, ein Student, der nur in den Ferien zu Hause war, aber der hatte gar nichts, weder Geld noch irgendwelche Aussichten. Und von der Liebe konnten sie nicht leben, derartige romantische Illusionen hatten sie beide nicht mehr. So hatte sie nun endgültig beschlossen, den Hermann zu heiraten. Als sie aufschaute, stand der Student vor ihr. Sie tanzte mit ihm, und sie redeten nicht viel miteinander. Blumentopf, Hermann war voll und kümmerte sich nicht mehr um das Mädchen. Die war ihm ja sicher, und er würde jetzt regelmäßig bei ihr schlafen, das hatte er sich fest vorgenommen. Auf den Studenten war er nicht eifersüchtig. Den hatte er gründlich abgesägt, und wenn der mit ihr tanzte, so war auch weiter nichts dabei, und er brauchte sich nicht um sie zu kümmern. Um eins war Schluß. Seine Freunde zogen ihm den Mantel an und wünschten ihm viel Vergnügen für die Nacht. Er stand nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. Seine Verlobte und der Student kamen auf ihn zu. Er hängte sich in ihren Arm und blinzelte den Studenten an. Jawohl, er war schon ein Kerl, und der andere mit all seiner Weisheit konnte sich jetzt die Finger ablecken. Aber da ging ein Gedanke durch sein träges Hirn, daß seine Rechnung doch vielleicht nicht ganz stimmen könnte. Er fühlte sich mit einem Male unsicher, und der andere sah so überlegen aus. Wie wäre es denn, wenn er sich noch betrunkener stellte, als er es schon war? Dann würde der Student das Mädchen nach Hause bringen, und er konnte ihnen folgen und sie beobachten. Auf der Straße fing er an zu singen, und an der nächsten Kneipe wollte er durchaus nicht vorbei. Sie sollten nur immer gehen, sagte er, er hätte noch Durst und würde bald nachkommen. Seine Verlobte versuchte, ihn zurück zu halten. „Heut feiern wir Verlobung, und da mach' ich, was ich will", brüllte er und verschwand in der Kneipe. Es war eine finstere Herbstnacht. Der Wind brauste den beiden entgegen, als wollte er sie anhalten. Schwarzes Gewölk flog tief und gespenstisch über den Baumkronen. Das Mädchen wohnte über dem Fluß. Sie gingen Arm in Arm und hatten Mühe vorwärts zu kommen. Sie waren allein auf der Straße in dieser schwarzen Nacht. Vor der Brücke blieb der Student stehen. Sie ließ sich von ihm über die Böschung unter den Brückenbogen führen. Sie ließ sich küssen von ihm und streicheln. Sie waren noch einmal zärtlich zueinander. Und dann fuhr ihnen plötzlich grell und messerscharf der Schein einer Taschenlampe ins Gesicht. Es war Blumentopf, Hermann. Sie spürten es am Fuselgeruch. Jetzt hatte er einen Grund, mit dem Studenten anzufangen, und das kam seiner rauflustigen Trunkenheit gerade recht. Er kannte seine Kraft und wußte, daß der andere unterliegen würde. Sie schlugen aufeinander ein, erbittert und stumm, keuchend. Das Mädchen versuchte, sie zu trennen. „Mit dir rechne ich nachher noch ab", schrie der Betrunkene und gab ihr einen Stoß vor die Brust, daß sie zurücktaumelte. Es war nichts zu sehen, und sie hörten beide nur einen gellenden Schrei und ein dumpfes Geräusch aus dem Wasser. Sie ließen sich los und standen starr und erschreckt, hilflos. Sie riefen ihren Namen und verfolgten mit weit aufgerissenen Augen den gelben Lichtkegel der Taschenlampe, der über das schwarze Wasser lief und ihnen nur hüpfende, schnell fließende Wellen zeigte. Kein Stern, kein Mond, nur ein pfeifender Wind. Der Betrunkene heulte und schluchzte und wollte sich ins Wasser stürzen. Er sah sich keinen Rat, und der Student hatte Mühe, ihn die Böschung hinauf zu zerren. Sie faßten sich an den Händen, und dann liefen sie wie zwei ängstliche Kinder, um Hilfe zu holen.

Geschichten aus Österreich

Die Maschen des Gesetzes

Die österreichische Regierung hat den unbefugten Handel mit Devisen und Valuten strengstens verboten. Übertretungen können mit Freiheitsstrafen bis zu einem Jahre geahndet werden, und sogar der *Versuch* der Valutaschieberei ist strafbar. Nur für ausländische Münzen wurde in der Regierungsverordnung eine Ausnahme statuiert, da der Handel in Münzen erfahrungsgemäß ganz geringfügig und belanglos ist. Aber das war ein schwerer Fehler. Denn wenn irgendein ahnungsloser Valutenschieber jetzt auf der Schleichhandelsbörse einem Polizeivertrauten Dollars zum Kauf anbietet und sich der Vertraute daraufhin legitimiert und die Verhaftung ausspricht, dann braucht der ertappte Schieber bloß zu sagen: „Ich hab' natürlich Dollar-*Münzen* gemeint!", worauf man ihn — solche Fälle ereignen sich jeden Tag — natürlich wieder laufen lassen muß.

Wirtschaftliche Probleme

Mein alter Freund, der Kreditanstaltsdirektor, äußerte sich neulich höchst abfällig über den „skandalösen" Plan der Regierung, sein und seiner Kollegen bescheidenes Jahresgehalt von bloß 100 000 Schilling durch ein eigenes Gesetz zu kürzen.

„Gewiß", sagte er freimütig, „ich beziehe immer noch viermal soviel wie ein Minister oder ein Sektionschef im Ministerium, aber das läßt sich gar nicht vergleichen. Im Gegensatz zu diesen — Beamten sind wir Wirtschaftsführer für die erfolgreiche Gestion unseres Unternehmens verantwortlich, und diese Verantwortung muß entsprechend bezahlt werden!"

Ich erlaubte mir den Einwurf, daß die Kreditanstalt ja eigentlich total pleite sei und weder Direktoren- noch sonstige Gehälter bezahlen könnte, wenn die Regierung nicht mit Staatsgeldern beigesprungen wäre.

„Mein lieber Freund", replizierte da der Herr Direktor sichtlich pikiert, „wir Wirtschaftsführer stehen auf dem Boden der Tatsachen. Mit Wenn und Aber lassen sich wirtschaftliche Probleme nicht lösen!"

Womit die Unterredung zu Ende war.

Salpeter

. . . und da, gerade vorne am Kehlkopf, war der Kragen schon ausgefranst. Man konnte ja die Frackbinde entsprechend drapieren, aber die hatte auch schon Fingerabdrücke. Weste und Vorhemd schimmerten grau. Und graugrün lag unter dem bißchen Schminke Charleys Gesicht. Die Augenlider brannten vom versäumten, uneinbringlichen Schlaf vieler Nächte, Gaumen und Zunge waren rauh, trocken und pelzig von ungezählten Kognaks und Zigaretten, die er dem Betrieb noch schuldete . . . Wortlos, ohne zu klopfen, betrat Charley die Garderobe der kokett aufkreischenden Yola Yorré und stäubte mit sorgfältiger Verbissenheit kreideweißen Puder über Frackhemd und Weste. Jetzt ging es wieder. Eigentlich ging es nicht. Vorderhand ging es abwärts. Noch ein halbes Jahr, und Charley Grave, der „unwiderstehlichste Plauderer", vor drei Monaten noch einer der gesuchtesten Conférenciers, würde wieder Karl Grabke sein. Was allerdings der dann anfangen würde? Wenn man schon eine Kollegin zur Freundin hat, soll man nicht eifersüchtig sein. Charley aber hatte in Margots Garderobe damals den mächtigen und blutdürstigen Agenten Ingolstädter geohrfeigt. In dieser verdreckten Viertelwelt sprach sich alles gespenstisch schnell herum. Natürlich hatte Ingolstädter nicht mehr für ihn gearbeitet, und Charley hatte sich in ein verhältnismäßig gut zahlendes großes Varieté für den „einfachen Geschmack" verschleppen lassen. Und unter dem Druck des „Publikum-Niveaus" waren seine Pointen schnell und sicher in die Begattungs- und Mastdarmatmosphäre hinabgeglitten. Charley ließ sie gleiten und bekam derzeit fünfzehn Mark pro Abend. Wenn man sich, so Gott will, wieder hinaufgeschraubt haben würde, konnte man auch diese Zahnlücke im rechten Oberkiefer wieder zumauern lassen. Diese Zahnlücke gestattete ihm derzeit nur ein süffisantes, verruchtes Grinsen im linken Mundwinkel. Aber gerade dieses Grinsen machte jetzt seine gesamte Originalität und „persönliche Note" aus. Er setzte es auf und mußte vor den Vorhang.

Das Sonnabend-Publikum war womöglich noch ein bißchen schlechter. Plattnasige, igelhaarige Familienväter lächelten ein wissendes Lächeln in die hölzernen Bierkännchen; die in billige Seide gekrachte, rotgeschwitzte Gemahlin kniff die Augen zusammen und rührte halb chokiert in ihrem Kaffee, während die kaum herangeblühte Tochter sich augenverdrehend an dem ihr ungewohnten Whiskysoda verschluckte.

Jeder war hier anscheinend fest entschlossen, sein bißchen Geilheit für sich zu genießen. Mit leidgeschärftem Blick erkannte Charley sofort den für ihn unsympathischsten Tisch. Gerade vor Charleys gesprungenen Lackpumps, am ersten Orchestertisch, saß ein kleines, blasses, schwammiges Kerlchen, in einem verknitterten, fleckigen Gabardineanzug von 1923. Es war ein Haß auf den ersten Blick.

Charley lüftete den linken Mundwinkel, ließ das Doublékettchen am Handgelenk klirren und begann: „Wie Sie wissen, meine Herrschaften, werden jetzt in Rußland die Jungfrauen . . ."

Ein Glucksen stieg auf, das in den vorderen Reihen versickerte. Blitzschnell schlug Charley die Augen nieder und stellte fest, daß der Kleine nicht mitgegluckst hatte. Es war schon so, dieser kleine heruntergekommene Bursche bei seiner Flasche billigen Weißweins war ein „steinerner Gast", ein Mann, der imstande ist, einen animierten bummvollen Saal binnen zehn Minuten in eine Eisgruft zu verwandeln. Einfach durch „Nichtmitgehen".

Arroganz, Faulheit und Langweile fließen wie in Strömen vom steinernen Gast durchs ganze Lokal. Charley war fertig, eine dünne Applauswelle. Dann hatte er in der Kulisse eine kurze, aber grobe Debatte mit dem Wirt. Der wollte heute um Mitternacht seine Sonnabend-Spezial-Bierwürstchen bringen und wünschte dieselben in der nächsten Conférence berücksichtigt zu wissen. Dann hatte Charley wieder Zeit, den kleinen Mann am ersten Orchestertisch zu hassen. Und ein seltsamer Gedanke stieg in ihm hoch, der Gedanke eines Versinkenden. Der kleine Mann war sein Gegner beim Gottesurteil. Konnte man ihn zum Lachen bringen, sollte das ein Zeichen sein, daß man wieder einmal aus dem 15-Mark-Sumpf herauskommen würde. Wenn nicht? Ein greller Pfiff fuhr Charley durch Schläfen und Magen. Der Apachentänzer Raymondi pflegte so zu pfeifen, wenn er seine Partnerin an dem grellen Haar so von der Bühne schleppte. Charley trat vor den Vorhang und begann zu kämpfen. Mit boshafter Väterlichkeit beugte er sich zu seinem Feind: „Na, Herr Generaldirektor, jetzt haben Sie's ja selbst gesehen, wie so eine Apachen-Schöne angepackt werden will! Aber keine Bange! Nicht alle Mädchen sind so schwierig zu behandeln!" Stellenweise ein schwaches Mekkern, der Kleine selbst blickte müd ins Leere. Und mehr und mehr ward die Conférence zum Dialog, an dem der kleine Mann gar nicht teilnahm. In weinerlicher, armseliger Wut fühlte Charley, daß nicht der immer wieder Angezapfte, sondern er selbst zum Hanswurst wurde... Jetzt kündigte Charley die letzte Nummer an. Die Schönheitstänzerin Yola Yorré. Mit Fingern und Zunge schnalzend pries er die Reize der Kollegin und wandte sich dann an seinen Liebling: „Für Sie, mein Herr, der Sie so nahe der Bühne sitzen, wird es am besten sein, wenn Sie ein wenig von Fräulein Yorré abrücken. Sonst schlafen Sie heute nacht zu unruhig, und die Frau Gemahlin wacht mit lauter blauen Flecken auf . . .!" Kein Mensch lachte mehr. Der Kleine hatte sich ein großes Gulasch geben lassen. Jetzt hob er zum erstenmal den Kopf und sah Charley an. Augen müde, Gesicht teigig, Mund fettig.

Widerlegung *(Laszlo Meitner)*

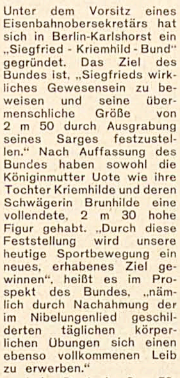


„Siehste, det is nu wieder mal Quatsch, daß Elend 'n Volk entsittlicht: jrade wenn die Männer keen Jeld haben, bleibe ick keusch!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–;** in **Österreich** die Nummer **S 1.—;** das Vierteljahr **S 12.—;** in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Nachsicht

(M. Frischmann)



„Sieh mal eener an: unser Adolf hat der Regierung Legalität mal wieder zujesichert!" – „Na ja, solange er sich nich ooch noch beschneiden läßt, kann man schließlich mit ihm jeh'n!"

Jeder Deutsche 2 m 50

Unter dem Vorsitz eines Eisenbahnobersekretärs hat sich in Berlin-Karlshorst ein „Siegfried - Kriemhild - Bund" gegründet. Das Ziel des Bundes ist, „Siegfrieds wirkliches Gewesensein zu beweisen und seine übermenschliche Größe von 2 m 50 durch Ausgrabung seines Sarges festzustellen." Nach Auffassung des Bundes haben sowohl die Königinmutter Uote wie ihre Tochter Kriemhilde und deren Schwägerin Brunhilde eine vollendete, 2 m 30 hohe Figur gehabt. „Durch diese Feststellung wird unsere heutige Sportbewegung ein neues, erhabenes Ziel gewinnen", heißt es im Prospekt des Bundes, „nämlich durch Nachahmung der im Nibelungenlied geschilderten täglichen körperlichen Übungen sich einen ebenso vollkommenen Leib zu erwerben."

— Jeder Deutsche 2 m 50: nur so läßt sich der zahlenmäßige Rückgang der Bevölkerung wieder wettmachen. Vielleicht, daß durch die Nibelungenlied-Körperübungen eine Belebung der Wirtschaft möglich ist? Schneider und Tuchhändler, Schuster und Handschuhmacher, Badewannen- und Bettenfabrikanten, alle strömen dem „Siegfried-Kriemhild-Bund" in Scharen zu. Fühlungnahme mit dem „Braunen Hause" ist geplant: Man hofft, dort Architekten empfohlen zu bekommen, die mit den Ausmaßen des kommenden Siegfriedtyps schon vertraut sind. Die Bundes-Turnlehrer müßten natürlich bereits auf Nibelungenwegen gewandelt sein und das vorbildliche Maß von mindestens 2 m 90 erreicht haben: wie sollten sie anders ihre Kleinen lehren, Speere werfen und die Götter ehren?

Teha

Und im nächsten Augenblick stand Charley unten und hatte ihm die kleine Gulaschterrine auf das ungepflegte Wollhaar gestülpt. Der Saal gellte, jaulte, gurgelte und stampfte vor unbändiger Lebenslust. Hinten stieg man bereits auf Tische. Im ganzen Lokal saß jetzt nur der Kleine, der sich mechanisch von Zeit zu Zeit mit flacher Hand den Saft aus den Augen wischte. Fleischstücke klatschten ihm über Schultern und Kragen und auf den Fußboden. Charley aber weinte, brüllte, pfiff alles in dieses Gulaschgesicht hinein, was er sich seit geraumer Zeit zu sagen vorgenommen hatte. Er schrie nicht lange, etwa zwanzig Sekunden, aber er sagte viel in dieser kurzen Zeit. Dann zerrten ihn der Kapellmeister und ein Ober hinter den Vorhang.

Das Publikum aber raste noch minutenlang mit rotgeklatschten Handflächen und klaffenden Mäulern und begann schließlich zu pfeifen, weil der fabelhafte Conférencier sich nicht verbeugen kam . . .

Der saß inzwischen irgendwo und tat sonst gar nichts. Da saß plötzlich der kleine Mann vor ihm. In der Rechten das Taschentuch mit braunroten Flecken, schmierig, dicklich und traurig. „Sehen Sie, ich war doch früher in einer Privatdetektei. Alter Psychologe, alter Psychoanalytiker. Mir erzählen Sie nichts. Auf den ersten Blick hab' ich's gerochen: Der da hat genug. Na, unter uns, ich hatte auch genug. Der Wein und das Gulasch war mein letztes Geld. Ist ja Wurscht. Irgendwie geht's ja immer weiter. Jetzt haben wir ja den Trick. Übrigens Krause meine Name. Hat die Meute gerast oder hat sie nicht gerast? Wir werden die Nummer ausbauen. Was halten Sie von dem Namen: ‚The Two Grave Boys'? Klingt? Krauses Tricks sind die besten. Für die kann ja nichts blöd genug sein. Und wenn die Nummer nur halbwegs einschlägt, kann man sich schließlich jeden Abend einen andern alten Anzug leisten . . ."

Die Nummer hat eingeschlagen. Die „Grave Boys" sind heute eine beliebte Nummer. Der eine, der Schlanke, Hübsche, Langweilige reißt oben faule Witze. Und der Kleine, der Dicke, der Komische sitzt unten und bekommt dann sein Gulasch auf den Kopf. Manchmal Saftbraten. Die „Grave Boys" sind gesucht. Auf ein Jahr voraus verengagiert. Unter hundert Mark pro Kopf und Abend kriegen Sie die nicht auf die Bühne. Die „Grave Boys" können lachen.

Bloß: Sie tun es nicht . . .

Bessere Herrschaften

Von Mascha Kaléko

Manche Leute sind so schrecklich fein,
Daß sie sich noch vor sich selbst genieren.
— Ja, sie klopfen an die eignen Türen,
Und dann sagen sie sich selbst „herein".

Und es scheint, als trügen sie zu Haus
Frack und Smoking selbst an Wochentagen.
Ihre Seele zieht den steifen Kragen
Nicht einmal zum Schlafengehen aus.

— Ganz besonders fein sind feine Frauen,
Deren Photos Modeblätter zieren.
. . . Ob die Damen wirklich existieren?
Ob sie gar — verzeihen Sie — verdauen?

Sie sehen sich wie Wachsfiguren an,
Wenn sie die Kaffeehäuser dekorieren.
— Man müßte sie zu Hause kontrollieren,
Wenn man sie gar nicht kontrollieren kann . . .

Sie duften nach Waggons voll „Quelques-fleurs"
Und tragen ihren neuen Achtzylinder
Und die diversen ungebornen Kinder
Im Ausdruck ihres Lackgesichts umher.

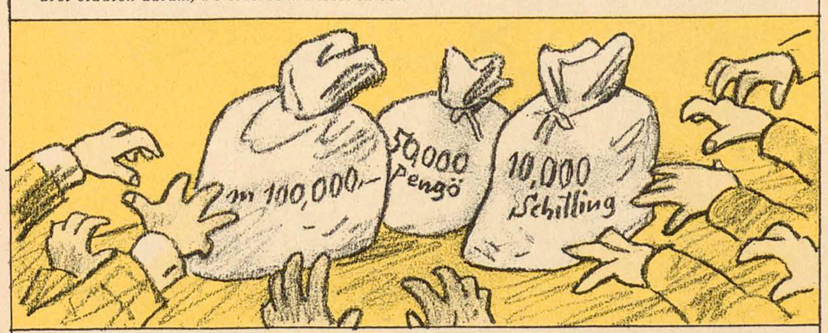
Ihr allerwärmstes Lächeln bleibt erfroren.
Auch das gehört zu ihrem feinen Stil.
— Und dennoch hat man manchmal das Gefühl,
Daß sie heimlich in der Nase bohren . . .

Streit um Matuschka

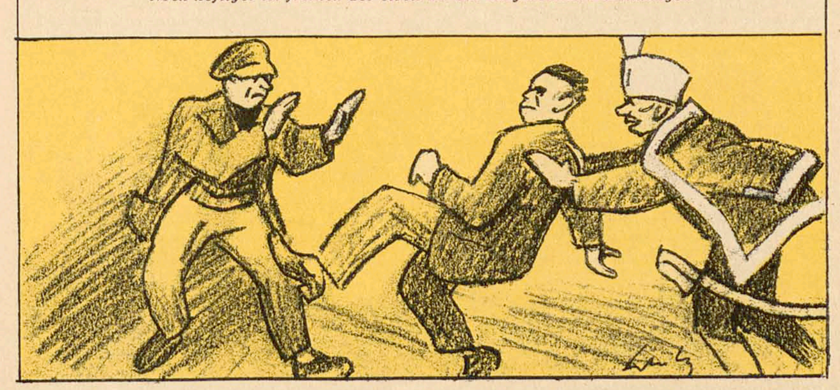
(Wilhelm Schulz)



Wie sich in der Antike sieben Städte darum stritten, wo Homer geboren sei, so streiten sich jetzt drei Staaten darum, wo Matuschka sterben soll —



Noch heftiger ist freilich der Streit um die ausgesetzten Belohnungen —



Am allerheftigsten aber streitet man natürlich darüber, ob Matuschka nun eigentlich Kommunist oder Weißgardist gewesen ist.

Trost

(George Grosz)



„Daß Lebensmittel for'n Winter jenüjend vorhanden sind, hamse ja nu schon statistisch festjestellt, und bis se ausjerechnet haben, wer se hätte koofen können, is et sowieso wieder Sommer!"

Neuärmlichkeit / Von Hans Seiffert

*Berlin WW hat wieder mal kreiert
den Stil, der einzig paßt in diese Zeit
und sie am würdigsten repräsentiert.
Er heißt: Dezent betonte Ärmlichkeit.*

*Man fährt jetzt Trambahn, U-Bahn, Autobus.
Der eigne Wagen, sagt man, sei perdu.
Man geht, wenn's jemand sieht, sogar zu Fuß.
Das hält gesund und ist doch dernier cri.*

*Man lebt bescheiden und ist viel zu Haus.
Man sagt, man fühle sich sehr wohl dabei.
Wer jetzt noch Geld hat, gibt es heimlich aus.
Denn Armsein ist der allerletzte Schrei.*

*Man schwärmt mit feuchten Augen von Verzicht
und von bescheidenem Dreizimmerglück.
So furchtbar ernst gemeint ist es ja nicht.
Doch Ärmlichtun ist allerneuster Schick.*

*Man gibt sich schlicht, altpreußisch von Fasson,
wie es im Lesebuch beschrieben steht —
und hofft damit im stillen auf Pardon,
falls wirklich diese Welt zugrunde geht.*

Rugby

(Th. Th. Heine)



„Versucht doch erst einmal, ob ihr es nicht in Güte ausmachen könnt!“

Der Friedhofstenograph / Von Walther Rode

Ich weiß nicht, ob ich mein heutiges Stenogramm in Maschinenschrift übertragen soll? Wem soll ich die Rede anbieten? Der Witwe? Dem Pfarrer? Oder gar ihr, der Zwischenrednerin?
Ich fürchte, man wird mich hinauswerfen nach dem Skandal; man wird mir vielleicht überhaupt mein Handwerk legen.
Ich lebe ganz hübsch davon, solange ich keine Konkurrenten habe. Meine Idee war gut, und es wäre keine kleine Eselei, ihren Ertrag für immer aufs Spiel zu setzen. Ein Geschäftsmann muß auch verlieren können. Es hat ausgesehn, als würde heute ein großes Geschäft sein, in Wirklichkeit war nichts. Eine reiche Leiche: eine Rede erster Klasse: drei Hispano-Suisse vor dem Friedhof — und ich werde keine Zeile anbringen können.
Verflixt, das ist mir in den fünf Monaten, seit ich Friedhofstenograph bin, nicht widerfahren! Die Sache ist sonst ganz einfach: ich erfahre jeden Morgen, ob ein besseres Begräbnis stattfindet. Nicht etwa das Begräbnis eines Staatsmannes, eines Großen. Das kann ich nicht brauchen. Das interessiert die Öffentlichkeit. Das Begräbnis eines Wohlhabenden oder seiner Gattin. Das Begräbnis eines namenlosen Menschen mit Geld. Das ist mein Fall. Da pirsche ich mich an den Pfarrer heran, der die Grabrede hält, oder an den trauerredenden Obmann des Vereins, dem der Verstorbene angehört hat. Ich stenographiere die Rede wörtlich mit. Ich bearbeite dann den Text: ich ersetze ein falsches Prädikat durch ein richtiges: ich feile die Bilder des Redners aus; ich flicke Zitate in seine Worte hinein. Dann nehme ich ein feines, dickes, holzfreies Papier und setze die Grabrede in Maschinenschrift drauf. Dieses Elaborat biete ich tags darauf den Erben an. Dem Witwer, der Witwe, dem ältesten Sohn. Es ist noch nicht vorgekommen, daß man meine Arbeit zurückgewiesen hätte. Die Leute sind froh, daß sie die Rede haben. Ich erzeuge eine höchst begehrte Ware. Etwas, das sich einrahmen läßt. Selten bekomme ich weniger als fünfzig Lire.
Wie soll ich aber morgen zur Signora Mazuchelli vordringen? Sie wird von der unglücklichen Rede des Kanonikus Zanetti nichts hören wollen. Sie ist sicher der Anschauung, daß ohne seine gedankenlosen Übertreibungen der Eklat, die peinliche Szene, von der heute ganz Mailand tuschelt, nicht entstanden wäre!
Die Signora Mazuchelli hat nicht ganz unrecht, wenn sie dies denkt. Ich habe heute die größte Erfahrung, die ein Mensch über Stimmungen bei Begräbnissen haben kann. Ich weiß, daß auch Grabreden vorsichtig gehalten werden müssen. Der Grabredner muß einiges über die Verhältnisse seiner Leiche wissen: er muß die richtige Vorstellung davon haben, was der betreffenden Trauerversammlung noch gerade zugemutet werden darf.
Es war ganz merkwürdig. Solange Zanetti davon sprach, daß der verewigte Egidio Mazuchelli eine Säule der lombardischen Seidenindustrie gewesen sei und dergleichen, war alles gut und in Ordnung. Niemand hat gespürt, daß etwas kommen könnte. Man hat nicht das Gefühl gehabt, da ist jemand unter tragischen Umständen gestorben, da heißt es, die Zeremonie so rasch wie möglich beenden, weil sonst irgendein Zeichen der Wahrheit sich Bahn brechen könnte. Als der brave Kanonikus aber anfing, sich über Mazuchellis glückliches Familienleben zu verbreiten, da schlug plötzlich eine Flamme des Hasses durch die Gruppe der Leidtragenden.
Wir standen am offenen Grabe in dem neuen östlichen Feld des Cimitero. Links vom Kanonikus steht, sehr dicht neben ihm, eine harte, gebietende, trotz der Witwenhaube höchst unerschütterte Gestalt — die Witwe. Ich stehe rechts rückwärts und schreibe. Man mag mich wohl für einen Reporter gehalten haben. Neben mir sehe ich eine Dame, die mir gleich aufgefallen war. Durch eine Art herausfordernder Teilnahmslosigkeit. Diese Person, mehr als stattlich, überlebensgroß, war und markierte: die Opposition. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid.
Als der Kanonikus die Worte sprach: „Der plötzliche Tod des teuren Verblichenen reißt diesen aus den Armen der zärtlichsten Gattin, eines erhabenen Musters treuer Liebe und unwandelbarer Ergebenheit“, hob die Schwarze trotzig ihr Haupt. Alle Anwesenden blickten auf die große Erscheinung. Diese stand mit einem Male da wie von den übrigen isoliert. Der Kanonikus merkte nichts. Er setzte fort: „Unsere Teilnahme wendet sich der aufopferungsvollen hinterbliebenen Witwe zu.“
Da hörte man, wie eine tiefe Stimme ruhig sprach, als hätte ihr jemand das Wort erteilt: „Die Signora Tuzza Mazuchelli war nicht das Muster einer Gattin. Sie hat den Verstorbenen nie geliebt. Sie hat den armen Egidio mit Kleinlichkeit und dummer Herrschsucht in den Tod getrieben. Es ist unerträglich, sie auch noch in der Rolle der schwerleidenden Witwe zu sehn.“
Nach dieser Erklärung wendete sich die Fremde um und ging. Alles war wie erstarrt. Der Kanonikus aber setzte die Grabrede nicht mehr fort. Chor und Bläser intonierten den Abschied von Cherubini. Der Zwischenfall war erledigt.
Ich habe alles mitstenographiert. Ich bin ein alter Kammerstenograph. Mich bringt man nicht aus der Fassung. Ich weiß jetzt auch, was ich zu tun habe. Die Signora Mazuchelli allerdings wird sich die Grabrede für ihren Gatten nicht einrahmen. Aber zur Gegenrednerin kann man gehn. Ich biete ihr ihre wenigen Sätze an. Vielleicht weiß sie nicht mehr, was sie gesagt hat. Gewiß jedoch empfindet sie das Bedürfnis, mit jemand, der dabei war, über den ganzen Fall zu sprechen.

Nach den englischen Wahlen

(E. Thöny)



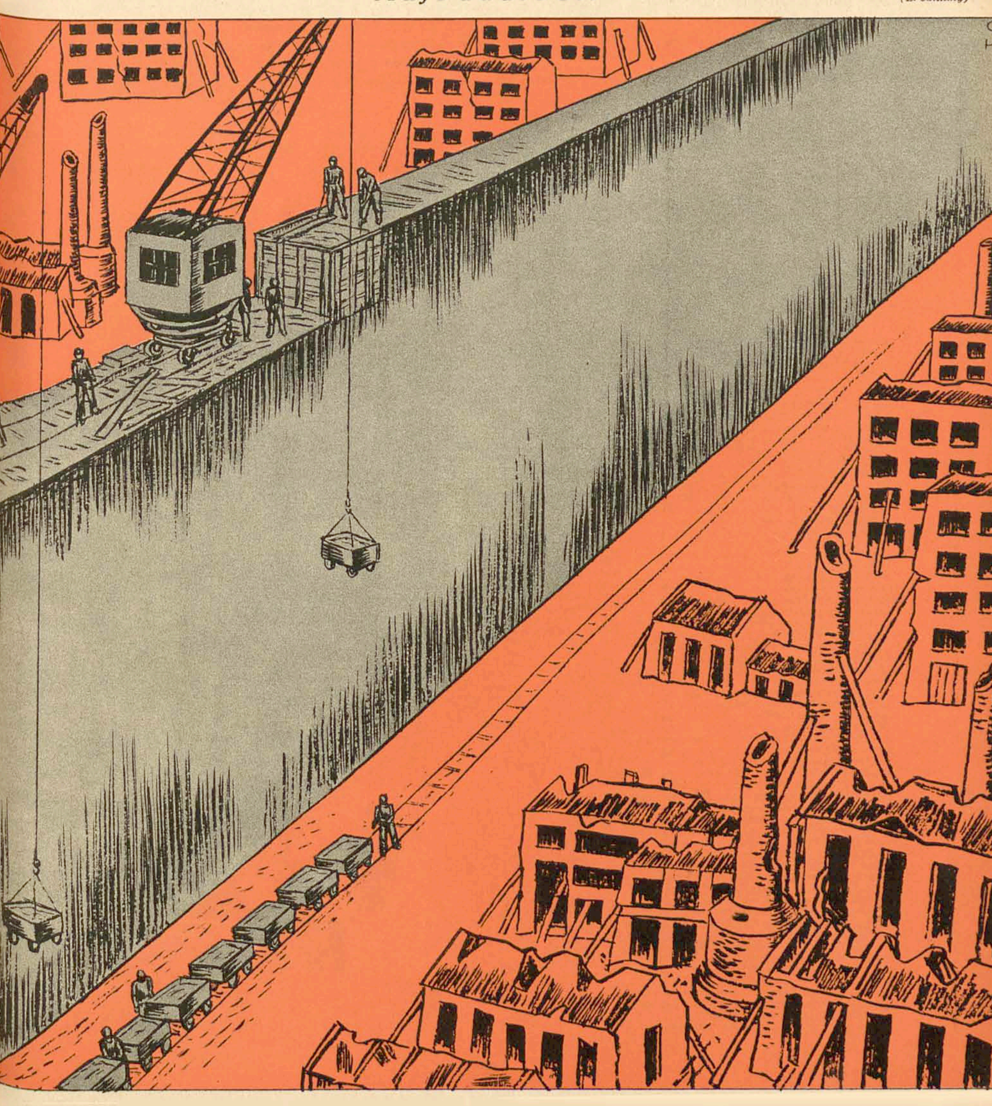
„Da sieht man's wieder: zu einem wirklich überwältigenden konservativen Wahlsieg braucht man schließlich doch einen Arbeiterführer!"

Stuttgart, 23. November 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Aufbauarbeit – *(E. Schilling)*



– wenigstens an den Zollmauern!

Vertrauenskrise und kein Ende / *Von Trim*

Ein popliger Briefträger
hat sich fünf Groschen Schmu gemacht,
der Staatsanwalt als Kläger
hat seinen Vers dazu gemacht:
Sechs Monate ins Loch —
Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Gerechtigkeit gibt's noch!

Ein Generaldirektor
stiehlt fünf Millionen glatt und rund;
da zeigt sich ein perfektor,
ein richtiger Selfmadeschweinehund.
Wie kriegt man den herum?
Den kriegt man nicht, der hat's ja doch fürs Sanatorium!

Man runzelt seine Brauen,
man denkt sich so: Wie geht das an,
man hat ja doch Vertrauen
(weil man ja sonst nichts haben kann)
und doch: Da stimmt was nicht —
na paßt mal acht, das kriegt noch mal ein anderes Gesicht!

Das dritte Reich wird's bringen,
man sieht's den Hitlerknaben an:
Wenn die erst Weihrauch schwingen,
was nicht mehr allzufern ist, dann —
dann wird uns das Vertrauen,
dann wird uns die Gerechtigkeit mit Knüppeln eingehauen.

Das goldne Münchner Herz

Eine Geschichte aus friedlichen Zeiten / Von Peter Scher

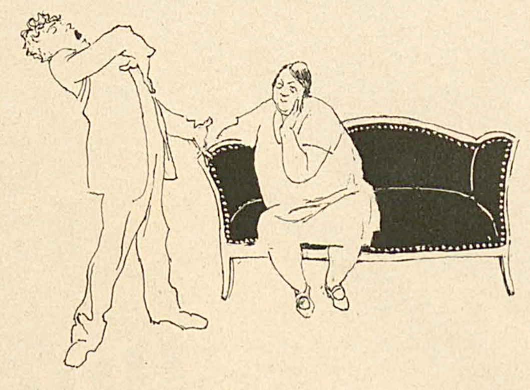
Mit Zeichnungen von E. Thöny



Die Ehe des Schweinemetzgers und Charkutiers Korbinian Kranzeder in der Au zu München hätte eine durchaus zufriedenstellende sein können, wenn Frau Therese nicht — — — aber greifen wir nicht vor.
Kranzeder war ein biederer, wenn auch etwas derber Mann in den besten Jahren. Sein Geschäft ging gut. Die Kranzeder-Dampfwürste waren berühmt. Mit Kren angemacht, galten sie als delikates Vesperessen. Eine Halbe Märzen dazu, und man konnte es bis zur Hauptmahlzeit aushalten. Selbst der Prinzregent ließ sich die Würste manchmal holen. Kranzeder hatte denn auch die Verdienstmedaille am weißblauen Bande. Da fehlte nichts. Frau Therese war obendrein eine appetitliche und auch im Geschäft nicht untüchtige Frau — nur eben, jetzt haben wir's: sie hatte einen ausgesprochenen Hang fürs Höhere. Kranzeder mit seinen rauhen und saloppen Manieren ging ihr mit der Zeit auf die Nerven. Sie war froh, daß er immer häufiger zu seinen Spezln ging, die sich zu einem Athletenklub zusammengeschlossen hatten. Denn natürlich. Krafthuberei war ihr ein und alles — höchstens daß sie außerdem noch einmal zu einem Pferderennen nach Riem zu bringen waren.
Man hätte der Frau Therese ihr empfindsames Wesen eigentlich nicht angesehen. Ihr Gesicht erglänzte in blühendem Rot, ihr Busen wölbte sich, und alles war, wie es sich gehört. Aber ihre Neigung zum Höheren war dennoch unverkennbar und äußerte sich vorwiegend in fanatischer Begeisterung für die Wagneropern im Prinzregententheater. In Tannhäuser und Lohengrin fühlte sie sich schwärmerisch erhoben und über die vulgäre Art Kranzeders hinweggetragen, der sich nicht abgewöhnen konnte, sie gelegentlich unter rohen Späßen auf den stark gerundeten rückwärtigen Teil zu patschen. Wie Derartiges ihre empfindsame Seele, die vielleicht gerade von gralsritterlicher Mystik umwoben war, bedrücken mußte, kann man sich denken. In einem solchen Moment geschah es, daß sie mit einem Kalbsfuß, den sie gerade ausgelöst hatte, wütend nach Kranzeder zielte.
So lagen die Dinge, als ein Ereignis eintrat, das einen bestimmenden Einfluß auf Theresens Leben gewinnen sollte.
Eines Abends erschien ein hochgewachsener schöner blonder Jüngling im Laden, um ein Viertelpfund Schwartenmagen einzukaufen. Frau Therese sah ihn an, und im selben Augenblick war es entschieden, daß Unruhe in ihr Herz einkehren sollte. Der Jüngling, der wohl merkte, welchen Eindruck er machte, zeigte sich keineswegs verschlossen. Sie kamen ins Gespräch. Er hieß Elimar Hagen und war — barmherziger Himmel! — Chorsänger an der Königlichen Oper. Frau Therese wurde es eng im Korsett. Ihr war nicht anders, als ob ein Gralsritter selbst erschienen wäre, ihr Minne zu bezeigen. Sie zitterte vor Aufregung und täuschte sich dermaßen im Gewicht des Schwartenmagens, daß der Sänger, als er das schwere Paket entgegennahm, einen ritterlich glühenden Blick nicht wohl zurückhalten mochte.
Rasch kamen sie sich näher. Einmal, als Kranzeder beim Viehhandel auf dem Land war, lud sie den strahlenden Jüngling zum Kaffee ein, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß sie sich zum erstenmal duzten. Elimar! zu seufzen war freilich etwas anderes als: Korbinian!
Der ritterliche junge Mann zögerte nicht, die glühende Metzgersgattin immer tiefer in ihre Leidenschaft zu stoßen. Er probierte mit ungewöhnlicher Gefräßigkeit alle Wurstwaren durch, verschmähte auch saftige Beefsteaks nicht und zeigte sich gegen Geschenke in bar, mit kühnem Griff der Ladenkasse entnommen, keineswegs verschlossen.
Bei alledem schwelgten sie in Musik. Allmählich wurde es Frau Therese klar — und der Sänger bestärkte sie in ihrer Torheit —, daß sie eigentlich für die Oper geboren sei und nur noch gründlichen Unterrichts bedürfe, den natürlich Elimar ausüben müsse, welches er mit Eifer und gegen fürstliche Bezahlung tat.



Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß die Spannung zwischen den Kranzederschen Eheleuten immer bedenklicher wurde. Es kam so weit, daß der Meister in einer hitzigen Anwandlung, die er später bedauerte, die Hand gegen sie erhob, wogegen Therese ihrerseits mit gellendem Gekeif nicht zurückhielt.
Sie haßte nun Kranzeder wie den Bösen selbst: sie hätte ihn lächelnd vergiften können, wenn er in seiner eckigen und unflätigen Art in ihr feines Empfinden tappte.
Es sollte zum Schlimmsten kommen.



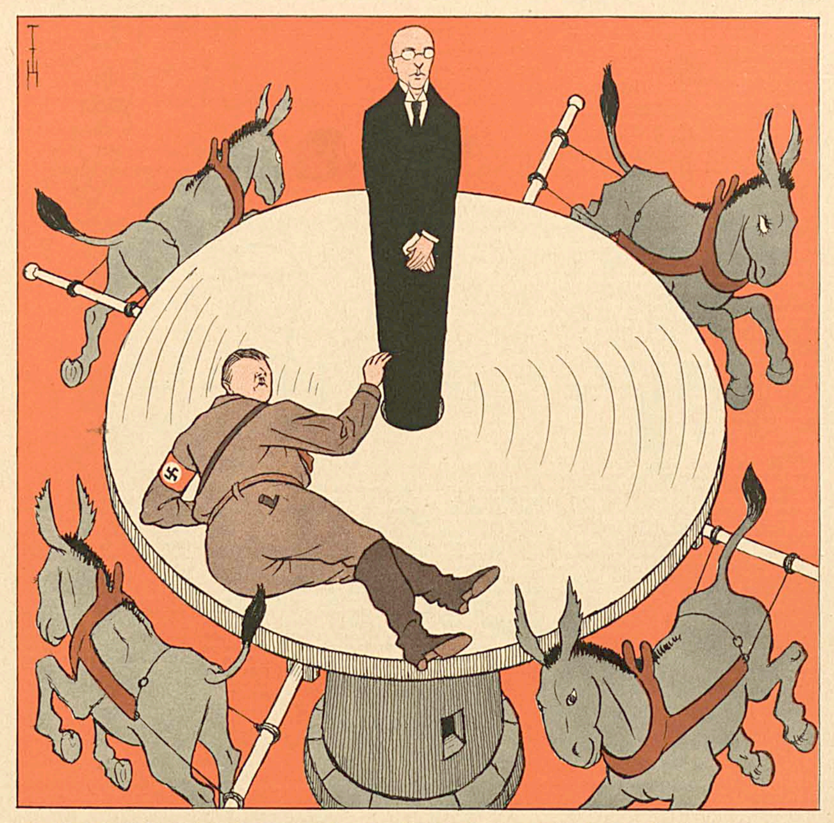
Vom Einfluß des lichten Sängers vollkommen verwirrt, suchte Frau Therese eines Tages die alte Grundeis auf, die berüchtigtste Engelmacherin in der Au, und bat die Hexe, ihr einen „Himmelfahrtstrank“ zu brauen; auf zwanzig Mark, ja selbst auf mehr, komme es ihr nicht an. Wen sie in den Himmel fahren lassen wolle, verriet sie natürlich nicht.
Die alte Hexe, indem sie nachdenklich die Haare sortierte, die fröhlich aus ihrem Kinn sprossen, sagte heuchlerisch zu; es sei aber nötig, daß die Kundschaft übermorgen noch einmal zu ihr komme. Frau Therese war jedoch kaum draußen, da rannte die Alte, die allerlei auf dem Kerbholz hatte und bei der Kriminalpolizei übel angeschrieben war, Hals über Kopf aufs Amt und meldete die Sache, um sich einen Stein im Brett zu sichern.
Als die Metzgermeisterin am übernächsten Tag wieder zu der Alten kam, hockte hinter dem Vorhang ein Kriminaler — einer von jenen, die dazumal ihre amtliche Schläue dadurch bekundeten, daß sie, einer wie der andere, Lodenpelerinen und Hüte mit Gamsbärten trugen, damit sie jedes Kind schon von weitem als Kriminaler erkennen konnte. Diesmal aber war der rechtzeitigen Erkennung vorgebeugt, weil die raffinierte Alte, wie schon gesagt, den Beamten hinter einen Vorhang gesteckt hatte.
Als Therese ihr Anliegen nun abermals vortrug, wollte die Hexe plötzlich Einzelheiten wissen und brachte es mit Pfiffen und Kniffen wirklich so weit, daß die törichte Verliebte ihre finsteren Pläne andeutungsweise zum besten gab.
Man kann sich denken, wie der hinterm Vorhang die Ohren spitzte und alles aufschrieb.
Noch am selben Tag wurde die unglückliche Schwärmerin festgenommen und unter Anklage gestellt. Der lichte Jüngling von der Oper war natürlich nirgends zu finden. Er war auch wirklich nicht in der Stadt, weil er in einem Sanatorium außerhalb eine Entfettungskur durchmachte — so viel hatte die Fleischersfrau in ihrer blinden Leidenschaft in ihn hineingefuttert. Übrigens erlebte sie bei den gerichtlichen Erhebungen die bittere Enttäuschung, daß Elimar Hagen nur der Bühnenname des Lieblings war; in Wirklichkeit hieß er Gustav Lämmerhirt und stammte aus Neiße.
Die Gerichtsverhandlung wuchs sich zu einer Münchner Sensation ersten Ranges aus. Sämtliche Metzgermeister mit ihren Angehörigen waren im Saal versammelt. Man muß aber zugeben, daß Frau Therese, die in ihrem leidenden Zustand auf der Anklagebank viel Mitleid erweckte, durchaus nicht pharisäisch beurteilt wurde.
Auch das Gericht erwies sich nicht blutgierig, sondern verständnisvoll und zeigte die deutliche Neigung, die Sache mehr als eine „Viecherei“ aufzufassen, was innerhalb des Metzgermilieus ja auch nahelag.
Viel beachtet und von den Kollegen immer wieder aufmunternd begrüßt wurde Meister Kranzeder, der breit und behäbig auf der Zeugenbank thronte und die unglückliche Frau, wie sie mit Reuegefühlen wahrnahm, nach Möglichkeit wenig belastete.
Frau Therese wurde nach alledem nur zu einer geringen Gefängnisstrafe verurteilt.
Als sie vom Gerichtsdiener aus dem Saal geführt wurde, erlebte sie eine merkwürdige Kundgebung.
Der Obmann der Metzger hielt seinen Hut mit der Öffnung nach oben in der Hand und sagte feierlich zu den andern: „Indem daß die Frau inseres Kollegen ein solchenes Pech gehabt hat und indem daß sie nach ihrer Buße in ein neues Leben hineintreten muß, fordre ich euch auf, ehrenhalber einen Beitrag für dieselbe zu spendieren!“
In diesem Augenblick trat Meister Kranzeder gerade aus der Tür. Er sah und hörte; er kämpfte einen Moment mit sich, dann zog er seinen Beutel und warf als erster einen harten Taler in den Hut.
Nach diesem großherzigen Vorgehen regnete es Geldstücke für die büßende Therese, und es kam eine hübsche Summe zusammen, die man ihr nach so bitteren Enttäuschungen auch wirklich gönnen konnte.





Die politische Drehscheibe

(Th. Th. Heine)



Die Anziehungskraft des Zentrums ist groß, aber die Gegenwirkung der Zentrifugalkraft ist auch nicht zu unterschätzen.

Der ehrliche Finder / Von Wilhelm von Hebra

Poldi Krammel, ein Wiener aus dem Alsergrund, ist des Diebstahls angeklagt, besitzt keinen Groschen, bittet den Rechtsanwalt Sieving, die Verteidigung im Armenrecht zu übernehmen.

*

Am Tage vor der Verhandlung sagt Sieving zum Poldi: „Ich habe Ihren Fall genauestens studiert. Es liegen keine Beweise vor, nur Indizien. Daß Sie nicht vorbestraft sind, ist ein günstiges Moment. Noch wirkungsvoller wird es, wenn ein spezielles Dokument Ihrer Ehrlichkeit vorliegt. Hier haben Sie ein Kuvert mit hundert Schilling, gehen Sie damit zum Fundamt, sagen Sie dort, daß Sie das Kuvert auf der Straße nahe meinem Haustor gefunden haben, verlangen Sie eine Bestätigung, geben Sie sie mir morgen vor der Verhandlung. Sie wird mir bei der Verteidigung gute Dienste leisten. Nachher werde ich mich beim Fundamt durch die genaue Beschreibung des Kuverts als den Verlierer legitimieren und so wieder zu meinem Gelde kommen."

*

Unmittelbar vor der Verhandlung übergibt Poldi die Bestätigung.
Sieving steckt sie eilig in die Tasche.

*

Sieving schließt sein Plädoyer mit den folgenden Worten: „Die Anklage ist erschüttert. Die Indizien sind völlig ungenügend. Der Herr Staatsanwalt hat keinen Beweis vorgebracht. Ich aber werde einen Beweis vorbringen, nicht über den Gegenstand der Anklage selbst, denn leider kann ich den wirklichen Täter nicht namhaft machen, aber einen Beweis für den ehrlichen Charakter des Angeklagten, einen Beweis für eine Gesinnung, die den Verdacht eines Diebstahls von vornherein ausschließt. Herr Vorsitzender, ich bitte Sie, diese Bestätigung des Fundamts zu lesen. Sie werden aus ihr ersehen, daß der Angeklagte auf der Straße ein Kuvert mit hundert Schilling gefunden und ehrlicherweise sofort als Fund abgegeben hat."
Der Vorsitzende liest die Bestätigung und sagt: „Es handelt sich nicht um hundert, sondern um fünfzig Schilling. Doch dies ist für die Beweiskraft ohne Belang."
Sieving, schnell gefaßt, erwidert: „Natürlich, fünfzig Schilling beweisen da nicht weniger als hundert. Ich hatte mich nur in der Ziffer geirrt."
Der Angeklagte wird freigesprochen.

*

Nach der Verhandlung bedankt sich Poldi herzlichst für die ausgezeichnete Verteidigung und fügt hinzu: „Seh san würklich a Menschenfreund. So gut wie Seh hat mir scho long ka Mensch mehr gfolln."
Sieving erwidert: „Dann muß ich mich erst recht wundern."

Wochenbett

(J. Fenneker)



„Das Kindchen hat ganz die Augen von Ihrem Herrn Gemahl." — „Ach ja, was für seltsame Naturspiele es doch manchmal gibt!"

„Worüber denn?"
„Über die fehlenden fünfzig Schilling."
„Abarr, i bitt Seh, da denkens würklich folsch. Wann Seh mir nicht so bsonders gfolln tätn, dann hätt i doch nicht fuffzg Schilling abgeliefert, obwohl Seh reich san und i sehr arm. Und überhaupts, was is denn so a Fundamt? A Fundamt is a unsoziale Anglegenheit. Wer varrliert denn a Göld? Der Arme paßt auf, weil er nichts hat, und wenn er do amal nicht aufpaßt, dann varrliert er a nichts Gscheits, weil er nichts Gscheits hat. Für gewönlich varrliern nua die Reichn, und imma sans nua die Reichn, die viel varrliern. So ist es doch sicharr, daß nua die Reichn an Vorteil vom Fundamt haben. Obwohl das Fundamt eine so unsoziale Angelegenheit ist, die einen armen Mann varrbittarrn muß, hab i von Ihrem Göld fuffzg Schilling abgeliefert. Bei jedem andernen Anwalt wärrns höchstens zehn Schilling gwesen. Daß Seh mir da Vorwerfe machen, wo i nur fuffzg statt neunzg Schilling behalten hab, wo i Seh also vierzg Schilling hab profitieren lassen, das ist nicht schön von Ihnen."

„Geh — wo der Herr H. doch so ein netter Mensch ist! Wo denken Sie hin! Mir nehmen doch dees net p e r s ö n l i c h!" Also bitte — wie der Herr, so 's Gescherr, am Ende wird sich alles einrenken, und der einzige Ausgeschmierte wird schließlich der Herr Geheimrat Hugenberg sein. In diesem Sinne: Heil!

Morgenröte / Von Trim

Wer spricht noch von Hitlers Tuchfühlung mit Brüning, wo die Frage einer Wotansaudienz beim Kardinal Faulhaber nahe gerückt ist ... aber die Gerüchte über eine Annäherung an den Oberrabbiner eilen natürlich voraus.
Was ich sagen wollte: In Hitlers Münchner Stammlokal sind die Kellnerinnen ohne Ausnahme übergetreten. Die Mirzl, die Zenzl, die Vroni, die Martha sind jetzt eingeschriebene Mitglieder und machen in Braun.
Neulich war ich mit meinem Freund H., der Jude ist, wieder einmal dort zum Abendessen.
„Na, Zenzl", sage ich, auf meinen Freund zeigend, dem sie eben liebevoll sein Essen serviert, „daß Sie als Parteimitglied nur keine Schwierigkeiten haben, wenn Sie einen Juden so freundlich bedienen!"
Worauf sie, ganz entrüstet vor Aufregung:

Was nicht in die Zeitung kam

Auf der Suche nach Einsparungsmöglichkeiten ist die Reichsbahn dahintergekommen, daß die bisherige Schreibweise des im Eisenbahnbetrieb häufig vorkommenden Wortes Abfahrzeit nicht dem Sprachgebrauch entspricht. Sie hat darum angeordnet, daß in Zukunft jede Abfahrzeit ohne t geschrieben werden soll, und daß auf sämtlichen Richtungsschildern, Fahrplänen usw. die alte Schreibweise in die neue umzuändern ist. Sie hofft, durch Fortlassung des Buchstabens so wesentliche Summen an Gehältern für Schriftenmaler, an Farbmaterialien und ähnlichem einzusparen, daß der neuerliche Fehlbetrag, der zunächst durch die Abänderungsarbeiten entsteht, in zirka hundertfünfundvierzig Jahren abgedeckt sein wird.

•

In Rußland wurden erfolgreiche Versuche gemacht, vermittels elektrischer Kurzwellen Regen zu erzeugen. Man hofft, in einiger Zeit so weit zu sein, trockene Gegenden mit Hilfe der neuen Methode ausgiebig bewässern zu können. Klar ist, daß dabei anderen Gebieten etwas von ihrer Regenmenge abgezogen würde. — Die Nationalsozialisten haben daraufhin in Sorge um die nasse und trübe Atmosphäre Bayerns, in der sie vorzüglich gedeihen, jetzt schon schärfsten Protest gegen die bevorstehende Bolschewisierung des Wetters erhoben. Sie planen den Bau riesiger Windmaschinen, in deren Konstruktion sie Meister sind, um jeden Wolkentransport damit zu verhindern, da sich die bisher in der Partei gebrauchten derartigen Maschinen als zu klein für den gesetzten Zweck erwiesen haben.

Gomo



Max Barthel: Der große Fischzug. Ein Erlebnisroman aus Sowjet-Rußland. (Strecker und Schröder, Stuttgart.)

Erlebnisroman — das will besagen: ein mit eigenen Erlebnissen unterbauter Roman. Barthel hat sich, soviel ich weiß, einige Jahre in Rußland aufgehalten und im Dienst der Sowjetrepublik gearbeitet; er hat da sehr viel und hinter sehr vieles gesehen, als gescheiter Kopf und als starker Dichter, und hat sich — soweit das überhaupt möglich ist — seine Unabhängigkeit gewahrt. Wir bekommen also keine Potemkinschen Dörfer serviert, sondern die „Wirklichkeit" oder doch Ausschnitte aus ihr, in der Hauptsache das abenteuerliche Leben in einer großen Fischerei an der unteren Wolga. Das Menschensammelsurium, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die Landschaft sind mit erstaunlicher Kraft und Anschaulichkeit geschildert und glaubwürdig gemacht, und hinter allem sieht man „die arme Kreatur Mensch, die mit sich und der Welt in Harmonie leben will". Dr. Owlglaß

August Gailit: Nippernaht und die Jahreszeiten. (Propyläen-Verlag, Berlin.)

Eulenspiegelei (wie sonderbar: selbst im Wort eulenspiegelt es, indem es den Schein erweckt, es handle sich um Spiegel-Ei für Eulen) aus dem Estnischen. Estland: das ist da oben bei Finnland, wohin unsre stellungslosen Landsknechte egal reiten wollen — in der Bronnen-Poesie wenigstens. Der Dichter, selber ein Hamsun-Mensch, zeigt die geliebte, verehrungswürdige Schwindelwelt des Romantikers auf, der vor dem amerikanischen Weltschwindel in Einöden entfleucht (die dennoch schon von Radio und Neurasthenie erfaßt sind). Einer, der auf eigene Art ... nachgestalten kann. Es ist, als ob er Hamsunsche Landschaft und Menschen mit eigenem Können noch einmal formte und am Ende doch in ein weises Gelächter ausbräche: Wozu das alles nützen könne!
Es nützt aber doch dazu, anspruchsvollere Menschen auf eine von innen heraus amüsante Art zu unterhalten. Was will man mehr? Peter Scher

Leo Matthias: Griff in den Orient. Eine Reise und etwas mehr. (Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Leo Matthias besuchte von Palästina bis Indien 9 Länder und 52 Städte, durchquerte 6 Wüsten, sammelte Eindrücke und Geschichten, Gespräche und Erlebnisse und verarbeitete sie zu diesem Buch voller überraschender Einzelheiten und Synthesen, voller Weisheit und Weltgefühl, Brio und Geist. Das Licht aus Osten wird einer ebenso souveränen wie sorgfältigen Spektralanalyse unterzogen, wobei einige besonders reine Flammen sich als ziemlich trübe Oelfunzeln herausstellen (so die Rolle Gandhis, deren Schiefheit, oft geahnt, hier zum erstenmal erwiesen scheint). Was die enthaltenen Lettres persanes anlangt, so kommt bereits im Triumph der Perserschah und läßt den Autor, mangels Bastonade, durch seinen Berliner Gesandten und das deutsche Auswärtige Amt verfolgen. Man beeile sich, das kluge, farbige, ungemein aufschlußreiche („und etwas mehr") Buch zu lesen, ehe womöglich eine neue Notverordnung es hinwegfegt. Ossip Kalenter

Dr. Dr. Frey: Das Recht auf der Reise. (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig.)

Das landläufige Faustrecht auf Reisen wird hier in zivilisierte, wenn auch nicht weniger schlagkräftige Formen übergeführt. Das Reisen gewinnt dadurch fremdartige, ungewohnte Reize. Nimm deine sämtlichen Schoßhündchen mit, häufe Munition über dem Haupte deiner Abteilgenossen ins Gepäcknetz, mische ihre Knochen fleißig mit Rodelschlitten und anderm bizarren Handgepäck durcheinander: aber tu das alles nur mit dem „Recht auf der Reise" in der Hand! Zumal wer dem trauten Daheim entrinnt, um einmal mit Faust zu sagen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein", der bereite sich mit diesem Büchlein auf die ihm erwachsenden Gegner vor. Allerdings bleibt der Jurist hier etwas hinter den berechtigten Wünschen des Publikums zurück. Wenn er z. B. sagt: „Ebensowenig kann ein Hotelwirt etwas dagegen machen, wenn ein Mann und eine Frau getrennte Zimmer bei ihm mieten", so ist das glaubhaft, aber gegenüber den Bedürfnissen der Wirklichkeit unzureichend. Immerhin ist mancher Stoß vor die Stirn des Nachbarn in dem Buch versteckt. Standpünktler und Gegen-Standpünktler, als welche sich mit Vorliebe auf Bahnlinien treffen, werden sich das handliche Bändchen gern unter die Nase reiben. Dr. H. A. Thies

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Ludwig Bauer: „Morgen wieder Krieg". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Georg Schwarz: „Kohlenpott". Büchergilde Gutenberg, Berlin.
B. Traven: „Die Baumwollpflücker". Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.
Pitigrilli: „Yvette gibt französischen Unterricht". Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin. Aus dem Italienischen von Manfred Georg.
Sempronius: „Rechtslehre und Rechtslehrer". Verlag Otto Maidl, München und Leipzig.
Wilhelm Glungler: „Rechtstheorie und Rechtspolitik". Verlag Otto Maidl, München und Leipzig.
Dr. jur. Curt Elwenspoek: „Mord und Totschlag". Verlag Dieck & Co., Stuttgart.
J. G. Frazer: „Mensch, Gott und Unsterblichkeit". C. L. Hirschfeld, Verlag, Leipzig.
„Almanach 1932" S. Fischer, Verlag, Berlin.
Kurt Tucholsky: „Lerne lachen ohne zu weinen". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.

Ein höherer Diplomat hat es satt

Von Walther C. F. Lierke

Man kriegt die ganze Staatskunst langsam satt.
Es waren früher doch ganz andre Zeiten!
Da hieß es: vorn markant sein — hinten gleiten,
erzdiplomatisch, wie ein Aal so glatt.

Heut ist die feine Staatskunst auf dem Hund.
Heut heißt es ewig: um Kredite meckern.
Wer kann sich da denn noch mit Ruhm bekleckern?
Und welche Staatskunst bleibt da noch gesund?

Da wird am Wirtschaftsknoten rumgequält,
da werden Börsenfragen aufgerollt:
Der ganze Schacher geht um nichts als Gold,
das powern Völkern für den Kaufkram fehlt.

Nee: Staatskunst kann man so was nicht mehr heißen.
Da solln sie sich Konkursverwalter züchten — — —
Ist das ein Leben für die Führerschichten:
dem Wirtschaftsmoloch faule Zähne reißen?

Wohnungsaufteilung

(G. Rasp)



„Also, Moasta, jetzt macha's aus'm Abort no zwoa Zimmer, dö werd'n nacha an'n Hungerleider als ‚Kloawohnung' vermiet'!"

Wandlung

Die Schalterbeamten der Creditanstalt waren immer besonders freundliche und liebenswürdige Menschen gewesen. Sie gaben bereitwilligst Auskünfte und Erklärungen, und auch die dümmsten Fragen der p. t. Kommittenten wurden mit wahrer Engelsgeduld in höflicher Weise beantwortet.
Seit aber Vater Staat die Creditanstalt gestützt und die Mehrheit ihrer Aktien übernommen hat, seitdem sind die Beamten wie umgewandelt. Grob, unfreundlich, kurz angebunden, so als hätten sie noch nie was vom „Dienst am Kunden" gehört.
Ich befragte neulich den Valutenkassier einer Bezirksfiliale der Creditanstalt nach dem Grund dieser auffallenden Wandlung.
„Ja, wozu solln mir denn freundlich sein", replizierte er, sichtlich ergrimmt, „mir san doch jetzt gewissermaßen Staatsbeamte!" S.

Wahl 1933

Von Erich Rohde

Und es waren wieder zwei Jahre ins Land gegangen, mit ihnen Wahlen, Volksentscheide und Wahlen. Immer wieder waren die Menschen zur Urne geschritten — immer wieder war regiert, befohlen und neu besteuert worden, aber alles kam nur stets weiter in den Dreck, alle Versprechungen erwiesen sich als Seifenblasen übersteigerter Phantasie. Dann kam die Wahl 1933 — die große Wahl, nach der wieder alles anders und besser werden sollte.
Schon in den frühen Morgenstunden des sonnigen Sonntags begann der Aufmarsch der Parteien in ihren buntschillernden Uniformen. Grüne, blaue, gelbe, rote und schwarze Monturen, von den Wahlzettelverteilern getragen, gaben dem Stadtbild das Aussehen eines kriegerischen Heerlagers. Auch an Lärm und Musik fehlte es nicht. Die Blauen kamen mit einem Pfeiferchor, die Roten mit goldblitzenden, hellschmetternden Fanfaren, und die Gelben hatten es sogar fertig bekommen, sich eine vollständige Reichswehrkapelle zu mieten.
Während dieses großartigen Aufmarschs, der sich, nebenbei bemerkt, ruhig und gesittet vollzog, denn jeder hatte heute Vergnügen und gute Laune ob seiner eigenen Pracht, geschah etwas, was in die Pläne sämtlicher Verkehrsdirektoren des Landes nicht eingestellt war. Sie hatten in Anbetracht der großen Wahl mit einem ruhigen Sonntag gerechnet ... und wurden nun durch telephonische Anrufe, die von einem Sturm der Bevölkerung auf sämtliche Verkehrsmittel zu berichten wußten, aus dem schönsten Schlummer gerissen ...
Zuerst erschraken die Direktoren, dann dachten sie aber sofort ans Geschäft und gaben ihre Anordnungen. Jede zwei Minuten rollten volle Straßenbahnen, Züge und Autobusse aus allen Städten. Die ältesten Kasten mußten aus den Depots hervorgeholt werden. Aber die Menschen fluteten hinein und fuhren mit frohen Gesichtern hinaus. Drei Stunden dauerte diese Flucht, dann waren die Städte leer.
Inzwischen hatten sich vor den Wahllokalen die zahlreichen Zettelverteiler in ängstlichen, wenn auch malerischen Gruppen vereinigt. Drei Stunden waren sie schon da, und niemand erschien. Mit erschrockenen Augen starrten sie nach allen Ecken, aber niemand kam und wollte seinen Zettel abgeben. Drinnen aber, in den Stuben, saßen verstörte Vorsteher und Funktionäre und begriffen nicht, was geschah. Sie hatten lange Zeit, es sich zu überlegen, denn die Stunden schlichen langsam ... Endlich schlug es sechs Uhr abends, die Wahl war aus.
Nach einer Stunde stand das Ergebnis des ganzen Landes fest: Niemand war gewählt worden. Die Menschen, die von ihrem Ausflug in den schönen, sonnigen Sonntag zurückkehrten, erfuhren es mit Gleichgültigkeit aus den Extrablättern, die vorerst als Grund eine der üblichen Verschwörungen zwischen Radfahrern und Juden vermuteten. Die Menschen gingen schlafen und fanden die Welt nicht im geringsten verändert.

Die Mühlen der Gerechtigkeit

mahlen langsam. Besonders in Österreich. Und gar, wenn es sich um Bankdirektoren handelt.
Seit dem Krach der Creditanstalt hat die österreichische Regierung mindestens zweihundertvierunddreißigmal versprochen, die Schuldtragenden würden rücksichtslos zur Verantwortung gezogen werden. Trotzdem ist noch keinem Creditanstaltsdirektor ein Haar gekrümmt worden. Dafür erklärte der Justizminister dieser Tage, die Insolvenz der Creditanstalt sei eigentlich auf die (von Staats wegen veranlaßte) Übernahme der Bodencreditanstalt im Feber 1930 zurückzuführen, weshalb die Staatsanwaltschaft vorerst die Funktionäre dieses Institutes zur Rechenschaft ziehen sollte.
Und nun hat man plötzlich Ernst gemacht. Gestern erschienen drei Kriminalbeamte, mit drei Haftbefehlen in der Tasche, am Wiener Zentralfriedhof, drittes Tor. Die Staatsanwaltschaft hat nämlich einen Steckbrief gegen drei prominente Bankdirektoren erlassen, die durch ihre fraudulöse Geschäftsführung den schrecklichen Bankkrach vom Jahre 1884 mitverschuldet haben sollen. Salpeter

Die Geschichte von 2060 und 2061 / Von Victor Polzer

Dort, wo der Pfeffer wächst, liegt die portugiesische Strafkolonie. Eben war ein frischer Transport eingelangt. Siebzig Mann, franko Haus. Bei der Ankunft bekam jeder eine Nummer, fortlaufend auf Grund einer Liste. Dieselbe Liste verzeichnet auch Namen, früheren Beruf und Grund, weshalb . . .

Diese Liste allein gibt Auskunft über all dies, denn nach einem ungeschriebenen Brauch befragt man dort einander nicht um Namen, Beruf und Grund = weshalb, und spricht sich darüber auch nicht aus.

Und jetzt sollen Sie raten, was für einen früheren Beruf die beiden neuen Ankömmlinge Nr. 2060 und Nr. 2061 hatten, und wenn möglich auch den Grund ihres unfreiwilligen Aufenthaltes im Süden.

*

2060 stand beim Waschtrog. In der einen Hand hielt er eine Seife. Im ganzen Lager gab es vielleicht bloß vierzig Seifen. Und 2060 hatte eine. „Borg mir die Seife", rempelte ein Nachbarindividuum ihn an. „Was krieg ich dafür?" — „Hm. Meine Zukost heute mittag." — „Gut." 2060 lieh die Seife gegen die Zukost zu Mittag.

Dann versank er in Grübeln. Also für Seife bekam man Zukost. Das stand einmal fest und ließ sich ausbauen. Jetzt kam es nur darauf an, daß man umgekehrt für Zukost Seife in die Hand bekam — alle Seife, die es im Lager gab — und nicht geliehen, sondern als dauernden Besitz.

2060 interessierte 39 willensschwache Mithäftlinge für die Sache. Für einen, wie er sagte, vorübergehenden Verzicht auf die ohnehin miserable Zukost versprach er ihnen goldene Berge. Die 39 Spießgesellen begaben sich getrennt zu den 39 Seifenbesitzern, erklärten sich bereit, ihnen dauernd ihre Zukost zu überlassen, und empfingen von ihnen daraufhin die 39 Seifen als Eigentum. Diese lieferten sie, in aller Ergebenheit, dem 2060er ab.

2060 ließ zunächst für einige Tage alle Seife gänzlich vom Schauplatz verschwinden. Als die Nachfrage geradezu brennend geworden war, rückte er mit der Mitteilung heraus, man könne bei ihm Seife en gros geborgt bekommen. Einmal Ausborgen kostete eine Zukost. Natürlich strömte allmählich das ganze Lager bei ihm zusammen. Bereits am dritten Tag konnte er seine 39 Helfershelfer, die ja bekanntlich auf ihre Zukost hatten verzichten müssen, aus den Eingängen seines Borggeschäftes befriedigen. Im weiteren Verlauf ergaben sich sogar Überschüsse — jeder der 40 Gesellen fraß für drei. 2060 spann bereits Pläne, wie man die eingehende Zukost abermals im Tauschwege weiter verwerten könnte, falls sie beim besten Willen von 40 Mäulern nicht mehr zu bewältigen wäre.

Die meisten Häftlinge verstanden die Sache nicht oder fügten sich ohnmächtig drein. Die ursprünglichen Seifenbesitzer blieben mäuschenstill, um sich nicht als Doppelversorger zu verraten.

Und in diesem Zeitpunkt trat Nr. 2061 in Tätigkeit.

2061 fügte sich nicht darein, durchschaute alles und versank seinerseits in heftiges Grübeln, so wie es einst 2060 getan.

Die beginnende Regenzeit, die ans Zelt fesselte, erleichterte ihm diese Tätigkeit ungemein. Am dritten Regentag ging er bei den Leuten umher. „Wozu borgt ihr euch eigentlich Seife aus?" fragte er. „Der Regen allein wäscht doch den Dreck herunter."

„Und wenn es wieder schön wird?" entgegnete man ihm. „Wenn es schön wird, verschaffe ich euch Seife, soviel ihr wollt, und verlange nicht einmal eure Zukost dafür."

„So? Was denn?"

„Was denn? Nun — eure Strohhüte zum Beispiel. Solange es regnet, braucht ihr sie sowieso nicht, und wenn die Sonne wieder scheint, werden wir weitersehen. Aber mit den Strohhüten kann ich euch Seife verschaffen."

Man gab ihm die Strohhüte. Bald hatte er mehrere hundert beisammen.

Von Sicherheit geschwellt, ließ er sich bei 2060 anmelden. Durch das Spalier der 39 Getreuen schritt er dem Seifenkönig entgegen. Alles im Zelt fraß, alles hatte fette Gesichter und Wulstnacken. Überall roch es nach Zukost und Seife, nach Seife und Zukost.

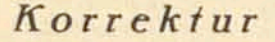
„Wir brauchen keine Zeugen", sagte 2060 einleitend. Die Getreuen verschwanden rasch. 2060 und 2061 standen sich zum erstenmal allein einander gegenüber.

„Nehmen Sie Platz", sagte 2060. „Womit kann ich dienen. Wünschen Sie Seife?" — „In gewissem Sinne schon", versetzte 2061, „aber nicht en détail, sondern en gros."

2060 witterte Gefahr. „Wer sind Sie?" fragte er.

„Das gleiche wie Sie. Aber zur Sache. Ich, 2061, habe den Leuten Seife versprochen. Natürlich habe ich nicht ein Stück. Wo Sie den ganzen Platz in der Hand haben! In ein paar Tagen werden meine Interessenten ungeduldig werden und auf Lieferung des Artikels bestehen. Da ich keine Seife besitze, wohl aber anticipando dafür die derzeit stark entwerteten Strohhüte einkassiert habe, wird man über mich herfallen und mich zwecks Schadloshaltung erschlagen wollen. Ich werde alles geschehen lassen und bloß im richtigen Augenblick schreien: Was wollt ihr von mir? Ich bin ein armer Teufel. 2060 schwimmt in Seife! Darauf wird man über Sie herfallen und Sie erschlagen. Ist das klar?"

„Schön", erwiderte 2060, „angenommen, Sie haben recht — was wünschen Sie von mir?"



Korrektur

(Rudolf Kriesch)

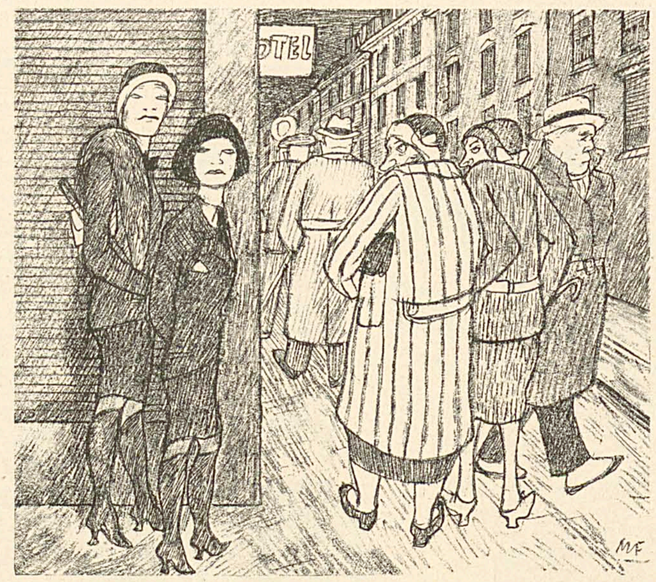


„Merke dir, Junge, in der Schule muß fünf mal sechs dreißig bleiben, nur im praktischen Leben kann es auch dreiunddreißig geben!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co Komm.-Gesellsch., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Schlechte Zeiten

(M. Frischmann)



„Nee, weeßte, wenn 'n Mann nich mal mehr zwo Märker for 'n unschuld'jes Vajnüjen locker machen kann, denn heiratet er eben schon jleich lieber!"

„Ihre Teilhaberschaft und 50 Prozent an allen Ihren Geschäften."

„Jetzt, wo Sie mir das Seifengeschäft zugrunde gerichtet haben?"

„Wieso? Ich führe doch das Unternehmen in Ihrem Sinne und als Ihr Teilhaber weiter."

„So. Und was haben Sie mir zu bieten?"

„Erstens Ihr Leben und zweitens meine Teilhaberschaft auf Halbpart. Zunächst zum Beispiel 50 Prozent von meiner Strohhutaktion. In wenigen Wochen ist die Regenzeit vorbei, und die Strohhüte werden steigen wie Aeroplane."

„Und Sie haben dann nichts von der Menge zu befürchten?"

„Wieso? Das Recht ist doch auf meiner Seite. Die Leute bekommen ja billige Seife dafür."

„Und meine 39 Zukostbezieher?"

„Ach, Stimmvieh. Denen geben wir billig Strohhüte ab."

„Gemacht, Herr Kompagnon", sagte 2060 und schlug ein. Dann kniff er das linke Auge zu, zog einen ironisch-schiefen Mund und fragte bloß das einzige Wörtchen: „A u c h?"

„A u c h!" bestätigte 2061.

Nur die Lagerliste gab Aufschluß über dieses einsilbige Auch.

*

Als das schöne Wetter anbrach und die Leute ihre Strohhüte vermißten, wurden die beiden Kompagnons aus der Erregung der sonnenglut-erhitzten Köpfe heraus halbtot geprügelt. Der Lagerarzt schlug, als sie bei ihm eingeliefert wurden, die Liste auf.

„Nr. 2060", fand er dort, „Bankier aus Lissabon, betrügerische Börsenmanöver, achter Straffall."

2061 stammte aus Oporto und hatte neun Straffälle. Alles andere war gleich.

Der Dichter und das Mädchen

Von Hans Seiffert

Der Dichter saß im Erfrischungsraum des Warenhauses und verzehrte grüne Bohnen mit Hammelfleisch. Er konnte sich heute eine derartige Ausschweifung leisten, da es ihm gelungen war, ein Gedicht für fünf Mark an den Redakteur zu bringen.

Die Wärme tat ihm wohl; die weißgedeckten Tische schienen ihm gut und freundlich; Tellerklappern und neuester Rumba, den die Hauskapelle spielte, flossen zu unendlich beruhigender Musik zusammen. Es mochte sein, daß das Leben auch gute Seiten hatte.

Als er wieder einmal die Gabel zum Munde führte und ein Stück Fleisch zwischen die Zähne schob, traf sein Blick ein junges Mädchen. Sie saß zwei Tische von ihm entfernt und hatte eine Tasse Kaffee vor sich stehen, sonst nichts. Er erinnerte sich, daß sie schon die ganze Zeit dort gesessen und ihn angeschaut hatte; er fühlte ihre Augen auf seinem Gesicht und seinen Händen. Der Blick irritierte ihn. Warum sitzt sie da und starrt mich an? dachte er. Warum ißt sie nicht, wie alle anderen an den Tischen? Es ist drei Viertel eins.

Plötzlich fiel ihm ein: sie hat kein Geld. Vielleicht hat sie auch kein warmes Zimmer. Vielleicht hat sie überhaupt kein Zimmer.

Brüderliches Mitleid wallte auf in seinem Herzen. Wie wäre es, wenn er sie einlüde? Gestatten Sie, mein Fräulein, Sie zu einer Portion Hammelfleisch mit grünen Bohnen . . .? Ich weiß, daß es nicht gut ist, wenn man hungert. Gestern, vorgestern — Sie verstehen, mein Fräulein. Auch ich, auch ich kenne den Hunger. Ich bin Dichter.

Aber nein, so kann ich nicht zu ihr sprechen. Plumper Versuch, eine Bekanntschaft anzubahnen, wird sie denken. Frauen fühlen das sofort und sind empfindlich. Hammelfleisch mit grünen Bohnen, lächerlich! Habe ich ein Recht, sie ihre Armut und meine Überlegenheit fühlen zu lassen? Ich habe kein Recht dazu.

Nachdenklich stocherte er mit der Gabel auf seinem Teller. Ich will ihr Gutes tun. Ich will eine ganz einfache, ganz selbstverständliche Tat uneigennütziger Güte tun. Ist es so schwer, menschlich zu sein?

Verstohlen blickte er hinüber und betrachtete sie genauer. Sie war nicht schön und trug billige Kleider. Ihre Augen blickten verlangend.

Wenn ich nun anonym bleibe, dachte er. Mich hinter meiner Tat verberge. Einfach

Nochmals Pastor Dehn

Wenn unsre hoffnungsvollen Knaben,
die in die hohen Schulen gehn,
erst einen auf dem Striche haben,
dann ist es um den Mann geschehn.

Zu Heidelberg die Professoren,
sie duckten sich. Der Pastor flog.
Worauf dann Halle wahnverloren
Herrn Dehn in seine Arme zog.

Doch an der Saale hellem Strande
verfährt man wie im Neckartal.
Es lösen sich der Ordnung Bande;
die goldne Jugend macht Skandal.

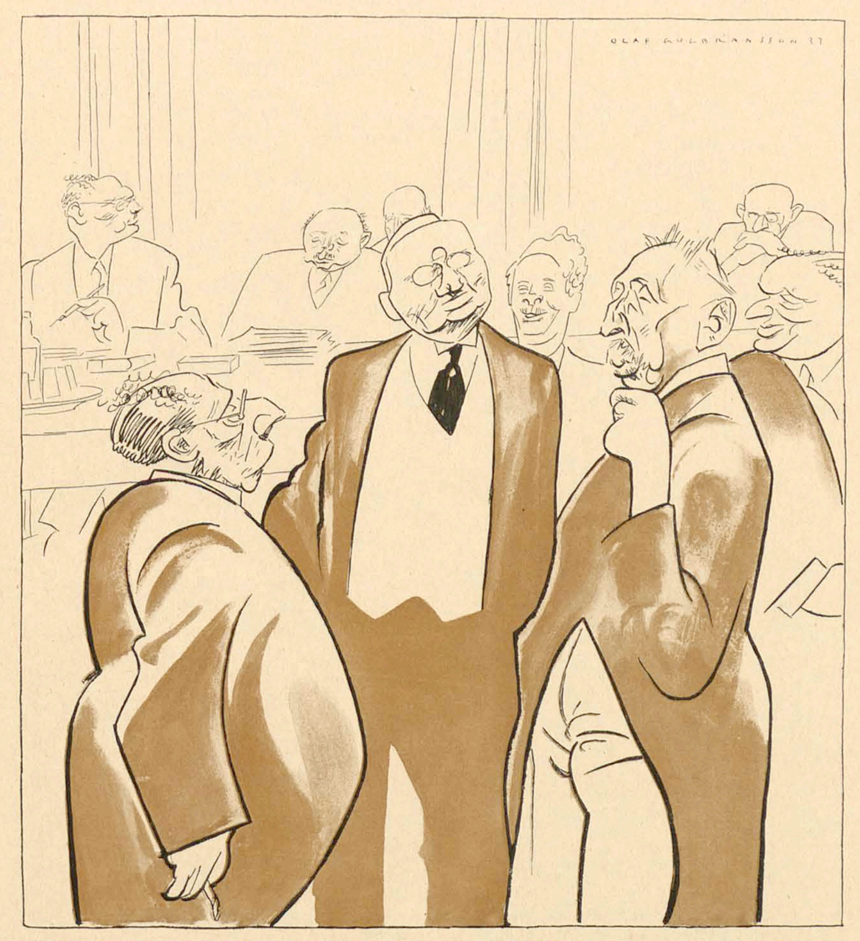
Sie kann's und mag's und will's nicht leiden,
daß jemand pazifistisch denkt . . .
Wie wird sich der Senat entscheiden,
als welcher die Geschicke lenkt?

Wird er die Kindermützen fegen
und Meister bleiben auf dem Plan?
Wird er „des lieben Friedens wegen"
den Friedenspaster schwimmen lan?

Ratatöskr

Nordwolle, Favag, Schultheiß usw.

(Olaf Gulbransson)



„Nichts dagegen zu sagen: Deutschland ist wirklich das freieste Land der Welt. — In England säßen wir alle schon längst im Zuchthaus."

aufstehe, unauffällig zu dem bedienenden Fräulein Nummer 4 gehe und sage: „Bringen Sie der Dame am dritten Tisch links ein Mittagessen. Hier ist Geld." So muß es gehen. Nein, auch nicht. Ich könnte das Lächeln des Fräuleins Nummer 4 nicht ertragen. Ich könnte nicht mit ansehen, nicht einmal im Geist mit ansehen, wie sie herablassend und mit fühlbarer Verachtung dem armen Mädchen servieren wird. Da, nimm und iß. Ich weiß, wie du es verdient hast . . .

In diesem Augenblick erhob sich das junge Mädchen und ging. Sie wählte ihren Weg so, daß er an dem Tisch des Dichters vorbeiführte. Als sie nahe bei ihm war, beugte sie sich leicht und sagte halblaut: „Wenn du fertig bist, unten links am Haupteingang."

Friedrichstraße

„Sie kennen doch auch den Gustav, den Gustav Klemm, den Hausdiener von Pick & Schlochauer. Was sagen Sie dazu, der ist von einer großen Filmgesellschaft wegengagiert worden."

„Was Sie nicht sagen! So ein Schwein! So ein Schwein! So ein blöder Zufall! Herrgott! Ein andrer hat Geist, Energie, Exterieur, Genie und kommt nie zu was, und so einer — — —, ein Hausdiener — — —! Es ist zum Wimmern! ‚Jeder ist seines Glückes Schmied.' Chachachacha!! Daß ich nicht lächle! — Ein abgestandener, blödsinniger Blödsinn!! Wir sind wehrlose Sklaven eines blind-plumpen Zufalls-Schicksals. Es ist zum Kringeln, es ist zum — — —. Hat er denn Talent, der Gustav??"

„Wieso Talent?"

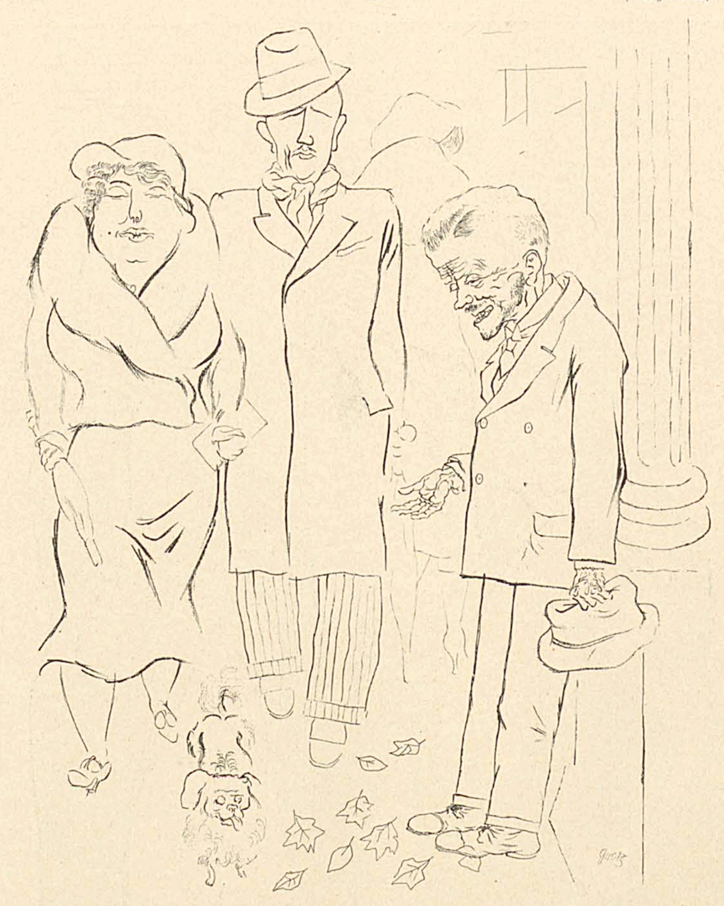
„Na zum Filmen."

„Wieso Filmen? Er ist bei der Filmgesellschaft als Hausdiener engagiert."

H. Rewald

Tragik

(George Grosz)



„Siehste, Hede, det is nu das furchtbarste: So 'n Kerl, der sich keene Zeitung koofen kann, weiß noch nich mal, wat alles für ihn jeschieht!"

Tagesfragen / Von Karl Kinndt

Wird Hitler sich doch mit Zentrum versöhnen —
ist alles nur Kuhhandel, was da geschieht?
Wird der Völkerbund weiter nur klagen und klönen,
während Japan die Welt mit Krieg überzieht?

Wird der Sklarekprozeß mal ein Ende haben,
ehe alle Beteiligten tot oder grau?
Wird man in Halle das Kriegsbeil begraben
oder beugt sich der Rektor dem Terror-Radau?

Wird die Mark den Winter heil überdauern
oder fällt sie als Opfer des Retters Schacht?
Werden bald wieder Tausende Gläubiger trauern,
wenn das Flickwerk des rheinischen Stahltrusts verkracht?

Wird Frankreich uns doch noch Kredite geben?
Sagt Laval endlich mal ja statt vielleicht?
Werden wir Älteren es noch erleben,
daß die Wirtschaftskrise ihr Ende erreicht?

*

– – – „Stillhalten!" heißt die Devise,
die die Fragen verstummen läßt!
Und keine Devise wie diese
steht so unerschütterlich fest.

Die einen suchen im Westen,
die andren im Osten das Licht – :
man einigte sich am besten –
aber einigen kann man sich nicht —

Die einen gieren und raffen,
die andren verhungern still – :
Gott hat die Welt so erschaffen
und weiß wohl allein, was er will – – –

Der Amtsschimmel

Sorgfältigere Auslese!

Um zum Staatsexamen an einem süddeutschen Technikum zugelassen zu werden, muß man durch ein polizeiliches Führungszeugnis nachweisen, daß man (außer bei Befahren einer Einbahnstraße in falscher Richtung) bei keinen größeren Schandtaten betroffen wurde.

Das Leumundszeugnis eines Prüfungskandidaten lautete über die Zeit von seinem dritten Lebensjahr bis zum Einreichungstage des Gesuches. Er erhielt darauf folgende Zuschrift vom Prüfungsausschuß:

„Die Unterlagen zu Ihrem Zulassungsgesuch zum — — — Staatsexamen sind unvollständig; es fehlt das polizeiliche Führungszeugnis für die Zeit von Ihrer Geburt bis zum dritten Lebensjahr. Wir bitten, dasselbe unverzüglich beibringen zu wollen, damit Ihrem Gesuch stattgegeben werden kann.

Gez. J. A."

Woraus auch für den ganz Harmlosen klar ersichtlich ist, daß die Anforderungen bei Staatsexamina immer strenger werden.

Gerd Ege

Fiat justitia!

Ein bayerisches Gericht erließ unterm 21. Oktober 1931 folgenden Beschluß:

„Die Pfändung der Kuh wird aufgehoben. Die Kosten fallen der Gläubigerin zur Last.

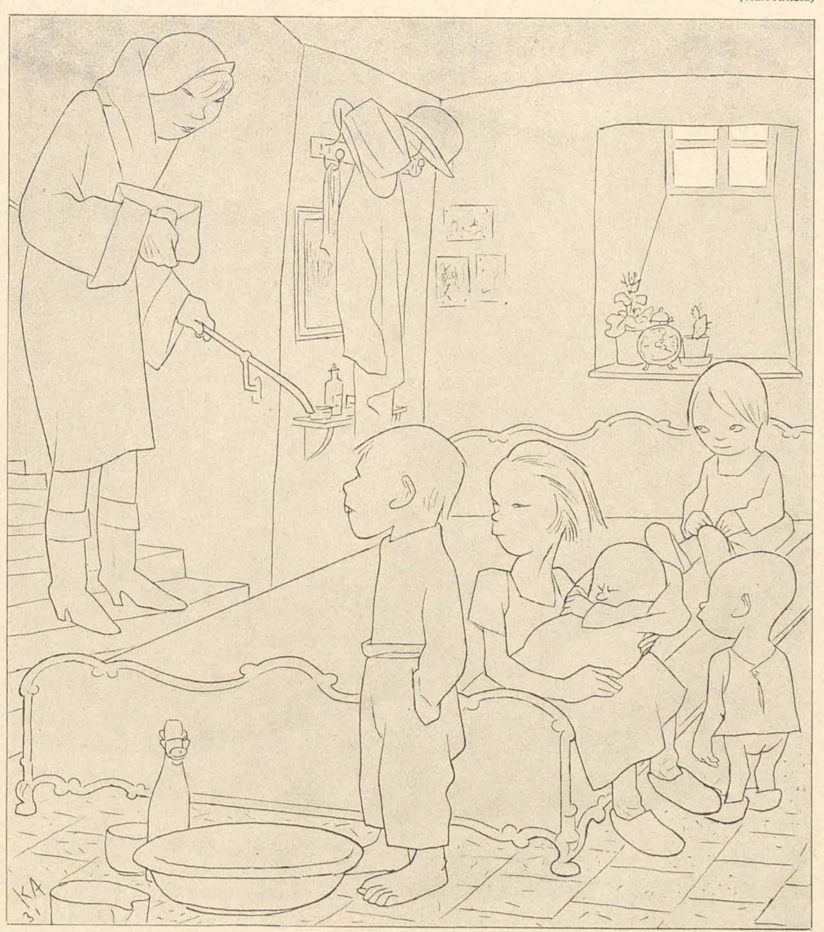
Gründe:

Die gepfändete Kuh ist für die Ernährung der Schuldner und ihrer Familie unentbehrlich und deshalb der Pfändung nicht unterworfen. § 811 Ziff. 3 ZPO.

Nach Angabe des Schuldners ist die gepfändete Kuh übrigens Ende Juli eingegangen."

Es geht aufwärts!

(Karl Arnold)



„Frollein Else, nu haben wa alle eene Schlafstelle. Vata hat det Bett aus da Pleite eener Filmdiva übanommen."

Majestätsbeleidigungen

(Wilhelm Schulz)



Wie das Beispiel des Schahs von Persien zeigt, verlegt sich die Deutsche Republik in Ermanglung eigener Monarchen um so eifriger auf den Schutz fremder Potentaten. Der Forschungsreisende Matthias Leo, der den zentralafrikanischen Häuptling Ulla-Ulla verleumderischerweise einen Kannibalen genannt hatte, wurde durch das Auswärtige Amt an den erzürnten Herrscher ausgeliefert, der ihn sofort auf die Speisekarte setzen ließ.

Stuttgart, 30. November 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart



MARIANNE

Die Wirtin „Zum goldenen Kälbchen

(Karl Arnold)

„Es muß was Wunderbares sein, von dir geliebt zu werden!"

Es geht dem Ende zu — / Von Karl Kinndt

Die herbstlich-heßlichen Wahlstürme fegen
das schwarzrotgoldene Laub in den Dreck —:
die Stimmen der Mitte kann man noch wägen,
doch sie zu zählen hat keinen Zweck.

Die Zeche bezahlten den Radikalen
die S.P.D. und Herr Dingeldey —
und still entschliefen die Deutschnationalen
— Heil Hitler! — sowie Tante Staatspartei.

Aus bürgerlichem Trümmerreste
ragt, unberührt vom Zeiten-Sturm,
nur eine einzige stolze Feste:
der römisch-katholische Zentrumsturm:

Drum sollte man Deutschland einfach verteilen
an Hitler, Moskau und Vatikan!
Warum sich befehden und ewig verkeilen?
Dreiuneinigkeits- statt Fünfjahresplan!

Man könnte ja eine Enklave lassen
für ein paar Außenseiter, die
statt Politik sich mit Arbeit befassen —:
z. B. in Form einer Demokratie — — —

Das böse Feldstühlchen / Von Ernst Handschuch

Weil ich das Urteil annehmen wollte am dritten Tag nach dem Spruch, ist ein Herr herunter gekommen ins Gefängnis. Ich bin in das Büro des Herrn Oberaufsehers geführt worden, wo ich die Papiere unterschrieben habe. Der Herr hat allein mit mir in der vergitterten Stube gesessen. Den Aufseher hat er hinausgeschickt. Nachdem alles geschrieben war, hat er mich lange angesehen. Und auf einmal habe ich es ihm erzählt, wie es gekommen ist. In der Verhandlung hatte ich doch wenig und ganz anders ausgesagt. Was mich gezwungen hat, waren seine großen dunklen Augen, die mich anschauten, als kämen sie ganz wo anders her.

Pettenkeifer, Adolf, heiße ich. Ein Flößer bin ich aus dem Fränkischen, wo es keine Arbeit mehr gibt für einen jungen Burschen. Zu Fuß bin ich am Main entlang gelaufen. Immer abwärts, bis es mich erwischt hat. Überall hat es mir leidlich gut gegangen. Brot, Obdach und auch einen Pfennig hat es gegeben.

Es war ein weißes Gartentor vor einem schönen Häuschen und hatte ein großes Messingschild. Ein fremdländischer Namen stand darauf geschrieben, den ich nur schlecht lesen konnte. Ich habe alles gleich geahnt und wollte nicht läuten. Dann habe ich es doch getan. Denn ich war viel gelaufen an jenem Morgen und hatte Hunger. Der Knopf, auf den ich drückte, war groß und blank. Mein Finger machte eine Spur, die ich gerade wegwischen wollte, als es an der Tür zu summen anfing. Weil ich mich nicht hinein getraute, blieb ich stehen. Es wird schon jemand kommen, dachte ich. Es kam niemand. Dafür ging ein Fenster auf an dem niedlichen Haus, und eine blutjunge Frau schaute heraus. Sie sah eine ganze Zeit über das bunte Geheck im Garten, so daß ich den Mut vollends verlor. Plötzlich fing sie an zu lachen. Ich solle doch herein kommen, ich Tolpatsch.

Die Tür zum Haus liegt hinter einer kleinen Terrasse, über die ich steigen mußte. Als ich die Treppe gerade herauf war, ist die Tür aufgegangen. Das Frauchen stand in der Füllung und war noch viel niedlicher und hübscher. Sie lächelte. Ich sagte meinen Spruch auf und bat um ein kleines Essen.

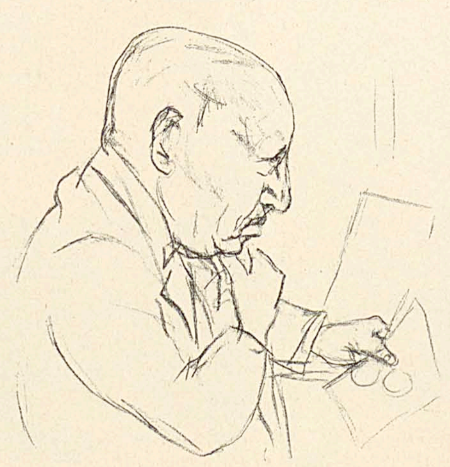
Sie ging wieder fort, aber die Tür hat sie nicht zugeschlagen. Es dauerte ein bißchen, bis sie mit einem Teller Linsensuppe kam. Sie hatte ein Feldstühlchen bei sich, auf das sie mich setzen hieß. So habe ich dann gegessen und meine Suppe gelöffelt. Es war eine gute Suppe. Aber als ich aufstand, glitt ich aus auf den Fliesen und fiel zurück. Ich fiel auf das Feldstühlchen, das mir hart auf den Rücken schlug, und blieb liegen. Den Teller hatte ich fest in der Hand. Der Rest von der Suppe rann mir in den Ärmel. Auf den Schlag hin kam das Frauchen herausgelaufen und machte große Augen. Gleich darauf lachte sie wieder. Ich sei halt ein Tolpatsch, das hätte sie bald gemerkt, sagte sie und half mir hoch. Ich rieb mir den Buckel und schüttelte die Linsen aus dem Ärmel. Sie lachte noch immer. Mit einem Male wurde sie ganz still. Und sie deutete auf das Stühlchen, dem ein Bein abgerissen war. Ganz erschreckt war sie. Ich fragte sie, ob es schlimm sei. Das sei sehr schlimm, antwortete sie. Ihr Mann sei so kleinlich, und es setze einen großen Streit, wenn er das Stühlchen finde. Er wolle nämlich alles wissen, wie es gekommen. Jetzt mußte ich lachen. Es sei eine Kleinigkeit, das Bein wieder anzuflicken, sagte ich. Mit einem Hammer, einer Beißzange und wenigen Nägeln wäre es schon getan. Sie seufzte, und ich dachte, sie ist dahin. Doch sie lachte wieder, nahm mich an der Hand und führte mich einen langen Gang hindurch in die Küche. Sie gab mir das Werkzeug und die Nägel. Ehe sie sich versah, war der Stuhl geflickt. Meinen Rock, den ich hatte ausziehen müssen, hatte sie in der Zwischenzeit sauber gemacht. Ich mußte immerzu an ihren Schreck denken. Schließlich fragte ich, ob ihr Mann wirklich so schlimm ist. Sie winkte mit der Hand ab und schwieg. Ich stellte das Feldstühlchen in eine Ecke, zog meinen Rock an, bedankte mich und ging. Fast war ich schon an der Haustür, als sie mir nachgesprungen kam und meine Hand faßte. Sie sah mich an mit ihren unschuldigen Augen, — und jetzt weiß ich es, daß es die nämlichen Augen waren, wie sie der Herr hatte, dem ich dies alles erzählt habe —, machte einen bittenden Mund. Wenn ich wiederkäme, sagte sie, müßte ich einen Wagen haben und ein Pferdchen, damit sie mitfahren kann. Sie ließ mich los und verschwand.

Ich trat hinaus auf die Terrasse und war noch gar nicht recht bei mir, als mich ein großer, älterer Herr bei der Brust packte und mich hin und her stieß. Er hatte ein böses Gesicht und fragte mich, was ich hier zu suchen hätte. Ich antwortete nichts und deutete nur an mir herunter. An meinen Stiefeln mußte er es bestimmt sehen. Die junge Frau war auf einmal auch da. Sie habe mir einen Teller Linsensuppe gegeben, sagte sie leise zu ihrem Mann. „Er ist so hungrig gewesen", setzte sie bittend hinzu. Doch dieser fing wütend an zu schreien. „Hinaus", schrie er, „hinaus, du Lump, und dir, elendes Ding, werde ich es zeigen." — Jetzt mußte ich stehen bleiben. Er faßte mich noch fester und schob mich ein Stück vor sich her. Ich riß mich los. „Ich gehe schon", sagte ich. Aber gleich packte er mich von neuem. Da schlug ich ihm mit der Faust ins Gesicht. Es geschah weniger für mich, als für die Frau. Weil er schwer hinfiel und wie tot, kam die Angst über mich, und ich lief fort. Die Frau hatte nicht geschrien.

In der Verhandlung hat sie nur geweint und nichts sagen können. Sie ist oft gefragt worden. Da sagte ich, es möge kurz gemacht werden; denn es sei doch so gewesen, wie der Herr vorhin ausgesagt habe. Der Vorsitzende hat daraufhin böse gelächelt und gemeint, daß ich jetzt reden könne.

Berliner Köpfe

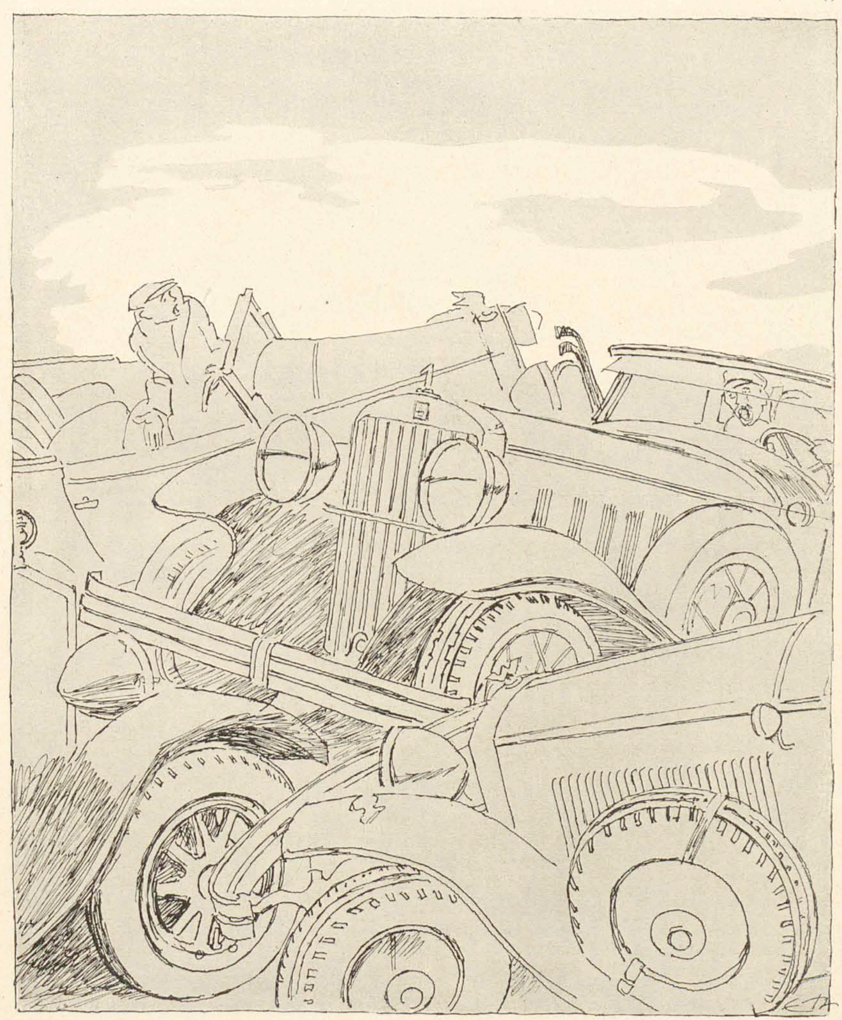
(R. Großmann)



Der Verleger Sami Fischer

Fusionen in der Autobranche

(E. Thöny)



Es ist anzunehmen, daß auf diese Weise die Wagen wesentlich billiger werden!

sei ein bißchen spät. Als das Gericht wiederkam, hieß es, ich müsse ein halbes Jahr im Gefängnis bleiben und noch vierzehn Tage in der Haft wegen der Bettelei. Und das habe ich am dritten Tag anerkannt. — Der Herr mit den großen, dunklen Augen hat gesagt, dies hätte ich nicht tun sollen. Warum ich in der Verhandlung nicht so gesprochen hätte? Jeder sei sich selbst der Nächste. Ich habe ihn gefragt, ob es mir leid tun soll, daß ich es ihm erzählt. Da hat er mir auf die Schulter geklopft. Die Probe sei gut für mich ausgefallen. Ich müsse schon entschuldigen, aber er sei so. Dann hat er mir die Hand gereicht, sehr lange, so daß der Aufseher ganz stier schaute, als er hereinkam. „Sie sehen ein, daß ich mehr nicht für Sie tun kann und will“, hat er noch zu mir gesagt. „Aber dies genügt Ihnen, das weiß ich . . .“ — Und so ist es.

Endlich

(Wilhelm Schulz)



In Deutschland ist es gelungen, eine Rindviehrasse zu züchten, die ausschließlich mit Versprechungen gefüttert wird.

Die Firma Teut und Tineff / Von Peter Scher

In dieser Republik darf man nicht sagen,
daß Proletarier tapfer warn im Krieg;
in dieser Republik darf ein Geheimrat wagen
uns anzutun, was ihm ins Köpfchen stieg.

In diesem Kaiserreich aus Muff und Pappe
mimt alles Biederkeit und treues Tun;
ein ewiger Wilhelm schleicht auf Gummischuhn
um die verhöhnte Republikattrappe.

Und alle haben Furcht — nur nicht die Dunkeln;
die sind, wie immer, rückversichert-schlau;
kracht's über Nacht und knistert es im Bau,
sind sie schon früh auf, um voranzufunkeln.

Sie sind in Doorn wie in der Wilhelmstraße,
in Teut wie Tineff sind sie gleich zu Haus;
sie sind begabt, und ihrer ist die Nase — — —
na also Jott mit uns im Sturmjebraus!

Das neue Bein

(Otto Nückel)

In der Poliklinik / Von Dorothea Hofer-Dernburg

Das sind so Sachen. — Wenn man krank ist, muß man zum Doktor, ob man will oder nicht. Kasse ... Krankenschein ... Poliklinik ... und so weiter ... Haben Sie eine Ahnung, was eine Poliklinik ist? Eine ganze Stadt ist das. Die Charité zum Beispiel ... eine ganze Stadt mit Wegweisern in den Straßen, wirklich. Erst der Portier in einem eigenen Häuschen, dann ... ich weiß selber nicht, wohin man alles pilgern muß, wenn man durchgelassen wird durch das erste Tor. Lauter rote Backsteinbauten, Ärztekittel, Schwestern, Jodoformgeruch ... Und dann das Wartezimmer. Es ist gar nicht zu sagen, wieviel Leute da sitzen und krank sind, ohne daß etwas an ihnen zu sehen wäre. — „Der Nächste, bitte ..." Warten ... „Der Nächste, bitte ..." Warten. ... Frau Lehmann mit Tochter ... warten ... „Der Nächste." ... Gott im Himmel, beßrer Laune wird man da nicht. Als ob man auf der Welt nischt zu tun hätte ... Mieze, halt die Beene still ... Mieze hat Leibschneiden. Mager ist sie auch geworden, wie ein Windhund ... und überhaupt det Mädel jefällt mir nich. Krankenschein ... Poliklinik ... Doktor ... Warten ...

„Der Nächste, bitte." Frau Lehmann mit Mieze. Der Doktor ist ein überlebensgroßer, dicker, freundlicher Mann, hat ordentlich Schmisse quer durchs Gesicht. Mieze wird untersucht, eingehend befragt, und Mutter Lehmann sitzt dabei und paßt auf. Von wejen ... Mieze is bald eine ausjewachsene Jöhre ... kann einer gar nicht genug Obacht geben auf die Bälger, und Frau Lehmann ist eine ordentliche Frau. Wer Frau Lehmann an die Wimpern klimpert, der kann sich was besehen von ihr ... alles was recht ist, ebensogut kann er auch gleich die Wasserleitung überdrehen. Mieze hat's auch nicht gerade leicht mit ihr.

„Frau ...", sagt der dicke, freundliche Arzt, „Frau, wie heißen Sie doch gleich?" — „Lehmann, bitte." — „Also ich werde Ihnen mal einen Zettel schreiben an meinen Kollegen von der Poliklinik vier ... da gehen Sie hin und sagen einen schönen Gruß von mir ... dafür ist der zuständig ... er soll sich mal die Mieze ein bißchen näher besehen ... nach meiner Ansicht handelt es sich da um ... wieviel hat sie abgenommen ...? Wissen Sie nich ... Na also. Nach meiner Ansicht wird sie einen hübschen, netten, ordentlichen ausgewachsenen Bandwurm haben, verstehen Sie mich ... also lassen Sie das mal gefälligst feststellen, begriffen ...?"

Mit Frau Lehmann ist das wie gesagt nicht so einfach. — „So ...", sagt sie seelenruhig, aber sie plustert sich auf dabei und läuft langsam, aber sicher rot an. Mieze kennt das ... „So ... nu sehn Sie ma an ... nu sehn Sie bloß ma an ... Wat ham Sie da jesacht ...? Saren Sie's doch noch ma ... saren Sie's doch ruhich noch ma, wa ...? Ein Bandwurm ... ick vastehe in ein' fort Bandwurm ...! In meine Wohnung un ausjerechnet bei mir soll det sind ... sowat ... kleiner Schäker ... auf die Tour, da könnse bei mir nich loofen ... Mieze, zieh dir an ... zieh dir augenblicklich an, vastehste ... und dadavor hat man sich zu Tode ... und dadavor muß man sich noch beleidjen lassen ... wat hamse jesacht ... een Bandwurm hamse jesacht ...? So is't richtich ... son junger Schnösel mit sein Drahtvahaujesichte ... Mieze, wir jehn ... nee doch, nee ... nee ... ick soll mir wohl noch mal und setzen zwee Stunden wohin ... nich zu machen ... aber det kann ick Ihn saren, det Sie sich bei mir so balde wieder nich blamiern ... det Sie denn doch wissen, wen daß Sie vor sich ham ... bei Ihre sonstige Kundschaft, det kann sind, allemal ... aber bei mir, vastehnse ... bei mir, da könnse fragen in die Nachbarschaft bei wense wollen ... bei mir ... da is Ihn' det sauber ... piekesauber is det ... da kommt Ihn' keen Bandwurm über die Schwelle ... Mieze ... los!"

Vom Tage

In Wien werden die Geldbriefträger jetzt mit Polizeisignalpfeifen und Gummiknüppeln ausgerüstet, und in Berlin erwägt man denselben Plan für den Bereich der Deutschen Reichspost im Zusammenhang mit der Ausbildung der Beamten im Jiu-Jitsu. — Es ist nur eine Umschulungs-Notstandsmaßnahme: statt des Geldes, das nicht mehr da ist, sollen die Beamten den bisherigen Postkunden die neuen Mittel zur Selbsterhaltung (und Verteidigung des baren Lebens) überbringen.

•

Die Pariser Kolonialausstellung ist geschlossen worden, nachdem von ihr fast nichts mehr übrig war. Die Andenkenjäger, besonders aus Amerika, haben nicht nur Götzen und Schmucksachen, sondern auch Hüte und Sandalen, Kleider und Tücher, ausgestopfte Schlangen und Affen mitgenommen; nicht einmal von zwei Zentnern verschiedener Pfeffersorten, die da waren, blieb ein Atom übrig: die Kolonialausstellung war am Ende völlig ausgeplündert.

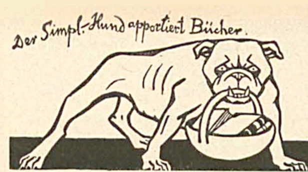
— Sie teilte das Schicksal aller Kolonialreiche.

Teha

•

Es gibt einen Bayrischen Turnerbund, dem die Reichswehr sehr sympathisch gegenübersteht. Irgendein Ausschuß dieses Turnerbundes nun beschloß einen Ausschuß zu gründen, der die Aufgabe hat, ein Pflichtturnen für Siebzehnjährige ins Leben zu rufen. Das Pflichtturnen soll sich auf ein Jahr erstrecken. Man nahm bei diesem Beschluß Worte wie Ethik, Volkscharakter und sittlichen Wert in den Mund. Das geschieht ja öfter. Aber — nach Ablauf dieses Pflichtturnjahres sollen die Jungens einer „Reife- und Mannbarkeitsprüfung" unterzogen werden.

So etwas gab es schon einmal bei irgendeinem wilden Volksstamm, nur mußten dann die Königstöchter und weiblichen Häuptlingsverwandten sich als Prüfsteine quasi verwenden lassen. Deutsche Aristokratinnen, tretet in die Bahn!



Adolf Uzarski: „Beinahe Weltmeister“. Ein heiterer Boxerroman. (Delphin-Verlag, München.)

Es sind derbe, manchmal erschreckend derbe Ohrfeigen, mit denen Uzarsky das Gesicht seiner Zeit, diesmal der sensationslüsternen, auf die Abwegigkeit geistlosen Sportrummels geratenen Zeit, bearbeitet. Doch die ebenso kräftigen wie wohlverdienten Maulschellen sitzen an ihrem richtigen Platz, und nie vergreift sich Uzarski in der Eile des Geschehens am falschen Objekt. Der Triumph des Bizeps über das Gehirn wird in der Gegenüberstellung des Boxmeisters Beinahe und einer Runde versimpelter Kleinstadtspießer treffsicher karikiert, die Borniertheit blindgläubigen Götzendienstes vor dem Muskelgott grobschlächtiger Kraft bis zu den letzten Möglichkeiten veranschaulicht. Hier wird ganze Arbeit geleistet, zurück bleibt ein Häuflein zerbeulter Dummköpfe und — das Gesicht der Zeit. Ein humoristischer Roman, hinter dessen Humor sich Nachdenklichkeit verbirgt, eine lustig aufgemachte Abrechnung über ernsthafte Dinge. Es ist nicht verwunderlich, daß der scharfäugige Beobachter Uzarski auch in seinen dem Buche beigegebenen Zeichnungen das Typische der Erscheinungen trifft.

A. Wisbeck

Vlaminck: Gefahr voraus. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Daß ein namhafter Künstler in seiner Arbeit Charakter hat, kommt öfter vor (sonst gäbe es keinen namhaften Künstler) — aber daß er außerdem — ganz gleich, ob als Bürger oder Anti-Bürger — Charakter beweist; daß seine Haltung im Leben Festigkeit, ja Konsequenz verbürgt — das ist der seltene Fall des Malers Vlaminck, der sein Leben erzählt und sich als ein ganzer Kerl legitimiert. Ich hörte einen Plauderschmock dies Buch „überlegen“ abtun. Er hatte recht. Wen sollten die Schmocke denn hassen, wenn nicht die Tapfern! Gibt es eine stärkere Bedrohung für Feiglinge und Karrieremacher als das bloße Dasein eines Mutigen? Bravo, Vlaminck! Es darf auch Nichthysteriker in der Kunst geben! Dann und wann muß wieder einmal der Beweis geliefert werden, daß einer bei der Stange bleibt und nicht nur trotzdem, sondern eben darum Einer sein kann.

Peter Scher

Walter Boßhard: Indien kämpft! (Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart.)

„Dort an den Ufern des Ganges ...“, sang Heinrich Heine vor hundert Jahren, und noch bis zu H. H. Ewers und Bonsels ist die deutsche Indo-Romantik unausgerottet Ewers schrieb „Mit meinen Augen“; Boßhard sieht mit den Augen von fünftausend Indern und Engländern, die er gesprochen hat. Das ist der Unterschied. Die Romantik geht dabei tot; Indien lebt auf in Stenogrammen und Momentaufnahmen. Es entsteht ein Buch, das der Verfasser ohne Prätention „Das Buch der indischen Welt von heute“ nennen darf; es ergänzt Arbeiten wie etwa die von J. Horovitz und J. Ramsay Macdonald über denselben Gegenstand. Der Hintergrund, von dem sich die große Gestalt Gandhis abhebt — der malerische weniger als der wirtschaftlich und politisch bewegte —, tritt scharf konturiert hervor: Britisch-Indien, das Indien der Finanzjahre, des passiven Widerstandes, der Erschießungen, des Boykotts, der Kinderehen, der „indischen Krupps“ in Jamschedpur, der ewigen Reformen und Unruhen: wer dies kennenlernen will, greift zu Boßhard. Europa läge uns näher? Es entwickelt sich da einige Breitengrade von uns ein Drama, das mit der Round-table-Konferenz nicht vom Weg zur Katastrophe abgebogen ist. Die Kaufleute der Nationen treiben im Osten ihren frisch-fröhlichen Handelskrieg untereinander und hören nicht auf die Weltgeschichte. Und wenn sie etwas hören, so meinen sie, es wäre Heine — „und in der Ferne rauschen des heiligen Stromes Well'n“.

Dr. H. A. Thies

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hilde Maria Kraus: „Neun Monate“. Bergstadt-Verlag, Breslau.
Armin O. Huber: „Auf wilden Pfaden im Neuen Kanada“. Strecker und Schröder, Stuttgart.
Pawel G. Nisowoj: „Das Eismeer“. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.
„Dreißig neue Erzähler des neuen Rußland“. Malik-Verlag, Berlin.
Wsewolod Iwanow: „Der Buchstabe ‚G‘“. Deutsch von Erwin Honig. Malik-Verlag, Berlin.
J. Babel: „Drei Welten“. Malik-Verlag, Berlin.
1910-1930. Zwanzig Jahre Weltgeschichte in 700 Bildern. Transmare-Verlag, Berlin.
Lion Feuchtwanger: „Der Erfolg“. G. Kiepenheuer-Verlags-A.-G., Berlin.

Rechter Hand, linker Hand ...

Tagein, tagaus geht das so fort:
rechter Hand Totschlag, linker Hand Mord . . .

Jeder ist auf sein Dogma vereidigt;
wer anders denkt, wird kalt beseitigt.
Wem ein andres Feuer brodelt im Kopf,
— weg mit ihm! Er ist ein Tropf!

Und überall ideologische Krücken.
Und überall Klüfte und nirgends Brücken . . .

„Der Kampf ist unser täglich Brot —“

Gut . . . Packt den Gegner nur am Kragen! . . .
Tut's aber not, ihn tot zu schlagen?

Denkt an Lagarde und — lebt ihn tot!

Ratatöskr

Wedekind-Anekdoten

Wedekind traf im Theater häufig mit einem ihm verhaßten Kritiker zusammen, den er, ohne ihn persönlich zu kennen, stets sehr liebenswürdig grüßte. Eines Abends lernten sich die beiden kennen, und von dem Tag ab grüßte Wedekind nicht mehr.
Der Kritiker stellte ihn deswegen; Wedekind sagte: „Ich habe Sie früher nur gegrüßt, um Sie jetzt besser schneiden zu können.“

•

Frank Wedekind und Max Halbe sind wieder einmal verkracht und treffen sich zufällig in der Torggelstube. Alle Tische sind besetzt bis auf den, wo Wedekind speist. Halbe wird vom Wirt an den Tisch bugsiert, nimmt widerstrebend Platz und grüßt steif. Wedekind dankt nicht. Eine Stunde lang sitzen die beiden sich stumm gegenüber, dann zahlt Wedekind, steht auf und verneigt sich. Halbe stiert bewegungslos vor sich hin.
„Pardon, lieber Max“, sagt Wedekind artig, „ich erkannte dich nicht gleich.“

Hab' Mitternachtssonne im Herzen

Der Winter 31 auf 32 ist unter Brüdern „offizielles Polarjahr“. Viele Gelehrte der astronomischen und meteorologischen Branche sind schon in doppelte Unterhosen geschlüpft und abgereist, um den Kongressen im ewigen Eise beizuwohnen. Nur aus Deutschland kann keiner kommen. Deutschland ist zu arm. Das hat in allen Ländern höchstes Bedauern, aber keine finanziellen Beihilfen ausgelöst.
Professor Kekulek aus Prag unterbricht seine Reise zur Arktis in Berlin, um noch ein paar Worte mit seinem Kollegen Professor Gürtel von der Großen-Bären-Sternwarte in Tegel zu wechseln.
„Bedauern Sie nicht sehr“, fragt Professor Kekulek am Ende der Unterhaltung, „an unsern Forschungen und Sitzungen, unsern Konferenzen und Debatten nicht teilnehmen zu können?“
„Ach, wissen Sie, Herr Kollege, das Ergebnis kann ich mir hier an Ort und Stelle schon denken“, antwortet Professor Gürtel, „und die eisige Kälte — die habe ich in meiner Stube auch!“

Hansate

Dialog zum Sklarek-Prozeß

„Was werden sie denn kriegen, die Sklareks?“ — „Na, die Befähigung zur Bekleidung öffentlicher Ämter werden sie ihnen jedenfalls nicht absprechen können.“

Die Liebe zum Gouverneur

Von B. Lewin

Der gewesene Gouverneur diente als Portier in einer Abteilung des Gemeindewirtschaftsamtes. Er öffnete die Türen, nahm den Beamten die Röcke ab und bezeichnete die Galoschen mit Kreide. Die Beamten und die Amtsleiter, lauter Kommunisten natürlich, verhielten sich ihm gegenüber wohlwollend. Es war ihnen angenehm, daß ein ehemaliger Gouverneur sie hinten und vorn bedienen mußte. Dratwin lud ihn einmal im Monate ins Bierhaus ein. Daselbst bewirtete er ihn mit Bier, Piroggen und Krebsen. Bei solchen Anlässen pflegte der gute Mann, seines Zeichens ein Handwerker, zu sagen: „Wir müssen mit Dörrfischen vorliebnehmen, aber Exzellenz fressen Krebse!"

Der Gouverneur trank und aß schweigend. Nach der dritten Flasche begann Dratwin seinen vornehmen Gast zu duzen, klopfte dem Gouverneur auf die Schulter und gröhlte: „Das hast du nicht geglaubt, alter Bluthund, daß du noch einmal mit dem Schuster Dratwin saufen wirst? Ja oder nein?"

„Gewiß nicht", antwortete der Gouverneur kopfschüttelnd, „ist mir nicht an meiner Wiege gesungen worden. Ich müßte lügen — ganz und gar nicht!"

„Na alsdann. Da bist du in deinem Palais gesessen und hast der Ruhe gepflogen, ließest den lieben Gott einen braven Mann sein. Das ganze Gouvernement unterstand dir . . . Ach, du Gouverneur . . . Ein Lump bist du, ein blutsaugerischer . . . Und jetzt bin ich, der Schuster Dratwin, gekommen und halte dich frei. Na, trink' nur, 's ist mir nicht schade. Hättest mich nach Sibirien schicken können! Was? Sag' doch!"

„Hätte ich können", antwortete der Gouverneur tief seufzend.

Spät in der Nacht kehrte der Schuster nach Hause zurück. Der Gouverneur führte ihn an der Hand. Des Schusters Gattin hatte schon eine nette Gardinenpredigt vorbereitet, beim Anblicke des Gouverneurs jedoch wurde sie milde gestimmt. Gemeinsam mit dem Exwürdenträger brachte sie den Trunkenbold zu Bette. Als der Gouverneur ihm die Stiefel auszog, krähte der Schuster: „Exzellenz, kitzeln Sie mir ein wenig die Fußsohlen."

*

Ein neuer Armer, der Kaufmann Dulin, pflegte den Gouverneur häufig flüsternd zu ermahnen: „Es schickt sich nicht, Exzellenz! Sehen Sie, gestern hab' ich Sie wiederum in Gesellschaft dieses Schuhmachers erblickt. Wie können Sie sich so diskreditieren . . . Abgesehen davon, daß etwas passieren kann. In solcher Umgebung. Ich kann es ja begreifen, es ist die Verzweiflung, die Öde des Daseins. Immerhin, man muß doch auf seine Reputation bedacht sein, das Dekorum wahren, vielleicht braucht man es noch einmal!"

Der expropriierte Dulin hielt es für seine Pflicht, dem Gouverneur jeden Monat drei Rubel zu schenken und ihn zweimal zu Mittag einzuladen . . .

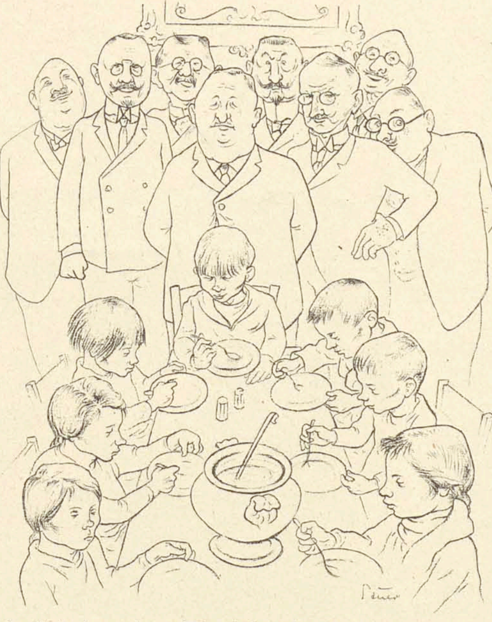
*

Mitunter versammelte sich vor den Pforten des Wirtschaftsamtes eine Gruppe von Fremden. Der Führer erklärte: „Hier sehen Sie den ehemaligen Gouverneur vor sich. Dieser Mann beherrschte mit absoluter Gewalt das ganze Gouvernement . . . Alle fürchteten ihn und nahten ihm nur zitternd. Stimmt es, Genosse Portier?"

„Stimmt auffallend", antwortete der gewesene Gouverneur. Die Reisenden staunten ihn an wie eine Giraffe im Zoo und lächelten.

Wohltäter

(Josef Sauer)



„So, Kinderchen, und nun denkt mir bei jedem Löffel daran, wie wir uns euere leckere Wassersuppe vom Munde abgespart haben!"

Im allgemeinen ging es dem Gouverneur nicht schlecht. Die ehemaligen Polizisten, die Tausende Werst von weither gekommen waren, um ihre Vergangenheit zu verbergen, beneideten ihn.

„Wo ist da die Gerechtigkeit", ereiferten sie sich, „der Gouverneur geht da frank und frei spazieren, wir aber müssen uns wie Maulwürfe verkriechen."

*

Ein schwarzer Tag brach an, der Tag, an dem alles überflüssige Personal abgebaut werden sollte. Alle Beamten meinten, nun müsse es dem ehemaligen Zarendiener an den Kragen gehen. Aber allen tat er leid. Die Amtsleiter erwogen: erstens ist er ein vorzüglicher Arbeiter, der seine Pflicht tadellos ausführt. Man braucht einen tüchtigen Portier. Zweitens dient er der jungen Generation als abschreckendes Vorbild. Man hoffte, er werde durchrutschen und auch weiterhin die Türen öffnen und die Galoschen verwahren.

Abgebaut wurden viele. Alle wollten wissen, was sich ereignen werde, wenn der Gouverneur vorgerufen würde.

Er verbeugte sich tief und sagte: „Ich selbst bin ein Bauer wie meine Eltern. Bin armer Leute Kind."

„Ein dummer Kerl, warum lügt er?"

„Er reitet sich selbst hinein."

„Um so schlechter. So ein Vieh."

Aber der Gouverneur setzte fort: „Weil sie so arm waren, schickten mich meine Eltern in die Stadt. Zuerst war ich Küchenjunge und dann Schuldiener. Schließlich wurde ich Lakai bei einer Fürstlichkeit. Als der gnädige Herr Gouverneur wurde, nahm er mich in die Stadt mit, und ich war auch dort sein Bedienter. Nach der Revolution wurde ich verhaftet. Man hielt mich für den Gouverneur, ließ mich aber später laufen. Seither nannten mich alle Gouverneur! Hat sich was, auch ein Gouverneur! Bitte, hier sind meine Papiere."

Ein beispielloser Lärm erhob sich.

„Das kann nicht sein!" schrien alle. Als man aber in seine Dokumente Einsicht genommen hatte, sah man ihn mit anderen Augen an. Es war klar, er war nicht der Gouverneur.

Und alle schämten sich. Die Redner, die im Sinne hatten für den Portier einzutreten, schwangen Brandreden, wie etwa:

„Wir brauchen kein Anhängsel des Satrapen!"

„Fort mit den Lakaien Seiner Exzellenz!"

„Der Gouverneur" wurde abgebaut.

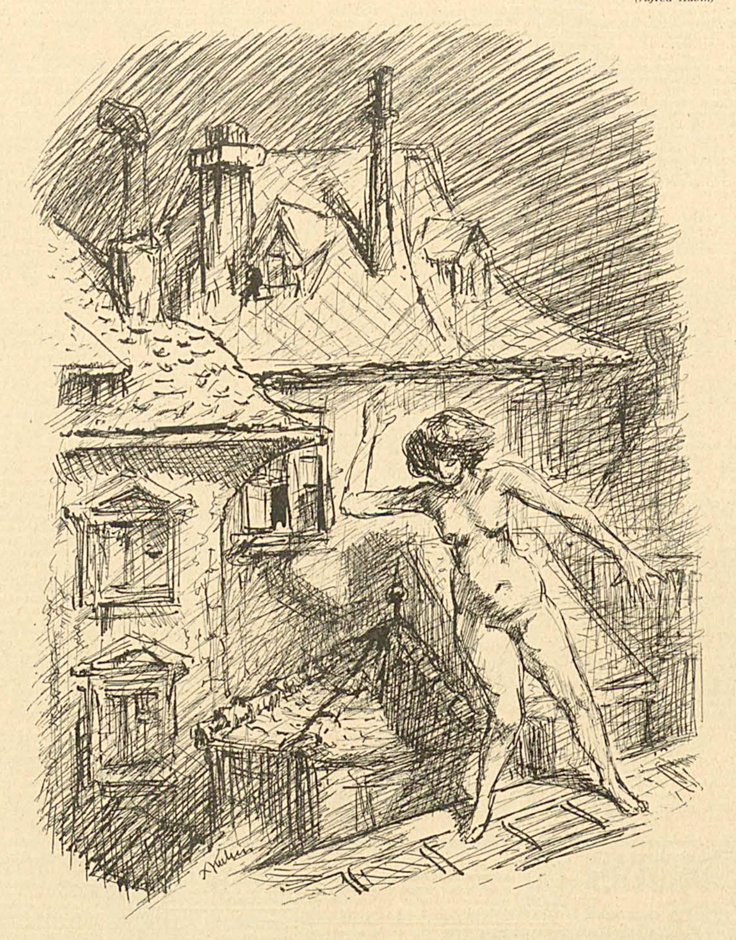
Der Schuster Dratwin soff in der Folge allein. Der Kaufmann Dulin aber sagte zu seinen Bekannten: „Ich hab' mir's gleich gedacht. Als ob es unter dem Sowjetregime etwas Echtes geben könnte . . . Lauter Schwindel!"

(Übertragen von S. Borissoff)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co Komm.-Gesellsch., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Die Mondsüchtige

(Alfred Kubin)



Sanierungsvorschläge / Von Kat

Als neulich wieder einmal von einer beabsichtigten Schließung des ehrwürdigen Wiener Burgtheaters die Rede war, machten die Vertrauensleute der Burgtheaterangestellten einen Sanierungsvorschlag: Am Mittwoch (oder an einem anderen Tag der Woche) sollten sämtliche Wiener Theater und Kinos geschlossen bleiben, damit das vergnügungssüchtige Publikum ins Burgtheater gehen müsse.

Dieser Vorschlag hat's in sich. Er ist ausbaufähig. Hier wurde der Punkt gefunden, von wo aus die verkrachte Welt wieder in die Angeln hineinzuheben ist. Ich bitte sämtliche hohe Regierungsstellen, die sich unsere Köpfe mit der Suche nach Auswegen aus der Krise zerbrechen, folgende Anregungen unbefangen zu prüfen:

Das Konditorengewerbe ist in Not. Am Montag sollten daher das Brotbacken und der Brotverkauf verboten sein.

Die Taxis rosten. Am Dienstag hätte also Straßen- und Untergrundbahnverkehr bei Todesstrafe zu unterbleiben.

Der Mittwoch — Prioritätsrechte wären zu respektieren! — ist dem jeweiligen Burgtheater vorbehalten.

Die Tauentziendamen gehen schon mit zerrissenen Reitstiefeln herum. Am Donnerstag wäre also die eheliche Liebesausübung auf das strengste zu untersagen.

Die Stearinkerzenindustrie ist in arger Bedrängnis. Am Freitag müßte demnach von sämtlichen Elektrizitätswerken der Strombezug generell gesperrt werden.

Und sitzen vielleicht die Ärzte auf einem grünen Zweig? Es wäre also zu verfügen, daß man Sonnabends nur im Schwimmtrikot ausgehen darf, — eine Notmaßnahme, die im Juli wieder aufgehoben werden könnte.

Bleibt der Sonntag, der Tag beschaulicher Besinnung. An diesem Tag hätte der pflichtbewußte Staatsbürger im Hinblick auf die Notlage der Sargtischlerei zu sterben. —

Was den europäischen Regierungen fehlt, ist ein Plan. Hier ist einer. Führen sie den erst mal fünf Jahre durch, — weg ist die Krise!

In Kino veritas!

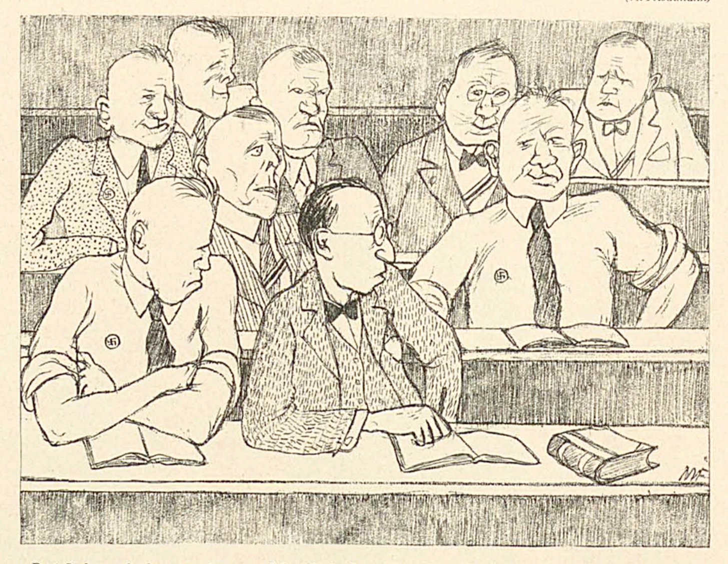
(E. Schilling)



„Sehnse, meine Damen, nu hab' ich doch seinerzeit jeschlagne vier Jahre schwere Jranaten fabriziert, kenne mich also in Sachen Krieg aus. Aber nie hat mir die Chose so'n tollen Eindruck jemacht, wie jetzt im Film!"

Universitätsskandale

(M. Frischmann)



„Det Lehren haben wa ja nu schließlich den ollen Quaßlern jestattet, aber vom Lernen macht wieder bloß so 'n semitisches Schwein Jebrauch!"

Todesstrafe / Von Jo Hanns Rösler

Der haftungsbeschränkte Scharfrichterverein Europas hielt seine diesjährige Mitgliedsversammlung ab. Wohlschläger, der Senior der Nachrichter, entschloß sich zu folgender Ansprache:

„Meine Herren! Unsere letzte Eingabe betreff Liquidationserhöhungen haben uns die Regierungen aller Länder abschlägig beschieden. Man hat darüber hinaus sogar den Versuch unternommen, unsere Pauschalsätze um zwanzig Prozent zu mindern. Das schlägt dem Kind den Kopf ab! Unter diesen Umständen halte ich die Zeit für gekommen, uns mit dem Angebot der Liga für Menschenrechte, der Antitodesstrafengesellschaft und dem dritten Angebot, dem Angebot der Hanauer Hausfrauenvereinigung, zu befassen. Diese Angebote laufen alle dahin, uns in unseren bisherigen Einkommensätzen zu belassen, diese teilweise sogar um dreißig Prozent zu erhöhen, falls unser Verein sich entschließt, keine Hinrichtungen mehr vorzunehmen. Man verspricht sich von diesem Entschluß eine moralische Förderung der Bestrebungen dieser Verbände. Wir mußten in letzter Zeit wiederholt erleben, daß einzelne unserer Mitglieder ihr Amt unter Rührseligkeit und Tränen von Herz wegen niederlegten. Meine Herren, lassen wir uns doch nicht täuschen! Diese Gefühlsausbrüche sind natürlich von der Liga und der Antitodesstrafengesellschaft verursacht und finanziert worden. Weitere derartige Zwischenfälle aber können unsere Position untergraben und die drei Verbände zur Zurückziehung ihrer Vorschläge veranlassen. Ich erkläre daher, wir wollen uns gemeinsam zu einer Aktion entschließen, ab heute in Europa keinen Menschen mehr hinzurichten. Die Begründung überlassen wir einem Manifest unseres Mitgliedes Bombastus, der diesem Entschluß die notwendigen moralischen Unterlagen geben wird, wobei ausdrücklich zu betonen ist, daß wir bewußt auf unsere Einkünfte verzichten und auch diese schwere wirtschaftliche Einbuße uns nicht von unseren Gewissensfragen abbringen konnte. Zug um Zug treten wir dadurch in den Vertrag mit den drei Verbänden, die übrigens entgegenkommenderweise unsere Gehälter mit dreimonatiger Rückwirkung auszahlen werden, so daß wir also bei der ersten Auszahlung eine Nachzahlung der letzten drei Monate quasi als seelische Umzugsvergütung nochmals erhalten. Unter diesen Umständen bin ich für den Entschluß: Keine Hinrichtung mehr in Europa!"

Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

*

Der gemeinnützige Raubmörderverband Europas eröffnet zwei Monate später seine diesjährige Jahressitzung mit einer Ansprache des Vorsitzenden Murks aus Monaco:

„Meine Damen und Herren! Wir stehen noch alle unter dem Eindruck des plötzlichen Entschlusses der Scharfrichter, keine Hinrichtung mehr zu vollziehen. Ein Mord wird also künftig nur noch durch Zuchthaus bestraft. Wo aber liegt dann das lockende Moment unseres Berufes, wo bleibt unser weißes Ehrenschild Zahn um Zahn — Kopf um Kopf? Wer sind dann wir?? Kleine Pinscher, nicht viel mehr als Taschendiebe, Falschspieler, Groschengauner! Nein, unter diesen Umständen macht es keine Freude mehr, Mörder zu sein. Die drohende Todesstrafe, die prickelnde Angst vor dem Galgen, das reizte uns zum Mord. Diese Chance haben uns die Scharfrichter genommen. Meine verehrten Herren Raubmörder und meine verehrten Damen Giftmischerinnen! Es gibt nur zwei Wege aus dieser unangenehmen Lage. Wir wählen entweder nach vorheriger Beseitigung aller Mitglieder des Scharfrichtervereins aus unseren Reihen neue Scharfrichter, die wir den Ländern zur Verfügung stellen, oder aber, wir verzichten auf den Mord als Gewerbe und Beruf überhaupt. Der letzte Weg scheint mir der gegebenere. Er vermindert sowohl unsere Spesen an Mordwaffen, Patronen, Ausgaben für Gift, Messerschleifen, er gibt uns auch eine Rationalisierung unserer Betriebe, die wir einfach auf die breitere Grundlage des schweren Raubes umstellen. Den Zeitaufwand, den wir bisher zur Beseitigung unserer Kunden benötigten und den wir nicht zuletzt in unseren Kalkulationen berücksichtigen mußten — ich erinnere allein an die Führung unserer großen Kartothek für Vergrabungsmöglichkeiten der Opfer in Mitteleuropa —, diesen Zeitaufwand also können wir heute zur Einkommensteigerung verwenden, durch Mehrarbeit an Raubüberfällen, an Bankbotenbetäubungen und anderen brotbringenden Dingen. Daher bitte ich Sie, meine Damen und Herren, zu dem Entschluß zu kommen: ab heute keinen Mord mehr in Europa!"

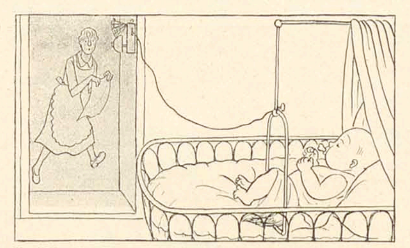
Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

*

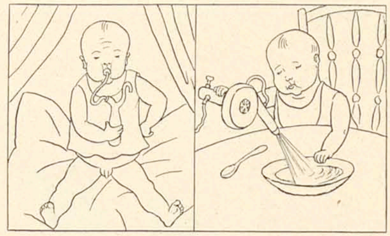
Die Juristerei der Länder sah besorgt auf die gegenwärtige Lage. Aber ein Regierungsmitglied erklärte: „Machen Sie sich keine Sorgen, meine Herren! Wir werden einfach die Wirtschaftslage noch weiter verschlechtern, die Löhne noch mehr abbauen, die Zölle noch höher setzen — ich garantiere Ihnen, in wenigen Monaten wird die Mordziffer wieder anwachsen in Europa, und mancher Arbeitslose wird sich auch gern als Scharfrichter ein paar Pfennige nebenbei verdienen."

Technisches Genie in der Kinderstube

(Th. Th. Heine)

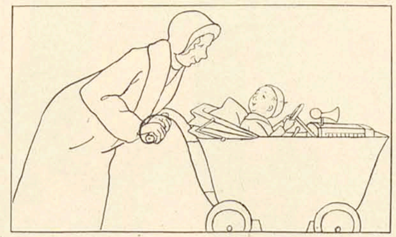


Der kleine Emil hat einen elektrischen Kontakt erfunden, der Alarm läutet, wenn seine Windeln naß geworden sind.

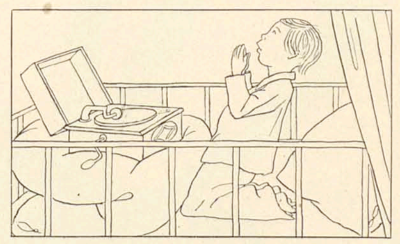


Dann erfand er eine Verbesserung seiner Milchflasche.

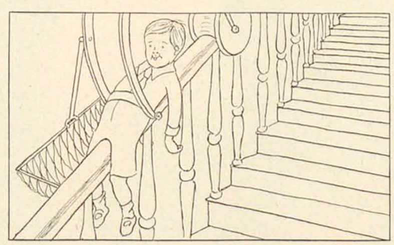
Und einen elektrischen Suppenkühler.



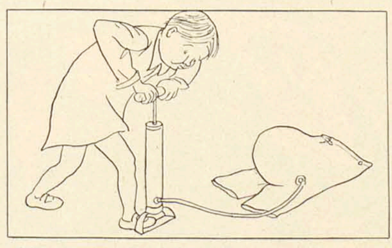
„Plag dich doch nicht, Mutti, ich habe einen Motor eingebaut."



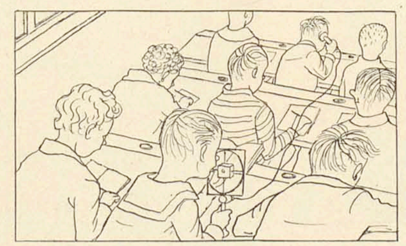
Das technische Abendgebet.



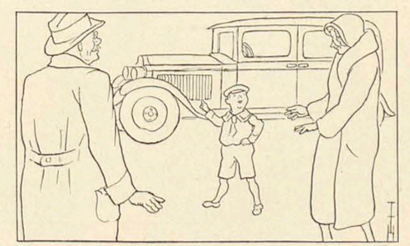
Das Herabrutschen auf Treppengeländern durch Emils Apparat ein ungefährliches Vergnügen.



Sein pneumatischer Hosenboden macht Prügelstrafen schmerzlos.



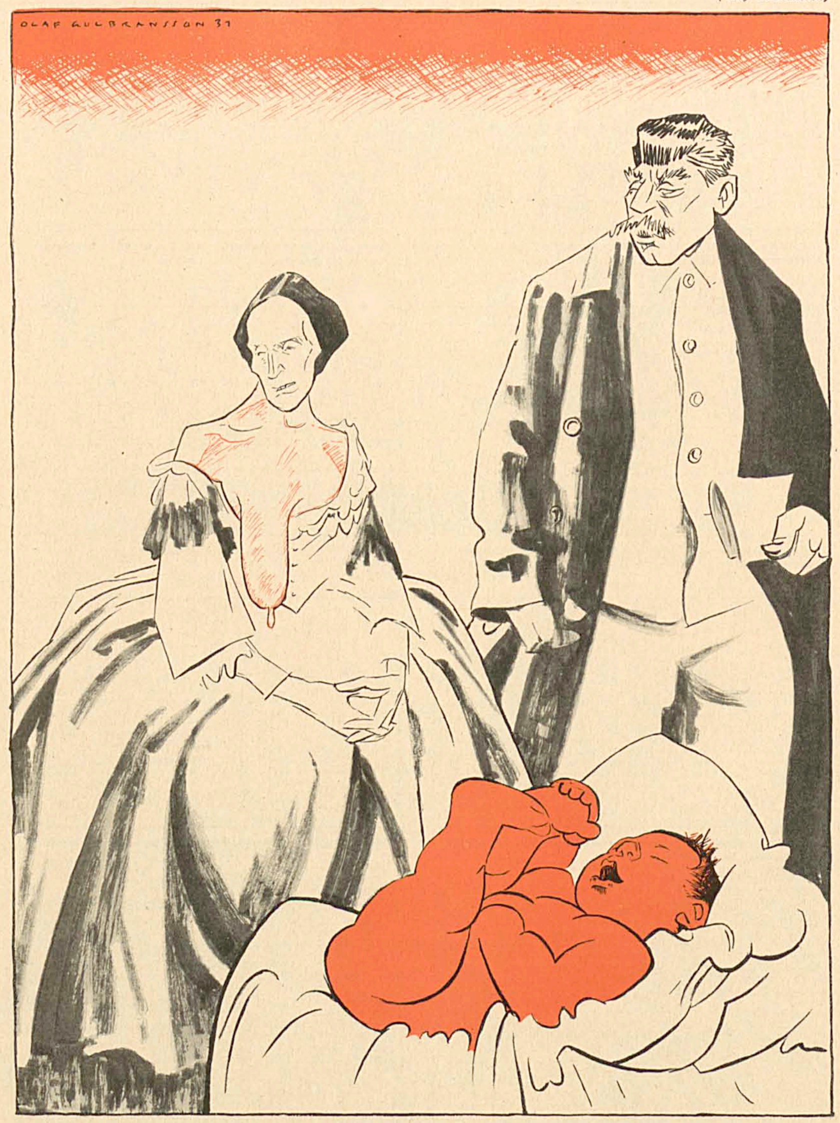
Emils Kurzwellen-Einsage-Vorrichtung zum Schulgebrauch.



„Hier, liebe Eltern, vom Ertrag meiner Patente habe ich euch ein Auto gekauft."

Stalins Fünfjahrplan und die Weltkrise

(Olaf Gulbransson)



„Wenn der Kapital-Amme die Milch versiegt, kann mein roter Säugling natürlich nicht weiter gedeihen!"

Stuttgart, 7. Dezember 1931 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 36

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die modernisierte Weihnachtsrute

(E. Schilling)



Da St. Nikolaus den gesteigerten Anforderungen an seine Rute nicht mehr gewachsen ist, hat er sich von der Handarbeit zum Maschinenbetrieb umgestellt.

St. Niklas, hilf! / Von Ratatöskr

Von vorne geht es manchmal schwer.
Da muß man halt von rückwärts her
mit einem saftigen Stecken
die Geisteskräfte wecken.

Versagt das Auge oder Ohr,
dient als bewährtes Eingangstor
für Zucht und gute Sitte
die hintre Körpermitte.

Ihr meint, daß so was längst vorbei
und quasi alte Mode sei? —
Trotz eurer Pädagogen
bin ich nicht überzogen.

Fragt nur den heiligen Nikolaus!
Der kennt sich darin trefflich aus
und durfte schon bei vielen
ein Resultat erzielen.

Wie wär's, wenn wir den frommen Mann,
der solche Wunder wirken kann,
von neuem auferweckten?
. . . Es fehlt nicht an Objekten.

Das Wunder / Weihnachtserlebnis eines kleinen Mannes von Rudolf Steiner

Herrn Oskar Lieblings Geschäft für feine Lederwaren lag in einer der stillen Seitenstraßen des Berliner Westens, nur wenige Minuten von dem Trubel und Luxus zweier großer Verkehrsadern entfernt.
Herr Liebling ist ein altmodischer Mann, der schon seit über zwanzig Jahren in diesem kleinen Geschäftslokal, das ein Schaufenster mit drei Glühbirnen besitzt, seine Ware verkauft. Es liegt wohl im Zug der Zeit, daß die vormals sichere und ausreichende Existenz dieses Mannes ein immer schwankenderes Unternehmen geworden ist, das von den aufgeregten Wogen des wirtschaftlichen Daseins bedroht wird.
Es gibt Lichtpunkte auch im Leben des kleinsten Geschäftsmannes. Das ist die knappe Reihe von Tagen, die vor den hohen Festen liegen — da ist man immer etwas fiebrig und rüstet. Die Schaufenster (bei Herrn Liebling war es allerdings nur das eine) erstrahlen in besondrem Hochglanz, der Auslage wird durch Anwendung alter und neuer Tricks ein lockendes und anreizendes Aussehen verliehen, die Ware wird künstlich gestapelt, um den Eindruck eines Mehr zu erzeugen, die Preise werden scheinbar und wirklich herabgesetzt, kurzum, so ein Geschäftsmann inszeniert einen kleinen Feldzug, um seinen „Feind", den Kunden, herbeizulocken, ihn zu überlisten und zu besiegen.
Es bedarf keiner besondren Erwähnung, daß Herr Liebling diesen Prinzipien früher auch gehorcht hatte, aber trotz aller Finessen und Vorbereitungen muß konstatiert werden, daß die Geschäfte der Firma Oskar Liebling von Jahr zu Jahr geringer wurden. Nur so findet der Umstand, daß Lieblings Geschäft in diesem Jahre am 23. Dezember noch dasselbe unveränderte und gleichgültige Alltagsgesicht zeigte, nämlich eine plausible Erklärung: Sein Trick für das diesjährige Weihnachten war, die Kundschaft durch Gleichgültigkeit zu bluffen.
Der sonderbare Mann saß am Morgen des 23. Dezember in seinem Laden und studierte die Zeitung. Außerdem rauchte er eine Zigarre. Ein Blick in seine Wechselkasse hätte ihn davon überzeugen müssen, daß außer dem Betrag von 51,50 in Silber und Nickel und drei Zehnmarkscheinen, die im „Geheimfach" lagen, keinerlei Barmittel vorhanden waren. Diese 51,50 aber stellten Herrn Lieblings augenblickliches Vermögen dar, und er hatte nichts getan, um dieses geringe Kapital zu vergrößern. Die Kunden hatten auf Lieblings Taktik nämlich richtig reagiert, das heißt, sie hatten es vermieden, Lieblings Laden zu betreten, sieht man von einigen Zufallskäufern ab, wie etwa dem kleinen Mädchen, das ein billiges Lederetui erstand, oder jener Dame, die ausgerechnet jetzt vor Weihnachten eine Lederhülle für ihre Badewäsche verlangte. Herr Liebling hatte diese beiden Kunden aufmerksam bedient, ohne jedoch mit einem Worte auf das nahende Weihnachtsfest zu weisen und sie dadurch zu eventuellen weiteren Ausgaben zu veranlassen.
Der Abend des 23. Dezember zeigte die Situation unverändert. Über Herrn Liebling schien eine Art trotziger Gleichmut gekommen zu sein. Seine äußere Haltung ließ nichts von dem Bankrott, den er erleben mußte, anmerken. Um sieben Uhr verzehrte er mit gutem Appetit zwei fette Würste, aß dazu eine Schüssel Kartoffelsalat und trank zum Abschluß ein großes Glas helles Bier. Um acht Uhr löschte Herr Liebling die drei Glühbirnen in seinem Schaufenster, verschloß sorgfältig die Ladentür, begab sich in das angrenzende kleine Hinterzimmer und legte sich schlafen.
Als Herr Oskar Liebling erwachte, zeigte der Kalender den 24. Dezember und damit den letzten und entscheidenden Geschäftstag dieses Jahres an. Der Vormittag floß ruhig und ebenmäßig dahin, ohne daß Störungen von seiten der Kundschaft erfolgten. Der kurze Winternachmittag verrann im Flug, schon brannten die drei Glühbirnen in Lieblings Schaufenster und beleuchteten das letzte Viertel dieses Tages.
Lieblings Kasse wies den Gesamtbetrag von 63,25 auf. Es war vier Uhr, in einer Stunde wurden die Läden geschlossen, und auch Herr Liebling mußte sich dann für zwei Tage zur Ruhe setzen.
Da geschah das Sonderbare, der unerhörte Glücksfall, der Herrn Liebling fast den Atem benahm und ihn diese Tatsächlichkeit wie ein Wunder bestaunen ließ. Diese Tatsächlichkeit aber waren zwei Herren, die, nachdem sie eine Weile das Schaufenster betrachtet hatten, Herrn Lieblings Laden betraten. Die beiden Herren, die übrigens gut angezogen waren, machten einen sicheren Eindruck, und gleich der Beginn ihres Gesprächs zeigte an, daß man es mit Käufern ungewöhnlichen Schlages zu tun hatte. Sie verlangten von Herrn Liebling zunächst jeder einen Stuhl, um sich, wie sie sagten, in Ruhe das Notwendige überlegen und aussuchen zu können. Herr Liebling dienerte gehorsam und schleppte die gewünschten Möbel herbei. Die Kunden setzten sich. Der eine Herr, bartlos und energisch aussehend, erklärte, daß gerade Lieblings Geschäft durch seine Unauffälligkeit und das Vermeiden jeglicher Reklame ihren Blicken angenehm aufgefallen sei. Nicht mit Unrecht vermuteten sie in so einem unzeitgemäßen Gehaben einen soliden Geschäftsmann, wie er ja heute leider selten genug zu finden sei. Also kurz und gut, deshalb seien sie (und dabei wies der bartlose Herr auf seinen Begleiter) gekommen, um in größerem Maßstabe einzukaufen. Nicht für sie selbst, sondern für einen wohltätigen Zweck sei die Ware bestimmt, und Herr Liebling möge ihnen ohne Zwang die besten Stücke seines Lagers zur Auswahl vorlegen. Herr Liebling lächelte fein zu dieser Rede, im übrigen benahm er sich ruhig und sicher und rechtfertigte so durchaus die Behauptung der beiden Käufer. Er holte aus verschiedenen Regalen und einem großen Schrank Lederwaren aller Art und breitete seine Schätze auf dem Ladentisch aus: Damenhandtaschen in einfacherer und besserer Ausführung lagen neben Brieftaschen, Zigarrentaschen; Portemonnaies, Reisenecessaires, Aktenmappen usf.; kurz, die ganze Herrlichkeit von Lieblings Laden breitete sich vor den Augen der beiden Kunden. Eine nicht unerhebliche Zahl von Stücken legten sich die Herren beiseite. Schließlich und endlich fanden sich noch zwei respektable Lederkoffer . . . Herr Liebling erhielt den Auftrag, eine Rechnung über die ausgewählten Gegenstände zu schreiben und gleich zu quittieren. Er tat es sorgfältig und gewissenhaft und vergaß auch nicht die zwei Prozent Skonto in Abzug zu bringen, wie das bei größeren Aufträgen üblich ist. Die Endsumme ergab den stattlichen Betrag von 875 Mark, und Herr Liebling konnte sich gratulieren. Rechnete er die nichtgehabten Spesen für Reklame usf., so hatte er, ohne die leiseste Mühe gehabt zu haben, ein ganz schönes Weihnachtsgeschäft gemacht.
Herr Liebling verpackte die Sachen eigenhändig in die beiden Lederkoffer. Der bartlose und energische Herr zückte seine Brieftasche, entnahm ihr zwei Scheine auf je 100 Dollar lautend und legte sie nebst einer 5-Dollar-Note in Lieblings Hand. Den noch fehlenden Differenzbetrag würde er sich erlauben, nach den Feiertagen zu begleichen, da im Augenblick sein Konto begreiflicherweise erschöpft sei. Herr Liebling lächelte fein, bedankte sich artig und zurückhaltend und quittierte mit einer selbstverständlichen Verbeugung den Wunsch seines Kunden. Er öffnete den beiden Herrn die Türe und verneigte sich.
Das so stattgefundene Weihnachtswunder von Herrn Liebling wäre komplett gewesen, hätte sich nicht drei Tage nach dem Fest herausgestellt, daß die Banknoten eine plumpe Fälschung darstellten, die der Beamte beim Vorlegen ohne Zögern als solche erkannte. Herr Oskar Liebling hatte es seinem Ruf als solidem Geschäftsmann zu danken, daß diese etwas dunkle Angelegenheit für ihn ohne weitere unangenehme Folgen blieb, außer dem Verlust der Ware, die er trotz aller Bemühungen nicht wieder erlangte.

Skandal über Skandal

Von Karl Kinndt

Nun stürzte auch die Berliner Bank
für Handel und Grundbesitz!
Was Einen gesund macht, macht Tausende krank —:
zum Himmel wallt auf ein übler Gestank,
aber Gott sendet keinen Blitz — — —

Keinen Blitz, der das ganze Gesindel erschlägt,
das sich mästet von fremdem Geld,
das die Ärmsten bestiehlt und Schlingen legt
jedem Törichten, der noch Vertrauen hegt
zu den „Großen dieser Welt" — — —

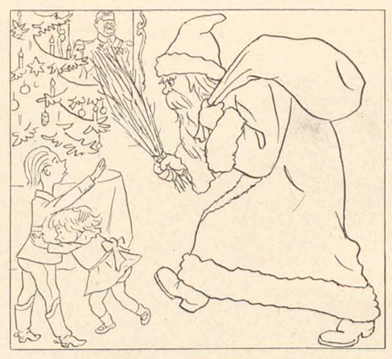
Herr Katzenellenbogen ist frei:
es besteht da kein Fluchtverdacht —
Der Staatsanwalt mimt ein bißchen Geschrei —
Das macht sich gut. Doch es bleibt dabei.
Mit Geld wird alles gemacht!

Doch zwei Schriftsteller kriegten vom Feme-Gericht
in Leipzig dafür ihr Teil!
Wer die Wahrheit weiß und verschweigt sie nicht,
der ist für die Herrn ein erbärmlicher Wicht —:
das ist Deutschlands Erwachen! Heil!

Bald zeigt man bei uns im Jahrmarkts-Zelt
den „Letzten ehrlichen Mann".
Und ärztlicherseits wird festgestellt,
daß er nur, weil ihm Groß- wie auch Kleinhirn fehlt,
weder schwindeln noch stehlen kann — — —

St. Nikolaus hat's heutzutage schwer!

(Th. Th. Heine)



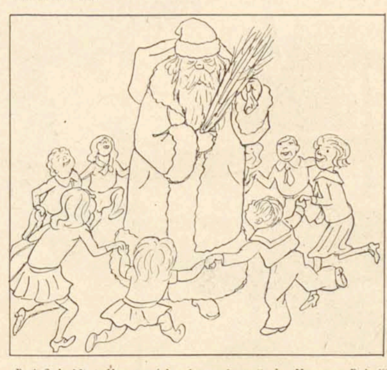
Bei den Tannenbergbündlern: „Weihnachtsmann bei uns abjemeldet – zu uns kommt der Wotan!"



Bei Schupos: „Hau ab, oller Sadiste, sonst ruf' ick das Überfallkommando an!"



Bei Justizrats: „Steck die Rute ruhig wieder ein. Nach der neuen Notverordnung werden Bagatellsachen nicht mehr verfolgt!"



Bei Schriftstellers: „Ach schau, wie nett, der Hermann Bahr!"



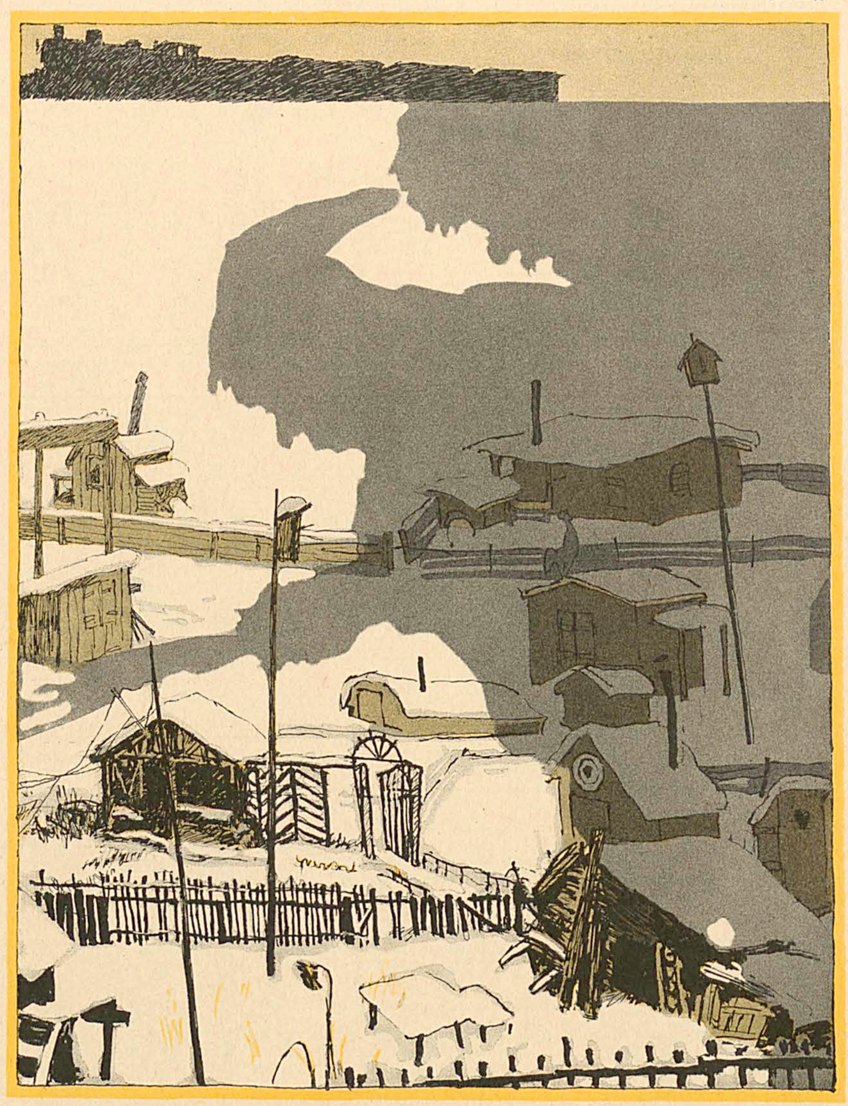
Bei Edgar-Wallace-Lesern: „Hände hoch! Mit so 'nem ollen Einbrecher werden wir noch alle Tage fertig!"



Bei dem Sohn des Rasierklingen-Vertreters: „Ich sehe, was Ihnen fehlt, alter Herr, Sie brauchen einen Rasierapparat!"

Ersatz-Geschenk!

(E. Thöny)



Der Deutsche Michel bekommt zu Weihnachten zwar keine Kolonien, aber wenigstens Laubenkolonien!

Chilly Blooms Weihnachtspredigt / Von Hans Fischer

Wie wenige Leute haben jemals von New Kent in den Vereinigten Staaten gehört! Das ist auch weiter nicht verwunderlich, denn New Kent ist eine nordamerikanische Kleinstadt wie viele andere, hat drei Rauchklubs, einige Sportklubs und höchstens ein Dutzend verschiedener christlicher Sekten, die jede ihre eigene Kirche haben und einander, so gut es geht, die Gläubigen unter der Hand wegschnappen. Die „Alte Methodistenkirche" verspricht ihren Anhängern auf riesigen Plakaten Tee und Sandwiches, wenn sie in ihre Kirche kommen, aber am nächsten Tage läßt die „Neue Methodistenkirche" auf noch größeren Plakaten verkünden, daß demnächst in ihrer Sonntagsschule ein Fußballplatz für die lieben Kinderchen der P. T. Gläubigen eingerichtet werde. Diese Konkurrenz veranlaßt wieder die „Rechtgläubige Methodistenkirche", an ihre Leute Gebetbücher mit fast echtledernen Einbänden zu verteilen, in deren Deckel ein Taschenspiegel samt Kamm zu finden ist. Dies alles ist den Einwohnern von New Kent natürlich seit Jahren bekannt, sie gehen einmal in die eine, dann wieder in die andere Kirche, je nachdem, ob sie eben Hunger haben oder ihre Kinder oder sich frisieren wollen.

Chilly Bloom war ein ausgesprochener Gründer. Er hatte bereits eine Gesellschaft zur Erzeugung einer neuartigen Schuhpasta, die auch als Zahn- und Rasiercreme verwendet werden konnte, gegründet, aber das Geschäft war aus irgendeinem unerfindlichen Grunde nicht gut gegangen. Später gründete er ein Goldbergwerk in den Südstaaten und verkaufte es einige Wochen später als Lehmgrube. Schließlich machte er einen Schnellsiederkurs als Pastor und gründete in New Kent die „Modern Science Church". Aber das Geschäft ging miserabel. Chilly Bloom hatte einen offenen Kopf, aber kein Betriebskapital, mußte seine Predigten im Gasthaus halten und konnte die Gläubigen weder mit Brötchen, noch mit fast echt ledernen Gebetbüchern ködern. Mit einem Wort, es war eine „second class" Kirche, die er führte, und seine Anhänger blieben nur deshalb, weil Chilly Bloom ein aufgeklärter Seelenhirt war und in seiner Religion viel mehr erlaubt war als in den anderen.

Aber Chilly Bloom sah ein, daß es so nicht weiter ging. Seine freisinnige Religion hatte bloß zur Folge, daß die Leute nicht einmal zur Beichte kamen, da sie ja keine Sünden hatten. Chilly Bloom mußte Geld verdienen, und das bald, um seinen Gläubigen auch etwas bieten zu können.

Eine Woche vor Weihnachten sahen die erstaunten Einwohner von New Kent am Hauptplatz eine herrliche Leuchtinschrift:

„Kommt alle zur Weihnachtspredigt Mr. Chilly Blooms in die ‚Modern Science Church'! Nach der Predigt werden die herrlichen Würstchen von Cheer & Co. verteilt. Der Salonanzug von Mr. Chilly Bloom ist von Brenst & Brother, bürgerlicher Schneider in New Kent."

Die herrlichen Würstchen von Cheer & Co. wirkten. Am Weihnachtstag war der Gasthof, in dem Mr. Chilly Bloom seine Predigt hielt, gepfropft voll, ein paar hundert Leute mußten sogar auf der Straße stehen. Zwischendurch drängten sich weißgekleidete Burschen mit Mützen, auf denen „Cheer & Co." zu lesen stand, und verteilten Würstchen unter die Leute. Chilly Bloom aber stieg in einem funkelnagelneuen Salonanzug auf seine Kanzel und begann seine Predigt.

„Liebwerte Gemeinde! Ich freue mich, daß ihr meinem Ruf zur heiligen Weihnachtspredigt so zahlreich gefolgt seid. Ich wollte, ihr alle hättet die neuen hygienischen Schuhe der Boldly Ltd., die nicht drücken, dann wäre euch der Weg doppelt so leicht gefallen. Gott liebt die Armen wie die Reichen, und nicht jeder kann in einem Packard der Type 13 zur Kirche kommen. Nun ihr aber hier seid, wollen wir über das gottgefällige Leben eines rechten Christen sprechen. Viele unter euch sieht mein betrübtes Auge, die vom rechten Pfade der Tugend abweichen. Ich bin ein milder Priester und verdamme nicht gleich jedes kleine Vergnügen. Ihr aber vergesset über eurem lustigen Leben fast das Wort Gottes. Müßt ihr euch denn der Völlerei hingeben? Bleibt abends zu Hause bei eurer Gattin und raucht eine oder zwei von Mennings vorzüglichen Zigaretten und hört dabei auf einem Western Electric Radioapparat gute Musik, dann werdet ihr Gott wohlgefallen und euer Vergnügen haben obendrein. Oder leset eines von den guten Büchern, die ihr in Hendersons Buchhandlung in der Washingtonstreet bekommen könnt. Erinnert ihr euch nicht mehr aus der Bibel, wie es dem reichen Prasser ergangen ist? Wollt ihr einmal gleich ihm in der Hölle schmachten? Nun, wenn nicht, dann verludert nicht euer gutes Geld, sondern legt es lieber in der New Kent City Bank an und spendet für die Armen, damit sie sich eine von Bleemscheins billigen und doch so guten Wollwesten kaufen können, wenn es sie friert."

*

Eine Woche nach Weihnachten konnte Chilly Bloom mit dem Bau seiner eigenen Kirche beginnen, und am Johannistage waren bereits in ganz New Kent Riesenplakate angeschlagen:

„Eilet, eilet, eilet!

Zu Chilly Blooms Johannispredigt in der neueröffneten ‚Modern Science Church'. Rauchen in der Kirche gestattet. Mennings vorzügliche Zigaretten werden gratis verteilt. Zu dem Eröffnungsfestessen aus der Küche des Restaurants Pogg and Green sind die Gläubigen freundlichst eingeladen.

Eilet, eilet, eilet!

Merket euch das Wort Gottes, und wenn ihr ein schlechtes Gedächtnis habt, notiert es euch mit dem wunderbaren Parker Füllfederhalter, den ihr vor der Predigt geschenkt bekommt."

Bei einem Weihnachtslied . . .

Von K. R. Neubert

Ein Kind übt Weihnachtslieder. Meine Lampe summt.
Ich kann nicht weiterschreiben. Sonderbar.
Es singt nur nebenan ein Kind. Ich bin verstummt.
Und mir fällt ein, daß ich mal – glücklich war.

Gewiß wird Vater Bleisoldaten kaufen
Und mir aus Pappe schöne Burgen kleben.
Ich seh ihn heimlich auf den Boden laufen.
Doch Mutter darf mir nicht den Schlüssel geben . . .

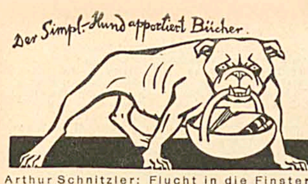
Jetzt schließt sie immer ihre Schränke zu.
In Vaters Zimmer darf ich nicht mehr gehen.
Durchs Schlüsselloch sah ich die neuen Schuh'
Und schon den Baum mit Zuckerwaren stehen . . .

Man war ein Kind! Wie lange ist das her?
Man machte sich sehr viele Illusionen.
Heut weiß man: Vater hatte es sehr schwer!
Heut würde man die Sonntagshosen schonen!

Man weiß jetzt, wie das Leben ist.
Man würde Mutter nicht viel Kummer machen.
Man war im Krieg und wurde Pazifist
Und kann seit Ypern nicht mehr richtig lachen.

Geliebte Frauen hat man halb vergessen.
Scharf ist die Falte um den Mund.
Der Arzt verbot, was einem schmeckt, zu essen.
Man ist nicht mehr so ganz gesund.

Am Weihnachtsabend wird man Briefe schreiben
Und seiner Wirtin irgend etwas schenken.
Von drüben strahlen Lichter durch die Scheiben.
Und niemand wird dann an den Junggesellen denken . . .



Arthur Schnitzler: Flucht in die Finsternis. Novelle. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Wie sehr Schnitzlers Dichtertum aus seinem Arzttum kam, zeigt diese seine letzte, am Tag seines Todes erschienene Novelle besonders deutlich. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, mit beklemmender Lebensnähe wird hier das Hineingehen in den Wahnsinn gezeigt. Die Herzenskälte, die Schnitzler Zeit seines Lebens haßte und fürchtete, hier sah er sie als den Urgrund der seelischen Verstrickung, in der der Mensch und mit ihm seine Welt zugrunde geht. „Glaube mir, wenn du jemals einem Arzt begegnest, dessen Wesen in einem gewissen Alter, sagen wir zwischen vierzig und fünfzig, licht bleibt, dann kann er nur ein Stümper oder Wicht gewesen sein.“ Schnitzler trug das Zeichen des echten Arztes: sein Wesen verdüsterte sich mit den Jahren. Er trug aber auch das Zeichen des echten Dichters: alle Finsternis kam ihm von der Herzenskälte, alles Licht vom Herzen. Oskar Maurus Fontana

Bruno Brehm: Apis und Este. Ein Franz-Ferdinand-Roman. (R. Piper & Co., München.)

Der Roman umspannt, in einer Folge von Einzelbildern, die Zeit von 1903 bis 1917, von der Ermordung Alexanders und Dragas bis zur Ermordung des „Este“, des österreichischen Thronfolgers und seiner Gattin, und darüber hinaus bis zur Füsilierung des „Apis“, auf den, als Spiritus rector der großserbischen Bewegung, diese politischen Morde zurückzuführen sind. Bewundernswert ist die souveräne Beherrschung des gewaltigen, verwickelten Stoffes bis in kleinste Einzelzüge hinein, bewundernswert der sichere Aufbau, die gestaltende Kraft und das mitreißende Tempo der Erzählung, bewundernswert vor allem die hohe Überlegenheit oder Unvoreingenommenheit, mit der hier Heldisches und Lächerliches, Zartes und Furchtbarstes erschütternd zur Anschauung gebracht ist, ohne daß dabei jemals „moralisiert“ würde. Dr. Owlglaß

Heinrich Hauser: Feldwege nach Chicago. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Heinrich Hauser gehört zu jener „jungen Generation“, die vom abenteuerlichen Dasein der Nachkriegszeit durch alle möglichen sozialen Schichten und Berufe geführt wurde, jenen literarischen Land- und Seestreichern, denen oft die lebendigsten Bücher gelingen. Hausers frühere Reportagen „Die letzten Segelschiffe“ und „Schwarzes Revier“ zeichneten sich schon durch die besondere Licht- (und Schatten-) Empfindlichkeit seiner geistigen Aufnahmeapparatur aus. Er hat und vermittelt wirklich neue Eindrücke, er sieht nicht Klischees, selbst nicht in Amerika. Er hat binnen drei Monaten 15000 Kilometer in seinem alten Ford zurückgelegt, von New York über New Orleans, den Mississippi aufwärts bis zur Quelle, dann nach dem Mittelwesten mit Chicago und über Detroit, Buffalo zurück nach New York. Und das alles wirklich auf „Feldwegen“ (wohlgemerkt nicht auf Holzwegen), auch wenn er die breitesten Autostraßen fuhr. Daß bei dem heftigen Tempo hin und wieder die Sprache ein wenig holpert, ist mehr als verzeihlich. Man braucht nicht gleich zu erschrecken, wenn er einmal „ich erschrak mich“ schreibt. Die Hauptsache: Dieser junge Autor besitzt ein ungeheures Kapital körperlicher und geistiger Unverbrauchtheit, das noch manchen höchst erfreulichen, durch keine Konvertierung bedrohten Zinsertrag erhoffen läßt. Franz Schoenberner

Hilde Maria Kraus: Neun Monate. (Bergstadtverlag, Wilh. Gottl. Korn in Breslau.)

Hilde Maria Kraus, durch ihr Erstlingswerk „Aerztinnen“ bereits bekannt, hat es diesmal versucht, das Erlebnis später, in temperamentloser Ehe erworbener Schwangerschaft einer intellektuellen Frau zu schildern. Dort, wo sich die Verfasserin auf dieses Thema konzentriert, wo der Weg des anfänglichen Widerwillens zum sieghaften Gefühl der Mütterlichkeit ausgedeutet wird, wirkt das Buch stark und überzeugend. Leider wird jedoch die Geschlossenheit des Werkes durch die allzu offensichtlich erkünstelte Vermengung mit Fragen sozialer, ethischer und pädagogischer Art sehr beeinträchtigt. Die Verfasserin sucht diese Exkursionen allerdings mit dem Satz zu motivieren: „Seit ich dieses Kind liebe, habe ich mir die Welt angesehen, wie ein Mensch sein Zimmer ansieht, in das er einen geliebten Gast führen will.“ Die „Besichtigung des Zimmers“ dürfte aber doch etwas oberflächlich geraten sein, und der Versuch, den Stoff nach einem „Zeit“-Roman hinüber zu biegen, scheint nicht ganz geglückt. Mitunter versickert das Thema völlig in einem breit gesponnenen, konventionellen Plauderton und in Unwesentlichkeiten des Anekdotischen. A. Wisbeck

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

E. G. Erich Lorenz: „Schuld oder Schicksal Europas?“. Verlag von Adolf Bong & Comp., Stuttgart.

Joachim Ringelnatz: „Kinder-Verwirr-Buch“. Mit vielen Bildern. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.

Lytton Strachey: „Geist und Abenteuer“. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Hans Ostwald: „Sittengeschichte der Inflation“. Neufeld & Henius, Verlag, Berlin.

G. J. Wolf. „Münchner Künstlerfeste“. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

Walter Schröder: „Heinrich Mann“. Bildnis eines Meisters. Verlag „Der Wille“, Wien.

Zum Feste: Lendenschurz!

Die deutschen Tarifpfennigempfänger leben noch immer in skandalöser Üppigkeit. Was zum Beispiel die Kleidung angeht, so huldigen sie und ihre Kinder angesichts der gedrückten Löhne und Gehälter einem unbegreiflichen Luxus. Das Verdienst, dies nachgewiesen zu haben, gebührt nicht der Konfektion, sondern der Vereinigten Früchte- und Gemüsebranche. Zu Unrecht fragt der Zeitgenosse, was Gemüse mit Kleidung zu tun hat. Der Gedankengang des Leitartiklers im Fachorgan „Der Früchtehandel“ ist glatt wie Stuhlgang nach deutschem Obst, und noch gerade rechtzeitig zum Fest erhebt der Früchteschreiber seine Birne, um den Kassandraruf gegen den Geist der Kleidernarrheit auszustoßen. Er verweist die Deutschen auf die sparsamen Neger. Der Vergleich fällt sehr zu Ungunsten der Deutschen aus. Sie sind von einer geradezu frevelhaften Kleiderfreudigkeit. Zur gleichen Zeit aber, wo in Deutschland „ein siebzehnjähriges Kind nach ‚allgemein verbindlichem Tarif‘ pro Woche sage und schreibe achtunddreißig Mark verdienen muß — alles des Luxus’ wegen! — und wo es noch Branchen gibt, die über hundert Mark Wochenlohn zahlen an Arbeiter, die vor dem Kriege noch lang nicht die Hälfte hatten, — zur selben Zeit haben weite Kreise der Eingeborenen in den Tropen, die unter den schlechten Verhältnissen sehr zu leiden haben, beschlossen, der Kultur den Rücken zu kehren, die europäische Kleidung aufzugeben und durch den alten, lieben Lendenschurz zu ersetzen!“

Auf, auf, dem Neger nach! Kultur ist dazu da, zerdeppert zu werden, natürlich nur in den Grenzen, die den Früchtehandel nicht schädigen. Wir geben den Werberuf für den Lendenschurz — bei Einkauf von zehn Bananen einen gratis! — nur wieder, vorbehaltlich der Zustimmung der deutschen Konfektions- und Kleiderbranche. Denn man muß vorsichtig sein mit den Spitzenorganisationen. Ihre Lebensaufgabe ist, sich der Stöße des Publizisten zu bedienen, um sich täglich einige Kilo Befremden auslösen zu lassen. Vielleicht läßt sich nun der Konfektionshüter mal sein Befremden vom Früchtekollegen auslösen? Das wär’ a Gaudi — und dann hätte der Satiriker nichts weiter zu dem Fall zu sagen. Hansate

Lieber Simplicissimus!

Der Schwertschlucker ging zum Zirkusdirektor und fragte: „Herr Bastini, wie ist das mit der Weihnachtsgratifikation dies Jahr?“ — „Ich weiß von nichts“, erwiderte der Direktor. „Na, Sie werden doch Ihren Künstlern irgendeine Kleinigkeit zukommen lassen zur Bescherung!“ — „Na schön, Sie dürfen leihweise zum Heiligen Abend unser silbernes Eßbesteck schlucken.“

Feststimmung

(R. Kriesch)



„Wenn du mir ganz allein gehörst, Hugo, brauche ich gar keine Geschenke.“
„Na, ich habe dir doch lieber ein paar Kleinigkeiten mitgebracht!“

Christbaum für Alle / Von Hans Seiffert

Selbstverständlich wird auch diesmal in unserer Stadt
trotz — oder vielmehr wegen der Not der Welt
ein mächtiger Christbaum für Alle aufgestellt,
damit der Arme, der sich privat keinen leisten kann,
wenigstens im Kollektiv einen hat.
Durch das großzügige Entgegenkommen des Städt. El.-Werkes,
das den Strom kostenlos (!) dazu liefert,
wird täglich mit Einbruch der Dunkelheit
der Baum mit Hilfe von dreihundert Birnen
in strahlendem Glanze elektrisch illuminiert
und auf solche Weise gläubigen Herzen und Hirnen
dargetan, daß auch in der jetzigen schweren Zeit
Liebe und Güte unsere Stadt regiert.
Fromme Lichtreklame, die mit sechstausend Kerzen brennt.
Aber auf diese Illusion kommt es an im Advent.
Natürlich werden in den vier Vorweihnachtswochen
auch alle Lokalredakteure gefühlvolle Hymnen singen
und mit tränennassem Füllfederhalter
hunderttausend Lesern zur Kenntnis bringen,
wie hier die Liebe tannenduftend zu uns herabgestiegen,
wie alte Mütterchen mit zitternden Händen
— fast nur langjährige treue Abonnenten! —
am Christbaum für Alle täglich vorübergehn,
lange in Andacht versunken stehn
und des Himmels Segen auf die Stifter
dieser öffentlichen Wohlfahrtseinrichtung herniederflehn.
Hierauf folgen die Namen
von Herren und Damen,
„deren Spenden wir gestern entgegennahmen . . .“
Man streut Sand in die Augen.
Man verkleistert die Herzen
mit Kunsthonigkuchen und Lichterglanz.
Man dreht die Walze, an die keiner glaubt
und die jeder kennt.
Man trieft vor Güte und Liebe ab ersten Advent.
Und doch heißt jetzt wie immer die Parole:
Daß euch andere, euch Arme, euch Schwache
allesamt doch der Teufel hole!
Ihr seid nur da, um gefressen zu werden.
Und den Großen ein Wohlgefallen.
Friede auf Erden . . .

Eine Weihnachtsmaßnahme der Reichsregierung

Im Vorzimmer des Reichskanzlers stiegen Deputationen einander auf die Hühneraugen. „So viele auf einmal?! Als ob der Teufel sie alle zusammen herbestellt hätte!“, fluchte ein Sekretär. Es war aber nicht der Teufel gewesen, sondern umgekehrt das hartnäckige Gerücht, daß demnächst Weihnachten sein solle.

„Meine Herren?“ fragte der Reichskanzler die erste Deputation. — „Als Vertreter der Staatsbeamten . . . unverkürzte Auszahlung des Dezembergehalts . . . Weihnachten vor der Türe . . .“ Dann ging die Deputation wieder weg.

„Meine Herren?“ — „Im Auftrage der Familienerhalter . . . Streichung der Krisensteuer für Dezember . . . kleines Geschenk für Kinder ermöglichen, Weihnachten vor der Türe . . .“ (Siehe oben.)

„Meine Herren?“ — „Als Vertreter der Erwerbslosen . . . Erhöhung der Dezemberrente . . . Weihnachten vor der Türe . . .“ (Siehe oben.)

Und so ging das noch eine ganze Stunde, obwohl jede Deputation nur fünf Minuten Redezeit bekommen hatte.

Der Reichskanzler litt, denn er war tiefgläubiger Katholik, und ihm ging's ans Herz, daß es in den breitesten Bevölkerungskreisen so gar nicht auf das herrlichste Fest der Christenheit langen wollte. Der Reichskanzler berief den Ministerrat ein. Der Reichskanzler sagte, so ginge das nicht; Weihnachten stünde vor der Türe, und es müsse etwas geschehen. Kein Christ könne verantworten, daß Millionen Brüder in Christo das Weihnachtsfest nicht mitfeiern könnten. — Der Ministerrat schloß sich einhellig dieser Auffassung an. Und so wurde für das Jahr 1931 Weihnachten durch eine Notverordnung abgeschafft.

K.

Wozu hat Niklas denn die Rute? / Ein Weihnachtswunsch von Stefan Kat

Sankt Niklas, schon alt und etwas behäbig geworden, fand allmählich, daß es langweilig, reichlich langweilig ist, seit undenklichen Zeiten jedes Jahr im Dezember auf Welttournee zu gehen. Überall Rationalisierung, sogar im Himmel langten die Gebete radiotelegraphisch ein, — und nur er sollte weiter mit den altmodischen Methoden der persönlichen Verteilung arbeiten? Niklas war ungehalten.

Wochenlang vor dem Fälligkeitstermin trafen schon die Gebetstelegramme von unten bei ihm ein. — das will man und jenes, und alles vom alten Sankt Niklas.

Griesgrämig las er die Bestellungen durch:

„Brauchen dringend warme Mäntel", telegraphierten zwölf Kinder aus Küstrin.

„Ersuchen um schleunigste Absatzsteigerung", dringdrahteten Textilindustrielle aus Manchester.

„Zinsenlast für aufgestapelte Riesenlager nicht weiter tragbar."

„Wenigstens Äpfel für den Weihnachtsbaum", baten zwei Arbeitslosenkinder aus Bremen.

„S O S Knapp vor Verhungern", lamentierte ein Telegramm aus den Obsttälern Württembergs, „Äpfelernte unanbringbar gewesen."

„Erbitte ganzkleinwinziges Autochen", flehte eine süße, kleine Schauspielerin, die — offenbar mit Bestechungsabsichten — auch gleich ihr Bild ferngekabelt mitsenden ließ.

„Beantrage rascheste Massenkäufe", teilte ein schlanker Herr aus Detroit sachlich mit, „sonst Entlassung letzter Autoarbeiter Ende Dezember."

„Brot!" — das war der ganze Inhalt eines Telegramms, das von drei Millionen zum Christentum übergetretener Chinesen abgeschickt worden war.

„Erflehen Frost für Winterkulturen", drahteten acht fromme Mitglieder des Chicagoer Farmer-Board, „da Winterernte weiteren Preiskrach und Ruin gläubiger Agrarbevölkerung bedeutet."

„Bescheret Besucher!" hieß es in einem Kollektivtelegramm der Theaterdirektoren, Dramatiker und Schauspieler Deutschlands.

„Schicket Theaterkarten!" telegraphierten drei Jünglinge aus Breslau, die rührenderweise noch immer ins Theater gehen wollten.

„Wenigstens für Weihnachtswoche eigenes Bett", forderten zwanzigtausend unbescheidene Bewohner Berliner Massenquartiere.

„Erbitten rapide Bevölkerungsvermehrung, sonst Massenkonkurs noch heuer", drahtete das „Kartell der Eigentümer leerstehender Wohnungen Berlins e. V." —

Sankt Niklas las diese Gebettelegramme und noch Millionen andere. Sah fassungslos auf die Erde, es stimmte: Alles war da, und keiner hatte etwas. „Mich brauchen sie?!", rief er wütend, „mich?!" Und dann sagte er: „Schön, dies eine Mal gehe ich noch hinunter!" Er ging, und er nahm diesmal seinen Sack nicht mit, nur die Rute.

Und mit der Rute klopfte er uns allen, klopfte er der ganzen Welt den Hintern voll!

Himmlische Weihnachts-Notaktion (A. Pichl)



„Wir dürfen uns nicht so auffällig machen, Hilfsengel, damit wir unbemerkt an den Komitees vorüberkommen!"

... und Friede auf Erden ...

Lieber Gott, hatten wir unsere Mühe, wie wir noch Kinder waren, bis wir unser Weihnachtsspielzeug kurz und klein hatten. Tage dauerte es. Das ist heute anders. Klein Hänschen kriegt seine Häuschen, so wie es seine Phantasie wünscht. Mit hochroten Backen steht er vor dem Auslagefenster. Das war noch nicht da: eine Kirche, richtige ganz große Kirche und schon kaputt — der Turm ist noch da, aber das Dach — das Dach ist nur ein Gerippe — wie herrlich, da kann man reingucken, von oben. Und innen ist auch alles kaputt. Schwärze, Wände, Mörtel, Dreck, glimmende Balken — es riecht richtig nach Brand, — und Mord. Aber man kann auch andres haben — kleine süße Schweizerhäuschen und richtige Wohnhäuschen, alle schon kaputt — Trümmerstätten, die Fenster ohne Glas, Stall ohne Vieh —, aber das kann man ja aus der Weihnachtskrippe holen und tot hinlegen, denkt Hänschen. — Die schönen Kanonen, ein echter Tank, Feldgeschütze, Maschinengewehr — alles echt mit „Mimikri" bemalt. Dicht drängen sich die Menschen — die Großen, die „dabei" waren, erklären: „Schützengraben, Scheinwerfer, Telephone. Alles ist da." — „Nein, es ist noch nicht alles da, stelle ich fest und trete in den Laden.

„Haben Sie keine Handgranaten und Gasmasken für Kinder?"

Bestürzt rennt man hin und her, wälzt Kataloge, lächelt schuldbewußt. — „Nein — leider noch nicht — aber vielleicht wäre Ihnen gedient mit einem kleinen Drahtverhau" — ein Hügelchen grünes Gras, Stangen und silberne Drähte kreuz und quer drehe ich verächtlich in der Hand ...

(Schluß auf Seite 429)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Des gemütvollen Jägers Weihnachten

(Wilhelm Schulz)



(Schluß von Seite 428)

„Oh, wir haben aber auch eine Luxusausführung mit echtem Stacheldraht — es ist nur ein ganz kleiner Preisunterschied . . ."
Streng frage ich, ob man auch diesen Drahtverhau an die Lichtleitung anschließen kann, denn ein Drahtverhau ohne „Strom" . . .
Was wird Hänschen wohl sagen, wenn er das sieht — und wenn dann zufällig die Miezekatze ihren Schwanz hinein verwickelt . . . und der Feind, ha, der kann uns gar nix — krepiert einfach — — — Peng . . .

Christa Winsloe

Hermelinmantel der Nächstenliebe

Für die Armen abends auszugehen, wird nun wieder Mode. Auch in Wien. Dort fand jüngst ein Konzert sogar im alten Stephansdom statt, mit Spitzen der Behörden, Herren des diplomatischen Korps, Bankdirektoren, und mit sonst allem, was in die Kirche gehört — also auch Pressephotographen und Reporter. Denn es sang die Jeritza. Hochdramatisch stand sie auf der Kanzel, in einen Hermelinmantel von solchem Wohllaut gehüllt, daß den anderen Katholikinnen das Herz weh tat, die Photographen ihre Blitzlichter verschossen und die Reporter die Hälse verrenkten. „Was machen Sie so ein Getu?" fragte ich einen dieser Reporter. „Schön, die Jeritza läßt sich für die Armen kein Honorar zahlen, und schließlich hat sie diese Riesenreklame ja auch umsonst. Aber es soll einst Katholiken gegeben haben, die mit den Armen ihren Mantel teilten, — ohne daß es damals gleich fettspationiert ins Blatt gekommen wäre."
„Das kann schon stimmen", flüsterte der Reporter, „aber jener Mantel war ganz bestimmt nicht aus so teurem Hermelin."

K.

Geistlicher Zinstarif der Wohltätigkeit

Das katholische Missionshaus Sittard (Wehr, Bezirk Aachen) versendet die folgende Werbedrucksache:

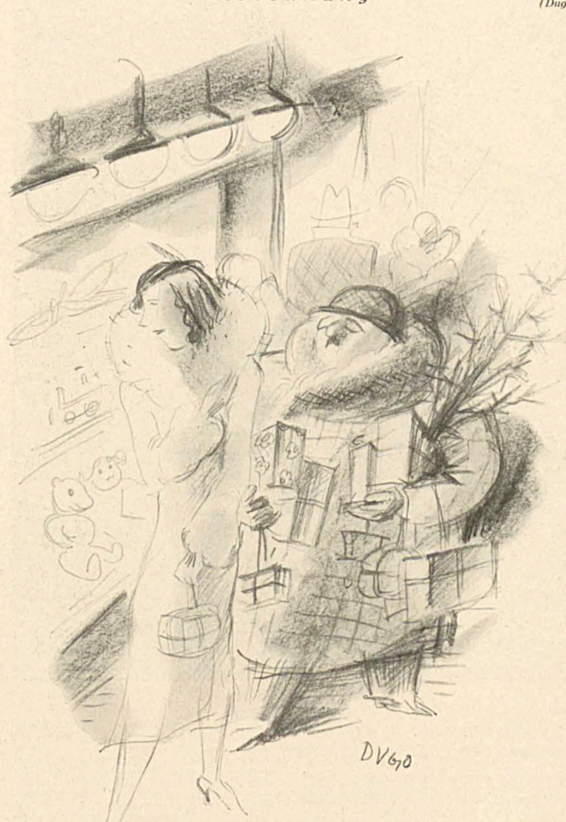
„Unsern Wohltätern gewähren wir folgende Vorteile u. Vergünstigungen:

Wer unserm Missionshaus einmal im ganzen 100 Mark zuwendet, wird mit seiner ganzen Familie, Lebenden und Verstorbenen, als Wohltäter unseres Hauses in unser Wohltäterverzeichnis eingetragen.
Für diese Wohltäter insgesamt werden jede Woche 6 hl. Messen gelesen.
Wer unserm Missionshause zum Unterhalt und zur Heranbildung unserer Zöglinge zu Missionspriestern 300 Mark oder darüber zuwendet, wird mit seiner Familie, Lebenden und Verstorbenen, als besonderer Wohltäter in unser Wohltäterverzeichnis eingetragen und als Stifter unseres Hauses betrachtet.
Die besonderen Wohltäter haben nicht nur an den oben angegebenen hl. Messen Anteil, sondern es werden auch außerdem für dieselben insgesamt jedes Jahr noch weitere 52 hl. Messen gelesen, und zwar jeden Montag eine hl. Messe zum Hl. Geiste.
Diese Summen brauchen nicht auf einmal gezahlt zu werden, sondern können in Raten, wie es die Verhältnisse eines jeden gestatten, abgetragen werden.
Wer zum Unterhalt und zur Heranbildung unserer armen Zöglinge zu Missionspriestern einmal im ganzen 25 Mark zahlt, wird mit den Lebenden und Verstorbenen seiner Familie als Wohltäter unseres Missionshauses in unser Wohltäterverzeichnis eingetragen.
Für diese Wohltäter und für ihre lebenden und verstorbenen Angehörigen wird am Dienstag jeder Woche eine besondere hl. Messe gelesen, also im ganzen jedes Jahr 52 hl. Messen.
Außerdem schließen wir alle unsere Wohltäter und ihre Anliegen noch besonders in alle hl. Messen ein, welche bei uns im Missionshause gelesen werden; gedenken ihrer in unsern täglichen Gebeten, besonders vor dem hochwürdigsten Gute, das täglich in unserer Kirche zur Anbetung ausgestellt ist, kommen ihnen in ihren zeitlichen und ewigen Anliegen durch Novenen und andere fromme Übungen zu Hilfe und geben ihnen Anteil an den anderen guten Werken, Bußübungen und Verdiensten unseres Hauses.“

— Daß Wohltun Zinsen trägt, war immer bekannt, aber jetzt kennt man endlich den genauen Tarif.

Ablehnung

(Dugo)



„Weißt du, Fritz, zur Weihnachtszeit vermißt man es doch sehr, wenn man keine Kinder hat.“ — „Na, wegen so'n paar lausiger Stunden wollen wir uns doch ooch nich bemühen!“

Zeitgemäße Weihnachtsgeschichten

„Wie gut, daß wir noch von früher eine solche Menge von Glaskugeln haben!“
„Ah, Sie wollen also doch einen Weihnachtsbaum machen?“
„Nein, aber die Glaskugeln wollen wir verkaufen.“

•

Am 1. Advent hatten wir den Rundfunkapparat eingestellt. Und siehe da, eine Stimme ertönte aus dem Lautsprecher: „Du meine Fresse, acht Seiten von dem Quatsch wollen Sie vorlesen? Achtung, Achtung, meine Damen und Herren, Herr Professor Schnietzke kommt jetzt zu seinem Vortrag: ' Erbauliche Weihnachtsbetrachtungen . . .“

•

Auch in dem kleinen Artistenhotel feierte man Weihnachten. Unglücklicherweise geriet der Weihnachtsbaum in Flammen. Aber der Brand wurde sofort gelöscht durch den zufällig anwesenden Feuerfresser, der auf diese Weise nebenbei zu einer extra Weihnachtsmahlzeit kam . . .

•

Juller fuhr kurz vor Weihnachten mit dem Auto hinaus in das verschneite Land. Mit Weib und Kind und Kegel. An einer Stelle kam der Wagen ins Rutschen. Fuhr vor einen Baum. Es krachte heftig. Der Kühler wurde eingedrückt, und Juller mußte mit Weib und Kind und Kegel aussteigen. Juller ordnete seine Familie um den Baum herum an und sprach: „Nur immer mit die Ruhe! Jetzt stimmen wir das schöne Lied an: O Pannenbaum, o Pannenbaum!“

•

Der abgebaute Bankbeamte hat sich beizeiten eine Weihnachtstanne gesichert, ein armseliges, dürres Bäumchen. Der kleine Fritz betrachtet es sich genau und sagt dann: „Die Tanne sieht ooch aus, als ob sie stempeln ginge.“

K. M.

Der Lautsprecher

Sezerniere deinen Brei,
schwitze Lärm aus allen Spalten!
Gott sei Dank, es steht mir frei,
den Spektakel abzuschalten.

Manchmal ist er ja ergötzlich,
manchmal fällt ein gutes Wort;
aber häufig, aber plötzlich
geht die Stimmung über Bord.

Schwupp — und aus ist das Gefauch.
. . . Warum haben andre Möbel
(namentlich der Mensch) nicht auch
diesen hübschen, kleinen Hebel?

Dr. Owlglaß

Schöne Bescherung

(M. Frischmann)



„Bloß abwarten und nich verzweifeln, Emma! Wennse uns ooch rausjeschmissen ham, vielleicht stellense zufällig in der Nähe 'nen Christboom uff, denn ham wa doch wenigstens wat for's Jefühl!"

Der Weihnachtsbaum / Herrn Gäwels Weihnachtsabenteuer in Rom. Von Kurt Miethke

Herr Gäwel sagte: „Was halden Sie denn von dem Weihnachdsweddr? Weihnachdsweddr is das nich. Weihnachdsweddr is das üwrhaubd selden. Awr das is immer noch besser wie vor ä baar Jahren."

„Wie war denn das vor ä baar Jahren, Herr Gäwel", erkundige ich mich neugierig.

„Vor ä baar Jahren — wie das da war? Das wollense wissen? Da war ich nich hier, da war ich wo anders. Da war ich in Rom. Roma äderna, die ewiche Schdadt am Dibrschdrand, da war ich vor ä baar Jahren zu Weihnachden. Da war änne Bullenhidze. Wemmr üwer den Bedersbladz ging, da dachde mer, mer mißde vor Hidze schderben. Das war ja nun üwrhaubd gein Weihnachdsweddr. Zu Weihnachden da geheerd Eis und Schnee, aber nich ä Sonnenschdichelchen. Na, ich gehe da in eine Blumenhandlung und saache zu der Dame, diede da de Blumen vrgaufde: ‚Fräulein Sinjorina, haben Sie denn ä Dannenboom?' Die guggde mich groß an, awr die schien nich Deudsch zu vrschdehn. Das war ä ziemliches Dilemma.

Wir wolldn doch abends in unserer Bengsjon änne Danne aufschdellen, wie sich das geheerd. Und da vrschdand mich nun das Fräulein nich. Na, ich vrsuchde der nun einen Weihnachdsbaum mimisch vorzuführen. Da fing die an zu grinsen, niggde und vrschwand. Dann gamse widdr midnem Lorbeerbaum. ‚No, Sinjorina', saachde ich da zu ihr, ‚an einen Lorbeerbaum da gammr doch geine Gerzen anbringen.' Das vrschdand die auch widdr nich. Na, da ließ ich die mid ihrem Lorbeerbaum alleene und ging widdr raus. Und da hadde ich eine glänzende Idee. Ich wingde mir ä Audo und ließ mich zum Deudschen Generalgonsulad fahren. Via Gonde Rosso 25. Da ging ich hin und saachde zu dem Beamden: ‚Ich muß soford den Herrn Generalgonsul schbrechen.'

‚In welcher Angeleechenheid?' fragde der Beamde.

‚In der Angeleechenheid eines Dannebaums', saachde ich.

‚Bedaure', saachde der, ‚der Herr Generalgonsul is nich zu schbrechen.'

‚Ich will awr ä Weihnachdsbaum gaufen.'

‚Wir haben geine Weihnachdsbäume zu vrgaufen.'

Na, was meinen Sie, was ich da losgeleechd hawe! Was ich dem gesaachd hawe! Der war muggsmäuschenschdille, wo ich meinen Wudanfall hadde. ‚Was?', hawe ich zu dem gesaachd, ‚ersd wirdmr hier rundrgeloggd nach dem sonnichen Süden, und dann gammr nich mal ännen ganz gewehnlichen Weihnachdsbaum besorchd griejn, da vrzichde ich awr lieber auf den ganzen sonnichen Süden. Und auf dem Gonsulad, da grichdmr schnibbische Andwordn! Ich fraache Sie, wozu sind Sie üwrhaubd da? Sie sind dadrzu da, die Inderessen der Deudschen im Ausland zu vrdreden! Schdimmd das?'

‚Das schdimmd', saachde der Beamde.

‚Die Inderessen der Deudschen im Auslande zu vrdreden! Und ich indressiere mich nu mal für ännen Weihnachdsbaum, da muß eben das Gonsulad diese meine Indressen vrdreden . . .'"

Herr Gäwel hat sich in Hitze geredet. Ich frage ihn: „Und haben Sie denn schließlich einen Weihnachtsbaum gefunden?"

„Ich nich. Awr wie ich in die Bengsjon gomme, da haddn die änne wundrbare Danne aufgeschdelld. Die hadde sich die Wirdin aus Deudschland gommen lassen, weil doch bloß Deudsche in der Bengsjon waren. Na, da war ja alles in Buddr. Da gonndemr ja Weihnachdn feiern, wie mr wollde."

„Machen Sie dies Jahr auch einen Weihnachtsbaum?" fragte ich.

„Hier? Wozu denn? Hier gibds doch Dausende. Nein, da bin ich gomisch. Wo sich jeder Schbießer einen Baum zuleechd, da schaffe ich mir noch lange geinen an. Dadrin bin ich nu geradezu ä Außenseider . . ."

Weihnachtsmärchen 1931

Von John Förste

Kennt ihr das Märchen von dem „Fest der Liebe"?
– Als anstatt Schneeflocken ein Helf-Bazillus fiel?
Die reichen Leute schlichen hin wie Diebe,
Schwer infiziert. Es hatte wirklich Stil.

. . . Sie überkam ein sonderbares Geigen:
Vom Magen aufwärts, bis ins Handgelenk, . . . das locker ward . . .
Sie sahn im Geiste Armeleuteleichen,
Die reichen Leute waren nicht mehr hart. –

Sie stellten sich in Gruppen an zu vieren.
Sie schleppten lange Tische mit viel drauf.
Sie hielten in den ärmlichsten Revieren.
Und alle Kellerlöcher gingen langsam auf.

Es kamen die, die nur im Schatten leben.
Es kamen die, die siech sind und verbraucht.
Es kamen Mädchen, blasse, die sich billig geben:
Es kamen alle, deren Schornstein selten raucht. –

Um müde Münder glitt ein Hoffnungsschimmer.
Es weinten manche, denn man war nicht mehr allein.
– Es war ein Märchen. Denn so ist es immer:
Man weiß. Und handelt nicht! Sagt: Könnte es nicht sein?

Friede auf Erden!

(Olaf Gulbransson)



„Wir hörten soeben die Übertragung des Engelchors aus Bethlehem. Es folgt nunmehr eine aktuelle Funkreportage ‚Weihnachten in Ostasien'."

München, 14. Dezember 1931 36. Jahrgang Nr. 37

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Zwanzigjähriges Jubiläum des Sklarek-Prozesses

(Olaf Gulbransson)



EIN BILD AUS DEM JAHRE 1950

Private Stilübung / Von Karl Kinndt

Horcht auf, Parteigenossen!
Nun bricht das Dritte Reich bald an,
und darum merkt euch, Mann für Mann,
was wir ad hoc beschlossen:

Wer Hunger oder Waffen hat
und wer mit Kunst zu schaffen hat,
wer nicht ein blondes Mädchen liebt
und dem „Angriff" Inserätchen gibt,
wer Freunde in der Fremde hat
und wer kein braunes Hemde hat —:
wird erschossen — wird erschossen — wird erschossen!

Denn erst, wenn Blut geflossen,
wird Deutschland wieder wirklich wach:
Die erste Bürgerpflicht ist Krach!
Und darum ward beschlossen:

Wer nachts noch auf der Straße buhlt,
wer heimlich in der Nase puhlt,
wer auf Berlin, die Sünderstadt,
nicht schimpft und nicht fünf Kinder hat,
wer Lippenstift und Schminke liebt
und uns nicht Pinke-pinke gibt —:
wird erschossen — wird erschossen — wird erschossen!

Schlag-Heil, Parteigenossen!
Ist Deutschlands bess're Hälfte tot,
dann hat's ein Ende mit der Not!
Und darum ward beschlossen:

Wer arm und ohne Bleibe ist,
wer Fleisch mehr als ne Scheibe ißt,
wer's Hakenkreuz nicht tragen will
und Frankreich siegreich schlagen will,
nach Pilsner Bier in Schenken fragt
und selbständig zu denken wagt —:
wird erschossen — wird erschossen — wird erschossen!

Träume vor Schaufenstern / Von Adele Jellinek

Als sie vor den hellerleuchteten Auslagen standen, die Hände in den Taschen, den Rockkragen aufgestellt und die von der Kälte entzündeten Augen auf die Herrlichkeiten hinter den Scheiben gerichtet, — da schämten sie sich wohl ein wenig, von ihren groben Nöten und Sehnsüchten zu sprechen, und sie halfen sich damit, daß sie sie in die ferne Kindheit zurückverlegten. In die Kindheit, wo ja alles noch eine tiefere, bluthaftere Färbung hatte, wo Essen und Trinken noch ein Rausch, eine taumelnde Hingabe an das Leben war, und wo über allen diesen Genüssen, die man später klein und niedrig nennt, der Reiz des Einmaligen, Nieausgekosteten, das Abenteuer der Sinne lag.

„Wißt ihr noch", sagte der eine mit einem Lächeln, „welche Herrlichkeiten damals noch eine Handvoll Nüsse oder Pflaumen, ein Stück Hering oder Käse bedeuteten! Das war doch mehr als bloß simple Nahrung für den Körper. Unser Tisch daheim war so arm und spärlich gedeckt, wir konnten uns nie so recht satt essen, und die guten Sachen kannten wir nur von den Auslagen her. Na, ihr kennt ja diese Dinge auch. Ist es da ein Wunder, wenn Träume und Abenteuer immer um diese Genüsse herumirrten, wenn alle starken Erlebnisse der Kinderzeit damit verknüpft waren?

Einmal kam ich als kleiner Junge zu freundlichen Verwandten aufs Land. Vor dem Schlafengehen kamen die guten Tanten mit einer Schale und steckten mir zwei, drei Löffel von etwas Märchenhaft-Gutem in den Mund. Nie hatte ich etwas Ähnliches gekostet. Die Erinnerung daran verfolgte mich die ganzen Kinderjahre. Sie tauchte in meinen Träumen auf. Und vielleicht, weil ich keinen Namen dafür hatte, wurde mir das Genossene zum Sinnbild alles Guten. Alle glücklichen Vorstellungen und Erwartungen, auch wenn sie sich auf ganz andere Dinge bezogen, hatten irgendwie einen leisen Beigeschmack von diesem Köstlich-Erlesenen. Und alle meine Knabenträume von Ferne und Abenteuer waren davon erfüllt. Ich war schon fast erwachsen, als ich wieder einmal zu den Verwandten ins Dorf kam und interessiert fragte, ob sie noch wüßten, was sie mir in jener fernen Zeit Wunderbares in den Mund gelöffelt hatten. Zu meiner Enttäuschung erfuhr ich, daß es sich nur um einen simplen Blütenhonig gehandelt hatte . . ." Die andern lächelten.

„Und wißt ihr noch", sagte der zweite, und der Blick, mit dem er die verlockenden Dinge hinter den Scheiben betrachtete, hatte nun etwas Freundliches, Gelöstes, — „wißt ihr noch, welche Rolle diese Auslagen damals überhaupt in unserem Leben gespielt haben? O wie oft sind wir mit heraushängender Zunge davor gestanden und haben uns in diese Herrlichkeiten hineingeträumt. Wir haben sie untereinander verteilt, wir haben uns darum gerauft und gebalgt. Wir haben auch unsere abgegrenzten Reviere gehabt, an die keine andere Horde heran durfte. Wir haben sie untereinander verschachert, verkauft, jede Auslage hatte ihren bestimmten Preis. Am teuersten war die der Konditorei, sie kostete sieben Glaskugeln.

Und diese Spiele haben uns auch heimbegleitet. Wenn wir vor unserem Teller saßen, dann war es selbstverständlich, daß unsere Gedanken von der dicken braunen Einbrennsuppe und dem Schwarzbrot zu den schönen Bildern gingen, die wir auf der Straße kennengelernt. Und dann kamen uns die schönsten Einfälle, und wir erfanden ein neues Spiel. Es kostete uns nicht viel Anstrengung, uns an Stelle der dicken Suppe etwas anderes, Besseres vorzustellen. Und wenn wir sie dann andächtig auslöffelten, spürten wir deutlich, daß etwas von unseren inbrünstigen Vorstellungen sich auf sie übertragen hatte . . ."

„Und wißt ihr noch", mischte sich der dritte ins Gespräch, „was damals so ein gewöhnlicher, harter, saurer Apfel alles für uns umschlossen hat? So ein Apfel mit einer seidenglatten, harten Schale, die knirschte, wenn man hineinbiß? Es wäre eine Lästerung gewesen, einen solchen Apfel zu schälen, und wenn man es schon tat, so nur, um die Schalen hinterher aufzuessen. Es war immer aufregend, einen solchen Apfel in Händen zu haben, seinen herben säuerlichen Geruch zu spüren und zu denken, daß man ihn sich noch lange aufsparen konnte — um ihn dann doch gleich zu verschlingen. Aber einmal hat ein solcher Apfel in meinem Leben Schicksal gespielt.

Ich stand in der Lehre und war, wie es ja nicht selten vorkommt, der Prügeljunge des Betriebs. Ich war der Puffer zwischen dem Meister und den Gesellen und der Fußball für die älteren Jungen. Aber am wenigsten mochte mich die Meisterin. Sie war eine fette, aufgequollene Frau und ging daheim immer im Unterrock herum, der verzweifelt nach Urin roch. Einmal, als sie sich bückte, sah ich ihre riesigen, aus dem Hemd hervorquellenden Brüste, und der aufrichtige Ekel, mit dem ich sie ansah, trug gerade nicht dazu bei, meine Beliebtheit bei ihr zu steigern. Sie gab mir immer die schlechtesten und die geringsten Bissen, halste mir die schwerste Arbeit auf und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mich vor den anderen herabzusetzen und lächerlich zu machen. Einmal, als sie mich erst spät nachts ins Bett gehen ließ — ich mußte immer beim Morgengrauen auf, um den Ofen zu heizen —, passierte mir großem Jungen, in der quälenden Angst, zu verschlafen, das Unglück, das Bett zu nässen. Die Meisterin kam am nächsten Morgen mit dem nassen Leintuch in die Werkstätte. Es gab ein großes Hallo, und die Frau tat ein übriges, indem sie mir das nasse Tuch ins Gesicht schlug. Das brachte bei mir verschüchtertem, gepeinigtem Jungen den Becher zum Überfließen. In meinem Haß und meiner abgrundtiefen Verzweiflung beschloß ich, in der Nacht die Werkstatt anzuzünden und davonzulaufen.

Ich schlief in einem winzigen Vorraum, in dem außer meinem alten wackligen Schlafsofa nur ein Vorratskasten stand. Als ich mich hingelegt hatte, um die Zeit für meinen Plan abzuwarten, entdeckte ich plötzlich in der Sofaecke neben meinem Kopfpolster einen Apfel. Jawohl, einen großen, harten, grasgrünen Apfel! Wie lange hatte ich schon keinen Apfel in den Händen gehabt! Wie kam er hierher, wer hatte ihn hergelegt? Die Meisterin war auf dem Markt gewesen. Sollte sie —? Nein, das war nicht möglich! Und doch! Wenn es ihr leid getan hatte, daß sie mich so tief demütigte? Nein, nein! Aber wer sonst sollte ihn mir hingelegt haben?

Ich kann schwer beschreiben, in welchem Aufruhr ich war. Ein Apfel war nichts Geringes für einen ausgehungerten Buben, der nie etwas Gutes über die Lippen bekam. Aber die Art, wie er mir gereicht wurde, dieser zarte Zug des Überraschens, des Versöh-

Berliner Köpfe

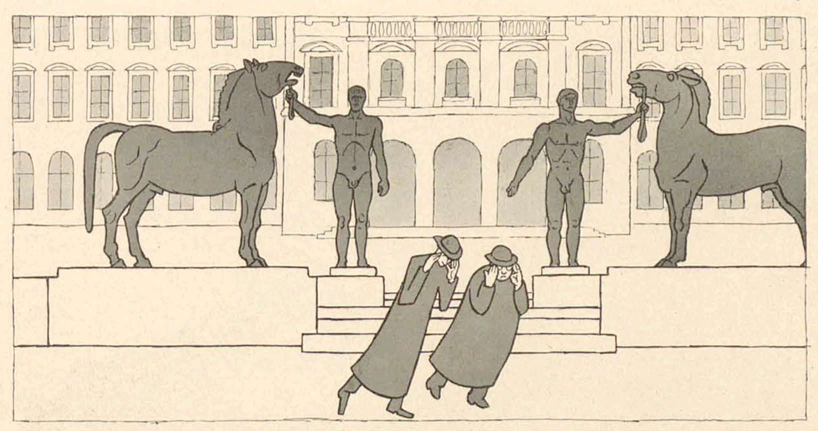
(Rudolf Großmann)



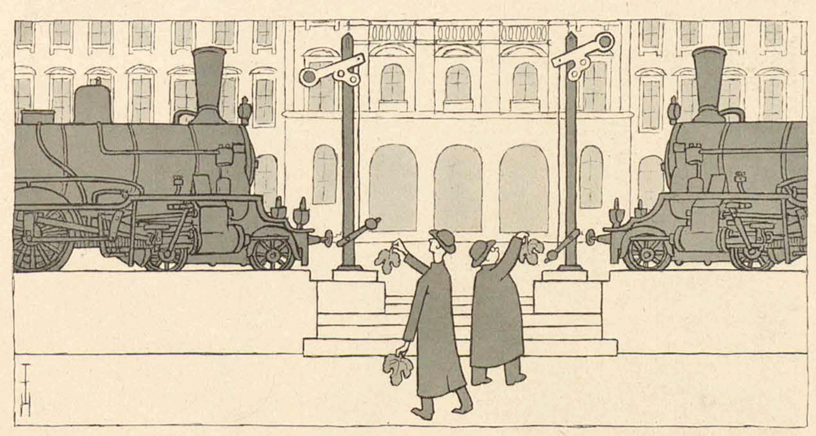
Max Reinhardt

Bayrisches — Allzubayrisches

(Th. Th. Heine)



Die nackten Pferdebändiger vor der Münchener Technischen Hochschule erregen heftige Entrüstung bei den Klerikalen.

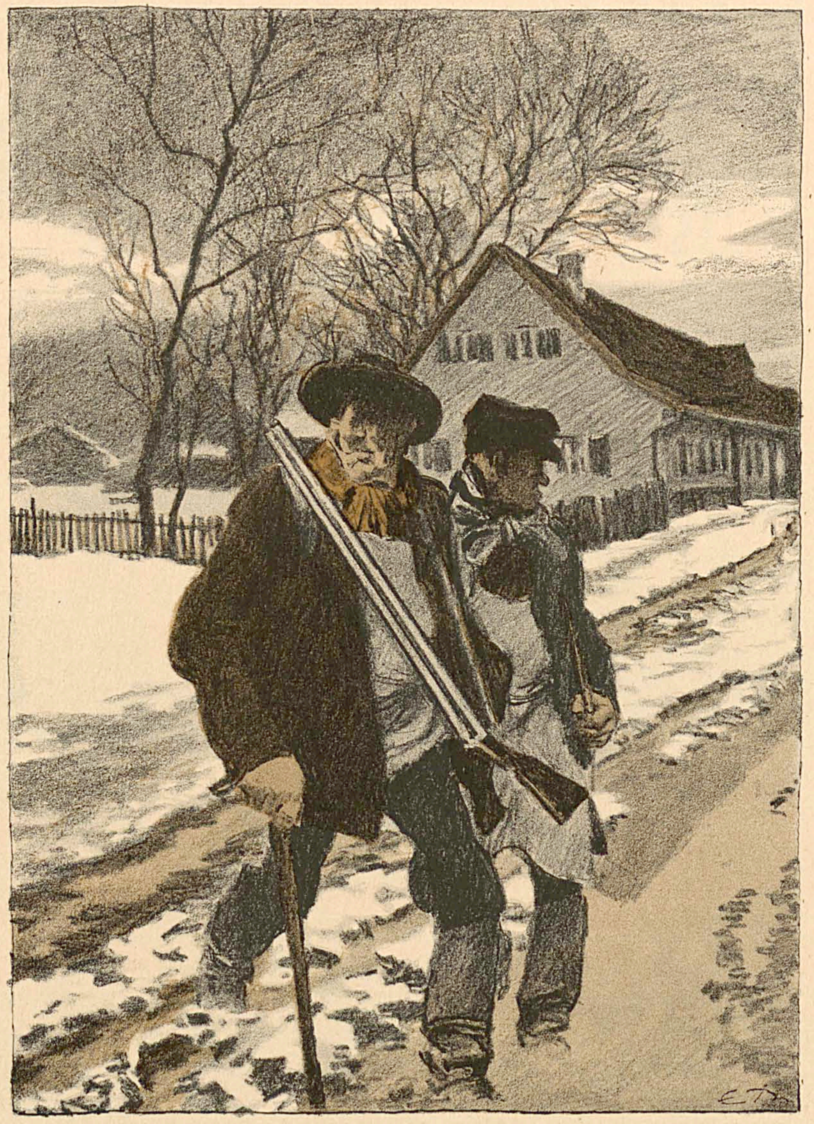


Es sollen daher, was auch dem Zweck des Gebäudes besser entsprechen würde, statt dessen Lokomotiven und Signalmaste aufgestellt werden — zur Sicherheit auch noch mit Feigenblättern.

nens, dieses Weihnachtliche daran, das erregte mich am allermeisten. Immer wieder sah ich das Bild vor Augen, wie sich jemand mit einem Lächeln auf den Lippen über mein Bett beugte und den Apfel versteckte. Ich drückte seine glatte Schale an meine Wangen, meine Lippen, ich roch seinen herben Duft, und alles Verkrampfte in mir löste sich in heißen Tränen.
Wahrscheinlich lag in meinem Benehmen, mit dem ich am nächsten Morgen der Frau entgegentrat, schon etwas Neues, Gewandeltes. Denn der Ton war nicht mehr ganz so schroff, mit dem sie mich fragte, ob ich nicht in meiner Kammer einen Apfel gefunden habe, der ihr beim Einräumen in den Vorratskasten heruntergefallen war. Ich brachte ihr, gelähmt vor Enttäuschung, den Apfel. — Aber die Wendung war bereits vollzogen, der erste Schritt getan und ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Die Meisterin tat den zweiten. Etwas an mir mochte sie wohl stutzig gemacht haben, denn sie erklärte mürrisch, ich möge den Apfel behalten. — Und so aus dem leisen Hin und Wider, aus zaghaftem Entgegenkommen und leisem Antworten, entstand etwas Neues zwischen uns, das Übelwollen verschwand, und mein Leben wurde erträglicher. — Das hat also der Apfel getan. Ein so richtiger echter Jungenapfel mit glatter, kühler Haut, der knirschte, wenn man hineinbiß. Tausend Segen über einen solchen Apfel!“
Sie lächelten alle drei. Sie standen noch immer vor der hellerleuchteten Auslage mit ihren verlockenden Dingen. Und vielleicht war es der süße Duft, der aus diesen Erinnerungen aufstieg, die Wärme und Innigkeit einstigen Erlebens, daß sie sich plötzlich nicht mehr gar so hungrig, so frierend, so hoffnungslos vorkamen. Nicht mehr ganz so von allen Gütern der Erde ausgeschlossen. Und so, mit dieser neuen Wärme im Herzen, gingen sie jeder nach einer andern Seite in die Kälte, den Hunger, das Dunkel hinaus . . .

Schlechter Wildstand

(E. Thöny)



„Woaßt, Alisi, i glaub' all'wei, dő oiden Rammler hab'ns a scho g'mirkt, wia ma an guaten Geburtenrűckgang macht!"

Der Detektiv / Von Ossip Kalenter

Ich kenne drei Rechtsanwälte, neun Ärzte, Dutzende von Malern und Schriftstellern, aber nur einen einzigen Detektiv.

Er ist daran schuld, daß ich keine rechte Freude an Kriminalromanen finde. Sie erscheinen mir in ihrer fehlerlos aufgehenden Rechnung langweilig. Wie reich an verblüffenden Wendungen, wie spannend verläuft dagegen die Wirklichkeit eines Detektivs!

Schon seine Kombinationsgabe war etwas Unheimliches. Ich entsinne mich (die Geschichte meiner Bekanntschaft mit ihm spielte in Leipzig), wie wir einmal in tiefer Nacht am Brühl standen und unvermutet eine stark rhythmische Musik nebst Gebrüll und Gejohl aus einem verrammelten Kellerfenster zu uns heraufdrang. „Da tagt ein Bibelkränzchen!" kombinierte er sofort mit der Treffsicherheit des geübten Kriminalisten. Und in der Tat: wenige Augenblicke später waren aus dem Gesang, der die Musik begleitete, deutlich die Worte „. . . mit 'nem kleinen Engel . . ." vernehmbar.

Ein andermal war ich Zeuge, wie er, von einer Telephonzelle aus, einer eifersüchtigen Frau, die ihren Mann durch ihn beobachten ließ, in fliegender Hast zuflüsterte: „Kommen Sie sofort ins Café Felsche! Ihr Mann sitzt dort mit einer Dame." Der Eifersüchtigen bemächtigte sich, was kaum verwundern wird, nicht unbeträchtliche Erregung. Aber nicht über ihren Mann; das wäre das Alltägliche, das Gewohnte gewesen. Nein, ihre Erregung galt dem Detektiv. — Ihr Mann saß neben ihr am Telephon.

Sein glorreichster Fall ereignete sich jedoch in eigener Sache.

Er hatte, auf mir unbekannte Weise, 10 000 Mark verdient, die er, aus mir unbekannten Gründen, nicht zur Bank geben wollte. Was tut ein gerissener Detektiv in solcher Lage? Er verbirgt das Geld keineswegs etwa in verdachterregender sorgfältiger Umhüllung an verdächtig geheimnisvollem Orte; das tun Dilettanten. Vielmehr legt er es in eine Zigarrenschachtel und stellt diese, in wohlbedachter Harmlosigkeit, in der guten Stube auf den Ofen. (Leipzigs gute Stuben zeichnen sich durch turmhohe Kachelöfen aus.)

Ein Vierteljahr später sah er zum erstenmal wieder nach dem Gelde. Zu seinem nicht geringen Erstaunen enthielt die Zigarrenkiste statt der 10 000 Mark nur noch 3000. Was macht ein gerissener Detektiv? Zunächst einmal Krach. Er nahm seine Frau, seine Tochter, sein Dienstmädchen ins kriminalistisch geschulte Verhör. Vergebens . . . Blitzschnell überlegte er, wer sich in der Zwischenzeit unbeobachtet in dem Zimmer aufgehalten hatte, und kam nach längerem Nachdenken zu dem Ergebnis: nicht weniger als fünf verschiedene Personen, Bekannte und Verwandte, die teils auf der Durchreise, teils zu Besuch im sogenannten Salon übernachtet hatten. Welchen verdächtigen? Im Grunde traute er, als geborener Detektiv, keinem. Er durchlebte einige Tage und Nächte in einem furchtbaren Dilemma. Endlich, in seiner höchsten Not, kam ihm ein Einfall, der einem Kriminalromanverfasser für seinen Helden bestimmt noch nicht gekommen ist: er ging zu einer Wahrsagerin.

Die Wahrsagerin legte die Karten, stocherte im Kaffeesatz und blickte in eine Schusterkugel. Dann sagte sie: „Der Weg führt nach Dresden . . . zu einem jungen Mann . . ."

Dem Detektiv ward heiß. Kurze Zeit zuvor hatte eine Dresdner Bekannte mit ihrem einundzwanzigjährigen Sohn im Salon übernachtet . . . Er fuhr nach Dresden, sagte dem jungen Manne die Tat auf den Kopf zu, und — es stimmte.

— —

Und da sollten mir noch Kriminalromane imponieren?!

Das furchtbare Erlebnis eines Engländers

Der gute alte honorable Sir Edward Benigold aus Oxford war wieder einmal in Bremen. „Die Zeiten sind andere geworden", seufzt er, „ganz andere. Dreimal schon habe ich meine Brieftasche verloren. Dreimal wurde sie mir von der Polizei mit allen Papieren, mit Füllhalter, Bleistift, Zigaretten und Radiergummi wieder zugestellt. Nur die Banknoten waren natürlich vorher herausgenommen."

„Ja, und —?" frage ich. „Was ist Ihnen jetzt passiert?"

„Ich habe meine Brieftasche zum viertenmal verloren", sagt Sir Edward. „Zum viertenmal hat die Polizei sie mir zugestellt. Die beiden Hundertmarkscheine, die ich in London eingewechselt hatte, waren fort. Die Zigaretten, der Füllhalter, der Bleistift und der Radiergummi waren auch fort. Die fünf Zehnpfundnoten aber" — Sir Edwards Stimme klingt jetzt, als ob sie aus dem Grabe käme — „die fünf Zehnpfundnoten aber waren noch da."

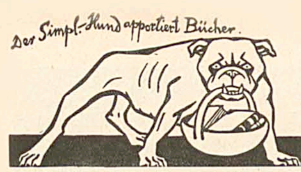
Hans Riebau

Ehrgeiz

(J. Fenneker)



„Mein Freund ist 'n hochanjesehener Mann, vaschtehste!" — „Na, länger wie meener wird er ooch nich sitzen brauchen!"



Ernst Lothar: Kleine Freundin. Roman einer Zwölfjährigen. (Verlag Paul Zsolnay, Wien.)

„Sie irren, Iwan Petrowitsch: Ein Kind versteht alles!" Diese Worte Dostojewskis, der Kinder bis ins Dämonische hinein liebte und verstand, stehen als Motto vor dem Roman. Lothar zeigt nun, wie das Kind alles versteht, aber wie es seinem Verstehen hilflos gegenübersteht, weil es sein Maß, das des Kindes, daran legt. Der Roman gibt nicht bloß reizvolle, dem Kinderleben abgelauschte Szenen, er faßt in sich die ganze Süße und Verwirrung, die Kindheit bedeutet. Und wie die Erwachsenen (die Eltern des Kindes wollen sich scheiden lassen) da hineinspielen, wie diese wienerische, jüdische und getaufte Bourgeosie mit den mährischen Ahnen und der Sehnsucht nach dem Feudalen dasteht! Eine Einheit, eine Totalität — auch diese kleine Welt der Großen bei Lothar. Aber wie er dann diese unschuldige, einsame Seele in einem Kinderkörper gibt, das macht, daß man dieses Buch liebt.

Oskar Maurus Fontana

Forel-Fetscher: Die sexuelle Frage. (Verlag Ernst Reinhardt, München.)

Die Verdienste Forels, der sich in seinem langen Leben immer eindeutiger zum Sozialethiker entwickelte, sind unbestritten. Sein vorliegendes, umfangreiches Handbuch des Sexuellen, das zuerst im Jahr 1904 erschien, ist jetzt von Rainer Fetscher, Hygiene-Professor in Dresden, im Sinne der verantwortungsbewußten Menschenliebe Forels neu bearbeitet und dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft angepaßt worden. Es gibt in den weiten Zusammenhängen des alle Lebensgebiete streifenden Sexuellen ausgezeichnete Auskünfte und Anregungen, soziologische, pädagogische, psychologische, eherechtliche, hygienische. Nur da, wo es einseitig von den Naturwissenschaften her tiefere Lebenseinsichten vorträgt, wirkt es etwas flau. Infolge dieser Eigenart: naturwissenschaftlich-materialistische, monistische Weltanschauung fordernd aufzustellen, verringert das Buch seinen Wert etwas und kann in der Hand des ungebildeten Gebildeten, des Durchschnittstyps unserer Zeit also, zur Gefahr werden, wenn er sich auch seelisch daran zu orientieren sucht.

Rudolf Schneider-Schelde

B. Traven: Die Baumwollpflücker. Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.)

Kennst du das Vergnügen: dich mit einem Tippelbruder auf einen Kilometerstein zu setzen und zuzuhören? Nur zu hören. Keine Zwischenfrage störe den Fluß der Rede. Und allgemach wird es zum Fluß des Seins und Werdens, des Erdlebens und Menschendenkens. Am Ende weißt du kaum, was du gehört hast. Es war zuviel Inhalt für eine Inhaltsangabe. Aber du erinnerst dich orgiastisch bunter Wirrsal, zynischer Weltklugheit, grimmigen Humors, stillverzagten Revoluzzertums. So ist Traven. Unvergleichlich und anonym wie jeder Vagabund. Nicht mal der Verleger soll wissen, wer er ist — aber diesmal ist es bestimmt nicht Theodor Tagger. Man hat ihn verglichen — mit Jack London, Hamsun, Upton Sinclair. Falsch. Bald packt ihn dieser, bald hat ihn jener beim literarischen Wickel; aber sein Glück ist, daß er allen entkommt und in dieser Welt der Stoffe nichts tut als Stoff fressen. Noch geistert sein „Totenschiff" durch unsere Träume, das unphantastisch genug ist, für einen gerissenen Reeder um eine hohe Versicherungssumme mit Mann und Maus abzusacken, und doch phantastischer als alles, was nach Poe kam. Hier pflückt er Baumwolle — und noch etwas mehr, in und um Ixtilxochitchuatepec. Baumwolle hat, glaube ich, intime Beziehungen zu Dynamit. Auch bei Traven. Dieser Lump hat mal im Traum eine anständige Welt erblickt, eine Art Arkadien — und seitdem erscheint ihm die vorhandene als Kehrseite. Beide aber sieht er mit gleicher Schärfe und Deutlichkeit. Was bei einem Deutschen überrascht. Schade, daß er ein so fernes Land durchpflügt. Auch die Heimat könnte ihm Romane geben.

Dr. H. A. Thies

J. Babel: „Drei Welten". (Malik-Verlag, Berlin.)

Man liest diese Sammlung kurzer Erzählungen des neurussischen Autors und staunt wieder einmal über die russische Seele. Was in ihr alles herumrumort, ganz gleich, ob sie einem Bauern, einem Kosaken, einem russischen Juden angehört, ist für uns Mitteleuropäer nahezu traumhaft. Im ganzen brennt uns da eine Unmittelbarkeit des Lebens entgegen, die wir schon längst nicht mehr haben. Resultat der Lektüre: Wir haben weder die intellektuelle Möglichkeit, noch das theoretische Recht, Maßstäbe unsrer westlichen Welt an sowjetrussische Verhältnisse zu legen . . . Resultat der Lektüre für den Aesthetiker: Die ebenso plastische wie stimmungsreiche Gestaltungskraft Babels ist überzeugend von der ersten bis zur letzten Zeile. Viele der knappen Erzählungen sind vollendet dichterisch, alle, auch wo sie sich auf kommentarlose Reportage beschränken, sind durch und durch lebendige Kunst.

Walther C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Adolf Paul: „In der kleinen Hölle Chikagos". Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Ludwig Marcuse: „Heinrich Heine". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Ernst Glaeser und F. C. Weiskopf: „Der Staat ohne Arbeitslose". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Ernst Weiß: „Georg Letham, Arzt und Mörder". Paul Zsolnay, Verlag, Wien IV.

Adventslied / Von Walther C. F. Lierke

„Vom Himmel hoch, da komm ich her" –
um das flaue Geschäft zu beleben.
Und wird's in der Kassa noch immer nicht mehr,
dann gibt's nur: sich seelisch erheben.

Ein bißchen Geklingel mit Gefühl
kann klimperndes Geld nicht ersetzen,
aber was ein echter Deutscher ist, will
seinen Bart mal mit Rührung benetzen.

Und trägt er sich etwa total rasiert,
so flennt er zumindest nach innen.
Aber Weihnachtens wird mal die Seele geschmiert –
Wer will denn ausschließlich verdienen!

Man tut mal, als sei man als inniger Christ
ein sanftes Schaf unter gleichen.
Wenn das Weihnachtsbäumchen geplündert ist,
kommt ein anderes Warenzeichen.

Kommt beispielsweise die Inventur
– vastehste! – mit „Preise gesenkt".
Da wird nicht gefühlt, da verdient man nur –
und das Publikum kauft für geschenkt.

Österreich spart

Im Jahre 1932 sollte eine allgemeine Volkszählung in Österreich stattfinden. Alles war schon vorbereitet: Fragebogen, Auszählmaschinen, ja, man wußte im Ministerium sogar schon, was man mit der ganzen Statistik anfangen wollte (sie nämlich in einem Sonderheft veröffentlichen), — da sprach der Finanzminister ein Machtwort: Die Volkszählung habe aus Sparsamkeitsgründen verschoben zu werden. — „Das ist endlich einmal ein wirklich vernünftiger Ersparungsweg", lobte mein Freund X. den Entschluß. „Bei diesen Zeiten, — je später man das Volk zu zählen anfängt, desto weniger wird man zu zählen haben!"

•

Auch im Unterrichtsbudget wurde heftig gestrichen, und ein Abgeordneter der Heimwehrfraktion, die im Parlament ausnahmslos gegen alles opponiert, regte sich mächtig über den Schulabbau auf. — „Der Wert der Schule fürs Weiterkommen im praktischen Leben", antwortete ihm in der weiteren Debatte ein Kollege von der anderen Seite, „dieser Wert soll aber auch nicht überschätzt werden. Und mein Vorredner ist da ein lebendiger Beweis. Wäre er denn überhaupt hier, wenn er etwas gelernt hätte?"

Der Abßtand

Eine hamburgische Angelegenheit

Der Hausherr am Wahltag: „Hast du auch dafür gesorgt, daß die Dienstmädchen deutschnational gewählt haben?"
Die Hausfrau: „Ich habe ihnen gesagt, sie sollten Volkspartei wählen. Etwas Abßtand muß sein!"

Lieber Simplicissimus!

Zur Übertragung meiner Krankengeschichten aus dem Stenogramm diente mir eine Stenotypistin, die den Vorzug hatte, noch die alte Gabelsberger Kurzschrift zu kennen. Ich brauchte ihr nur meine Aufzeichnungen zu übergeben, und die Kartothek enthielt dann sauber getippt alles, was ich sonst hätte diktieren müssen. Ein oder anderes Wort ließ zwar zuweilen verschiedene Deutung zu, doch bei verständigem Mitdenken ergab sich schon stets der richtige Sinn. Freilich: in diesem Punkte haperte es bei meinem Girl am meisten. Sonst wäre ihr kaum geschehen, daß sie einmal ein Instrument erfand, das noch in keiner Jazzkapelle verwendet ist, aber Neutönern warm empfohlen sei. Ich hatte von einem Ekzem in der Afterfalte berichtet, das Fräulein aber nannte diese, ihr offenbar nur akustisch bekannte, Gegend die — Afterflöte. (Sie war sehr musikalisch, meine Tippmamsell.)

•

Unser Dienstmädchen kommt vom Lande, und vielerlei in der städtischen Ausdrucksweise ist ihr bis heute rätselhaft geblieben. So ist sie neulich mit einem schlecht abgewogenen Butterpaket in den Milchladen zurückgeschickt worden und berichtet bei der Rückkehr, die Milchfrau habe ihr gesagt, wenn das Gewicht wieder einmal nicht stimme, solle sie ihr die Butter zurückbringen, und zwar „anstandslos". Dieses Wort nun scheint ihr schwere Bedenken zu machen. „Anstandslos?", fragt sie, „was soll jetzt dös hoaßn?" — „Anstandslos", antwortete man ihr, „das heißt natürlich, Sie können ihr die Butter ohne Anstand wieder zurückbringen." — „Aha!" sagt sie da in freudig auflodernden Bayernzorn, „also so ganz unanständig soll ich sie ihr wieder hinschmeiß'n?"

Der rationalisierte Präsident / Von Weare Holbrook

Als Tante Kamilla mir kürzlich hundert Aktien der Babbit - Cohen - Thompson - Betonröhrenwalzgesellschaft zum Geschenk machte, wurde mir erst bewußt, welche Verantwortung heutzutage so ein Wertpapierbesitzer zu tragen hat. Ich studierte den Wirtschaftsteil der Zeitungen, und in schlaflosen Nächten stellte ich mir oft die Herren Babbit, Cohen und Thompson vor, wie sie in jugendlichem Übermut über ihre Betonröhren sprangen.

Wissensdurstig stattete ich eines Tages den Büros der Babbit-Cohen-Thompson-AG. einen Besuch ab und verlangte energisch, zum Präsidenten geführt zu werden. Ich erfuhr, daß er Blechstein heiße. „Aber wo sind Babbit und Cohen?" fragte ich traurig. „Und wo der gute alte Thompson? Was ist aus ihm geworden?"

Man sagte mir, daß Babbit in Europa weile, Cohen gestorben und Thompson ins Staatsgefängnis Atlanta übergesiedelt sei.

Die Sekretärin, zu der ich nun geschickt wurde, unterrichtet mich, daß sich Blechstein bei einer Konferenz befinde. Am besten spräche ich überhaupt mit Herrn Smith, dem wirklichen Präsidenten der Aktiengesellschaft.

Herrn Smiths Sekretärin jedoch lächelte mitleidig, als sie meinen Wunsch vernahm. „Haben Sie denn nicht in den Abendblättern gelesen, daß die Babbit-Cohen-Thompson-AG. von den Vereinigten Gebrauchsröhren aufgesaugt worden ist?"

„So ist also auch Herr Smith aufgesaugt worden?"

„Fast vollständig", war die Antwort. „Herr Schmaltz ist der Präsident des neuen Unternehmens."

Ich raste über den mit schweren Teppichen belegten Gang, bis ich eine Türe mit der Aufschrift „Adolf Schmaltz, Privat" erblickte. „Ist Herr Schmaltz zugegen?" fragte ich atemlos. „Nein", erwiderte ein blasser junger Mann, „er ist gerade bei einer Konferenz."

„Und wann wird er zurück sein?"

Der junge Mann blickte auf eine Art Generalstabskarte, die dicht mit verschlungenen roten Linien bedeckt war. „Ich bezweifle, ob Sie ihn heute überhaupt sehen können. Unmittelbar auf seine jetzige Konferenz folgt eine zweite und dann eine dritte. Er ist heute besonders beschäftigt — wegen der Verschmelzung!"

„Wegen welcher Verschmelzung?"

„Nun, ich darf es Ihnen wohl verraten, da es ohnehin in den Morgenblättern stehen wird. Die Vereinigten Gebrauchsröhren gehen eine Verschmelzung mit der Nationalen Röhren-AG. ein."

„Dann muß ich Herrn Schmaltz auf der Stelle sprechen — noch bevor er bis zur Unkenntlichkeit verschmolzen wird", rief ich, indem ich auf die Türklinke drückte.

„Nein, nein! Um Gottes willen!" schrie entsetzt der junge Mann. „Herr Schmaltz ist bei einer Konferenz, sage ich Ihnen. Sie können ihn nicht sprechen."

Ungeachtet seiner Proteste öffnete ich die Türe. Er hatte recht. Herr Schmaltz war nicht zu sprechen. Der prächtig möblierte Büroraum war leer. Auf dem riesigen Schreibtisch lag eine dicke Staubschicht, die Telephone waren mit Spinnweben bedeckt, und der Schreibtischkalender war um sechs Wochen im Rückstand. Mein alter Verdacht rechtfertigte sich. Der Satz „Er ist bei einer Konferenz" ist nichts als eine Legende für das leichtgläubige Publikum, und die Sekretäre, die diese Legende verewigen, gleichen Hohepriestern, die eifervoll einen leeren Heiligenschrein bewachen. „Wo ist Herr Schmaltz?" beharrte ich.

Nun brach der Widerstand des jungen Mannes zusammen. Er gestand, daß er seit vielen Monaten weder einen Präsidenten, noch einen Vizepräsidenten, noch einen zweiten oder dritten Vizepräsidenten gesehen habe. Bis nun habe die Herren noch niemand vermißt.

„Aber", forschte ich, „wer leitet das Unternehmen?"

„Das geschieht maschinell", antwortete er. „Wir verwenden Briefformulare, Diktiermaschinen, automatische Scheckschreibmaschinen, Tabulatoren und Verkaufsbarometer . . ."

„Unwesentliche Einzelheiten", unterbrach ich ihn. „Es muß doch jemand da sein, der die Entscheidungen fällt."

„Seitdem die Präsidenten und Direktoren verschwunden sind, treffen wir unsere Entscheidungen, indem wir Kopf oder Adler werfen. Es ist ebenso gut und weniger zeitraubend. Unser Bürobetrieb hat eben die letzte Stufe der Rationalisierung erreicht. Herr Schmaltz sagte immer wieder, daß Zeit Geld ist, und er führte auch aus, was er predigte. Wo immer er von einer neuen Erfindung hörte, die seinen Arbeitstag um ein paar Minuten verkürzen könnte, husch, stand sie schon in seinem Dienst . . . Er hatte zum Beispiel die Gewohnheit, beim Telephonieren kleine Kreise und Spiralen auf sein Löschblatt zu malen. Dann sah er ein, daß dies eine nicht zu rechtfertigende Vergeudung von Zeit und Energie ist, und er schaffte eine Maschine an, die automatisch kleine Kreise und Spiralen mit einer Geschwindigkeit von sechshundert in der Stunde zeichnet. Die setzte er in Bewegung, wenn er telephonierte . . .

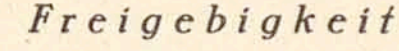
Dann kaufte er ein kleines Grammophon, das jede halbe Minute ‚Geht in Ordnung!' sagte, und schaltete es an seinen Telephonapparat.

Dadurch hatte er viel mehr Zeit für andere Obliegenheiten, so zum Beispiel für die Beantwortung des Posteinlaufes. Früher brauchte er einige Stunden, um die eingelangten Briefe zu lesen und zu beantworten. Eines Tages aber hatte er die gute Idee, für alle einlaufenden Briefe die einheitliche Beantwortung: ‚Wir empfingen Ihr Geehrtes und bedauern, die Sache dem Gericht übergeben zu müssen', festzusetzen. Auf diese Weise erledigte er die ganze Korrespondenz in wenigen Sekunden."

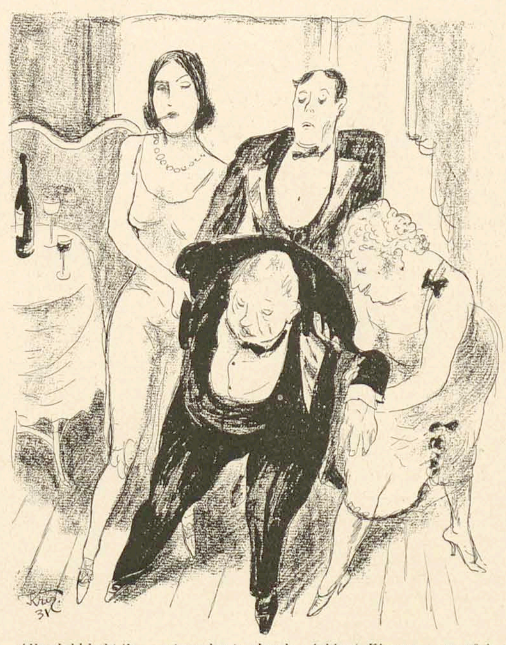
Während der junge Mann so plauderte, erfaßte ich die wirkliche Tragödie der Rationalisierung. Die Führer der Industrie haben ihre Betriebe so vollendet rationalisiert, daß jeder überflüssige Bestandteil — sie selbst eingeschlossen — ausgeschaltet worden ist.

So bietet sich uns heute das traurige Schauspiel dar, daß mächtige Präsidenten in ihren Büros sitzen — es sei denn, daß sie gleich Herrn Schmaltz schon nach Hause gegangen sind —, dicht umgeben von arbeitssparenden Maschinen — und keine Arbeit vorhanden ist, die gespart werden könnte! An ihren Fingerspitzen befinden sich Druckknöpfe, durch deren Betätigung die Sekretärinnen herbeistürzen, noch bevor das Echo des Klingelns erstorben ist, an ihren Ellbogen Telephone, durch die sie sofort mit allen Filialbüros im ganzen Lande sprechen können. Aber es zeigt sich, daß sie ebensogut ihre Aufträge in Form schöner Stickereien auf Tischdecken verewigen und zu Fuß ihren Filialbüros überbringen könnten. Eile ist nicht vonnöten!

(Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten



Freigebigkeit (*Rudolf Kriesch*)



„Alles Jeld habt ihr — mir nu heute abend — jeklaut, Kinners — nu wär's mir uff meine Unschuld — schon ooch nich mehr anjekommen!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Mißverständnis

(George Grosz)



„Wissen Sie, Berta, die Liebe der Männer muß man eben stets aufs neue erwerben!"
„Na, det wird aber die jnädige Frau so manche Stange Jold jekostet haben!"

Klawuttke meckert sich eins:

Tja, mit die Meckerei is nu ooch bald Schluß! Meckan darf denn nur noch Jroena pasönlich, und wenn't een andra tut, is a een Staatsvaleumda. Außa, er is een Nazi, denn den Hitla, wo drischt, kann ma det Maul nich vabieten. Wer kluuch is, schafft sich nu bei Zeiten eene Sowjet- und eene Hakenkreizfahne an, weil a bei die Kälte den Mantel nich nach'n Winde hängen kann. Aus die schwarzrotgoldne ha'ck ma schon lange Untahosen lassen machen —: da siehtse keena. Aba nach die Wäsche und die hessischen Wahlen sindse stark injejangen, und wo die Mitte is, sindse vellich uffjeriem.
Wat nitzt ooch det ewje Meckan? Reichsjericht bleibt Reichsjericht —: imma feste druff jejen links und heeflich jejen rechts. Und Völkabund bleibt Völkabund —: eene feste Burch jejen dem Kriech — bis a ausbricht. Und Republik bleibt Republik — bloß nich jrade bei uns. Und Bank bleibt Bank —: bombensicha, bisse pleite is.
Wat Maxe Reinhardt, der Jemeinnitzije, is, der scheint det nu mit Jottes und der Presse Hilfe noch eenmal wieda jeschafft zu ham! Da is ooch Meckan vaboten. Weil a sonst uff den letzten Loch und uff Barlin pfeift! Und wo wa doch schon drei Opan ham, die mit Opa nich lem und nich sterm könn'n, und füneff Sprechtheata, wo Operette spieln, konnta doch „Hoffmanns Azählungen" nich ooch als Opa jem! Lorisch? Solange eena noch Jaaschen zahlt, solla jelobt sind! Sowat hat Seltenheitswert! Friha hamse in Witzblätta imma den „Schmierendirekta" durch'n Kakau jezoren, wo abends mit de Kasse durchjeht —: det is nu bei uns schon lange keen Witz mehr und passiert bei jroß und klein. Mit den eenen Untaschied, det keene Kasse zu'n durchjehen mehr da is.
Von den tächlichen Bankkrach wolln wa nich reden. Soll ja nu eene Notvaordnung rauskomm', det jeda, wo sein Jeld uff eene Bank trächt, wejen Vaschwendungssucht und jemeinjefährliche Doofheit entmindicht und injelocht wird. Wo't doch imma noch Leite jibt, die sich einseiffern lassen. Aba det det nu ooch in Potsdam mit die Bestechungs-Skandale anjeht, hat ma doch een' beesen Schlaach vasetzt! Wenn det am dürren Holz jeschieht, wat soll da an'n jrienen werden? Und wenn ooch Dutt und Kaisatreie nicht mehr vor't Zuchthaus schitzt —?!
Andre Zeiten — andre Unsitten, saach ick imma. „Wie jeht's Ihn'n?" waacht ja keena mehr zu fraren, wo een' Bekannten trifft, und wer nich eenfach „Heil Hitler!" saacht, akundicht sich zeitjemäß: „Und wie lange sind S i e die Miete schuldich?"
Und wat sarense zu Dr. Best und seine private Stilübung? Allahand for so'n kleenen Assessa! Det hätte een auswachsna Reichsjerichtsrat ooch nich forscha könn' machen! Da zabrechen se sich die Köppe, wie se die Justiz könn' vaeinfachen —: und denn kommt so'n junga Mensch und hat det Rezept! Wenn't ooch nich janz orjinell is —: wat der seelije Clémenceau is, der hat ja ooch schon jesaacht, et mißten zwanzich Milljonen Deitsche wenja sind — — — Aba nu ham wa ja Autarkie und machen allens alleene. Kaki

Praktische Finanzwissenschaft

(Wilhelm Schulz)



„Vertrauen Sie mir ruhig Ihre Brieftasche an, junger Mann! Auf dem Vertrauen beruht die ganze Geldwirtschaft!"

Andrang

(M. Frischmann)



„Bloß nich so stark drängeln, Kinners, ick mach doch schließlich hier keene Fürstenabfindung!"

Der Staubsauger „Eros" / Von Max Marschall

Die G. m. b. H., welche den neuen unübertrefflichen Staubsauger auf den Markt brachte, hatte ihn „Heros" getauft, aber der ungemein tüchtige Vertreter, der sich der Einführung dieser neuen Marke widmete, hatte ihm für seinen Privatgebrauch den Namen „Eros" beigelegt.

Ein ungemein tüchtiger Kerl, wie gesagt, dieser Herr Vertreter, der durch die geniale Namenskürzung und die daran geknüpfte, von ihm erdachte und mit Energie durchgeführte Verkaufsmethode ganz ungewöhnliche Erfolge auf dem gewiß nicht leichten Gebiete des Verkaufes von Staubsaugern erzielte. Unterstützt und erleichtert wurde seine Methode allerdings durch seine äußeren Vorzüge, seine kraftvolle, von Männlichkeit strotzende Erscheinung, seine bestechende Liebenswürdigkeit und auch wohl noch von dem kleinen „v." vor seinem Namen auf der Karte, die er bei seinen Besuchen den von ihm zum Opfer des „Eros" ausersehenen Personen überreichen ließ.

Daß diese Personen ausschließlich weiblichen Geschlechts waren, wird der scharfsinnige Leser unschwer erraten haben. In der Tat waren die Opfer des „Eros" ohne Ausnahme unter den Frauen zu suchen, deren Ehemänner tagsüber ihrem Berufe außerhalb der ehelichen Wohnung nachgingen, so daß der tüchtige Vertreter Zeit und Gelegenheit genug hatte, diese Ehefrauen mit den Vorzügen und ungeahnten Wirkungen des „Eros" bekannt zu machen.

Nach ein- oder meist mehrmaligem Vorführen und Probieren hatte der Ehemann der inzwischen vom „Eros" begeisterten Frau nichts weiter zu tun, als seine Einwilligung und Unterschrift zur Anschaffung des Staubsaugers zu geben; nach einigen Tagen erschien „Heros" gegen Kassa oder Ratenzahlung, das Geschäft war perfekt, und „Eros" verschwand.

Die Methode des tüchtigen Herrn Vertreters klappte vorzüglich, bis auf den Fall Perlewitz, von dem hier erzählt werden soll.

Frau Perlewitz, die noch gut erhaltene und lebensfrohe Frau des Knopf-Engros-Händlers Perlewitz, hatte nun schon wiederholt den Vertreter der Heros G. m. b. H. empfangen, war in alle Vorzüge der Marke „Eros" eingeweiht und, restlos von den Leistungen entzückt, fest entschlossen, von ihrem Mann die Bewilligung zur Anschaffung des Staubsaugers zu fordern. Das ging ohne große Schwierigkeiten, wenn auch Herr Perlewitz, ein von Natur weder mit körperlichen Vorzügen, noch mit großen Energien ausgezeichnetes Männchen, von schlechter Geschäftslage, ungünstiger Konjunktur für Knöpfe und dergleichen brummelte. Was sollte er machen? Das Geld seiner Frau arbeitete im Geschäft, persönlich hatte er ihr auch nicht viel zu bieten, er willigte also ein. Es wurde verabredet, daß Herr Perlewitz am 10. vormittags vom Geschäft nach Hause komme, um sich von den Vorzügen des Staubsaugers persönlich zu überzeugen und seine Unterschrift zu geben.

Herr Perlewitz saß in seinem Kontor und berechnete im Geiste die Mengen unverkäuflicher Knöpfe seines Lagers, als sein Blick auf den Abreißkalender fiel. Der 10.? Was war denn da? Richtig, er sollte ja nach Haus kommen, des dämlichen Staubsaugers wegen. Mißmutig machte er sich auf den Weg. Als er die Tür zu seiner Wohnung geöffnet hatte, hörte er schon auf der Diele das Getöse des Motors; Donnerwetter, machte der Heros einen Krach. Er legte Hut und Stock ab und öffnete die Tür zum Wohnzimmer, stand aber starr und stumm vor dem Bild, welches sich ihm darbot. — — —

Auf dem Teppich stand der Staubsauger Heros allein und verlassen, sein Motor arbeitete mit riesigem Lärm. Auf dem Divan in der Ecke aber sah er seine Frau mit dem tüchtigen Vertreter in einer Situation, die man am kürzesten und diskretesten mit „Flagranti" bezeichnen kann.

Der Lärm des Staubsaugers übertönte jedes Geräusch, so daß die beiden das Öffnen der Tür gar nicht gehört hatten. Herr Perlewitz stand wie eine Statue, in seinem Hirn aber kreisten wie Blitze die Gedanken. — — — Jetzt Skandal machen, Scheidung? Herausgabe des Geldes, Pleite, Schande!

Herr Perlewitz trat leise zurück, zog die Tür hinter sich zu, ging in die Küche und goß sich an der Leitung ein Glas Wasser ein. Mit dem Glase in der Hand stand er wohl zehn Minuten in Gedanken versunken, bis ihm die Stille umher auffiel; der Heros hatte aufgehört zu arbeiten.

Der kleine kümmerliche Herr Perlewitz trank das Wasser, gab sich einen Ruck, ging langsam über den Flur und

„Mal herhören das Volk –!"

Von Peter Scher

Der Onkel wie die Nichte,
der Papa wie der Sohn,
die hören ihn durchs Mikrophon –
Herr Groener zitiert den Fichte:
Stillgestanden! An Deutschland geglaubt.

Der Fichte und Herr Groener,
der Säbel und der Geist;
jetzt fehlt nur noch der H. von Kleist
als völkischer Tagelöhner:
Knochen zusammen! Augen rechts.

Die markigen Gesellen,
die haben freie Bahn;
die Schnauze und der Größenwahn,
die dürfen den Geist verbellen:
ducke dich – wir sind national.

Die Herrn des Reichsgerichtes,
die wirken in Groeners Sinn:
die werfen die heutigen Fichtes
a conto des verstorbenen rin:
Stillgesessen – was ficht euch an!!!

öffnete zum zweitenmal die Tür zum Wohnzimmer.
Der Staubsauger stand noch immer einsam auf dem Teppich, das Flagrantipaar saß nebeneinander auf dem Divan und sprang beim Eintritt des Herrn Perlewitz überrascht auf.
„Was soll das heißen, was willst du hier?" schrie Frau Perlewitz.
Ganz bescheiden sagte Herr Perlewitz, daß er doch herbestellt sei wegen des Staubsaugers.
„Aber nicht heut, am zehnten, habe ich gesagt!" schrie seine Frau.
„Ganz recht, heut ist der zehnte", meinte Herr Perlewitz.
„Der neunte", schrie Frau Perlewitz wieder, „hier, sieh die Zeitung, Freitag den neunten!"
Der tüchtige Herr Vertreter hatte sich inzwischen gefaßt und mimte den liebenswürdigen Geschäftsmann.
„Aber da der Herr Gemahl nun mal hier ist, könnten wir ja nochmals vorführen."
Herr Perlewitz lehnte heftig ab: „Nein, nein, den Apparat nehme ich nicht, der ist mir zu laut."
„Zu laut?" rief Frau Perlewitz, „woher willst du denn das wissen? Der Apparat arbeitet ja gar nicht?"
Der kleine Herr Perlewitz sagte ganz leise und ruhig: „Als ich vor einer halben Stunde hier war, habe ich ihn gehört." — — —
Es entstand eine große Stille. Frau Perlewitz wandte sich um und machte sich intensiv am Blumentisch zu schaffen. Der Herr Vertreter schien dem kümmerlichen Herrn Perlewitz gegenüber all seine geschäftliche Routine und gesellschaftliche Gewandtheit verloren zu haben. Er packte stumm seinen Staubsauger zusammen, machte eine Verbeugung, und Heros und Eros verschwanden von der Bildfläche.
„Der Staubsauger ist wirklich zu laut", sagte Herr Perlewitz nochmals, nahm draußen Hut und Stock und ging in sein Geschäft zurück.
Dort verließ ihn seine Ruhe für einen Augenblick, als er den Lehrling erblickte, der heute früh zwei Blatt des Kalenders mit einemmal abgerissen hatte. Er verabfolgte ihm eine Ohrfeige, eine Affekthandlung, die er aber sofort durch ein Dreimarkstück wieder gutmachte, um auch hier allen Komplikationen in dieser schweren Zeit aus dem Wege zu gehen.

Quid pro quo

Der Hintern gibt's genug,
der ernst bemühten,
die täglich, Zug um Zug,
die Not bebrüten.

Wir sehn sie Stund' um Stund
beisammen thronen
in Sitzungssälen und
Kommissionen.

Statisten sehen wir
Statistik treiben
und auf Kanzleipapier
Tabellen schreiben.

Sie geben uns Bericht,
statt neu zu schöpfen.
An Hintern mangelt's nicht,
– bloß grad an Köpfen.

Ratatöskr

Tarife

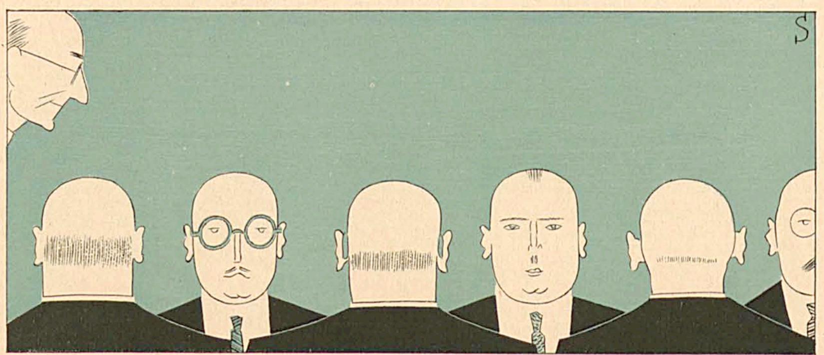
(Karl Arnold)



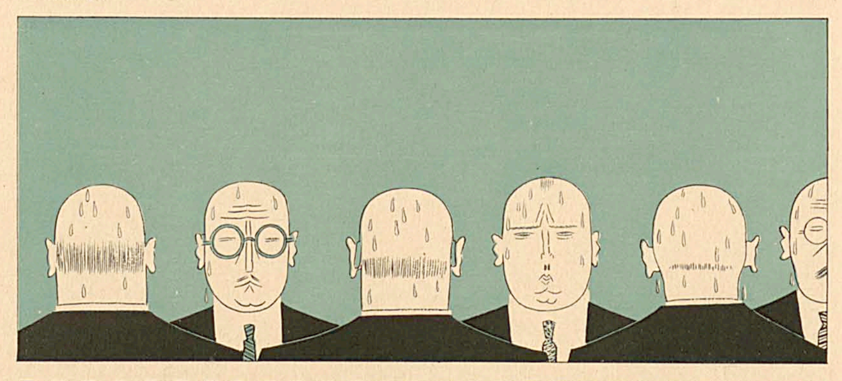
„Bloß drei Mark? Nee, gute Frau, damit ist kein günstiges Horoskop zu erzielen — fünf Mark ist die Mindesttaxe für 'n optimistischen Blick in die Zukunft."

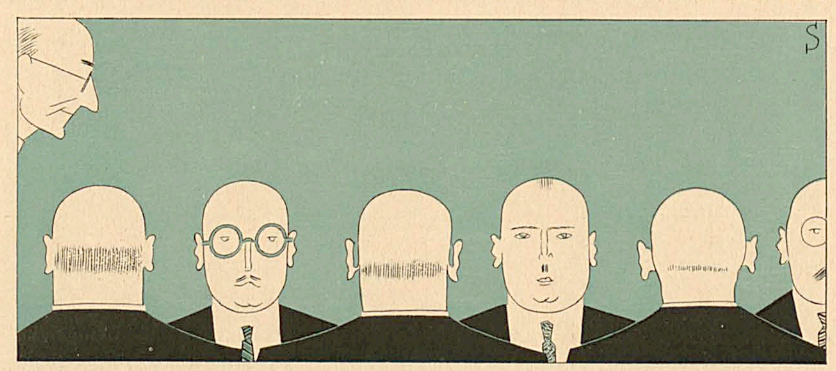
Die Geschichte vom Wirtschaftsbeirat

(E. Schilling)



„Das Rezept ‚Lohnsenkung — Preissenkung' hat versagt, wir erwarten von dem Wirtschaftsbeirat neue Vorschläge!"





„Endlich ist es uns gelungen, eine neue Lösung zu finden: nicht ‚Lohnsenkung – Preissenkung', sondern Herabsetzung der Löhne und der Preise!"

Stuttgart, 21. Dezember 1931 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 38

SIMPLICISSIMUS

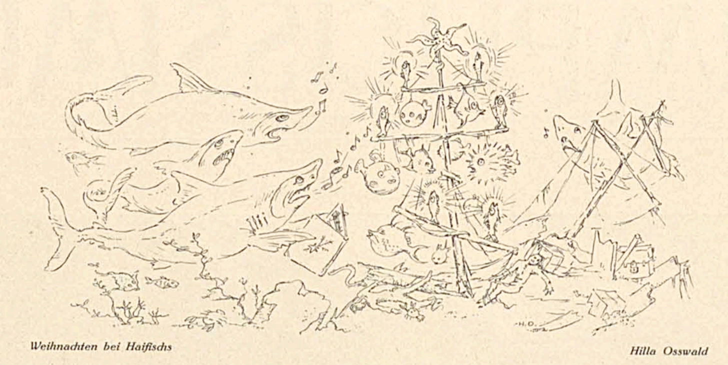
Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Stille Nacht 1931

(Wilhelm Schulz)



„Nur rasch fort, Maria! Mit dem Frieden auf Erden scheint's diesmal nichts zu sein!"



Weihnachten bei Haifischs — *Hilla Osswald*

„. . . sag in Berlin Bescheid!" / Von Georg Schwarz

Wir „arbeiteten" 1923 im besetzten Gebiet an der Ruhr. Wir verrichteten eine Arbeit, die dem Kommando der französischen Besatzungstruppen durchaus nicht genehm war. Was für eine Arbeit das war, — darüber schweigt man heute besser. Die Zeiten sind vorbei, und es waren wilde und bewegte Zeiten, in denen manches passierte, was man heute nicht mehr breitzutreten braucht.

Wir waren hin und her gehetzt, mußten Material unterbringen, Leute instruieren, Spione, die uns verfolgten, abstreifen, Aufrufe stilisieren, mit Druckereien und Verteilungsstellen verhandeln: wir schliefen jede Nacht in einem andern Bett, bei Freunden, bei Bekannten, oder wo man uns gerade hinempfohlen hatte. Wir waren illegale Existenzen. Am Vormittag trafen wir uns mit allen möglichen Leuten in düsteren Hinterzimmern düsterer Lokale, am Nachmittag pflogen wir in Konditoreien kurze Besprechungen, mittags aber sahen wir wie ehrbare Kaufleute aus und aßen, wo man uns am wenigsten vermutet hätte, in den besten Restaurants, weil man dort am sichersten war vor Agenten, Spionen und der Feldgendarmerie der Besatzungsarmee, die schon manchen von uns geschnappt hatte.

Am Morgen des 24. Dezember waren wir, mein Kamerad Leonhard und ich, in Köln gelandet. Unsere Aufgabe hier war rasch erledigt. Wir waren müde und hatten das Jagen und Gejagtwerden mal gründlich satt. Wir beschlossen, mit dem Nachtzug nach Berlin zu fahren, denn uns packte mit einemmal eine unbändige Sehnsucht nach Hause, nach der großen Stadt, nach Sicherheit, nach Ruhe, nach unseren eigenen Betten, nach Weihnachten. Nur ein paar Tage Ferien von horizontblauen Uniformen, von geheimen Konferenzen, von nachspürenden Agenten, von Konspiration in grauer Luft unter hochragenden Fördertürmen und Schloten!

Ich traf Leonhard auf dem Bahnsteig, dann saßen wir im Zug und fuhren auf Vohwinkel zu. Dort war die Übergangsstation ins unbesetzte Gebiet. Hier wurden nochmals die Pässe kontrolliert, das Gepäck nach Zollpflichtigem und Verbotenem nachgesehen. Das Türenklappen und „Bitte, die Pässe" näherte sich uns von Abteil zu Abteil. Jetzt flog unsere Tür auf.

Wir hatten es uns bequem gemacht, saßen in Slippers und Reisemütze als einzige Insassen des Abteils auf den Fensterplätzen, einander gegenüber. Wir rauchten unverzollte englische Zigaretten, lasen und markierten Unbesorgtheit und blütenweißes Gewissen. Der Beamte mit der blauweißroten Armbinde stand vor uns, und Leonhard reichte ihm seinen Paß. Das heißt, sein Paß war es eigentlich nicht, denn Leute unserer Sorte reisten damals nicht auf eigenen Paß und überhaupt nicht auf nur einen Paß.

Daß allerdings Leonhard seine ganze Kollektion bei sich hatte, wußte ich nicht, und es war auch ein bodenloser Leichtsinn von ihm, verständlich nur dadurch, daß er seine Reiseausrüstung nicht zurücklassen wollte, als er sein Arbeitsgebiet verließ. Woher aber der Beamte von Leonhards Paß-Sammlung wußte, das haben wir uns dann erst viel später — viel später! — zurechtgelegt. Und um die Divinationsgabe des Beamten zu erklären, dazu müßte man das ganze Geflecht der französischen, englischen, separatistischen, belgischen, nationalistischen, revolutionären Intrigen, die damals an Rhein und Ruhr agiert wurden, auseinanderdröseln, — und das führte hier zu weit.

Kurzum, der Mann von der Sûreté générale wußte. Er schenkte dem vorgewiesenen Paß kaum ein höhnisches Lächeln und sagte nur in aller Seelenruhe: „Ich möchte lieber Ihren richtigen Paß sehen."

Die wenig sicher vorgebrachten Versicherungen über die Richtigkeit des vorgewiesenen Passes schnitt der Beamte kurz ab und bat Leonhard, sich zu erheben. Dieser Bitte nicht nachzukommen, war wirklich nicht ratsam angesichts der drohenden Nähe eines aufgepflanzten Bajonettes auf dem Rücken eines auch sonst noch reichlich mit Waffen behangenen Poilu, der den Geheimagenten begleitete. Und wie Leonhard nun stand, da holte der Kriminalkommissar mit geübten Griffen aus dessen Taschen und Gepäck das ganze Völkergemisch von Pässen hervor. Da wurde offenbar, daß Leonhards schön photographierte Gesichtszüge nicht nur in dem Paß von Amandus Steinkühler, Kaufmann aus Stettin, sondern auch im Paspoort des Käsegroßhändlers Dirk van Hasz aus Alkmar in Holland und im Rejsepas des Verwalters Christian Frederiksen aus Odense in Dänemark prangten. Der Vollständigkeit halber fand sich auch noch ein tschechischer und ein polnischer Paß vor. Die Sûreté générale schien auf all das vorbereitet gewesen zu sein. Jedenfalls kam ihr Vertreter nicht aus der Ruhe und sagte in tadellosem Deutsch mit unbewegter Liebenswürdigkeit: „Bitte, ziehen Sie Ihre Schuhe an. Sie kommen mit uns. Sie sind verhaftet."

Ich saß starr wie der steinerne Gast da, meinen aufgeschlagenen Paß in der Hand und ein heftiges Puppern in der Brusthöhle. So ganz harmlos war weder mein Gepäck noch mein Gewissen.

Der Beamte beachtete mich kaum. Meinen Paß hatte er mechanisch revidiert und schien mit dem einen gefangenen Vogel so zufrieden, daß er gar nicht an mehr Jagdbeute dachte.

Auf Leonhards Gesicht spiegelte sich deutlich das Begräbnis seiner Weihnachtsträume. Mit flatternden Händen schnürte er seine Schuhe, packte sein Köfferchen, das der Beamte durchwühlt hatte, griff seufzend nach Mantel und Hut, und — Leonhard hatte wirklich keinen guten Tag — sagte an mich gewandt mit rührend gezücktem Händedruck: „Na, leb wohl und sag in Berlin Bescheid."

Seinen Händedruck an den Mann zu bringen, dazu boten meine eng an den Leib gepreßten Arme keine Gelegenheit. Dafür traf mich aber jetzt der Scheinwerferkegel aus dem Beamtenauge mit blendender Helle. Der Kommissar war nicht viel weniger perplex als ich selbst, wenn auch sicher mit weniger Erschrecken. „Sie gehören zusammen?"

„Ich habe den Herrn eben in Köln auf dem Bahnsteig kennengelernt", antwortete ich bestimmt, aber leise. Laut hätte ich nicht sprechen können, dazu klopfte mein Herz zu wuchtig.

Vielleicht hat mich die „Garçonne" gerettet, die in meinem Koffer ganz oben auf einem Pyjama lag, vielleicht mein leicht gewellter blonder Spitzbart, vielleicht meine oder Leonhards starre Ruhe, durch die hindurch der Beamte die zitternde Angst nicht gewahr wurde. Jedenfalls ging die Kontrolle meines Gepäcks nicht über die an

Die Trommler

Von Karl Kinndt

Es trommelt von rechts, und es trommelt von links:
wenn wir an der Macht wärn, dann ging's, ja dann ging's!
Dann ging's in die Höhe im Eilmarsch-Schritt!
Ratatomm — ratatomm —: mach mit — mach mit!

Es trommelt von links, und es trommelt von rechts:
wir sind die Führer des neuen Geschlechts!
Bei uns kriegt ihr Arbeit, bei uns kriegt ihr Brot!
Ratatomm — ratatomm —: unsre Fahne ist rot!

Man sammelt sich rechts, und man sammelt sich links
um die Führer des trommelnden Waffenrings —
Die Mitte ist frei und der rechte Ort,
ratatomm — ratatomm —: für den Brudermord!

Man trommelt links, und man trommelt rechts:
den Retter spielen — ein jeder möcht's!
Und keiner trommelt, zum Opfer bereit,
ratatomm — ratatomm — für die Einigkeit!

Zollgrenzen üblichen Stichproben hinaus: der Beamte notierte sich bloß den Namen, auf den mein Paß lautete, und führte Leonhard ab. Der Poilu trottete hinterdrein.
Der Zug stand, ich saß starr, bis die Schritte der drei Männer, die genagelten des Poilu, die elegant elastischen des Kommissars und Leonhards unglücklich schleppende, verhallten.
Uff! Einmal Luft schnappen! Und jetzt drei fiebernde Griffe in Taschen und meinen Koffer, und, was mich belastete, war hinter die Heizung gestopft. Und wieder saß ich starr und starrte auf den nächtlichen Bahnsteig. Drüben standen an der Paßsperre die Passagiere eines Personenzuges. Unter dem offenen Wellblechdach des Bahnsteiges in der nebligen Winterluft, die von den Bahnhofslichtern in milchigen Dampf verwandelt wurde, eilte die rote Stationsvorstehermütze geschäftig hin und her. Die Käppis der Douaniers trieben an meinem Fenster vorbei. Rote, weiße, grüne Signallichter erinnerten weniger an Christbaum als an ein Hafendickicht bei stürmischer Einfahrt. Merkwürdig deutlich sah ich die Friseurbecken und die blitzenden Bajonette der langsam auf und ab patrouillierenden französischen Wachsoldaten.
Der Zug stand. Es bedeutete einen immensen Energieaufwand, eine Zigarette anzuzünden. Ich saß. Ich rauchte. Der Zug stand. Jetzt wird Leonhard ins Kreuzverhör genommen. Wird er schweigen? Wird er es für heute genug sein lassen mit seinen Unbedachtsamkeiten? Wie könnte ich „in Berlin Bescheid sagen", wie der sentimentale Lulatsch mir so überflüssigerweise ans Herz gelegt hat, wenn man mich hier herausholt! Ich muß offen zugeben, nicht das Mitleid überwog in meinen Gefühlen für Leonhard, obwohl ich mir leicht ausrechnen konnte, daß er nun wohl ein paar Monate im Prison französische Offiziersstiefel putzen würde.
Der Zug stand. Vohwinkel, zwanzig Minuten Aufenthalt. Diesmal schien es ja Stunden zu dauern. Ich wußte nichts mehr. Ich sah nichts mehr. Donnernd und dröhnend widerhallte jedes Geräusch des Bahnhofs in meinem hämmernden Schädel. Die Lokomotive schnaufte asthmatisch. — Schnaufte — schnaufte, röchelnd, dumpf. Plötzlich ein heller Riß: „Platz nehmen, bitte!" Türen schlagen. Bremsen kreischen. Es ruckt unter mir — und nun hat die Lokomotive sich und mich von einem Alpdruck befreit.
Jetzt atme ich wieder ganz leicht. Der Zug fährt. Nun ist die Okkupationsgrenze überschritten. Die nächste Zigarette schmeckt köstlich. In Elberfeld grüßt ein brennender Weihnachtsbaum durch das Fenster des Wartesaals.

Weihnachtliches

Na also!

In der Nummer vom 26. November 1931 des „Völkischen Beobachters" findet sich folgende erheiternde Anzeige:

Das Volk der Dichter und Denker
schenkt Bücher zu Weihnachten!
Wir empfehlen:
Dr. Goebbels: Kampf um Berlin.

Weihnachtsdialog

„Vati, Vati, was schenkst du mir zu Weihnachten?"
„Wenn du sehr artig bist, nehme ich dich mit, wenn ich den Offenbarungseid leiste."

Mitgefühl

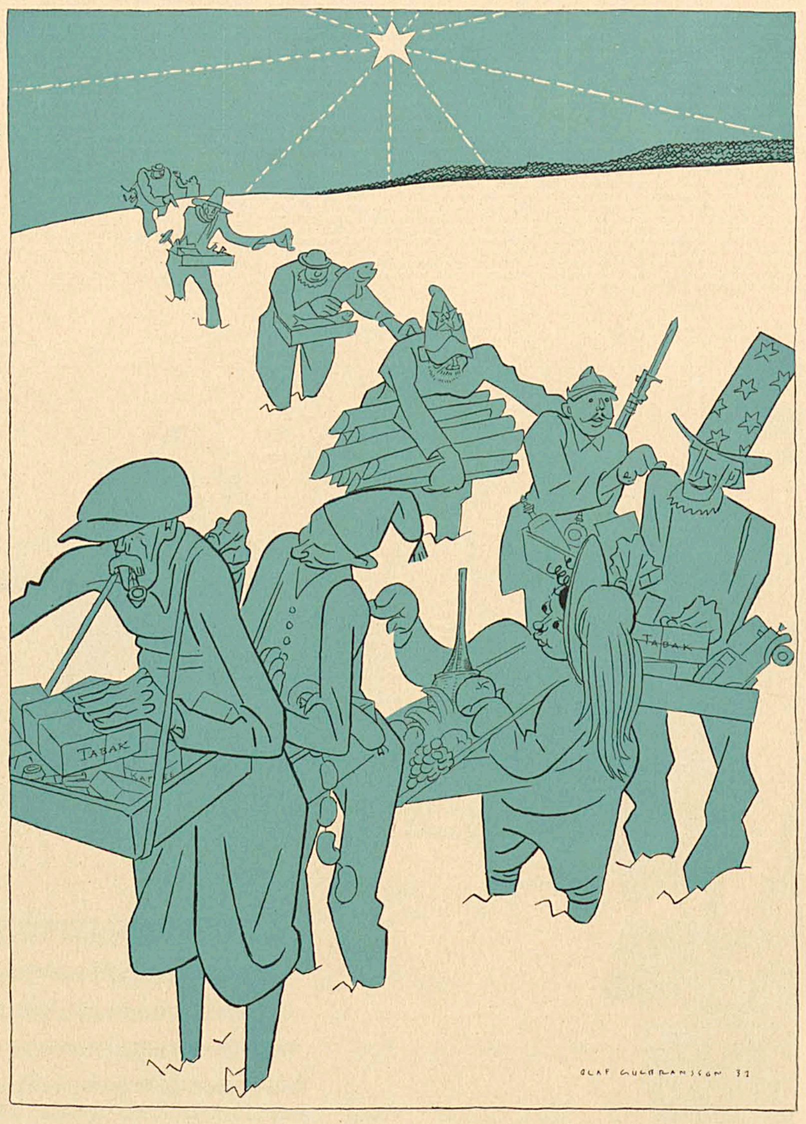
(E. Schilling)



„Wissen Sie, Gnädige, unsereiner hat ja schließlich immer Zeit, christliche Ideale zu pflegen, aber das arme Volk muß eben den ganzen Rummel auf 'nen einzigen Abend konzentrieren!"

Handelsfriede auf Erden!

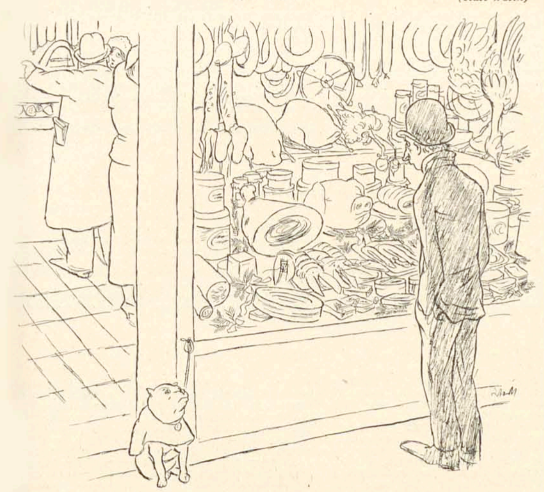
(Olaf Gulbransson)



„Endlich sind sich alle Völker darüber einig, daß sie nur exportieren, aber nichts importieren wollen!"

Ersatz

(Kurt Werth)



„Ja, ja, wenn die Menschen mal 'nen Abend lang ‚Frieden uff Erden' halten wollen, müssense eben dafor mehr Viehzeug schlachten!"

Weihnachten in der Hotelhalle / Von L. Rhan

In der Hotelhalle brennt der Weihnachtsbaum. Er trägt keine Lichter, sondern viele Glühbirnen, die ein grelles, kaltes Licht verbreiten. Der Holländer, dessen rundes Gesicht durch den Lampenschein noch rosiger wirkt als gewöhnlich, erzählt gerade genau so wie an anderen Abenden mit leiser Stimme und unbewegtem Gesicht die gewagtesten Witze und sieht bei der Pointe zu Miß Morton am Nebentisch hinüber.

Catheleen Morton, die Sekretärin des englischen Dichters, sitzt direkt unter dem Weihnachtsbaum, neben ihr die alte Madame Garnier, die geheimnisvollste Persönlichkeit des Hotels, ihrem Aussehen nach kann sie ebenso gut eine grande cocotte sein, die zum einsamen, bürgerlichen Hoteldasein hinauf, wie eine emigrierte Fürstlichkeit, die dazu hinabgestiegen ist. Heute legt sie wie jeden Abend die Karten für Catheleen. „Immer dasselbe, darling", erklärt sie, „Verlobung unterm Weihnachtsbaum!" — „Sure?" fragt Miß Catheleen und blickt ängstlich in die Glühbirnenaugen des Weihnachtsbaumes, die einen kalten, leblosen Glanz haben, ähnlich wie die Augen Fredisons, des großen Börsianers. „Liegt kein Brief in den Karten?"

Nein, statt des Boys mit dem seit Monaten erwarteten Brief kommt Fredison herüber. Er bringt es fertig, Lärm zu machen, da wo alle anderen Schritte in der dicken Vornehmheit der Teppiche untergehen. Aber dafür ist er zwei Zentner und ebenso viele Millionen schwer.

„Darf ich Sie einen Augenblick bitten, Miß Catheleen?" Es ist immer besser, in solchen Fällen Zeugen zu haben, denkt Catheleen. „Bitte, bleiben Sie — ich habe keine Geheimnisse vor Madame Garnier." Fredison zieht aus der Westentasche eine dünne Perlenkette. „Echt!" sagt er mit der Betonung des Emporkömmlings, die Catheleen einen kleinen Chok gibt.

Die schwedische Pianistin, die allein an der anderen Seite des Baumes sitzt, sieht interessiert herüber und hört auf, sich zu pudern. Sie pudert sich heute ununterbrochen und hätte dabei gern gewußt für wen. Denn man kümmert sich nicht um sie, abgesehen von dem Portier, der böse feststellt, als sie die Wangen zum drittenmal rosa übermalt, daß die Svenson heut aussieht wie der Wachsengel, der bei ihm zu Haus an der Spitze des Weihnachtsbaumes schwebt. Auch ihr sieht man wie dem Engel bereits die vielen Jahre an, die sie wohlverpackt und isoliert auf den großen Tag wartet. Sicher hat auch ihr irgendeine Madame Garnier einmal die Verlobung unterm Weihnachtsbaum garantiert.

Der Portier ist heute nicht nur gegen die Schwedin schlecht gestimmt. Da muß er hier stehen und zwanzigmal antworten, was in Berlin am Weihnachtsabend los ist, und wo man hingehen kann, von griechisch-katholischen Kirchen angefangen bis zu den „privaten Adressen", dem einzigen Ort, wo gründliche Atheisten vor Weihnachtsstimmung sicher sind. Und währenddessen sitzt seine Claire allein zu Haus vor dem Weihnachtsbaum. Da muß eine Frau ja auf dumme Gedanken kommen.

Das sieht man an der Anietta. Die Tänzerin sitzt heut zum erstenmal, seitdem sie hier wohnt, unten in der Halle. Sie ist angezogen, als würde sie jede Minute zu einem großen Fest geholt. Auf ihren Lippen ist das kindliche erwartungsvolle Lächeln, das sie sonst nach dem Tanz aufsetzt, wenn sie Applaus erhofft. Aber heut sind die Theater geschlossen, und Christian feiert mit seiner Familie. Komisch, denkt die Anietta, wenn man älter wird, schießen die Familien rundherum aus der Erde wie die Pilze. Und man fühlt sich selbst erschreckend einzeln. Draußen fällt eine Sternschnuppe. Thomas, wünscht sie, Thomas sollte hereinkommen, der erste Mann, mit dem sie Weihnachten zusammen gefeiert hat — damals in dem kleinen Atelier, wo sie näher an den Baum rückten, weil die Kerzen das gutmachten, was der schlechtgeheizte Ofen versäumte. Anietta sieht zur Drehtür.

Eine ältliche Dame, mit Paketen und Schnee bedeckt, kommt herein und verschwindet schnaufend im Lift. Vielleicht war die Sternschnuppe nur der Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos.

Der Hotelchef dreht mit verlegenem Lächeln das Radio an. „Es ist ein' Ros' entsprungen", singt eine helle Sopranstimme. Die Menschen in der Halle drehen sich mißbilligend um. Er versucht Paris. Die „O-Tannenbaum-Melodie" in Nasallauten erklingt. In London singt der Chor aus dem Westminster. Weihnachten läßt sich nicht wegleugnen. Der alte Herr Higgins, ein Deutschamerikaner, schiebt das Schachbrett weg und bestellt sich Bratäpfel und Nüsse. Zehn Minuten später sitzt er, andächtig in einen Abenteurerroman vertieft, kaut Nüsse und Bratäpfel und spielt versunken mit seinen Schnürsenkeln, eine ungezogene Kindheitsangewohnheit, die er sich längst abgewöhnt hatte.

Und ähnlich wie der alte Herr Higgins sitzen plötzlich alle Hotelgäste da. Von der feierlichen Stille bedrückt, wie Kinder im Dunkeln, die darauf warten, daß man sie ruft. Aber die erwartete Klingel ertönt nicht. Viele verlassene Geliebte, ge-

(Schluß auf Seite 450)



Liam O'Flaherty: Verdammtes Gold. Roman, Deutsch von Heinrich Hauser. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

In zwei Nächten und einem Tag bricht die Katastrophe herein über einen klotzigen geldgierigen Bauern-Machtmenschen, der die irische Kleinstadt Barra kraft seines erwucherten Geldes beherrscht und versklavt. Gegen ihn rebellieren seine aufreizend schöne Frau, die er wie seinen kostbarsten Besitz hütet und doch nicht mehr besitzen kann, ein junger entgleister Phantast, ein durch Trunk und Spiel zerrütteter Geistlicher und ein schwächlicher Intellektueller, der um seine Stellung bangende Gemeindearzt. Gier nach Geld und Gier nach dem „goldenen" Weib branden gegen den innen schon ausgehöhlten Koloß von Wucherer – und doch müssen alle sterben, ehe er, im Tode noch Sieger, zusammenbricht. Menschen, die Liebe blind macht, geschildert von einem, den Haß sehend gemacht hat. Haß auch gegen den dekadent-überfeinerten Intellekt Europas, der schwächt und feig macht.
Kein Hamsun. Aber ein stark mitreißendes Buch, das man in einem Zug ausliest.

Karl Kinndt

Friedrich Bülow: Volkswirtschaftslehre. (Verlag Alfred Kröner, Leipzig. Band 81 von Kröners Taschenbibliothek.)

Das Buch zeichnet sich aus durch seine tiefgehende, vielseitige Fragestellung, die den noch reichlich ungeklärten Gesamtkomplex der Wirtschaft aus dem Ganzen des gesellschaftlichen Lebens begriffen haben will. Die Dar- und Klarlegung des sehr großen Stoffes zur Volkswirtschaftslehre – denn darum handelt es sich (nicht um die Aufstellung von Theorien) – ist vorzüglich. Der Blick des Autors ist weit, seine Vorurteilslosigkeit groß, seine Skepsis gesund, die Wiedergabe der verschiedenen Lehrmeinungen ist treffend und lebendig. Das Buch verliert sich nirgends in Scheinwissenschaftlichkeit, doch ist es auch nirgends platt, es bildet eine hervorragende Einführung in das sehr schwierige und hochinteressante Gebiet der Volkswirtschaftslehre und kann mit Genuß und Gewinn von jedem gelesen werden, der offenen Sinnes ist und die Probleme unsrer Zeit in sich bewegt.

Rudolf Schneider-Schelde

Joachim Ringelnatz: Kinder-Verwirr-Buch. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Den Weihnachtsmann zeichnet Ringelnatz als einen keß-dofen Jüngling, der einen Dackel an der Leine führt. Den Kindern ruft er zu:

Kinder, ihr müßt euch mehr zutrauen!
Ihr laßt euch von Erwachsenen belügen
Und schlagen. – Denkt mal: fünf Kinder genügen,
Um eine Großmama zu verhauen!

Zur Silvesterfeier fressen die Kannibalen gehackte Kinderleber und panierte Bäckchen, mit Äuglein garniert; sie trinken Bambus-Soda mit Menschenblut dazu, aber wenn sie besoffen und überfressen sind, weinen sie gefühlvoll über die geschlachteten Kleinen. Den tieferen Sinn solcher Allegorien deuten wollen, hieße vielleicht das Reichsgericht stutzig machen – also schweigen wir. Nun aber, Ringel, nach dem kindlichen Geschäker: Auf zu neuen Taten!

Peter Scher

Kurt Tucholsky: „Lerne zu lachen ohne zu weinen". (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Es ist immer ein gewisses Wagnis, wenn ein selbst noch so begabter Publizist seine für den Tag und die Stunde geschriebenen Arbeiten in Buchform gesammelt herausgibt. Aber unter den, wenn ich richtig gezählt habe, 120 Prosastücken und Gedichten, die hier einen Band von mehr als 400 Seiten füllen, ist wirklich fast keines, das nicht auch ohne den aktuellen Bezug Bestand hätte. Es gibt so wenig gute Polemiker in Deutschland, besonders heute, da es als geradezu schmachvoll gilt, Verstand und literarisches Können zu besitzen, anstatt sich auf Mythos, Schau, Urerlebnis und schlechtes Deutsch zu verlassen. Mit um so größerer Befriedigung konstatiert man daher hier die blitzende Sauberkeit, die Präzision der Sprache und des (witzigen, aber dabei stets sehr ernst zu nehmenden) Denkens. Hier ist die Saloppheit noch zehnmal gewissenhafter gearbeitet als der schönste pathetischste Sonntagnachmittagausgeh-Stil der völkischen Barden. Deutsche, lernt Deutsch von den Rassefremden!
Die Einteilung des umfangreichen Materials in Abschnitte unter Überschriften wie „Kinderwagen", „Beißring" usw. ist ein bißchen überflüssig. Das Vergnügen an diesem Buch ist auch ohnedies groß genug.
Zum Schluß noch eine kleine Privatbemerkung, ganz unter uns, als avis à l'auteur: Auf Seite 18, wollen Sie, lieber Herr Tucholsky, „Den unmöglichen Gedanken zu Ende träumen: Ein deutsches Witzblatt." Freuen Sie sich mit mir, das ist ein Wahrtraum. Es gibt nämlich in Deutschland ein seit 36 Jahren weltberühmtes Witzblatt namens „Simplicissimus", an dem neben den besten deutschen Zeichnern und Autoren sogar die Ihnen nahe stehenden Herren Panter und Tiger gelegentlich mitarbeiten, ein Vorzug, dessen sich Ihre so laut gepriesene „Assiette au Beurre" kaum rühmen kann. Also warum so bescheiden?

Franz Schoenberner

(Schluß von Seite 449)
schiedene, längst vergessene Ehefrauen, sogar die als Erbschleicher oft verfluchten Neffen und Vettern, werden jetzt herbeigewünscht. Wenn nur irgendeiner hier wäre, damit man sich nicht so entsetzlich überflüssig vorkäme. Plötzlich bewegt sich die Drehtür, die seit einer Stunde regungslos war. – Telegramm aus Irland, denkt Miß Catheleen. Thomas, ahnt die Anietta. Er – denkt der Wachsengel aus Schweden. – Aber es ist nur ein alter Mann, dessen Hosen an den Seiten mit Sicherheitsnadeln zugesteckt sind; er bietet Weihnachtskarten an. Seine Nase ist rot von Branntwein und Kälte, und der Geruch von Ungewaschensein und Schnaps verdrängt alle weihnachtlichen Gerüche und Gefühle des Hotels. Der Portier bekommt einen leisen Rüffel vom Chef und muß den Alten hinausführen.
Natürlich hat sich jeder gewünscht, einen Menschen zu haben, für den man nicht überflüssig wäre. Nun war die Gelegenheit da – leider nicht die richtige. Die weihnachtliche Stimmung ist zerrissen. Der Holländer fängt wieder leise an, Witze zu erzählen, Higgins spielt Schach, der Wachsengel erneuert die zerschmolzenen Farben, Anietta blättert gelangweilt in der Vogue, und Madame Garnier legt sich jetzt selbst die Karten. Und Catheleen lächelt den zwei Zentnern Fredison allesversprechend zu.

Brief an den Weihnachtsmann / Von Walther C. F. Lierke

Mein lieber hochgeehrter Weihnachtsmann,
Ich fange an, es langsam zu verstehen,
daß noch so viel Verstand nicht alles machen kann.
Man muß auch wieder kindlich an die Dinge gehen.

Ich wünsche mir: besonders, wenn was schief geht,
zu werden wie ein Kind, das erst mal flennt,
dem aber auf die Dauer nichts zu tief geht,
weil's immer wieder an sein Spielzeug rennt.

Ich habe außerdem herausbekommen,
daß etwas Wohlstand oft im Leben nützt.
In diesem Punkte wird mir meist beklommen.
– Du wirst schon wissen, wo bei mir der Haken sitzt.

Na ja, mir ahnt, da wirst du widersprechen:
wir hätten eine höchst verfahrene Zeit –
Dann laß mich wenigstens mal meine Schulden blechen!
So, lieber Weihnachtsmann, – du weißt Bescheid.



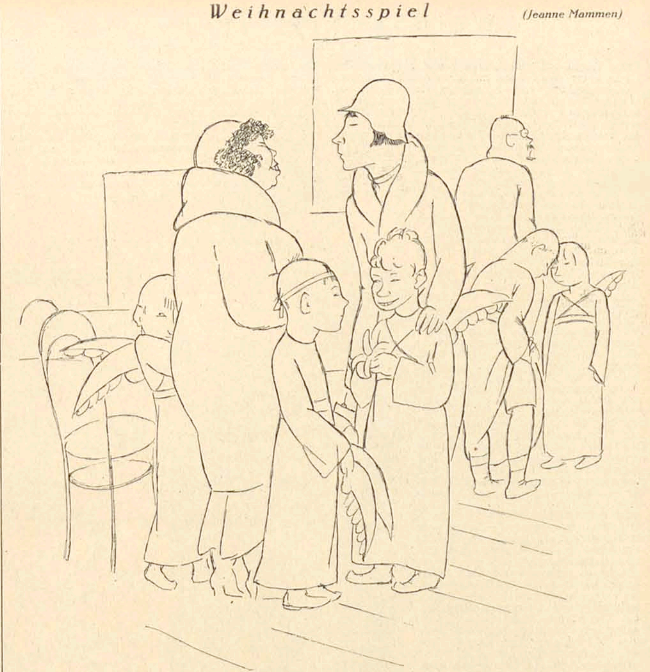
Die Krankheit / Von Charly Conrad

Da sitzt man also in der Straßenbahn. Es ist Tauwetter. Die Luft ist feucht, und man verspürt ein leichtes Kratzen im Halse. Schon naht sich eine leise Befürchtung. Man denkt: „Unsinn!" und blickt durchs Fenster. Da, wie man bei derart seitwärts gedrehtem Kopfe schluckt, verspürt man einen winzigen Schmerz. Dieser eigentümlich ziehende Schmerz im Halse – armer Mensch, wer ihn kennt! Oh, ich kenne das gut! Aber natürlich will ich es nicht gleich wahr haben. Bis dann das Fieber kommt und mir sein glühendes Frösteln über den Rücken jagt. So auch damals, kurz vor Weihnachten. Gela braute mir einen Grog und packte zwei Betten über mich. Doch fühlte ich, daß die Mandeln desungeachtet beständig anschwollen wie Fußballblasen, die aufgepumpt werden.
So kam ich damals ins Krankenhaus.
Zwölf Betten standen in dem Saal, und es sah aus wie zwölf Särge, und die Tafel an jedem Bett war wie die Aufschrift auf Grabsteinen: „Hier ruht . . ." Die Atemzüge der Kranken gaben ein Geräusch, wie wenn man nähend einen Faden durch festen Stoff zieht, etwa Leinen. Sie nähen ihre Totenhemden, dachte ich, und schon saß mir wieder diese gräßliche Angst – Todesangst – am Herzen.
Als aber mein Fieber nach zwei Wochen mich resigniert verlassen hatte, ereignete sich in der Weihnachtsnacht folgendes: Orgelspiel hatte mich geweckt. Ich fühlte meine Knie an. Sie waren kühl, doch fror ich nicht. Das war die Gesundheit. Schmerzen beim Schlucken hatte ich auch nicht mehr. Ich lauschte auf das Orgelspiel, dessen Herkunft mir unerklärlich war, ebenso wie der Gesang, welcher jetzt anhob. Ich fühlte mich stark, das Kraftgefühl der Gesundheit durchströmte mich. Ich sprang aus dem Bett, es war warm im Saal, denn die Heizung schnurrte und brodelte die ganze Nacht. Ich warf mir eine Wolldecke über und begann zu gehen. Freilich, der Boden schien nachgiebig zu sein wie aufgeweichter Asphalt und beschwerlich wie Sand,
aber es war doch herrlich, endlich einmal wieder zu gehen! Obgleich Gesang und die Musik verstummten, setzte ich dennoch meine Wanderung fort.
Im Korridor liegt das Licht der mondhellen Winternacht auf den Fliesen. Aus dem Dunkel eines Winkels schimmert etwas Helles. Es ist ein Bettschirm. Ich blicke dahinter, und mir wird schwach, daß ich mich zu Boden setzen muß. Dort liegt in zerwühltem Bette ein junger Mann, meines Alters, mit verzerrtem Antlitz. Ich erhebe mich wieder und blicke dem Toten in die halb geöffneten Augen. „Siehst du", sage ich, und meine Stimme bricht plötzlich aus der Kehle wie Jubel –, „da liegst du nun, aber ich stehe. Dich hat's gepackt, aber ich bin verschont geblieben. Du bist mausetot, aber ich lebe! Jawohl, ich lebe!"
Da faßt mich die Nachtschwester am Arm, daß es schmerzt. Ich denke: Jetzt bin ich gesund, was habe ich jetzt zum Teufel noch mit Krankenschwestern zu tun! Ich reiße mich los. „Nun gehn wir aber schnell ins Bett", sagt sie. So spricht man mit Kindern. Verärgert und boshaft entgegne ich: „Das fällt mir gar nicht ein! Sagen Sie mir lieber mal, was das soeben für ein Gesang war?" Sie blickt mich an, faßt wieder meinen Arm und sagt: „Hier singt niemand." Das war also dieselbe Schwester, die mich, als ich in Fieberphantasien durchs Haus wetzte, immer wieder ins Bett gebracht hatte, und jetzt glaubte sie in ihrer ärgerlichen Beschränktheit, ich phantasiere wieder! Dabei war ich doch gesund! Zum Teufel noch einmal! Ich hätte sie ohrfeigen mögen. Aber da fiel mir ein, was ich mir während meiner Krankheit gelobt hatte: nie mehr einem Menschen wehe tun, allen gut sein! Ach, wie schwer das doch ist, und wie schnell, wie beschämend schnell man es vergißt! Indes brachte ich es fertig, zu sagen: „Sie haben recht, Schwester, ich gehe zu Bett." Da lächelte sie ganz einfach und selig. Übrigens erfuhr ich am anderen Morgen, daß in der Krankenhauskirche in der Nacht der Weihnachtsgottesdienst war mit Orgelspiel und Gesang . . .



(Hilla Osswald)

Weihnachtsspiel (*Jeanne Mammen*)



„Wissen Sie, Frau Meier, im allgemeinen bin ich ja sehr dagegen, daß durch solche pazifistische Veranstaltungen schon der Siegerwillen im Kind unterdrückt wird!"

Weihnachtsmärchen / Eine erbauliche Lesebuchgeschichte

Peter Hugenrott, ein verarmter und in seinen Bezügen unter das Existenzminimum herabgedrückter Generaldirektor, fuhr in seinem Horch-Kabriolett langsam durch die vom Trubel des Weihnachtsheiligabends erfüllten Straßen. Er chauffierte selbst; die linke Hand regierte geschickt das Steuer, die rechte hielt, milde Gaben heischend, einen modefarbenen Velourshut aus dem heruntergelassenen Fenster. Aber obwohl er dicht am Bordstein entlangfuhr und unaufhörlich seinen eintönig bittenden Singsang murmelte, fiel nur selten eine kleine Münze in den Hut; die Leute hatten es eilig und dachten nur an sich, nicht an die Armen. Es waren ihrer auch gar zu viele, die an den Wegen bettelten.

Kälte und mutlose Verzweiflung krochen ihn an, so sehr er sich in seinen Pelz hüllte.

Schon wollte er Gas geben und in seine dunkle Zwanzigzimmervilla zurückkehren, wo James, der treue Diener, und die Wirtschafterin Auguste Henning auf ihn warteten, als plötzlich ein ärmlich aber sauber gekleideter Mann neben dem Wagen stehen blieb und freudig überrascht rief: „Aber Herr Generaldirektor, sind Sie's denn wirklich? Nee, sowas!"

Peter Hugenrott brachte den Wagen zum Stehen und warf einen schnellen Blick auf den Mann, der ihn so herzlich begrüßte; aber er konnte sich des Gesichtes nicht mehr erinnern. Der andere lachte gemütlich: „Na, Sie kennen mir woll nich mehr, Herr Generaldirektor? Ich bin doch der Bornemann. Monteur Bornemann. Den Sie voriges Jahr rausgeschmissen ham . . ."

Jetzt entsann sich Peter Hugenrott. Natürlich, Bornemann — das war doch dieser Kerl, der immer so unverschämt gefeixt und vorlaut geredet hatte. Peinlich, daß er den gerade heute treffen mußte. Unauffällig suchte er den Hut zurückzuziehen, den er noch immer aus dem Wagen hielt; bei dieser Bewegung fielen ein paar Zehnpfennigstücke in den Straßenschmutz. Enttäuscht und verlangend blickte er den davonrollenden Münzen nach; aber Monteur Bornemann tröstete: „Lassense man, Herr Generaldirektor. Die Tageseinnahme is futsch. Schad't nischt. Heute abend lade ich Ihnen ein, da kostet es Ihnen gar nischt!"

Verwirrt wollte Generaldirektor Hugenrott abwehren. Aber der andere ließ nicht locker, und so fuhr das Horch-Kabriolett mit Generaldirektor und Monteur bald darauf vor der Mariannenstraße 174 im Nordosten vor, wo Bornemann im dritten Stock des Hinterhauses wohnte. Er zog den nur noch schwach widerstrebenden Gast die drei Treppen mit sich hinauf und rief fröhlich in die suppendampfende Wohnküche: „Rate mal, Mutter, wen ich heute abend mitbringe! Unsern lieben alten Generaldirektor von de Habelag-Werke!" Die also Angeredete, eine frische Vierzigerin, wischte schnell mit der Küchenschürze über einen Stuhl und lud den Gast ein, Platz zu nehmen. Das Essen werde auch bald fertig sein. Damit wandte sie sich frohgeschäftig wieder zu dem Herde und warf nur von Zeit zu Zeit ein Holzscheit in die prasselnden Flammen und ein kluges oder scherzendes Wort in die Unterhaltung der beiden Männer. Schon nach wenigen Minuten fühlte sich der Generaldirektor heimisch bei diesen braven Leuten, die ihn so freundlich in ihre trauliche Häuslichkeit aufgenommen hatten. Wie erstaunte er aber erst, als Inge, das liebliche neunzehnjährige Töchterlein der wackeren Monteursleute, die Wohnküche betrat und ihn unbefangen und mit schönem Anstand begrüßte. Sie wußte nachher das einfache, aber mit Liebe zubereitete Mahl mit so vielen anmutigen Gesprächen zu würzen, daß der Generaldirektor im stillen sich gestand, nie einen schöneren Weihnachtsabend verlebt zu haben. Doch wer beschreibt seine Überraschung, als nach dem Essen plötzlich die Tür zum Nebenzimmer sich auftat und ein Lichterbaum seinen Glanz in die saubere Wohnküche leuchten ließ! Inge hatte ihn heimlich geputzt und für die Eltern drüben einen ihren bescheidenen Einkünften entsprechenden Gabentisch aufgebaut.

Auch der Gast war nicht vergessen: selbstgebackene Pfefferkuchen und eine warme Unterhose nebst kunstseidenem Selbstbinder lagen da, und ein sauber geschriebener Zettel daneben: Für Herrn Generaldirektor Hugenrott. Dazu spielte ein Grammophon mit kornblumenblauem Trichter die alten schönen Weihnachtslieder, und Inge sang sie mit wohllautender Stimme.

Eine wundersame Empfindung bemächtigte sich des Generaldirektors. Tränen traten ihm in die Augen, und mit einem Male — er wußte später selbst nicht mehr, wie es gekommen war — hielt er die blonde Inge lachend und weinend in seinen Armen. Vergnügt rief Monteur Bornemann: „Mutter, das ist meine schönste Weihnacht! Unser Herzensmädel, unsere Inge, feiert unterm Tannenbaum Verlobung!" Frau Bornemann war keiner Worte fähig; sie wischte sich nur immer mit dem Schürzenzipfel über die Augen und küßte erst Inge und dann den Generaldirektor. Der wollte gerade mit Vater Bornemann darüber sprechen, daß er ja als verarmter und gehaltsreduzierter Wirtschaftsführer eigentlich kein Recht habe, das Schicksal eines so herrlichen Mädchens an das seine zu ketten, als die Tür aufging und kein anderer als der treue Diener James erschien. Er kam, um seinem Herrn mitzuteilen, daß die bisher für wertlos gehaltenen Minen-Aktien der Copperfield Ltd. plötzlich von wilder Hausse ergriffen seien und schon jetzt dem Herrn Generaldirektor ein Vermögen von mindestens fünfzehn Millionen Gulden sozusagen aus dem Nichts wieder erwachsen sei.

„Heureka! Nun können wir heiraten!" rief der Herr Generaldirektor Hugenrott und wirbelte alle, Vater Bornemann, Mutter Bornemann, den treuen James und die blonde Inge durch die Wohnküche und das anstoßende Zimmer, daß alle Wände wackelten und Mutter Bornemann einmal über das andere Mal rief: „Schwiegersohn, Schwiegersohn! Nicht zu stürmisch. Sonst fällt der Weihnachtsbaum um."

An diesem Heiligabend gab es sechs Glückliche in der Stadt, denn auch die treusorgende Wirtschafterin Auguste Henning ließ es sich nicht nehmen, bei der Verlobung ihres Herrn zugegen zu sein!

Weihnachtsmorgen

(R. Kriesch)



„Sag' mal, Fritz, und was haste denn vom Christkind jeträumt?" – „Es hätt' uns for fuffzig Fennig det Bäumchen wieder abjekooft."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Herr Staatsanwalt – ein guter Weihnachtsmann

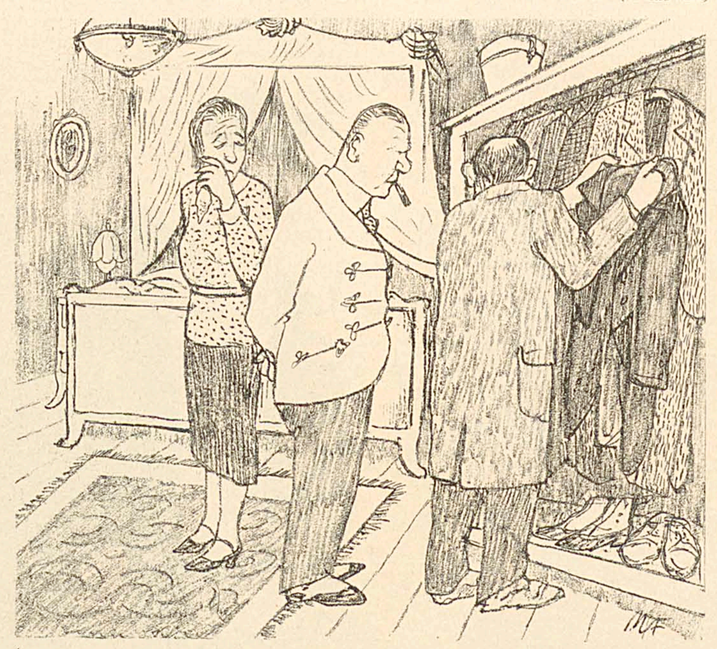
(Karl Arnold)



„Keine Angst, liebe Schieber, wenn ich euch einstecke. Ich trage den Sack bloß ins Sanatorium!“

Angebot

(M. Frischmann)



„Ja, ja, dieser Frack erinnert mich an so manche glückliche Stunde!" — „Na, wennse sich for die zwo Mark siebzig 'n Christbäumchen koofen, habense ooch wieder 'ne jlückliche Stunde!"

Noch einmal: Der Junggeselle am Weihnachtsabend / Von Stefan Kat

Man weiß aus der weihnachtlichen Literatur — und es ist dies ihr vielleicht größtes Verdienst —, daß sich die Junggesellen am Weihnachtsabend schlecht und schrecklich einsam fühlen. Wohl gibt es welche, die wollen beschwören können, unsere Literatur wäre schon seit langem in die Hände unverheirateter Damen gefallen, und die hätten aus durchsichtigen Gründen ein solches Gerücht in die Welt gesetzt; aber die Sache mit Jonathan Wolf spricht dafür, daß es sich um eine wahrhaftige Beobachtung und nicht um ein Gerücht handelt.

Jonathan Wolf hatte weder Weib noch Kind, sondern eine Seele (was möglicherweise die Ursache des erstbeschriebenen Zustandes war). Mit offenen Augen die Schönheit suchend, ging er durchs Leben, und eben das zog die Komplikation nach sich. Denn eines Tages, im Sommer noch, stieß er auf das Plakat der Pokalseife. Wir alle kennen es, jenes gebrauchsgraphische Hohelied auf die Frau, jenes unbestreitbar vollendetste Werk der modernen Malerei. Uns allen hat es gefallen; den Jonathan Wolf hat es aber entzündet. Das wurde eine Liebe auf den ersten Blick, eine Liebe voll Bangen und Verlangen, voll Sehnen und Tränen, voll Herz und Schmerz, — eben die richtige Liebe.

Zu den schwierigsten Problemen des genug problemreichen Liebeslebens gehört seit jeher die Frage, wie man eine Frau kriegen kann, die es nicht gibt. Die Frau auf dem Pokalplakat gab es nicht. Jonathan Wolf hatte bei einer herzklopferischen Vorsprache vom Maler des besagten Bildes erfahren, daß es sich um eine halluzinierte Frau handelt. Nun kennen Sie ja Jonathan Wolf, und Sie wissen, solche Argumente machen seiner Liebesnot keinen Eindruck. Während ringsum inzwischen Herbst geworden war, wuchs Wolfs Liebe ins Unermeßliche. Dann wuchs sie noch weiter; bis Weihnachten kam und damit der Abend, an dem das ausgleichende Schicksal mit den hoffärtigen Junggesellen abrechnet.

Am Weihnachtsabend hatte Jonathan Wolfs Liebe jenen Sprengzustand erreicht, der gelehrten Theaterkritikern als Katharsis wohlbekannt ist. In aller Leute Herz sollte am Abend stiller Friede einziehen, süßes Glück der Mehrsamkeit oder doch zumindestens der Zweisamkeit, — und Jonathan Wolf?

Jonathan Wolf saß vor seiner schlanken Tanne, schon leuchteten die Lichtlein, da hielt er es nicht mehr aus. Er mußte sein Weib heimholen!

Mit elf Sätzen war Jonathan auf der Straße. Alles, was eine gütige Natur ihm an inneren Hemmungen vorsichtig eingebaut hatte, war plötzlich weg. In zwei Minuten stand er vor einer dunklen Plakatwand, sah sich scheu um — denn er hatte zwar keine Hemmungen mehr, aber dafür um so größere Angst —, niemand war zu sehen, alle Welt sonnte sich zu Hause in weihnachtsabendlicher Seligkeit. Nur er nicht, nur er nicht . . .! — Da tat er es also. Mit vier raschen Messerschnitten.

Dann später saß er wieder bei seiner Tanne, aber nicht mehr allein, — o Glück! Vor ihm stand, straff auf ein Hackbrett gespannt, sein Weib. Schön war sie, jung war sie, stumm war sie, trunken war sie, sein war sie, und zu Mitternacht wurde sie verbrannt.

So war der Junggeselle Jonathan Wolf der weihnachtlichen Gerechtigkeit ausgewichen, und so hatte er sich selbst beschert. (Jedem Junggesellen für den Weihnachtsabend ein eigenes Weib!)

Es ist absolut wahr: Dieser Abend ist ansonsten keine reine Freude für Junggesellen. Aber als beglaubigter Familienvater erkläre ich im vollen Bewußtsein meiner Verantwortung: niemand in unserer Stadt hat einen glücklicheren Weihnachtsabend erlebt als Jonathan Wolf!

Weihnachtsbaum

Hundertmal hab' ich gepocht.
Kein Pförtlein knarrte.
Nirgends ein brennender Docht,
der meiner harrte.

Nirgends ein Herz, eine Hand,
mich zu begaben . . .
Baum du am Straßenrand,
willst du mich haben?

Bist ja wie ich so allein.
Kannst mit mir prangen,
wenn ich im Morgenschein
an dir werde hangen.

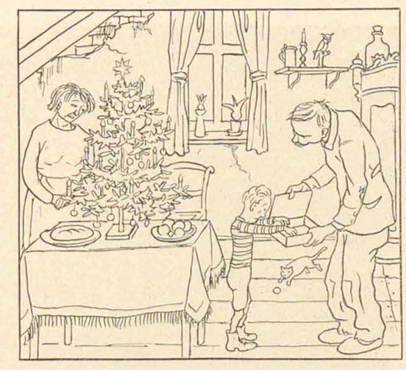
Dr. Owlglaß

Not-Weihnachten 1931

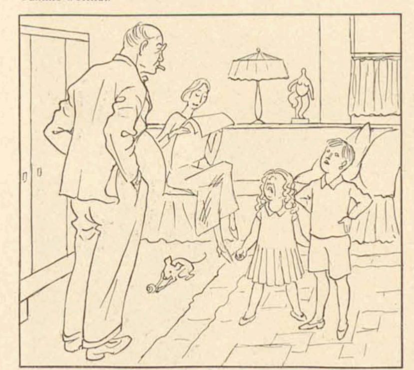
(Th. Th. Heine)



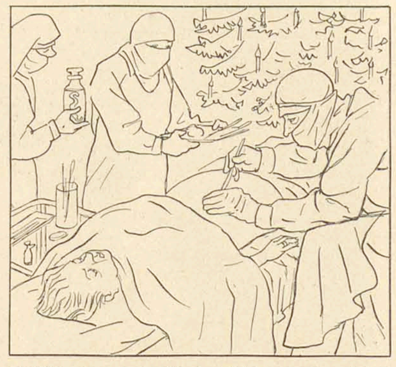
Der Friseur Bumfke nimmt die Weihnachtsbescherung bei seiner Familie wörtlich.



Der Sozialrentner schenkt seinem Kind statt dem gewünschten Steinbaukasten wenigstens einen Abbaukasten.



„Daß ihr als Atheisten die Kirchensteuer spart, ist schon recht, aber auch gleich die Weihnachtsgeschenke einsparen, geht zu weit!"



Der Chirurg operiert seine Frau am Blinddarm, um ihr wenigstens eine kleine Weihnachtsfreude zu machen.



„Sie als Konditor haben's leicht, Sie können Ihrer Familie was von Ihren Waren schenken – aber was mach' ich, ich bin Mädchenhändler!"



Der Pazifist schenkt seinem Kind Bleisoldaten, die Silvester gleich wieder zum Bleigießen benutzt werden sollen.

Nach dem Trocadero-Sieg

(E. Thöny)



„Trinkt nur, meine Braven, solange wir uns auf euch verlassen können, brauchen wir vor der Völkerversöhnung keine Angst zu haben!"

Stuttgart, 28. Dezember 1931 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 39

SIMPLICISSIMUS

Silvester 1931

Den Silvesterpunsch kann sich die Menschheit diesmal sparen — der Welt-Kater ist schon vorher da

Silvester 1931 / *Von Karl Kinndt*

Menschenskind, das war ein Jährchen,
das die schlimmsten Schauermärchen
trüber Unken übertrumpft!
Daß es schnell der Teufel hole,
denkt man vor der dünnen Bowle
hoffnungslos und abgestumpft.

Immer beim Silvester-Proste
sagte man sich schon zum Troste:
schlimmer werden kann es nicht!
Und dann ward es dennoch immer
– und nicht nur ein bißchen schlimmer,
sondern äußerst wesentlich – – –

Dies Jahr aber, denk ich, könnte
man schon glauben, bis zum Ende
sei nur noch ein kleiner Schritt –
Und entweder tät' man diesen
oder aus Ruin und Krisen
löste uns ein großes „Quitt!".

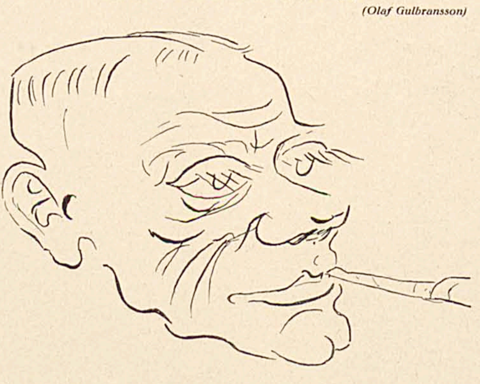
Soll man überhaupt noch hoffen –?
Diese Frage laß ich offen,
weil die Antwort leicht mißfällt –
Tja, man müßte sich besaufen,
bis die Augen überlaufen,
doch auch dazu fehlt das Geld – – –

Der Neujahrsbrief / Eine Dorfschulerinnerung von Oskar Maria Graf

Die Pfarrschule von Aufkirchen, die ich besucht habe, hat zu meiner Zeit zwei Schulzimmer und infolgedessen auch bloß zwei Lehrer gehabt. Im kleineren Zimmer waren die erste, zweite und dritte Klasse untergebracht, und ein neugebackener Lehramtskandidat hat dort unterrichtet. Deswegen hat diese Abteilung „die kleine Schule" und der Hilflehrer „der kleine Lehrer" geheißen.
Die „große Schule" mit der vierten, fünften, sechsten und siebenten Klasse hat unser Hauptlehrer Karl Männer geleitet, der „große Lehrer". Beim Unterricht sind immer zwei Klassen zusammengenommen worden. Die vierte und fünfte lernten stets das gleiche, die sechste und siebente ebenso. Demnach hätte eigentlich ein Viertklaßler ohne weiteres in die sechste aufrücken können, aber wahrscheinlich hat man sich gesagt: „Doppelt gelernt hält besser".
Wir von der großen Schule schauten selbstredend mit aller Verachtung auf die Abcschützen herab, aber in den Weihnachtsferien hatten es diese viel besser. Wir nämlich mußten ausgerechnet am Silvestertag in die Schule, und die anderen durften daheim bleiben. An diesem Tag ist der Lehrer Männer stets mit einem großen Paket zum Katheder gegangen und hat sehr feierlich gesagt: „Ihr wißt alle, daß heute um Mitternacht ein altes Jahr aufhört und ein neues anfängt. Unmerklich geschieht das . . ." Er schneuzte sich, legte sein Schnupftuch umständlich zusammen und fuhr genau so fort: „Zur heiligen Beichte macht der Sünder vorher eine Gewissenserforschung. Er denkt genau über alle seine Sünden nach, um sie reumütig dem Allmächtigen gestehen zu können. So ungefähr sollt auch ihr es mit dem Neujahrsbrief machen. Jeder soll über all das Schöne und Gute, was er von seinen Eltern empfangen hat, nachdenken und dafür danken. Er soll versprechen, es im neuen Jahr besser zu machen und fleißiger zu sein, damit Eltern und Lehrer ihn mit gleicher Liebe erziehen." Wiederum hat der Lehrer bei diesen wunderschönen Worten eingehalten, hat rasselnd geschnupft und einen durchdringenden Blick auf uns alle geworfen.
„Ich will euch aber gleich sagen, daß es mit einem leeren Versprechen nicht getan ist!" hat er alsdann schärfer gesagt: „Die meisten Menschen sind denkfaul, und darum lügen sie so viel. Das sehn wir schon am Vaterunser. Da heißt zum Beispiel eine Stelle: ‚Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.' Das heißt, daß man in diesem Augenblick wirklich allen seinen Feinden vergeben muß, wohlverstanden! Ich habe aber noch nie erlebt, daß zwei Leute, die sich feind sind, nach dem Vaterunser einander die Hand gegeben haben und gut waren. Wenn man so betet und so verspricht, dann tut man's besser nicht, denn dann ist's eine Lüge. Wenn ihr also heute in eurem Neujahrsbrief schöne Versprechungen macht und sie nicht erfüllt, dann ist das genau so eine Lüge und Sünde. Dann kann's vorkommen, daß eure Eltern euch am nächsten Neujahrstag diesen Brief zeigen und sagen: ‚Da, schau, das hast du versprochen! Gehalten hast du nichts. Gelogen hast du!'"
Nach dieser Strafpredigt hat unser Lehrer die prachtvollen Neujahrsbriefbogen hergezeigt. Mit dicken Rosengirlanden waren sie bedruckt; kleine bunte Engel flogen aus den Ecken — der Bogen hat dreißig Pfennig gekostet, und das Band zur Schleife des gerollten Briefes noch einmal fünf.
„Also, ich habe da Briefpapier, wer will ein's?" hat er gesagt, der Männer, und noch einmal warnend seinen Zeigefinger gehoben: „Und merkt's euch, was ihr versprecht!" Wir waren eine Gier. Jeder hätte am liebsten alle Briefbogen gekauft.
Alsdann haben wir zuerst auf die Schiefertafel unseren Neujahrsbrief schreiben müssen, hernach — wenn der Lehrer korrigiert hatte — haben wir die Fassung mit der Tinte fein säuberlich auf den bunten Bogen gemalt. —
Jetzt muß ich aber zuvor was dazwischen erzählen, was auch dazugehört. Ich nämlich habe die Belehrungen vom Lehrer immer sehr ernst genommen, und das hat mich meistens sehr uneins mit mir selber gemacht. Zum Beispiel schon mit dem Vaterunsersatz vom Vergeben unserer Schuld und so weiter. Der Müllersteffl und der Schreinermichl sind meine Todfeinde gewesen. Zu denen wenn ich nach dem Beten hingegangen wäre und hätte gesagt: „Ich bin euch wieder gut, weil ich's dem lieben Gott grad versprochen habe", die hätten mich ja schön ausgelacht und verspottet und womöglich noch gehaut auch, denn so was hätt' ja ausgeschaut wie eine Feigheit.
Weil ich aber nichts sagen habe wollen, was vor Gott und dem Lehrer eine ganz sündhafte Lüge gewesen wäre, drum habe ich einfach den betreffenden Satz im Vaterunser immer ausgelassen. So bin ich über diese Kalamität weggekommen.
Und mit dem Neujahrsbrief war es bei mir genau so. Zwar hätte ich ruhig alles mögliche versprechen können da drinnen, denn Vater und Mutter haben den Brief nie gelesen. Die Hauptsache ist ihnen die schöne Handschrift gewesen, nicht der Inhalt. Und überdies hat man den Neujahrsbrief alsbald verbrannt oder als Einwickelpapier im Laden benützt. Trotzdem aber — die Ermahnung vom Lehrer ist mir arg im Kopf herumgegangen, und deswegen habe ich meinen Brief stets auf „Vielleicht" gestimmt.
„Im neuen Jahr vielleicht werde ich ein ganz andrer Mensch, liebste Eltern! Das verspreche ich euch von ganzem Herzen", habe ich stets miteingeflochten und außerdem immer mit dem schwungvollen Satz angefangen: „Wieder fällt ein überreifes Jahr vom Baume der Ewigkeit und ist nicht mehr." Dieses habe ich einmal irgendwo gelesen, und weil es dem Lehrer so gefallen hat, habe ich an jedem Silvestertag meinen Brief so angefangen. Der Lehrer hat es nie gemerkt und war sehr zufrieden damit. —
Das Neujahrsbriefschreiben war selbstredend für

Ein Münchener Kopf

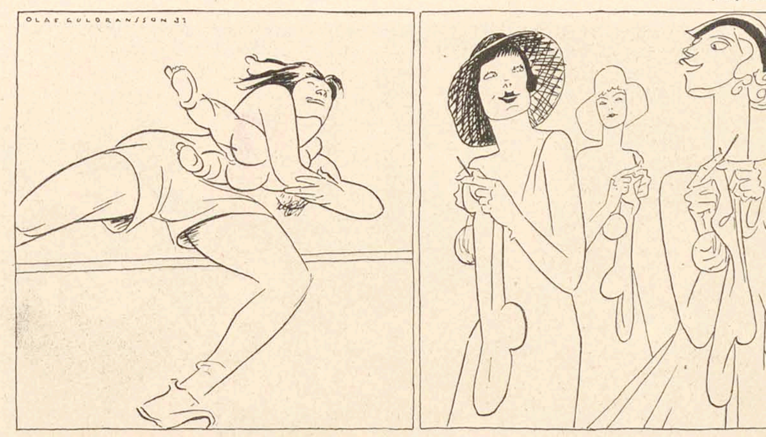
(Olaf Gulbransson)



Der Komiker Karl Valentin

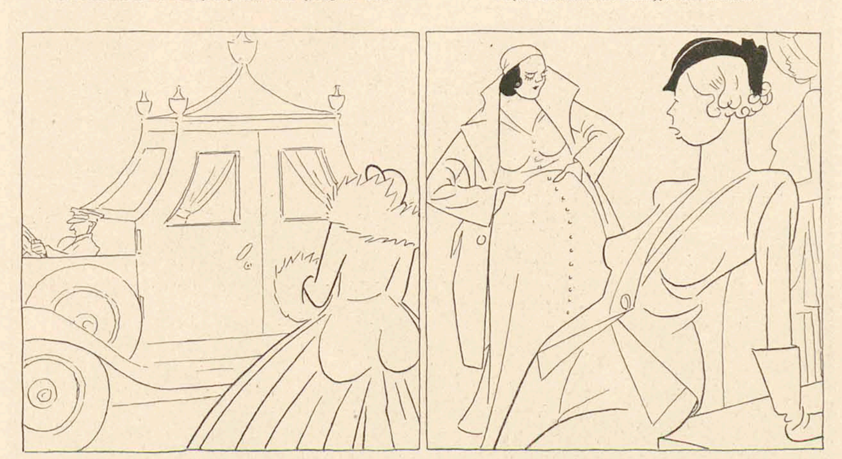
Die Frau von 1932 wird immer weiblicher

(Olaf Gulbransson)



Die Weltmeisterin im Hochsprung stillt beim Sprung ihr Kind.

Großer internationaler Strumpfstrickwettbewerb.



Die Krinolinen und die vollen Formen kommen wieder auf. Die Autos müssen dementsprechend neue Karosserien bekommen.

Die Frauen beschließen obligatorische Durchführung des Neun-Monatsplans.

die meisten eine fürchterliche Kopfarbeit. Keinem ist was Gescheites eingefallen, aber die zwei Seiten haben doch voll sein müssen. Mädchen und Buben waren bei uns in den Klassen zusammen. Die Mädchen haben mitunter einen langen Albumvers in den Brief hineingeflochten. Das hat sehr ausgegeben. Die Allerdümmste, die Hartmann-Elis, hat einmal geschrieben: „Lipsde Aeltern! Ich wintsche enk vill Glik zum nein Jahr und wül nichd mär nichd folgen und betten, taß ir lang lept." Dann hat sie die zehn Gebote heruntergeschrieben, aber schon so falsch, daß sogar der Lehrer gelacht hat. Der Kanzler von Farchach hat immer abgeschrieben, und da haben wir ihm einmal im Jux das schreiben lassen: „Liebste Eltern! Stehlen und Unkeuschheit treiben tu ich ganz gewiß nicht mehr, und das Lügen gewöhne ich mir ab, weil das doch aufkommt."
Der Pfistererhans, welcher neben mir gesessen ist, hat einmal genau, wie es in unserem Beichtspiegel gestanden ist, angefangen: „Liebste Eltern! Ich armer, sündiger Mensch klage mich an vor Gott dem Allmächtigen und Ihnen, Priester an Gottes Statt, daß ich im letzten Jahr folgende Sünden begangen habe . . ."
Darauf hat er vom Lehrer zwei Tatzen bekommen.
Hingegen die Heinzeller-Marie, die hat einmal einen „Briefsteller für Liebende" mitgebracht und, weil sie bloß noch einen Vater, aber keine Mutter mehr gehabt hat, diesen Neujahrsbrief geschrieben: „Herzallerliebster! Oft denke ich daran, wie wundervoll dieses Jahr in Deinen Armen war. Ach, ich kann Deinen weichen Mund nicht vergessen und sehne mich Tag und Nacht danach. Nun, Herzallerliebster, ist wieder ein Jahr vergangen, ein ganzes Jahr! Die Zeit flieht und vergeht wie im Fluge. Wir sind uns so vertraut. Ich wünsche Dir, mein Herzblatt, daß Du gesund bleibst und in allem Glück hast. Ich wünsche aber auch mir, daß ich viele sonnenhelle Tage und wolkenloses Glück mit Dir erlebe. Jede Nacht träume ich von Deinen Armen, jeden Tag

Burgfriede

(Wilhelm Schulz)



„Gar nicht so übel dieser Burgfriede! Endlich hat man wieder mal Zeit, sein Handwerkszeug in Ordnung zu bringen!“

schmachte ich nach Deinen Küssen und vergehe schier, wenn ich Dich einmal nicht gesehen habe. Wie wird dieses Jahr sein, Liebster? Wird es unsere endliche Vereinigung bringen? Wird unser Glück ganz und dauerhaft werden? O Süßer! O Herzliebster! Dein bin ich auf ewig! Nimm mich in Deine Arme und küsse mich im neuen Jahre noch viel öfter und inniger als im vergangenen. Mit innigster Liebe Dein trautes Vergißmeinnicht — Marie.“

Das hat ihr ein furchtbares Strafgericht gebracht. Lehrer und Pfarrer haben sie vernommen und den „Briefsteller für Liebende“ beschlagnahmt.

„Nehmt euch in acht vor der Verführung!“ hat der Pfarrer in der Religionsstunde gesagt und finster auf die Heinzeller-Marie geschaut: „Der Satan kommt nicht in leibhafter Gestalt, nicht mit einem bösen Gesicht! Er verstreut seine Lockmittel in Gestalt von Zeitungen und Büchern! Fragt immer zuerst euren Seelsorger und Lehrer, wenn so ein Schandfetzen in eure Hände kommt!“

Die Marie ist brandrot geworden, und wir haben sie schier geächtet und gemunkelt, sie macht ganz schweinische Sachen. Erst wie ihr Vater zum Pfarrer und Lehrer gegangen ist und erst wie sie eine Generalbeichte abgelegt gehabt hat, ist wieder eine Ruhe um die Marie gewesen.

Von da ab aber hat uns der Lehrer stets gewisse Anhaltspunkte gegeben, wie wir den Neujahrsbrief abfassen sollen.

Die Ereignisse der nächsten Woche

In prophetischer Voraussicht

Von Fritz Sänger

Samstag

Die Verhandlungen über die Weltkrise nehmen den erhofften Verlauf, so daß man sagen kann: den Herren Verhandlern geht es gut. Verdauung prächtig, Schlaf befriedigend, Allgemeinbefinden erfreulich.
Die Japaner rücken friedlich weiter vor. Die Anzahl der Toten ist nicht festgestellt.

Sonntag

Der Gedanke der Abrüstung faßt immer tiefere Wurzeln, es wurde unter anderem ein neues Giftgas erfunden, das schon seine erfreuliche Wirkung tut, wenn es nur zu einem Bruchteil eines Prozentes in der Luft enthalten ist. Die Betroffenen werden sofort geistesgestört, rufen Halleluja und sterben unter den merkwürdigsten Verrenkungen der Glieder. Darauf nehmen sie eine schöne meergrüne Farbe an und können dann weggeräumt werden.
Die Zahl der Arbeitslosen hat beträchtlich zugenommen.

Montag

Es wurde statistisch festgestellt, daß in Deutschland 11 465 236 Menschen in schlecht oder nicht geheizten Räumen wohnen müssen. Den Statistikern wurde dabei so warm, daß sie in ihren überheizten Büros die Fenster öffnen mußten. Leider mußten gleichzeitig wegen mangelhaftem Kohlenabsatz wieder 5000 Arbeiter entlassen werden. Die Kohlenhalden sind überfüllt.
Die Japaner haben versuchsweise einige hundert Bomben auf fliehende Chinesen geworfen. Die Wirkung soll sehr gut gewesen sein.

Dienstag

Die Schlachtviehpreise sind so gesunken, daß in vielen Orten die Bauern das Vieh umsonst liefern wollen, vorausgesetzt, daß ihnen die Schlächter aus der Haut des betreffenden Stückes einen Fetzen Leder geben, damit sie ihre zerrissenen Schuhe sohlen können.
Die neue Kommission für gerechten Ausgleich von Arbeit und Entlohnung hielt gestern ihre zwölfte Tagung ab, es geht ihr gut.
Die Schlächterinnung hat bedauerlicherweise sich gezwungen gesehn, den Verkaufspreis für Fleisch um drei Pfennig das Pfund zu erhöhen.

Mittwoch

Heute tritt eine Konferenz, welche über die Weltkrise verhandeln wird, in Paris zusammen. Man kann mit allergrößter Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß es den Herren wohlergehen wird.
Der Abrüstungsgedanke macht weitere Fortschritte. Die Ausgaben für Rüstungen wurden in Frankreich, Polen, Jugoslawien und anderen Hochkulturländern um 30% erhöht.

Donnerstag

Über das immer weiter um sich greifende Berechtigungswesen soll nun endlich eine Volksabstimmung stattfinden. Stimmberechtigt sind alle Deutschen, die in den ersten vier Lateinklassen mindestens Note eins oder zwei gehabt haben.
Mukden ist noch nicht in die Luft geflogen, aber einige Brücken mit etwa zweitausend Chinesen.

Freitag

Es stellt sich immer mehr heraus, daß die meisten Finanzämter aufgehoben werden könnten, da keine „Finanzen" mehr zu „beamten" sind. Sie werden aber trotzdem beibehalten, da sie sich im Volke einer solchen Beliebtheit erfreuen, daß man nicht wagt, sie zu beseitigen.
Es ist hohen Ortes bemerkt worden, daß die Weltkrise immer noch andauert.

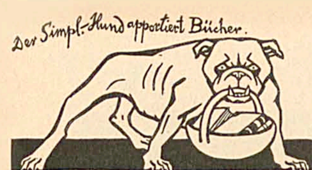
Fortsetzung siehe oben.

Reflexion

(Jos. Sauer)



„Ob ich dich lie – ie – be, frage die Sterne — —" — „Det sollten im neuen Jahr meine einzigen Sorgen sein!"



Wolfgang Petzet: Verbotene Filme. (Frankfurter Societätsdruckerei.)

Unter dem Titel steht: Eine Streitschrift. Warum? Petzet hat emsig Material zusammengetragen —, ja doch. Aber wenn schon Streitschrift – das Wort verpflichtet — dann muß auch gestritten sein. Herr Dr. M. Luther zum Beispiel, auch noch der Dichter Arno Holz gingen mit Streitschriften vor. Dieser gegen einen Literaturprofessor unter dem gemütlichen Titel: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent!" – Das von Petzet mit Ehrlichkeit und Fleiß gehäufte Material hätte etwa von S. Kracauer (oder von Anton Kuh) in Streitschriftform gebracht werden sollen. Denn, ehrlicher Petzet, für die Sache ist es besser, die Angestrittenen kreischen auf: „Hilfe! Räuber! Überfall!", als daß sie händereibend schmonzetteln: „Redlich bis dorthinaus — reden mer nich davon!"

Peter Scher

Otto Flake: Ausfahrt und Einkehr. Erzählungen und Reiseskizzen. (Hesse u. Becker, Verlag, Leipzig.)

Auch Flake ist, wie so viele moderne Autoren, ein großer Reise-Mensch. Aber vom Schreibtisch kommt er, zum Schreibtisch geht er: Ausfahrt und Einkehr. Er wandert im Auto, im Notsitz die Bibliothek europäischen Wissens. Die ganze Nachdenklichkeit dieser Rasse von Autoren hängt ihm an. Jeder Literat lese S. 115: „Kleine Warnung!" Wir sind bestrickt von dem Tiefsinn, der Psychologie, der Prägnanz der Anschauung, dem profunden und ausgedehnten Wissen, der Eleganz der Form, der künstlerischen Meisterschaft – und doch begleitet uns bei der Lektüre ein Gefühl, als würde hier Abschied genommen. Von einer Welt, die uns unter den Händen zerfallen ist und die wieder aufzubauen das Häuflein der im Geiste und im guten Willen Lebenden immer mehr verzagen muß. Wer sich den pöbelhaften Äußerungen einer grindigen Gegenwart auf vornehme Weise entziehen will, der lese Flake. Wer Flake liest, hat keine Sklareks.

Dr. H. A. Thies

Dreißig neue Erzähler des neuen Rußland. (Malik-Verlag, Berlin.)

Auf den sechshundert Buchseiten jungrussischer Prosa kommen dreißig Dichter zu Wort. Ein Anhang berichtet über die Lebensschicksale dieser Autoren und gibt den Schlüssel zu der fanatischen Anklage gegen das alte Zarenreich, gegen die Verdumpfung und Verknechtung eines duldsamen Volkes. Aus dem sehnsüchtig drängenden, endlich befreiten Geist springt nun breit und ungehemmt der Strom innerer Erlebnisse, tönt der letzte Aufschrei des Hasses und das erste Geständnis der Hoffnung. Dieses Buch, von den Dreißig nicht novellistisch erdichtet, sondern im eigenen Blut erlebt und erlitten, weist in tiefere Gründe der russischen Umwälzung, als es jeder historische Bericht vermöchte. Aber aus brodelndem Aufruhr steigt doch wieder jene andere russische Seele, nachdenklich über Steppen und Ströme schweifend und grüblerisch in sich selbst zurückkehrend.

A. Wisbeck

Ernst Glaeser und F. C. Weiskopf: Der Staat ohne Arbeitslose. Drei Jahre „Fünfjahresplan". (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Das verflossene Jahr hat im „westlichen" Europa mehr als eine Stimme laut werden lassen, die, ohne parteikommunistisches Programm zu reden, mit Nachdruck darauf hingewiesen hat, daß im Rußland des „Fünfjahresplans" allerhand Beachtliches und Bedeutendes vor sich geht. Das vorliegende Buch spricht, außer in einem kurzen Vor- und Nachwort, nicht mit Worten: es läßt 265 Photos vom heutigen Rußland ein Zeugnis ablegen, das an Eindringlichkeit kaum zu überbieten ist. Zugegeben: die Mißstände, die auch in Rußland sicherlich nicht gerade total verschwunden sein dürften, werden offenbar ebendaselbst nicht gerade als photographisches Objekt benutzt. Aber wenn man sich z. B. überlegt, daß, nachdem der Zeppelin und sonstige honorable deutsche Luftfuhrwerke illustrativ bis an die Grenze des Erträglichen verwertet worden sind, Deutschlands illustrierte Zeitungen seit vielen Monaten der Welt an zeitgemäßen Illustrationen deutscher Angelegenheiten nichts Besseres zu präsentieren haben als Photos vom Arbeitslosenelend nach Strich und Faden und dazu die sympathischen Bildnisse der Angeklagten in „unseren" großen Skandalprozessen, — — — also wenn einem das beispielsweise so nebenher bei der Durchsicht des neurussischen Bilderbuches einfällt, da kann einem koddrig werden. Und zwar kaum wegen des russischen Bilderbuches, — das im übrigen besonders den Ultraskeptikern dringlichst empfohlen sei.

Walther C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Erich Knauf: „Ca ira!" Büchergilde Gutenberg, Berlin.
B. Traven: „Regierung". Büchergilde Gutenberg, Berlin.
Rudolf Frank, Georg Lichey: „Der Schädel des Negerhäuptlings Makaua". Müller & J. Kiepenheuer G. m. b. H., Verlag, Potsdam.
Kasimir Edschmid: „Feine Leute oder Die Großen dieser Erde". Paul Zsolnay-Verlag, Berlin, Wien, Leipzig.
Axel Munthe: „Das Buch von San Michele". Paul List Verlag, Leipzig.
„Menschen auf der Straße." J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.
Hagar Olsson: „Sturm bricht an". Drei Masken-Verlag A.-G., München, Berlin.

Neujahrsnacht-Beklemmungen / Von Walther C. F. Lierke

Neujahrsnacht. Nach zwölf . . . Und du stehst da,
und du äugst vielleicht ein bißchen in den Himmel.
Und von einem Turme macht's Trara
nach dem obligaten Glockenspiel-Gebimmel.

In der Höhe stehn die Sterne und
zwar genau so teilnahmslos wie immer.
Und der Himmel ist auch heute rund
und so dunkel wie ein Kohlentrimmer.

Nichts von Neujahrsmerkmal in der Kosmosgegend.
Dort geht alles seinen steten Gang.
Nur die Menschen finden Neujahr Sensation-erregend –
Und darüber wird dir etwas bang:

Das dort oben hat gewiß nie Lust,
sich mit unserm Kleinkram zu befassen.
Wenn du dich hier unten schinden mußt,
wenn es Pleite gibt in allen Kassen,

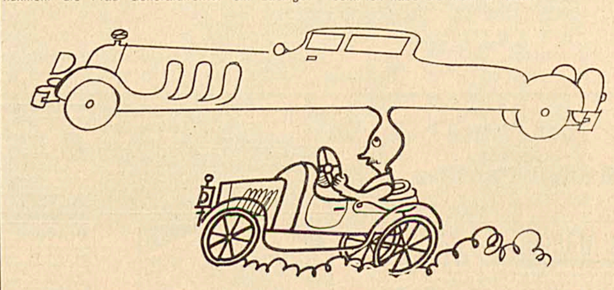
wenn du dich mit ideellen Zielen,
so veranlagt, abzuschleppen hast,
wenn Elitemenschen an der Börse spielen
und die andern jagen nach dem Pfennig fast – – –;

Das ist alles Zirkus von Mikroben,
die die Erde eigentlich konstant verseuchen –
Und dem ungeheuren Apparat dort oben
lohnt es nicht mal, uns davonzuscheuchen.

Der Bleiguß / Von A. Wisbeck

Beim Kartenschlagen und beim Kaffeesatz-Orakel bedarf es meist nur einer wohlwollenden Auslegung, um die schlimmsten Härten eines bevorstehenden Lebensschicksales zu mildern. Ganz anders beim Bleiguß. Die zur plastischen Form erstarrende, primitivere Aufrichtigkeit dieses Silvester-Orakels engt den Kreis der Kombinationen ein, ja sie läßt mitunter Symbole entstehen, die in ihrer Ein- oder höchstens Zweideutigkeit in der guten Gesellschaft unerwünscht, manchmal peinlich und geradezu unanständig wirken. Dies erfuhr ich bei der großen Silvesterfeier des Generaldirektors Hainzmann der „Woba" (Wohnbarackenbaugesellschaft).

„Herzig, ein allerliebstes Äffchen", riefen die Gäste, als des Herrn Generaldirektor soeben verlobtes Töchterchen Hildegard das Gießprodukt aus der Kristallschüssel hob. „Affen bringen Glück!" — „Und Temperament", fügte ich sachlich bei. „Übrigens dürfte der Vergleich mit einem Kindchen durchaus näher liegen." — „Wie können Sie nur — — —", schnaubte eine alte Dame. „Nun", erwiderte ich, „der unverhältnismäßig große Kopf, die noch embryonal flossenartigen Handgebilde, das Bleischnürchen am Bäuchelchen — heute, wo Deutschlands Volkskraft durch den katastrophalen Geburtenrückgang — — —" — „Schon gut, genügt!" wehrte der Herr Generaldirektor etwas rauh ab und griff selber zum Gießlöffel. Das Blei erstarrte zu einem schlüsselartigen Gebilde. „Der Schlüssel zur Erschließung des Wirtschaftslebens 1932!" rief ein goldbebrillter Herr, „wir gratulieren unserem hochverehrten Herrn Aufsichtsratvorsitzenden schon in dieser Stunde im Namen der notleidenden Aktionäre der ‚Woba'. Er lebe hoch!" — „Eine bemerkenswert geistvolle Auslegung des Symbols", sagte ich, als sich der Jubel gelegt hatte, „und wenn zufällig auch Gefängniswärter solche Schlüssel tragen, so mag uns das nur wiederum und für das kommende Jahr ganz besonders darauf hinweisen, wie nahe oft Glück und Unglück beieinander liegen. Der Herr Generaldirektor, er lebe hoch und nochmals hoch!" Meiner gut gemeinten Rede folgte eine nachdenkliche Stimmung. Einige Herren traten in den Hintergrund des Zimmers und unterhielten sich dort flüsternd. Die Aufmerksamkeit der Gäste schien erheblich vom Bleiguß abgelenkt, und es wurde deshalb kaum bemerkt, als nunmehr die Frau Generaldirektor ein zackiges Gebilde aus dem Wasser hob. „Nun wollen wir einmal sehen, Heinrich", sprach sie mit einem liebreichen Blick auf ihren noch etwas verstimmten Gemahl, „ich habe beim Gießen die Augen geschlossen und an dich gedacht!" — „Die Leiter des Erfolges", deutete ein Herr mit leichter Ironie aus, „auf der Sie mit Ihrem Herrn Gemahl weiterhin emporklettern werden!" — „Es könnte auch ein Hirschgeweih sein", wagte ich einzuwerfen. „Vielleicht sind der Herr Generaldirektor Hochwildjäger, und so ein kapitaler Sechzehnender — — —" — „Es sind überhaupt nur zehn Zacken", widersprach die gnädige Frau mit leichter Verlegenheit. „Nun ja", tröstete ich, „wir stehen ja auch erst am Anfang des Jahres, und Sprossen der restlichen sechs Enden sind immerhin bereits angedeutet." — „Weidmannsheil", scherzten die Gäste taktvoll, während sich der Herr Generaldirektor mit bibbernder Unterlippe an eine etwas ältliche Dame von herber Jungfräulichkeit wandte: „Nun, Tante Emmi, nicht auch mal das Schicksal ein klein wenig befragen?" Mit verschämter Miene goß die Dame das Metall in die Schüssel, ein Gebilde entstand. „Hm — hm —", machte der Herr Generaldirektor, „ein schwieriger Fall, ein schwer zu lösendes Orakel! Was meinen Sie dazu, Herr Allesbesserwisser?" — „Nichts", antwortete ich schroff, „denn ich würde es nicht wagen, dieses Symbol auch nur lateinisch anzudeuten." — „Das geht aber denn doch etwas zu weit", knurrte Herr Hainzmann. „Das kann ich nicht finden", widersprach ich chevaleresk, „denn weshalb sollen denn Damen reiferen Alters nicht auch noch Glück bei den Männern haben?" — „Nun aber Schluß!" brauste der Herr Generaldirektor auf, schloß rasch seine Hand um das Bleiklümpchen und warf es unter das Büfett. In diesem Augenblick schlug die Uhr zwölf. Von der Straße herauf tönten „Prosit"-Rufe, Herr und Frau Generaldirektor umarmten sich innig. Hildegard schien ihrem Bräutigam wegen irgendeiner Sache schwere Vorwürfe zu machen, Tante Emmi sah mich mit verträumten Blicken an. Dann riß der Herr Generaldirektor das Fenster auf und böllerte mit den Worten: „Auf daß alles in Erfüllung gehe!" aus einem Revolver in die Luft. — Die Einladung zur diesjährigen Silvesterfeier bei Herrn Hainzmann scheint von der Post verschlampt worden zu sein. Ich habe sie nicht erhalten.



Traum des Kleinautobesitzers — *Karl Holtz*

1931
aus der Retrospektive

Von Hans Seiffert

In dem Luxushotel der Weltrauminsel T L VI, die — ein Meisterwerk moderner Technik — dem interplanetaren Raumschiffverkehr als Zwischenlandungsplatz diente, feierte man Silvester 2031. Welteisgekühlter Sekt perlte in den Kelchen, die Kassiopeian Syncopators spielten den neuesten Great-Bear-step „Ich kenn auf der Venus ein kleines Hotel“, da klopfte Mister McAllan an sein Glas, um eine seiner philosophisch angehauchten Reden zu halten, die ob ihres Geistreichtums stets das Entzücken der Damenwelt bildeten.

„Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wir sitzen hier, 763 000 Kilometer von unserer irdischen Heimat entfernt, und feiern Silvester. Wir blicken hinaus zu den Fenstern dieses Saales und sehen unsere alte Erde als leuchtendes Gestirn am Himmel stehen. Diese Tatsache, daß menschlicher Erfindergeist, menschlicher Wagemut ein solches Wunder Wirklichkeit werden ließen, erfüllt mit Stolz und Begeisterung. Und doch, meine sehr verehrten Damen und Herren, mischt sich dem Tieferblickenden, dem Nachdenklichen ein bitterer Tropfen Wermut in den Becher der Freude, denn — ohne die Größe unserer technischen Leistungen nur im mindesten schmälern zu wollen —: wir Menschen von 2031 sind arm geworden an inneren, an seelischen Werten; wir haben unsere ungeheuren technischen Fortschritte teuer, vielleicht allzu teuer erkauft mit dem Verlust dessen, was frühere, glücklichere Zeiten Seele, Gemüt, Persönlichkeit nannten. Blicken wir nur die kurze Spanne von hundert Jahren zurück, auf das Jahr 1931. Gewiß, Technik und Zivilisation steckten damals noch in den Kinderschuhen, die damals gerühmten technischen Leistungen nötigen uns heute nur ein mitleidiges Lächeln ab — aber, meine sehr verehrten Damen und Herren, welche wundervolle Geschlossenheit der Weltanschauung in jenen Tagen! Wie fest wurzelte der Mensch in den naturhaft gegebenen Bindungen von Volk und Vaterland, von Gottglaube und Sittengesetz! Welche vorbildliche Einmütigkeit zwischen allen Schichten des Volkes, wie fest fühlte man sich dem Nächsten brüderlich verbunden! Ich will Sie nur an einige Ereignisse der letzten Monate erinnern, die uns alle in Atem hielten und blitzartig unsere bis ins Mark verfaulten politischen und kommerziellen Zustände beleuchteten und unser fürchterliches moralisches Chaos jedem Auge offenbarten. Nie, nie und unter keinen Umständen wäre derartiges in der erfrischenden, reinen Atmosphäre der guten alten Zeit von 1931 möglich gewesen. Damals galt noch die Heiligkeit eines gegebenen Wortes, damals regierten noch Treu und Glauben, nicht die skrupellose Profitgier wie heute, damals traf noch die volle Strenge eines vielleicht barbarischen, aber weisen Gesetzes jeden Übeltäter, gleich welchen Standes; damals traf man politische und wirtschaftliche Maßnahmen stets zum Wohle des Ganzen, nicht wie bei uns heutzutage zum Wohle einer verschwindend kleinen Oberschicht. Das ethische Fundament der Welt stand noch unerschüttert. Die Liebe war noch . . .“

„Ach, damals hätte ich leben mögen!“ seufzte verzückt eine Dame mit marsrötlichem Haar. „Das muß eine herrliche Zeit gewesen sein!“

Worauf ein uraltes Mondkalb, das zur Belustigung der Gäste gehalten wurde und frei im Saal umherlief, ausgiebig zu muhen begann.

Ein Hoffnungsschimmer

strahlt uns im neuen Jahr: bei dem neuen Abbau der Gehälter am 1. Januar besteht die Möglichkeit, daß Finanzbeamte, Gerichtsvollzieher usw. in den Streik treten. T.

Erfahrung *(Rudolf Kriesch)*



„Weißt du, in der Silvesternacht nehme ich mir immer vor, ein neues Leben zu beginnen.“ — „Jawohl, und bei der Gelegenheit findet man auch gleich am besten einen neuen Freund!“

Kleine Geschichten

Die Punschterrine

„Das wird ein langweiliges Silvesdr werden.“

„Warum denn? Warum soll denn das ein langweiliges Silvesdr werden? Das sehe ich awr nich ein.“

„Na, wer had denn das nödiche Geld, um sich den obligaden Algohol zu gaufen . . .?“

„Ich nich.“

„Na sähnse!“

„Deswäjn gaufe ich doch den obligaden Algohol.“

„Ich denke, Sie ham gein Geld.“

„Nein.“

„Wovon wollen Sie denn da den obligaden Algohol gaufen?“

„Nu, das mache ich sehr einfach.“

„Nu saachenses schon, schbannense doch nich die Leude so färchterlich auf die Foldr.“

„Wir ham änne sehr schöne Bunschderrine. Aus Grisdall.“

„Hamse denn auch was drin?“

„Nein. Das beschaff ich awr. Wenn auch nich grade für die Bunschderrine.“

„Sie beschaffen was für die Bunschderrine, wenn auch nich grade für die Bunschderrine — wissense, aus Ihrem Gemähre da gammr awr wahrhafdch nich gescheid werden!“

„Dabei is das ganz einfach! Ich nehme die Bunschderrine und vrsäðe sie auf dem Pfandhaus. Und für das Geld gaufe ich Bunsch. Den drinken wir dadrfier eben aus der Gaffeeganne . . .“ K. M.

Die kluge Spende

In der Stadt W., die ein vielberedetes goldenes Herz hat, wird mit großer Publizität für eine Winterhilfe gesammelt. Wie das schon so ist: wer nichts hat, gibt etwas her, wer etwas hat, der . . . Nun lebt in W. ein reicher Mann, der stadtbekannt geizig ist. Trotzdem wandte man sich an ihn, schilderte die Not der Arbeitslosen, appellierte an seine soziale Verantwortung, und nicht zuletzt deutete man taktvoll an, daß eine weithin publizierte Wohltätigkeit des fraglichen Herrn für sein geschäftliches Renommee nicht gerade ungünstig sein werde. Das letztere Argument leuchtete denn auch vollständig ein. Und das Sekretariat des Herrn Direktors verschickte an alle Zeitungen der Stadt folgende Notiz: „Eine hochherzige Spende. Herr Direktor . . . hat sich entschlossen, sein gesamtes Dezembereinkommen der Winterhilfe abzuführen, unter der Voraussetzung, daß tausend andere Wirtschaftsführer das gleiche tun werden. Bis diese Zahl der Anmeldungen erreicht wurde, kann das Geld von Amts wegen bei Direktor . . . abgeholt werden.“

So figurierte der Herr Direktor unter den hochherzigsten Wohltätern der Stadt und erwies sich überdies als wirklich kluger Mann. Denn selbstverständlich hat er auch nicht einen einzigen Groschen abzuführen gehabt. K.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dr. Hans Jacobsen, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Vorzeitige Aufgabe

(M. Frischmann)



„Sehen Sie, mein Mann wollte sich doch nur 'n bißchen Mut fürs neue Jahr antrinken, aber so weit ist's gar nicht mehr gekommen!"

Vom Tage

Viele Giftgasköche verderben den Brei

Der durch die Hamburger Phosgenkatastrophe bekannt gewordene Chemiker und Fabrikant Dr. Stoltzenberg wohnt in Hamburg ausgerechnet in der Friedensstraße. Sein Giftgaskochbuch, „Herstellungsvorschriften für Ultragifte", erschien im Selbstverlag des Verfassers. In Inseraten, die er nicht nur in deutschen, sondern auch in ausländischen Blättern erscheinen ließ, betonte er, daß die Herstellung sämtlicher Giftgase auch dem chemisch nicht vorgebildeten Laien nach der Lektüre des Buches möglich sei; Versand aller Rohstoffe und Apparaturen ab Fabrik auch nach auswärts.

Das Giftgaskochbuch ist inzwischen verboten worden, obwohl es sich doch gerade so gut als Weihnachtsgeschenk geeignet hätte. Aber —

Wir haben wieder einmal gesehen, was in des Teufels Küche vorgeht. T.

Triumph des Völkerbunds

Wochenlang verhandelte man im Völkerbundrate über eine Möglichkeit, in den japanisch-chinesischen Konflikt, der von Böswilligen als Krieg denunziert wird, autoritativ einzugreifen. Nach sorgfältiger Prüfung aller angeregten Verständigungsformeln kam es zu einer grundsätzlichen Einigung, mit der sich auch Japan in loyalster Weise einverstanden erklärte, — zu einer Einigung, die wohl auch von den Skeptikern als grandioser Triumph des Völkerbunds und seiner allseitigen Autorität anerkannt werden wird: Japan verpflichtet sich im vorhinein, die Friedensverhandlungen in Genf stattfinden zu lassen!

Zwanglos . . .

„Sagen Sie, wie war es möglich, die Schwierigkeiten der Banca Commerciale ohne Notverordnung, ohne Zwang, derartig rasch zu überwinden?"

„Sehr einfach . . . Italien hat eine ausgezeichnete Finanzpolitik!"

„Hm —"

„Als die ersten Krisengerüchte auftauchten, setzte ein Run auf die Kassenschalter ein —"

„Begreiflich!"

„— und in allen Kassenräumen standen Fascisten in Zivil. Kam eine Partei und legte Geld ein, so ruhten hundert wohlwollende Augen auf ihr, wollte sie abheben, wurden diese Augen mißbilligend, drohend und streng, und irgendwo sprachen zwei von den Liparischen Inseln. Na — glauben Sie, daß da auch nur ein Mensch abgehoben hat? Im Gegenteil, eingelegt hat er, seine letzten fünf Lire hat er eingelegt! Sehen Sie, ein Land mit einer derartig produktiven Finanzpolitik braucht keinen Zwang!" H. K. B.

Silvester

Schon wieder riecht's silvesterlich.
Laßt uns zusammenrücken
und brüderlich und schwesterlich
die leeren Gläser zücken.

Ein heißer Punsch — wie tät' er gut,
die Knochen uns zu schmieren,
die Knochen und den welken Mut! . . .
Wer will ihn uns servieren?

Ei, Sie, Herr Metaphysikus?
— Wir kennen Ihr Rezepte,
das nun schon bis zum Überdruß
uns immer wieder neppte.

Wir sind für die Physik entbrannt,
mit Gaumen und mit Nasen.
Ihr Hinterher und Nachderhand
schmeckt allzu sehr verblasen.

Das ist kein Nein und ist kein Ja.
Wer kann sich daran halten?
Die Hände aber, die sind da —
zum Greifen, nicht zum Falten.

Ratatöskr

Frohe Gewißheit

Sonst waren Generaldirektors zu Weihnachten immer verreist.

Mal feierten sie das schöne Fest in Ägypten, mal in Pontresina, mal auf den Kanarischen Inseln, mal in Mürren.

„Und dieses Jahr haben Sie die Feiertage in Berlin verbracht?" wundert sich ein Bekannter.

„Natürlich!" erwidert der Herr Generaldirektor.

„Im Schoße der werten Familie?"

Generaldirektor zieht die Brauen hoch: „Wo denn sonst? Mit meinem Herzfehler bin ich doch auf keinen Fall haftfähig . . ."

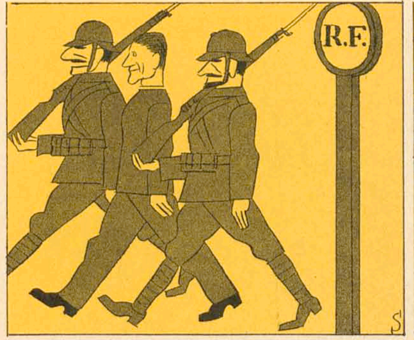
Zeitgemäßer Druckfehler

In der „Europa-Stunde", Heft 48 vom 27. November 1931, findet sich in der Programmansage folgende Angabe:

20h Königswusterhausen
Aus Hamburg: „Weihnachts**m**oratorium."

Prophezeiungen für das neue Jahr

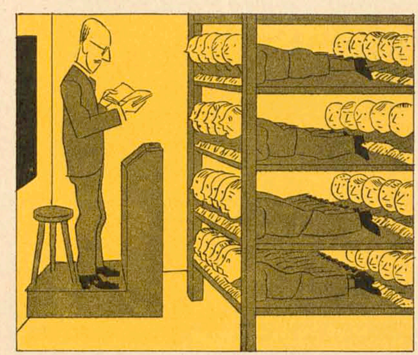
(E. Schilling)



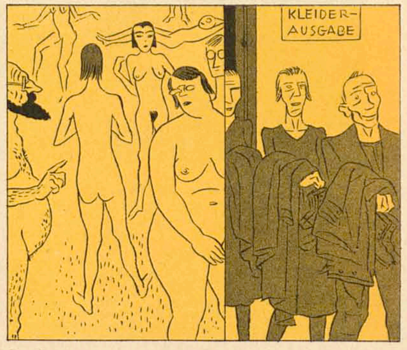
Der Goldmacher Tausend hat endlich Erfolg. Er muß aber auf Verlangen Frankreichs sofort ausgeliefert werden.



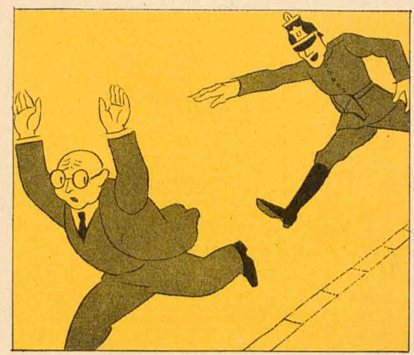
In Bayern wird die Goldwährung aufgehoben und die Bierwährung eingeführt.



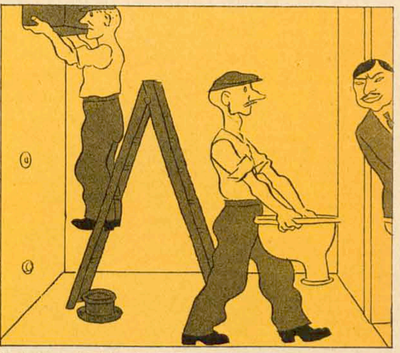
Die Schulen werden so stark verkleinert, daß die Schüler, in Schichten übereinander gelagert, unterrichtet werden müssen.



Die Nacktkultur verbreitet sich so stark, daß genügend Kleider für die Notleidenden frei werden.



Ein Redakteur wird wegen Staatsverleumdung verfolgt, weil er das böswillige Gerücht verbreitet hat, Deutschland sei kein Paradies.



In den Luxus-Hotels werden die Wasserspülungen der Klosetts abgebaut, damit französische Minister sich nicht mehr über deutsche Verschwendung zu beklagen haben.

Schlimme Erfahrung

(Jeanne Mammen)



„In meinem Horoskop steht, daß ich in diesem Jahr ganz bestimmt heiraten werde."
„Jawohl, und durch so'n Horoskop hätt' ich mal beinah 'n Kleines bekommen!"

Billige Ohrfeigen-Woche / Von Stefan Kat

In dieser bösen Welt müssen Vergnügungen bar bezahlt werden. So zum Beispiel kostet eine Ohrfeige durchschnittlich zwanzig Mark.
Wer kann sich das leisten? Der ehrlich arbeitende Mittelstand muß unter solchen Umständen auf dieses zweifellos erstrangige Vergnügen, dem Mitmenschen eine herunterzuhauen, im vorhinein verzichten, während wohlhabende Volksgenossen sich den Spaß ohne weiteres allwöchentlich leisten können. Das ist ein Übelstand! Und in Zeiten sozialen Mißvergnügens könnte die Ungerechtigkeit zu gefährlichen Weiterungen führen.
Nun hat aber der bekannte Projektemacher Dr. Bummerl einen sehr beachtenswerten Plan ausgearbeitet, der von den kompetenten Behörden im Augenblick sorgfältig studiert wird. Seit langem schon beobachtete Dr. Bummerl mit großer Genugtuung, wie man sich allseits bemüht, die Wirtschaftskrise durch Wohltätigkeit zu überwinden. Da werden Tees und Konzerte gegeben, Premieren und Hockeymatchs veranstaltet, Briefmarken und Aussprüche gesammelt — alles für die Arbeitslosen. In einer Orgie von Mitgefühl unterhält man sich überhaupt nur mehr zugunsten der Krisenopfer.
Davon also ging Dr. Bummerl aus. Wenn der alte Grundsatz „Brot und Spiele" — so überlegte er — sinngemäß dahin modernisiert wurde, daß man durch die Spiele gleich auch das Brot schafft, warum sollte es nicht möglich sein, bei dieser Gelegenheit den schwer bedrückenden Mißstand der unerschwinglichen Ohrfeige abzustellen? Und sofort schrieb Dr. Bummerl, ein Mann nicht minder der Tat als der Projekte, an das Wohlfahrtsministerium den folgenden Brief:
„Ich schlage vor, daß in der nächsten Zeit von Amts wegen eine „Billige Ohrfeigen-Woche" veranstaltet wird. Während dieser Woche wäre für je eine Ohrfeige ausnahmsweise eine gerichtliche Strafe von nur fünf Mark zu bezahlen. Der gesamte Erlös aus dieser großzügigen Aktion hätte der Winterhilfe zuzufließen. Wenn eine entsprechende Propaganda getrieben wird, muß der finanzielle Erfolg überaus beträchtlich werden: Millionen Staatsbürger würden sich diese einzigartige Gelegenheit nicht entgehen lassen, wenn sie dabei auch noch das Bewußtsein haben, mit dem endlich ermöglichten Genuß eines lange vermißten Vergnügens zugleich auch eine soziale Tat zu leisten. In Erwartung Ihrer geschätzten Antwort zeichnet hochachtungsvoll etc."
Dr. Bummerl, eines der wenigen Universaltalente unserer Zeit, begnügt sich eben nie mit den zwei Fliegen; er fängt immer mindestens drei auf einmal: dieser sein letzter Vorschlag vereinigt eine soziale Aktion mit einer, wenigstens zeitweisen, Behebung eines von uns allen übelempfundenen Mißverhältnisses in der Verteilung eines urmenschlichen Lustgewinns (eben des Ohrfeigens) — und zugleich ist er auch eine Maßnahme in der Richtung des allgemein angestrebten Preisabbaus. (Und außerdem könnte man finden, daß die „Billige Ohrfeigen-Woche" die politische Winterschwüle auf relativ ungefährlichem Wege wesentlich entspannen müßte. Das nur nebenbei.)
Hoffentlich werden die zuständigen Behörden Bummerls Vorschlag in die Tat umsetzen. Denn es wäre eine Tat, und dazu noch endlich einmal eine populäre! Und wenn die Marsbewohner nächstens von der Erde her ein gewaltiges, tosendes, berstendes Geklatsche hören, dann sollen sie nicht erschrecken. Es wird nur die „Billige Ohrfeigen-Woche" sein, in der unsere mitleidige Welt den Armen hilft und dabei — endlich, endlich! — billig abreagieren kann.

Einer traut sich immer noch

Von Peter Scher

Und irgendwo lebt doch der Mann,
der sich's nicht abgewöhnen kann,
zu hoffen.

Vielleicht ist er von Güte prall,
vielleicht auch nur von Fall zu Fall
besoffen.

Gleichviel, er tritt im neuen Jahr
mit Optimismus an die Bar
und prostet.

Die bess're Zukunft wird von ihm
wie Vater Gott von Cherubim
betoastet.

Er ist ein Stück von dir und mir,
er wird ja wohl an dem Plaisir
verderben.

O Gott, daß er hinüber muß!
Na Schluß —:
Wir wünschen wohl zu sterben!

Falsche Diagnose

(George Grosz)



„Mit so 'nem hübschen Frauchen muß ja det neue Jahr jlücklich werden!"
„Det jloobe ick ooch — wochenlang!"

Bleigießen 1931

Da man für diese beliebte Silvesterunterhaltung seit jeher das allergewöhnlichste Material des Landes verwendet, wird heuer in Frankreich mit Gold gegossen.
In Japan wurde das silvesterliche Bleigießen verboten, weil die Regierung dieses Material heuer für produktivere Zwecke benötigt.
Auch Ungarn wird auf den Spaß verzichten müssen; alles verfügbare Blei wurde von den Standgerichten angefordert.
Deutschland hingegen mag auch Silvester 1931 bei der alten, biederen Sitte bleiben, die diesmal mehr noch als sonst prophezeiende Qualität besitzt: welche zufällige Form auch immer das gegossene Blei annimmt, — es bleibt grau!

Kat.

Einfache Rechnung

Der Herr Wotruba, unser stets wohlinformierter Hausbesorger, sagte mir neulich im Stiegenhaus: „Alsdern, wissens, Herr Dokta, i kann dö verflixtn Bankschieber ja gewiß net schmecken, aber der Ehrenfest von der Creditanstalt tuat m'r leid!"
„Ja, warum denn?" fragte ich verwundert.
„No, wissens denn nix von dem neuchn G'setz wegen Untreue im G'schäft?" dozierte der Herr Wotruba eifrig, „und rückwirkend ham s' es aa no g'macht, alls nur wegen dem Ehrenfest."
„Beruhigen Sie sich nur", lachte ich, „dem Ehrenfest wird schon nicht viel geschehen!"
„Wia können denn so was sagen?" protestierte erregt der Herr Wotruba. „Hams denn das G'setz net g'lesen? Da haaßts ausdrücklich: wer das Verfügungsrecht über a fremdes Vermögen mißbraucht und an andern um 2500 Schilling schädigt, der kriagt zehn Jahr Kerker! Zehn Jahr für 2500 Schilling! Alsdern, da wird do der arme Ehrenfest jetztn mindestens fufzigtausend Jahr' sitzn müassen, na servas!!"

Salpeter

Es geht aufwärts mit der Reichsbahn!

(E. Thöny)



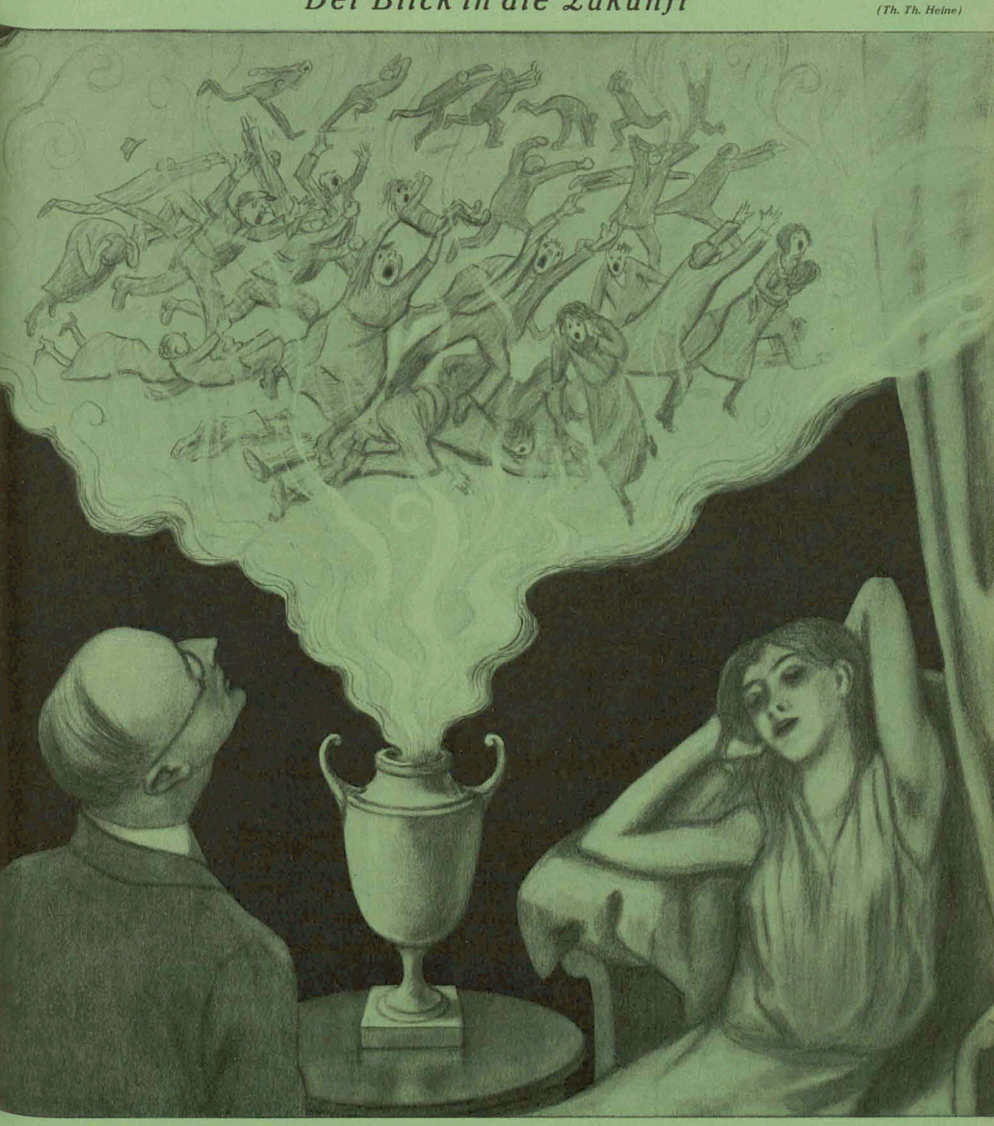
Durch die Stellung von Luxus-Sonderzügen für fliehende Bankdirektoren wird der Reichsbahnbetrieb endlich wieder rentabel.

Stuttgart, 4. Januar 1932 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 40

SIMPLICISSIMUS

Der Blick in die Zukunft

(Th. Th. Heine)



„Pan-Europa? ... Pan-Europa? ... Ja, vielleicht, wenn das Panik-Europa vorüber ist!“

Also Köpfchen hoch, mein Sohn! / *Von Peter Scher*

Glaubst du, daß sich soviel ändert,
wenn nun „das“ geschieht?
Deine Augen sind umrändert –
weinst du, Siegferied?

Zähme, Liebling, dein Gewässer,
wenn auch „alles fließt“;
mach dein Taschentuch nicht nässer,
als es nötig ist.

Wenn sich nun, und Gott behüte,
jene Kräfte paarn,
hättest du dann nicht die Güte,
Haltung zu bewahrn?

Sieh, mein Intellektchen, süßes,
immer trumpfst du: Geist –
also stell dich und begrüß es,
wenn es stark sein heißt!

Willst du unters Bänkchen kriechen
vor dem künftigen Graus?
Also gut, mach dein Pipichen –
lauf mir bloß nicht aus!

Aber kommt „es“ nicht, dann weiß ich
einen Kampfhahn von
neunzehnhundertzweiunddreißig –
der bist du, mein Sohn!

Todego / Von Christian Gutenberg

Rund um Berlin ist ein Stacheldraht gezogen. Keineswegs von jener Sorte, wie man sie aus den Zeiten des Weltkrieges kennt: Spanische Reiter und dicke Verhaue; nein, ganz gewöhnlicher Stacheldraht, in weiten Abständen an unbehauene Holzpfähle geklammert. Regen und Sonne haben ihm Patina verliehen. Kaum leserlich schaukeln gelegentlich Warnungstafeln mit der Aufschrift: „Das Betreten wegen damit verbundener Lebensgefahr verboten“ melancholisch im Winde.

Die Gebäude rutschen langsam zusammen. Dort plumpst ein hoher Schornstein auf das morsche Fabrikdach, hier platzt von den Zierfiguren des Kurfürstendammhauses eine Stucknase ab; und — es gibt eine Vergeltung: ein paar Nebentürmchen der Gedächtniskirche haben sich selbständig gemacht, sie haben die Schaufenster des Romanischen Cafés eingeschlagen. Gott sei Dank, niemand wurde verletzt. Kein intellektueller Literat war hastig, das Jüngste Gericht vermutend, zusammengefahren — Berlin ist menschenleer.

Reichstag, Krankenhäuser, Ministerien, Kaufhäuser, Kirchen, Banken, Hotels, Tanzdielen, Schulen, Bahnhöfe, Fürsorgeämter, Wohnhäuser, Fabriken — alles menschenleer.

Ja zum Teufel, wo sitzt denn die Regierung? — Wo finden die Tagungen statt?... Wo werden die Wechsel diskontiert und die Zeitungen gedruckt? — Immer hübsch ruhig — nur keine chemische Hast — es wird sich alles erweisen. Man schreibt das neunzehnte Jahr des Zwanzigjahresplans.

Was war geschehen? Wie hatte es angefangen?

Der § 218 StGB. wurde mit umgekehrten Vorzeichen zum Gesetz erhoben: mehr als zwei Kinder zu zeugen, ist verboten. Für Ärzte und diesbezügliche Nebenberufe war somit vorerst hinreichend gesorgt. Frauenarbeit ausschließlich Hebammenberuf, Krankenpflege und Betätigung zu öffentlicher Freude ist verboten. Jegliche Arbeit am laufenden Band verboten. Handarbeit ist Trumpf. Der Herr Generaldirektor, als er bei der Umstellung noch nötig war, durfte sich zum Querschreiben der Wechsel die dazu notwendige Feder persönlich aus der Gans rupfen und zurechtschneiden. Da wir gerade von der Feder sprechen: früher schrieb man mit Stahlfedern — Stahl gibt es nicht mehr. Die Eisenbahn ist abgeschafft. Schiffe aus Stahl nicht notwendig. Schiffsverkehr hat aufgehört, die Hafenstädte sind stillgelegt. Städte, wir wollen es nur gleich verraten, sind in Acht und Bann getan. Geblieben ist das tolle Tempo der Zeit: Rückentwicklung zur Steinzeit in zwanzig Jahren — wenn das keine Leistung ist! Der Herr Generaldirektor hat durchgehalten, er treibt heute seine Gänseherde zum Weiher. Aber viele, sehr viele seiner Kollegen haben ins Gras gebissen, in das überall reichlich wuchernde. Der einzige Wucher, der noch blüht.

Elektrizität erscheint nur noch in Form von Gewittern. Die Kohlenzechen sind stillgelegt. Ihre Nebenprodukte, als da sind unter anderen Benzin, Paraffin, Stickstoff, sind überflüssig. Automobile laufen nicht mehr. Paraffinnasen zur Verschönerung des Menschen sind einem neuen Schönheitsideal zum Opfer gefallen, dem wallenden Bart, dem strähnigen Haar, dem trutzigen Blick, der derben Hand. Und Stickstoff zur Düngung der Äcker? Mit Verlaub, zu dieser Produktion hat man die Grubenarbeit gestattet. Gruben: vier Meter lang, einen Meter breit, eine Latte davor — fertig ist die Latterine. Kurz und gut, die Industrie ist ausgerottet. Alles ist ausgerottet bis auf Ackerbau, Viehzucht und etwas Heimarbeit für zeitgemäße Kleidung. Ein gewaltiges Werk. Eine Meisterleistung vorbildlicher Organisation. Wer war der Erfinder dieses gigantischen Plans? Keiner hatte ihm je von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden. Keiner hatte seine Stimme vernommen. Er muß ein großer Magier sein. Im Anfang verfügte er über eine Truppe von hunderttausend Mann samt allem Kriegsgerät. Von Jahr zu Jahr war diese Truppe kleiner geworden, so gut hatte sich alles eingespielt. Jetzt, im neunzehnten Jahr des Plans, sind zwanzig Feldwebel übriggeblieben. Der große Kampfschrei: Todego — war zu einer Grußform herabgesunken, ähnlich dem Ausspruch: Wie geht es Euch?, oder: Es wachse das Korn, es kalbe die Kuh, es werfe das Schwein. Todego — ehemals der Streitruf: Tod dem Golde!

Todego wird schlechthin auch der unbekannte Diktator genannt. Die von früher her mit Bildung Belasteten sprechen den Namen zweisilbig aus: Tod-ego — ich — der Tod. Im Volksmund mit der Betonung wie Theodor.

Es ist fernerhin verständlich, daß sich im Volksmund um diesen unheimlichen Mann eine Legende gebildet hat. Todego existiere wirklich und lebe in Berlin. Er sei der einzige Bewohner. Hochgewachsen, muskulös, blond, mit langem Bart und härenem Gewande. In einer Höhle des Untergrundbahnhofes am Wittenbergplatz soll er hausen. Seine Nahrung besteht, die Vegetarier verschweigen es geflissentlich, nur aus Fleisch. Berlin ist menschenleer, aber nicht unbelebt. Im Zeitungsviertel trifft Todegos Pfeil die Ente im Fluge. Aus dem Reichstag hat er einen Anstand gemacht (ein diesem Gebäude sehr schwer verständlicher Begriff). Am Kurfürstendamm erlegt er die brünftigen Hirsche von zwanzig Enden aufwärts. Im Bankenviertel hat er Fallen aufgestellt. Bums — ist die Falle zu; ein Sack, ein Keulenschlag, — eins, zwei, drei — ist das Fell über die Ohren gezogen. Hoch oben schweben, effektiv und nicht symbolisch, Geier über Berlin. Todego hat magische Kraft. Er denkt und lenkt.

Bis ins neunzehnte Jahr des Zwanzigjahresplans ist alles wie ein Uhrwerk abgelaufen. Aber nichts ist vollendet auf der Welt. Die Truppe, von der bisher alle Befehle ausgegangen waren, versagt. Den zwanzig Feldwebeln, man kann es verstehen, fällt gar nichts ein. Sie haben keine Erleuchtung. Die Vorsteher der Gemeinden und Herdstellen warten auf neue Befehle. Sie bleiben aus. Man wird unruhig. Der Volksmund regt sich. Man beruft das große Thing. Aus allen Gauen kommen die Vorsteher zusammen. Es wird ein Gottesurteil gesprochen. Eine holde Jungfrau soll, wie sie geschaffen ist, gehalten sein, nach Berlin einzudringen und Todego zu suchen. Gibt es ihn, so ist kein Zweifel, daß diese unberührte Jungfrau die Kraft besitzt, Todego wieder zur Erleuchtung zu bringen!

Die Jungfrau ist nicht wiedergekommen. Aber sechs Wochen später haben die zwanzig Feldwebel wieder eine Erleuchtung. Sie werden beordert, nach Berlin zu kommen. Die Aufregung ist groß. Rund um Berlin lagern die Stämme. Mutig dringen die Zwanzig in Berlin ein. Im Villenviertel des Grunewalds erwartet sie ein eleganter Herr mittleren Alters, klein, schwarz, stechende Augen, Hornbrille auf der Nase, glatt rasiert, bleich. „Mein Name ist Todego“, sagt er mit todtraurigem Gesicht, und dann aufblitzend, Energie zusammenraffend, „folgen Sie mir!“ — Über den welligen, überall aufgeplatzten Asphalt, über Steintrümmer und Riedgras führt der Weg in einen jener für die Ewigkeit gebauten Bankdirektorenpaläste. In der geräumigen Halle hält er an. Er atmet tief: „Männer“, beginnt er, sichtlich erschüttert, „neunzehn Jahre habe ich für meine Idee gekämpft: Vernichtung des Goldes, Negierung, völlige Negierung dieses Metalles und der mit ihm verknüpften Kulturbelange. Rückkehr zur Einfachheit war mein Ziel“, er hält ergriffen inne, „ich habe für meine Idee in der Steinwüste gelebt,

Berliner Köpfe

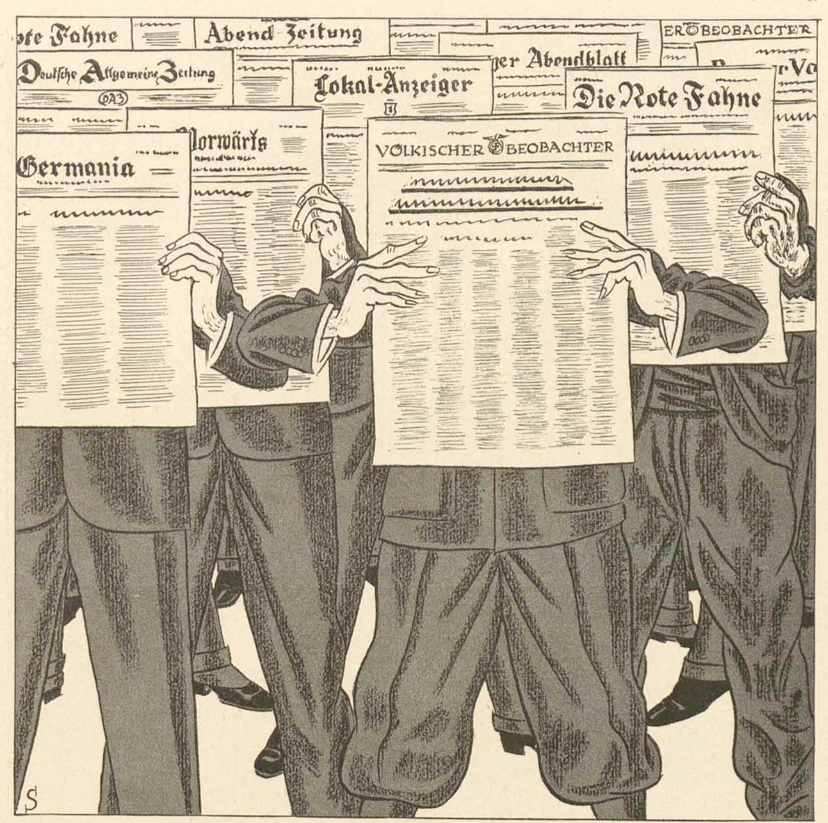
(Rudolf Großmann)



Der Dramatiker Georg Kaiser

Uniformverbot

(E. Schilling)



Was nützt das Uniformverbot, wenn die Köpfe weiter in Uniform bleiben?

habe gedarbt, gehungert und gelitten. Seht mich an, seht meine Kleidung an, ich stehe am Grabe meiner Hoffnung — seit sechs Wochen, seit dieses Weib —" — „Todego — wo bist du?" hören die Feldwebel eine süße Stimme. Die große Freitreppe herunter schreitet, in einem bezaubernden Kleide mit tiefem Ausschnitt, geschminkt, gepudert, frisiert und manikürt, mit Geschmeide und Ringen geschmückt, die holde Jungfrau. Als sie die fremden Männer erblickt, stößt sie einen leichten Schrei aus.
Todego zischt: „Fangt sie!" Aber die Feldwebel rühren sich nicht, sie stehen stramm. Wohlgefällig läßt sie ihre Blicke über die Männer gleiten, dann wendet sie sich — klingt es nicht schon wie leise Ironie? — an den Alleinstehenden: „Todego, mein Gold, du bist ja ganz blaß?!"
Todego — mein Gold — er fällt um und ist tot.
Die zwanzig Feldwebel sind nicht zurückgekehrt.
Die ganze neue Weltanschauung geht aus den Fugen. Todego bedeutet jetzt im Volksmund: Dämon. Eine Jungfrau und zwanzig Feldwebel hat er auf dem Gewissen, der Werwolf.

Wünsche erfüllen sich

„Einen einzigen Wunsch habe ich, den mir ein gütiger Himmel erfüllen möge", sagte Valentin, „so oft es an meiner Wohnungstür klopft, steht ein Inkassant draußen, der im Namen einer Firma Geld verlangt. Einmal sollte es läuten, ich würde zaghaft öffnen, und draußen stünde statt der Inkassanten ein junges, blondes, wunderschönes Mädchen." — Es läutete. Valentin öffnete zaghaft. Draußen stand ein junges, blondes, wunderschönes Mädchen. Valentin schickte einen Dankblick zum Himmel und fragte nach ihrem Begehr. — „Ich bin die Inkassantin der Firma Glücksmann, der Sie vor acht Monaten — — —", sagte das Mädchen. Valentin fiel in Ohnmacht. J. H. R.

Neujahrliches

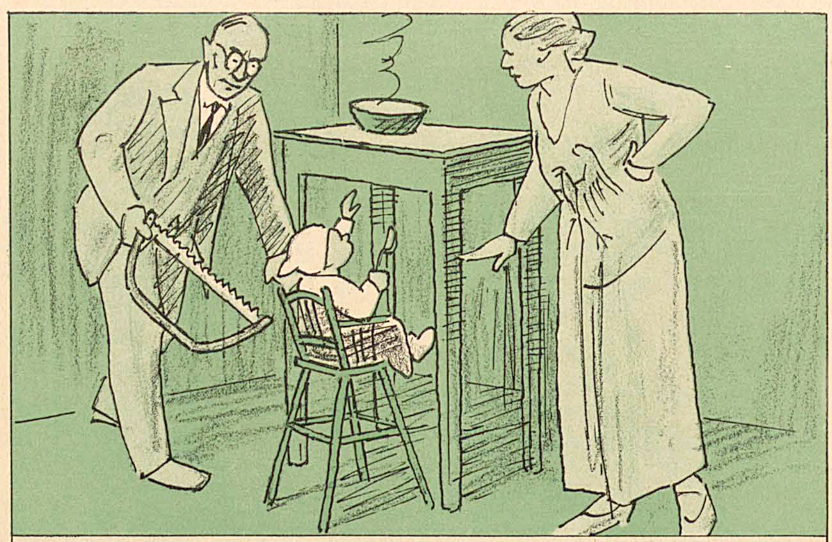
Nicht allgemein bekannt ist, daß wir 1932 gleich mehrere Jahre zu leben haben. Die Literatur beschert es uns als „Goethe-Jahr". Die Arktisforscher tischen es als „Polarjahr" auf. Die Protestanten feiern 32 als „Schwedenjahr", die Okkultisten als „Elefantenjahr" . . . Das Ende der Reihe ist noch nicht abzusehen.
— Wenn auch Chronos neuerdings mit Fachgruppen und Unterausschüssen arbeitet, wer wird schon 1932 mit den Jahren klüger werden?

*

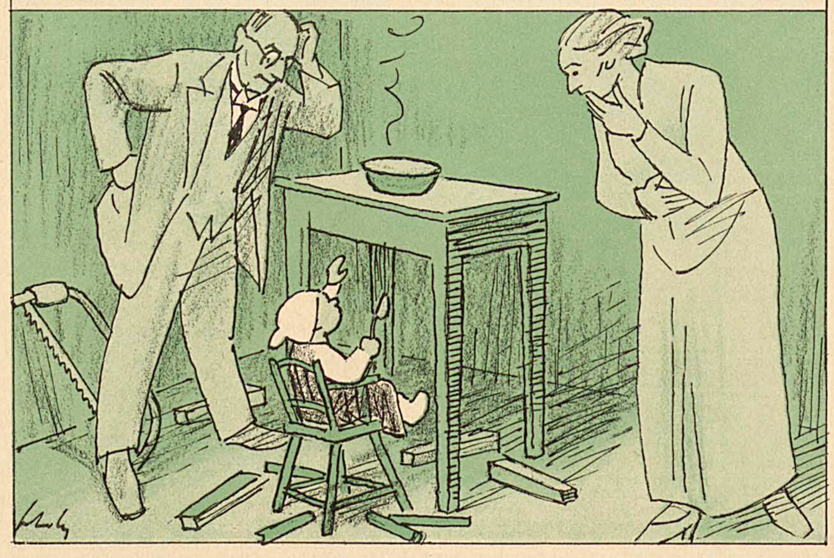
Eton, die „Hohe Schule für Gentlemen", muß vom neuen Jahr an ihr Schulgeld erheblich herabsetzen. Der Besuch hat stark nachgelassen. Die Erziehung zum Gentleman ist zu teuer.
— Wozu auch? In der Welt ist kein Platz mehr für diesen veralteten Beruf. Teha

Notverordnung

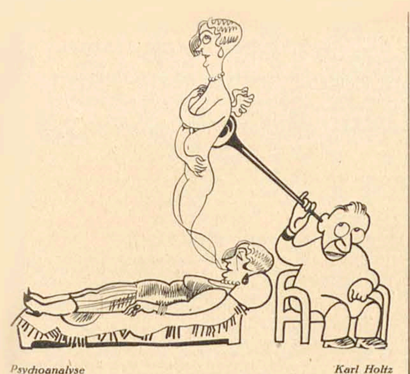
(Wilhelm Schulz)



„Der arme kleine Michel kann nicht an die Suppe heran, wir müssen die Tischbeine um 10% kürzen — aber natürlich auch die Stuhlbeine."



„Der Effekt ist zwar nicht sogleich ersichtlich, aber immerhin recht befriedigend. Schlimmsten Falles muß man die Operation wiederholen."



Psychoanalyse *Karl Holtz*

Pan-Europa 1932 / *Von Hans Seiffert*

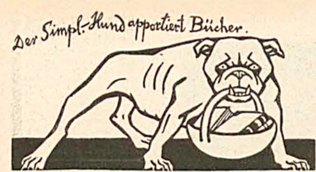
Und es geschah,
daß in aller Welt die Heere der Arbeitslosen
aufbrachen wie ein Mann.
Kein General, kein Senator, niemand führte sie an.
Sie zogen vor die Verwaltungsgebäude und Parlamente,
sie kümmerten sich nicht um Bannmeile und Polizei,
und millionenstimmig gellte ihr verzweifelter Schrei:
G e b t u n s A r b e i t ! ! !

Aber von oben blieb alles stumm.
Da kehrten die Millionenheere um
und rückten in trostlos grauen Viererreihn
wieder in die alten Stellungen ein,
die sie November achtzehn verlassen.
Die Hand bekam wieder ein Gewehr zu fassen.
Der Lauf war kühl, das Schloß war kalt.
Und wer es nicht konnte, der lernte es bald,
das neue Metier:
zu kämpfen, zu töten und dann selbst zu krepieren.
Hier hatte keiner mehr was zu verlieren.
Dem Leben sagte man längst schon adieu.
Für die Welt war man ohnehin passé.
So war's schon das beste, man brachte stumm
und ohne viel Erbitterung einander um.

Schon nach allerkürzester Zeit
erfuhr die Welt zu allgemeiner Zufriedenheit,
daß die fünfzehn Millionen Arbeitslosen
ihr Problem, an dem man lange vergeblich kuriert,
mit einem Schlage aus eigener Kraft
und radikal aus der Welt geschafft,
indem sie sich sozusagen selbst amputiert.
Und es dauerte nicht lange, so blühte die Welt.
Die Schornsteine rauchten und spien Geld.
Von den eingesparten Unterstützungsgeldern aber
errichtete man auf dem Massengrab der Millionen,
die sich selber zum Opfer gebracht,
ein riesiges Denkmal aus kostbarem Stein.
Denn man legte Wert darauf, tiefinnerlich dankbar zu sein.

Schluß mit Geschäftsstörungen!

Da der Wiener Radiosender viel auf Aktualität hält, erinnerte man sich dort, daß vor knapp fünfzig Jahren das Ringtheater mit fast allen Zuschauern niederbrannte, und bereitete also ein entsprechendes Hörspiel vor; eine Reportage nach hinten. Dagegen wären ja nun verschiedene Gründe vorzubringen gewesen, Gründe des Geschmacks, der Pietät oder sogar auch der Nervenschonung. Und tatsächlich wurde das Hörspiel im letzten Augenblick abgesagt, — aber aus einem ganz anderen Grund: der Verband der Wiener Theaterdirektoren erhob den allerschärfsten Protest; in dieser miesen Zeit könne eine solche Geschäftsstörung, daß dem Publikum Angst vor den Gefahren eines Theaterbesuches eingejagt werde, unmöglich zugelassen werden.
Dieser erfolgreiche Protest dürfte Schule machen. Etwa so: Die Tiroler Fremdenverkehrskommission verhindert einen Hörbericht über tektonische Katastrophen in der Alpenwelt des Tertiärs. Der Verband gegen den Geburtenrückgang inhibiert eine Radioaufführung des König Lear mit dem Hinweis, daß diese krasse Darstellung kindlicher Undankbarkeit die Erreichung seiner Vereinsziele stören könnte. Eine geplante Radiovorlesung der Legende von Dädalus und Ikarus unterbleibt wegen eines geharnischten Protestes der Mitteleuropäischen Flugverkehrs-AG., ebenso wie der Plan, ein Hörspiel „Untergang der Titanic" zu bringen, auf Kollektiveinspruch der Hapag und Lloyd fallengelassen werden muß. Der Vortrag über giftige Pilze wird auf Protest der kartellierten Gemüsehändler glatt gestrichen. Eine Hörreportage über Leben und Treiben in einer Anstalt für Verblödete können die Zeitungsherausgeber mit einem Protest gegen die abschreckenden und daher geschäftsstörenden Wirkungen auf ihre Abonnenten ohne weiteres verhindern. Die allabendliche Sendung offizieller Nachrichten und parteiamtlicher Kommuniqués unterbleibt aus Rücksicht auf die von solcher Konkurrenz bedrohten Kabaretts. Und so würde im anzustrebenden Idealfall das Radio nur noch das Zeitzeichen senden dürfen; obwohl eigentlich auch hier die organisierten Politiker mit Recht darauf verweisen könnten, daß Mitteilungen darüber, wieviel es geschlagen habe, in den Bereich ihres ureigenen Geschäfts gehören. Kat.



Anna Lorenz: Ernsthaftes Zwischenspiel. Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Dies Buch schrieb eine lebenskluge und lebensnahe Frau, die ebenso weit vom Typ der „Mondainen" wie vom Blaustrumpf entfernt ist. Der Inhalt? Ach Gott: eigentlich nur die kleine Eheirrung einer Frau, die gar nicht auf Seitensprünge ausgeht. Aber wie da in geistreichen und erstaunlich logisch-klaren Dialogen — das ganze Buch besteht fast nur aus Dialogen — gezeigt wird, wie diese „Eheirrung" notwendig wird, um die Ehe zu etwas besserem werden zu lassen als dem gemütlich-harmonischen Zusammenleben zweier wohlhabender Menschen verschiedenen Geschlechts — wie dieser „Sündenfall" alle Beteiligten sehend macht: das ist schon nahezu meisterhaft! Der ganze Fall könnte lehrhaft konstruiert erscheinen, wenn man nicht immer wieder das Echte, das Erlebte und bis zum letzten Durchdachte spürte. Man möchte sagen: pariserisch erlebt und gefühlt, mit deutscher Gründlichkeit geordnet und mit fraulich-keuscher Offenheit gesagt. Allen wahrhaft Liebenden und allen, denen der Begriff „Ehe" eine Problem ist, sei dies Buch herzlich empfohlen. Ja, mit dem Wort „keusche Offenheit" scheint mir Buch und Schreiberin am besten charakterisiert.

Karl Kinndt

Franz Werfel: Die Geschwister von Neapel. Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien, 1931.)

Werfels neuer Roman begegnete einem in der Kritik sehr häufigen Mißverständnis, als sei der Dichter mit der von ihm wiedergegebenen Welt identisch. Es ist wahr, Werfel erzählt von der Tyrannis der Vaterschaft und dem Gehorsam der sechs Geschwister. Aber darum ist er doch nicht für Tyrannis und Gehorsam. Im Gegenteil. Werfel zeigt, wie diese Herrschaft des Vaters (worunter man das alte Europa in seiner großen Macht und seinem selbstvergessenen Pathos verstehen kann) nicht mehr zu halten ist, wie sie ause nanderfällt, wie jedes der sechs Kinder zu einem eigenen Schicksal kommt. Werfel sieht Ablösung dieser Vaterwelt durch einen neuen Menschentyp, dessen Eigenschaften er rettende Wirkung aus dem allgemeinen Chaos zuschreibt. „Kühles Blut, zäher sehniger Zielwille, elastisches Planen, geduldige Taktik, Humor in Sieg und Niederlage, diese Waffen sollen nun in den Kampf treten." Werfels Roman spielt in Neapel, aber es ist ein symbolisches Neapel, wie denn überhaupt die ganze Wirklichkeit des Romans nur sinnbildlich, ungefähr wie ein moralisches Märchen zu verstehen ist. Wer den Roman so liest, wird in ihm viele menschliche Schönheiten entdecken.

Oskar Maurus Fontana

G. J. Wolf und F. Wolter: Münchner Künstlerfeste. (Verlag F. Bruckmann A.-G., München.)

Das illustrativ interessant ausgestattete Buch schildert in ansprechender Form das gesellige Leben der Münchner Künstlerschaft, wie es sich seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts bis zum Weltkrieg entwickelt hat. Es berichtet mit intimer Sachkenntnis über die Künstlervereine — und ihre Zersplitterungen — über ihre festlichen Veranstaltungen und deren führende Persönlichkeiten Doch über dieses zum Buchtitel erhobene Thema hinaus eröffnet sich ein weiter Blick auf die Bedeutung, die Münchens Ruf als Stadt beschwingter Lebensfreude von jeher der Künstlerschaft verdankt. Man darf wohl sagen, ihr allein, denn die Grazie der Lebensführung ist nicht gerade Erbgut des eingeborenen Bürgers, dem es hingegen zum Verdienst angerechnet werden muß, daß er sich, bei aller Gegensätzlichkeit, mit dem überschäumenden Geist „seiner" Maler und Bildhauer gerne abfand. Verfolgt man weiterhin den Weg, der von den ernsthaft und gläubig aufgezogenen „Ritterfesten" und romantischen Mal-Fahrten zum kritischen, satirischen Humor der „Vorstadthochzeit" und „Bauernkirta" führt, so offenbart sich anschaulich die ganze, innerhalb von kaum zwei Menschenaltern vollzogene Umwandlung des Lebensgefühles.

A. Wisbeck

J. G. Droysen: Geschichte Alexanders des Großen. (Verlag Alfred Kröner, Leipzig.)

Des alten Historikers berühmte Geschichte Alexanders des Großen ist hier knapp hundert Jahre seit dem ersten Erscheinen neu aufgelegt und macht noch immer trotz mancher Willkür der Sinngebung, trotz einem vielleicht prinzipiellen Mangel an Kritik und trotz konventioneller Befangenheit in der Schilderung des Zuständlichen einen großartigeren, umfassenderen und nobleren Eindruck als das meiste Moderne, das sich immer wieder in Roman und Abriß an der Figur Alexanders versucht. Die Neuauflage ist sehr verdienstlich und enthält ein sehr gutes Vor- und Nachwort von Helmut Berve, Professor in Leipzig. Das Buch kann als klassische und heute noch grundlegende Einführung in die damalige Welt gelten, vor allem, wenn der Leser den Deutungen und der Psychologie einigen Abstand entgegensetzt. Es fasziniert und ist lebendig wie ein wunderbarer Roman.

Rudolf Schneider-Schelde

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Wolfgang Goetz: „Eine deutsche Geschichte". Verlag Ullstein, Berlin.
Elsa Brändström: „Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien". 1914—1920. Koehler & Amelang, Leipzig.
Otto Graf: „Die Marokkanische Mauer". Büchergilde Gutenberg, Berlin.
Walter Müller: „Wenn wir 1918 ..." Malik-Verlag, Berlin.
Arthur W. Just: „Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien". Ernst Pollak-Verlag, Berlin.
Rudolf Schlichter „Das widerspenstige Fleisch". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Dr. Anne Marie Durand-Wever: „Die Verhütung der Schwangerschaft". Antäus-Verlag, Hamburg 8.
Sigrid Boo: „Wir, die den Küchenweg gehen". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Ilja Ehrenburg: „Die Traumfabrik". Malik-Verlag, Berlin.
Max Picard: „Das Menschengesicht". Delphin-Verlag, München.
Bernhard Diebold: „Das Buch der guten Werke 1914—1918". Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Albert Schweitzer: „Aus meinem Leben und Denken". Felix Meiner, Verlag, Leipzig.
Rudolf Sieck, Ingrid Sieck: „Capri". Strecker und Schröder, Verlag, Stuttgart.
H. W. Brann: „Nietzsche und die Frauen". Felix Meiner, Verlag, Leipzig.
Jean Giono: „Der Hügel". Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.
Victor Berge und Henry Wysham Lanier: „Der Perlentaucher". Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.
Groszhammer/Uachitta Karlchen Marx: „Kopfschüsse, Waffen in Rot". Bücherstube Hanau, Frankfurt a. M.
Harry Lux: „Das Mädchen aus Pensa". Dr. Georg Vajna & Co., Verlag, Budapest.

Sächsisches Neujahrspalaver

„Meinen Sie, daß das neue Jahr besser wird wie das alde?"
„Ja."
„Oder meinen Sie, daß es schlechdr wird?"
„Ja."
„Also was meinen Sie da nun eichendlich?"
„Ich meine es, wie ich's saache. Wenn ich obdimisdisch geschdimmd bin, da saache ich, es wird besser wie das alde. Und wenn ich bessimisdisch geschdimmd bin, da saache ich, es wird schlechder. Das hängd bei mir alles von dr Schdimmung ab, dadrin bin ich gomisch."
„Und was saachn Sie momendan? Wird's nu besser oder schlechdr als das alde?"
„Das weeß 'ch nich. Momendan bin ich ūwrhaubd nich in Schdimmung."

•

Am Neujahrsmorgen treffen sich Herr Hulz und Herr Kullu.
„Gudn Morjn und brosd Neujahr!" sagt Herr Hulz.
„Brosd Neujahr und gudn Morjn!" sagt Herr Kullu.
„Nu had widdr ä neues Jahr angefangen."
„Ja, da gammr nischd drgäjn machen. Da mußmr eben die Zähne zusammenbeißen und sich durchgämbven."
„Warum denn? Ihnen gehd's doch gud! Was haben Sie denn auszuschdehn?"
„Ich? Ich habe doch nischd auszuschdehn. Awr wenn ich so zu Hause sidze und drinke meinen Wein odr meinen Gonjagg und esse meinen Hasenbradn odr meine Gänseleberbasdede, da muß ich immer an die vielen Menschen denken, die sich das alle nich leisdn gönnen, und das fälld mir manchmal direggd schwer. Und wemmr sich nu vorschdelld, daß die Zeiden immer schlimmer werden, und daß mr beim Tafeln immer widdr an diejenigen denken muß, die sich das nich leisdn gönnen — da gönnde mr direggd verzweifeln . . . Das wird widdr ä schlimmes Jahr für änne midleidiche Berson wie mich. Immerzu fressen und saufen missn und die anderen haben nischd — mr gönnde verzweifeln. Mr gönnde zusammenbrechen, wemmr nich wenichsdens durch das viele Essen andererseids widdr innerlich gegräfdigd wäre . . .

Kurt Miethke

Russenfilme

Der Wiener Erstaufführung des neuen Russenfilms „Der Weg ins Leben", der die Verdienste der Sowjetregierung auf dem Gebiete der Jugenderziehung in propagandistisch-rosenroten Farben schildert, wohnten viele Politiker und führende Journalisten bei.
Nach der Aufführung erklärte der Kritiker L.: „Der Film ist zweifellos sehr interessant und lehrreich. Aber noch interessanter und lehrreicher wäre es, wenn die Russen einen Tschekafilm, etwa unter dem Titel ‚Der Weg aus dem Leben', drehen würden!"

Das Horoskop

Am 1. Januar versammelten sich gegen Mittag alle Größen aus Diplomatie, Finanz, Wirtschaft, Sport, Kunst und Wissenschaft in dem prunkvollen Palais der Madame Ptolemée d'Argovie-Lebrun, um die unfehlbaren Prophezeiungen dieser Dame, um das Welthoroskop für das Jahr 1932 entgegenzunehmen. Punkt zwölf betrat sie, gehüllt in weiße fließende Gewänder, den Saal, wurde von den Gästen ehrfurchtsvoll begrüßt und nahm Platz an dem Barocktisch, der auf blumenüberschütteter Estrade einsam stand. Gleich darauf versank sie halbgeschlossenen Auges in Träumerei ... Nach etwa zehn Minuten, die unter tiefem Schweigen vergangen waren, hob sie das Haupt, blickte über die Anwesenden hinweg ins Leere und begann halblaut und monoton, als erfaßte sie nicht den Sinn ihrer Worte, zu sprechen:

„Wandernd durch die Mondhäuser, erlebend die heilig bedeutungsvollen Konstellationen der Gestirne gegen Aufgang und Niedergang, sah ich dieses sich vollenden. Vom 23. bis 29. Februar wird in einem Teil der Welt große Bewegung sein. Vorher und auch noch lange nachher werden manche Währungen zu Besorgnissen Anlaß geben und die ernsthafte Aufmerksamkeit bedeutender Staats- und Finanzmänner erheischen. Viele Menschen werden beständig hin und her eilen. Der Autoverkehr wird sich nach wie vor in aufsteigender Richtung bewegen. Ein großes europäisches Land wird seine Vorherrschaft im Fußballspiel mit äußerster Kraftanspannung verteidigen müssen. Am 5. Juli wird in einem Teile der Welt starke Hitze herrschen, während der andere Teil von heftigen Regenfällen heimgesucht wird. Den 25. August wird ein bekannter Sportsmann einen Angriff auf einen Weltrekord unternehmen. Der Film wird sich weiter vervollkommnen. Im Herbst ist eine leichte Epidemie zu erwarten, die große Teile der Welt überziehen wird. Ministerreden werden durch den Rundfunk verbreitet werden. Mehrere in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeiten aus den verschiedensten Gebieten werden im Laufe des Jahres sterben. Die Zahl der Arbeitslosen wird leichten Schwankungen unterworfen sein. Bei den Wahlen, die in verschiedenen Ländern stattfinden werden, wird eine große Partei verlieren und eine andere große Partei gewinnen. Manchmal wird es auch gerade umgekehrt sein. Die Damenmode bringt viele Überraschungen, vor allem in der Form der Hüte. Auch in den Farben wird sich manches Neue durchsetzen ..."

Damit schwieg sie und versank wieder in tiefes Brüten, aus dem sie der Beifall der Versammlung weckte. Mit Sphinxlächeln dankte sie. Dann gingen die Gäste.

Einer von ihnen, der Bankier Mindelheimer, traf auf dem Heimweg einen Bekannten, den alten Sally Löb. „Was meinen Sie, Herr Löb, wie es nun dieses Jahr werden wird?" fragte er ihn. Der alte Löb schüttelte den Kopf: „Wir werden nebbich ein mieses Johr kriegen!"

Herr Mindelheimer nickte: „Ich komme eben von der Madame Ptolemée. Die hat genau dasselbe gesagt!"

hs

Grenze

(J. Mammen)



„Nee, weeßte, so weit, daß det Jeschäft in bloße Liebe überjeht, dürfen wa nu unsere Preise ooch wieder nich senken!"

Der Song von Adam und Eva / Von Theodor Riegler

Sie liebten sich sehr und zankten sich nie:
Ihr Dasein war äußerst bequem.
Der Grund lag darin: es gab für sie
Noch kein Sexualproblem.

Sie gingen herum mit nacktem Popo
Und kannten keinen Komplex,
Auch kamen sie nicht des Abends um sechs
Verärgert aus dem Büro.

Sie aßen Obst und wußten noch nichts
Von Pleite und Dividenden,
Sie standen im Schimmer des himmlischen Lichts,
Und niemand konnte sie pfänden.

Es war ein Glück am laufenden Band.
Das machte, es gab keine Zeitung.
Sie hatten alles aus erster Hand
Und waren ohne Begleitung.

Doch leider dauerte es nicht lang,
Es kam eine Nervenkrise:
Sie folgten ihrem erotischen Drang
Und legten sich hin auf die Wiese.

Von da an hielten sie nicht mehr Diät.
Sie mußten es bitter bereuen.
Als die Krise sich legte, da war es zu spät:
So entstanden die ersten Parteien.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Toast

(Kurt Werth)



„Gewiß, die Zeiten sind schlecht, aber doch nicht so schlecht, daß man nicht 'n gutes Tröppchen auf die schlechten Zeiten trinken könnte!"

Der Täter

Von Erich Rohde

Kommissar Roedern trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte. „Was stören Sie mich denn . . .?" sagte er zu dem Wachtmeister. „Sie wissen doch, daß mir der Raubüberfall keine freie Minute läßt . . ."

Der Wachtmeister nahm dienstliche Haltung an und wartete. Nachdem der Kommissar lange telephoniert hatte, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und fragte: „Was ist denn los?"

„Der Mann behauptet, er könne wichtige Angaben über den Raubüberfall machen", sagte der Wachtmeister und zuckte die Achseln. Mit einer Handbewegung, die verschiedenartig auszulegen war, bekundete der Kommissar, daß er bereit war, den Besuch zu empfangen.

Bevor der Mann, der einen der Situation angemessenen Eindruck machte, ein Wort sprechen konnte, überfiel ihn der Kommissar mit einer energischen Erklärung: „Also, mein Lieber, wer Sie auch sind, soviel zu Ihrer Information: Die Polizei hat schnell und sicher gearbeitet, die letzten Klärungen des Raubüberfalls müssen in einigen Stunden erfolgen. Wir stehen sozusagen vor der Festnahme des Täters . . ."

„Dann können Sie mich ja gleich hier behalten — ich bin der Täter", sagte der Mann und setzte sich unaufgefordert.

Der Kommissar sah darüber hinweg, seine Augen bohrten sich in den Mann hinein. „Das kennen wir . . .", meinte er ironisch — „aber wir haben hier leider nicht ein Nachtlager für jedermann . . . Welche politische Richtung haben Sie denn?"

Verlegen zuckte der Mann die Achseln. „Ich habe alles gesagt", stotterte er.

„Sie werden doch wissen, welche politische Richtung Sie haben", rief der Kommissar. „Sie gehören doch einer Partei an?"

„Nein", entgegnete der Mann leise . . . und fuhr zögernd fort: „Ich hatte immer gehofft, daß die alten Zeiten vor dem Kriege, in denen alles soviel besser war, wiederkommen würden. Dann . . ."

„Na, sehen Sie, dann ist ja schon alles klar", sagte der Kommissar sehr freundlich. „Nein, nein, Sie sind unser Mann nicht. Die Polizei erkannte sofort bei Untersuchung des Falles, daß nur politisch radikale Elemente die Täter sein können."

„Aber . . .?" stotterte der Mann.

„Nun ist es aber genug, meine Zeit ist kostbar, gehen Sie schon", sagte der Kommissar. Er griff nach dem Telephonhörer und hatte für den Mann, der leise hinter sich die Tür schloß, keinen Blick mehr.

1932

Spazieren wir also ins Goethe-Jahr
beziehungsweise ins Nöte-Jahr!

Wenn die Welt so wackelig ist und morsch,
wer nimmt da noch literarhistor'sch
das Abendland und seinen Dalles?

Die Fölljetonisten jedenfalles.
Sie kleben voller Seelenruh'
die Risse mit Sätzen des Meisters zu,
in Reimen teils und teils in Prose.

Ändert das etwas an der Schose?
Helfen die Worte und schönen Gebärden?
– Wir müßten schon grade „sterben und werden".

Aber ist das so einfach? – Nein.
Man ist halt mehr für „leben und sein"
und diesbetreffs inkorrigibel.

Tief im Schlamassel steckt der Stiebel,
der leider nicht von selbst marschiert,
auch wenn man ihn mit Zitaten schmiert.

Ratatöskr

Meine Tischdame in Köln

Von Roda Roda

Um acht halte ich Vortrag im Gewerbeverein, der wird bis zehn dauern. Dann bin ich zu Herrn und Frau Dr. Bullrich geladen; er ist, glaube ich, Stadtrat — Senator — oder sonst etwas dergleichen.

Als ich aber bei Bullrichs eintrete, ist es fast elf geworden. Und ich bin der einzige Landfremde in der Gesellschaft; die Kölschen Damen und Herrn haben zwei Stunden Vorsprung — haben Zeit gehabt, sich zusammenzureden; Pärchen haben einander gefunden, man steckt zutiefst in vertraulichen Gesprächen. Der Außenseiter hat den Anschluß versäumt. Für mich bleibt nur: die eine, an die sich niemand machen wollte — Marga, das dreizehn-, vierzehnjährige Haustöchterchen.

Ich widme mich ihr mit verzweifelter Höflichkeit. Was — was redet man mit einem so kleinputzigen Mädel? Ich lasse mir all ihre Lehrerinnen beschreiben — dann pertraktieren wir längere Zeit das Schlittschuhlaufen.

Und weiter . . . wissen wir nicht.

Auch die übrige Gesellschaft ist plötzlich verstummt. „Ein Engel geht durchs Zimmer"; „ein Leutnant zahlt seine Schulden". In das allgemeine Schweigen aber platzt — nun viel zu vernehmlich — die Pointe eines lasziven Witzes, den Herr Senator Dr. Bullrich, durch die Stille ringsum gleichsam überfallen, seiner Nachbarin doch nur zuflüstern wollte.

Dröhnendes Lachen — und die Unterhaltung wird doppelt lebhaft. Da kichert Klein-Marga — kichert haltlos und beugt sich in ihr Schößchen. — „Hihi", sagt sie, „ich weiß auch eine unanständige Geschichte."

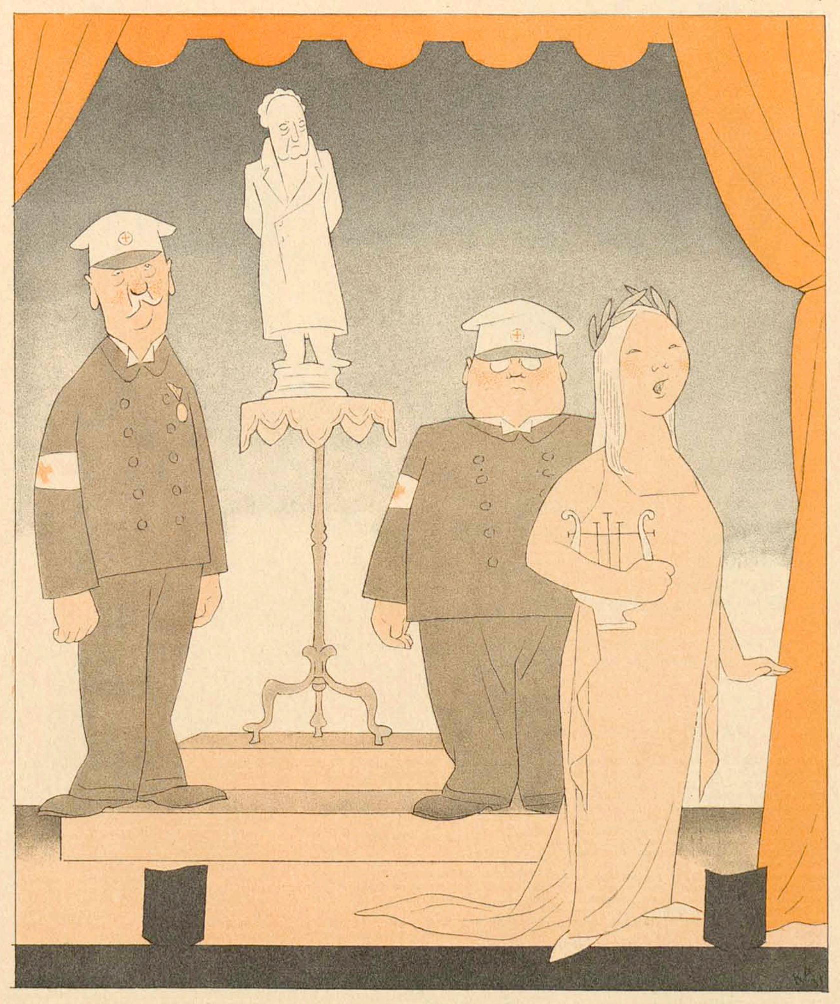
„Die müssen Sie mir erzählen!" (Was es schon viel sein wird!) Sie prustet — sie windet sich und ziert sich — endlich, auf vieles Zureden, legt sie los.

Und erzählt mir die weitaus unflätigste Anekdote, die ich je im Leben gehört habe. — Ich habe elf Jahre in der Artillerie gedient und zwei Jahre bei den ungarischen Husaren.

Prolog zum Goethe-Jahr

Gesprochen von Fräulein Emma Buntzel am Festabend der freiwilligen Sanitätskolonne zu Neurode

(Karl Arnold)

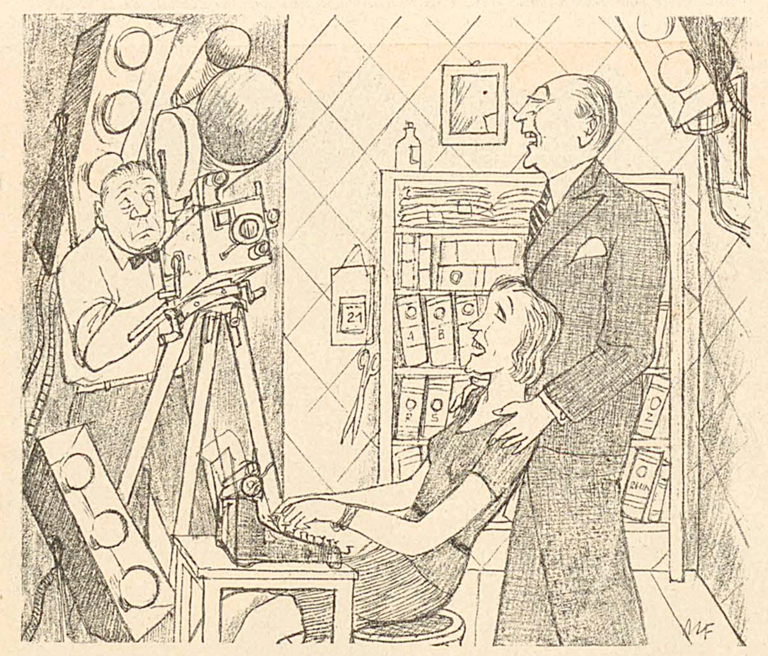


Voilà un homme! So sagte schon Napoleon,
Wir Deutsche wissen es im ersten Schuljahr schon,
Wer Johann Wolfgang Goethe war und ist
Und daß ihn keine Staatsform je vergißt.
Man braucht bei Eckermann nur nachzulesen,
Wie er in allen Fakultäten ist zu Haus gewesen,
Sogar die I. G. Farbenindustrie
Hat vorgeahnt und bahnbereitet sein Genie;

Jedoch für Radio, Film und Telephon
Hat wenig interessiert sich unser Musensohn.
Und da per Post er reiste angenehm,
War der Benzinmotor ihm kein Problem.
Er kam, auch ohne Technik, zu den höchsten Ehren,
Und seine Phantasie, auch ohne Flugzeug, in die Stratosphären,
Kurzum, der größte Dichter aller Zeiten ist er,
Trotz seines Nebenamtes als Minister.

Anweisung

(M. Frischmann)



„Wenn ick 'n Bankchef spiele, denn muß man jleich sehen, daß mir's Verführen bloß mal so 'ne kleene Erholung vom Bilanzfälschen ist!"

Modisch-technische Neuigkeiten 1932

Kaum hat das neue Jahr begonnen, werden auch schon aus allen Kulturzentren der Welt neue Erfindungen gemeldet, die unser Dasein künftig schöner und erfreulicher gestalten sollen. Da hat in Amerika ein würdiger Nachfolger Edisons völlig geräuschlose Schallplatten konstruiert, die man unbesorgt auch an Unter-, Neben- und Oberwohner verschenken kann. Auf dem Gabentisch erfreuen diese Platten das Auge wie jede andere. Wesentlich ist jedoch, daß sie auf Grund eines neuen Aufnahmeverfahrens vollkommen geräuschlos laufen, wenn man sie auflegt, und nicht den geringsten störenden Ton von sich geben. Ein Labsal für Nervöse und alle gegen eingeweckte Musik Eingestellten! Bei prächtigster Ausstattung haben diese Platten sogar den Vorzug größerer Billigkeit.
Paris schenkt uns, bzw. unseren Damen, den Körperregulator „Hellas". Dem in immer rasenderem Tempo sich vollziehenden Wechsel der Mode, die heute dürftigste Magerkeit und morgen schon üppigste Vollschlankheit befiehlt, kann auf natürlichem Wege keine Dame mehr folgen. Außerdem tanzt ja jede Dame von Welt an ein und demselben Abend mit Herren verschiedenster Geschmacksrichtung. Darum wird jede den Körperregulator „Hellas", der in wenigen Minuten in jedes Kleid eingebaut werden kann, mit einem Seufzer der Erlösung begrüßen. Ein Druck auf einen der vier kleinen Knöpfe des diskret am Gürtel befestigten Schaltbretts bewirkt mittels eines verborgenen Preßluft-Stahlfläschchens Mehrung oder Minderung der in Betracht kommenden Körperteile. Unentbehrlich vor allem für Damen, die beruflich anpassungsfähig sein müssen.
Reizend auch der Lippenstift-Regenschirm! Durch den ganzen Schirmstock läuft eine Lippenstiftmine, die durch Drehung des Griffs nach Abnahme der Schutzhaube am Schirmende heraustritt und auch bei stärkstem Verbrauch wochenlang vorhält. Diesen Schirm läßt keine Dame stehen! Auch als Vierfarbenstift lieferbar.
Eine wirklich praktische Erfindung für Herren bringt London: den „automatischen Kopfwender für Herrenfahrer". Wie oft entstehen Autozusammenstöße dadurch, daß der Herrenfahrer an Straßenkreuzungen vergißt, zuerst nach links und dann nach rechts zu schauen! Wer aber diesen kaum sichtbaren Apparat trägt, braucht vor einer Kreuzung nur auf einen am Volant befindlichen Knopf zu drücken — und der Kopfwender, dessen Motor von der Lichtbatterie gespeist wird, tritt automatisch in Tätigkeit! Schadenersatzklagen Über- oder Angefahrener sind bei Benützung nahezu aussichtslos!
Vielbeschäftigten wird die deutsche Erfindung des Lang-Sprecher-Abwehr-Apparates „Quasseldunur" willkommen sein: er besteht aus einem zierlichen, motorbetriebenen und an jede Steckdose anschließbaren Grammophon mit ewigspielender,

Burgfrieden ex!

Von Karl Kinndt

Gottlob, daß die schreckliche Zeit vorbei,
in der man still sein mußte!
Schlagheil! Der Weg ist wieder frei
für aktiv Zielbewußte.

Drum lang mir, Mutter, den Schlagring he.
und das Bleirohr, das schmerzlich vermißte!
Mein teutsches Herze verlangt zu sehr
nach einer dollen Kiste!

Noch gibt es Kommunisten viel
und Juden, die unverprägelt!
Auf, Kameraden, zu heldischem Spiel,
bis Deutschlands Schicksal besiegelt!

Und fürchtet nicht, wenn wir an der Macht,
käm' Ruhe in die Gemeinde —:
im Handumdrehn sind wir selber verkracht
und haben neue Feinde!

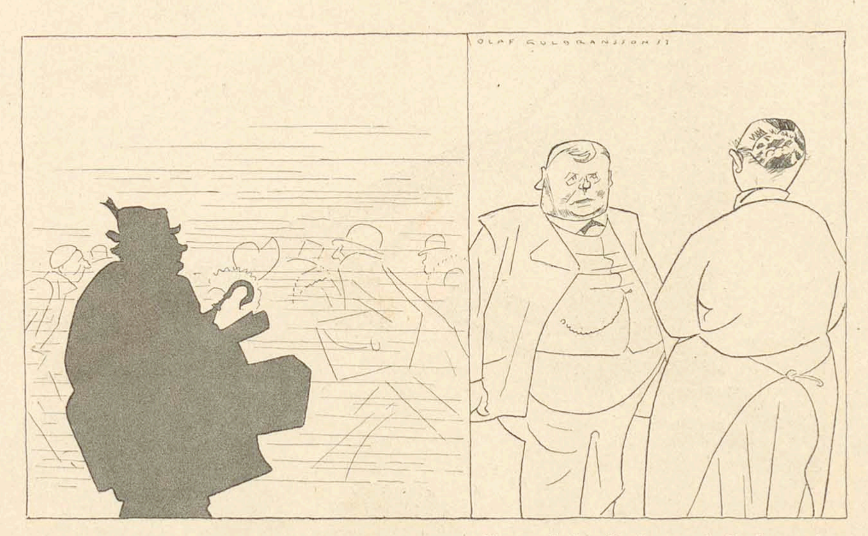
Solange es noch ein Deutschland gibt,
gibt es auch Möglichkeiten,
mit irgendwem, den man nicht liebt,
zu schimpfen und zu streiten!

Berliner Tempo

(Olaf Gulbransson)



Zum erstenmal in Berlin — — —



— — — — — — — — — — — — — — — — — *„Na, was haben Sie denn nu in Berlin gesehen, Herr Dimpfl?“ — „'n Hund!“*

d. h. selbsttätig immer wieder von vorn beginnender Platte, die mit der Stimme des Telephoninhabers in Abständen von fünf bis fünfzehn Sekunden interessiert-zustimmende Äußerungen in den Trichter spricht, wie: „So, so“, „Nicht möglich!“, „Zeiten sind das!“, „Wie bitte?“, „Hab' ich auch immer gesagt!“, „Tja — tja — tja —“, „Wir waren unterbrochen!“, „Ganz meine Meinung!“, „Überall dasselbe!“, „Moment, bitte!“, „Ja, da bin ich wieder“. Man legt den Hörer einfach auf die am Apparat befestigte Gabel, wodurch der Sprechtrichter des Telephons vor die Schallöffnung zu liegen kommt, und kann — bei etwa viertelstündiger Kontrolle des Gesprächs — ruhig arbeiten. Für Menschen mit großer Verwandtschaft völlig unentbehrlich!

Für Damen gibt es noch das DRP.-Entoutcas-Kleid, das kurz und lang, geschlossen oder mittels Reißverschluß mit extravagantem Rückenausschnitt getragen werden kann. Dagegen wird dem fahrbaren Einrad-Damen-Handkoffer mit an die Lichtleitung anschließbarem Warmwasserbidet keine große Zukunft vorausgesagt.

Kaki

Vom Tage

In Schortens bei Lübeck war vor Jahren der alte, morsche, aus dem Mittelalter stammende Galgen zusammengebrochen. Dieser Tage ist nun an derselben Stelle ein funkelnagelneuer, haltbarer Galgen errichtet worden. Er wurde in Gegenwart der Spitzen der Behörden feierlich eingeweiht; der Pfarrer hielt die Festrede, in der er sagte: „Der Galgen soll uns eine Mahnung sein, die Heimat zu ehren!“

— Er zeigt überdies die Richtung an: sie hat einen unverkennbaren Zug nach oben.

Englisch-bayerischer Ski-Kurs

(E. Thöny)



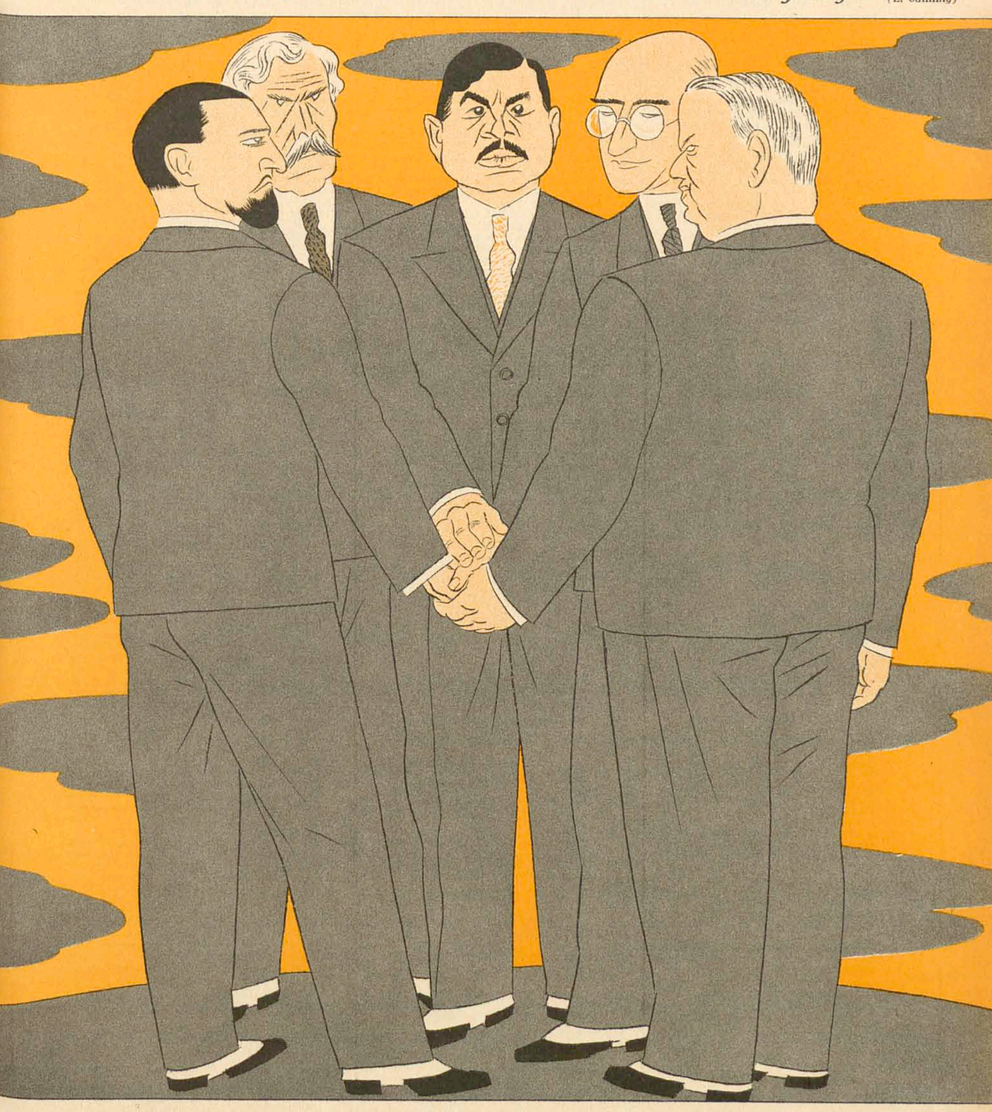
„Stemming left, stemming left, mylady — — da liegt's scho, dő Kuah, dő damische!"

Stuttgart, 11. Januar 1932 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS

Kommuniqué der internationalen Verständigung

(E. Schilling)



„Die verantwortlichen Staatsmänner sind sich vollkommen darüber einig, daß ihre Ansichten in allem Wesentlichen auseinandergehen."

Besorgte Frage / *Von Peter Scher*

Amerika will selbstverständlich gern,
Amerika ist fromm und will das Beste,
Amerika steht theoretisch der Erwägung gar nicht fern — —
nur selbstverständlich ist die Schuld zu zahlen bis zum Reste.

Laval hat Brüning zwar die Hand gedrückt,
und vom Geplauder ließ sich mancherlei erhoffen,
jedoch der Wahltermin hat die Gewohnheit, daß er rückt — —
Karriere oder nicht? Die Frage bleibt kaum offen.

Das deutsche Volk, so zwischen Lipp' und Rand,
so zwischen Freitod pendelnd und verkorkstem Leben,
das deutsche Volk umschlingt der Hoffnung Zauberband,
und Hans darf Karln und Max darf Willem eine kleben.

Ich aber frage mich und dich, mein Sohn:
Wenn nun das Ende kommt der bittern Sorgen —
wer wird uns gegen fünf Prozent den ff Jubelton
für den so sichern neuen Anfang borgen?

Aus der Bettlerperspektive / Von Thekla Merwin

Trotz dem schneidend kalten Frost saß der Mann auf seinem gewohnten Platz — auf einer Art Schemel, knapp über der Erde. Ein Firmenschild über der Brust verriet sein wohl nicht protokolliertes, aber lizenziertes Geschäft: „Kriegsblinder bittet um eine milde Gabe." Blicklose Augensterne benahmen auch dem Skeptiker jeden Zweifel — das war kein Witzblattblinder, der nach getaner Arbeit ins Kino ging. Da aber der optische Eindruck auch des erschütterndsten Leides allein nicht genügt, die mildtätige Aufmerksamkeit erfolgreich zu erregen, bediente sich der Mann noch eines phonetischen Hilfsmittels und versuchte durch die Macht der Musik auf die Gemüter seiner Nebenmenschen einzuwirken. Er kratzte auf irgend etwas Hölzernem herum, das sich dem geübten Auge eines Instrumentenmachers schließlich als eine Violine enthüllen mußte. Es war ein wahrhaftes Verbrechen, Polyhymnia auf offener Straße derart Gewalt anzutun, aber an dem Manne war ein weit größeres Verbrechen verübt worden. Das Vaterland hatte ihn von seinem Herde gerissen, durch Tod und Grauen gezerrt und ihn dann, arm und krank, geblendeten Antlitzes, mitleidslos auf die frosterstarrte Straße gestoßen.
Ich muß doch einmal sehen, wie viele Menschen ein gutes Herz besitzen, dachte ein junger Mann, der, mit dem Fluche des Literatentums behaftet, die Menschheit zu lesen wünschte wie ein offenes Buch. Als er eine Weile neben dem Bettler gestanden hatte, hörte er diesen, der das feine Gehör der Blinden besaß, mit leiser Stimme fragen: „Wünschen Sie vielleicht etwas, Herr?"
„Ich habe mich nur ein wenig hergestellt, lieber Freund. Vielleicht möchten Sie auch einmal gerne wissen, wie die aussehen, die Ihnen geben."
Mit diesen Worten legte er ihm eine größere Münze in den Hut.
„Ich sehe sehr gut", antwortete der Mann, nachdem er sich höflich bedankt hatte, „nur nicht mit den Augen. Meine Welt ist dunkel, aber ich finde mich in ihr zurecht."
„Wer sind Sie?" rief der junge Mann aufs tiefste überrascht. „So spricht doch kein Bettler?"
„Sie sollten fragen: Wer waren Sie? Nun, ein ehemaliger Mensch. Fragen Sie ein Wrack, wenn es ans Ufer geschleudert wurde, was es war, und es wird Ihnen antworten: ‚Einst ein stolzes Schiff.'"
„Gott im Himmel, Sie sprechen die Sprache eines gebildeten Mannes und sitzen hier, als Bettler, frierend auf der Straße."
„Segn's, so heiter is bei uns das Leben in Wien! Worüber staunen Sie? So sieht es mit Eurer göttlichen Weltordnung aus — . . . armer, alter, blinder Kriegsinvalid, bitt' schön, gnä Herr!"
Er hob den Hut und hielt ihn bittend empor. Aber die beiden Füße gingen vorüber, ohne anzuhalten.
„Sonst gibt er, heut ist's ihm zu kalt. Die meisten Kunden erkenn' ich am Schritt. Wie sieht der eigentlich aus?"
„Groß, stark, dichter englischer Schnurrbart, breiter kräftiger Mund, scheint ein starker Esser zu sein, egoistisch, aber nicht brutal."
Zufrieden mit der Auskunft, rieb sich der Bettler die Hände.
Ein junges Mädchen, vermutlich eine Kontoristin, warf ihm im Vorübergehen eine kleine Münze zu.
„Halt, die werde ich Ihnen selbst beschreiben", rief der Blinde. „Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, braun, Stumpfnase, rote Lippen, ziemlich stark bemalt, ein bißchen kokett, ein bißchen sentimental, Neigung zur Fülle, an den Waden Strumpfstopfen, sehr hohe, aber abgetretene Absätze."
„Bis auf die Haarfarbe stimmt alles."
„Macht nichts, das läßt sich ändern", scherzte der Mann.
„Die Frauen haben ein gutes Herz."
„Im großen ganzen. Die Männer, die im Hinterlande gut gegessen haben, während die anderen draußen in der Hölle ihr Leben oder, was noch ärger ist, ihr Augenlicht hergeben mußten, die lassen sich durch unseren Anblick im Schlaf nicht stören. Aber die Frau, die sich denkt, ihr Mann oder Liebster hätte so heimkommen können, die wirft uns den letzten Groschen hin."
Eine vornehme Dame, Pelz von oben bis unten, ging rasch vorüber, ohne den Bettler zu sehen.
„Ich störe Ihnen das Geschäft, die Leute passen gar nicht auf, wenn Sie nicht spielen", meinte der junge Mann.
„Bei der würde auch mein Gekratze nichts nützen. Je ärmer die Frau, desto wärmer das Herz."
Da aber immer mehr Leute vorübereilten, ohne sich nach dem Blinden umzusehen, wiederholte der junge Mann seine Aufforderung, obwohl er sich sagen mußte, daß zwei Takte dieses schrecklichen Gewimmers selbst einen Menschenfreund vom Schlage des heiligen Franziskus in die Flucht treiben mußten.
„Wenn die Menschen so schlecht sind", sagte der sardonische Bettler mit grimmiger Heiterkeit, „werde ich zur Strafe wieder zu spielen beginnen."
Und er rächte sich an der Welt durch die grauenvollen Töne eines grauenvollen Schlagers, der unter den makabern Fingern des Unglücklichen zu einem Totentanz wurde.
Ein kleines Mädchen, ganz Dame en miniature in ihrem Pelzmäntelchen, riß sich, von ihrer charitativen Aufgabe durchdrungen, von der Hand der Bonne los und reichte stolz ihre Kupfermünze hin: „Da haben Sie, armer Mann!"
„Ein süßes Engelchen!" rief der literarische Beobachter entzückt.
„Seht, wir Blinden sind doch bessere Seher." Der Blinde unterbrach sein Spiel. „Ich kenne die Kleine, sie ist Stammgast im Park, wo ich oft sitze. Die versteht schon heute die Welt. Bei mir kauft sie sich um zwei Groschen das Himmelreich, aber hören Sie nur einmal den kleinen Engel, wenn er vor Wut kreischt und mit den Füßen stampft."
Ein Arbeiter ließ eine Zigarette in den Hut fallen.
„Ah, i dank vülmals."
„Jeden Tag um diese Zeit bekomme ich von ihm meine Naturalspende", erklärte der Blinde, mühelos in die Welt des Hochdeutschen zurückkehrend. „Den rieche ich schon von weitem. Kalk, Mörtelgeruch. Ja, wenn ich meine Ohren, meine Nase, meine Haut nicht hätte! Die haben sie mir noch gelassen."
Das Geschäft stockte eine Weile, die Einkünfte schienen viel geringer zu fließen, als der junge Mann geglaubt hatte, der von Berufs wegen Optimist zu sein hatte. Und da es immer kälter wurde, trat er von einem Fuß auf den anderen, indem er sich überlegte, wie er auf schickliche Weise wieder loskommen könnte.
„Haben Sie Ihre Neugierde nun befriedigt?"
„Neugierde? So dürfen Sie das nicht nennen. Ich mache Studien."
„Soll ich Ihnen sagen, was es ist?" Und der Blinde lächelte beinahe nachsichtig, was sein maskenhaftes Gesicht noch tragischer verzerrte. „Soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie hier eine halbe Stunde gestanden sind? Es ist ein Geschäft wie meines, nur geben Ihnen zu Ihrem die anderen den Einsatz. Ich zeige den Leuten mein Elend, und dafür erhalte ich ein Almosen, und Sie zeigen den Leuten mein Elend, und dafür erhalten Sie ein Honorar. Ich bin Ihnen nicht böse, und ein jeder will leben."
„Sie mißverstehen mich bestimmt. Könnte ich nicht etwas für Sie tun?"
„Mit etwas ist mir nicht geholfen, nur mit ganz. Sie können mir eine Gabe geben, und das haben Sie getan. Aber ich habe nicht gewußt, daß es ein Vorschuß auf eine gemeinsame literarische Arbeit ist."
„Sagen Sie, wer sind Sie eigentlich?"
„Gewesen, meinen Sie. Einer Ihresgleichen. Ich kenne Ihr Geschäft. Ich weiß, wie man Empfindung und Konjunktur, Geschäft und Ideal mischt, und daß auch die tiefste Armut, das schrecklichste Elend zu fruktifizieren ist — aber für die anderen. Eure Federn haben den Krieg verherrlicht, der die Blinden gemacht hat, und jetzt wollt Ihr die Blinden verherrlichen. Wir danken schön. Darf ich Ihnen den Vorschuß zurückgeben?" Er hielt ihm die Münze entgegen. „Ich liefere Ihnen meinen Beitrag kostenlos — Geschenk eines ehemaligen Kollegen aus der Unterwelt, mit einem Gruß vom Hades."
Der junge Mann entfernte sich wortlos. Der Blinde setzte seinen eintönigen Refrain fort: „Blinder Kriegsinvalider, bittschön, gnä' Frau, gnä' Herr!"

Das Jahr der Entscheidung

Von Karl Kinndt

Ohne Horoskope weiß ich,
wohin unser Schiffchen kurst:
neunzehnhundertzwounddreißig
geht's endgültig um die Wurst!

Schluß wird sein mit Konferenzen,
wo man Steine gibt statt Brot:
jedes Volks Geduld hat Grenzen
wie der Hunger und die Not.

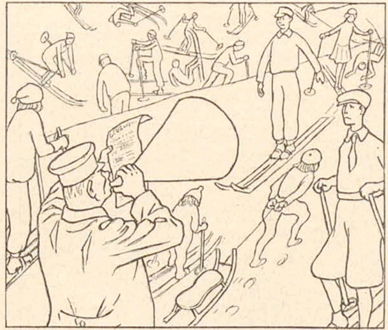
Schluß mit „Wirtschafts-Kapitänen",
die wie Borsig pleite gehn
und mit ihren Rettungskähnen
treu nicht zu der Mannschaft stehn!

Schluß mit Adolf Hitlers Sprüchen
— gleichviel, ob er vorher köpft —,
denn das Volk will keine Küchen,
drin der Koch den Rahm abschöpft.

Mit der Unvernunft muß Schluß sein,
sonst erlischt Europas Stern:
denn geknackt will nun die Nuß sein!
— — Oder sie hat keinen Kern — —

Die Bewirtschaftung des Schnees

(Th. Th. Heine)



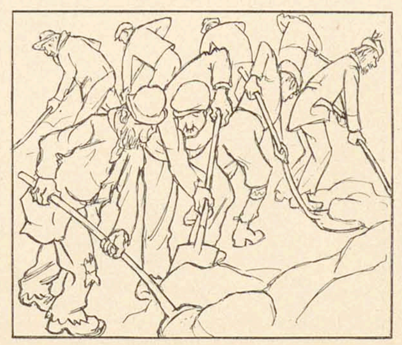
Laut Beschluß der Reichsregierung wurde mit sofortiger Wirksamkeit der Schnee staatlich erfaßt. Ein Reichs-Schnee-Amt wurde errichtet, dem die angefallenen Schneevorräte unverzüglich zu melden sind.



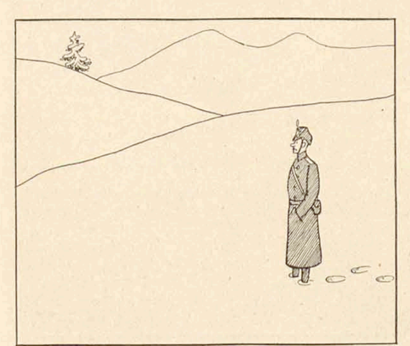
Bei Benutzung des Schnees ist eine Gebühr von 50 Pfennigen für den Kubikmeter zu entrichten. Schneekarten werden ausgegeben, in die Marken eingeklebt und vor Gebrauch abgestempelt werden müssen.



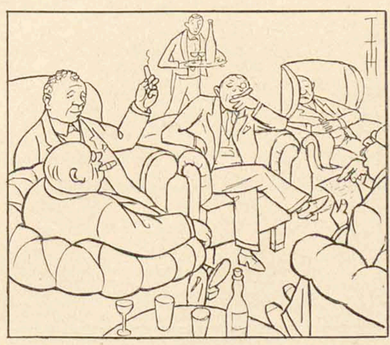
Wer Schnee benutzt, ohne im Besitze einer Schneekarte und der abgestempelten Marken zu sein, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft.



Arbeitslose unterliegen nicht dieser Bestimmung und erhalten den jeweils zum Schneeschaufeln benötigten Schnee gebührenfrei. Abgabe von verbilligtem Schnee an Wohlfahrtsfürsorge-Empfänger ist vorgesehen.



„Merkwürdig, wie der Wintersport zurückgeht!"



Es wird eine Kommission ernannt, die Maßnahmen zur Hebung des Schneekonsums und des Wintersports zu erwägen und bis 1. Juni 1932 in Vorschlag zu bringen hat.

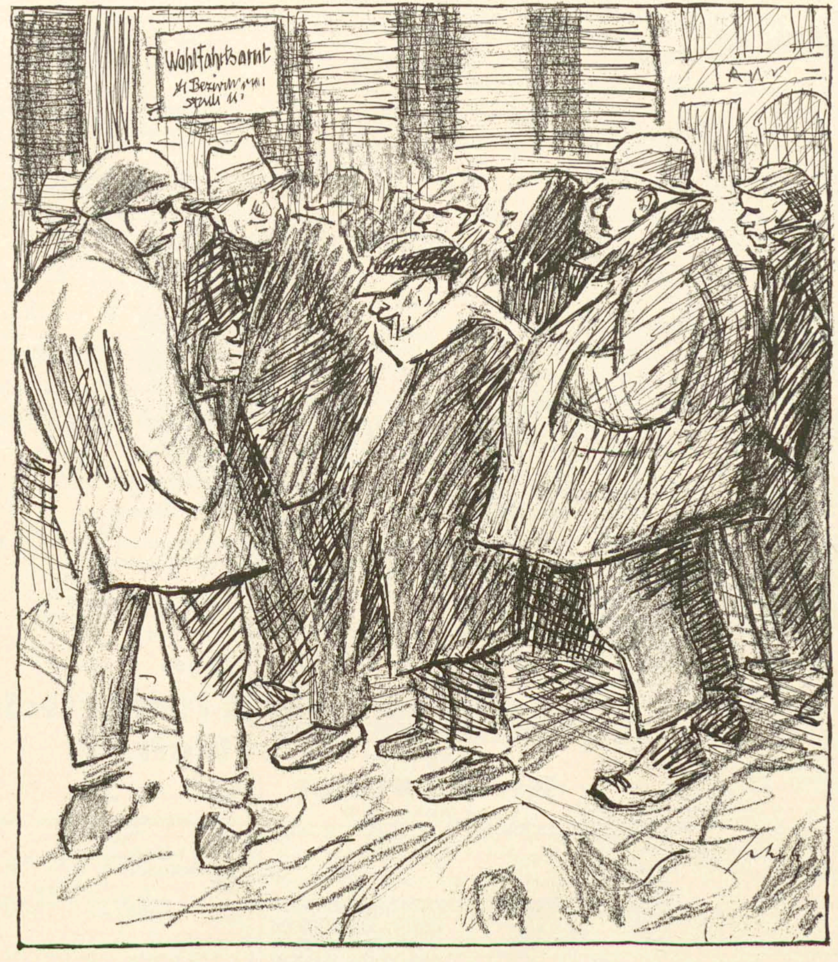
Propaganda der Tat

(Karl Arnold)



Die zweite Stempel-Garnitur

(Wilhelm Schulz)



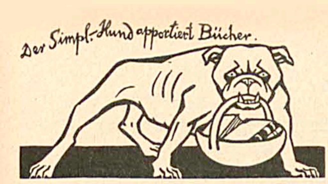
„Wer ist denn der Dicke dahinten?" — „Das ist ein Lebensmittelgroßhändler, der pleite gegangen ist, weil wir uns nichts mehr zu essen kaufen können!"

Vom Tage

Ein bekannter Gelehrter der Ethnologie, Professor Kassel in Basel, kehrte kürzlich mit dem Skelett eines Australnegers von einer Studienreise zurück. Die Zollbehörden erhoben gegen die Passage des Skeletts mannigfach Einspruch und forderten im Erlaubnisfall zeitgemäße Abgaben. Aber in den meisten Fällen obsiegten die Argumentationen des Professors, und schließlich wurde durch eine Zollbehörde folgender Standpunkt präzisiert: „Ein Skelett darf zollfrei die Grenze passieren, da es sich in diesem Falle um einen gebrauchten Gegenstand handelt."
— In nicht allzu ferner Zukunft winkt also jedem von uns ein zollschrankenloses Glück. Allerdings muß man den einwandfreien Nachweis erbringen, daß man zum nicht mehr gebrauchstüchtigen Skelett herabgehungert ist. Die Zollpolitik treibt uns diesem Schlupfloch zu.

•

Eine Koryphäe der medizinischen Wissenschaft hat kürzlich die These aufgestellt: ein gesunder Mensch könne leicht hundert Jahre alt werden, vorausgesetzt, daß er den Nahrungstrieb abdrosselte und periodische Hungertage einlegte. – Die Regierungen tun alles, um den neuesten Prinzipien der Wissenschaft zum Siege zu verhelfen. T.



Rudolf Schlichter: Zwischenwelt. Ein Intermezzo. Mit 10 Zeichnungen. (Verlag Ernst Pollak, Berlin-Charlottenburg, 1931.)

Der Maler Rudolf Schlichter erzählt hier von dem Verlorengehen an die Sinne und von der Erlösung durch die Frau. Ein neuer Tannhäuser in einem neuen Hörselberg, wo die sexuellen Dämone ein grausames, zerstörendes, gnadeloses Antlitz haben. „Hilf mir, ich bin verloren, verloren!" — warf er sich zu ihren Füßen nieder und barg weinend sein Haupt in ihrem Schoß." So endet diese Erzählung. Sie bekommt dokumentarischen Wert durch die Wahrhaftigkeit, mit der hier ein Mensch sein Geschlechtsleben bekennt, durch die Unerbittlichkeit, mit der hier das „unermeßliche Leid des Fleisches" geschildert wird. „Wo beginnt sich das dunkle Triebchaos in den bewußt vollzogenen Akt der Sünde umzuwandeln und wie kann man das jederzeit sofort erkennen, ihr Herren?" Eine sehr ernste, eine furchtbare, weil unbeantwortete Frage. 10 Zeichnungen zeigen die Kunst des Malers Schlichter: wie durch die Kühle und Sicherheit der Form die Leidenschaftlichkeit des Bluts zittert und durchschlägt.

Oskar Maurus Fontana

Rudolf Sieck: Capri. (Strecker und Schröder, Stuttgart.)

Der Meister der Chiemsee-Landschaft hat uns schon einmal ein schönes Bilderbuch aus Italien beschert; nun läßt er diesem ein zweites folgen, das uns die Insel Capri (Orplid, mein Land, das ferne leuchtet!) so nahe wie nur möglich bringt in einer Reihe köstlicher, farbiger Aspekte, zwischen denen sich auch ein paar feine Zeichnungen seiner begabten Tochter Ingrid finden. Läßt man dazu noch den größtenteils von Gregorovius stammenden Begleittext — eine ganz besondere Kostbarkeit! — auf sich wirken, dann wird man eingesponnen und verzaubert, als ob man weither übers glänzende Meer die Sirenen singen hörte, die ja dort zu Hause waren und ihr verführerisches Handwerk trieben. Gäbe es nicht leider schwerwiegende Gegengründe, man möchte lieber heute als morgen seinen Koffer packen nach jenem seligen Eiland, „über dem trotz allem Reisebetrieb immer noch ein unsagbarer Duft liegt".

Dr. Owglaß

Adolf Paul: In der Kleinen Hölle Chikagos. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.)

Ein nach Berichten eines amerikanischen Polizeioffiziers geschriebenes, aufschlußreiches Buch über amerikanische Polizeikorruption und amerikanisches Verbrechertum. Augenblicklich aktuell die Kapitel, die sich mit Herrn Al Capone, dem „Fürsten der Alkoholbanditen", befassen. Dieser Herr, skrupellos und gerissen wie ein amerikanischer Trustmagnat, exzelliert durch eine Serie von Meuchelmorden feigster Art, ohne jemals dafür von Polizei oder Justiz ernsthaft behelligt worden zu sein. — Besonders erfreulich, hierzu festzustellen, daß sämtliche illustrierten Zeitungen von „Niveau" sich nicht genug darin tun konnten, besagten, ach so interessanten Meuchelmörder-Star von vorne, von hinten und noch aus Gott weiß welcher Perspektive verherrlicht zu servieren oder sogar die Memoiren eines „Leibgardisten" Al Capones in immer wieder vielspaltigen Fortsetzungen zu veröffentlichen. Den Grundsatz: „Deutscher, heroisiere deutschen Saustall und nicht fremdes Verbrechertum!" sollte noch eine verantwortungsbewußte Redaktion nicht so ohne weiteres außer acht lassen.

Walther C. F. Lierke

Th. Plivier: Des Kaisers Kulis (Malik Verlag, Berlin.)

In der Hochflut von Land- und Seekriegs-Belletristik wieder eines der noch immer zu wenigen Bücher, das darauf verzichtet, einem pp. lebenden Publikum die beneidenswerten Annehmlichkeiten des frisch-fröhlichen Soldatentodes anderer glaubhaft machen zu wollen. Denn auf diese Seiten haben die Toten ausnahmsweise selbst geschrieben. Allerdings keine Abendlektüre für schwachnervige ältere Damen, hingegen jenen rüstigen Jünglingen zu empfehlen, die aus zarten Kindheitserinnerungen eine schwärmerische Begeisterung für Blut in ihre Mannbarkeit herübergetragen haben. Zu ihrer Enttäuschung muß allerdings gesagt werden: Diese Matrosen der kaiserlich deutschen Kriegsmarine, die in glühenden Panzertürmen schmorten, als Aschenflocken durch die Luft wirbelten, verbrüht über Wracktrümmern ersoffen, die randalierten und schließlich sogar revolutionierten, waren nicht „Unsere blauen Jungs" der Ansichtskarten, sondern nur ganz einfache Menschen, Menschen, die sogar verzweifeln konnten.

A. Wisbeck

Ernst Weiß: „Georg Letham, Arzt und Mörder". (Verlag Paul Zsolnay, Berlin/Wien.)

Durch Injektion hat der Bakteriologe Georg Letham seine alternde Frau getötet, die ihm Leben und Tätigkeit hemmte, und ist zur Deportation in eine gelbfieberverseuchte Tropenkolonie verurteilt worden: hier im Seuchenlazarett experimentiert er nun mit sich selbst und erkrankt auf den Tod, führt aber eben damit den Nachweis, daß eine bestimmte Mückenart die Seuche verbreitet, wodurch die Sanierung der ganzen Kolonie durch systematische Mückenvertilgung ermöglicht wird. Hinter diesem äußeren Geschehen freilich spielt erst das wirklich Wesentliche des Romans, der nach Umfang wie nach innerer Bedeutung außerordentlich ist. Denn in dem energiegeladenen, selbstgewissen Individualisten Letham, den seine Lebens- und Tätigkeitsgier bis zur Vernichtung eines anderen Lebens treibt, dem Typ also, der das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts zweifellos beherrschte, sieht Ernst Weiß diese ganze Epoche verkörpert. Indem jedoch dann Letham das eigene Leben aufs Spiel setzt, um zahllose fremde Leben zu retten, indem also das grauenvolle Erlebnis der wissenschaftlichen Opferung für die Gemeinschaft ihm Reinigung und neue Existenzberechtigung für die Gemeinschaft ihm Reinigung und neue Existenzberechtigung gewährt, werden die zwei Weltalter erkennbar, die sich heute voneinander scheiden: das individualistische und das kollektivistische. Kein Wort allerdings findet sich von Reue, Buße, Sühne, keinerlei Verbindung überhaupt mit Moralbegriffen, die im Religiösen oder sonstwie im Metaphysischen wurzeln; die ganze ungeheure Willensenergie des Georg Letham wird vielmehr einzig gelenkt von der ganz irdischen, aber dafür auch ganz ehrlichen, illusionslosen Moral des Naturforschers. Ja, das Buch wird zu einer Apotheose dieses Fortschrittstriebes, der ja, was immer sich auch gegen ihn einwenden läßt, der Vater alles dessen ist, was jemals erreicht wurde, um diese von Natur höchst mörderische Welt erträglicher und menschenwürdiger zu machen.

Werner Richter

Wir möchten Luft!

Von Walther C. F. Lierke

Wir möchten Luft, wir möchten eine Pause.
Wir haben jetzt seit anno „große Zeit"
wahrhaftig nichts als Plackerei im Hause
und keinen Augenblick Behaglichkeit.

Ganz abgesehn von unsrer Republik,
die vorn sozial und hinten Geldsack ist:
Wir haben unsre ganze Zeit jetzt dick,
die ewig SOS-Signale hißt.

Wir möchten wirklich mal den ganzen Kram
so, wie er ist, stehn oder liegen lassen.
Man fühlt sich ja allmählich alt und lahm
dank „Wirtschaftskampf" und „Gegensatz der Klassen".

Wir möchten Luft, wir möchten offne Fenster.
Wir möchten — Himmelherrgottsakrament! —
nicht bloß die aktuellen Zeitgespenster,
mit denen man ums bißchen Dasein rennt.

Eine, zwei, drei, vier Brillen

Der Zeitungsverleger stützte den Kopf. „Es ist bald aus", seufzte er. „Die Auflage sinkt von Monat zu Monat. Die Unkosten bleiben dieselben. Der Zeitpunkt ist da, wo sie die Einnahmen überschreiten. Das ist das Ende."

*

Aber es war nicht das Ende. Die Konkurrenz machte Fehler über Fehler. Der Zeitungsverleger atmete auf. Die Auflage stieg.

*

Der Zeitungsverleger stützte den Kopf. „Es ist bald aus", seufzte er. „Die Auflage steigt von Monat zu Monat. Die Papierkosten steigen von Monat zu Monat. Die Unkosten steigen von Monat zu Monat. Die Inseratenpreise aber bleiben dieselben. Der Zeitpunkt ist da, wo die Papierkosten alle Einnahmen verschlingen. Das ist das Ende."

*

Aber es war nicht das Ende. Der Amerikaner Fifton hatte eine Erfindung gemacht. „Sehen Sie mal", setzte er dem Zeitungsverleger die Sache auseinander, „Sie brauchen in Zukunft nur noch die Hälfte Papier. Sie bedrucken jeden Bogen, jede Seite doppelt. Einmal mit rötlicher Druckfarbe, einmal mit blauer Druckfarbe."

„Ja, und dann?" fragte der Verleger.

„Dann", fuhr Fifton fort, „liefern Sie jedem Leser zwei Brillen. Eine rötliche und eine blaue. Setzt er die blaue Brille auf, liest er nur die rote Schrift. Setzt er die rote Brille auf, liest er die blaue Schrift. Und wenn Sie noch mehr sparen wollen" — der Amerikaner lächelte —, „dann drucken Sie noch gelb und braun und grün, brauchen nur ein Fünftel des Papiers und liefern dem Leser verschiedenfarbige, geschickt kombinierte Brillen."

*

Der Zeitungsverleger atmete auf. Und mit ihm alle anderen Zeitungsverleger. Ihr Papierverbrauch sank auf ein Minimum. Und nicht einmal die Brillen brauchten sie ihren Lesern zu liefern. Denn das besorgten — mit leidenschaftlicher Hingabe und ohne jedwede Erhebung von Gebühren — die politischen Parteien.

*

Nur einige wenige Querköpfe gab es, die waren nicht zufrieden. „Wir wollen keine Brille aufhaben", sagten sie und stampften auf den Boden wie kleine Kinder, „wir wollen die Zeitung so lesen." Aber es half ihnen nichts. Sie konnten keine Zeitung mehr so lesen.

„Lächerlich", sagten die Verleger, als sie von diesen Außenseitern erfuhren, „was werden es schon für Leute sein? Papierfabrikanten natürlich!"

H. R.

Melchior und der Mörder / Von Alfred Grünewald

Melchior war allein im Laden. Herr Ölback war schon um zwei Uhr zum Begräbnis seines Vetters gefahren, eines Pfandleihers, der in einem Anfall von geistiger Umnachtung Hand an sich gelegt hatte. Man pflegte ihn Säusel-Jakob zu nennen. Er hatte eine sonderbare Fistelstimme besessen und war in mancher Beziehung sagenhaft gewesen.

„Vielleicht war er ein verkapptes Frauenzimmer", überlegte Melchior, und ein leises Gruseln überkam ihn. Der lange stachelhaarige Mensch mit den schiefen Zähnen und den immer entzündeten, fast wimperlosen Augenlidern trat deutlich vor seinen innern Blick.

Da wurde die Ladentüre aufgeklinkt, und ein später Kunde erschien. Er war ohne Hut und völlig kahlköpfig; dabei von breiter, untersetzter Gestalt. Seine Augen waren schwarz wie Nacht und Tod. Zum Überfluß trug er einen Radmantel.

„Was befehlen?" fragte Melchior und bemerkte zu seinem Schrecken, daß ihm das Sprechen einige Mühe machte.

„Eine Kopfbürste", begehrte der Fremde.

„— Eine Finte!" durchblitzte es Melchior. Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück.

„Mittelstarke Borsten", sagte der Radmantel mit Nachdruck. „Kann ich einige Muster sehn?"

„— Muster sehn", echote Melchior mit lallenden Lauten. „Hier bitte."

Es war schon ziemlich spät, knapp vor Ladenschluß. Weitere Kundschaften waren kaum mehr zu erwarten. Von der Gasse drang kein Ton herein.

Der Kahlköpfige prüfte fachkundig die Ware — es handelte sich um ein Geschenk für seinen in der Provinz lebenden Schwager — und dachte seinerseits: Was mir der Junge für kuriose Blicke zuwirft! Irgend etwas ärgerte ihn, und er seufzte.

„Mord!" raunte eine Stimme Melchior ins Ohr. „Tückischer Mord! — Unter dem Radmantel hat er das Beil — das Schlachtmesser verborgen. — Die Ladenkasse — Keine Seele in der Nähe — Herr Ölback am andern Ende der Welt — — — Säusel-Jakob — — — Ob man den Toten noch rasiert hat?" — Seine Züge verzerrten sich.

Der Fremde schleuderte Schwarzes aus seinen Augenschächten. „Wie der Bengel nur lächelt!" mißbilligte er in Gedanken. Und er formulierte den Satz: „Junger Mann, bei mir sind Sie auf dem Holzweg."

„Wünscht der Herr noch andere Qualitäten?" fragte Melchior, um die eigene Stimme zu hören. Er hob beide Arme, was einerseits einen Hinweis auf die oberen Regale bedeutete, andererseits aber ein Flehen um Gnade zum Ausdruck brachte.

Dem Kunden war die ornamentale Gebärde des Jünglings nicht entgangen. Er runzelte die Stirne, was in artikulierter Übertragung etwa heißen sollte: „Lassen Sie diese Sirenenkünste. Es sind ohnmächtige Bemühungen. Ihre blonde Verderbtheit vermag nichts über mich." — Laut aber sagte er: „Danke, diese Qualitäten genügen."

„Die Türe gewinnen — unmöglich!" überlegte Melchior. „Aber vielleicht gelingt es mir, nach hinten, in den Verschlag zu entwischen. —"

Der Fremde ließ ein unwilliges Räuspern vernehmen.

„Er errät meine Gedanken", stellte Melchior fest, und in dem wahnwitzigen Bestreben, sich irgendwie Bewegung zu machen, hüpfte er von einem Bein auf das andere.

Jener, in jeder Hand eine Bürste haltend, hatte sich aufgerichtet und starrte ihm jetzt unverhohlen ins Gesicht. Mehrmals setzte er zum Reden an, brachte aber kein Wort hervor.

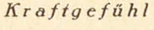
„Es ist aus!" empfand Melchior und vollführte eine hingebende Drehung nach rechts, ließ die Arme, als durchaus nicht mehr notwendiges Beiwerk, schlaff herabfallen und machte einen ganz runden Mund, als wollte er sein letztes Röcheln in Form eines Rauchkringels von sich geben.

Diese Darbietungen aber lösten dem schweigsamen Gaste endlich die Zunge. „Genug!" sprach er stark und warf beide Bürsten verächtlich auf den Ladentisch.

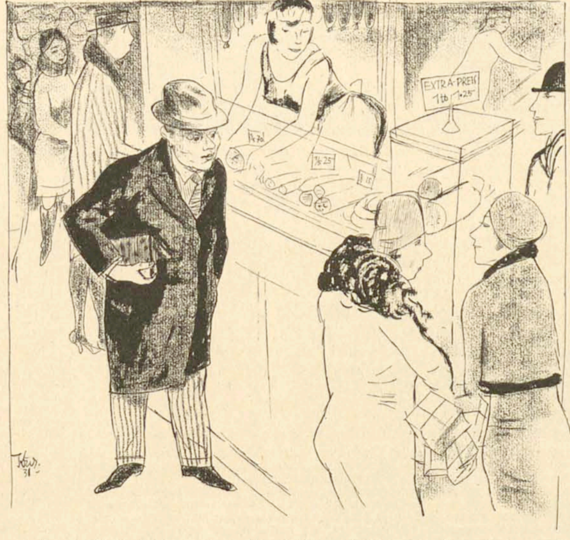
„Genug!" dröhnte es Melchior in den Ohren. Er sank in die Kniee.

„Ich bin Familienvater", sprach der Fremde weiter, „und lebe in glücklichster Gemeinschaft mit meiner Gattin. Mein bald zwölfjähriges Töchterchen hat ausgesprochene musikalische Begabung, und der um zwei Jahre jüngere Knabe zeigt, trotz seinem zarten Alter, ein schönes Interesse für die technischen Errungenschaften unserer Tage. — Sie aber unterfangen sich, mir Schundware vorzulegen, in der Meinung, mittels verworfener Apotheosen meine Urteilskraft trüben zu können. Es ist Ihnen mißlungen. Schämen Sie sich, sofern Sie zu einer solchen Regung noch fähig sind!"

Und der Mörder verließ erhobenen Hauptes den Laden, ohne sein hingesunkenes Opfer auch nur mehr eines Blickes zu würdigen.



(Rudolf Kriesch)



„Gehen wir, Kinder! Solange bis die Wurst billiger wird, könnt ihr doch nicht warten."
„Und so mutlos spricht nu 'n deutscher Mann!"

Die Konkurrenz

Der Kommandant eines Wiener Infanterieregiments erklärte eines Tages seinen Bataillonskommandanten, die Truppen müßten unbedingt — noch viel mehr als bisher — im Geiste der guten, alten Tradition geschult und erzogen werden. Und er legte den Herren nahe, jeder Charge zu Lern- und Lehrzwecken ein altösterreichisches Militärreglement zur Verfügung zu stellen.

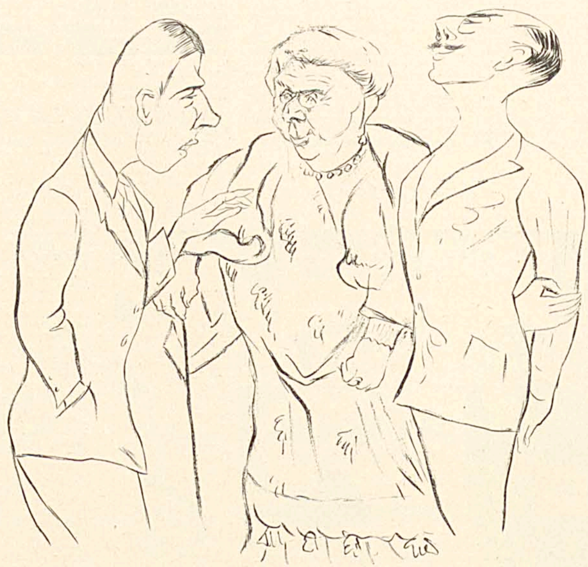
Der Rechnungsfeldwebel Wotruba, der daraufhin mit der Beschaffung von sechzig Exemplaren betraut wurde, rannte sich die Beine ab. Er fragte in der Staatsdruckerei, bei zweihundertsiebenunddreißig Buchhändlern, bei hundertachtundsiebzig Altpapierhändlern, er sprach sogar im Heeresarchiv vor, — doch alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Und sie mußten auch ohne Erfolg bleiben: denn sämtliche noch vorhandenen Exemplare waren von den diversen deutschen Filmgesellschaften aufgekauft worden.

Salpeter

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Gesprächsfetzen

(Rudolf Großmann)



„Fragen Sie doch Großmamachen; zu ihrer Zeit war eine Frau ihrem Mann noch treu!" — „Natürlich, und die Erinnerung läßt eben im Alter auch schon ein bißchen nach."

Der Pechvogel / Von Rudolf Schneider-Schelde

„Das Telephon?" sagte der lange, etwas gallig aussehende Herr, der im Café mit anderen Gästen ins Gespräch gekommen war; „nein, lassen Sie mich aus mit dem Telephon. Keinen Schuß Pulver ist es wert."

„Nanu!" meinte einer, „unser ganzes Leben steht doch im Zeichen des Telephons."

„Es ist aber auch darnach", sagte der Lange. „Sehen Sie, ich habe selber ein Telephon. Ich stehe auch im Telephonbuch drin. Aber meinen Sie, mir nützt es zu irgend was? Ich bin anfangs, als ich das Ding hatte, tagelang davorgesessen und habe gewartet, daß ein Anruf kommt; ja Kuchen. Einmal hat es geläutet, da fragte man, ob ich die Molkerei Soundso sei, und dann hat es noch hie und da einmal geschellt, lauter Fehlverbindungen natürlich, aber jetzt passiert überhaupt nichts mehr."

„Das verstehe ich nicht", sagte ein dicker Herr, „bei mir klingelt das Telephon den ganzen Tag."

„So?" sagte der Lange, „das ist mir ein Rätsel. Bei mir läutet es nie. Weiß der Teufel, wie es kommt, aber von mir will offenbar niemand etwas wissen. Ich kann machen, was ich will. Zuerst hab' ich natürlich gedacht, die Anrufe kommen vielleicht, wenn ich gerade nicht zu Hause bin, und hab' meine Ausgehstunden verlegt. Aber das alles war umsonst. — Werden Sie es glauben oder nicht: mich hat überhaupt noch nie ein Mensch am Telephon verlangt."

„Was haben Sie denn für einen Beruf?" fragte der Dicke.

Der Lange wollte antworten, aber da kam ein Boy am Tisch vorbei und rief aus: „Herr Mälzer, bitte, ans Telephon."

„Mälzer?" sagte der Lange, „Mälzer bin ich." Er stand erregt und erwartungsvoll auf.

„Na also", meinten die andern Gäste lachend, „so schlimm kann's nicht sein. Wenn man sogar im Café nach Ihnen fragt!"

Der Lange ging mit hastigen Schritten, kam aber bald zurück. „Es war natürlich ein Irrtum", klärte er verbittert auf, „ein Melzer mit e wurde verlangt. Ich heiße Mälzer mit ä." Er lachte gallig. „Wundert es Sie, daß ich nicht gut auf diese Fernsprecheinrichtung zu sprechen bin?"

„Ich fragte Sie vorhin nach Ihrem Beruf", fing der Dicke neben ihm wieder an. „Was haben Sie denn für ein Geschäft?"

„Das ist es ja eben", sagte Herr Mälzer. „Ich habe keinerlei Geschäft. Ich bin pensioniert. Ich habe früher in einer andern Stadt gewohnt, und als ich pensioniert wurde, zog ich hierher, um noch ein bißchen was vom Leben zu haben. Ich kenne keinen Menschen hier, keine einzige Menschenseele; und ich schließe mich etwas schwer an Fremde an. Darum habe ich mir ja das Telephon angeschafft, weil ich hoffte, auf diese bequeme Weise allerlei Anschluß und Verbindung zu finden. Anschluß!" wiederholte er höhnisch, „Verbindung! — Na, ja!" Er winkte mit der Hand ab, und da die andern Gäste ihn jetzt schweigend betrachteten, zahlte er seinen Kaffee und stand auf. „Nicht wahr?" sagte er, während er seinen Mantel anzog, „da bleiben Ihnen auch die Worte weg? Jetzt werden Sie mir recht geben, wenn ich sage, das Telephon ist keinen Schuß Pulver wert. Übrigens, das hätte ich vielleicht vorausschicken sollen, doch man erwähnt es nicht gern: Ich bin eben ein Pechvogel. Na, guten Tag, meine Herren!"

Und er ging, etwas vorgeneigt, mit einem argwöhnischen und verbissenen Ausdruck, aber doch in der Haltung eines Mannes, der seinem Schicksal standzuhalten weiß.

Kurzschauspiele

Von Achille Campanile

Für die deutsche Bühne bearbeitet von A. L. Erné

Tiere unter sich

I

Der Fisch, etwas dümmlich, guckt aus dem stürmischen Meer: Nun begreif' ich erst, warum das Meer sich so aufregt: ein Schiff ist in Gefahr.

Vorhang.

II

Das Flußpferd ist dabei, sich zu einer Soirée umzuziehen: Diese Gans von Plätterin! Bringt mir ausgerechnet die Kragen der Giraffe.

Vorhang.

*

Altmodische Galanterie

Personen: die alte Baronin, der alte Graf.

Die alte Baronin: Prachtvoll dieser Sonnenuntergang.

Der alte Graf: Gefällt er Ihnen? Er gehört Ihnen.

Vorhang.

Der kleine Moritz

Ausnahmsweise fragt einmal der kleine Moritz den Lehrer: „Herr Lehrer, wie lange braucht ein Gebet zu Gott?"

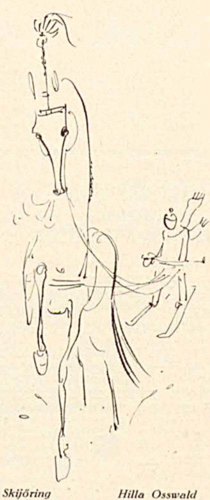
„Nun, mein lieber Junge, diese Frage . . ."

„Ich seh schon, Sie wissen es nicht, Herr Lehrer. Siebzehn Jahre!"

„Was soll das heißen!" empört sich der Lehrer.

„1914 beteten unsere Eltern: ‚Gott strafe England' — jetzt straft er."

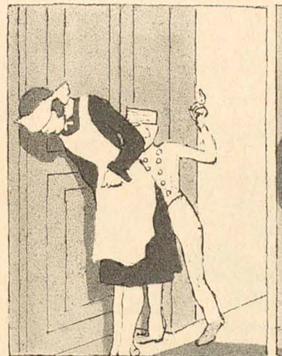
R.



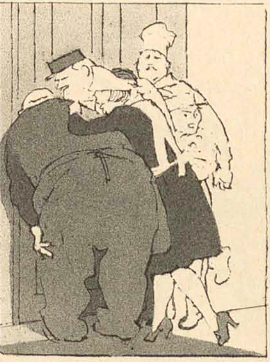
Skijöring *Hilla Osswald*

Die verdächtige Gesellschaft im Sport-Hotel

(E. Thöny)



„Hör' bloß, da geht's zu! Eben hat einer gesagt: ‚Legen Sie sich auf den Tisch!'"



„Das wird immer besser, jetzt sagt er gar: ‚Sie haben ja gar keine Figur!'"

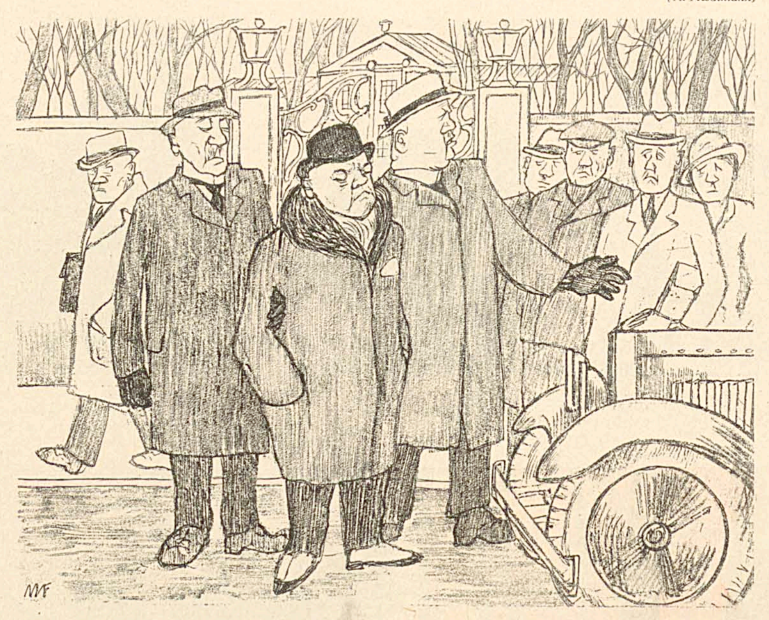


„So eine schamlose Person: ‚Jetzt bin ich schon dreimal gefallen', sagte sie, ‚da kommt's mir aufs vierte Mal auch nicht mehr an.' – Da muß man doch einschreiten!"

„Ach so — Pardon — eine Bridgepartie!"

Unzeitgemäße Neugierde

(M. Frischmann)



„Bleiben Sie doch nicht stehen, meine Herrschaften, man meint ja gerade, Sie hätten noch nie einen verhafteten Generaldirektor gesehen!"

Lieber Simplicissimus!

In der Verdingungsordnung für Bauleistungen DIN 1971 B steht wortwörtlich:

„. . . Mönchs- und Nonnendach.
Der Abstand der Nonnen ergibt sich aus der Breite der Mönche und ihrer sachgemäßen Mörtelbettung. Die Nonnen erhalten über der Nase einen Querschlag, auf dem die Nonnen der nächsten Schicht so aufgerieben werden, daß der Mörtel nach innen herausquillt. Die Mönche erhalten zwei schmale Längsschläge, ihr Kopf wird vor dem Aufsetzen mit Mörtel gefüllt."

•

Die Wiener „Reichspost" brachte am 4. Dezember 1931 folgende Anzeige:

Das richtigste Weihnachtsgeschenk das Familienspiel
„Völkerbund"
auf schiefer Glasplatte.
Alleinerzeuger Leo Hollenberg, Drechsler-, Galanterie- und Spielwarenfabrik.

Der Mann hat's erfaßt! Die Zukunft des Völkerbundes liegt auf der schiefen Glasplatte.

•

Das neue Gaststättengesetz möchte gerne die Auswüchse des Alkohols bekämpfen. Um einem dringenden sittlichen Bedürfnis abzuhelfen, soll auch den sogenannten Animierkellnerinnen das Handwerk gelegt werden. Deshalb hat der preußische Minister für Volkswohlfahrt am 18. Juni 1930 auf Seite 117 der Gesetzessammlung verordnet:

„Den weiblichen Arbeitnehmern ist verboten, a) durch auffälliges oder ungeziemendes Benehmen Gäste anzulocken; b) von Gästen für sich oder andere Personen Speisen und Getränke zu erbitten oder anzunehmen oder die Gäste zum Trinken anzureizen."

Die nächste Ziffer aber lautet:
„Die Ehefrau des Betriebsinhabers ist als weiblicher Arbeitnehmer im Sinne dieser Bestimmung nicht anzusehen."

Der Herr Minister für Volkswohlfahrt scheint ja eine schöne Auffassung von der Reinheit der Ehe zu haben!

G. F.

Vorschlag zur Güte

Der üblichen Moralbetrachtung
folgt statt Erleuchtung oft Umnachtung;
sie wirkt verwirrend und verfänglich
schon deshalb, weil sie meist zu länglich.
Man zieht mit seinem Durchschnittsohr
das Epigramm der Predigt vor
und weist, was bündig und prägnant,
nicht ohne weitres von der Hand.

Wie? Wenn wir dieses ernst erwögen
und draus die Konsequenzen zögen?

Die Töneplattenindustrie
schenkt uns Musik und Melodie.
Sie könnte mit geschliff'nen Wörtern
doch auch den Sittenhochstand fördern,
indem sie Logau, Lessing, Goethe
Gelegenheit zur Äuß'rung böte,
und zwar in Form des unsrem Nichts
so angemess'nen Sinngedichts.

Bei Siegfried sproßte wie bei Levi
der Keim der Tugend manu brevi,
und niemand würde mehr verroh'n . . .

Drum: her das Epigrammophon!

Ratatöskr

Zwecksteuer

Wenn ein Wiener Gewerbetreibender über den heimischen Bolschewismus schimpft, meint er vor allem jene Steuern, die der berüchtigte Wiener Finanzgewaltige Breitner über die Bürger verhängt. Und darunter figuriert, besonders verhaßt, die Wohnbausteuer, für die eben immerhin Wohnungen gebaut werden.

Wer Wien in den letzten Jahren besucht hat, dem sind die Hausburgen aufgefallen, an deren Frontseite eine Inschrift verkündet: „Erbaut aus den Mitteln der Wohnbausteuer."

Nun hebt aber auch die Wiener Zentralregierung fleißig Steuern ein; in den letzten Pleitemonaten noch fleißiger als sonst, und jüngst wurden sogar ganz neue Steuern ausgedacht — so auch die Ledigensteuer.

„Eine schöne Bescherung", seufzte der unverheiratete Kr., der in unserem Kreise häufig über die Raumprobleme liebesfroher Junggesellen klagte. „Eine schöne Bescherung! Wenn die Regierung wenigstens nette, kleine Hotels dafür machen wollte, auf denen draufsteht: ‚Erbaut aus den Mitteln der Junggesellensteuer!'"

K.

Definition

Mussolini ist im engsten Familienkreis bei seiner verheirateten Tochter zum Abendessen eingeladen. Bei Tisch fragt die kleine Enkelin:

„Du, Großpapa, was ist das eigentlich, Faschismus?"

Der Duce, mit diktatorisch erhobener Gabel: „Iß und sei still!"

Der neue Orpheus

(Olaf Gulbransson)



Orpheus bezähmte bloß wilde Tiere durch die Macht der Töne — aber Hoover hat mit seiner Moratoriumsmusik sogar amerikanische Parlamentarier besänftigt.

Rekord

(M. Dudovich)



„Sagen Sie, lieber Freund, gibt es etwas, das die Menschen einander näher bringt als die Natur?“ — „Doch, das Zimmer zwoundvierzig in unserem Hotel!“

Stuttgart, 18. Januar 1932 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 42

SIMPLICISSIMUS

„Deutschland, erwache!“

(Karl Arnold)

KA 31

„Unnötiges Geschrei, ihr jungen Leute! Ich kann schon seit 1914 nicht mehr schlafen!“

Das Venusjahr / Von Peter Scher

Für Astronomen steht die Sache gut,
ein Venusjahr wird zweiunddreißig sein,
und was dem Tölpel Mensch so nötig tut:
Er wird statt außer sich mal wieder bei sich sein.

Wieso?
Der Mars, der Idiot, steht nirgendswo!
Am ganzen Himmel ist er zweiunddreißig kaum zu sehn,
es wird sich alles nur um Venus drehn.

Kein wütiger Neurastheniker greift ein –
o fein!
Wir fühlen (unbedeutend, doch recht sehr vergnügt),
daß uns solch friedlicher Aspekt vollauf genügt –

Vollauf!
Heil denn und Sieg, am Himmel hat Er keinen Lauf! —
Wie dumm, daß wir dem Himmel doch recht ferne sind!
Wie schade, daß wir hoffnungslosen Esel keine Sterne sind!

Das Gesicht / Von Ernst Handschuch

Der Schupounterwachtmeister Bassekal war noch nicht allzulange von der Polizeischule abgegangen. Er hatte die Prüfung mit „gut" bestanden. Nun gehörte er der Bereitschaft einer größeren Stadt an. Hochgewachsen, die Schultern etwas schmal, mit bleichem, flaumigem Gesicht stak der Zweiundzwanzigjährige in der blauen Uniform. Fast schien es, als sei der Tschako zu schwer für den Kopf.

Mehrere Wochen schon machte er seinen Dienst. Er tat ihn nicht mit Begeisterung, doch mit der Hingabe des ganzen Menschen. In den ersten Tagen war es ihm seltsam ums Herz gewesen. Ein ungewisses Gefühl bedrückte ihn. Es war nicht das Neue und Ungewohnte seiner Lage, das ihn belastete; denn um solcher Art zu empfinden, war sein Denken zu einfach. Auch nicht Angst oder Scheu waren es. Was ihm die Brust erfüllte, war ein unbestimmtes Ahnen von schweren Ereignissen, die da kommen und ihn allein nur betreffen sollten, obschon sich die Zukunft für ihn ganz klar überschauen ließ. So geschah es, daß hin und wieder seine Stimme zitterte, wenn er in Ausübung seines Dienstes mit Menschen in Berührung kam. Doch bald verlor sich dies alles. Und nun nahm er bestimmt an, daß es allein das Neue gewesen war, was ihn so drückend überkommen hatte. Er dachte an die Jungpferde auf dem Hofe seines Vaters, denen es ähnlich zu ergehen schien, so sie zum ersten Male ins Geschirr und an das Fuhrwerk kamen.

Bassekal wurde für einige Zeit dem Verkehrskommando zugeteilt. Er wurde Mittelpunkt eines heftigen, ruhelosen Treibens, dessen äußeren Ablauf er fortan regelte. Brav stand er seine täglichen Stunden ab und gab gewissenhaft seine Zeichen. Nichts ereignete sich, was ihn hätte an sich zweifeln lassen oder gar erschüttern können. Er wurde kühn und begann, sich als eine kleine Macht zu fühlen. Wenn er an die ersten Tage seines Dienstes zurückdachte und an jenes unbestimmte, dumme Gefühl, das ihn bedrückt hatte, mußte er lächeln. Froh war er, daß er sich damals niemand anvertraut hatte.

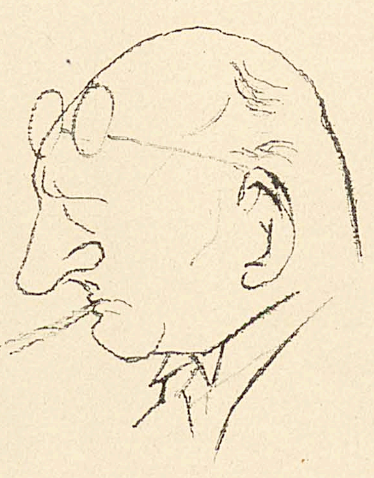
Es war an einem späten Nachmittag, daß sich Bassekal, der Verkehrsposten stand, eine kleine Truppe politischer Demonstranten näherte. Nur wenige Leute waren es und mit einem Blick zu zählen. Sie trugen eine Fahne und Plakate, die zum Besuch einer Veranstaltung aufforderten. Bassekal gab ihnen die Straße frei und ließ sie an sich vorüberziehen. Es war eine alltägliche Sache. Nur daß ihn einer der Demonstranten für einen Augenblick fest und hart ansah. Es war ein leidenschaftliches, zerrissenes Gesicht, das ihn traf. Eine breite, höckerige Nase sprang über einen dünnlippigen Mund, von dem bittere Falten aufstiegen. Kühn stieß ein ausgeprägtes Kinn vor, und enge, schwarze Augen brannten unter einer hohen Stirn. Sekunden nur ruhte das Gesicht in dem des Unterwachtmeisters. Doch es genügte, um diesen empfinden zu lassen, als empfänge er einen gewaltigen Schlag und eine starke Betäubung. Als es von ihm wich (von der Truppe war längst nichts mehr zu sehen), spürte er, wie es sich ihm schwer auf die Brust legte. Jenes nagende, ungewisse Gefühl aus den ersten Tagen seines Dienstes war es, und es blieb. Bassekal war froh, als er nicht lange danach aus dem Kommando gezogen wurde und wieder zur Bereitschaft kam. Denn er fürchtete, dem Gesicht noch einmal begegnen zu müssen.

Wochen vergingen. Die Zeiten waren ernst und voller Unruhe. Die Bereitschaft hatte strammen Dienst. Fast immerzu währte der Alarmzustand, und gar oft mußte eingegriffen werden. Mehr denn je lastete es auf Bassekal. — Eine große Versammlung war für den Abend angesagt, eine politische Versammlung, in der es aller Voraussicht nach heiß herging und die daher durch ein starkes Polizeiaufgebot gesichert wurde. Bassekal wurde dem die Rede überwachenden Offizier zugeteilt. Es waren sechs Mann, die rechts vom Podium sich aufstellten. Der Saal war gedrängt voll. Der Redner des Abends hatte das Wort. Ruhig und sachlich begann er seine Rede, und ebenso verhielt sich die Versammlung. — Bassekal, der nahe am Podium stand, war bleich, tief lagen seine Augen, und sein Mund zuckte. Die rechte Hand, um deren Knöchel der Gummiknüppel hing, ruhte auf der Pistolentasche. Auf seinem Herzen lag es wie Blei; schier nahm es ihm die Luft. Spähend schaute er in den Saal, aber er fand nichts, woran sich sein Blick hätte halten können. Aus der Versammlung hatte es Zwischenrufe gesetzt. Leidenschaftliche Rufe. Der Redner wurde unruhig; er verlor zusehends von seiner sicheren Nüchternheit. Die Stimme wurde überlaut und schrill, seine Worte sogen sich voll Haß. Als etliche Rufer, die auf seiner Seite waren, aus dem Saal entfernt wurden, verlor er völlig die Haltung. Erregt wandte er sich an den überwachenden Offizier. Wüst beleidigte er ihn. Der Offizier sprang auf das Podium und entzog dem Redner das Wort. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Angriff auf den Offizier. Aus den ersten Bankreihen stürzten Leute vor und erkletterten das Podium. Eine Lücke tat sich auf, und Bassekal, der sich eben mit seinem Knüppel freigemacht hatte, sah in der dritten oder vierten Reihe jenen Demonstranten sitzen, der vor wenigen Wochen an ihm vorbeigeschritten war mit zerrissenem, wildem Gesicht. Ruhig saß er jetzt auf seinem Stuhl, doch sein Gesicht war zerrissener und wilder noch als damals. Hoch wölbte sich die Stirn, über der die schwarzen Flammen seines Haares flossen, dunkel glühten die Augen, und das Kinn stieß machtvoll unter der breiten Nase vor. Die Falten, die vom Munde aufwärts zogen, waren Schluchten. Ganz still saß der Mann. Aber sein Antlitz war ein bis ins Letzte gespannter Bogen, aus dem gewaltig und unwiderstehlich die Pfeile seines Blickes schnellten. Gelähmt stand Bassekal. Der Druck, der auf seinem Herzen lastete, wuchs ins Ungeheure, und es war ihm, als reiße ihm der Schädel unter dem Kinnriemen. Erneut drangen Menschen gegen das Podium vor. Der Offizier wurde niedergeschlagen. „Die Pistolen", rief er, „Feuer!!" Blitzschnell zog Bassekal die Pistole und schoß. Die Beamten neben ihm feuerten ebenfalls. Im Nu war der Saal geleert. Einer nur blieb zurück, und der war tot. Es war jener Demonstrant, der Bassekal vor Wochen ins Gesicht geblickt hatte. Mit weit ausgestreckten Beinen saß er auf seinem Stuhl. Die Arme hingen herab, und der Kopf lag auf der rechten Schulter. Er lächelte. Gewichen war alle Zerrnis und Wildheit. Schwebend war die Stirn, aus der ein wenig Blut rann, schmal die Nase, sanft das Kinn und die Falten fast heiter gelöst. Die Augen hatte ein herber Friede geschlossen. — Ein einziger Schuß allein hatte getroffen, alle anderen waren in die Wände gegangen. Man sammelte die Patronenhülsen und verglich sie mit der Zahl der Einschläge. — Auch Bassekal, Unterwachtmeister Bassekal, war an den Toten herangetreten. Er erschrak, als er das friedvolle, gelöste Gesicht sah. „Immer trifft es einen Unschuldigen", sagte jemand. Bassekal schüttelte leise den Kopf. Er griff an sein Herz, das mit einem Male so leicht geworden war, so leicht.

In der Nacht schrieb auch er seinen Bericht, dem er eine Anzeige beifügte. Sorgfältig und gewissenhaft schrieb er die Anzeige nieder. So wie er es auf der Polizeischule gelernt hatte. — Die Anzeige lautete auf Mord und war gegen ihn selbst gerichtet.

Berliner Köpfe

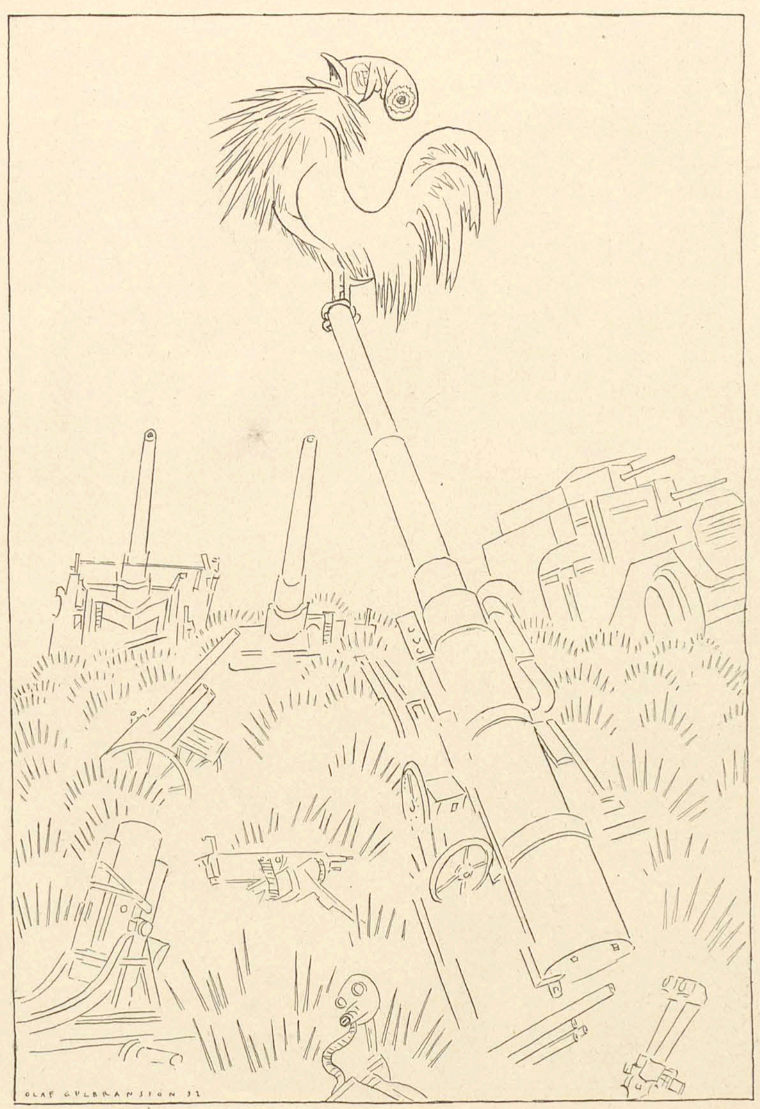
(Rudolf Großmann)



Leopold Jessner

Prognose zur Abrüstungskonferenz

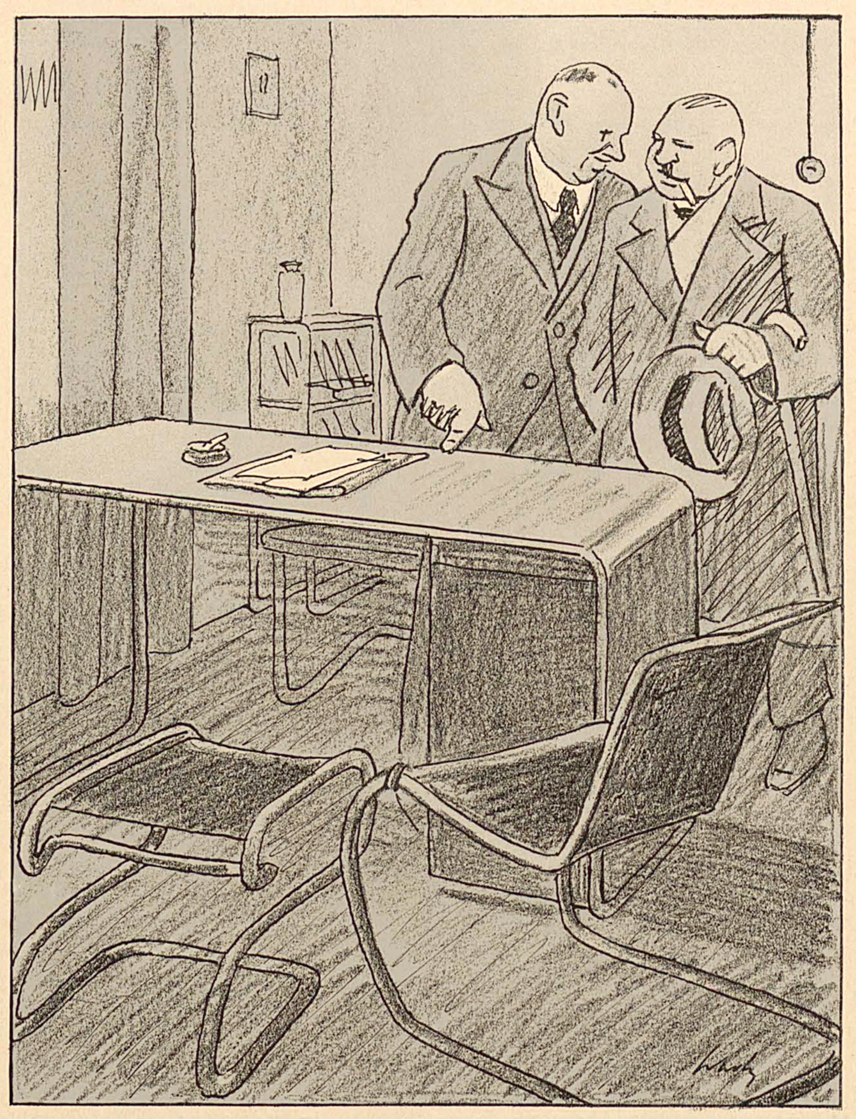
(Olaf Gulbransson)



„Wenn der Hahn kräht auf dem Mist – ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie's ist!"

Ein stabiler Betrieb

(Wilhelm Schulz)



„Sehen Sie, alles aus Stahl! So'n Mobiliar hält mindestens drei Pleiten aus!"

Junggesellenballade / Von Theodor Riegler

Man spricht ein fremdes Mädchen an
Und nimmt es mit hinauf.
Man zieht sich aus, man zieht sich an,
Man kennt schon den Verlauf.

Sie sagt zuerst, sie sei gesund
Und legt sich gleich zu dir.
Du küßt sie flüchtig auf den Mund,
Dein Atem riecht nach Bier.

Doch dein Gewissen ist verreist,
Dein zweites Ich regiert.
Du weißt nicht, wie das Mädchen heißt,
Du weißt nicht, was es spürt.

Und siehst du sie auch ohne Hemd:
Euch trennt die ganze Welt.
Ihr Herzschlag bleibt dir immer fremd,
Du gibst ihr still das Geld.

Sie lächelt starr und nimmt den Schein
Und geht zum nächsten Mann.
Du aber frierst und bleibst allein,
Die Wände sehn dich an. . .

Dorothee / Von Herbert Scheffler

Dorothees Alter wußte niemand als nur sie und ihr Mann. Und wenn ich verrate, daß Dorothee es verstand, manchmal sogar ihren Mann in dieser Richtung unsicher zu machen, so soll das nicht etwa heißen, daß sie wirklich schon ältlich war, sondern nur, daß sie ihm keine Handhabe geben wollte, eines Tages ihr Alter und ihr Aussehen übereinstimmend zu finden.

Zwei kleine Ereignisse indessen machten Dorothee bestürzt. Das erste: sie schaute nach einer schlecht verbrachten Nacht, aus der sie einen Kopf voll Migräne mit in den Morgen genommen hatte, in den Spiegel und fand sich reizlos. Das zweite: sie entdeckte eine Stunde später beim Durchgraben eines Schubfaches ein Jugendbild von sich und war entzückt. Dann mit einemmal schämte sie sich und steckte das Bild wieder weg.

Als sie am Spiegel vorüberkam, streckte sie die Zunge heraus und sagte: „Alte Trutsche!" Immerhin sagte sie es so leise, daß das Mädchen in der Küche nichts davon hören konnte. Man soll die Jugend nicht noch hochfahrender machen.

Am nächsten Morgen, gleich nachdem ihr Mann ins Geschäft gegangen war, setzte sie sich an den Toilettetisch und behandelte sich. Es dauerte volle zwei Stunden. Das Bild hatte sie neben sich liegen und verglich von Zeit zu Zeit. Schließlich fand sie das Bild fad und ihr Spiegelbild entzückend. Auch die Wirkung auf Minna — das Mädchen in der Küche — war zufriedenstellend.

Dorothee ging vor Tisch noch eine halbe Stunde spazieren, um nicht vor lauter Spannung ihr Aussehen wieder zu verderben. Dann empfing sie ihren Mann. Er schnupperte bei dem Begrüßungskuß etwas über ihr Gesicht hin, schnupperte höher und sagte: „Heut gibt es Königsberger Klopse, das kann man riechen." Es war eines seiner Lieblingsgerichte.

Als sie beim Kompott waren, konnte Dorothee es nicht mehr aushalten. „So sieh mich doch mal an!"

Er musterte sie. Und während er schon wieder weiterlöffelte, sagte er: „Hast du irgend was mit dir angestellt? Du siehst so aufgetakelt aus."

„So, sehe ich aufgetakelt aus? Ich dachte, ich hätte mich für dich hübsch gemacht."

„Das ist doch gar nicht nötig. Ich meine: du bist hübsch, wie du bist, Dorle. Du brauchst doch nicht erst Maske zu machen."

Dorothee unterdrückte eine kleine Wut, aber sie sagte nichts. Man soll ein Kompliment nie vor den Kopf stoßen, es läßt sich immer irgendwie verwenden.

Nachmittags wusch sie sich alle kosmetischen Zutaten wieder aus dem Gesicht, ja, sie wurde kühn und stellte ihrem Mann das Jugendbild, dem sie sich heute vormittag so bedingungslos unterworfen hatte, mitten auf den Schreibtisch.

Er war begeistert. „Wo hast du denn das gefunden? Donnerwetter, warst du ein hübscher Kerl! Das heißt, das bist du ja heute auch noch, aber . . ."

„Aber?" fragte sie.

„Na ja, wir werden eben beide älter, du und ich. Wir fangen an, zu repetieren . . ."

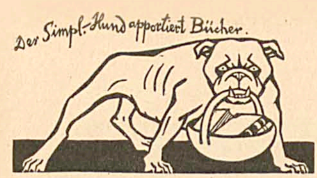
Und mit einem kleinen Seufzer lehnte er das Bild behutsam an eine Vase.

Seelische Depression

(Dugo)



„Sag' mal, wieso machste denn so'n mieset Jesicht?" — „Ick weeß nich, ick fühle mir immer so preisjesenkt!"



Arnold Zweig: „Junge Frau von 1914" (Verlag Gustav Kiepenheuer)

Der Autor des „Sergeanten Grischa", des Mittelstückes einer Trilogie, bringt in der „Jungen Frau" den ersten Roman eines breit angelegten Werkes, das den Gesamttitel führen wird: „Erziehung vor Verdun". Die junge Frau von 1914 ist die zarte zwanzigjährige Lenore Wahl, und was sie auf fast 500 Seiten durchzumachen hat an Beglückendem und Bedrückendem, das hat sie außer den Kriegszeiten in erster Linie zu danken dem Armierungssoldaten Werner Bertin, der ihr Freund ist und ihr Mann – lange bevor sie heiraten mitten im Krieg. Sie wird von ihm geschwängert, sie beseitigt die Frucht, er rückt ins Feld, sie fühlt sich verständnislos behandelt durch ihn – es rollen in ihr schwere seelische Konflikte ab. Wie sehr steht sie allein! Den liebenden Eltern, verwurzelt ganz im guten deutschen Bürgertum, kann sie sich mit keiner Silbe anvertrauen. Der einzige, der hilft, ist ein Gymnasiast, der jüngere gescheite hellhörige Bruder. Aber alle Ängste, alle Zweifel nehmen schließlich ein gutes Ende: sie setzt ihren Armierer durch gegen eine Welt von Widersachern (auch solchen, die sie in sich trägt), und sie heiraten. – Arnold Zweig hat ein großes, in die Hintergründe tastendes, reiches und bewegtes Bild von 1914 gegeben, Bild der Heimat und der Front, das die tausend Verflechtungen aufzeigt, die Irrungen, Hoffnungen, Leiden eines ganzen Volkes und seinen tragischen Weg abwärts. In der Weite der Konzeption, in der Vielseitigkeit und in der Stärke der Gestaltung steht die „Junge Frau" ebenbürtig neben dem berühmten „Grischa".

A. M. Frey

Max Hodann: Sowjetunion. (Universitas-Verlag, Berlin.)

Ein ehrliches und strenges Buch – auch gegen die Welt, für die es spricht. Es macht nicht Propaganda wie gewisse deutsche Sowjet-Literaten, die dem Hurrapatriotismus das Trompeterkostüm auswechseln und ihrer Hysterie einen dröhnenden Namen geben, sondern es stellt mutig fest: Schön ist anders – aber trotzdem muß es sein, weil es gerechter ist als das Vergangene. Und schließlich legt das Buch die Erwägung nahe: Wenn der Kapitalismus Millionen hungern lassen muß, ohne ihnen das geringste seelische Aequivalent bieten zu können – wie darf er sich vermessen, über die Unvollkommenheiten eines gewaltigen Experiments zu höhnen, das vielen Millionen . . . wenn nichts anderes, so doch bestimmt schon die Möglichkeit zu dem neuen Glaubensinhalt einer ungeheuerlichen Gemeinsamkeit bietet!

Peter Scher

Michael Gold: „Juden ohne Geld". Deutsch von Paul Baudisch. (Neuer Deutscher Verlag, Berlin.)

„O Arbeiterrevolution", sagt Michael Gold am Schlusse seines Buches, „du hast mir die Hoffnung gebracht, mir, einem einsamen, kleinen Jungen, der an Selbstmord dachte!" – Das Buch ist tendenziös, gewiß (dafür bürgt schon der Verlag, in dem es erscheint), aber von keiner aufdringlichen Tendenz. So pathetisch die Schlußworte des Autors klingen mögen, das Ganze ist in schlichter, knapper, eindringlicher Sprache erzählt. Nichts von billiger Reklame für eine Weltanschauung. – Es ist kein eigentlicher Roman und erhebt wohl auch gar nicht den Anspruch, als solcher zu gelten. Es sind kleine, meisterhafte Reportagen aus dem Judenviertel New Yorks, die nicht einmal durch eine Handlung, sondern nur durch die beobachtende Gestalt des kleinen Judenjungen miteinander verbunden sind. Eine Welt eröffnet sich dem Leser, eine erschütternde Welt von Hunger und Elend zerquälter Menschen. – Unvergeßlich bleibt einem die rührende, überaus menschliche Gestalt der streng orthodoxen, jüdischen Mamme, für die der Mensch beim „Goi" scheinbar aufhört, während doch ihr Herz überfließt von grenzenloser Hilfsbereitschaft und von tiefstem Mitleid auch für den ärgsten Feind. Neben Werfels katholischer Barbara eine der schönsten, ergreifendsten Frauengestalten der modernen Literatur.

Dr. H. Pirich

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Karl Kraus: „Peter Altenberg". Anton Schroll & Co., Wien.
Friedrich Dessauer, Karl August Meißinger: „Befreiung der Technik". J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.
A. Artur Kuhnert: „Die Männer vom St. Kilda". Philipp Reclam jun., Leipzig.
Peter Mendelssohn: „Paris über mir". Philipp Reclam jun., Leipzig.
„Kunst und Leben 1932." Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf.
Oskar Neumann: „Rote Perlen". Nekudah-Verlag, Mukačevo.
„Wehrlos hinter der Front." Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Agnes Smedley: „Eine Frau allein". Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Panteleimon Romanow: „Drei Paar Seidenstrümpfe". Universitas Deutsche Verlag-A.-G., Berlin.
Pierre Viénot: „Ungewisses Deutschland". Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Heinz Pol: „Patrioten". Agis-Verlag, Berlin-Wien.
Michael Gold: „Juden ohne Geld". Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Die Nachtgespenster von Ruvigliana / Von Siegfried von Vegesack

Ruvigliana ist ein kleines Dorf am Südhang des Monte Bré, oberhalb von Lugano. Das Dorf besteht eigentlich nur aus einer engen Gasse. Die dicht aneinander gedrängten Häuser hängen angeklebt wie Schwalbennester am Felsen. Hühner, Katzen und Kinder mit schwarzen Struwwelmähnen gackern, sonnen und balgen sich auf den Steinstufen zwischen den Düngerhaufen. Dies ist sozusagen Ruvigliana-City, mit Kirche, Trattoria und Comestibili-Kramladen.

Rundherum aber, oberhalb und unterhalb des Dorfes, liegt Ruvigliana-Cottage, das vornehme Villenviertel. Da gibt es Häuschen, Schlößchen und Palazzi aller Größen und Geschmacksrichtungen: vom einfachen Tessiner Landhaus mit Loggia und Flachdach bis zum pompösen Neutessiner Prachtbau mit aufgemalten bunten Borten und Blümchen. Dann gibt es noch ein Kurhaus, einige Hotels und Pensionen.

Der Ort ist also für Gespenster denkbar ungeeignet: nirgends eine Ruine, ein Roccolo, ein altes Gemäuer. Überall eingezäunte Grundstücke, Stacheldraht, Kieswege, solide Menschen mit soliden Bankguthaben. Oder wenigstens Menschen, die vom soliden Bankguthaben der Fremden leben. Die Not und Verzweiflung einer anderen Welt ist noch nicht hierher gedrungen. Der See lächelt unentwegt sein vom Schweizer Hotelierverband vorgeschriebenes Prosperity-Lächeln, wenn auch die Hoteliers selbst etwas ernster geworden sind, seitdem die vielen alten Engländerinnen ihre Koffer packten.

Nein, für Spuk und Gespenster gibt es hier beim besten Willen keinen Schlupfwinkel. Höchstens den Friedhof oberhalb der Kirche mit dem dunklen Kastanienwäldchen. Aber auf dem Friedhof liegen lauter ehrbare, anständige Leichen; sie liegen gut und bequem, mit dem Blick auf den See, zwischen malerischen Zypressen – die ganz vornehmen in massiven Familiengrüften –, sie haben wirklich keine Veranlassung, durch die Gegend zu streifen und ihre lebenden Mitmenschen zu erschrecken.

Und dennoch: grade Ruvigliana, dieser idyllische, harmlose Ort, wurde kürzlich von unheimlichen Nachtgespenstern heimgesucht. Ich erkläre ausdrücklich, daß diese unglaubliche Geschichte nicht erdacht, sondern wahr ist: die Wirklichkeit übertrifft doch alle Phantasie.

Im dunklen Kastanienwäldchen begann der Spuk. Dieses Wäldchen liegt nahe am Kirchhof, dort, wo der Weg nach Castagnola hinunter führt. Da der Autobus von Lugano nur bis Castagnola fährt, benutzen die Bewohner von Ruvigliana gewöhnlich diesen Weg, wenn sie nicht mit der Funicolare hinauffahren. Und hier geschah es.

Drei ältere Damen, die im Hotel Helvetia wohnten – die letzten Engländerinnen, die nach dem Sturz des Pfundes vom Palacehotel in dieses bescheidenere Haus geflüchtet waren –, kehrten abends von einer Bridgepartie in Castagnola heim. Der blasse zunehmende Mond war grade über den Bergen von Caprino aufgegangen und beleuchtete den in Stufen ansteigenden Weg, die schwarzen Zypressenspitzen und die weiße Kirchhofsmauer. Und hier, dicht vor dem Kastanienwäldchen, tauchten plötzlich im Mondschein auf der Friedhofsmauer drei weiße, wehende Gestalten auf, winkten mit schauerlichen Gebärden, schwebten auf die entsetzten Damen zu und begannen die vor Schreck gelähmt Dastehenden lautlos zu umtanzen. Dann wehten die Gespenster zum Friedhof zurück, winkten noch einmal grausig von der Mauer herunter und waren dann verschwunden.

Mehr tot als lebendig kamen die Damen im Hotel an. Wie sie stöhnend berichteten, soll der schweigende Rundtanz besonders grauenerregend gewesen sein. Die eine Dame bekam einen nervösen Herzanfall und mußte tagelang liegen. Die beiden anderen wollten sofort am nächsten Morgen abreisen, und nur den flehenden Bitten des Hoteldirektors gelang es, sie zum Bleiben zu veranlassen. Aber den Weg durch das Kastanienwäldchen am Friedhof vorbei haben sie nie mehr betreten.

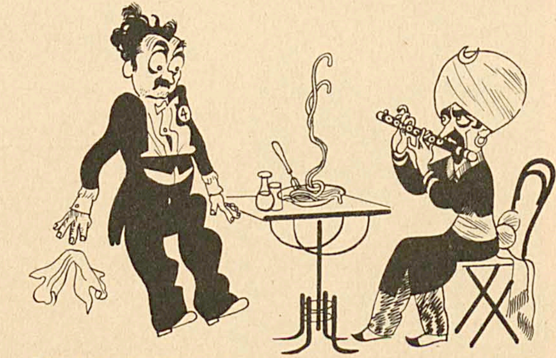
Von jetzt an erschienen die Gespenster jede Nacht und erschreckten die von der Stadt heimkehrenden Bewohner. Besonders hatten sie es auf Frauen abgesehen, aber auch einzelne Männer wurden nicht verschont. So wurde ein junger Mann den ganzen Weg bis zu seiner Villa hinauf von den drei weißen Gestalten verfolgt und lautlos umtanzt. Der durchaus beherzte, allem Aberglauben abgeneigte Jüngling kam recht mitgenommen zu Hause an. Auch ihm war der schweigende Rundtanz der wehenden Gespenster besonders auf die Nerven gegangen.

Einem jungen Mädchen wurde sogar ein Sack über den Kopf gezogen. Es starb fast vor Entsetzen. Aber niemand wurde auch nur um einen Centime beraubt. Es waren Gentlemen von Gespenstern. Einem armen alten Weibchen, das einen ungeheuren Tragkorb schleppte, nahmen sie sogar den Korb ab und trugen ihn bis vor ihr Haus.

Fast zwei Wochen hielten die drei Gespenster die ganze Ortschaft in Ängsten und Schrecken. Die alten Engländerinnen zogen es doch vor, abzureisen. Gespenster waren im Prospekt nicht vorgesehen, Gespenster waren weder „lovely", noch „charming", – ja, seitdem der Spuk hier sein Unwesen trieb, hatte sich auch der blaue Himmel bewölkt, der See sein ewiges Lächeln verloren.

Endlich gelang es dem verzweifelten Hoteldirektor, unter den mutigen Männern des Ortes einen Selbstschutz zu organisieren: man lauerte den Gespenstern auf, sie wurden gefangen und tüchtig verprügelt. Alle drei entpuppten sich als arbeitslose Burschen. Da sie keine andere Beschäftigung fanden, suchten sie sich wenigstens als Gespenster zu betätigen.

Aber jetzt erschraken die Schweizer Behörden erst recht. Mehr als alle Nachtgespenster fürchtet man hier das Gespenst der Arbeitslosigkeit. Und so wurden die drei Erwerbslosen höflich, aber sofort, wie Pestkranke, über die Grenze abgeschoben . . .



Der Schlangenbeschwörer in Italien — *Karl Holtz*

Goethe im Südbahnhotel

„Gerhart Hauptmann, der weltberühmte deutsche Dichter, hat im Südbahnhotel am Semmering seinen neuen Roman begonnen", meldete kürzlich eine Wiener Zeitung, und es ist nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich die Alpenwelt einem so Großen gegenüber und wiederum der Große sich ihr gegenüber benimmt: „Die Gipfel des Schneebergs hüllen sich, wie ihm zum Gruße, in ihr schönstes Kleid. Durch die Fenster blickt der große deutsche Meister auf die Kette der Rax, sie läßt Neuschnee glühen, und wenn die Sonne sich neigt, zeigt sie ihr prächtiges Schauspiel, das Alpenglühen . . . Frühmorgens, wenn die Sonne noch neben dem Sonnenwendstein steht, ist er schon an der Arbeit, und mittags kann man ihn im Sportanzug mit seiner Gemahlin auf seinen langen Spaziergängen sehen. Sein frisches gütiges Gesicht setzt er der warmen Sonne aus und fühlt sich sichtlich wohl dabei. Es erregte großes Aufsehen, als die Dichter Werfel und Wildgans in der Halle des Südbahnhotels erschienen, Hauptmann, an Goethe gemahnend, im graublauen Bratenrock — ein unvergeßlicher Anblick!"

Dem Reporter bleibt sichtlich die Syntax weg, er vergißt über dem prächtigen Schauspiel alle Regeln des Satzbaus. Man erinnert sich aus „Dichtung und Wahrheit", wie entsetzt Goethe war, als er sich in gespenstischer Vision die Straße von Sesenheim im graublauen Bratenrock herunterkommen sah — wie hätte es ihn erst gegruselt, wenn er sich die Straße am Semmering hätte herunterkommen sehen! Die besten Bissen des Südbahnhotels wären ihm vor Schreck im Halse stecken geblieben, und sämtliche Ober unter Leitung der Hoteldirektion hätten sich beeilen können, den großen deutschen Meister durch etwas Alpenglühen, resp. Neuschnee von den Wahnbildern seiner Einbildungskraft abzulenken. Aber was reden wir von Goethe! Hier steht vor uns in der Hotelhalle sein größeres Ich, Gerhart mit dem gütigen, der Sonne zugekehrten Gesicht. Jedermann weiß, was er Hauptmann im Goethejahr schuldig ist. Reporter hüllen sich, wie ihm zum Gruße, in ihr bestes Sprachkleid, die Alpen lassen glühen, und er, der große deutsche Meister, fühlt sich sichtlich wohl dabei.

Hansate

Mannequins

(Rudolf Kriesch)



„Weeßte, ick jloobe immer, wenn wa überhaupt jar nischt anzögen, würden die Kleider, die wa nich anhaben, von den Männern am leichtesten jekooft!"

Der Bulle Cicero

Man soll nicht sagen, die Bildungsgüter der Nation würden heute auf höheren Schulen und Universitäten als „Wartehallen für Unbeschäftigte" nutzlos vertan. Ihre Ausnutzung ist nur nicht immer ganz sichtbar. Ein Blick in das „Deutsche Rinderleistungsbuch" beispielsweise lehrt, daß klassisches Wissen sich selbst im Bereich der Jauchegruben und Misthaufen siegreich zum Licht emporringt. Oder ist es — im Volk der Dichter und Denker — etwa kein Fortschritt, wenn alte Zuchtbullen, mehrfach prämiierte, mit klassischen Namen wie „Orest", „Agamemnon" oder „Cicero" getauft werden? Man muß sich vorstellen, wie sie, ermunternd bei solchen Namen gerufen, auf die „eingetragenen Mütter" losgelassen werden, um zu begreifen, welche neuartigen Reize dem klassischen Wissen auch Bauernburschen abzugewinnen vermögen.

Teha

Vom Tage

In einer Berliner Straßenbahn schlugen plötzlich von beiden Seiten Kugeln ein; sie kreuzten sich im Wagen, verletzten Insassen und zerschmetterten Scheiben und Holzteile. Die Aufklärung war: Kommunisten und Nationalsozialisten lieferten sich eine Schlacht zu beiden Seiten der Straße.

— Die Fahrgäste im Wagen der Zeit: das sind wir andern alle.

T.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Gesenkter Tarif

(Th. Th. Heine)



„Siehste, mein Kind, is doch 'ne praktische Einrichtung, das neue Vierpfennigstück. Jetzt bekommt man auch den Segen Gottes zwanzig Prozent billiger!"

Dr. Bummerl zeigt den Ausweg / Von Kat

Wenn Herr v. Borsig, und er hätte, dann wäre er nicht. Was aber erst zu beweisen ist.

Soll die Wirtschaftskrise überwunden werden? Dr. Bummerl sagt, daß ja, — und Dr. Bummerl ist ein kluger Mann. Von ihm stammt auch der Plan, wie man das anstellen müßte.

Woran die Wirtschaft krankt, hat sich mittlerweile genügend herumgesprochen: nicht der Produzent ist schuld, sondern der Ermordete, das heißt der Konsument, der aus angeborener Bosheit nicht und nicht konsumieren will. (Manche sagen auch, das Produktionsvolumen übersteige die kaufkräftige Nachfrage, — aber eine solche Ausdrucksweise artet schon in Nationalökonomie aus.) Wie könnten also die zwei über das wieder mal zu tiefe Wasser hinweg doch noch zusammenkommen? — „M. w.", sagte Dr. Bummerl, denn er ist unter anderem auch ein Spaßbold.

Und er legte schlüssig dar: Solange die hochgestapelten Warenlager nicht abgeräumt werden, gibt es Wirtschaftskrise, den ganzen Tag. Zweitens: Die Welt zerfällt in Produzenten und in Konsumenten. Und was die notigen Konsumenten betrifft, so wollen die nicht. Also? Also müssen, wenn die Konsumenten nicht konsumieren wollen, eben die Produzenten konsumieren. (Man sieht, die Lösung ist einfach wie das Ei des Damokles.) Und ausgeführt sieht dies etwa so aus:

Auch die Herren von der I. G. Farben müßten ihr Scherflein beitragen und den ganzen Tag Aspirin fressen.

Um den katastrophalen Rückgang der Frequenz auf der Berliner U-Bahn radikal zu beheben, soll das gesamte Direktorium der Verkehrs-AG. täglich siebenundzwanzigmal quer durch Berlin fahren.

Melancholie

Ich griff zum neuen Kalender
in Kummer und in Groll
und schrieb ihn bis an die Ränder
mit Steuerterminen voll.

Auch andre verpflichtende Daten
notierte der eifrige Stift:
man rechnet ja bloß noch in Raten
und hofft, daß es jeweils sich trifft.

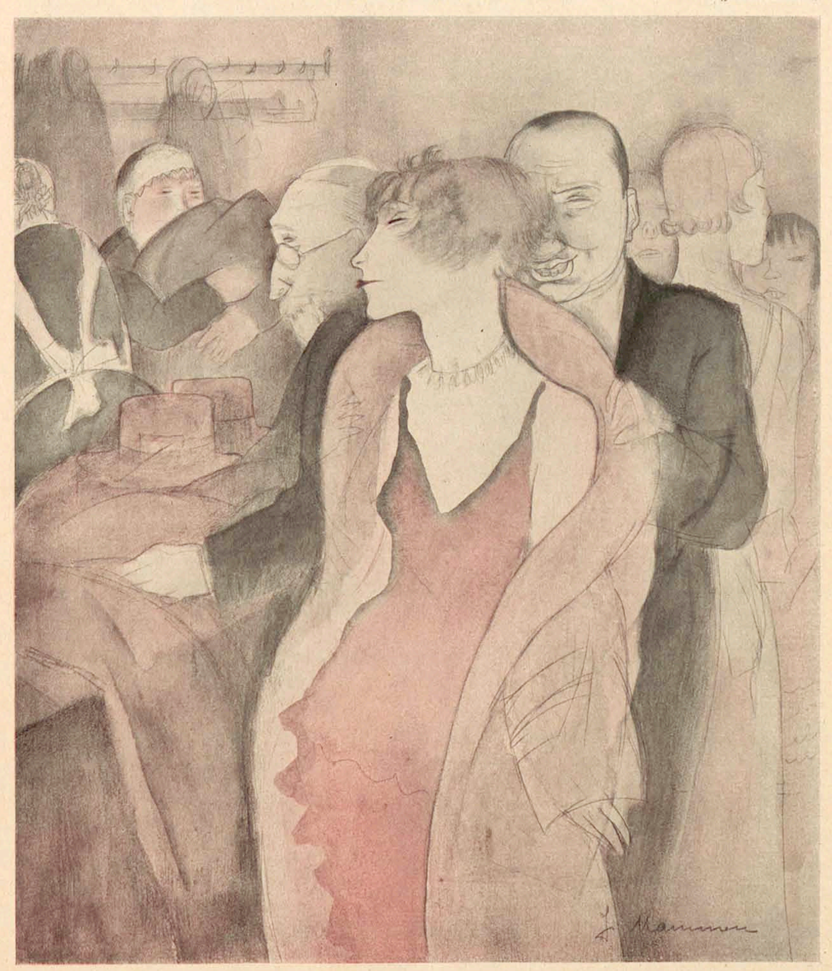
Zu Geburts- und ähnlichen Festen
gibt sich kein Kalender mehr her,
vermutlich, weil man am besten
überhaupt nicht geboren wär'.

Ratatöskr

Der Verleger Rowohlt hat ausnahmslos alle bei ihm erscheinenden Bücher käuflich zu erwerben und — soweit das nicht nachweislich über die Kraft eines einzelnen geht — auch zu lesen.
Herr Katzenellenbogen möge sich gefälligst ausschließlich von Patzenhofer Bier ernähren. Piscator hat mitzutrinken.
Die Verwaltungsräte der Horch-Werke müssen auch zu Hause Autos benützen, sogar auf dem Weg nach jenem Ort, den — in glücklicheren Zeiten, da man sich das eben noch leisten konnte — selbst Könige zu Fuß aufgesucht haben.
Poelzig, Gropius, Mies van der Rohe wären gesetzlich zu verpflichten, sich allmonatlich ein frisches Haus zu bauen.
Herr Hugenberg hat mit seiner ganzen Familie täglich dreimal ein Ufa-Theater zu besuchen. Alle müssen Opfer bringen!
Pan Bata und seine Gemahlin sollten täglich achtzigmal die Schuhe wechseln, bis nichts mehr auf ihrem Lager ist.
Wenn die Berliner Psychoanalytiker einander gegenseitig heilen wollten, hätten alle genug zu tun.
Und wenn also Herr v. Borsig auf Dr. Bummerl rechtzeitig gehört hätte, dann hätte er seine Lokomotiven auf dem Riesengelände der Familienbesitzungen Tag und Nacht herumsausen lassen, damit sie kaputt gehen und nicht er.
Was zu beweisen war.

Gesprächsfetzen

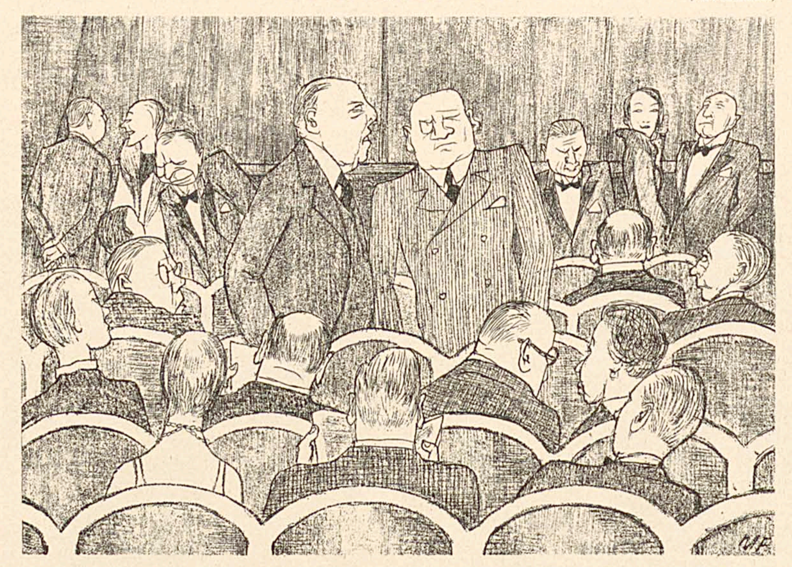
(Jeanne Mammen)



„Nein, nein, lieber Freund, nach der ‚Eroika' bin ich Scherzen ganz abgeneigt." – „Aber, Jnädige, det hat doch Beethoven jar nich jewollt!"

Theaterplauderei

(M. Frischmann)



„Jewiß, so 'n Stück von Joethe – nich dran zu tippen! Er hat aber eben ooch für Privatbeschäftijung noch mehr Zeit jehabt als unsereener!"

Hund in der Tanzbar / Von Paul Nikolaus

„Ich bin gespannt, ob der Kellner noch mal kommt und sagt, ich müßte runter vom Sessel, nachdem er schon ein Trinkgeld bekommen hat. Blödsinn! Sagt der, die anderen Gäste beschweren sich. Erstens ist es gar nicht so voll, wird wohl mit der Krise zusammenhängen, von der die Menschen immer reden, und zweitens sitze ich doch zu Haus auch immer auf einem Sessel. Ich finde den hier ja etwas härter, aber man hat's schließlich nicht immer so schön wie zu Hause.

Ich möchte überhaupt wissen, warum wir hier sind. Freitags gehen wir doch sonst immer zu Herrchen, aber der scheint verreist zu sein. Ich habe zwar das Telephongespräch nur halb mit angehört, aber ich kenne das ja, wenn Frauchen Schnucki zu ihm sagt. Dann hat sie immer was zu verbergen, und so sind wir eben heute hier.

Ich kann diese Menschen nicht verstehen: statt ruhig sich die Musik anzuhören, tanzen sie, bis ihnen heiß wird, und dann trinken sie, und dann wird ihnen noch heißer. Ein recht einfältiges Pack! Wenn ich einen Ball hingeworfen bekomme, springe ich doch nur so lange danach, wie es mir Spaß macht, aber nicht so lange, wie man ihn mir hinwirft. Ich bin doch kein Affe! Was die hier treiben, spottet wirklich jeder Beschreibung. Fifi von nebenan ist sogar meiner Ansicht, und das ist doch wirklich nicht die gescheiteste Hündin, die mir je begegnet ist!

Frauchen tanzt ja glücklicherweise wenig. Vorhin hat sie auch einem den Tanz abgesagt; da hat der dumme Mensch sie gefragt, warum sie ihm einen Korb gibt. Einen Korb! Was ein Korb ist, weiß ich doch besser. Oder wollte er vielleicht mich anpöbeln? Na, ich denke nicht daran, mich heute zu ärgern. Über Frauchen allerdings, denn die könnte mich wirklich mal kraulen, statt dauernd da rüber zu sehen zu dem dummen Kerl und ihm zuzutrinken. Auch so 'ne komische Sitte, das Zutrinken, die wir Hunde glücklicherweise nicht kennen.

Jetzt tanzt sie doch auf einmal. Ob ich's mal riskiere und mittanze? Vielleicht freut sie sich?! — — —

So 'ne Gemeinheit! Und mich noch an den Vorderpfoten zu packen, wo sie doch weiß, daß ich das nicht mag! Warum schleppt mich die alberne Ziege nachts in solche Lokale mit, wenn ich mich nicht mal rühren darf? Warum guckt mich denn der Herr so an? Will der was? Ach so, ein Knochen. Danke, ja. Und Schweinefleisch habe ich sogar ganz gern. Haben wir zu Haus lange nicht gehabt, fällt mir eben ein. O je, jetzt habe ich einen Flecken auf den Sessel gemacht. Ach was, ich setz mich drauf, dann sieht man's nicht.

Nanu, Frauchen kommt schon zurück? Droht mir auch noch. Hat die Welt so was schon erlebt? Einfach ignorieren, einfach ignorieren, wie Nero immer sagt. Und was ist denn das? Schickt ihr der Dämlack einen Stoffhund. Ich bin wohl ein Dreck? Und sie drückt ihn auch noch ans Herz! Wollen mich wohl eifersüchtig machen, Fräulein? Ja, Hundekuchen! So was Dummes! Zu Haus wirst du was mit deinem Stoffhund erleben. Der kommt untern Wäscheschrank, wo der kleine Bär auch schon liegt, und wenn er vermißt wird, war's wieder die Anna, die kann ich sowieso nicht leiden.

Schau, immer das Rübergeschiele zu dem albernen Gesellen, statt einen Blick mal auf den Herrn mit dem Knochen. Wenn Herrchen schon verreist ist, dann doch wenigstens richtige Kavaliere!

Kraulen? Nanu? Du hast dich wohl anders besonnen? Na, mir kann's egal sein. Ich mache mir sowieso nichts aus den ewigen Streitereien, und nachtragend bin ich auch nicht.

Auf den Arm nehmen? Warum denn? Ob ich auf den Stoffhund reagiere? Nich die Bohne! So was existiert für mich nicht! Aus Stoff und noch dazu ganz verbaut. Wie bitte? Schlafi, schlafi? Als ob sie mit mir nicht erwachsen reden könnte!

Auf jeden Fall bin ich froh, daß wir gehen. Nie mehr in so ein Lokal, wenn es nach mir geht. Nur Ärger hat man!"

Inventur-Ausverkauf

Von Karl Kinndt

Rapid sind die Preise gefallen,
es ballt sich das Volk zu Hauf,
und die Posaunen schallen:
Inventur-Ausverkauf!

Für nischt kannste alles kriegen,
gegen bar ist alles feil:
Ware, Liebe, Vergnügen —
Mensch, nimm dir dein Teil!

Ölbilder, handgemalen,
kriegste für 'n Butterbrot jetzt,
und die Preise von Idealen
sind noch stärker herabgesetzt!

Und Goethe wird glattweg verschleudert
und dir beinahe für nischt
so lang, bis die Hörerschaft meutert,
im Funk aufgetischt!

Drum rafft euch, o wertgeschätzte
Mitbürger, was sich euch beut —:
es ist vielleicht die letzte,
letzte Gelegenheit — —

Kleine Zeitgeschichte

Bekommt der Mitarbeiter einer streng rechtsstehenden Wiener Tageszeitung dieser Tage von irgendeiner jüdischen Schülerausspeisung einen Brief, mit der höflichen Bitte um eine kleine Spende.
Er ist empört.
Wie kommen „die" dazu, ihn anzuschnorren, ausgerechnet ihn; das ist eine Frechheit, jawohl, eine Frechheit ist das — und auf der Stelle telephoniert er die Schnorrer an.
„Sie haben mir da einen Schnorrbrief geschickt, mit einem Posterlagschein —"
„Jawohl, Herr Doktor, in Anbetracht des wohltätigen Zweckes haben wir uns erlaubt —"
„Und von wem haben Sie meine Adresse bekommen?"
„Nu — ganz einfach, Herr Doktor, die Adresse haben wir aus dem Adreßbuch —"
„Und Sie wenden sich an mich? . . . Wie komme ich dazu, Ihnen eine Spende zukommen zu lassen? . . . Ich finde diese Belästigung empörend!"
„Aber — Herr —"
„Wenden Sie sich an Ihre Glaubensgenossen, wenn Sie schnorren!"
„Herr Doktor, das tun wir ja . . . Das ist auch der Grund, warum wir uns an Sie gewendet haben!"
„Was? . . . Ja — woher wollen Sie denn wissen, daß ich Jude bin?"
„Nu, Herr Doktor, wir lesen doch auch Zeitungen —"
„So — so — Sie lesen m e i n e Zeitung!" dehnt der Herr Doktor grimmig ironisch.
„Na — da müßten Sie aus meinen Aufsätzen über Rassentheorie ersehen haben —"
„Eben deshalb, Herr Doktor, auf solchene Drehs wie Sie — auf die kommt kein Goi!"

H. K. Breslauer

Lieber Simplicissimus!

Ich blättere im Rostocker Adreßbuch und finde:

Haus Elim, Versorgungshaus für e r s t m a l i g g e f a l l e n e M ä d c h e n.
Unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Abrandra.
Vorstand: Gräfin v. Schlieffen auf Schrand bei Mölln.

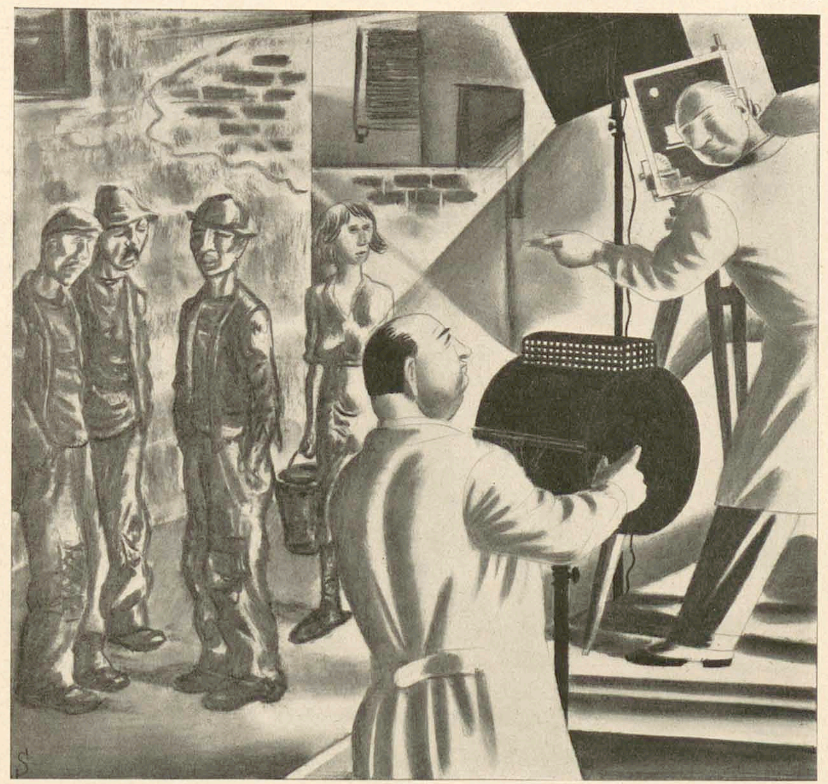
Ich möchte mir die Frage erlauben, wie die Frau Gräfin die Qualifizierung hinsichtlich der Erstmaligkeit des „Falls" festzustellen belieben?

Journalisten-Geschichte

Als Achmed Zogu seinen Bündnisvertrag mit Mussolini geschlossen hatte, Jugoslawien sich infolgedessen vor Zorn kaum zu fassen wußte und der ganze Balkan wieder einmal intensiv nach Pulver roch, hatte der ausgezeichnete Balkankorrespondent des „Berliner Tageblatt", Theodor Berkes, seinen Beobachtungsposten in Belgrad im Hotel „Srpski Kralj" aufgeschlagen, — was auf deutsch „König von Serbien" bedeutet. Während alles nun in fieberhafter Erwartung der weiteren Entwicklung harrt, erfährt Berkes, seine Redaktion habe beschlossen, einen Berliner Kollegen als Sonderkorrespondenten direkt nach Albanien zu entsenden. An empfindlichster Stelle getroffen, stürzt er zum Telegraphenamt, um ein Protesttelegramm nach Berlin aufzugeben. Als das Telegramm aber in der Berliner Redaktion eintrifft, reicht man es sich bestürzt von Hand zu Hand und wagt kaum zu flüstern, es scheine, als ob der geschätzte Kollege Berkes einen Anfall von Größenwahn erlitten habe. Das Telegramm lautet nämlich: „Albanien gehört mir. Berkes. Srpski Kralj", — (welch letztere beiden Worte, wie gesagt, „König von Serbien" bedeuten).

Zeitgetreues Lokalkolorit

(E. Schilling)



„Hörnse mal, Requisiteur, die Proleten sind aber für 1932 nich abjerissen jenug! Der Fundus stammt wohl noch vom vorigen Jahr?"

Diagnose

(E. Thöny)



„Siehste, Kleine, das ist der Reiz des Münchener Faschings: man wird geliebt und zahlt nichts dafür.“ — „Wannst dös vor die Weißwürscht sagst, bist a Preiß!“

Karnevalsnotverordnung / Von Trim

Selbstverständlich ist nicht auszuschweifen
respektive nicht direkt frivol
mittelst Sinnenlust und Alkohol
in den Überschwang hineinzugreifen —

Sondern a) derselbe findet statt
dergestalt, daß, wer sich Gelds entledigt,
damit wirtschaftlichen Aufbau tätigt —
falls er b) nicht selber gar nichts hat.

Diese Punkte auszubalancieren
tret' ein jeder, wie er soll und kann,
ernst und würdig an die Lust heran —
dann kann weiter kein Malör passieren.

Stuttgart, 25. Januar 1932 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

Nobler Sport

(E. Thöny)



„Wenn eben 'n Ferd dabei is, fühlt man sich gleich als Kavalier. — Der Skilauf is bloß das Skijöring des kleinen Manns!"

Wenn es denn sein muß — / Von Peter Scher

Wir wissen es zur Genüge nun,
daß wir auf Gräbern . . . nicht mal mehr tanzen,
sondern im besten Fall so tun —
na prost, aber trotzdem einen Ganzen!

Der Nachbar Schulze ist autark;
selbst Lehmann in der obern Etage
liest seine Zeitung und fühlt noch stark —
wenn auch mit Angst vor der eignen Courage.

Was soll man tun, wie soll man sein?
Von Mussolini muß man hören,
er tritt jetzt offen für Weltwirtschaft ein —
worauf soll da der Mensch noch schwören?

Auf die Vernunft am Ende gar?
Wär' da eine Brücke oder ein Brückchen . . .
wenn man mal wäre wie man noch nie war?
Na also denn prost, riskiern wir ein Schlückchen!

Der Augenlose / Von Georg Britting

Der Hofbesitzer und Viehhändler Ignaz Tremoner, ein kleiner, stiernackiger Mann, auch ein Trinker, mit rotem Trinkergesicht, das die Augen fast nicht herzeigte — den Augenlosen nannte man ihn darum —, ein jähzorniger Mensch mit dicken, kurzen Händen, graues schon im schwarzen Haar, friedlos, aufbegehrerisch und händelsuchend, ein lediger Mann, guter Geschäftemacher, von Frauen begehrt, die er nicht suchte, die sich an ihn drängten und für die er nur zwischen einem Gelag und einem Handel eine karge rosige Stunde frei hatte, lag seit über einem Jahr eines Waldstückes wegen mit seinem Vetter Heinrich in einem Rechtsstreit, den der ungenau gefaßte letzte Wille eines gemeinsamen Onkels möglich machte, ja geradezu herausforderte.
Der Streit, unentschieden hin und her schwankend, von den Anwälten listig geführt, durch Einwendungen von vielerlei Art, die immer neue Vernehmungen nötig machten, sich hinziehend, schien nun durch einen letzten Beweisantrag, den Heinrich anbot, sich zu einem diesem günstigen Ende neigen zu wollen.
Diesem Beweisantrag Heinrichs, den der Augenlose eine boshafte, niederträchtige, falsche und gemeine Einwendung nannte, über die er an vielen Wirtstischen wetterte — dieser lügnerischen und abscheulichen Einwendung entgegenzutreten, hielt schwer, da sie sich auf einen Zeugen stützte, in dessen Gegenwart der tote Erblasser eine für Heinrich günstige mündliche Auslegung seines letzten Willens gegeben haben sollte, und es war nun so weit, hatte achselzuckend und bedauernd der Anwalt Ignaz erklärt, daß bei der nächsten Verhandlung dem feindlichen Vetter, wenn er und der Zeuge auf ihrem Wort bestünden, das Waldstück zugesprochen werden würde.
Da verschwor sich der Augenlose, noch vor dieser entscheidenden Verhandlung mit seinem Vetter Heinrich notwendig ein Gespräch führen zu müssen, und es sei ganz und gar ausgeschlossen, daß Heinrich es wagen würde, ihm ins Gesicht hinein bei seiner Behauptung zu bleiben. Ignaz also setzte sich auf sein Fahrrad, rasch zu seinem Vetter zu kommen, und fuhr an einem wunderlich erregten Vorfrühlingstag — Regenschauer verrauschten, und dann brachen Ströme von Licht vom Himmel — zum Hof Heinrichs, wo man ihm sagte, der Bauer sei draußen auf dem Feld, beim Eggen. Ignaz wartete nicht, schwang sich gleich wieder aufs Rad, den Vetter bei der Arbeit aufzusuchen. Das Land lag unter einer grellen Sonne, aber über einem Hang, auf dem ein paar Bäume mit kahlen Ästen standen, schob sich eine rauchgraue Wolke herauf, die vielleicht Hagel ankündigen mochte, und während Ignaz auf der schmalen, weißen Straße dahinfuhr — fest und glatt war die Straße, daß das Rad sausend ging —, brach auf einmal ein Wind los mit kalten Stößen. Er fiel den Radfahrer von der Seite an und tat, als wolle er ihn samt dem Rad auf die Felder hinaus wirbeln.
Es wäre besser für ihn, den Augenlosen, gewesen, wenn ihn der Wind von der Straße gerissen hätte, besser für ihn, selbst wenn ihn der tobende gegen einen Baum geworfen hätte, und es wäre ihm dabei ein Bein gebrochen worden oder eine Rippe oder ein Arm. Aber um den wehrenden Wind als Mahnung zu nehmen, abzustehen von seinem Plan, dafür war sein Herz schon zu verdunkelt und die Begierde zu groß, dem Vetter Heinrich ins Gesicht zu sehen, und vielleicht wollte er mehr als nur das, klar wußte er das selber nicht, aber seine dumpfe Entschlossenheit war auch auf mehr gerüstet.
Es ließ an diesem sonderbaren Tag auf einmal der Wind nach, das Rad schnurrte nun munter und freudig, ein Lichtschwall fiel über die Straße her, dort am Hang sah Ignaz Tremoner seinen Vetter hinter der Egge gehn. Ignaz bog von der glatten Fahrstraße ab auf einen sandigen, holperigen Feldweg, er schwankte hin und her auf dem Rad und stieg ab, als der Vetter in der Richtung seiner Arbeit gerade auf ihn zukam und mit den beiden Pferden dicht vor ihm haltmachte.
Ignaz hatte fest und fest gemeint, daß der Vetter, Gesicht gegen Gesicht, seine verlogene, lästerliche Einrede nicht werde wiederholen, und nun standen sie Gesicht gegen Gesicht, ja, es waren drei Gesichter gegen seines, die beiden Pferde sahen ihn auch an, schüttelten die Köpfe und sahen ihn mit ihren großen, scheuen Tieraugen auch an und traten unruhig auf den Beinen, und der Vetter Heinrich mußte sie beschwichtigen. Das verteufelte Wetter, das jetzt wieder die Sonne niederstechen ließ, während ein kalter Zug leis herschauerte, machte die braunen Gäule zapplig. Der Vetter Heinrich aber sagte ruhig, er bleibe bei seiner Aussage, und er habe einen Zeugen dafür, und nachdem er Ignaz mit einem kühlen Blick gemustert hatte, sah er weg von ihm, sah zum Himmel auf, sah über die Felder hin, die braun und aufgerissen waren, sah die nackten, ästespreizenden Bäume an, nur seinen Vetter Ignaz nicht mehr, der immer hitziger auf ihn einsprach.
„Sag' das alles vor Gericht!", bedeutete er dann dem schreienden Viehhändler, „laß mich in Ruhe und laß mich arbeiten!" So wollte er das Gespräch abbrechen und begab sich an seinen Platz hinter der Egge und faßte den Griff fest. Daß der Mann da vor ihm nicht von seiner ungerechten Aussage abweichen wollte, er grimmte den stiernackigen Ignaz, er zitterte, er sah die welligen Hügel im höhnischen Licht tanzen, und ob er die Waffe immer bei sich trug, ob er sie zu dieser Unterredung eigens mitgenommen hatte — er riß sie aus der Joppentasche, der Augenlose, der er war, er sah sein Schicksal nicht, er taumelte, warf den Arm gegen den Vetter, und vorn am Arm war die Waffe, und der Vetter hob den Arm wie schützend gegen das Gesicht, aber Ignaz schoß und sah den Vetter im Feuer stürzen mit einem geringen und erschrockenen Wehlaut.
Jetzt riß er sein Rad hoch und saß auf und fuhr los, mit aller Kraft seiner Glieder, er floh, und da mußte es schnell gehen, und er überlegte nicht, daß es doch noch nicht soweit war, daß doch die Polizei und die Gerechtigkeit noch gar nicht hinter ihm her waren, er trat, als könne er sich selber und der Welt und allem, was jetzt noch seiner harrte, durch rasche Flucht entkommen. Er fuhr blindlings dahin, auf dem holperigen Weg, wie in Feuer eingehüllt, kochend vor Verzweiflung, und er erreichte die glatte Straße und sah nicht um, und es war auf einmal wieder kalt geworden, die Sonne war wieder einmal weg, und dafür war auch schon wieder der Wind da, der ihn von der Straße werfen wollte.
Dann hörte er Pferdegetrappel hinter sich, hart schlugen und wild die Hufe der Pferde die harte Straße, unregelmäßig, wie durchgehende Pferde den Boden schlagen, einen schauderhaften Wirbel, und es wirbelte hinter ihm drein, und die Egge kreischte schrill dazwischen, wenn sie mit den spitzen Stacheln die Straße traf. Das Gespann des Vetters war hinter ihm drein, die Gäule waren scheu geworden vom Knall des Schusses, waren querfeldein gestürmt, hatten die Straße erreicht und liefen nun dem weißen Band der Straße nach in aufgeregter Flucht, und ihre Flucht war eine hitzige Verfolgung des Mörders. Sie rasselten hinter dem Radfahrer her, die Egge schlug, hin und her geworfen, gegen ihre Fesseln, stachelte s'e tobend an.
Der Augenlose hörte sein Schicksal hinter sich, Schweiß troff ihm übers Gesicht, und der Wind kältete den Schweiß, daß er die kühle Nässe schrecklich empfand: und hätte er Besinnung gehabt, er wäre vom Rad gesprungen und hätte sich von der Straße weg ins Feld geworfen, hätte sich vom Wind, der ihm wieder gut gesinnt war, wie heut schon einmal, ins Feld wehen lassen, aber er hatte keine Besinnung mehr, wie er keine mehr gehabt hatte, als er schoß.
Die Hufschläge waren ganz nah nun, Ignaz Tremoner hörte das Keuchen der Pferdekehlen, das Geklirr hinter ihm schwoll dröhnend, dann stieß ihn etwas an, er stürzte, das Rad fiel, er hing vor

Das Wunder vom Karsten-Schacht

Von Karl Kinndt

Sechs Tage lang lagen sie begraben
tief unter der Erde, erdrückt vom Gestein,
bis sie die Zeichen vernommen haben
und wußten: wir werden gerettet sein!

Sechs Tage lang ohne Essen und Trinken,
sechs Tage lang in der Dunkelheit —:
und ließen dennoch den Mut nicht sinken
und vertrauten dem Bruder, der sie befreit!

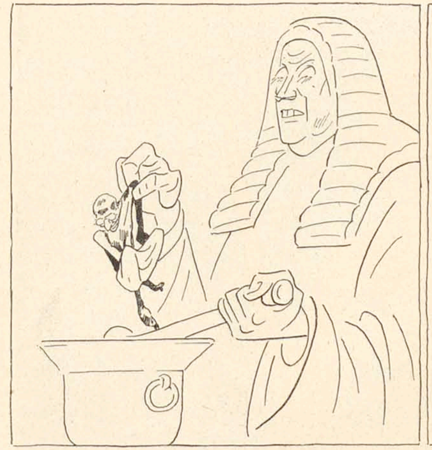
Und teilten als treue Kameraden
die Wassertropfen, das letzte Stück Brot —
und sind sich nicht in die Haare geraten,
sondern trugen gemeinsam Verzweiflung und Not.

Ich glaube, wenn alle in Deutschland so wären
wie diese Sieben im Karsten-Schacht,
dann könnten wir auch bald ein Klopfzeichen hören
und ein Lichtschein durchbräche die finstere Nacht!

Und wenn nicht die einen rafften und raubten,
während die andren im Elend vergehn —:
wenn alle vereint an die Zukunft glaubten,
wär' auch uns längst ein „Rettungs-Wunder" geschehn — —

John Bull wird energisch

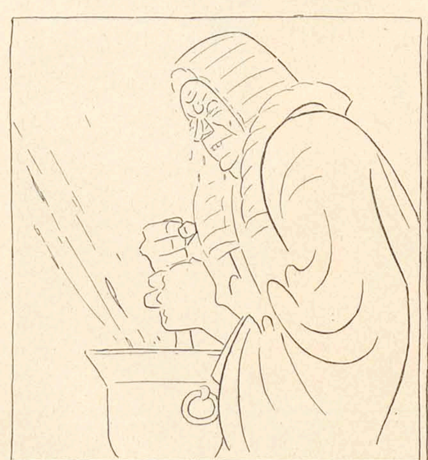
(Olaf Gulbransson)



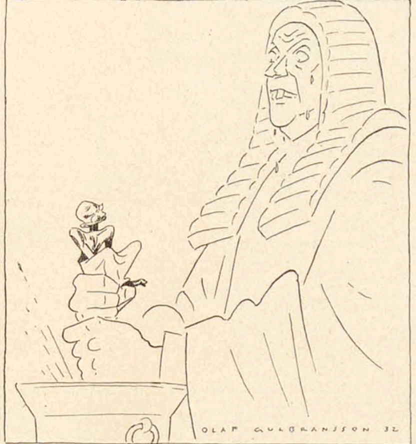
„Wir werden die Opposition in Indien zerstampfen!"



— — — — — — — — — — — — — — — —



— —



„Jetzt könnten wir ja wieder mal verhandeln, lieber John Bull!"

der Deichsel im Lederzeug der Tiere, er wurde so getragen. Schaum der schweißigen Rasenden klatschte ihm ins Gesicht, er sah nichts mehr, der Augenlose, der viel gesehen hatte, er krallte sich mit der Hand in eine Pferdemähne, er rutschte, fiel zwischen viele polternde Hufe, der Boden krachte, und den krachenden Hufschlag, der ihm den Schädel zertrümmerte, hörte er nicht mehr.

Das war der Tod, den der Bauer und Viehhändler Ignaz Tremoner zwischen den schlagenden Hufen durchgehender Pferde fand, an einem merkwürdig wetterwendischen Tag, denn als die Gäule kaum über ihn weg waren und er blutig und mit den von den Stacheln der Egge zerfetzten Kleidern auf der Straße lag, schien schon wieder die heiße Sonne über dem brauenden, unruhigen Land.

In der alten Zeit, die längst vergangen ist, hätte man den Eingriff der Götter gedeutet, die die Pferde des Erschlagenen mit goldenen, unsichtbaren Peitschen dem Mörder nachstachelten, die heiligen Tiere, dem göttlichen Wort und Wink dienstbar mit sprühenden Nüstern, die furchtbaren, gehorsam den Oberen wie Blitzschlag und das Beben der Erde und der Berge.

Das Waldstück, die glänzenden, grauen Buchenstämme, der Hof des toten Heinrich und Vermögen und Besitz des Augenlosen fielen dem einzigen Sohn des Heinrich zu, und der verkaufte die zwei braunen Pferde, die noch lang vor dem Pflug gingen und vor der Egge und dem Wagen, treu und unbeteiligt, wie die geduldigen Tiere tun.

Gulliver-Sowjet bei den Europäern

(Karl Arnold)



„Sonderbare Völker, streiten und feilschen immer weiter und merken rein gar nichts!"

Das vorübergezogene Gewitter

Von Ossip Dymow

Kurt verließ sein Büro in schlechter Laune. Den ganzen Tag wartete er auf einen Telephonanruf von Elsie, der aber nicht kam. Es ist doch klar: etwas Unheimliches wirkt hinter seinem Rücken getrieben: da muß sie zu Verwandten, da war plötzlich die Leitung beschädigt. Er möchte gerne wissen: war dieselbe Telephonleitung auch für Fritz Körnitz beschädigt? Seinerzeit hat ihn Fritz mit Greta, die heute Kurts Frau ist, bekannt gemacht. Also war es nicht mehr als gerecht, jetzt Fritz Körnitz mit Elsie, Kurts Freundin, bekannt zu machen.

Kurt fühlte sich ziemlich mies, als er in seine Wohnung zurückkehrte. Wie er aber die Tür ins Eßzimmer öffnete, wurde ihm noch sauerer: Der Tisch war nicht mit der weißen, sondern mit der gewöhnlichen grünen Plüschdecke bedeckt, und kein einziger Teller war darauf sichtbar.

Das Dienstmädchen trat ins Zimmer. Sie blickte den gnädigen Herrn nicht an. Der Gnädige fragte etwas verlegen: „Was ist passiert?“

Darauf sagte Minna auch vertraulich: „Die Gnädige hat was über Sie erfahren, glaube ich.“

„Wieso erfahren?“

„Durchs Telephon. Frau Nieske hat angerufen und was erzählt. Sie müssen um Verzeihung bitten, sonst trocknet der Gänsebraten ein.“

Die Frau Nieske hat eine verdammt gefährliche Zunge, dachte Kurt und klopfte bescheiden an die Schlafzimmertür.

Dann folgte ein ziemlich langer Dialog, der, falls in ein Drama eingesetzt, bestimmt vom Regisseur gestrichen worden wäre. Etwa: „Ich bin es, Liebste.“ — „Wer ich?“ — „Ich.“ — „Ich will dich nicht sehen“ usw.

Endlich trat Kurt ins Zimmer. Der sauere Geruch des Essigumschlages wirkte stark auf die Munddrüsen, und der Magen knurrte, sich nach dem Gänsebraten sehnend.

„Ja, ja“, schrie Greta mit Tränen in den Augen. „Du warst mit ihr im Café. Frau Nieskes Verwandte hat dich dort gesehen.“

„Aber es ist doch unmöglich, Teuerste“, protestierte Kurt. „Die Verwandte von Frau Nieske hat schon im Café die Elsie gesehen. Und auch mit einem Manne. Aber der Mann war nicht ich, sondern Fritz.“

„Wieso Fritz?“ sprach etwas verwundert die junge Frau: „Ist er denn bekannt mit ihr? Er hat mir nie davon erzählt.“

„Aber Liebchen, falls du mir nicht glaubst, daß er diese Person kennt, so kannst du ihn ja selbst fragen, wenn er kommt.“

„Er kommt ja nicht“, erwiderte sie etwas trocken: „Es sind schon über zwei Wochen her, daß er sich nicht gemeldet hat.“

„Na! Siehst du jetzt? Er kommt nicht, weil er mit Elsie beschäftigt ist.“

Greta legte ihren Essigumschlag beiseite und begann sich anzuziehen. Kurt entnahm daraus deutlich, daß alles verziehen war.

Er küßte seine Frau und eilte ins Eßzimmer.

„Minna“, rief er jubelnd aus: „Alles ist in Ordnung. Es war ein Mißverständnis.“

Minna blickte ihn schweigend an und lächelte: „Also nicht auf Herrn Körnitz warten? Die Gnädige sagte vorher, daß . . .“

Aber da erschien die Gnädige und kommandierte kurz und entschlossen: „Wir warten auf niemand. Und falls Herr Körnitz kommen sollte, so sind wir nicht zu Hause. Nie! Verstanden?“

Da lächelte die gute Minna zum zweitenmal.

Die Galerie

Unser Freund Matthes hat eine Gemäldesammlung — das Beste vom Guten: Monet, Manet, Toulouse-Lautrec, Van Gogh. Einst lud er den alten Bode zur Besichtigung ein. Bode durchschritt stumm die Zimmer. Endlich fragte Matthes gespannt: „Nun, Herr Geheimrat?“ — „Lieber Matthes“, sagte Bode, „in diesen Räumen sind Sie das einzige Original.“ R. R.

Dienstbeflissenheit

(Rudolf Kriesch)



„Darf ick mir die Frage jestatten: Befehlen jnädige Frau 'n Jespräch über Wetter, Politik oder Erotik?“

Der Orden / Von Ossip Kalenter

Für gewöhnlich ist der Mut das Primäre, und der Orden stellt sich als Folge ein. Aber es gibt auch den umgekehrten Fall, daß, wer erst den Orden am Busen fühlt, plötzlich all den Mut verspürt, der ihm bis dahin gemangelt hat.

Eduard, ein stiller Mensch, Privatgelehrter, friedlichen Dingen zugetan, erhielt eines Tages den Besuch seines kriegerischen Schwagers, Majors der Reichswehr, der sich bemüßigt gefühlt hatte, in voller Kriegsbemalung zu erscheinen, einen ganzen Klempnerladen Medaillen und Kreuze am Leib. Schwager Major hatte kaum das Haus verlassen, als Eduard, ins Eßzimmer zurückgekehrt, unter dem Stuhl, auf dem jener gesessen, das E. K. I fand, das jener bei der in so hohem Maße unmilitärischen Tätigkeit des Sitzens verloren hatte. Welch ein Fund!

Eduard wog das magische Metall in der Hand. Für Tapferkeit vorm Feind . . ., dachte er mit frommem Schauder.

Eduard befestigte es — der Schauder war inzwischen der Neugier gewichen — an seinem Jackett und trat vor den Spiegel.

Der Anblick übertraf alle Erwartungen. Das war nicht mehr Eduard, der über Büchern bleichte und vor jedem halbwegs unfreundlichen Verkäufer sein seelisches Gleichgewicht verlor, nicht mehr der stille Gelehrte, der es im Feld, obwohl leibhaftiger Neffe eines veritablen Kriegsministers, nur bis zum Fähnrich gebracht hatte: das war ein Kerl, der da stand, mit eiserner Stirn, ein ganzer Kerl! Voilà un homme!

Und das Vorm-Spiegel-Stehen und Träumen genügte ihm plötzlich nicht mehr. Sein Mut schrie nach Taten. Ran an den Feind! — Aber woher so schnell einen nehmen? . . . Einen Augenblick überlegte er. Dann schritt er, die E. K. I-geschmückte Brust geschwellt, zur Küche, wo Emma, die redliche Hausmagd, waltete, und erklärte, wozu er normalerweise nie den Mut gehabt hätte: „Liebe Emma, in Anbetracht der Wirtschaftslage bin ich leider genötigt, ab Ersten Ihr Gehalt um zehn Mark herabzusetzen.“

Vom Tage

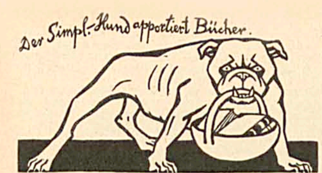
In Amerika gibt es noch ein Paar siamesischer Zwillinge. Die beiden haben sich zu einer einzigartigen Attraktion ausgebildet: sie boxen und ringen miteinander, führen Messerkämpfe und Revolverduelle aus, was bei ihrem innigen Verwachsensein eine erschütternde Grotesk-Komik auslöst.

— Deutschland, wie es leibt und lebt. Wann kommen sie zu uns? T.

•

In Wien sind unlängst sozialistische und nationalsozialistische Wachefunktionäre kräftig aneinandergeraten. Es gab sogar etliche Verletzte.

Seitdem sind in Wien alle Doppelposten abgeschafft worden. Denn es war zu befürchten, daß die beiden zusammengespannten Hüter der Ordnung — statt gemeinsam für Ruhe und Frieden zu sorgen — sich gegenseitig verprügeln könnten. Spt.



Erich Ebstein: Tuberkulose als Schicksal. Eine Sammlung pathographischer Skizzen von Calvin bis Klabund. Mit 8 Porträts. (Ferdinand Enke, Stuttgart.)

Mit bewährter Akribie sind hier die Krankengeschichten von 52 Menschen bekannten Namens zusammengestellt, die an Tuberkulose litten und ihr großenteils in jungen Jahren erlagen (aus neuerer Zeit u. a. Beardsley, Gorki, Morgenstern, Tschechow). Des weiteren wird untersucht, ob und wie diese Erkrankung ihr Empfinden, Denken und Schaffen beeinflußt und so gleichsam schicksalhaft auf sie gewirkt habe. Ebstein ist über dieser bedeutsamen Arbeit gestorben und hat sie nicht mehr selbst zum Abschluß bringen können. So blieb manches fragmentarisch; aber das Buch bietet trotzdem fast auf jeder Seite Interessantes und vielfach Unbekanntes. Ein Freund, Georg B. Gruber, Göttingen, hat eine gute Einführung dazu geschrieben, in der er mit Recht die Kretschmerschen Forschungen über „Körperbau und Charakter" heranzieht und die meist körperlich asthenische, psychisch schizothyme Konstitution der für Tuberkulose besonders Anfälligen als gewichtigen primären Faktor unterstreicht.

Dr. Owlglaß

Menschen auf der Straße. 42 Variationen über ein einfaches Thema. (Verlag: J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Mit dem Buche ist es so: es ist ein langweiliger, feuchter Abend, und nirgends wird ein anständiger Film gespielt, oder man hat kein Geld, ins Kino zu gehen, und an einem solchen Abend sollte man sich ins Bett legen und anfangen, in dem Buche zu blättern. Da wird man auf ganz ausgezeichnete Photographien stoßen und wird seine Freude daran haben, die 32 Bilder nacheinander aufzuschlagen, die fast alle typische Straßenszenen bringen und gut sind (bis auf das eine mit dem idyllischen Reporter, der, gut angezogen, mit seiner Schreibmaschine im Grünen sitzt). Ganz ausgezeichnet in den Motiven und in der Ausführung sind die Aufnahmen von Seidenstücker, Berlin. Und ebenso ausgezeichnet und sauber ist die Prosa der Autoren dieses Buches. Sie erzählen von den Straßen der Welt, von Kleinstadtgassen, vornehmen Boulevards und Landstraßen. Und von tragischen, lächerlichen und heiteren Vorkommnissen auf den Straßen. Und am Ende hat man einen reizenden Film von der Straße erlebt, erfreulich und nicht im geringsten beunruhigend, weil der soziale Charakter der Straße nicht zum Ausdruck kommt. Nichts von Arbeitern, Erwerbslosen, Demonstrationen. Das ganze Buch ist wie das freundliche Frühlingsmädel auf dem Umschlag — hübsch, nett und erfreulich.

Sylvester Pepper

20 Jahre Weltgeschichte in 700 Bildern. (Transmare-Verlag, Berlin.)

Zu welcher Partei sich der unselige Zeitmensch heute auch — irrtümlicherweise — bekennen mag: Laßt das Kind dies Bilderbuch durchblättern, und es wird nachdenklich sein Köpfchen senken. Mit monarchistischer Dummheit fängt es an, und mit demokratischem Imperialismus hört es auf. Dazwischen wimmelt es von schlotternden Lemuren. Wilhelm zwo und Scheidemann, Mord und Totschlag, Deterding und Gandhi, Noske und Hugenberg, Gas und Gift, Hitler und die Garbo — das ergibt einen Anschauungsunterricht, dem gegenüber das vom „Vorredner" Friedrich Sieburg gezogene Resümee: — „diejenigen, die Unrecht tun am Ganzen, haben ein schlechtes Gewissen bekommen" — etwa anmutet wie die angesichts eines beraubten Ermordeten ausgestoßene erbauliche Sentenz: „Das nächste Mal wird der Mörder vielleicht wahrscheinlich bestimmt doch wenigstens erwischt!"

Peter Scher

„Das Buch der guten Werke 1914—1918." (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Es war ein ertragreicher Einfall von Bernhard Diebold, dem Herausgeber, viele kurze Dokumente des Krieges zu sammeln, die den leise tröstenden Beweis erbringen, daß Menschlichkeit, Ritterlichkeit, Vernunft des Gefühls nicht gänzlich erstickt waren in Zeitläuften, die einzig der fanatisierten Unmenschlichkeit, der blinden Gefühllosigkeit gedient haben. Die zahlreichen kleinen Dokumente sind alle niedergeschrieben von Kriegsteilnehmern — und das vorwiegend in einer erstaunlich unmittelbaren Art, in einer einfachen starken Sprache. Wie sie da einander helfen, einander menschenwürdig — ja: hochherzig behandeln, die „Feinde", das wird auf eine beglückende und gleichzeitig auf eine schmerzliche Weise deutlich. Schmerzlich, weil man nicht vergessen darf: Tropfen auf einen heißen Stein, auf einen glühend heißen Felsen! Verkannt wäre das Buch und gefährlich seine Wirkung, wenn einer außer acht lassen wollte: trotz aller braven Regungen zwischen sich zerfleischender Menschheit bleiben in jedem Krieg steil aufgerichtet und sieghaft: die sinnlose Zerstörung, die Gebirge von Leid und Elend, und die Bestialität.

A. M. Frey

Transaktionen / Von Rudolf Löwit

(Eine Gangtür. Es klopft)

Ein Herr (öffnet): Sie wünschen?

Ein Bettler (demütig): Ein armer, alter Mann . . .

Der Herr (kurz): Tut mir leid, kommen Sie am Freitag.

Der Bettler (traurig): Am Freitag, und heute ist erst Montag . . . (Bekümmert:) Mein Gott, mein Gott . . .

Der Herr (gerührt): Guter Mann . . . (Entschuldigend:) Aber ich hab' momentan wirklich nicht einmal ein Stückchen Brot im Haus.

Der Bettler (flehend): Dann vielleicht irgendeine kleine Münze.

Der Herr (verlegen): Auch keine kleine Münze.

Der Bettler (ungläubig, verzweifelt): Die Menschen von heut' haben kein Herz.

Der Herr (gekränkt): Wie können Sie so reden . . . (Schwermütig:) Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen, da, sehen Sie . . . (Zeigt ihm mit einer raschen Wendung seinen Hosenboden:) Zwei Tage war ich nicht mehr aus der Wohnung, weil mir meine einzige Hose unversehens beim Bücken geplatzt ist.

Der Bettler (ergriffen): Schrecklich, und noch dazu gleich ein solcher Riß . . . (Teilnehmend:) Aber haben Sie nicht wenigstens einen Überzieher oder sonst einen längeren Mantel, den Sie provisorisch umnehmen können?

Der Herr (seufzend): Nichts, alles längst ins Leihhaus gewandert einschließlich der Tischdecke . . . (Aufgewühlt:) Dabei haben der Bäcker und die Milchfrau die Lieferung eingestellt . . . (Verzagt:) Und so, wie Sie mich hier sehen, hab' ich heute noch nichts als das bißchen Saft von meinem alten Kaugummi im Magen.

Der Bettler (wischt über die Augen): Entsetzlich . . . (Leise:) Aber wenn Ihnen vielleicht mit einer Kleinigkeit gedient ist . . .

Der Herr (gleichfalls leise): Ausgeschlossen, wo denken Sie hin . . . (Zieht den Bettler rasch zur Tür herein:) Aber, bitte, kommen Sie doch weiter . . . (Schließt:) Und wie gesagt, das kann ich unmöglich annehmen, auch weiß ich nicht, wie und speziell wann . . .

Der Bettler (herzlich): Das soll Ihre geringste Sorge sein . . . (Reicht ihm eine gehäufte Hand Münzen:) Ich schau schon gelegentlich wieder vorbei.

Der Herr (verneigt sich): Vergelt's Gott tausendmal . . . (Trüb:) Das sind Zeiten.

Der Bettler (nickt): Ja, es sind schreckliche Zeiten . . . (Dumpf:) Aber glauben Sie mir, auch die Leute mit Geld sind heute nicht zu beneiden, besonders wenn man für drei erwachsene, ledige Töchter zu sorgen hat . . . (Stockend:) Da hat man sich ein Leben lang mühsam Stock auf, Stock ab einen kleinen Zehrpfennig für sein Alter zusammengetragen, und heute muß man beben und zittern, daß es einem wieder in ein Nichts zerrinnt.

Der Herr (aufhorchend:) Wieso, warum?

Der Bettler: Nun ja, erlegt man sein Geld auf offenes Konto und will dann wirklich einmal etwas abheben, kann es passieren, daß man über dem Schalter eine Tafel findet „Wegen Ausgleichsverfahren geschlossen", und kauft man Wertpapiere, werden sie möglicherweise ein paar Tage später auf den Nennwert abgestempelt, wenn nicht gar im Verhältnis von 25:1 zusammengelegt.

Der Herr (hämisch, überlegen): Freilich, ganz natürlich, aber wie kann man mit seinem Geld auch so leichtfertig sein?

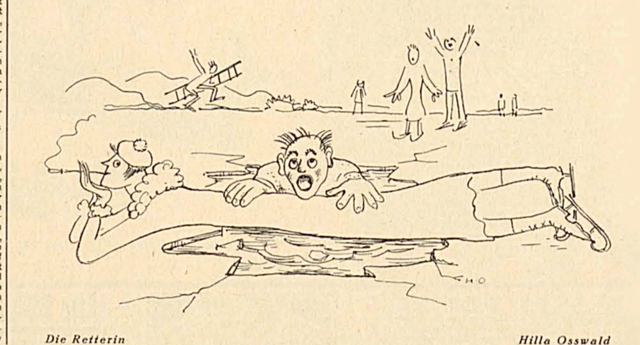
Der Bettler (verzagt): Was soll ich denn tun? Ich kann es doch nicht im Strumpf verstecken und von Haus aus auf das gesamte Zinsenerträgnis verzichten, abgesehen davon, daß es zu guter Letzt noch außer Kurs gesetzt wird.

Der Herr (winkt erregt ab): Das alles sind keine Entschuldigungen. Ich frage Sie: Warum lassen Sie sich nicht auf Er- und Ableben versichern? . . . (Streng:) Notabene, wenn man wie Sie für drei erwachsene, ledige Töchter zu sorgen hat.

Der Bettler (kleinlaut): Daran habe ich gar nicht gedacht.

Der Herr (wieder versöhnlicher): Sehen Sie, das ist etwas anderes, gottlob, es ist noch nicht zu spät . . . (Fürsorglich:) Sie werden sich also auf Er- und Ableben, und zwar auf eine wertbeständige Valuta, auf Franken oder Dollar, versichern lassen. Mit Ihrem sechzigsten Lebensjahr erhalten dann Sie, beziehungsweise für den Fall Ihres vorzeitigen Ablebens, was der Allmächtige verhüte, Ihre hochgeehrten Fräulein Töchter die Versicherungssumme ausbezahlt . . . (Gütig:) Dieses ewige Hangen und Bangen muß endlich aufhören, ich werde die Sache nunmehr selbst in die Hand nehmen . . . (Zieht einen Prämientarif sowie ein Anmeldeformular hervor:) Zumal ich durch meine Verbindungen in der Lage bin, die Versicherung unter den kulantesten Bedingungen abzuschließen. Darf ich um Ihren Namen und Ihre Adresse bitten? Also wollen wir die Sache gleich durchführen?

Der Bettler (eifrig): Gerne, noch lieber aber wär' mir der Sonntag, da hab' ich mehr Zeit, und wenn Sie Sonntag mittags zu mir herauskommen und mein Gast sein wollten, da sind wir ungestört und könnten die Sache gleich perfektionieren . . . (Er schreibt Namen und Adresse auf:) Ich hab' nämlich da draußen ein kleines, reizendes Landhäuschen . . . (Drückt ihm herzlich die Hand:) Also auf Wiedersehen am Sonntag . . . (Verläßt die Wohnung, klopft an die nächste Tür, demütig:) Ein armer, alter Mann . . .



Die Retterin — *Hilla Osswald*

Laubengrundstück in Afrika / Von Joachim Schwarz

Nu schön. Nu machen Sie was dagegen. Nu finden Sie das komisch?

Ich sage neulich zu meinem reichen Onkel: „Lieber Onkel, tu mir den Gefallen, kauf' mir ein Laubengrundstück in Afrika." — „Warum denn das?" sagt er. „Ausgerechnet Afrika?" — „Ja", sage ich, „sie sind mir jetzt zu unjüdisch in Deutschland." Also, was soll ich Ihnen sagen? Eine Seele von Mensch. Acht Tage später fliegt auf meinen Tisch die Anweisung auf das Laubengrundstück in Afrika.

Kurz: Meine Frau und ich, wir sind rübergefahren. Kennen Sie Afrika? Waren Sie schon mal in Afrika? Reizende Gegend, sage ich Ihnen. Fahren Sie nach Afrika, und Sie bleiben gesund. Bananen. Kokosnüsse. Keine Nazis. Nachts brüllt der Löwe in dem Dschungel. Und so weiter. Sie werden ja in der Schule davon gehört haben.

Also kaum sind wir angelangt, rechts der Titikakasee, links das Dschungel, in der Mitte die Sahara, da geht von allen Seiten der Krach los. „Nanu?" sage ich zu meiner Frau. „Sturmabteilungen?" Nebbich, keine Sturmabteilungen. Der benachbarte Negerstamm war mit Blechmusik aufmarschiert und spielte uns zu Ehren das Deutschlandlied. Wir haben auch gleich über unseren Garteneingang das Schild befestigt: „Zur deutschen Liebe."

Am nächsten Tag, ich war gerade dabei, den Zaun zu streichen, kommen plötzlich Herr und Frau Häuptling zu Besuch. Ich binde sofort die Schürze ab und stelle vor: „Gestatten Sie, meine Frau, Herr und Frau Häuptling vom Nackedeistamm der Charellneger." — „Sehr angenehm, sehr angenehm." — „Schön braun geworden, Frau Häuptling", sage ich. Und meine Frau sagt: „Ja, gnädige Frau, ich beneide Sie um Ihren Teint." Wir sprachen noch eine Weile und trennten uns in schönstem, nachbarlichem Einverständnis.

Das war Montag. Dienstag will ich zum Kaninchenstall gehen, mit einem Korb Akazienblätter: Finde ich doch plötzlich einen abgerissenen Kaninchenkopf mitten in der Petersilie? „Schöne Sachen", sage ich zu meiner Frau. „Hat uns noch gefehlt!" Wie ich zum Kaninchenstall komme, ist alles aufgebrochen, von den Kaninchen keine Spur, nur eine Schlangenhaut liegt da. Meine Frau fängt an zu schreien: „Ja, wie kann man auch in einem Land der Brillenschlangen Kaninchen im Freien übernachten lassen!" Habe ich ihr meine Meinung gesagt. „Erstens mal", habe ich ihr gesagt, „schrei nicht so. Zweitens mal, was heißt Land der Brillenschlangen? Drittens mal waren das die Neger, denn so eine Schlangenhaut hinlegen und nachher sagen: ‚Das war die Brillenschlange', das kann ich auch."

Ich schickte also meine sehr energische und männliche Frau zwecks Beschwerde zum Häuptling und strich meinen Gartenzaun weiter.

Ja, sagt sie mir nach ihrer Rückkehr, sie habe mit dem Mann nicht reden können. „Wieso nicht reden?" sage ich. „Der spricht doch ganz gut Englisch?" Ja, sie werde aus dem Mann nicht klug. „Wieso nicht klug? Was habt ihr denn gesprochen?" Naja, er habe gesagt, sie bringe schönes Wetter mit, und hoffentlich würde sie sich recht wohnlich in Afrika einrichten, und er wolle sie schon lange näher kennenlernen. „Normale Unterhaltung", sage ich. „Und die Brillenschlange?" — „Ja", sagt sie, „er wolle Nachforschungen anstellen."

„Nu schön", sage ich ihr. „Nu was findest du daran komisch?" Also, sie fand irgend etwas komisch an dem Mann.

Mittwoch früh klopft es. Steht der Häuptling draußen. „Bitte schön, Herr Häuptling", sage ich, „treten Sie näher. Haben Sie schon gefrühstückt? Darf Ihnen meine Frau eine Tasse Kaffee anbieten? Sie kommen sicher wegen der Brillenschlange."

„Keineswegs", sagt er unerwartet scharf. „Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie Jude sind. Juden können wir hier in Afrika nicht gebrauchen." — „Nanu", sage ich. „Sind Sie auch schon von der Kultur beleckt? Hat sich das mit den Juden schon rumgesprochen?" — „Herr", sagt er, „werden Sie nicht ehrenrührig. Wir sind ganz auf der Höhe in Afrika. Juden können wir hier nicht gebrauchen."

„Wieso denn?" sage ich. „Warum denn eigentlich?"

Wir kamen also ins Gespräch. Ja, sagte er, das unproduktive, zinsenfressende Kapital: In wessen Händen befinde es sich eigentlich? Nur in jüdischen Händen. — „Nanu", sagte ich. „Auch hier in Afrika?" — „Gerade hier in Afrika", sagte er. Und der letzte Krieg zwischen dem Nackedeistamm der Charellneger und dem Futschikatostamm der Kannibalen: Wer habe diesen Krieg verursacht? Nur die Juden. „Nanu", sagte ich. „Ich bin gerade nach Afrika gekommen, weil ich hoffte, hier würden die Juden friedlicher sein." — „Gerade hier in Afrika sind sie unfriedlich", sagte er. Und dann vom Standpunkt der Rassenkunde. Ob mir schon aufgefallen sei, daß die Juden ein Interesse für Negermädchen hätten?

„Nu schön", sagte ich ihm. „Nu machen Sie was dagegen. Nu finden Sie das komisch?"

„Oho, laxe Auffassung", sagte er. Die Juden seien regenerationsbedürftig. Aber die Neger hätten vor, sich diesem Bedürfnis nicht auszuliefern. „Nanu", sagte ich. „Auch hier in Afrika?" — „Gerade hier in Afrika", sagte er. Plötzlich fing er an zu flüstern. Pscht. Ich solle es nicht weiter sagen. Die neueste Negerforschung sei zu dem Resultat gelangt, daß Abtreibung nur eine Form des Ritualmordes sei. Also auch am Geburtenrückgang seien die Juden schuld. Pscht.

„Möglich, daß Sie recht haben", sagte ich. „Sogar sehr wahrscheinlich, daß Sie recht haben. Aber können Sie nicht eine Ausnahme machen?"

„Ausnahmen machen wir prinzipiell nicht", sagte er. „Sie sind mir zwar sehr sympathisch, aber wenn es sich rumspricht, daß wir Ausnahmen machen, dann sind bald alle Juden da." — „Stimmt", sagte ich. „Sie haben die Psyche der jüdischen Rasse richtig erfaßt. Aber sehen Sie mich zum Beispiel an. Besitze ich zinsenfressendes Kapital? Haben Sie meinetwegen Krieg geführt? Ist meine Frau eine Negerin? Oder bin ich eine Hebamme?"

„Tut mir leid", sagte er etwas weicher. „Ausnahmen können wir prinzipiell nicht machen." — „Wieso denn", sagte ich. „Warum denn eigentlich?" Er könne von mir billige Pullover beziehen. Meine Frau könne der Frau Häuptling echte Kunstdeckchen häkeln. Nein, nein, sagte er. Es käme nicht in Frage. Zumal sie von der Konfektion unabhängig seien.

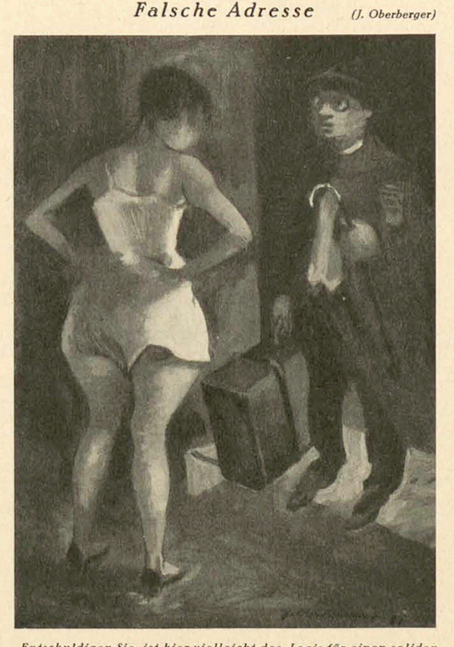
Endlich wurde ich mutig und sagte, ich würde trotzdem bleiben. Daraufhin strich er lächelnd seinen Nasenring wie meine Vorfahren ihre Bärte und sagte: Sämtliche Brillenschlangen der Dschungeln würden sie in diesem Fall auf mich loslassen.

Meine Frau und ich, wir weinten zweistimmig und rangen die Hände. Er wurde nachdenklich. Er sagte, weil wir ihm sympathisch seien, wolle er uns wenigstens einen Rat geben. Der Futschikatostamm der Kannibalen suche in der afrikanischen Eingeborenenzeitung einen perfekten Schabelfleischdreher. Konfession sei ausdrücklich Nebensache. Man könnte zwar reinfallen, aber sie zahlen gut. Ich sagte danke schön, ich würde es versuchen.

Jetzt bin ich seit ein paar Wochen Schabelfleischdreher bei den Kannibalen. Ich drehe täglich einige Zentner. Die Gegend ist himmlisch, sage ich Ihnen. Man wird gesund. Bananen. Kokosnüsse. Keine Nazis. Nachts brüllt der Löwe im Dschungel.

Falsche Adresse

(J. Oberberger)



„Entschuldigen Sie, ist hier vielleicht das ‚Logis für einen soliden Herrn'?" — „Jewiß doch, uff besondern Wunsch könnense ooch bei uns tagelang solide sein!"

Zeiten

Wacker kam nach Wien.

„Was?" staunte er, „Sonntags gibt es in Wien keine Post?"

Der Wiener nickte: „Sie werden auch noch froh sein, Herr, wenn Sie wenigstens einen Tag in der Woche einmal keine Mahnungen bekommen." J. H. R.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—** in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Falsches Spiel

(Alfred Kubin)



Die kleine Zeitgeschichte

Leichte Rechtsneigung

Aus dem Amtsblatt des Württembergischen Kultministeriums (Bazille):

„Eine leichte Rechtsneigung ist nicht zu beanstanden; der Linksneigung ist entgegenzuwirken."

Aber diesmal bezieht es sich nicht auf die Politik, sondern auf die Einführung der neuen Sütterlinschrift.

„Überhaupt nicht mehr Usus . . ."

Ein katholisches Provinzblatt Bayerns pflegt seit einiger Zeit ein Feuilleton von beachtenswerter Höhe.

Wie geht das zu? frug ich mich — und mutig reichte ich der Redaktion ein Gedicht ein. — Es erschien. Was aber darnach nicht erschien, war mein Honorar! Ich reklamierte. Da wurde mir folgender Postkartenbescheid zuteil:

„Sehr geehrter Herr!

Ihr Geehrtes in Händen, teilen wir Ihnen postwendend mit, daß es seit einiger Zeit überhaupt nicht mehr Usus ist, Gedichte zu honorieren!

Es tut uns leid, Ihrer Forderung nicht entsprechen zu können.

Hochachtungsvoll: X. X."

So erklärt sich mir die beachtenswerte Höhe des provinziellen Feuilletons! Arme Berufsgenossen! G. S.

Das Hochhaus

In Wien wird auf der Herrengasse ein Hochhaus gebaut.

Der Fremde fragte: „Wozu? In der heutigen Zeit? Wo so viele Büros leer stehen?"

Der Wiener wußte Bescheid: „Das werden keine Büros. In die unteren zehn Stockwerke kommen Gefängniszellen für die Leute, die ihre Devisen nicht angemeldet haben."

„Und in die oberen zehn Stockwerke?"

„Dahin kommen Irrenhauszellen für die Leute, die ihre Devisen wirklich angemeldet haben." R.

Das Jubiläum

In der Firma Priese u. Co. steht das dritte fünfundzwanzigjährige Jubiläum eines Angestellten bevor.

Fräulein Brause, die zu den Glücklichen gehört, schon darüber hinaus und einunddreißig Jahre hier tätig zu sein, sagt zu dem Leidtragenden, einem Kutscher, der die Überreichung eines Diploms und eine kleine Feier am nächsten Tage früh um sechs Uhr zu gewärtigen hat: „Hach, wissen Sie, Dehnert! Wenn man so vor dem Gabentisch steht, und der Chef spricht, und die Leute drücken ihre Taschentücher an die Augen, und die Musik spielt . . .! Und die Blumen . . .! Und man ist so aufgeregt und kriegt rote Flecken im Gesicht: es sind schreckliche Minuten!"

„Nee, Frollein, det kann mir janischt! Die paar ‚schrecklichen Minuten'! Die janzen fünfundzwanzig Jahre wa mir schlimma!" L. P.

Berufseignung

Der Photoreporter berichtete vom Unfall. Ein Mann war von einem Auto überfahren worden. Zwei Kinder wurden in letzter Minute vom Reporter gerettet.

„Und wo sind die Aufnahmen?" fragte der Verleger.

Der Reporter bedauerte: „Ich mußte doch die Kinder retten — sonst wären auch sie überfahren worden. Deswegen konnte ich natürlich keine Aufnahmen machen."

Der Verleger knurrte: „Dann werden Sie in Zukunft Lebensretter, junger Mann — zum Photoreporter fehlen Ihnen anscheinend alle Ambitionen." J. H. R.

Propheten von heute

Wie schwierig hat's doch der Prophet,
wenn er so in die Zukunft späht,
um diese seinen werten Kunden
hübsch und bekömmlich abzurunden!

Denn nämlich selten oder nie
besitzt man eine Garantie
betreffs der Dinge, die erst kommen,
und fühlt sich deshalb angstbeklommen.

Gottlob, es gibt ein ganzes Schock
von Wörtern, welche äquivok.
Und häufig hilft auch aus den Netzen
das Ballspiel mit Bedingungssätzen.

Wer sich auf so was recht versteht,
gilt heutzutage als Prophet
und Knotenauseinanderwickler.
. . . Er heißt dann meistens Leitartikler.

Ratatöskr

Die Rechnung

Von Jo Hanns Rösler

Lennemanns saßen im gelben Zimmer. Die Frau gab dem Mann die Rechnung hinüber.

„Meine Schneiderin mahnt."

„Das wievielte Mal?"

„Die sechste Mahnung."

„Dann ist die Sache doch nicht dringend", meinte der Mann, „heute zahlt man doch nicht das Geld sofort bar auf den Tisch. Wer macht denn das?"

Die Frau versuchte es nochmals.

„Die Schneiderin braucht vielleicht das Geld dringend."

„Das glaube ich gern."

„Willst du ihr nicht helfen?"

„Doch."

„Bezahlen?"

Lennemann schüttelte den Kopf: „Nicht einen Pfennig. Du wirst dir einfach bei ihr etwas Neues bestellen."

„Bestellen?", fragte erstaunt die Frau, „ohne etwas zu bezahlen? Das wird nicht gehen."

„Das wird gehen. Das ist für deine Schneiderin die beste Hilfe. Laß dir von ihr zwei Kleider arbeiten, meinetwegen auch noch einen Mantel dazu. Sei überzeugt, sie wird dich noch viel höflicher empfangen, als wenn du Geld bringst. Und sie wird nicht daran denken, dich vorläufig weiter zu mahnen. Denn wenn sie ihrerseits wieder bei ihren Lieferanten neu bestellt, die sie bisher mahnten, werden diese ebenfalls vorläufig nicht weiter mahnen, sondern selbst wieder neu bei den Leuten einkaufen, die sie um Geld drängen. So ist allen geholfen. Niemand macht es heute anders. Das ist der Handel und Kredit des Jahres 1932."

Die Frau nickte, ohne es zu verstehen.

„Aber wer soll eines Tages wirklich die Schulden bezahlen, die dann jeder bei jedem macht?"

Lennemann lächelte: „Darüber mach' dir keine Sorgen. Darüber zerbrechen sich schon seit Jahren unsere Staatsmänner ihren Kopf. Vielleicht finden sie eines Tages eine Lösung. Dann haben auch wir sie. Inzwischen aber machen wir es, wie sie, und nehmen einfach Kredit, wo wir ihn finden. Das ist vorläufig die einzige Möglichkeit, unsern Haushalt, den Staatshaushalt und die Weltwirtschaft in Ordnung zu halten."

Sparsamkeit tut not!

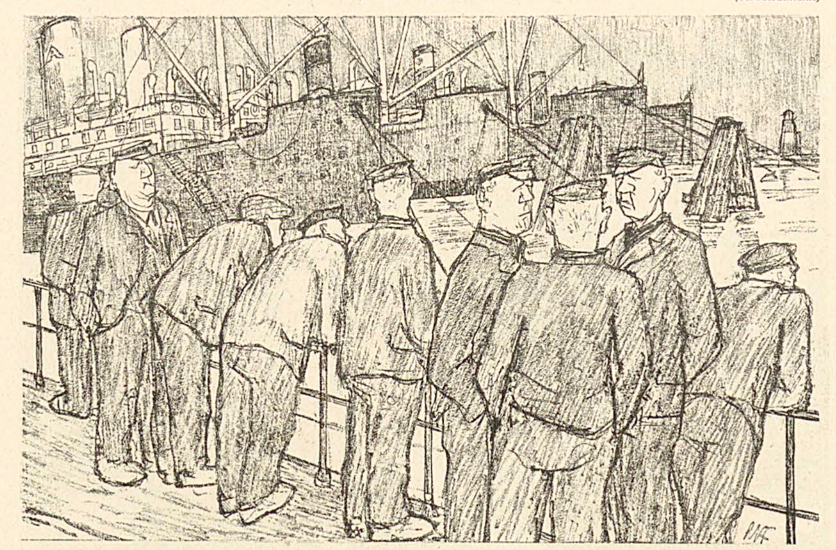
(Wilhelm Schulz)



„Die Margarine haben wir uns schon lange gespart – wenn wir jetzt auch noch das Brot sparen lernen, werden wir die Krise bestimmt bald überwunden haben!"

Optimismus

(M. Frischmann)



„Kinners, wenn's schon keene Arbeet jibt, jehn wa doch mal rasch eenen heben." — „Na, und wenn nu jrade während der Zeit der wirtschaftliche Uffschwung eintritt?"

Ein Mensch läßt nach / Von Maré Stahl

Ein Mensch läßt nach, vergib ihm, er weiß nicht, was er tut. Er weiß nicht, daß er ein Verbrechen begeht, für das er gestraft wird, — einen Augenblick Unaufmerksamkeit, und schon saust das Verhängnis herab.

Machar war so ein Mensch. Das heißt, er wußte noch gar nicht, daß er nachgelassen hatte, noch viel weniger hegte er den ausgesprochenen Wunsch danach. Es war ihm auch nicht bekannt, daß er in ein System gespannt war, in dem Nachlassen tödlich ist, er dachte nicht an das Beispiel der Planetensysteme, in denen rotiert wird, rotiert und immer rotiert, weil Bewegung der Sinn des Lebens ist, der unbegriffene Unsinn.

Wenn man so sagen will, wurden Machars Umdrehungen langsamer. Auch Sterne überfällt ja manchmal diese Müdigkeit, sie fallen dann aus unbekannten Gründen aus dem Nichts in ein noch größeres Nichts, man kann als Mensch die Nuancen im Leben der Sterne schwer erkennen. Aber im Leben des Menschen sehr leicht.

Es fing also damit an, daß Machar nicht mehr auf der Höhe war. Um das recht zu würdigen, muß man zwischen Menschen gelebt haben, die auf der Höhe sind. Man gehört jeder Jury an, hält Ansprachen, eröffnet Ausstellungen, unterschreibt Proteste, man ist künstlerischer Beirat, Anekdoten gehen von einem um, unzählige Mengen von Zeitungen befassen sich mit dem Menschen, der auf der Höhe ist.

Machar war gestiegen und gestiegen. Er hatte allerdings das dumpfe Gefühl, daß dahinter auch ein Abstieg liegen mußte, er redete immer noch von dem kommenden Ziel und wußte nicht, daß er schon lange angelangt war, der Narr!

Sein Unglück war seine Ehrlichkeit gegen sich selbst. Er ließ seine Erfolge prüfend vorbeipassieren, wie jemand Sand über die Pfanne laufen läßt, um Gold zu suchen. Er schloß die Augen und behauptete, nur Sand zu sehen. Danach befiel ihn die ungeheure Müdigkeit, und er ließ nach.

Es begann damit, daß der Präsident einer Studiengesellschaft in der Rede zum soundsovielten Jahrestag Machar aufzuzählen vergaß. Er bedankte sich bei allen Förderern einzeln, er hielt eine kleine reizende Nebenansprache an Thorenbek, der niemals in Betracht gekommen war.

Machar lächelte amüsiert. Der gute Thorenbek, er war so geschmeichelt gewesen, ganz rot vor Freude wie ein Knabe, nun, er gönnte Thorenbek die Beachtung herzlich, er ging sogar hin, um ihn ein wenig zu beglückwünschen, so wenig Ärger bereitete ihm die Vergeßlichkeit des Präsidenten. Aber Thorenbek erlaubte sich ein mokantes Lächeln, er war kein Gentleman, dieser Thorenbek.

Dann vergaß man ihn irgendwo einzuladen. Machar war betroffen. Er war nun seit zehn Jahren in diesem Klub und hatte ihn sogar mitgegründet. Dann zuckte er die Achseln, er hatte es sowieso satt.

Machar hätte nicht die Achseln zucken dürfen. Er hätte wieder flott die Bühne betreten müssen und mit einigen guten Hieben die neuen Akteure verjagen. Aber dazu war er teils zu arrogant, teils zu müde. Er zog sich zurück und dachte: Eine gute Gelegenheit, sich auszuruhen.

Machar, der von Natur dazu bestimmt war, prominent zu sein, handelte gegen seine Natur, indem er nachließ.

Man schickte ihm zum erstenmal seit seinen Anfängerzeiten einen Artikel zurück, denn er glossierte so ab und zu die Tagesereignisse. Er hatte stets Wert darauf gelegt, zu betonen, daß es nur nebenbei und ab und zu sei.

Sein Hut à la Machar war inzwischen so populär geworden, daß niemand mehr in ihm den Schöpfer ahnte. Eine frühere Freundin schnitt ihn beim Derby. Ein Freund sagte ganz laut: „Ah, da bist du ja noch, Machar! Also nicht ganz in der Versenkung verschwunden. Das ist nett!"

Machar tat darauf das Dümmste, was er tun konnte: Er verschmähte selbst bei den wenigen Gelegenheiten, die ihm noch eine Chance boten, zu erscheinen und sich dadurch zu rehabilitieren. Er zog sich zurück. Er tat gelangweilt, was er ja auch im Grunde war, und hoffte, daß man ihn rufen würde. Das zeigt, wie naiv eigentlich dieser sonst so gerissene Machar war. Die Welt ruft niemanden, man muß sich schon sehr vordrängen, um gesehen zu werden.

Er selbst war stets so gegangen, hatte so geblickt, so gegrüßt, so geredet, so gelacht, so geflirtet, wie es vorteilhaft und gut aussah. Er hatte sich ausgezeichnet auf der Bühne bewegt, um zum Schluß zu stolpern wie ein Tölpel. Jetzt war es allen sichtbar geworden, daß Machar nicht mehr auf der Höhe war.

„Machar läßt nach", sagte man mit eigentümlicher Betonung, es klang ganz genau so, als ob man sagte: Machar stiehlt.

Die Welt war mit Recht erstaunt und empört über Machar, der nachgelassen hatte, er störte das System und mußte darum ausgemerzt werden.

„Machar ist unmöglich", sagte man darum und: „Machar ist antiquiert!", und: „Habt Ihr dieses Zeugs von dem Machar gelesen?". — „Wissen Sie schon, daß ihn der Botschafter nicht empfangen hat, nein, einfach nicht empfangen." —

„War er nicht einmal beim Oil-Trust?" — „Ja, aber nicht lange." Irgend jemand warf ein: „Aber einmal war er doch ganz passabel." Dann zuckten alle die Achseln.

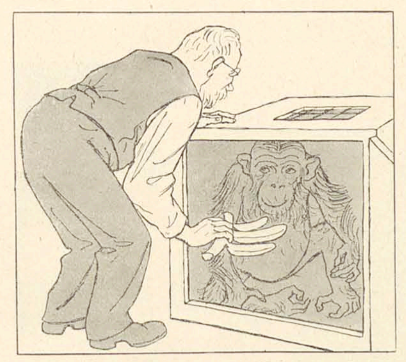
Ja, Machar war geplatzt, geplatzt wie ein Luftballon. Es ging ihm genau so wie mit dem Ziel, das er noch immer erwartet hatte, als er längst darüber hinaus war.

Und so geht es nun Machar zur Strafe sehr schlecht. Jetzt erst hat er angefangen sein Schicksal anzuklagen und Gründe für sein Versagen zu suchen. Wenn er jemand trifft, erzählt er ihm von den Zeiten, in denen Machar fabelhaft war. Er ist der Humus, aus dem neue Machars wachsen. Das ist nur in der Theorie sympathisch, im Leben nicht.

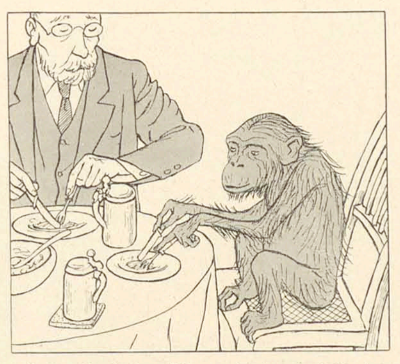
Er hätte eben nicht nachlassen sollen, der Narr!

Zurück zur Natur!

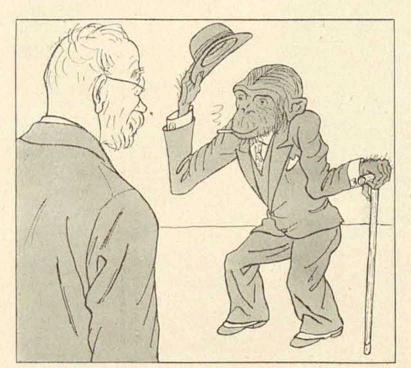
(Th. Th. Heine)



In unserem zoologischen Garten ist ein neuer Schimpanse angekommen.



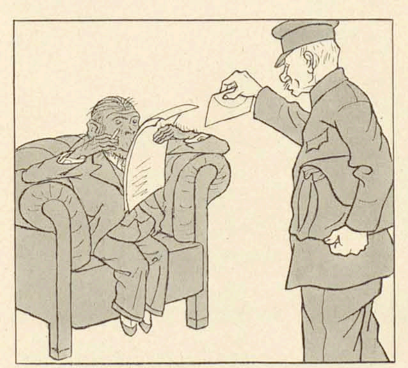
Er zeigt sich sehr dressurfähig, er speist schon wie ein Mensch.



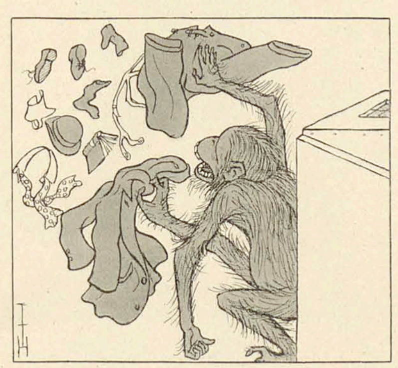
Er benimmt sich sehr gebildet.



Er lernt lesen und schreiben, sprechen und singen.



Genau wie ein Mensch! Deshalb soll er auch Bürgersteuer zahlen.



„Nein, da werd' ich lieber wieder ein Affe!"

Kritik

(E. Schilling)



„Nee, wissense, Jnädige, Flirt darf bei 'nem Mann nie in echte Liebe ausarten: bloß 'n Schwein kann sich nich beherrschen!"

Stuttgart, 1. Februar 1932 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 44

SIMPLICISSIMUS

(E. Schilling)



Fasching 1932

„Da ist man nun so lustig . . ., aber wir tanzen auf einem Vulkan, Gnädigste!" — „Ja, ja, ich finde es hier auch furchtbar heiß!"

Gelächter von unten / Von Peter Scher

Gespenst des Frohsinns läuft auf Schienen
wie eine Kindereisenbahn.
Wenn man bedenkt, was leichte Mädchen jetzt verdienen —
na los, die Maske vorgetan!

Es gibt Menus zu sechzig Pfennig;
der Gandhi pickt noch weniger
und zahnlucklacht wie ein verschmitzter König —
auch der Humor wird sehniger!

Am Lebenstisch die Krümelklauber
empfinden, wenn ihr Magen knurrt:
Da schluckt die Prominenz nun all den Zauber —
und schlottert um die Erstgeburt!

Und ist vom Vorrecht so betroffen,
daß kaum ein Räuschchen noch gelingt —
hi hi, die sind ja bloß versehentlich besoffen
und aus Verlegenheit beschwingt!

Die Powerteh hat eine Schangse;
wenn die schon lacht, dann lacht sie echt!
Die wirft sich, Mensch — die wirft sich in Balangse,
und weil sie nichts zu lachen hat, lacht sie erst recht.

Phantom des Kunstmalers Blummerer / Von Willy Seidel

Im gleichen Augenblick, wo der Kunstmaler Blummerer mit der Papageiennase, ein geschätzter Meister der Geselligkeit und des Pinsels, infolge eines Schlaganfalls vor den Augen seiner verdutzten Gattin dahinschied — er hatte sich gerade für den „Notverordnungsball" sorgfältig kostümiert —, da passierte es, daß die fünfundsiebzigjährige Packträgerswitwe Aphrodisia Murr eine entschiedene Kurve ihrer Lebenslinie erklomm.

Schon längst hatte ihr das ihre beste Freundin Barbara Zacherl vorausgesagt: — pensionierte städtische Bedürfnisanstaltsdame und chiromantisches Orakel für das ganze Viertel.

Das Schicksal wollte es, daß Aphrodisia Murr, ihre erkalteten Maroni unter dem Umschlagtuch, nach Hause strebte. Da blendete eine Lichtfülle aus einem Toreingang ihre ruhelosen Augen und stimmte sie träumerisch. „Jessas, die Maschkara", flüsterte sie vor sich hin, zog sich den Zipfel des Tuchs, das auch ihren Kopf verhüllte, unter der tropfenden Nase durch mit polierender Bewegung, schnupfte auf und starrte hinein. So entrückt war das Mütterlein, so hingegeben ihren Jugenderinnerungen, daß sie gar nicht merkte, was inzwischen hinter ihr geschah.

Sie war vollkommen eingemummt; nur ihr sehr markantes Profil stak heraus. Hinter ihr hatte sich eine aufmarschierende Kolonne von Maschkerern, die in dasselbe Bräu wollten, zu einer Kette eingehakt und gestaut, und plötzlich wurde sie unter jauchzendem Geschrei: „Hurra, da ist er ja schon, der Blummerer . . ." — „Also d i e Aufmachung, einfach glänzend . . ." — „Der Blummerer is halt doch das größte Viech; geh halt nei, alter Spezl . . ." — nolens volens hineingewirbelt, einfach hineingedrängt an dem grinsenden Portier vorbei, der, die Hand an der Mütze, in tiefem Baß äußerte: „'ß Good, Herr Professor; jetz' wo S i e da san, geht's richti' auf . . ." — Und so kam es, daß Aphrodisia Murr, die nicht wußte wie ihr geschah, mitten im gedämpft belichteten, von kreischenden Pärchen wüst durchhopsten Saale stand, immer noch aufschnupfend und in ihrer rauhen Fistel dazu keifend: „Wos habts denn . . . seids do net narrisch . . . geats zua . . . an olta Frau zu'n Narr'n holt'n . . . schamts enk denn gor net . . . ."

„Glän—zend!!!" brüllte die Gesellschaft. „Nein, sowas von Echtheit . . . wir ham schon gemeint, du kommst nimmer, Blummerer . . . . Da geh her, an dein' reservierten Tisch . . . Fall' aber nicht aus der Rolle: wir ham dich schon annonciert als Maronifrau . . ."

„An olt's Weib dablecka . . . Auslass'n . . ." keifte sie wieder erschreckt; aber ihre flinken Augen waren gleichwohl nicht müßig gewesen, hatte sie doch der Lebenskampf stets lebendig und schier scharf erhalten. Und wenn sie auch keineswegs, wie man wohl sagt, mit schnellem Auffassungsvermögen ausgestattet war, so bemächtigte sich ihres Hirns doch zusehends die Erkenntnis, daß man sie hier gern sah und es ihr gut gehen lassen wollte. So verzog sie ihr ausdrucksvolles Antlitz zu einem Lächeln und stieß, aus faltigem Kehlsack, einen zitternden Juchzer aus. Die spaßigen Herren sollten auf ihre Kosten kommen.

„Jessas, wi 'r schmunzelt", schrie der Literat Kaspar Siebenrogg, der ein Kostüm trug aus Sackleinwand, ganz mit dem Wort Santos bedruckt. „Da kunntst schon träumen davon." Und ein anderer in Fetzen gehüllter Charakterkopf, den man von der Trappen nannte, meckerte kurz und sagte auf seine trockene Art: „Erstaunlich echte Volkstype . . . Schlägt uns alle um Nasenlänge." Dann zerrten sie die wieder sehr erschrockene Aphrodisia an einen Tisch und pflanzten ihr einen Maßkrug vor die Nase. Und ein Individuum, das bis dahin mit einer Steinhägerflasche verheiratet gewesen, ein mit Mörtelstaub bedeckter, rotgeschminkter Mensch, schob ihr ein Gläschen zu und schrie: „Stoß an, alter Bazi, weilst gar a so hundsgemein stilecht beinand bist." (Das Individuum, entnahm sie, war Schauspieler und hieß Zapp.) Ihre Lippen mahlten derweil, denn sie betete innerlich, wenigstens hatten ihre gehetzten Gedanken gewissermaßen einen Rosenkranz-Rhythmus. Bis dies absolviert war in ihrem Inneren, verhielt sie sich still und lächelte änigmatisch. Dann aber dachte sie: „Unser Herrgotterl wird schon weiterhelfen . . .", oder Ähnliches; und sie w a g t e es. Sie ergriff das Stamperl mit ihren klammen Fingern und goß es hinunter. Der Inhalt sickerte in feurigem Zickzack durch ihr Gebein. Es war nicht das erste Stamperl in ihrem Hausiererdasein, und deshalb gelang's ihr glaubhaft; sie kniff wieder die Augen zusammen und stieß einen erneuten dünnen Juchzer aus. Dies veranlaßte die ganze Gesellschaft an ihrem Tisch zu dem Aufschrei: „Ja ja, so juchzen wie der Blummerer . . . des kann halt nicht a jeder . . ." Und sie erhoben die Krüge und sangen einen Chorgesang. Der kam ihr sehr schön und poetisch vor; er handelte vom König Ludwig und enthielt den Refrain:

„Zu seinen Füßen ruht die schönste Sennerin;
und hinter ihm das Al—pen—glühn . . ."

und sie begriff, daß es höhere Daseinsformen, ihr entrückte, gab, denen man herzlich huldigte.

Vom Steinhäger getrieben, ging in ihrem Kopf ein Mühlrad herum, und das hieß: „Bol 's nur guat ausgeht . . . Bol i nur net aufkimm . . ."

„Jez san ma bei die G'stanzln", schrie es um sie herum. „Der Blummerer muß mi 'm Fotzhobel eins aufspieln. Was meinst, Blummerer? Spiel eins auf, Professor. Zier di net, alter Krampfgockel."

„Mi 'm Fotzhobi . . .?" stammelte Aphrodisia. „Ja mei . . . heit ho'n i 'n vagessa, mein' Fotzhobi."

„Da hast ein'", schrie der Mensch im Mörtelstaub. — „Magst an Schmei? — No geht's besser. Spiel an Landla, verstehst?"

„Na, na, na", sagte Aphrodisia schnappend und hackte mit der Nase aus ihrem Kopftuch, wie ein böser Vogel. „I bi . . . i bi heit a bisserl vaschloamt . . . an Schluckauf hätt i . . . mi 'm Schluckauf, net, kost net spüin, net . . . Koan Wind hon i net dazua . . . Tua'n weg; spüi' holt du . . ."

Brüllendes Gelächter. „So was Echt's!!" schrie der Schauspieler. — „Halt dei Rolln nur durch, Professor, hast recht; spiel halt ich derweil; aber nachher mußt uns die Rhapsodie machen, sonst san ma bös . . ." Und der fröhliche Mensch ergriff die Mundharmonika und blies sich eins. Nun geschah ein Trompetenstoß.

Aphrodisia entnahm dem Gespräch die Aufklärung, daß die beste Maske des Festes prämiiert werden sollte.

Aphrodisia war neugierig, wer von den heiteren Herrschaften, die sich auf so spaßige Weise ihrer annahmen, den Preis davontragen werde, und erfuhr, daß dieser in einem silbernen Sektkühler bestand. Ihre freundlichen Meditationen wurden aber sehr jäh unterbrochen, indem sie ein großes Geschrei hörte: „R a u s, B l u m m e r e r! A n d e n P r e i s r i c h t e r t i s c h! M a c h z u! R a u s!" und indem sie von allen Seiten zum Aufstehen aufgefordert und gestupft wurde. In tiefster Seele aufgewühlt, versuchte sie sich zu wehren. Dringlich war es, und brenzlig aktuell, daß sie sich davonmachte. Ulk ist Ulk, net wahr, aber zu weit ihn treiben, ging auch nicht an. Half ihr aber gar nichts, denn von mindestens sechzehn Fäusten vorwärts getrieben, stand sie vor einem dicken Herrn mit einer goldenen Papiertiara auf dem Schädel, der sie sehr wohlwollend betrachtete, und die ganze Welt war versunken, die Scham war ungeheuer, ein Trompetentusch kam, und dann hörte sie den dicken Herrn sagen: „In Anbetracht Ihrer g a n z v o r z ü g l i c h e n M a s k e . . ." (brausendes Händeklatschen) „. . . habe ich die Ehre, Herr Professor,

Fasching 1932

Von Karl Kinndt

Und wer noch eine Orangeade
bezahlen kann und hat dazu
ein frisches Frackhemd in der Lade,
dem läßt es einfach keine Ruh:

Er muß sich in den Fasching stürzen,
um sich von Schwermut zu befrein
und eine Nacht so scharf zu würzen,
als sollte es die letzte sein!

Dann sucht er eine Frau, die dünn ist
und dementsprechend auch mongdän,
weil solch ein Abend kein Gewinn ist,
kann man nicht fremd zu Bette gehn.

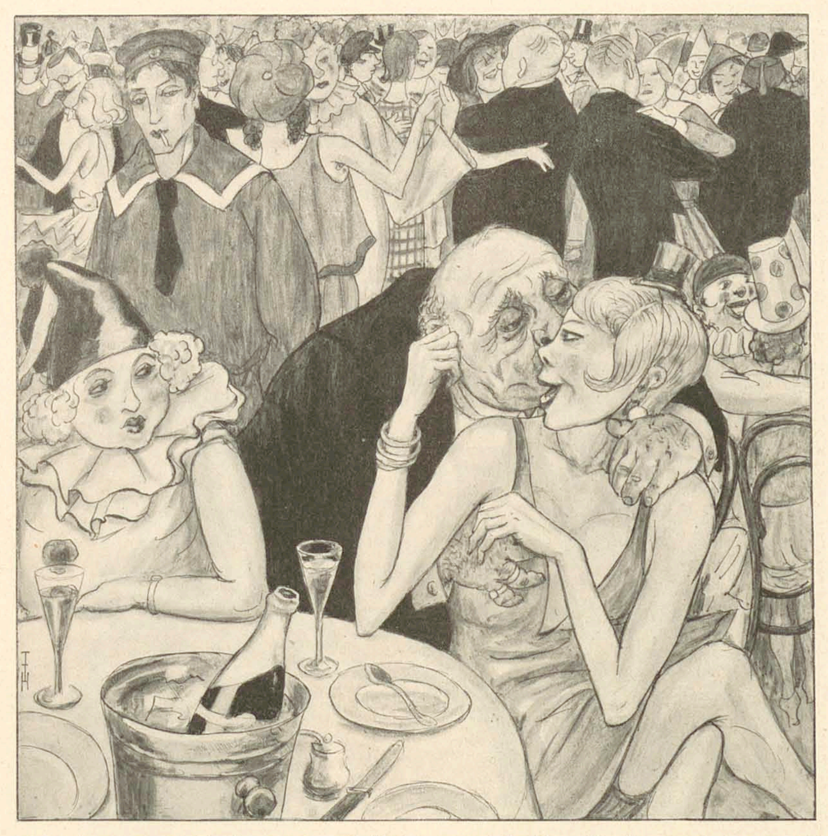
Mag's auch noch einen Cocktail kosten,
weil's doch bacchantisch enden muß —:
dann wird die Liebe auch nicht rosten
auf langer Fahrt im Autobus.

Noch nie wie heut war's so am Platze,
das Fest zu feiern „Lust-lebwohl",
wo nur die Freuden der Matratze
noch trösten und der Alkohol —

Ach Gott, wir sind ja so bescheiden,
denn Pleite ist kein Sonderfall —:
kaum einer braucht sich zu verkleiden,
geht er auf einen „Lumpenball" — —

„O lieb, so lang du lieben kannst —“

(Th. Th. Heine)

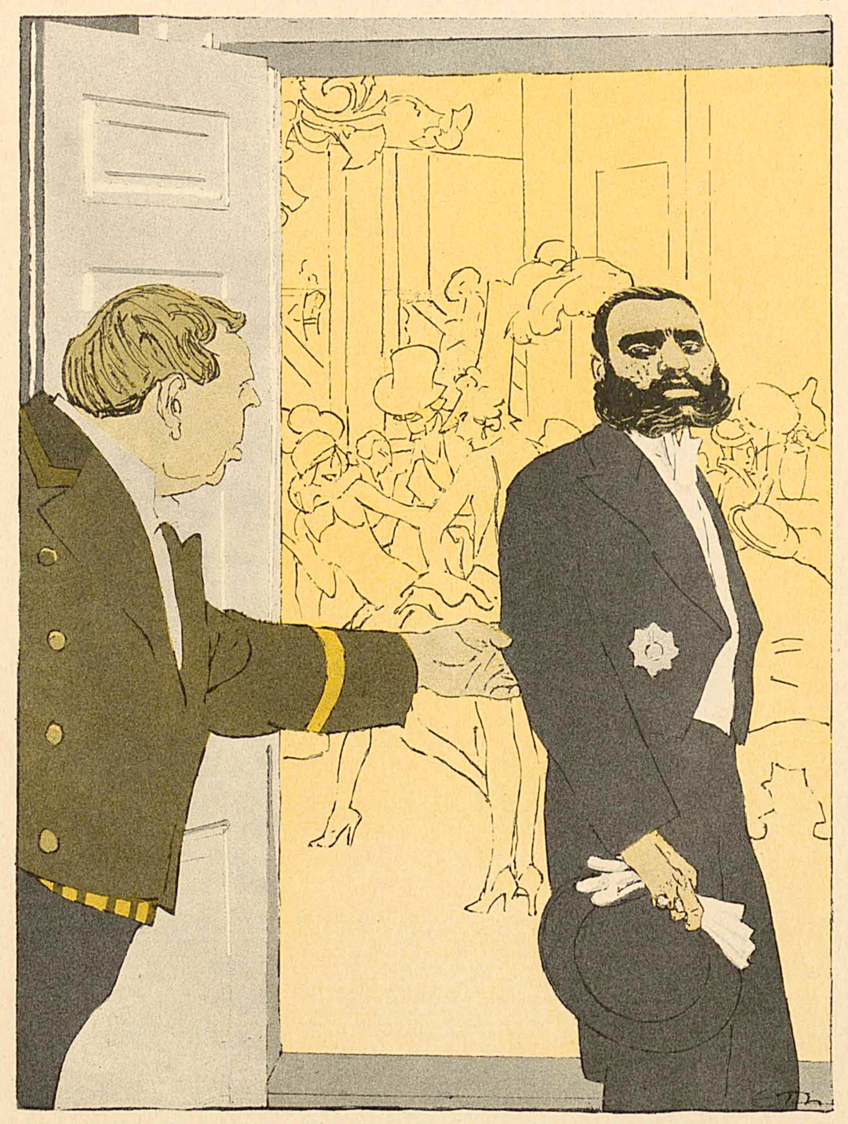


„Geh zua — a so an alter Depp wui no die Madeln ausgreifen!“ — ‚Nix für unguat — ma is halt nur einmal alt!“

Ihnen den ersten Preis des Abends zu überreichen . . .“
Und nun schwebte eine Art blanker Eimer auf sie zu, den sie umklammerte, und sie mußte auch ihrerseits etwas äußern. Sie sagte: „An rechten schön' Vageltsgott . . .“ — was wiederum ein brausendes Händeklatschen und einen musikalischen Aufschrei der Kapelle zur Folge hatte.
Und man ließ sie nicht gehen jetzt mit ihrem Schaff; nein, man trieb sie wieder an den Tisch zurück, und sie sollte wieder ein Stamperl heben und konnte doch nimmer, denn ein wenig taumelig war sie ja immer noch von dem ersten Stamperl, und müd war sie auch.
„So, Blummerer, jetzt tust amal dein Tuch runter; jetzt derfst Mensch sein . . .“, dröhnte es ihr ins Ohr. „Jetz' schmeiß amal a Runden, wegen deim ersten Preis. Da g'hört jetz a Stoff nei, in dein Kübel. Hast s' ja glänzend absolviert, deine Rolln als Maronifrau.“
„I hob' ja . . . gar koa . . . Rolln“, wollte sie sich wehren . . . Der dicke Spender des schönen silbernen Eimers hatte sich zu ihr gesetzt; sie faßte Vertrauen zu ihm. „Gelten S', Herr“, bat sie dringlich und schluckte auf — „Sie sagn' jetz' zu die Herrn, de suin mi nimma dableckn?“
Der Herr sperrte den Mund auf. Aber man wußte nicht, war es Aphrodisias Bemerkung, die ihn dazu veranlaßte, oder eine leise Mitteilung des Portiers, der sich zu ihm herangewurmt hatte. „W a s??“ stammelte er . . .
„G'wiß is wahr, Herr Hauptkonservator“, flüsterte der Portier. „Vor einer Stund is er g'storbn. Schlaganfall. Die Gemahlin hat grad' telephoniert. Ganz auseinand is, die Gemahlin.“
Der Herr Hauptkonservator sah langsam das Weiberl an und langsam den Portier. Und dann wieder das Weiberl. Er lüftete der Erschrockenen das Kopftuch, ganz insgeheim; und sah einen spärlichen, aber zweifellos naturgewachsenen Rattenschwanz darunter. Und wo seine Finger sich noch weiter tasteten, erfühlte er (wenn auch nur noch andeutungsweise und wenig reizvoll) Originalformen, die der Professor Blummerer selbst bei sorgfältigster Maskierung wohl kaum in dieser Lebenstreue an sich hätte erzeugen oder sonstwie hervorrufen können.
„Is schon gut“, sagte er leise zum Portier. „Sag'n S' nix davon.“ Nachdem er sich beruhigt, nahm er das Weiberl am Arm und geleitete es, scheinbar unbefangen dabei scherzend, ganz hinaus. Draußen drückte er ihr noch ein Fünfmarkstück in die Hand.
— — — So kam es, daß der jäh verewigte Kunstmaler Blummerer noch in letzter Stunde seinen Prinzipien treu blieb und einen Doppelgänger schickte. Und als man ihm das Gebiß herausnahm, auf der Bahre, sah er der Aphrodisia Murr akkurat und unwahrscheinlich ähnlich.
Okkulte Kreise sprachen vorübergehend von einem „Phantom in der Stunde des Ablebens“.

Kostümfest

(E. Thöny)



„Nein, im Frack dürfen Sie nicht hinein, wenn Sie kein Maskenzeichen kaufen!" — „I beg your pardon — ich bin ja gerade kostümiert, in Wirklichkeit bin ich der Maharadscha von Indore."

Trick

(Jeanne Mammen)



„Weeßte, eijentlich müßte sich unsereene als Nutte maskieren, denn jlooben's eenem die Männer jar nich, daß man wirklich eene is!"

Faschings-Impression

Du trittst in einen Saal und bist perplex:
Da wudeln die phantastischsten Gestalten!
Sie werden zähe diese Nacht durchhalten
bis früh um sechs.

Sie sind maskiert, – wenn weiblich: mehr entkleidet.
Die bravste Hausfrau wirkt hetärenhaft
und übertrifft die Künstlerinnenschaft,
die so schon jedes Kennerauge weidet . . .

Hier gibt es Völker, die man gar nicht kennt,
hier die Goldpapier als Büstenhalter tragen,
die Luftballons wie Große Lose jagen
und grundlos gröhlen, wenn auch permanent.

Hier ist der Tanzplatz, den man nicht mehr sieht,
wo alle wie Konservenfisch gedrückt sind
und wo die Menschen ganz darauf verrückt sind,
daß man ihr Bein als eignes mit sich zieht.

Hier ist man selig über Kleinigkeiten.
Hier scheint's egal, ob grade oder schief.
Hier nimmt man sich beinahe objektiv
und korrigiert damit die miesen Zeiten.

Walther C. F. Lierke

Wiener Faschingsgeschichten

Der Konsum

Ein Wiener Ballsaal. Zu vorgeschrittener Stunde.
Obwohl sich ein Pärchen nach dem andern, heißgetanzt, bereits vom Tanzbetrieb zurückzieht, sind die Büfetträume fast leer.
Dagegen herrscht in einem schmalen Gang ganz ohne ersichtlichen Grund ein unbeschreibliches Gedränge.
„Sagens, was is denn da hinten los?" wandte ich mich neugierig an einen Saalaufseher.
„Gar nix is los!" replizierte trübe der Wohlinformierte, „durt hinten is bloß dö Wasserleitung, verstehngans!"

Pauschalierter Fasching

Am Tage vor dem derzeit repräsentativsten Wiener Faschingsfest begegnete ich meinem alten Freunde, dem Kommerzialrat Necheles.
„Na, Herr Kommerzialrat", erkundigte ich mich, „sieht man Sie morgen auf der Allandredoute?"
„Gar ka Red'," wehrte der Kommerzialrat ab, „ich bin kein Freund von solche Sachen. Unter uns gesagt, ganz ignorieren darf unsereins den öden Faschingsrummel ja nicht, sonst heißt es gleich: eiweh, der Kommerzialrat is pleite und kann sich nicht einmal einen Ballbesuch leisten, — — — aber was hab' ich gemacht? Ich hab' mir einfach für fufzig Schilling einen kleinen Reporter engagiert, und der trägt mich in die Präsenzlisten von allen repräsentativen Veranstaltungen ein!"

Salpeter



Wolfgang Goetz: Eine deutsche Geschichte. (Verlag Ullstein, Berlin.)

Als Wolfgang Goetz seinen „Neithardt von Gneisenau" auf die Bühne gestellt hatte, gab es eine grimmige Geisterschlacht zwischen ihm und Stresemann über „den wahren Gneisenau". Diese „deutsche Geschichte" sollte Seite für Seite solche Kontroversen entfesseln. Dann endlich könnten die Deutschen Goethes Wort auf sich beziehen: „Keine Nation gewinnt ein Urteil, als wenn sie über sich selbst urteilen kann." Das ist immer noch nicht möglich, weil uns unsere Geschichte gleichgültig geworden ist. Das unbedingte Verdienst Wolfgang Goetzens ist: Das lebendige Geschehen den Zähnen der Hof-Historiographie und den Hufen des alles zerstampfenden Elefanten Langeweile entrissen zu haben. Vielleicht, daß manchmal die Deutlichkeit der Dinge selber leidet unter einem Zuviel von Bemerkungen über die Dinge, vielleicht, daß zuweilen das Feuilleton, zuweilen das dichterische Pathos zu sehr überwuchern — aber all diese Bedenken sind belanglos vor der unbedingten Auszeichnung, die diese Arbeit verdient: Sie strotzt von Leben. Was für Tragödien und Komödien, was für Novellen und Anekdoten liegen unter dem zusammengestürzten Gerüst der Geschichtszahlen begraben und arbeiten sich hier hervor! „Eine deutsche Geschichte" von Wolfgang Goetz — das ist ein Aufruf an die Deutschen, deutsche Geschichte zu erleben.

Dr. H. A. Thies

Kasimir Edschmid: Feine Leute oder die Großen dieser Erde. Roman. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig. 1931.)

Amerikanische und europäische Geldmagnaten tummeln durch das mondäne Leben des Lido ihre kalten Leidenschaften, kleinstiliges Gesindel schmarotzender Trabanten folgt schnüffelnd der Spur dieser „Großen". Hier wie dort gut gesehene, mit scharfem Strich umrissene Typen der internationalen Gesellschaft, der Welt, in der man sich nicht langweilt, sondern liebt (hetero und homo), schlemmt, Rekorde schlägt und gelegentlich Perlenkolliers aus Nachtpötten stiehlt. Geldsummen schwirren zwischen diesen Gentlemen umher, die einen Vertreter der Mittelstandsklasse in blassem Neid erschauern lassen. Man könnte im Zeichen der Notverordnungen weiß Gott auf etwas Gemüt verzichten, wenn man dafür — aber noch rechtzeitig belehrt uns der Autor darüber, daß ein hochprozentiger Charakter — hier durch einen englischen Offizier vertreten — zum mindesten innerlich auch befriedige. Wie dieser verarmte Edelmann die Ehe mit einem Mädchen, das er liebt, aus dem Grunde grimmig ablehnt, weil es — ei verflucht — zu viel Geld hat — — — hm — — —. Es hätte dieses gemütvollen Märleins gegen Materialismus, Mammonismus und Hochstapelei nicht bedurft, um das Buch so amüsant zu machen, wie es ist.

A. Wisbeck

Erich Knauf: „Ça ira!" Reportage-Roman aus dem Kapp-Putsch. (Büchergilde Gutenberg/Berlin.)

Liest man heute einen Weltkriegsroman, so sind die Geschehnisse jener vier Jahre immer wieder wie gegenwärtig und gehen einen persönlich an. Noch heute ist es einem kaum möglich, das Damals als etwas Historisches zu betrachten. Liest man dagegen einen Klassenkampf-Roman, so kommt er einem nahezu historisch vor. Es mag im Falle des vorliegenden Romans daran liegen, daß das Klassenkampf-Bedingte die gesamte Perspektive des Autors zu einseitig bestimmt. Der Kapp-Putsch hat sich schließlich nicht nur gegen die Arbeiterklasse im engeren Sinne gerichtet. Wir sprechen dem Roman alle guten Eigenschaften einer ehrlichen Wirklichkeitsschilderung zu. Wir vermissen die Zielsetzung, die über die Parole einer kämpfenden Klasse hinausgeht. Wir vermissen sie heute um so stärker, da wir allmählich zu wissen glauben, daß uns weder ein „Ça ira!" der Carmagnole, noch überhaupt irgendeine Klassen-Ideologie die nötige Aufschließung des deutschen und des europäischen Horizonts zu bringen imstande ist. — Das Buch als solches: anständig, einfach, dabei fesselnd, kraftvoll, ja ungestüm manchmal. Auf alle Fälle, wie schon gesagt, ehrlich und deswegen sympathisch.

Walther C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

C. G. Schillings: „Mit Blitzlicht und Büchse". R. Voigtländer-Verlag. Leipzig.
A. H. Meyberg: „Weltbrand und Wirtschaftschaos". Hermann Hartmann, Hannover.
Günter Weisenborn: „Barbaren". Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin.
Erich Knauf: „Daumier". Büchergilde Gutenberg, Berlin.
J. Holz-Reyther: „Gracchus Babeuf". Verlag „Der Neue Mensch", Wien.
Theodor Plivier: „Des Kaisers Kulis". Malik-Verlag, Berlin.
Günther Franzke: „Gesänge gegen bar". Wolfgang Jeß, Dresden.
Frank Hives und Gascoigne Lumley: „Ju-Ju". Drei-Masken-Verlag AG., München.
Friedrich Sieburg: „Die rote Arktis". Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Rudolf Jeremias Kreutz: „Die Krise". Saturn-Verlag, Wien-Leipzig.
Berthold Vallentin: „Winckelmann". Georg Bondi, Berlin.

Bitte keine Demaskierung! / Von Hans Seiffert

Mein liebes Kind,
behalt die Maske vorm Gesicht!
Ich bin auf deine Züge nicht begierig.
Ganz ohne Maske –
– weißt du das noch nicht? –
ist dieses Erdenleben allzu schwierig.

Wir kennen uns,
wie eben Mensch den Menschen kennt.
Wir sind uns, glaube ich, sehr nah gekommen.
Mein liebes Kind,
wir wären bald getrennt,
wenn du die Maske einmal abgenommen.

Dann erst,
wenn, wie man sagt, die Maske fällt,
wirst du in tausend Masken dich verlieren.
Drum bitte ich
um alles in der Welt:
Du sollst dich nie und keinem demaskieren!

Faschingologie / Von Kat

Es ist dies eine noch junge Wissenschaft, deren Ergebnisse keineswegs unbezweifelt bleiben. Dennoch seien sie für ein breiteres Publikum im folgenden knapp dargestellt.

Forschungsgegenstand ist der Fasching. Fasching ist, wenn man darf. Trotzdem soll es auch in Deutschland Fasching geben. (Siehe Prof. Widrig, „Introcyclische Beiträge zur Hypnomesie des Faschings", Bd. IV, S. 388—403. München, 1926.)

Am häufigsten wurde der Fasching in den späteren Wintermonaten beobachtet. Es dürfte sich also, da im Fasching viel animalische Wärme konsumiert wird, im Grunde um eine Maßnahme zwecks Brennstoffersparnis handeln. (Wird von Dr. Grausam in der vierten Auflage seiner „Studien über die Genesis des Faschings", Piesteritz, 1930, allerdings bestritten.)

Die vom Fasching Befallenen bewegen sich in charakteristischen, entfernt tanzähnlichen Bewegungen und nähren sich von Konfetti, Spiritus und Devisen, soweit letztere nicht staatlich bewirtschaftet werden. (In Österreich zum Beispiel, wo dies der Fall ist, wird zur Entschädigung dafür von der Regierung das ganze Jahr hindurch Ulk getrieben.)

Zur Zeit des Faschings werden überall heitere Maskenfeste veranstaltet, bei denen keiner der Teilnehmer sein wahres Gesicht zeigen darf, bevor es zwölf geschlagen hat. So soll in Deutschland demnächst der Reichstag einberufen werden.

Der Fasching tritt hauptsächlich in zwei Stadien auf. Das erste, mildere, nennt man Redoute, weil da zugunsten der Armen getrunken wird; das andere, intensivere Stadium heißt Atelierfest: hier wird den Armen etwas gemalt. (Als Quellenwerk über Atelierfeste sei auf die „Jahresberichte des Statistischen Reichsamtes, III. Band, Bevölkerungsbewegung" hingewiesen.)

Dehnt sich der Fasching über das ganze Jahr aus, dann heißt er Tannenbergbund.

Atelierfest *(Kurt Werth)*



„Aber, Herrschaften, ehe nicht jeder von euch eine jede abgeknutscht hat, kann er doch noch gar nicht wissen, welche er nu wirklich liebt!"

Programm des Narrenzuges 1932 / Von Hansate

An Stelle des ausgefallenen Faschingszuges findet in München ein offizieller, von Stadt und Staat subventionierter Protestler-Umzug statt, an dem nahezu alle Kreise der Bevölkerung, vornehmlich aber Vertreter von Handel, Industrie und Gewerbe teilnehmen und alle gegen alle protestieren.

Den Anfang macht, wie nach zahlreichen Geheimsitzungen und parlamentarischen Abstimmungen im Rathaus und Landtag nun endgültig feststehen dürfte, der Wagen der NSDAP., mit dem Führer persönlich in der Gestalt des Siegfried. Aus dem Fundus der Bayrischen Staatstheater wurde der Original-Balmung entliehen, mit dem Hitler-Siegfried der von der wabernden Seidenband-Lohe (System Fön!) umringten Brunhilde den Panzer aufschlitzt. Ein laufendes Schriftband verkündet: „Wir protestieren gegen den Schlaf! — Wir protestieren gegen die allzuwenig schlafende System-Presse! — Juda, verrecke! — Wir protestieren gegen die immer noch allverehrte Person des Herrn Reichspräsidenten! — Fehlende Prozente, erwachet! — Wir protestieren — — —“ Noch manche schlagkräftige Überraschungen birgt das laufende Band, das wir jetzt mit sich allein lassen. Hinten auf dem (mit holden Jungfrauen und Jünglingen, welch letztere wiederum untereinander protestieren, erfüllten) Wagen sieht man einen kleinen Herrn im Gehrock, gleichsam als lustige Person, sich in grotesken Stellungen vor einer allegorischen Figur, der Frau Politik, bewegen. Es ist Hugenberg, der sich in den 110 Oppositionen übt . . .

Es folgt die Spitzenorganisation der Maskenverleiher, die gegen den Ausfall des Maskentreibens protestieren. Der Spruch in ihrem Wappen: „Keine Zuchtwahl fürs Dritte Reich!“ bezieht sich auf den Protest der Organisation gegen den kürzlich von der NSDAP. eingeführten Heiratskonsens. Die Organisation hat in der Presse ihre schwerwiegenden Bedenken bereits erörtert: Sollte die NSDAP. mit ihrem Plan durchdringen, durch Kopulierung geeigneter Paare ein Geschlecht zu erzeugen, wie es germanischen Rassetheoretikern in der Phantasie vorschwebt, so würden nicht nur die gesamten Bestände an Germanenbärten, Jungfrauengelock, Siegfriedsblondhaar und sonstigem Rassezubehör unverleihbar werden, sondern auch die großen Läger an Charakter- und Groteskmasken jeglicher Art ausscheiden, durch eigene Produktion in der Partei.

Der nächste Wagen ist deutlich in zwei Hälften getrennt. Der vordere Teil protestiert gegen den hinteren, beide gegeneinander. Der vordere ist gegen Aufrüstung, der hintere gegen Abrüstung.

Die magisch erleuchtete blaue Grotte des folgenden Gefährts, in der reizende Elflein um schimmernde Kroninsign'en tanzen, ist aufgestellt von der „Vereinigung Dem Gedenken bayrischer Herzöge und Könige von Thassilo bis Ludwig“. Rund um einen blauen Diamanten liest man die Worte „Wir protestieren gegen das Heute! In einer Republik protestieren wir gegen jeden Sonnenaufgang!“

Mit dem Gesang „Wir Lämmlein auf der Weide, wir sind für Wonn' im Le'de!“ naht sich eine weißgekleidete Jungfrauenkongregation auf dem nächsten Wagen. Alle Jungfrauen verdecken die Augen mit den Händen, um nicht ihren eigenen Protest lesen zu müssen: „Wir protestieren gegen Geburtenbeschränkung! Motto Shakespeare: ‚Laßt der Begattung freien Lauf!‘“

Indessen folgt diesem Wagen auf dem Fuße — und außerdem zu Fuße — eine fünf Meter hohe phantastische Figur im langen Kittel, der oben weiß ist und einem Arztmantel, unten schwarz und einem Richtertalar gleicht. Oben steht schwarz auf weiß: „Wir protestieren gegen die Proletarisierung unseres Volkes!“ — unten weiß auf schwarz „Wir protestieren gegen jede Lockerung des § 218!“

Der hohe, schneebedeckte Berg des nächsten Wagens ist der Himalaja, für den es neuerdings zahllose Bezeichnungen gibt (ein Wörterbuch ist in Vorbereitung!). Die reizend ausgeführten Puppen in echten Bergsteigerkostümen der Firma Wetterfest, München, tragen außer ihrer schweren Ausrüstung ein Plakat: „Wir protestieren gegen die Erstbesteigung des höchsten Berges der Welt durch artfremde, unbayrische Bergsteigergruppen!“

Das mit rosa Kissen und Steppdecke ausgestattete zweischläfrige Bett des nächsten Wagens lockt uns in freundlichere Gefilde. Ein flügelschlagender Genius — gleichsam eine Vereinigung von Eros und Merkur — hält eine Harfe, deren Rahmen den Namen des Veranstalters zeigt: „Sonderausschuß zur Wahrung der autarkischen Interessen des deutschen Hotelgewerbes.“ Über dem Bett hängt der Spruch, sinnig als Wandspruch verkleidet: „Geht nicht in die Falle der Ausländer!“ Die Harfe des allegorischen Jünglings trägt das Schriftband: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“

Auf dem vorletzten Wagen sind einzelne Gruppen nur noch schwer zu unterscheiden: ein wildes Durcheinander erfüllt den Wagen. Man erkennt nur vorübergehend Gruppen mit Schriftbändern. Hier protestiert der „Hochbund für freie und angewandte Körpergymnastik“ gegen den protestierenden Verein „Hie gut Turnvater Jahn allewege!“, der „Handelsverband zur Hebung des Heringsverbrauchs“ kämpft mit der „Spitzenorganisation zur Verbreitung des Bücklings“ usw. usw. Besondere Erwähnung verdient eine kleine Gruppe echt Münchner Dackel: „Wir protestieren gegen das Überhandnehmen artfremder Rassen in unsrer Stadt und verlangen Wiederherstellung unsrer alten Rechte!“ In einem Himmel über ihnen hängen echte Weißwürste.

Den Beschluß des Zuges macht eine Figur, wie man sie wohl noch nicht zu sehen bekommen hat: Eine lustige Person, die durch kunstvolle Herrichtung in jeder denkbaren Weise zerschnitten, zerspalten und zerlegt ist, sogar die Haare sind gespalten und winden sich spiralförmig in die Luft. Auf Millionen Streifen liest man das Wort: „Wir protestieren!“

Hochgefühl (*Jos. Sauer*)



„Sixt, Katherl, so hat scho amoi mei Ahne vor sein' Vorg'setzten hi'treten derfa und sag'n: ‚Germane Huaber meldet sich gehorsamst zur Stelle'!“

Faschingsgeschichten

Der Optimist

Auf dem Kostümfest der Schriftsteller erschien der Dichter M., eine Säule des Literaturzirkels, im Café Herrenhof, in einem (natürlich ausgeborgten) Frack mit schwarzer Krawatte.

„Mensch, bist du verrückt?“ packte ich M. am Frackschößel, „mit deiner schwarzen Krawatte siehst du ja aus wie ein Kellner!“

„Ja freilich!“ nickte M. eifrig, „und ich hab' mir eben gedacht, in diesem Kostüm werd' ich doch von dem einen oder andern Ballbesucher irrtümlich ein Trinkgeld kriegen!“

Der ungebetene Gast

Ein völkisches „Fastnachtsfest“ in Wien. — Plötzlich erscheint an der Kasse ein ziemlich schlecht gekleideter Herr, der überdies durch schwarzes Haar und eine verdächtig gerundete Nase peinlich auffallen muß.

Der Kassier, in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, weist auch sofort drohend auf das Täfelchen: „Juden sind hier nicht erwünscht!“

Der lästige Gast aber zieht eine Legitimation aus der Tasche und fragt: „Sagen Sie ehrlich, Herr Kassier, sind Ihnen wirklich arische Steuereinhebungsorgane erwünschter?“

Spt.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—, das Vierteljahr S 12.— In der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Rudolf Schulte, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Konsumfinanzierung

(Wilhelm Schulz)



„Den Leuten scheint's noch recht gut zu gehn. Wovon wird das nur alles bezahlt?" — „Von dem Geld, das einer dem anderen schuldig bleibt!"

Das Wohltätigkeitsfest

Eine einst sehr bekannte Fürstin, die sich besonders durch große, glänzende Veranstaltungen zu wohltätigen Zwecken auszeichnete, hatte einmal — es war noch vor dem Kriege — bei ihren Bemühungen, für die Armen alle Reize ihrer schon sehr bejahrten Liebenswürdigkeit spielen zu lassen, geradezu beschämendes Pech. — Alle Interieurs des mondänen Hotels, in dem sie wieder mit einem ihrer von der allerersten Adels- und Finanzgesellschaft mit außerordentlicher Vorliebe besuchten Feste brillierte, waren pompös dekoriert, Herren und Damen selbstverständlich wie bei einem „Théâtre paré", überall wurden die besten Leckerbissen, Weine, Liköre und Champagner von unwahrscheinlich goldbetreßten Lakaien unter wohlwollender Assistenz schöner Damen der Gesellschaft zu Phantasiepreisen serviert, während ein auserlesenes Orchester musizierte.

Die liebenswürdige alte Fürstin beteiligte sich hingebungsvoll an der Arbeit für das gute Werk und bot, von zwei Lakaien flankiert, echten französischen Champagner in hohen Kristallgläsern an. Plötzlich bleibt sie vor einem jungen tadellosen Herrn, einem amerikanischen Diplomaten, stehen, bietet ihm ein Glas Champagner an und fügt die Worte hinzu: „Bitte für die Armen. — Ein Glas kostet zehn Kronen."

Gleich darauf führt sie das Glas an ihre Lippen und meint dann: „Nachdem ich jetzt davon genippt habe, kostet es zwanzig Kronen." — Der junge Mann schien erst etwas frappiert, faßte sich aber rasch und erwiderte: „Ich danke Ihnen, Fürstin; hier sind fünfzig Kronen, aber bitte, geben Sie mir ein anderes Glas."

Berton

Demaskierungen / Von Ratatöskr

Mimik

Gar mancher spielt den grimmen Hecht
im Karpfenteich (und oft nicht schlecht)
und ist doch, wenn wir ihn entlarpfen,
nichts als ein malkontenter Karpfen.

Moderner Luzifer

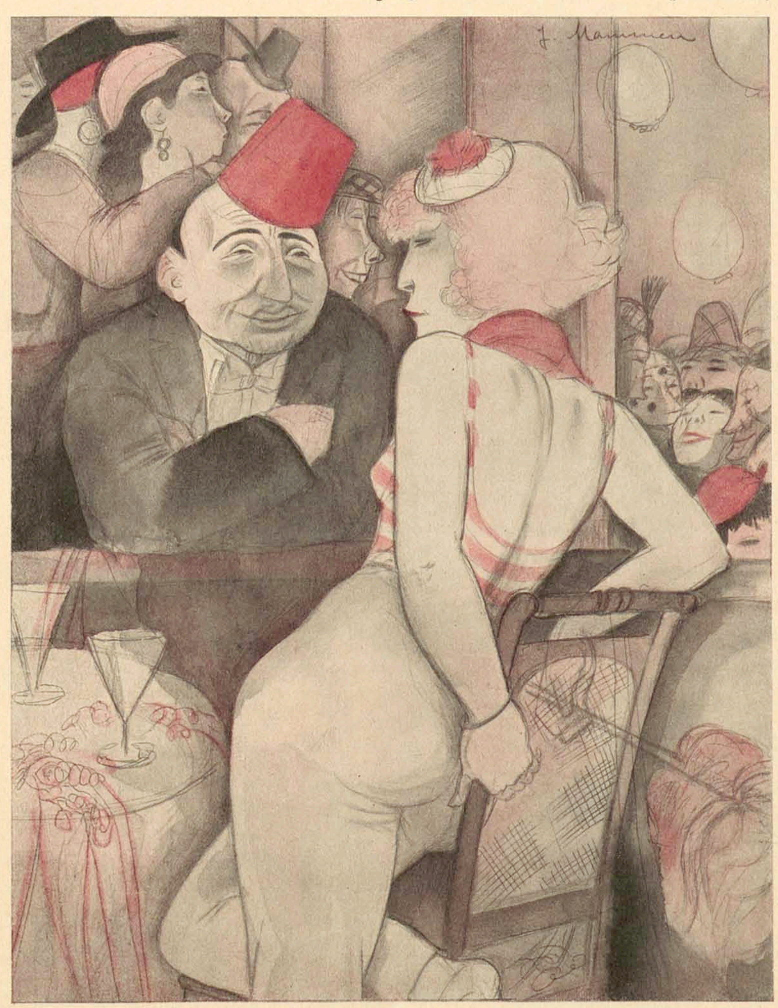
Du willst in Dunkelheit und Pein
Lichtbringer uns und Zündholz sein?
Vom Schwefel freilich qualmt's und schwelt's;
jedoch, o Freund, am Phosphor fehlt's.

Glaube

„Was hilft im Sturm Räson, Gedanke?
Ich schwing' mich auf des Glaubens Planke!"
... Das heißt: als Unterschlupf und Bett
dient dir vor deiner Stirn das Brett.

Taktgefühl

(Jeanne Mammen)



„Nee, weeßte, mein Lieber, die erste Pulle zwingt ja moralisch noch zu nischt, aber nach der zweiten fühlt sich 'n anständiges Mä'chen eben doch zu Jejenleistungen verpflichtet!"

Ausnahmefall

(M. Frischmann)

„Ja, ja, Johann, einmal im Jahr darf sojar der Aristokrat ohne Schädigung des Standesjefühles jestehen, daß er doch schließlich auch bloß 'n Mensch ist!"

Paneuropa

Herr Briezel saß mit mir auf dem Atelierfest.
Während er an seinem Zwetschgenwasser nippte, sagte er melancholisch: „Wemmr sich so ännen Masgnball anguggd, dann mußmr als indellichendr Mensch fordwährend an Bahneuroba denken."
„Eigentümlicher Einfall, Herr Briezel."
„Näh, das is dorchaus nich eichendiemlich. Das is glar auf der Hand liechend. Sähnse, da sähnse ännen Schbanjer. Und da ännen Schoddländr. Und dord hubbsd ä Diroler rum. Und da änne Holländerin und dord änne bolnische Jungfrau. Die sin alle besoffen. Drum verdraachn die sich auch so glänzend. Wenn die nich besoffen wären und die sähen sich in ihren Gosdiemen, die wirdn sich alle gomisch finden. Die gämen sich alle bleede vor. Da ginge die Schdängkerei balde los. Da wäre keine Einichgeid wie jädzd. Und das is alles bloß, weil die alle besoffen sind. Wenn die nich alle so färchderbar beschiggrd wären, da wirdn die jädzd nich middnandr schärwln, da wirdn die sich furchdbar rumbadalljn. Und sähnse, so isses auch mid Bahneuroba. Die Bahneurobäer, die sind leider nich duhn. Da lunzd einer auf den andern. Da gönnd geiner dem andern die Lufd. Und desdrwäjn giexd einer auf den anderen los. Desdrwäjn heerd die Gabbelei nie widdr auf. Und desdrwäjn saache ich mir als hallwäje indellichendr Mensch, wenn ich auf das Garnevalsdreiben hier gugge: Das gann nich gud ausgehen. Das muß Glamaug geben."
Herr Briezel steht auf und steuert dem Büfett zu: „Jädzd saufe ich mir einen an. Jädzd werde ich mal richdch eingachln. Das is noch das einzje Verninfdje, wasmr bis zum nächsdn Weldgrieche machen gann . . ."

Kurt Miethke

Fasching 1932

Der Fasching ist da. Die Berliner Bars stehen besorgt.
„Voriges Jahr waren die Bars so voll, daß keiner hat sitzen können."
„Und dieses Jahr?"
„Dieses Jahr sitzen so viele, daß die Bar sich nicht wird füllen können."

J. H. R.

Das Interview / Von H. K. Breslauer

„Schnülpe", sagte der Chefredakteur zu seinem Filmreporter, „so'n Filmball ist eine Sache . . . Heute können Sie mal zeigen, was Sie imstande sind. Interviewen Sie die Lilli Li, wir brauchen einen Artikel über das Weib . . . Aber bringen Sie Neues — verstanden — nicht immer denselben Quark!"
„Kein Kunststück, Chef!"
Und Schnülpe machte sich sofort auf die Jagd.
Er pirschte sich an Lilli Li heran, ließ sie nicht aus den Augen, und stellte die Göttliche, als sie, der Verehrerschar entrinnend, in einen stillen Seitengang flüchtete.
„Göttliche Li, unsere Leser wollen von Ihnen hören!"
„Ach, wie nett", sagte sie, „dann schreiben Sie, daß ich mich scheiden lasse —"
„Nicht neu!" meinte Schnülpe.
„— und den Maharadscha von Capodistria heirate!" Li lächelte verführerisch, und ihre Nasenflügel bebten.
„Zieht nicht mehr. Alle Filmstars haben für das Interview einen Maharadscha im Bett!"
Li trippelte nervös auf und ab.
„Meine berühmten Perlen —"
„— die wurden schon zu oft gestohlen!" seufzte Schnülpe melancholisch.
„Mein neuer Vertrag mit Hollywood —"
„So groß kann die Gage nicht sein, daß auch nur ein Leser darüber staunt."
Li spielte ungeduldig mit dem Taschentuch.
„Mistreß Imperdumper hat mich wegen Ehebruch verklagt —"
„Wenn schon", sagte Schnülpe traurig, „unsere Leserinnen sind auch daran gewöhnt."
„Die Frauenorganisation der USA. will mich zur Ehrenjungfrau ernennen!"
„Schönste Li, in Amerika ist so ein Mumpitz wohl möglich — bei uns kennt man Sie!"
„Al Brigante hat mich geraubt und erpreßte —"
„Vor fünf Jahren war das neu —"
Li warf den Kopf in den Nacken.
„Ich lasse meine Oberschenkel auf eine Million Dollar versichern!"
„Da beneide ich den Arzt der Versicherungsgesellschaft!" erwiderte Schnülpe galant, „ansonsten ist der Stoff zu abgebraucht!"
Li, die strahlende Li, wurde immer nervöser und gereizter.
„James Vanderstift hat sich vergiftet —"
„Nichts von unerwiderter Liebe, daran glaubt kein Mensch."
„Ich habe acht Autos, drei Jachten —"
„O — o —", meinte Schnülpe mißbilligend, „das sind die Kinderschuhe des Stars. Denken Sie nach, teuerste Li, es muß Ihnen etwas einfallen, was noch nie dagewesen ist!"
Lilli Li trat von einem Fuß auf den andern, zerriß das köstliche Spitzentaschentuch und stöhnte verzweifelt.
„Ich kann nicht nachdenken — es ist mir unmöglich . . . Ich bin ja den Menschen davongerannt — weil ich — weil ich — ach — fragen Sie mich nicht — weil ich schon so dringend muß!"
Und blitzschnell huschte die Göttliche ins W.C.
Schnülpe starrte verblüfft die Tür an, die sich vor seiner Nase schloß.
Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und Loibner, sein väterlicher Freund und Berater, fragte teilnehmend: „Nun, mein Junge, was ist los mit dir, warum machst du so ein verdattertes Gesicht?"
„Soll ich nicht", jammerte Schnülpe, „ich will die Lilli Li interviewen, brauche etwas Nochniedagewesenes, etwas was man noch nie von einem Star gelesen hat, hab' allerstrengsten Auftrag vom Chef — und sie rennt mir davon — — — weil sie muß!"
Loibner lachte vergnügt.
„Deshalb bist du so niedergeschlagen? . . . Menschenskind, von so einem Filmstar weiß man doch schon alles und noch mehr . . . Du siehst den Baum nicht vor lauter Wald . . . Lauf, hol einen Photoreporter, mach eine Aufnahme von ihr — ja — da drinnen — schreib einen Artikel dazu — und du hast, was du suchst, das einzige, was von den Stars noch nicht in Reklame umgesetzt wurde!"

Rund um den Fasching

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken

Ein Berliner aus Breslau, begierig, die Freuden des Münchner Faschings kennenzulernen, begibt sich auf eine Redoute ins Löwenbräu. Mit beneidenswertem Instinkt gerät er dort gerade an einen besonders preußenfeindlichen Münchner, dem er viel Rühmenswertes von sich erzählt. Der Münchner schweigt. Er schweigt intensiv. Das stört unsern „Berliner" gar nicht. O nein! Er fragt sein stummes Gegenüber: „Na, sagen Sie mal, wie alt schätzen sie mich eigentlich?" Nach einem tiefen Schluck, dem ein kleiner Virginierhusten folgt, läßt sich der Eingeborene vernehmen: „Sie. Sie san leicht zum Schätzen. Sie san zweiundfünfzig Jahr alt." — „Donnerwetter, Mensch, wie haben Sie das so genau erraten, ist ja fabelhaft!" jubelt der Berliner. „Ja wissen S'", kommt gewichtig die Antwort, „i hab an Bekannten, der sieaht Eahna runtergrissen ähnlich. Der is sechsundzwanzig Jahr alt und a halberter Depp."

Die Frage

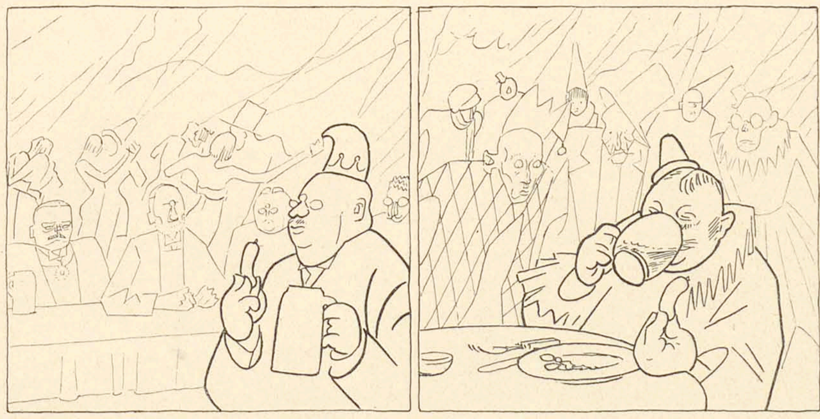
Ein waschechter Münchner von freundlichem und harmonischem Gemüt besuchte kürzlich zum erstenmal in Hamburg eine Faschingsveranstaltung. Der Unterschied zwischen Süd und Nord, von dem man ihm schon erzählt hatte, wurde ihm hier schnell klar. Nach Überwindung schwerer Hemmungen gegenüber den vielen abweisenden und verschlossenen Gesichtern brachte er es schließlich doch fertig, seinen Stuhlnachbar anzureden. Die vorher genau überlegte und sorgsam ins Hochdeutsche übersetzte Frage lautete: „Sind Sie eigentlich nur traurig, oder sind Sie Hamburger?"

Faschingsdialog

„Wie findest du Arianne?"
„Sehr nett. Aber so lange ich ihr schon den Hof mache und soviel ich mich auch um sie bewerbe, sie hat noch nicht einmal für nötig gehalten, mich merken zu lassen, daß sie mich liebt."
„Bewirbst du dich schon lange um sie?"
„Doch. Schon über zehn Minuten." J. H. R.

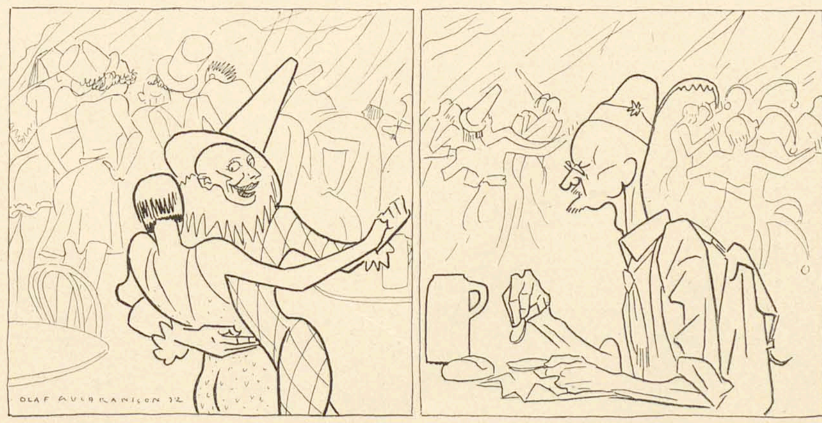
Not-Fasching

(Olaf Gulbransson)



„An dem Tisch da, das sind Politiker; die sind hergekommen, um mal Narren zu sehn, die nicht ernst genommen werden wollen."

„Was, scho 's dritte Paar Weißwürscht'? – Vagnüg'n war scho recht, aber es derf halt net in Ausschweifung ausarten!"



„Was is denn da passiert, daß d' Leut' so hidrucka?" – „Ja, denken S' Eahna nur, da sitzt oaner und sauft an Schampus!"

„Ich geh am liebsten als Bergsteiger kostümiert, da kann ich mir mein Abendessen im Rucksack mitnehmen!"

Notopfer in Kostüm

(Karl Arnold)



„I sag's wia's is, liabe Frau Weinzierl, für so a bißl Gaudi achtz'g Pfenning Lustbarkeitssteuer, da vergeht einem der Humor!"

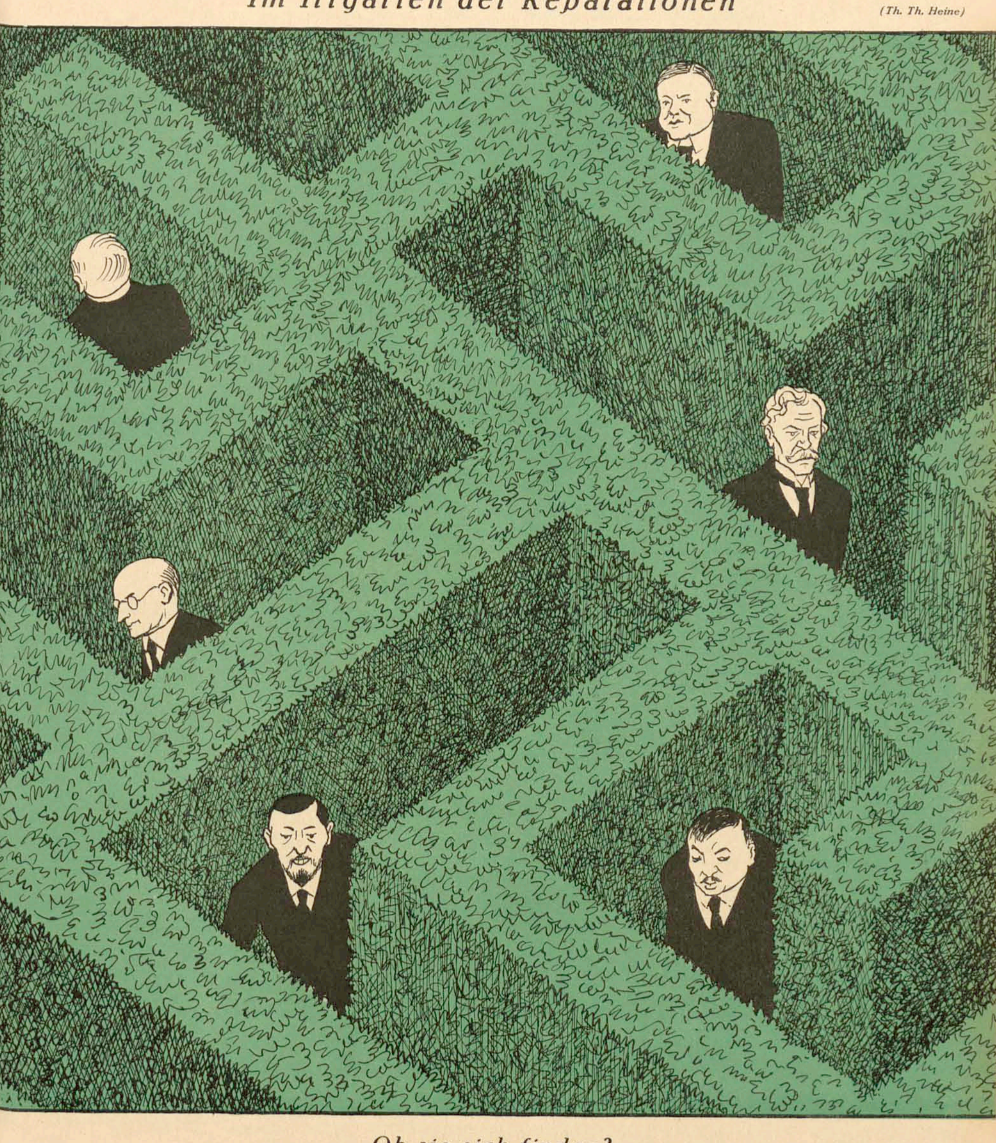
Stuttgart, 8. Februar 1932 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 45

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Im Irrgarten der Reparationen

(Th. Th. Heine)



Ob sie sich finden?

Trübes Lied / Von Karl Kinndt

Herr, wissen Sie einen Ort auf der Welt,
wohin Sie gern führen, wo's Ihnen gefällt?
Ich selbst muß die Frage verneinen:
ich weiß nämlich leider keinen —

Bei uns ist überall Elend und Not,
man redet, verleumdet und schießt sich tot;
statt Silberstreif-Horizonten
grün-rot-braun-eiserne Fronten!

In Amerika gibt's keinen Alkohol,
in Indien fühlt man sich auch nicht wohl,
und China und Japan bereiten
sich vor zu „großen Zeiten".

In Spanien ist immer noch Revolution,
in Polen hängt man dich auf als Spion –
Und wo die Gewehre nicht knallen,
hört man die Währungen fallen.

Am liebsten führ' man nach Afrika,
doch leider sind nur noch Filmleute da,
die alles niedermähen,
um einen Kulturfilm zu drehen.

Auch die Südsee war schön. Doch gerade zur Zeit
treten dort Vulkane in Tätigkeit.
Weshalb ich abends oft bete:
Herr, schenk' uns die Mondrakete!

– – Na, und? Dann wäre sofort der Mond
von Kapital-Flüchtlingen bewohnt,
und man träfe am Ende der Mondfahrt
womöglich grad' Herrn von Gontard –

Groß war die Welt und schön war die Welt,
bis der Mensch sie verkleinert und bös entstellt!
Man kann nur auf geistigen Gleisen
per Alkohol flüchtend verreisen – – –

Mauern her! / Von A. M. Frey

Etwas steht vor der Tür. Es wird, ohne umständlich anzuklopfen, eintreten — in das Haus Europa.

Die Sache ist die: Wir müssen uns einschränken, das weiß heute schon jeder Säugling, der nur noch am abgebauten Busen der Mutter liegen darf. Wir müssen uns zusperren: Autarkie. Jedes Volk bearbeite emsig sein Stückchen Planet, und das durchaus für sich selbst! Daher genügen die nationalen Schranken, die Länderschranken, die Zollschranken nicht, wir brauchen mehr Schranken, wir brauchen Meerschranken.

Mit der Freiheit der Meere ist es vorbei. Der Tag der exakten Begrenztheit der Meere zieht herauf.

Im Panropaprojekt des Münchner Baumeisters Soergel ist schlagend nachgewiesen, daß technisch nichts mehr unmöglich ist, keine Abriegelung von Seebecken, keine Bauten in phantastischen Tiefen und Längen. Ernstlich: das ist erwiesen. Aber wir brauchen heute am wenigsten die Verwirklichung des Soergelschen Panropaplanes, dieser gefährlichen und sträflichen Erweiterung europäischer Horizonte — wir brauchen die strenge und trauliche Verengung. Benützen wir die schrankenlosen Leistungen der Technik zum gigantischen Bau von Schranken!

Was soll das heißen, daß beispielsweise zwischen Deutschland und Holland, zwischen Belgien und Frankreich eine haarscharf beobachtete Landgrenze aufs Meer zuläuft, dann aber folgewidrigerweise in den Wellen sich vertrödelt? Das ist unzulänglich, das genügt nicht. Wo ist Englands Wasserbereich gegen Norwegens Wasserbesitz greifbar abgegrenzt? Wo ist der Strich, der genaue Strich?

Man spricht von Zollmauern, bildlich. Es müssen um dieser bildlichen Zollmauern willen echte Mauern durch alle Gewässer hindurch aufgeführt werden. Ihre Segnungen bestehen unter anderem darin, daß der Schmuggel radikal ausgemerzt sein wird.

Die mitten durch alle Meere aufzuführenden Dämme, die über Wasser in den jeweiligen nationalen Farben gestrichen sein und an den voraus berechneten Punkten gegeneinander zustoßen werden, mögen einige Mühe und Kosten verursachen, aber man bedenke, daß das Heer der Arbeitslosen für etliche Jahre beschäftigt sein wird. Auch nach Vollendung der Bauten, die alle Seefläche um Europa her in gut abgezirkelte Rechtecke, Dreiecke, Fünfecke zerlegt, wird der Hauptteil von früher unbeschäftigten Menschen dauernd versorgt sein, da ein enormer Beobachtungs- und Sicherheitsdienst militärischen Charakters die Tausende von Kilometern Seemauer bevölkern muß.

Durchgänge, riesige verschließbare Pforten sind vorgesehen und werden eingefügt. Natürlich nicht, um der Handelsschiffahrt Spielraum zu lassen, die soll ja gerade abgedrosselt werden. Aber es war von jeher die schöne Sitte üblich, daß Kriegsflotten der einzelnen Länder sich gegenseitig besuchten. Das muß weiter so bleiben. Der Kitzel, später einmal aufeinander schießen zu können, ist dann um so größer. Überhaupt gewinnt der Seekrieg durch die neuen Maßnahmen. Man wird zuerst den Gegner über die Mauern hinweg zu schädigen, später die Bollwerke selbst zu zerstören haben. Das erhöht den Aufgabenbereich der Kriegsmarine, sie wird infolgedessen an Bedeutung, Ansehen und Ausdehnung gewinnen. Die Mauern sind, nach den ersten internationalen Besprechungen, in einer Höhe von hundert Metern über dem Spiegel gedacht. Unter Berücksichtigung des tollsten Wellengangs bei orkanartigen Stürmen wird auf diese Weise vermieden, daß auch nur ein Spritzer etwa englischen Eigentums sich in deutsches Gebiet verliert und umgekehrt. Weiterhin ist es so auch einigermaßen erschwert, sich gegenseitig in die Meere zu gucken. Flieger könnten das natürlich mühelos, aber für sie sind im Frieden bestimmte Fliegerstraßen in den parallel laufenden Schächten z w i s c h e n den Mauern — beispielsweise der Dänen und der Deutschen — vorgeschrieben; und im Kriege werden wie bisher neugierige Flieger einfach abgeschossen.

Das Wiederaufleben des alten schönen Begriffs der Mauer, der romantische Bestandteil dieses Schutz- und Trutzmittels, wie es die mittelalterliche Stadt besessen hat, wird — man hofft es von allen Seiten — sehr der Verinnerlichung der Völker dienen. Erst so wird der notwendige Gedanke des Ganzaufsichgestelltseins teils kräftige, teils krause Wurzeln schlagen.

Es wird ein englisches Meer geben, ein spanisches, ein französisches und so weiter. Das deutsche will man Mare Germanicum nennen. Die antike Benennung hat etwas Weltabgewandtes, etwas heroisch auf sich Besonnenes. So ist es gut.

Man glaube nicht, daß die Handelsschiffahrt durch dies alles zum Tode verurteilt ist. Sie lebt, aber sie lebt nur dem eigenen Lande. Das bißchen Kaffee und die paar ausländischen Zeitungen, falls wir nicht ganz auf die müßige Angewohnheit, sie zu lesen, verzichten wollen, mögen durch die Luft kommen. Jedenfalls werden die Kauffahrteischiffe durchaus nicht in den Häfen verfaulen. Beispielsweise wird Bremen Baumwolle nach Hamburg, Hamburg Zigarren nach Bremen bringen. Und sollten diese Waren im Lauf der Zeiten sich verkrümeln, so fahren die Bremer Kartoffeln, die Hamburger Kirschen einander zu (nicht umsonst sei der Werder ein so prächtiges Kirschenland!).

Vor Island, querüber von Norwegen bis Grönland, wird eine Eisbarriere gezogen, gewissermaßen der Ordnung halber. Was jenseits etwa des 65. Breitegrades liegt, soll den Europäer nichts mehr angehen. Die Barriere wird unschwer und verhältnismäßig sehr billig durch planmäßige Senkung der dort an sich schon recht niederen Temperaturen erzeugt: sie wird aus gefrorenem Wasser bestehen. An der Höhe von hundert Metern will man auch hier festhalten.

Amerika und Asien zögern noch, den Plänen beizutreten. In Europa ist man sich, in seltener Erkenntnis gemeinsamer Notwendigkeiten, einig. Afrika hat man im Schlepptau. Tastende Vorbesprechungen zwischen den Delegierten der einzelnen Staaten haben bereits begonnen. Der Plan steht und wird nicht mehr fallen. Es handelt sich eigentlich nur noch um seine Konkretisierung. Möge sie den Europäern bald beschieden sein.

Leider ist bereits ein kleiner Mißton zu verzeichnen. Frankreich, dem nie zu trauen ist, soll sich hinter dem Rücken der anderen mit Spanien dahin verständigt haben, daß ihm als Baumaterial — die benötigten Materialmengen werden natürlich ungeheuer sein — die Pyrenäen überlassen bleiben. Spanien selbst will in

Aufreizende Katermelodie

Von Peter Scher

Einen Kater hört' ich klagen
mitternachts auf unserm Dach:
In den Notverordnungstagen
sei die Liebe auch danach.

Ob nun mit, ob ohne Eh'ring,
jedenfalls und überhaupt
sei bei trocknem Brot und Hering
Sinnenfülle kaum erlaubt.

Tag und Nacht die kalte Brause
staatlicher Entziehungskur —
einmal gäb' das eine Pause
in der Werkstatt der Natur.

Wenn dann keine Fertigsachen,
keine Püppchen mehr entstehn —
womit wolln Sie Kriege machen?
Was soll zu den Wahlen gehn?

Welches Schäfchen wolln Sie führen —
Schäfchen, das so gläubig schreit —
welcher Schöps soll Mut vollführen
ohne etwas Üppigkeit?

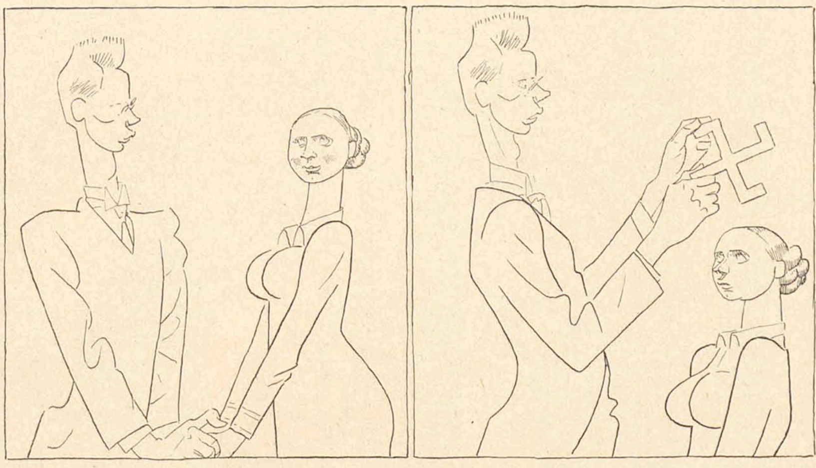
Seiner fröhlichsten Verzierung
schreibt der Mensch den Abschiedsbrief —
mau miau . . . und die Regierung — —?
Dieses Katerlied klingt tief!

Die Rassenwünschelrute

Eine Liebestragödie mit happy end

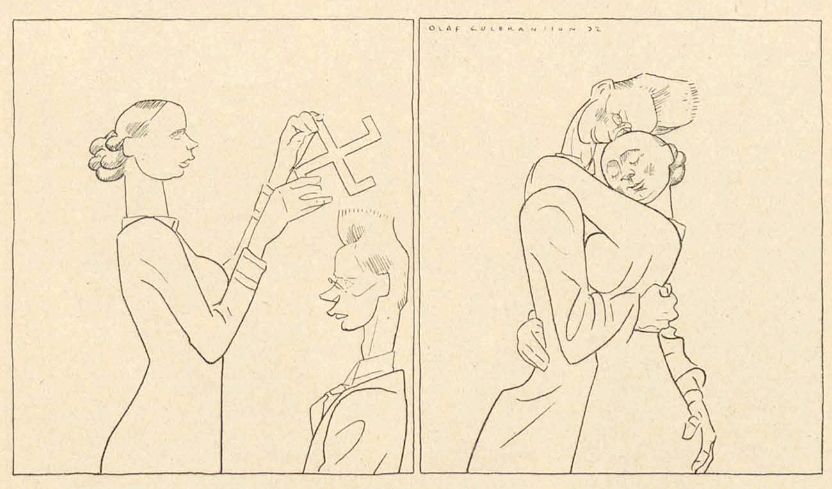
Dem Rassenforscher Darré ist es gelungen, die praktische Durchführung seiner Theorien durch die Erfindung einer Rassenwünschelrute zu sichern.

(Olaf Gulbransson)



„Willst du die Meine werden, Dietlinde – natürlich vorbehaltlich der Rassenprobe?"

„Weh, die Rute schlägt aus – du bist nicht rein arischen Blutes – wir müssen auf ewig scheiden, Linda!"



„Halt, Alarich! Erst die Gegenprobe! – – – Siehste!!!"

„Nebbich – heiraten mer!"

erster Linie den Felsen von Gibraltar verwenden.
Was England dazu sagt, ist noch im Hinterhalt. Die einzelnen Länder werden eine gewisse Mühe, den Baustoff an den Rand ihrer Meere und hineinzuschaffen, nicht scheuen dürfen. Man spricht davon, daß für die Arbeiten Deutschlands die Bayrischen Alpen wohl restlos draufgehen werden. Überhaupt wird ganz Europa sich immer platter präsentieren, aber sollte das eine Rolle spielen, wenn es gilt, so große bereinigende Ideen durchzuführen, wie es die maritimen Mauern nun einmal sind?

Aschermittwoch

(Wilhelm Schulz)



„Nee, juter Herr, wennse schon keenen alten Anzug haben —, aber wat soll ick heute noch mit 'nem Kostüm for'n Lumpenball!"

Trübe Erinnerungen / Von Charly Conrad

Es ist mir alles so deutlich, als sei es gestern erst gewesen. Das ist keine Phrase, wie sie die Schriftsteller oft benützen, um ihre exakte Darstellung zu motivieren, — nein, ich kann die Wunde, die mir der damalige Vorfall in die Seele geschlagen hat, noch heute als Narbe erkennen, wie eine Verletzung, einem Baume beigebracht, zeitlebens ihr Kennzeichen in seiner Rinde hinterläßt. Und obgleich ich seither ein gutes Stück gewachsen bin und manchen Jahresring angesetzt habe — eine Spur ist geblieben. Ich weiß, daß der Blick meiner Augen eine gewisse Starre von jener Stunde behielt, und ich weiß, daß das seltsam Maskenhafte meines Gesichtes in jener Stunde seinen Ursprung hat.

Ich war damals zwölf und ein halbes Jahr alt. Von frühester Kindheit an war ich krank und schwächlich gewesen. Als ich vom ersten Schulbesuch nach Hause kam, fieberte ich vor Erregung und Schmerz, von nun an meine ganzen Vormittage mit einer solchen Menge fremder Menschenkinder im gleichen Raume zubringen zu müssen, und als meine Mutter fragte, was es denn gegeben habe, erzählte ich: „die Jungens" haben dies gemacht, und „die Jungens" haben das gemacht. „Du denn nicht?" fragte meine Mutter. Aber ich betrachtete mich nicht als zugehörig zu dieser vergnügten, lärmenden und balgenden Menge. Ich war ein Besonderer. Ich weinte viel, wenn ich alleine war, sprach mit einem Stoffbären lange und eingehend wie mit einem lebendigen und menschlichen Wesen, und war voll schmerzhafter Erregung und nachtwandlerischen Erkennens, als ich eines Morgens durch Zufall sah, wie ein junger Lehrer unsere Lehrerin, welche immer rote Samtkleider trug und nach Kölnisch Wasser roch, unter der Treppe im Gang küßte. Da war ich neun Jahre.

Zu Ostern kam ich aufs Gymnasium. Ob des Regenschirmes, den ich wegen meiner Empfindlichkeit gegen die Einflüsse der Witterung beständig, auch im höchsten Sommer, bei mir führte, und des Schals, den ich stets um meinen Hals geschlungen trug, weil ich alle Tage an Mandelentzündung litt, ward ich von meinen Mitschülern und sogar von unserem Klassenlehrer verspottet und verlacht. Ließ ich mich auf dem Schulhofe sehn, so umzingelte mich bald die ganze Schülerschaft unter schallendem Gelächter, und selbst die Schüler der oberen Klassen verschmähten es nicht, an diesen für mich so unaussprechlich schmerzhaften Veranstaltungen teilzunehmen.

In der Tat muß ich damals, wenn ich so in meiner gebeugten Haltung, die Hände tief in die Taschen vergraben, den halben Kopf im Schal verborgen und den Regenschirm unter den Arm geklemmt — in der Tat, sage ich, muß ich, wenn ich dergestalt einherschlich, einen überaus lächerlichen Eindruck gemacht haben, und Hohn und Spott jedes kräftigen, gesunden und lebensfrohen Menschen geradezu herausgefordert haben. —

In den Eltern sah ich nichts als meine Peiniger:

Aschermittwochsstimmung

(Laszlo Meitner)



„Und was bleibt schließlich schon Großes von so einem Fasching zurück?" — „Großes? . . . Man kann schon froh sein, wenn nichts Kleines zurückgeblieben ist!"

in meiner Mutter deshalb, weil sie mich zu Ordnung und Sauberkeit rücksichtslos anhielt, was mir alles beides innerlichst zuwider war, in meinem Vater, weil er mit unerbittlicher Strenge meine Schularbeiten kontrollierte, mit meinen Lehrern, die beständig über meine Unaufmerksamkeit im Unterricht und über meine schlechten Leistungen klagten, Rücksprache nahm und dann mit verdoppelter Energie und aus dem ganzen Ehrgeiz eines harten Vaters heraus, der sich aus kleinsten Verhältnissen zu einer angesehenen Stellung emporgerungen hatte, mich in die Zügel nahm, daß ich nicht von meinem Arbeitspulte fortkam.

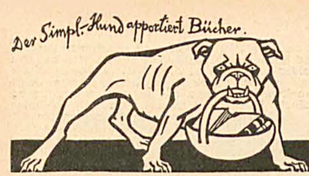
Da verschlimmerte sich das Herzleiden, mit welchem ich von Kindheit an behaftet war, derart, daß der Arzt anordnete, ich müsse ein ganzes Jahr liegen und mich peinlich ruhig verhalten. Mit ebenderselben Energie, mit der mein Vater bisher über meine Arbeit gewacht hatte, wachte er nun über meine Ruhe. So brachte ich die Zeit damit zu, in unserer besten Stube auf dem Diwan zu liegen und die alten Jahrgänge der „Gartenlaube", welche wir stets sorgsam aufbewahrt hatten, durchzulesen. Als ich damit zu Ende war, begann ich, mir andere Bücher aus meines Vaters Bücherschrank vorzunehmen, aber Goethe und Schiller vermied ich, weil wir sie auf der Schule lasen.

Als dieses glückliche und an Erlebnissen der Phantasie so reiche Jahr vorüber war, verstand ich es, meine Rückkehr in die Schule, indem ich schlechtes Befinden vortäuschte, von Tag zu Tag hinauszuschieben. Schließlich, als meines Vaters Geduld am Rande war, zeigte es sich völlig eindeutig, daß mich keine Gewalt der Welt mehr hätte bewegen können, wieder in die Schule zu gehn. Ich tat es einfach nicht. Ich warf mich zu Boden und ließ mich verprügeln. Oder ich hub so fürchterlich zu schreien an, daß man einen Skandal befürchtete und von mir abließ.

Nie hatte ich einen Freund mein eigen genannt, aber dennoch gab es ein Wesen, das ich liebte und das gut zu mir war und freundlich. Es war das die Tochter unseres Hausmeisters, der mich, voll unbestimmter und haltloser Sehnsucht, wie ich war, schnell für seine religiöse Sekte gewonnen hatte, und in dessen Wohnung ich an Hertas Seite manche Stunde unter gemeinsamem Singen geistlicher Lieder verbracht hatte. Sie war ein Mädchen von sechzehn Jahren, ungewöhnlich bleich, aber mit einem lieblichen Gesicht und großen, wundersamen dunklen Augen. Oft ging ich an Sonntagnachmittagen mit ihr in die „Versammlung", welche reihum in den Häusern der Sektierer stattfand, in ärmlichen, überhitzten und mangelhaft gelüfteten Stuben, wo jemand ungelenk, aber

(Schluß auf Seite 534)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart



Albert Schweitzer: Aus meinem Leben und Denken. (Felix Meiner in Leipzig.)
Wenn man nicht wüßte, daß es die verrücktesten Gegensätze gibt . . . aber das Dämonium dieses Lebens ist wirklich nicht anders als durch den Begriff: Mystische Nüchternheit! anzudeuten. Theolog, Philosoph, Musiker, Negerdoktor in Afrika — und immer wieder und vor allem: Protestant! Ein Mensch, dem „die Karriere" offen stand wie wenigen, und der verzichtete, um nichts zu „werden" als ein Christ der Tat — wohl der einzige im zwanzigsten Jahrhundert, von dem wir öffentlich wissen, daß er diesen Namen verdient. Man kann seine Selbstdarstellung trocken, zum Gähnen aufreizend finden; aber das bleibt ihr: Originalität, die in ihrer nahezu sturen Konsequenz männlichster Gradheit verblüffender ist als alles, was sich rundherum auf originell maskiert. Peter Scher

H. W. Brann: Nietzsche und die Frauen. (Felix Meiner Verlag in Leipzig.)
Das allgemeine Interesse für die Intimitäten berühmter Menschen sichert diesem Buch ein teilnahmsvolles Publikum. Es ist ja auch zuzugeben, daß Nietzsches Auffassung der Frau nur von den Tatsachen her und nicht aus der Tiefe des Gemütes beizukommen ist. Der Verfasser hat großen Fleiß und auch viel Scharfsinn darauf verwandt und weiß seine verschiedenen Diagnosen: psychosexueller Infantilismus, Narzismus, Schwesterkomplex usw. durch zahlreiche Zitate aus den Schriften und Briefen gut zu belegen. Das Lou-Erlebnis und das Cosima-Problem werden ausgiebig behandelt; die Beziehung zu Malvida von Meysenbug scheint mir etwas zu kurz zu kommen. Die verarbeitete Literatur reicht bis zu Podach; daß Bernoullis schon halb vergessenes großes Werk wieder zu Ehren gebracht wird, ist sehr begrüßenswert; nicht am Platz ist es, wenn herablassend vom „guten Overbeck" gesprochen wird. Noch eine Richtigstellung: Brann meint, Robert Faesi-Zürich habe als erster im W.S. 1922/23 an einer deutschsprachigen Universität Nietzsche in Seminarübungen behandelt. Bereits dreißig Jahre zuvor hat der Münchner Privatdozent Dr. Hans Schmidkunz philosophische Übungen über die „Genealogie der Moral" abgehalten. Dr. Owlglaß

Tarassow-Rodionow: „Februar". Deutsch von Olga Halpern. (Neuer Deutscher Verlag, Berlin.)
Roman? Nicht ganz. Aber eine spannende, hochinteressante Schilderung der russischen Februarrevolution. Ein scharfer Beobachter und lebendiger Berichterstatter, — kurz: ein Dichter als Reporter. — Held des Buches ist das russische Volk und — der Verfasser. Held auch im ursprünglichen, sozusagen traditionellen Sinne des Wortes. Dies er vor allem, — was wir ohne weiteres glauben; doch es stört. Er zeigt nämlich oft und gern, was für ein guter Bolschewik er immer gewesen sei. — Ein weiterer Fehler des Buches liegt in der tendenziösen Charakterzeichnung. Man ist ein bißchen mißtrauisch, weil Tarassow an seinen politischen Gegnern kein einziges gutes Haar läßt. Kerenski und Genossen (mit der einzigen Ausnahme des stillen, ehrlichen, einfachen Leutnants Petrow) ironisiert er, die Zaristen schildert er durch die Bank als ausgemachte Bösewichte. Viele, die meisten — meinetwegen! — aber alle — alle? . . . Nebenbei bemerkt ist diese Art einseitiger Schilderung in einer Tendenzdichtung taktisch falsch. Sie stärkt wohl vielleicht diejenigen in ihrer Gesinnung, an denen nichts mehr zu „bekehren" ist, hat aber für Nichtanhänger wenig Werbekraft. Hermann Pirich

Marieluise Fleisser: „Mehlreisende Frieda Geier" (Verlag Gustav Kiepenheuer.)
Marieluise Fleisser, bekannt durch die alberne Affäre, in die man sie wegen ihrer „Pioniere in Ingolstadt" verstrickt hatte, ist eine tüchtige und begabte Frau. Jetzt hat sie den ausgezeichneten Roman der „Mehlreisenden" geschrieben. Frieda Geier und Gustl Amricht, beide Einwohner einer bayrischen Kleinstadt (siehe Ingolstadt), geraten aneinander: erst in Liebe, was man so Liebe nennt, dann über die Frage, ob sie sich heiraten sollen. Denn für den Gustl stellt sich plötzlich heraus, daß er festhängt. Die Frieda beherrscht ihn, ohne herrschen zu wollen; sie möchte viel lieber sich beherrschen lassen. Aber dafür hat der Amricht Gustl nicht das Format; kurz: er imponiert ihr auf die Dauer nicht genügend nach allen Seiten hin, und sie geht. Er will sie halten und verliert dabei selber fast jeden Halt. Kurz vor der Katastrophe kommt er wieder zur Besinnung und wird normal. Und weil er, vor den Zeiten der Frieda, eine Sportkanone war, entdeckt er die neue Aufgabe seines Lebens, die eine alte ist: er wird wieder als bedeutender Schwimmer die ehemalige Vereinskanone werden. — Das alles ist mit einem herben Humor erzählt, mit einem überlegenen Lächeln, das keinen Augenblick die Menschlichkeit verliert, mit einer bayrischen Ironie bester Prägung. Ein famoses Buch! A. M. Frey

Rudolf Frank, Georg Lichey: Der Schädel des Negerhäuptlings Makaua. Kriegsroman für die junge Generation. (Müller & J. Kiepenheuer G. m. b. H., Verlag, Potsdam.)
Geschätzter Leser, geschätzte Leserin des „Simplicissimus"! Haben Sie einen Sohn, einen Knaben? Oder einen Neffen, einen Enkel im heranwachsenden Alter? — Wenn ja, dann schenken Sie ihm dieses Buch! Diese wahre Geschichte vom Polenjungen Jan Kubitzki, der im Weltkrieg zu einer Batterie eines deutschen Artillerieregiments verschlagen wurde und mit dieser Batterie als ihr „guter Engel" erst im Osten, dann im Westen durch Dreck und Fliegerbomben-Explosionen und Trommelfeuer gezogen ist, — diese Geschichte, ohne nationalistische Heldenschminke dargestellt, ist wahrhaftig aufs beste geeignet, der jungen Generation ein Bild vom Kriege zu geben, wie er war, und auch ein Bild vom Menschen, wie er im Kriege war, nämlich teils unbegreiflich und verschroben bis zur Lächerlichkeit, teils rührend und bewunderungswürdig in kameradschaftlichem Menschentum. Ein gutes, schönes Buch! Es sollte ruhig auch von Erwachsenen gelesen werden, die gern mal nicht gar so erwachsen sein wollen. Walter C. F. Lierke

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Hans Reimann: „Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Dr. Heinrich Mantel: „Die sieben Töchter des Herrn von Malow". Labora-Verlag, Stuttgart.
Hans Sammereyer: „Sárika". Verlag F. C. Mayer, München.
Karl Jacob Hirsch: „Kaiserwetter". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Egon H. Straßburger: „Kinder". Reimar Hobbing, Verlag, Berlin.
Georg Kaiser: „Es ist genug". Transmare-Verlag, Berlin.
Walter Hueck: Wohin steuern wir? R. Piper & Co., München.
André Maurois: „Die Seelenwaage". R. Piper & Co., München.
Hans Fallada: „Bauern, Bonzen und Bomben". Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

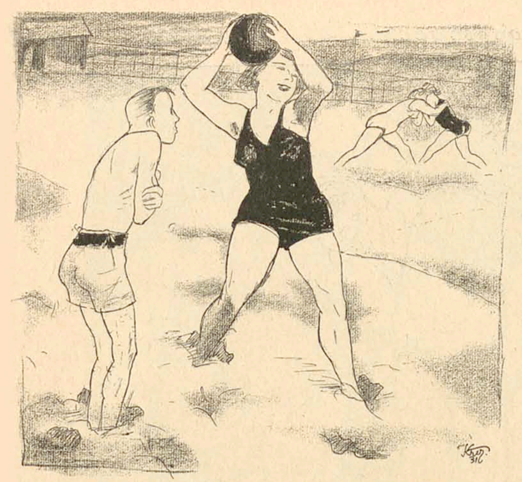
(Schluß von Seite 533)
in flammender Wallung große Worte sprach, wo gesungen ward und gebeichtet. Das geschah in ekstatischer Weise derart, daß plötzlich jemand aufsprang, alles verstummte, und die Qual einer Menschenseele ergoß sich in Worten, welche aus dem Munde dieser einfachen Leute geradezu geisterhaft und überirdisch klangen.
Eines Nachmittags, bei Einbruch des Winters, erhob sich auch Herta, ihre sonst so bleichen Wangen glühten, und nie vergesse ich den Klang ihrer Stimme, wie sie sagte: „. . . und da kam der Herr Jesus zu mir." Schließlich brach sie in Tränen aus, und die Gemeinde stimmte einen fröhlichen Gesang an ob der geretteten Seele. Als ich an diesem Tage heimkam, fieberte ich vor Erregung. Mein Vater stand in der Tür und sagte: „Jetzt hat das Treiben endlich ein Ende! Morgen fährst du ins Pensionat. Keine Widerrede. Das ist beschlossene Tatsache!" In der Nacht schlich ich mich ins Badezimmer und öffnete den Gashahn. Ich wollte lieber tot sein, als mich aus der Liebe Hertas in den Haß einer rohen Pensionatsschülerbande stoßen lassen. Ich hatte mich mit jener ganzen Inbrunst an Herta geklammert, die ich auch später stets für Frauen aufbrachte, welche gut zu mir waren, und immer war der Schmerz der Trennung ein maßloser.
In jener Nacht also saß ich auf einem Holzstuhl in unserem Badezimmer, sog befriedigt das süße Gas ein und ließ lautlos die Tränen über mein Gesicht rinnen.
Draußen pfiff der Wind ums Haus, und die Fensterläden klapperten. Da ward mit einem Ruck die Tür aufgestoßen, mein Vater stand vor mir, und seine Faust sauste mir ins Gesicht, daß ich taumelte.
Am Morgen setzte man mich mit Gewalt in eine Droschke, und so kam ich, von Verzweiflung und wildem Schmerz geschüttelt, ins Pensionat. — Nun, ich lernte dort mein wahres Ich zu verstecken, ich lernte eine Maske vorzunehmen, ich lernte mit anderen zu lachen, zu balgen und zu lärmen, und nun bin ich ein harter, vielleicht zu harter Mann geworden, aber vergessen — kann ich jene Stunde nie.

Operette

Ein Wiener Operettendirektor hatte mit seiner Faschingsnovität wenig Glück. Es ging ihm einfach kein Mensch ins Theater. Das Haus blieb leer, das Defizit wuchs erschreckend. Ein Freund fragte ihn eines Tages, wie es komme, daß die Operette, von der er sich so viel versprochen hatte, vom Publikum so gemieden würde.
„Ja", meinte der Direktor, „wissen S', das is aso: Die Musik muß man zweimal hören — nachher ist man begeistert von ihr. Na, und sehen S' — zweimal hört sich den Dreck keiner an."
Lichtenberg

Ertüchtigung

(Rudolf Kriesch)



„Siehste, Mä'chen, so jünstig wirkt der Freiluft-Sport uff de Sittlichkeit — ick rate nu schon seit 'ner halben Stunde, ob ick 'n Mann bin oder nich!"

Schlechte Zeiten / Von Bruno Wolfgang

Wir leben schlecht und stürben ja ganz gern,
Doch möchten wir aus Neugier vorher wissen
Von irgendeinem der gelehrten Herrn,
Warum wir eigentlich krepieren müssen.

In frühern Zeiten hat man das gewußt.
Man starb für Gott, fürs Vaterland, aus Ehre,
Da war das Sterben schön und eine Lust,
Wir wünschen, daß es so geblieben wäre.

Denn heut ist's weder süß noch ehrenvoll,
Ganz ohne Ideale zu verenden,
Schlecht stirbt es sich für Ziffern, Zins und Zoll,
Für Bankbilanzen oder Dividenden.

Vielleicht ist's immer nur derselbe Quark,
Die Guten starben stets für die Halunken,
Die Zeit war immer faul, nicht nur in Dänemark,
Nur hat sie, scheint's, noch nie so stark gestunken.

Wasserkundlicher Lehrausflug / Von Stefan Kat

„Heute, Jungens, sind wir in Gottes freie Natur lehrausgeflogen, — hei! Und forschen dem Wasser nach, in welch verschiedenen Formen es mitten im grünen Deutsch auftritt. Eindrücke von unserer Lehrexkursion — Müller, popel nicht! — müßt ihr auf jeden Fall bekommen, denn morgen haben wir dann freien Aufsatz darüber. Ja, so modern ist die Schule heutzutage, ihr Lausejungens verdient es gar nicht! Das da ist eine Fehlerquelle. Seht, wie sie fröhlich sprudelt und springt! Aus tausend solchen Fehlerquellen entsteht der Strom der Zeit. Und diese Wellen dort, was mögen die wohl sein, Heinze? Richtig! Wellen der Erregung über das landesverräterische Treiben deutscher Publizisten. Manchmal steigen sie zu einer Flut von Verleumdungen an. — Hier, dieses Wässerchen ist deswegen so klar, weil ein hessenscher Assessor in seiner tumben Einfalt keines trüben könnte. (Müller! Lausejunge! Wirst du den Tropfen sofort wieder vom Finger wegknipsen! Es ist doch jener stete, der den Stein höhlt!) Und woran kann man erkennen, daß dieses ungetrübte Wasser still ist? Na, an der vorbildlichen Stille selbstverständlich! Ihr wißt ja auch gar nichts vom Wasser, solange es euch nicht bis an den Hals geht! Aber dann ist es schon längst zu spät, und ihr versinkt alle im Meer des Vergessens, das auch in die deutsche Wasserkunde gehört. — Und diese Riesentonne dort? Also da drin ist das Wasser, das ich in meinen Wein mische, auch als jenes bekannt, das man predigt, wenn man selbst letzteren trinkt. — Glaubhalm, weil dir obiges Wasser bei Nennung von Wein im Munde zusammengelaufen ist, wirst du zur Strafe den vorigen Satz fließend ins Lateinische übersetzen. — Was? Dir sind die Backen eingefroren und du kannst nicht? Du bist ein mit allen Wassern gewaschener Bursch! Ich wünsche deinen Herrn Vater morgen in der Schule zu sehen! — Und jetzt stimmt ein fröhliches Liedlein an, denn wir marschieren selbander nach Hause."

Kleine Zeitgeschichte

Fortschritt der Wissenschaft

Unserer Wissenschaft ist es nunmehr gelungen, aus dem hektoliterweise bezogenen Harn von Männern einige Gramm des männlichen Geschlechtshormons herzustellen. Schon früher gelang ihr die Gewinnung des weiblichen Geschlechtshormons aus dem entsprechenden Rohstoff. So kommt, was immer verachtet wurde, zu Ehren. „Und neues Leben blüht aus den Urinen!"

Unwiderstehlicher Zwang

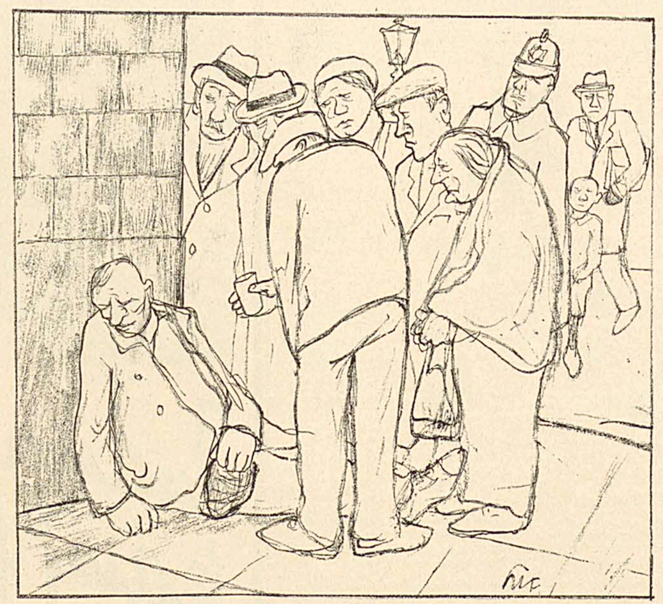
Im steirischen Putschistenprozeß erregte es allgemeine Verwunderung, daß der einstimmige Freispruch der Angeklagten erst nach fast halbstündiger Geschworenenberatung zustande gekommen ist. Tatsächlich waren nämlich die — mit aller erdenklicher Vorsicht „gesiebten" — Volksrichter der Ansicht gewesen, man sollte sich auf ein Stimmenverhältnis 7:5 oder wenigstens 6 Schuldig zu 6 Unschuldig einigen, was ja auch den Freispruch zur Folge gehabt und doch im Ausland einen besseren Eindruck gemacht hätte.
Aber einer der Herren Geschworenen opponierte heftig gegen dieses Kompromiß: „Meine Herren", sagte er, „der Freispruch muaß unbedingt einstimmig sein! Erscht vor fünf Minuten hat m'r der Dokta Pfrimer sagn lassen: wann nur a aanzige Stimme auf ‚Schuldig' lauten tut, nacher wern m'r alle mitanand aus der Heimwehr ausgschlossen!"
Womit der Widerstand der dickschädlerten Geschworenen endgültig gebrochen war.

Salpeter

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Lebenszweck

(M. Frischmann)



„Mensch, Aujust, bloß nich schlapp machen! — Det Vaterland braucht dich noch for de Arbeetslosen-Statistik!"

Der Sanmarinese / Von Werner von der Schulenburg

Es gibt mancherlei Arten von Hochstaplern, und die meisten von ihnen arbeiten nach altbekannten Tricks. Sie spielen Prinzen, Grafen und Bankiers, machen die Töchter des Landes in sich verliebt und arbeiten mit geheimnisvollen Erbschaften. Der Rest ist dann allgemeine Heiterkeit, einige Jahre Gefängnis für den Helden und am Ende eine dramatische Bearbeitung des Falles. Mit Hochstaplern hat die bürgerliche Gesellschaft immer eine geheime Sympathie. Freilich nur diejenigen haben solche Sympathie, die nicht hineingefallen sind. Von den anderen wollen wir schweigen.

Der seltsamste Typ von Hochstaplern ist aber derjenige, der es selbst eigentlich gar nicht weiß, sondern der durch die Umgebung ahnungslos dazu gemacht wird. Das war der Fall des Sanmarinesen, der, durch Zufall in unser Land verschlagen, dort eine Tagesberühmtheit werden sollte. Er studierte, was man mit zwanzig Jahren so studiert, wurde eingeladen, und als man ihn fragte, woher er sei, antwortete er harmlos: „Ich bin Sanmarinese."

Diese Erklärung erregte in der Gesellschaft eine gewisse Unruhe. Die Frau des Hauses, in zweiter Jugend begriffen, sagte: „Ah — wie interessant!" Und der Privatdozent der Universität, der auf die blonde Tochter des Hauses ein Auge geworfen hatte, erkundigte sich nach der Verfassung der Republik.

„Eine Republik?" fragte die Hausfrau. „Wo denn?"

„Mitten in Italien", belehrte der Privatdozent.

„Und das läßt sich Mussolini gefallen?"

„Wir tun ihm doch nichts", warf der Sanmarinese bescheiden ein, „wirklich nichts."

Weiter erzählte der junge Mann, wie die Republik regiert sei. Er sprach von den drei Gonfalonieren, in deren Händen die höchste Gewalt liege. „Mein Onkel ist auch Gonfaloniere." Daß dieser Onkel einen Gemüseladen hatte, hielt der junge Mann in diesem Augenblick für unwichtig, und er erwähnte es nicht weiter.

Während des Essens unterhielt sich die Tochter des Hauses lebhaft mit dem Sanmarinesen. Der erzählte bunt und farbig von seiner Heimat, von dem Alter und der Würde der Republik, während der Privatdozent immer stiller wurde. Nach dem Kaffee trat ein älterer dicker Herr mit einem breiten Mund an den Jüngling heran und sagte wie gleichgültig: „Sagen Sie mal, kleiner Romeo, wie war' es denn mit so 'ner kleinen Regierungslieferung für Ihre verehrte Heimat? Was Sie wollen: Musikinstrumente, Flaggen, Militär — wird immer am besten dabei verdient — das müßten Sie doch eigentlich machen können, wenn Ihr Herr Onkel im Fett sitzt. Überlegen Sie sich das mal. Es soll Ihr Schaden nicht sein. Morgen sprechen wir uns auf meinem Büro. Einverstanden?"

Ein blasser, kränklicher Mann mit langen, zigarettengelben Fingern drängte den Studenten in eine Ecke. „Sehn Sie, ich bin im Kriege übergangen worden. Ich sollte den Pour le mérite haben. In meinem Alter und bei meiner sozialen Stellung braucht man einen Halsorden. Es ist zwar Unsinn, aber es ist so. Könnten wir über diese Frage einmal friedlich verhandeln?"

Ein dritter wollte Generalkonsul werden; eine Sängerin wünschte in San Marino Konzerte zu geben; ein Historiker hatte seit langem die Absicht, die Geschichte von San Marino zu schreiben. Der Jüngling erfuhr zu seinem Erstaunen, daß man in diesen Kreisen seit Jahren nichts anderes gedacht hatte als San Marino. Und das beglückte ihn. Er versprach, allen zu helfen. Sein Onkel war ja Gonfaloniere.

Von nun an jagten sich die Einladungen. Die Mutter, in deren Hause der Sanmarinese entdeckt war, bemühte sich um seine Wäsche, stattete seine arme Studentenbude aus und schickte ihn mit ihrer Tochter auf Weekend-Partien.

Im Anfang genoß der junge Mann dieses Glück. Als der Generalkonsul-Aspirant eine Herbstreise nach San Marino im Auto vorschlug, wurde es dem Sanmarinesen angst.

Eines Tages war er in seine besonnte Heimat abgereist. Der Privatdozent machte eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen Hochstapelei. Die Beteiligten wurden als Zeugen vernommen, und die Sache ging auf diplomatischem Wege an den Gonfaloniere der Republik San Marino, wo sie heute noch liegt.

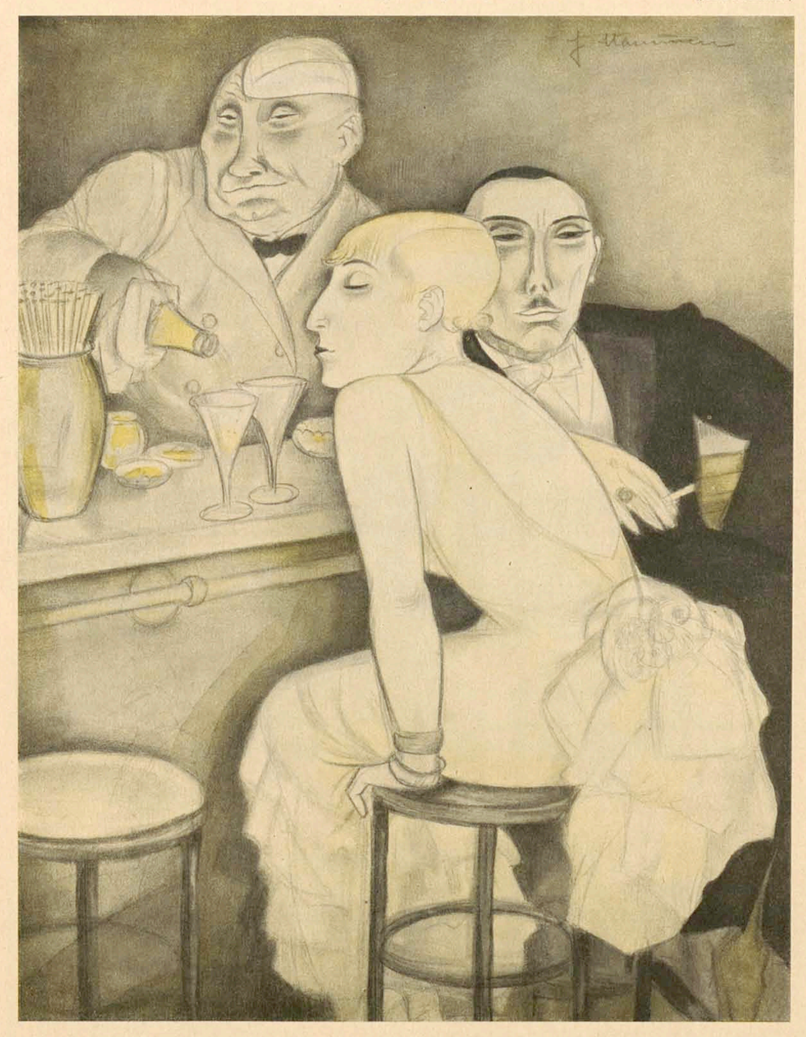
Der Privatdozent, der inzwischen die Tochter der Mutter geheiratet hat, wollte einmal nachfassen. Der Ehre der Familie wegen.

Da der junge Mann aber inzwischen mündig geworden ist und über Auslandskenntnisse verfügt, wird er in diesem Herbst in seiner Heimat Gonfaloniere werden, da sein Onkel sich nicht mehr den Staatsgeschäften widmen kann, sondern im Gemüseladen notwendig geworden ist.

Daher wird die Anzeige gegen den Sanmarinesen wohl weiterruhen, denn ein Verfahren wegen Hochstapelei gegen ein Staatsoberhaupt ist nicht wünschenswert. Dieser Ansicht ist übrigens auch der Privatdozent.

Wirtschaftssymptom

(Jeanne Mammen)



„Noch zwee Champagnerflips? — Is wohl 'n Ausländer, der Kavalier?" — „Nee, nee, Mixer, ick habe wieder zur deutschen Mark Vertrauen jefaßt!"

Die Opposition

„Glauben Sie an einen Erfolg der Abrüstungskonferenz?"

„Nein!"

„Weshalb nicht?"

„Weil eine sehr bedeutende Industriellengruppe dagegen ist!"

„Die Schwerindustrie?"

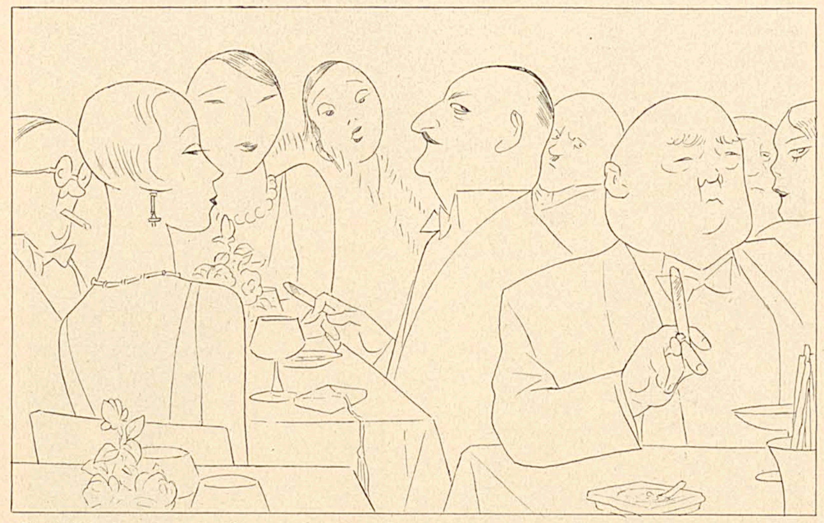
„Nein — die Filmindustrie! . . . Die fürchtet, daß im Falle einer allgemeinen Abrüstung — den späteren Generationen das Verständnis für Militärfilme verlorengeht!"

H. K. B.

Prominente

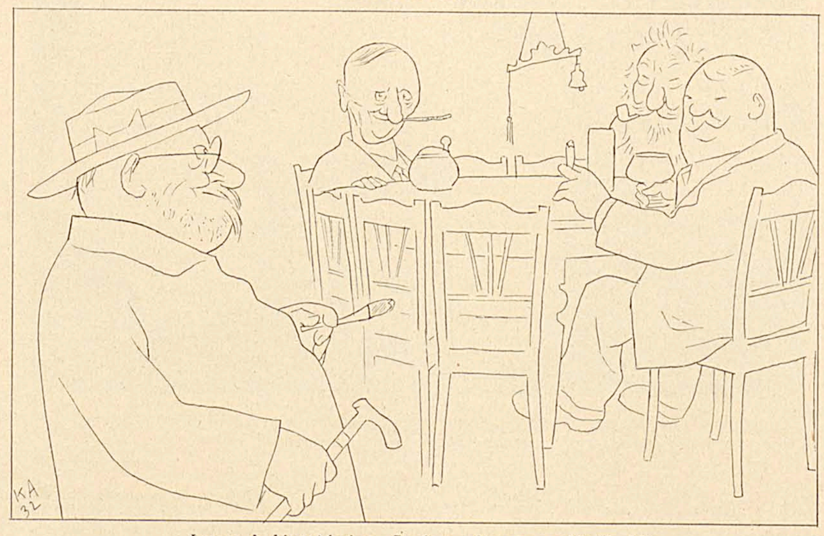
In Berlin

(Karl Arnold)



„Det is Felsche vom Sama-Konzern. Der Mann hat sechsundzwanzig Aufsichtsratposten abjejeben und hat immer noch Minimum dreihundert Mille pro anno!"

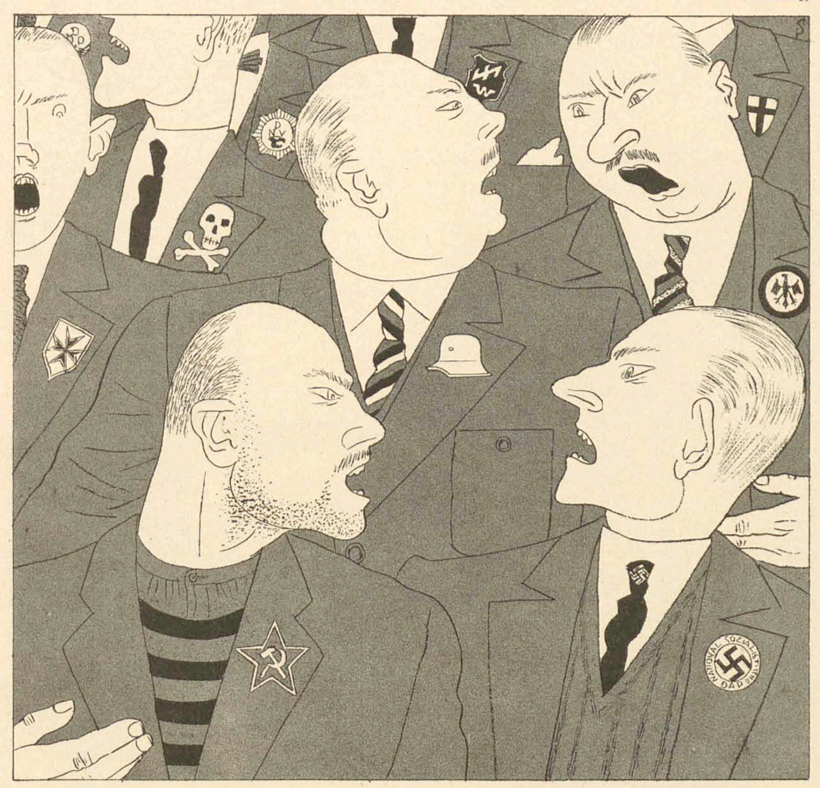
In München



„Jessas, da kimmt ja inser Professor Sterzinger, dös Viech!"

Faschings Ende — Faschings Anfang

(E. Schilling)



„Der Fasching ist vorbei — aber dafür dürfen wir, Gott sei Dank, unsere politischen Maskenzeichen wieder tragen!"

Wirtschaftliche Kurzsichtigkeit

Die Notverordnung über das Tragen politischer Abzeichen ist aufgehoben worden. Wie kurzsichtig! Denn da etwa 2¾ Millionen Deutscher derartige Abzeichen zu tragen pflegen, und da bei entsprechender Beeinflussung mit einer Zuwiderhandlung gegen die Notverordnung wenigstens bei der Hälfte dieser Leute, also etwa bei 1½ Millionen Menschen hätte gerechnet werden dürfen, so hatte die Juristenwelt Aussicht auf 1½ Millionen Strafprozesse mit etwa — man denke an Berufung und Revision — 4 Millionen Terminen, in denen — Mindeststrafe 3 Monate Gefängnis — rund 5 Millionen Monate Gefängnis verhängt worden wären. Welche Aussichten sind nun durch die Aufhebung dieser Notverordnung für unsere Richter, Rechtsanwälte, Gerichtsbeamte, schließlich auch für die durch die notwendigen Gefängnisbauten betroffenen Bauhandwerker usw. vernichtet worden! Endlich hatte die Regierung die Lösung des Arbeitslosenproblems gefunden. Wer hat ihr den verbrecherischen Rat gegeben, dieses hervorragende Mittel wieder aus der Hand zu geben?

ss

Herzlich willkommen!

Von Ratatöskr

Nachdem Doktor Frick erst Minister gewesen,
bestieg er nach Bayern eine Retourchaisen
und zockelte friedlich „zur Krippe her",
ob da nicht wieder ein Platz für ihn wär'.

Ihm, der die „Belange" von heute mißachtet,
hätt' man am liebsten ein Kalb geschlachtet
vor Freud', weil er bloß grad heimg'funden hat...
Jetzt ist er von neuem Regierungsrat.

Und zwar beim Oberversicherungsamte . . .

„Tja — und tritt nun dieser von Adolf Entflammte
auch in Treue fest fürs Gegebene ein?"

. . . Des dürfen Sie oberversichert sein!

Der Trust

Auf der Allandredoute erregte Frau Livia in einem pelzverbrämten lila Crêpe Georgettekleid berechtigtes Aufsehen. Am Jägerball entzückte sie die p. t. Erschienenen durch ein grünes Seidenkleid allermodernster Façon. Und am Concordiaball erschien Frau Livia in einem strahlenden Silberlamékleid, das auch nicht wenig gekostet haben konnte.

Ich machte der schönen Frau mein Kompliment und wagte eine optimistische Schlußfolgerung auf die Geschäftserfolge des Herrn Gemahls.

„Ach Gott! Sind Sie naiv!" lächelte da die schöne Frau, „selbstverständlich konnte ich mir für den heurigen Fasching nur e i n Kleid machen lassen, das Lilakleid von der Allandredoute, das grüne vom Jägerball gehört meiner Freundin, der Direktorin Bloch, und das Silberlamékleid der Gremialrätin Necheles. Aber warum sollen wir alle drei immer in demselben Fetzen herumlaufen, wenn wir durch einfachen Austausch — ganz ohne Kosten — viel repräsentativer wirken können?"

S.

Herr der Situation

(E. Thöny)



„Hoppla! – – Habe ich auch die letzte Prämie der Haftpflichtversicherung bezahlt?"

Stuttgart, 16. Februar 1932 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 46

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Gold-Aberglaube

(Olaf Gulbransson)



DAS GOLDENE KALB HAT SICH IM LAUF DER ZEIT ZUM STIER AUSGEWACHSEN, DER DIE WELTWIRTSCHAFT AUF DIE HÖRNER NIMMT UND ALLES ZERTRAMPELT.

Mal wieder Krieg / *Von Karl Kinndt*

Es ist so weit. Die „Würfel sind gefallen".
Den Genfer Schwätzern stockt der Redefluß.
Gewehre knattern, Fliegerbomben knallen,
im Geiste hört man die Kommandos schallen,
daß nun en masse gestorben werden muß!

Erhebt, die Kellog-Pakte zu verfechten,
entrüstet nun die Welt sich wie ein Mann,
um den, der diesen Krieg entfacht, zu ächten
und als Vertragsbrüchigen zu entrechten?
Weltfremder Träumer! Keiner denkt daran —

Statt dessen hört man alle debattieren:
was schaut für uns bei dem Klamauk heraus?
Kann man durch fremden Krieg sich selbst sanieren,
wär's töricht, ihn als solchen zu negieren!
(Man hat ihn nur nicht gern bei sich zu Haus.)

Mag er Millionen gelbe Tote kosten —:
wenn er die Wirtschafts-Konjunktur belebt,
stehn wir im Goethejahr auf unsrem Posten
bereit zum Kundendienst im fernen Osten.
Es irrt der Mensch, der nicht geschäftlich strebt

Und liegt dann drüben eine Welt in Trümmern,
dann sind wir alle wieder gern bereit,
uns um den Frieden in der Welt zu kümmern
und neu den Völkerbund-Palast zu zimmern
als Tempel hehrer Menschlichkeit!

So war es / Harmlose Dorfgeschichte von Fritz Sänger

Der Steterbauer war wieder einmal irdisch betrunken und himmlisch angehaucht. Er war ins Wirtshaus getorkelt und saß nun dort an seinem Platz in der Ecke zwischen den zwei Fenstern. Was das bedeutete, wußten alle, es war nicht neu, wenn auch durchaus eigenartig, er machte nämlich Verse, wenn er zu viel gehoben hatte, er fühlte sich dann selber so gehoben, daß ihm die profane Sprache nicht genügte, und die Verse waren für den Dorfbedarf gerade so gut, wie man sie brauchen konnte.

Von Zeit zu Zeit kam das über ihn: Der sonst solide, sparsame und tüchtige Mann begann dann immer damit, daß er zu Hause alles, was an Geistigem für den Hausgebrauch vorhanden war, vertilgte, rücksichtslos und radikal; dann war er denn in Stimmung, setzte sich in Bewegung und langte unfehlbar im Wirtshaus an, wenn auch gelegentlich nicht in eben wirtshausfähiger Kleidung. Seine Weiber, die Frau und die Tochter, suchten selbstverständlich das zu verhindern und hatten schon alles Denkbare versucht in dieser Richtung, aber es half nichts. Einmal hatten sie ihm kurzweg alle Kleider weggetan, denn der Zustand dauerte jedesmal mindestens drei Tage. Was tat der Bauer? Er zog einen alten Rock seiner Frau an, und der „Erfolg" im Wirtshaus war größer denn je.

Der Schwiegersohn, ein junger, arbeitsamer Mensch, der eingeheiratet hatte, mischte sich prinzipiell nicht ein. Er hatte es vorher gewußt, daß es so war, und sich vorgenommen, neutral zu sein und zu bleiben. Im Normalzustand war der Bauer ein guter Arbeitskamerad für ihn, klug und fleißig. Man vertrug sich ausgezeichnet.

Mit den periodisch wiederkehrenden Narrheiten, wie er sagte, war er ja vertraut. Nur diesmal lag allerdings ein Zwischenfall vor, der etwas ganz Besonderes war. Man hatte davon gesprochen gehabt, daß die Jungen die Wirtschaft in Haus und Feld übernehmen sollten. Da nur die eine Tochter da war, lag das ja nah, aber der Bauer hatte so energisch abgewinkt, daß bei dem künftigen Hofbesitzer seitdem eine gewisse Fremdheit geblieben war. Das war äußerlich, aber bei seiner Frau, der eigenen Tochter des Steter, war es innerlich, und da bohrte es weiter. Das ahnte der Steter nicht, jetzt schon gar nicht.

Er war ins Wirtshaus gekommen, stellte sich an der Türe demonstrativ auf und sagte:

„Seht den Steter,
aufrecht geht er."

Dann wankte er an seinen Platz:

„Bärbel, bring ein Viertel Wein,
denn wir wollen glücklich sein."

Als er ihn versucht hatte, leckte er sich die Lippen ab:

„Bärbele, dein Wein ist gut,
Und dein — Miederchen ist rund.
Aber — — — sei mir auf der Hut!
Denn du bist verflixt gesund!"

Die Umwelt lachte, und der Steter hatte sein Publikum. Er redete in Versen den ganzen Tag. Gegen Abend schlief er am Tisch ein, und als man ihn um Mitternacht weckte, kehrte er in die zigarrenrauchige Wirklichkeit der Dorfwirtstube zurück.

Wie immer in solchen Fällen strebte er stoßweise durch die Straßen, langte aber doch richtig zu Hause an, schlief wie ein Mühlstein, der ausrangiert am Komposthaufen liegt, und kehrte am andern Morgen wieder auf seinen Wirtshausplatz in der Ecke zwischen den Fenstern zurück. Daß man zu Hause ungewöhnlich duldsam zu ihm gewesen, hatte er gar nicht bemerkt.

Der Wein war aber dem Steter heute zu dünn. Die Bärbel schwor ihm, daß es der gleiche wäre wie gestern.

„Nein, der Fall wird immer krasser,
Und dein Wein schmeckt mir nach Wasser!"

sagte er. Er beschloß, nach Hause zu gehn und sich dort an die Kirschwasservorräte zu halten.

Die Geschichte spielt im südlichen Schwarzwald, jeder Bauer hat dort seine eigene Brennerei und meist auch seinen eigenen Schnapsvorrat. Steters hatten eine gute Sorte, und die Flaschen mit der blitzklaren Flüssigkeit standen schon bereit für den Verkauf. Daß alles vorbereitet war für ihn, wußte er nicht. Er griff immer nach der ersten. Bei der war aber der Alkoholgehalt schon von fünfzig auf zehn Prozent reduziert. So pflegte man das zu halten, denn man wußte, daß er den Schnaps aus einem Halbliterglas trank, wenn er soweit war, und er setzte das Glas nicht ab, bevor es leer war.

Er schlich sich ins Haus und hinauf in die Vorratskammer, er holte sein Glas aus dem Versteck, goß ein, schmunzelte, schaute vor sich hin mit verschwommenen Blicken, in denen eine trunkene Glückseligkeit aufleuchtete. Schließlich setzte der Steterbauer sein Glas an, trank es aus, ließ es auf den Tisch sinken, und dann — — — sank er ganz langsam vom Stuhle herab auf den Boden. Es war kein Sturz, es war ein zartes Absacken, er trank den Rest in der Flasche nicht mehr.

Der Schnapsschrank war auch diesmal vorbereitet gewesen, aber — anders als sonst.

*

Man fand ihn erst am andern Tag. Der Schwiegersohn war es, der rein zufällig in die Kammer kam. Er hatte den Bauer in seinem Bett geglaubt. Er frug, er rief, er rüttelte — aus! Er holte den Arzt. Der sah sich den Bauer an, das Halbliterglas, dann den Schwiegersohn.

„Kein Wunder", meinte er, „ich wäre schon früher hin gewesen!"

Er roch noch an dem Schlegel, aus dem der Schnaps entnommen war. „Gute Sorte, da fehlt nichts!"

Dann stellte er den Totenschein aus.

*

Merkwürdig war das Verhalten der „Leute" nach der Beerdigung. Sie kamen auf dem Heimweg bei der Frau und der Tochter des Steterbauern vorbei und sprachen ihr Beileid aus — aber ihre Worte hatten immer einen seltsamen Unterton und waren von einem merkwürdigen Blick begleitet. Die beiden Frauen waren auch nicht gerade sehr zerknirscht.

Ein Auswärtiger frug den Bärbauer, den er sich beiseite nahm: „Sagt mal, ist es wirklich wahr, daß — na, daß — — — ich mein', man wußte doch, daß der Steter aus dem Halbliterglas trank, und man wußte, daß er an den Schnapsschrank ging. Warum hat man das Unglück früher verhindern können?"

„Ja", sagte der Bärbauer, „so nach und nach ist der Steter älter geworden, und wie's halt ist: er ist keine so gute Arbeitskraft mehr wie früher. Man muß das verstehen, schließlich wollten die Jungen auch einmal ans Ruder kommen."

Der Auswärtige schaute entsetzt den Bärbauer an: „Ihr wollt doch nicht sagen, daß — — —"

„Nein. Gott behüte mich davor, so etwas sagt man nicht, man täte es nicht einmal, aber wenn's andere tun — — — das ist ihre Sache!"

Der Auswärtige blieb mit aufgerissenen Augen stehen: „Aber bei allem, er war doch ein Mensch, denkt doch, ein richtiger Mensch!"

„Freilich, freilich!" meinte gelassen der Bärbauer: „Wenn er ein Kalb gewesen wäre, hätte man ihm vor dem Vergraben die Haut abgezogen!"

Mann in Eisen / *Von Peter Scher*

Er wollte nicht nur unter Eichen gehn
und sich als Urbild aller Kräfte denken,
er fand, es sei nicht gut, sich ein Symbol zu schenken,
vielmehr, er müss' auch äußerlich vor sich bestehn
als Mann,
stählern, geschient — der Kleiderschmied trat an.

Die Rüstung, angemessen, saß ihm gut;
das Klirrgetöse, auch die Bügelfaltung
ermöglichten die täuschend ritterliche Haltung,
und wenn er vor dem Spiegel auf und ab schritt, war ihm gut;
er sprach,
und von der Stimme Wucht erdröhnte das Gemach.

Nur in Geschäften ging er mit der Zeit;
süß ist's ja, in Vergangenheit zu tauchen,
jedoch der gegenwärtige Schornstein muß auch rauchen —
schon Glücks genug, wenn man heimkehrend schreit:
Elis' —
rasch meinen Panzer, der einst Hausrock hieß!

So teils mit Blick und Bärtchen angetan,
falls etwa reiche Auftraggeber rufen,
teils rüstig stählern klirrend wie mit Hufen,
so wirkt der Stärkling zwischen Zeit und Wahn
sich aus —
und eh' man sich's versieht, wird Ernst daraus.

Gläubiger-Versammlung

(E. Schilling)



„Meine Herren, daß Deutschland nicht bezahlen kann, steht fest. Aber daß Deutschland bezahlen muß, steht noch fester!"

Endlich eine seriöse Branche

(E. Thöny)



„Sie ruinieren mich! Meine Versicherung ist eben pleite gegangen!" — „Bedauere, wir können unser reelles Geschäft nicht durch unsolide Versicherungsdirektoren schädigen lassen!"

Der Brief aus Japan / Von André Birabeau

Es ist wirklich ein Liebesbrief. Vier dichtbeschriebene Seiten, die beginnen: „Gnädige Frau, woher nehme ich nur den Mut, Ihnen zu schreiben", und schließen: „meine Lippen auf Ihre kleine Hand." Valentine von Fley traut ihren Augen kaum. Ein Liebesbrief an sie? Das Merkwürdige ist, daß sie den Schreiber gar nicht kennt. Francis Jain? Wer ist dieser Francis Jain? Hat sie vielleicht, irrtümlicherweise, einen Brief geöffnet, der nicht an sie adressiert war? Aber nein, am Umschlag steht groß und deutlich: Frau von Fley. An sie sind diese heißen Liebeserklärungen gerichtet. Valentine ist empört. Leider kann sie diesem Herrn nicht zeigen, wie empört sie ist; sie kennt ihn ja nicht, und dann scheint er recht weit entfernt zu sein. Er spricht in seinem Briefe von weiter Ferne, von der Sonne, die in den Stillen Ozean versinkt . . . ja sogar von Verbannung. Sie beschließt den Brief noch einmal durchzulesen.

Ja, er ist ihretwegen in die Ferne gezogen. Weil er wußte, daß seine Liebe zu ihr aussichtslos war. Übrigens ist der Brief gar nicht beleidigend. Er ist zärtlich, gewiß, aber in feiner und diskreter Weise. Und vor allem ist er traurig. Eine Verzweiflung spricht aus diesen Zeilen, die sie besonders sympathisch macht. Valentine hält den Brief in der Hand und träumt . . . Man teilt ihr aus weiter Ferne — Japan, sagt der Brief — mit, daß man sie liebt. Es wäre heroischer gewesen zu fliehen und zu schweigen. Aber das ist zu viel verlangt. Es ist schon heroisch genug, überhaupt zu fliehen und noch dazu nach Japan, das wahrlich eine hübsche Strecke von Paris entfernt ist. Dieser Francis Jain ist sicherlich kein gewöhnlicher Mensch. Sie ist eigentlich sehr neugierig, wie er aussieht. Der Name sagt ihr nichts. Wahrscheinlich ist er ihr irgendwo bei Freunden vorgestellt worden. Vielleicht war er sogar bei einem ihrer vielen Diners? Es gibt da immer junge Leute, von denen man nicht weiß, wer sie eigentlich mitgebracht hat. Valentine erinnert sich nun genau, bei einem Souper, auf irgendeiner Botschaft, mit einem sympathischen jungen Mann geplaudert zu haben. Er war brünett und hatte wundervolle schwarze Augen. Das mußte Francis Jain gewesen sein. Sein Blick war so seelenvoll und traurig gewesen. Valentine ist gerührt. Sie liest den Brief zum dritten Male.

Eine Frau kann sich gehen lassen, wenn sie sich sicher fühlt. Gegen jene heißen Liebeserklärungen, die man ihr oft gemacht hat — welcher hübschen Frau macht man sie nicht —, hat sie sich stets mit Stolz und Kälte gepanzert: sie glitten über sie hinweg wie Wassertropfen auf einer Marmorstatue. Aber hier . . . was könnte sie fürchten? Und das süße Gift dringt ein.

Ein tiefer Seufzer des Mitleids entringt sich Valentines Brust. Der arme Kleine ist sicher ganz jung, denn solche Leidenschaften sind eine Angelegenheit der Jugend. Sie möchte ihn ja so gerne trösten. Es tut ihr leid, daß diese große Liebe unbemerkt an ihr vorüberging. Die große Liebe! Ein weiterer Beweis für ihre Größe ist, daß Jain seine Adresse gar nicht angibt. Er weiß, daß Valentine nicht antworten würde. Wird er noch einmal schreiben?

Wenn Valentine jetzt ihre Post erhält, sucht sie fieberhaft nach einer japanischen Briefmarke. Neugier! Nur Neugier! Es ist doch eine merkwürdige Situation, zu wissen, daß man geliebt wird, aber nicht zu wissen, von wem. Valentine wünscht einen zweiten Brief aus Japan zu bekommen. Aus reiner Neugier!

Jene reine Neugier ist es auch, die Valentines Finger zittern macht, als der ersehnte Brief endlich kommt. Er beginnt mit: „Liebste, werfen Sie diese Blätter nicht sofort weg!" Valentine hat gar nicht die Absicht, dies zu tun. Die weiteren vier Seiten sind voller Liebesweh.

Das süße Gift dringt tiefer ein. Valentine ist verwirrt, erregt, nervös; sie steht stundenlang vor dem Spiegel und sucht zu ergründen, ob ihre Schönheit in den letzten Monaten nicht gelitten hat; sie studiert auf einer geographischen Karte die Lage Japans. Wie weit ist dieses Land! Wie lange dauert es, bis ein Brief von dort endlich ankommt! Monate vergehen! In drei Monaten hat sie nur drei Briefe erhalten.

Als sie endlich den vierten Brief in Händen hat, küßt sie die Schriftzüge und murmelt: „Vielleicht kann er ohne mich nicht leben; vielleicht kommt er zurück!"

Sie öffnet schnell und liest: „Gnädige Frau!" Was? Gnädige Frau? Warum? Was ist denn geschehen?

„Gnädige Frau! Glauben Sie mir, daß ich tief beschämt bin. Es fehlen mir die richtigen Worte, um Ihre Verzeihung wegen der Briefe zu erbitten. Ich habe Frankreich vor mehr als zwei Jahren verlassen; ich liebte Frau von Fley und ergriff vor dieser Liebe die Flucht. Aber eines Tages konnte ich nicht mehr schweigen . . . ich schrieb. Ich wußte nicht, daß, wie mein Freund Fontanges mir mitteilt, Frau von Fley gestorben ist und Fley wieder geheiratet hat. Es gibt also eine zweite Frau von Fley, und sie hat die Briefe erhalten, die ich an die erste gerichtet habe. Nochmals Verzeihung, gnädige Frau!"

An der Verzweiflung, die sie packt, kann Valentine die Größe der Gefahr ermessen, der sie entronnen ist. Wie, wenn er gekommen wäre und, von Angesicht zu Angesicht, gar nicht den Mut gehabt hätte, ihr seinen Irrtum zu gestehen? Wer weiß, was da geschehen wäre?

„Meine Liebe", sagte Fley, „ich bringe dir die Liste der Gäste, die ich für unseren Empfang, nächste Woche, aufgestellt habe. Von meinen Freunden: Picquoy, Vineuil, dieser gute Fontanges . . ."

„Nein, nein", schreit Valentine erregt auf, „nicht Fontanges!"

„Warum denn nicht?" fragt verwundert Fley.

„Er macht mich nervös. Er ist ein . . . alter Schwätzer!"

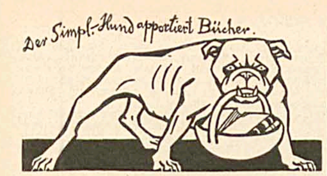
(Autorisierte Übersetzung von Käte Kürschner)

Gewissensfrage

(Rudolf Kriesch)



„Weißt du, mein Kind, von den Männern ist schließlich der eine wie der andere!" – „Dann sage mal, Mama, bin ich die Tochter von dem einen oder von dem anderen?"



Ulrich Becher: Männer machen Fehler. 1932. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Ulrich Becher zählt erst einundzwanzig Jahre, schwankt noch, ob er Musiker, Dichter oder Maler werden solle. Sucht auch noch seinen Stil, wie es scheint, eine durchaus neue, melancholische Art von Humor. Dabei ist Ulrich Becher frei von neurasthenischer Überbetonung des Jungseins, langweiliger Problematisierung normaler Seelenzustände. – Sehr hübsch, wie er irgendwo den Vater und den Sohn gegeneinander stellt: „Die von heute brauchen gekitzelte Nerven. Die von heute huldigen dem Kompliziertsein und der Antithese und der Scheckigkeit. Vater ist farblos. Die von heute ehren den extremen Widerspruch. Die von heute suchen Liebe auf Maschinen, dulden letzten Reichtum neben letzter Armut, brauchen Parfümduft und Ölgestank, Küsse und Boxhiebe nebeneinander, um zu leben. Vater verdammt Ausschweifung in Realität und Phantasie, ob es nun Raum, Zeit, Frauen oder Alkohol anlangt. Vater lebt nüchtern, meidet das Extrem höchster Lust und wird somit vom Extrem höchster Unlust verschont. Vater läßt sich nicht verzaubern. So braucht er nicht die Schmerzen der Entzauberung zu erleiden. Und das gibt ihm eine Überlegenheit über mich und die Heutigen, die verwirrten Gefühles zwischen den Polen schwanken."

Roda Roda

Max Picard: Das Menschengesicht. (Delphin-Verlag AG., München.)

In den Strudeln unserer geistig so verworrenen Zeit wirbeln die metaphysischen und irrationalen Strohhalme nur so herum, und tausend ratlose Hände greifen danach. Wer naturalistisch zu denken gewohnt ist, wird sich mit diesem merkwürdigen Buch nicht ganz leicht tun. Aber bloß ein Strohhalm ist es nun doch nicht: Meister Eckharts mystische Glut brennt zwischen den Zeilen, Jean Pauls farbige Gleichniskraft durchleuchtet sie, des Novalis tiefe Ahnungshaftigkeit ist darin und auch Kierkegaards Unerbittlichkeit. Die „Physiognomik" hat sich hier zu einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, Theologie des Menschengesichtes ausgewachsen, und es scheint mir kein unnützes Unterfangen, sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Dr. Owiglaß

E. G. Erich Lorenz: Schuld oder Schicksal Europas. (Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

„Dies Buch ist Geschichte", sagte der Verfasser im Vorwort. Es ist indessen nicht Geschichte. Es ist mehr, weil es sich nicht damit begnügt, die Tatbestände (auch die psychischen) der Jahre 1914–18 für sich allein sprechen zu lassen, und es ist weniger, weil die Interpretation der Vorgänge von einseitigem Standpunkt aus erfolgt. Der Autor wertet die Für und Wider der Schuld innerhalb Europas am Kriege, an seinem Verlauf, an seinem Ende nicht mit derselben Objektivität. Davon abgesehen gibt das von jeder Gehässigkeit freie und im guten Sinn nationale Buch eine fesselnde Darstellung der Ereignisse, die zum tragischen Zusammenbruch Deutschlands führten, es arbeitet vor allem das Tragische dieses Zusammenbruchs nach der ungeheuren Leistung des Krieges eindrucksvoll heraus.

Rudolf Schneider-Schelde

Hans H. Hinzelmann: „Im Kampf zwischen Gestern und Morgen". Roman. (Verlag: Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig.)

Hans H. Hinzelmanns „Im Kampf zwischen Gestern und Morgen" ist ein Zeitroman, nach gründlichsten Vorstudien über die historischen Bedingungen, die soziologischen Standorte seiner Gestalten geschrieben. So vermittelt er handfestes Wissen über die Hamburger Kaufmanns-Aristokratie, das Hafenproletariat, die Finkenwärder Bauern und Fischer. Dabei wird der Autor nie lehrhaft, läßt nie die Eigenart seiner Figuren zu kurz kommen. Wie jeder wirklich standfeste und kluge Gesellschaftskritiker ist er nämlich auch Psychologe. Seine Menschen sind so lebendig und gerundet, daß sie dem Leser begegnen wie eigene Erlebnisse. Aber Hinzelmann faßt nicht in den allgemeinen Brei hinein, um mehr oder weniger anschaulich die herausgefischten Brocken mit mehr oder weniger Nasenrümpfen darzubieten, — er hat Vorschläge zu machen, wie der ganze Brei besser gemischt werden könnte. Ein Erzähler, fast ohne lyrische Akzente, ohne Parteinahme für seine Guten und Bösen, mit viel echter Gelehrtheit, trotz der Fülle des Stoffes nie breit, trotz der strengen Klarheit seines Ethos ganz frei von salbadernden Reflexionen.

Georg Schwarz

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Joh. Ferch: „Hansi", Roman eines Kanarienvogels. Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien.
Joh. Ferch: „Der stumme Kamerad". Ein Pferderoman. Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien.
Joh: Ferch: „Purzl". Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien.
Pierre Louys: „Mytilenische Elegien". Nachdichtungen von Maria Luise Weißmann. Heinrich F. S. Bachmair, München-Pasing.
Paul Joachim Radicke: „Fahrt ins Blaue". Heinrich F. S. Bachmair, München-Pasing.
Elfriede Skalberg: „Jedes Ding kommt nah". Heinrich F. S. Bachmair, München-Pasing.
Bruno Nelissen Haken: „Arbeitslosen-Litanei". Totentanz der Lebendigen. Chr. Kaiser, Verlag, München.
Hans Sochaczewer: „Die Untat". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Otto Bernhard Wendler: „Die Figuren aus einer Schießbude". E. Prager, Verlag, Leipzig-Wien.

Lavals Halsbinde / Von Ratatöskr

Vor Zeiten trug man eine Krawatte,
die den Namen Lavallière hatte
und strangulierend und schleifengroß
den Schwanenhals ihrer Opfer umschloß.

Jetzt ist sie — wir sehen es grambeklommen —
von neuem wieder in Mode gekommen:
ein reizend-scharmantes Pariser Produkt,
das jedermann trägt und das überall spukt.

Den armen Hälsen wird es, je länger
sie darin stecken, je enger und bänger.
Schon hört man Wimmern und Angstgefrett;
schon färbt sich das Antlitz blau-violett.

Die neue, alte französische Mode
kragelt die ganze Welt noch zu Tode . . .
Ja, geht's denn partout – kotz Sternsaxendi –
nicht ohne Pariser dernier cri?!

Ein Greuelmärchen

Vorläufig ist der Winter, der uns aus allen herbstlichen Leitartikeln als grauenvolles Chaos entgegengrinste, dank der Winterhilfe von Reichs- und Feuerwehr ein immerhin diszipliniertes Chaos geblieben. Aber was nicht ist, kann noch werden. Der Hochkapitalismus strebt orgiastischen Niederschmetterungen der Masse zu, wie wir sie heute kaum träumen, geschweige denn ausdenken können. Freilich darf man nicht in die Romane unsrer Dichter gucken, um davon Witterung zu bekommen; in der Arbeit der Plakatlyriker und -prosaisten, da enthüllt sich das Antlitz der Zeit.

P. P., Werbeanwalt und Reklamefachmann, Mitglied aller diesbezüglichen Geheimorden des In- und Auslandes, hat den Auftrag akzeptiert, ein Plakat für die deutschen Hotels und Gaststätten zu komponieren, zwecks Anregung des Publikums zum lebhafteren Verkehr und Verzehr in jenen. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. P. P. saugt an Feder, Farbband und Zigarette und — kommt auf einen göttlichen Einfall. Seine Inspiration ist: höchstes Glück der Erdenkinder sei doch keineswegs, wie der olle, bedauerlich vergreiste Goethe behauptet hat, die Persönlichkeit, sondern der Konsument, der Wirtschaftsbeleber. „Was du kaufst, gibt andern Brot!" . . . Daran muß P. P. denken. Und plötzlich springt er auf: „Ich hab's!"

Ein Plakat wird gemalt: Ein vornehmes Paar, Herr und Dame der obersten Zehn, bei Hummer, Lachs und Kaviar. Darunter schreibt P. P.: „Was Sie essen, gibt andern Brot!"

Und so kann man's denn tatsächlich in ganz Deutschland hängen sehen, in Hotelhallen, in den Fenstern der Gaststätten. Die Hoteliers und ihre Direktoren können nichts dazu; sie tun ihr Bestes; aber das Geld für das Plakat ist nun mal ausgegeben und muß rentieren. Im Krieg, da wurde ins Brot gar mancherlei verbacken; aber so schlimm, wie es der P. P. in seinem Plakat macht, war es selbst damals nicht. Die Hoteliers wissen selber am besten, wie der Vermahlungszwang aufs Geschäft gedrückt hat; sie werden Zustände, wie sie in ihrem Plakat angedeutet sind, niemals zugeben. Sie sträuben sich bis zum Letzten gegen ihren Werbetext. Da müßte ein ganz anderes Regiment kommen, wenn das wahr werden sollte. Aber bis dahin ist die Behauptung des Plakatdichters bestimmt ein Greuelmärchen.

Hansate

Kleine Geschichten

Der Chef

Herr Hugenberg, Generalissimus des Scherlkonzerns, ist auch der oberste Chef der UFA. Das weiß man auch in Babelsberg, in den Ateliers der UFA. Nur kennt nicht jeder den kleinen Mann mit den knarzenden Stiefeln, mit dem struppigen Schnurrbart und der Bürstenfrisur. Bilder sind auch nicht immer ähnlich, die Wirklichkeit ist oft schlimmer.

Hugenberg inspizierte eines Tages die UFA-Ateliers. Im Atelier III war der Regisseur X. X. an der Arbeit. Absolute Ruhe im ganzen Raume. Die Diva weinte leise. Eine Pianissimo-Stelle — Höhepunkt des werdenden Filmes. Alles schweigt. Ein Engelshaar, wäre es zu Boden gefallen, hätte unliebsame Nebengeräusche erzeugen können . . . Da knarzt etwas im Hintergrunde. Ein Männchen schreitet fürbaß. Die Aufnahme ist gestört. Der Regisseur, wütend über die Störung, brüllt, den kleinen Mann erblickend: „Gehen Sie zum Kuckuck! Wer ist denn dieser gottverdammte Budiker da?"

Der Budiker dreht sich entsetzt herum — Hugenberg persönlich.

G. S.

Die Prämie

Korkes, der Ballkonzessionär, erzählte mir unlängst: „Heuer komm' ich mal mit einer feinen Attraktion: ich hab' nämlich angekündigt, daß ich jeden Ballbesucher, der seine Eintrittskarte zum Kassapreis kauft, persönlich photographieren werde!"

„Mensch, Sie können doch gar nicht photographieren!" warf ich ein.

„No, wird denn schon jemand zum Kassapreis kaufen?" replizierte Korkes trübe.

Salpeter

(Hilla Osswald)



Die Schlacht bei Mukden

Von Kurt Stein

Erfindungen allein können die Welt nicht verändern. Kein neuer Radioapparat kann das und kein Maschinengewehr, das um zehn Schüsse mehr in der Minute leistet. Auf die Idee kommt es an, auf den Menschengeist, der im entscheidenden Augenblick das Richtige trifft. Dann macht die Kultur einen mächtigen Satz nach vorn, und die Herzen schlagen höher.

Bei Mukden war Krieg. Die Japaner siegten. In Tokio war geflaggt, die Kinder hatten schulfrei, Heldenväter trugen Tränen im Auge, und die feinsten Damen strickten Pulswärmer. Der Kriegsminister hielt auf einem Bankett eine Rede und trank auf den Sieg. Es war ein herrlicher Tag, wer sich es leisten konnte, ging tanzen oder ins Kino, und die Etappenoffiziere steckten alle Orden an. So verbrachten die Leute den Tag in edler Begeisterung.

Auch der Rundfunkintendant von Tokio hatte den Sieg gefeiert und war später zu Bett gegangen als gewöhnlich. Als er eben einschlafen wollte, hatte er eine Erscheinung, an der Grenze zwischen Traum und Wachen, die so viele große Einfälle geboren hat. Er hatte ein Gesicht wie ein richtiger Prophet. Er sah Japan: Bauern, die ihre Felder pflügten, Fabriken, exerzierende Soldaten. Schulkinder lernten das Einmaleins, Liebespaare küßten sich in dunklen Gartenwinkeln. Lautsprecher hingen über den Bauern und den Kindern und den Liebespaaren, brachen mit einem Schlag los, im ganzen Land. Hämmerten Freude in die Herzen, rissen alle mit. Der schläfrigste Bub in der Schule wurde wach und faßte den Entschluß, ein Feldmarschall zu werden, das verliebteste Paar verließ seine Parkbank und sang stehend patriotische Lieder: der Rundfunk sandte die Schlacht bei Mukden.

Rundfunkintendanten haben nicht täglich Einfälle. Der von Tokio hatte sonst nur ein Automobil und eine Villa. Er stieg in seine Pantoffeln und rief das Kriegsministerium an. Wirklich geniale Ideen können sich auch um zwei Uhr nachts durchsetzen. Drei Stunden später legten japanische Telephonkompagnien Drähte, stellten an den besten Punkten Mikrophone auf. Am nächsten Tag, als die Schlacht wieder im schönsten Gang war, unterbrach der japanische Rundfunk die Unterhaltungsmusik auf Schallplatten (Richard Tauber hatte gerade aus dem Land des Lächelns gesungen) und brachte aus dem Land des Lächelns die Schlacht bei Mukden. Kanonen tobten, Maschinengewehre knatterten. In den Schulen, Fabriken, Kasernen, öffentlichen Gärten waren Lautsprecher aufgestellt, und wer einen Radioapparat hatte, hörte die Schlacht bei Mukden. Die Telephonsoldaten trugen die Mikrophone nach vorn, wie man sonst die Fahne trug. Sie wußten, hinten lauschte das Land, brannten die Herzen. Der Mann, der am Knotenpunkt der Drähte stand, schickte jede Minute das Geschehen eines anderen Frontabschnittes nach Tokio und nach Japan. Erst gab es Hurrageschrei, garantiert echt und nicht auf Bestellung. Dann holte er sich das Krachen einer ganz großen Kanone, und es gab viel Jubel im Land. Dann aber schaltete er den falschen Draht ein. Das Mikrophon stand mitten im Handgemenge. Man hörte Schmerzschreie, Wut, Verzweiflung, Haß. Rasende Menschen schrien aus den hübsch verzierten Lautsprechern über den sauberen Straßen von Tokio. Langsam schwand die Begeisterung aus den Gesichtern der Leute, die spazieren gingen und den Sieg und die frische Luft genossen. Die Frauen und Mädchen erschraken, die zu Hause um den Lautsprecher saßen und sich mit dem Krieg freuten. Die Etappenoffiziere drückten sich in die Winkel der guten Restaurants. „Unsere Freunde", dachten die Leute, „unsere Männer, unsere Brüder. Vor zwei Wochen sprachen wir noch mit ihnen, und sie waren höflich und gutmütig. Jetzt schreien sie, stoßen Bajonette in Menschenleiber, schießen in Herzen, treten mit Nagelstiefeln in Menschengesichter. Unsere Söhne, unsere Brüder." Manche sprangen auf und zerschlugen Lautsprecher und Apparat. Die anderen, die meisten aber, hörten weiter, und zwei Minuten später war der Schrei eines Sterbenden über Japan. Er hockte bei Mukden im Dreck, aus seinem zerrissenen Leib quoll sein Blut, aus seinem Mund quoll sein Schreien und lag über Japan, brach unaufhaltsam, ein breiter, zerstörender Strom, über die Begeisterung und spülte sie weg. Die feinen Damen blieben auf der Straße stehen und umarmten Marktweiber und Arbeiterfrauen. „Unsere Söhne", riefen sie alle, „unsere Söhne." Aber das Schreien war unerbittlich. „Unsere Väter", schrien die Kinder in der Schule, und die Lehrer versteckten sich. „Mein Geliebter", rief in dem Wartesaal eines Bahnhofs ein junges Mädchen. Die Schaffner und die Lokomotivführer verließen bei dem Schrei die Züge. Japan stand still. Der Kriegsminister schob die Papiere weg, und das umgeworfene Tintenfaß ließ einen dunkeln Streifen über den Akt des neuen Mobilmachungsbefehles fließen. Der Strom des Schreiens aber brannte einen dunklen Streifen auf die Herzen, er verbrannte die Freude und das Lachen. Der Rundfunkintendant lief selbst an das Mikrophon, er schaltete Mukden ab, aber der Schrei des Sterbenden ließ sich nicht abschalten. „Der Schrei, den Sie eben gehört haben", sagte er, „war der Schrei eines sterbenden Chinesen, eines Feinds." Sie wollten ihn nicht anhören. „Unser Bruder", schrien sie, „unser Bruder stirbt. Und wir hören es. Unser Geliebter. Unser Sohn. Wir freuen uns. Wir singen Lieder." Kein Rundfunkintendant und keine Militärmusik konnte sie beruhigen. Arbeiter und Damen und Offiziere und Dienstmädchen, alle —

Vor wenigen Tagen sandte Radio Tokio die Schlacht bei Mukden. Die Begeisterung war groß. Die kleinen Mädchen schrieben Schulaufsätze.

Vorteil

(Kurt Werth)



„Weißt du, Paarlaufen auf dem Eis ist ja schließlich ganz hübsch, aber Paar-Übernachten kann man eben doch besser beim Skisport!"

Zeitungsblüten

Folgende zeitgemäße Anzeige lesen wir im „Fränkischen Kurier":

„Ich wünsche mich mit einer aufrechtklaren, deutschen Jungfrau zu verehelichen, die sich ihrer Würde bewußt ist und die als Gattin eines Landedelmannes freudig die Verantwortung als Ahnfrau künftiger Geschlechter auf sich nehmen will. Zuschriften mit Lichtbild, das ich sofort zurückgebe, und Angabe von Geburtstag und -jahr unter 986 F an den Fränkischen Kurier."

*

Ein begeisterter Zeitungsbericht über das Konzert einer Stahlhelmkapelle schließt mit folgenden Worten, die der Festredner des Abends sprach:

„Wie ehedem, so marschiert auch heute noch das deutsche Volk einig und geschlossen hinter seinen Militärkapellen, die eine Quelle deutscher Kraft und Stärke waren und sind. Gerade jetzt, in dieser fürchterlichen Zeit deutscher Not und deutscher Ohnmacht."

Muster einer Buchbesprechung

Der „Fränkische Kurier", Nürnberg, schreibt:

„Stein (Rumpelstilzchen): ‚Bülow und der Kaiser'.

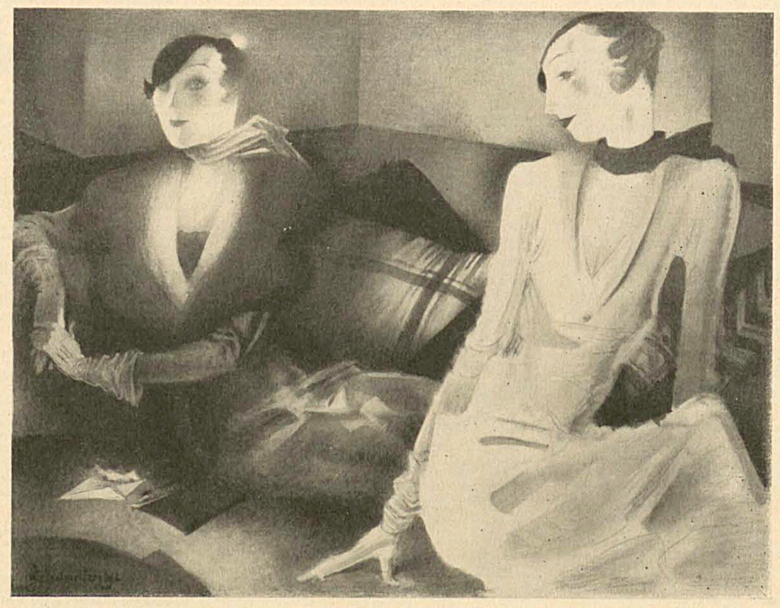
Eine der glänzendsten Federn Deutschlands im Kampf der Gerechtigkeit gegen die stinkende Stimme aus dem Grab eines fanatisch Ehrsüchtigen und Gewissenlosen. Viel mehr als eine Polemik."

Die „stinkende Stimme aus dem Grab", welch ergreifendes Bild!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1932 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Auswahl

(Paul Scheurich)



„Mein Mann will wissen, wer mein Freund ist!“ — „Na, dann lose doch aus, wer es von ihnen diesmal sein soll!“

Klawuttke meckert sich eins:

Sehnse woll, wat ick imma jesaacht ha': nischt wird so heeß jejessen, wie't jekocht wird — ooch eene Notvaordnung nich! Die Lohnsenkung, die wa zuerst zu schlucken kriechten, det war noch eene brenzliche Sache. Aba bis zu den Miete- und Preisabbau hat sich det Süppken schonst sachte abjekihlt. Und den Hugenberch, wo se zuerst wejen Meckan vaknackt ham, hat det Reichsjericht nu freijesprochen, weil a quasi im Staatsintresse jemeckat hat. Und weil wa doch alle vort Jesetz jleich sind, wer ick mir det Maul ooch nich lassen vabinden! Apropoh Notvaordnung: wenn mir nich alles täuscht, stand da ooch wat von Kapitalflucht jeschriem — und von Vamöjensbeschlachnahme und Vahaftung und so —: hamse da mal wat von jehert späta? Ick nich. Woraus ick schließe, det det Jerede von die Kapitalflucht bloß 'n dämlichet Jequatsche jewesen is und sowat bei uns jar nich vorkommt!

Na, und wat sarense zu'n Völkabund mit det Motto: „Nie wieda Kriech?“ Is ja schließlich nich vawunderlich, det a dem alljemeinen Zuch der Zeit folgend nu ooch Pleite macht. Aba det se sich da imma noch Briefjen schreim, währenddem in die Mandschurei die Fliejabomben knallen und eene janze Stadt in Brand jeschossen is und die „Schlacht bei Schanghai“ in Jange — det nenn ick een starket Stick! Oda nich? Blut is eben dicka als Tinte, und wo zwei sich streiten, vadient der dritte —. Immahin mißtense doch die Japsen und Kineser für die Dauer des Kriejes aus den Bund ausschließen, finde ick. Strafe muß sind!

Hamse jelesen, wat Hitla an Seldten jeschriem hat und warum a in Harzburch an det Essen nich wollte teilnehm'? Weil a nämlich een' bejrindeten Widawillen jejen sone Abfitterungen hat, indem a imma an seine SA.-Leite denken muß, wo zur jleichen Zeit der Maren knurrt! Jotte, muß det den Armen eene Ibawindung jekostet ham, als a nu in Disseldorf in't Parkhotel mit die Industriejellen det Schlemma-Souper hat runtawirjen missen! Aba Liebe und Sozialismus ibawindet allens!

Jespannt bin ick ooch, wat a zu den Antrach von die Konkurrenz saacht, wo doch Willem so jern jeruhen möchte, uns wieda mit seine Anwesenheit zu beehrn —? Und wo sich Adolfen nu jrade ooch eene Residenz in Barlin uffjemacht hat — und ausjerechnet an'n Kaiserdamm — — —

Langsam rihrt sich doch wieder wat in Deutschland —: wat zum Beispiel die Dichter-Akademie is, die hat sechs neie Mitjlieda anannt. Anjenehme Ruhe! Wennse sich nur nich ibaarbeiten! Könn' S i e mir valleicht saren, wozu die janze Akademie eijentlich jut is? Icke perseenlich kucke da nich durch. Wenn ick mal wat vonse in die Zeitung lese, denn imma bloß, det wieda eena is ausjetreten. Und denn wern wieda neie Mitjlieda anannt. Jewiß: so kommt jeda mal ran. Aba wozu det janze?

Nu hat sich ooch det Staatstheata als „Moralische Anstalt“ awiesen und vierundzwanzig Mitjlieda uff de Straße jesetzt. Hauptsache bei een Staatstheata is eben, det der Vawaltungsapparat in Jang bleibt und detse jenuch Intendanten und Jeneraldirektorn und Beamte ham, die den Schauspielaabbau könn' bearbeiten.

Tja, der Karneval is nu mächtich in Schwung jekomm'. Jloobste, wennste die Zeitungen liest. In Berlin jibt's jar keenen Aschermittwoch. Aba wenn'ck die Leite so schwoofen seh, muß ick imma an die Tanzbären denken, die friha von Zijeuna uff die Jahrmärkte jezeicht wurden. Wissense doch, wie man die det Tanzen beibringt? Nich? Die wern in'n Käfich uff eene eisane Platte jesetzt, wo drunta een Feuachen brennt. Und wenn die Viecha nu der Boden zu heeß wird, stehense uff und huppen von een Been uff't andre — und dabei wird denn eejal die jleiche Melodie jedudelt. Jloomse nich, det die meisten Leite, die heite noch uff jroße Bälle könn' jehn, ooch nur Fröhlichkeit markiean, weilse merken, det sie der Boden zu heeß wird? Komische Zeit heite: wer pleite is, der jibt uff so'n Fest mächtich an, det keena det merken soll — und wer noch Jeld hat, der knickat und knausat — ooch, damit keena det merken soll. Is nich so?

Kaki

Trost

Von Jakob Haringer

Ehrliche Fäuste liebt Gott oft mehr
als betende Hände, die lügen so sehr,
die lügen Demut und kindliches Tun
und sind voll Ehrgeiz und wollen Ruhm.
Gott ist kein Richter, kein Wurm und kein Hund,
wird ihm die trotzige Faust oft zum Mund,
wird ihm die Faust oft zur Träne, die fleht
mehr als der Frömmler winselnd Gebet.
Öffnet er leis oft die Faust und die Pein
legt einen goldenen Stern dann hinein.

Trost in Trãnen

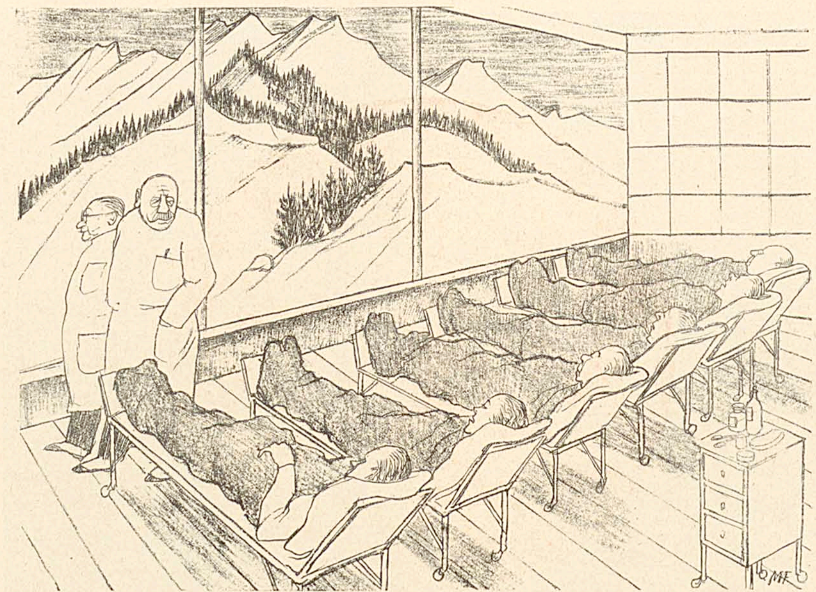
(Th. Th. Heine)



„Zu arbeiten gibt's schon lange nichts mehr — das letzte Hemd haben wir auch schon hergeben müssen — wenn jetzt noch die Preise so weit gesenkt werden, daß man alles umsonst haben kann, dann ist Deutschland das reinste Paradies!"

Klassenunterschied

(M. Frischmann)



„Sehen Sie, Kollege, den Dritter-Klasse-Patienten darf man wenigstens ganz offen gestehen: Das Leben des Menschen steht in Gottes Hand!'"

Das Abschiedsmahl / Von Peter Hammerschlag

Auf einem winzigen, märchenschönen Inselchen in der Südsee, das noch keines Menschen Fuß betreten hat, ragt ein winziges, märchenschönes, unerhört exklusives Hotel. Der Besitzer, Mister Hills aus Liverpool, nahm nur Engländer auf, die allwöchentlich mindestens einmal im Buckingham Palace speisten. Waren es Amerikaner, mußten sie den schriftlichen Nachweis erbringen, daß ihre Ahnen auf der „Mayflower" gekommen waren. Die Preise waren auch danach, und Mister Hills hatte das Inselchen der britischen Regierung abgekauft. Man darf auch den Namen der Insel nicht verraten. Von wegen der Konkurrenz.
Das Hotelpersonal aber waren Eingeborene. Schön und sanft und nett und mahagonibraun. Sprachen das Englische fast akzentfrei, denn Mister Hills ließ ihnen allabendlich von einer sehr genauen Sprachlehrerin eine Englisch-Stunde verabreichen. Nach neun Uhr abends, wenn in sämtlichen Hotelräumen bereits lautlose Ruhe zu herrschen hatte. Sie waren wohl das Höflichste, Wohlerzogenste, Aufmerksamste und Geräuschloseste, das man sich denken kann, und dabei von einer Kindlichkeit und Freundlichkeit, die weit über ihre Bezüge und ihre Dienstvorschriften hinausging. Wenn eine Dame dem schönen Stubenmädchen Kehaua ein paar halbwelke Blumen schenkte, leuchteten des Mädchens Augen auf, wie man es auch mit noch so viel Belladonna nicht nachahmen kann. Und wenn eine Miß im Lift in ihr Zimmer hinauffuhr und dabei ein paar Töne trällerte, sagte ganz leise Maunui, der Liftboy: „Deine Stimme ist wie die eines Vogels." Dann lachten die Misses ein wenig, denn Maunui war ein hübscher Bub. Und so aufgeweckt. Mister Hills hatte es nicht gerne, wenn die Leute untereinander sich ihres Heimatsidioms bedienten. Das durften sie auf ihrem Badeplatz, der auf der andern Inselseite lag, etwa eine Meile vom Badeplatz der Hotelgäste entfernt. Dort lag Kehaua, das schöne Stubenmädchen, auf dem Bauche im warmen Sand, und neben ihr lag Laui, der Obersteward. Sie liebten einander, und wenn Kehauas Lunge ganz gesund war, wollten sie als Sänger nach Europa gehen. „Deine Brust ist eine Blume", sagte Laui. — „Ist sie schöner als die Brust der weißen Dame, die sich immer das Breakfast aufs Zimmer servieren läßt?" Kehaua war ein wenig eifersüchtig, aber Laui gähnte aufs Meer hinaus. „Aber sonst sind die Weißen ganz nett . . ." — „Oh, charming . . .", sagte Kehaua und blinzelte müde.
Eines Tages war die season wieder zu Ende und alle Gäste fort. Auch die Sprachlehrerin. Mister Hills versammelte sein Personal und sprach mit vorgeschriebenem Wohlwollen: „Ladies and gentlemen. Auch heuer hat das Personal bewiesen, daß es sich der Ehre, in Hills Hotel zu arbeiten, bewußt ist. Keine einzige Klage ist mir zu Ohren gekommen, und namhafte Beträge wurden mir von verschiedenen Gästen für die Trinkgeldkasse überwiesen. Kanui, der Oberkoch, wird das Geld verteilen. Ich habe die Ehre, Sie alle zu einem Abschiedsschmaus, natürlich nach heimischer Art, einzuladen. Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich persönlich an dem schönen Feste nicht teilnehme, weil ich noch die Bücher abzuschließen habe, aber . . . ich kehre morgen auf einige Monate nach Liverpool zurück. Ich danke Ihnen nochmals und hoffe, Sie zu Beginn der nächsten season vollzählig, pünktlich und arbeitswillig hier begrüßen zu können. Sie dürfen die gesamten Restbestände der Speisekammern verwenden, die Sachen würden während der Regenzeit ohnehin verderben. Das Hotel bleibt unter Aufsicht von Laya und Koho."
Rasch ging Mister Hills in sein Office, und Kanui, der weißhaarige Oberkoch, sah mit glucksendem Lachen zu, wie das Hotelpersonal auseinanderstob, um die Kühlräume zu plündern. Sie breiteten das schönste Tischtuch in der Küche auf die Fliesen und schleppten das beste Silberbesteck herbei. Sie brauchten Ananas, viele Ananas und Bananen und Grapefruits und Mangustinen, und es war auch alles im Überfluß da. In schönen, blanken Konservendosen. Kanui selbst nahm seinen großen Holzschlegel, mit dem er die Fische tötete, ging zum Office und schlug, ohne anzuklopfen, Mister Hills freundlich auf den Kopf. Schlitzte ihn sorgfältig auf, bekleidete ihn mit weißen Gamaschen, Monokel, Smokingbinde und Füllfederhalter und legte ihn in die größte Badewanne. Dort verblieb Mister Hills den ganzen Tag lang unter fortwährender Berieselung, denn das Festmahl begann erst um neun Uhr. Das Personal erschien glücklich, vollzählig und fast nackt. Kehaua mit ihrem Zofenschürzchen, und Noaui, der Golfcaddy, mit seinem bunten Käppchen. Laui, der Obersteward, aber hatte weiße Handschuhe und reichte Mister Hills auf Silberschüsseln. Es schmeckte allen, obwohl sie mit Messer und Gabel aßen. Dafür wurde nicht englisch gesprochen. Als sie fertig waren, schalteten sie die Lautsprecher ein, denn im Savoyhotel konzertierten Hawaian-Singers auf sanften Gitarren. Und so saßen sie lange, lange Zeit, knabberten Quakeroats und fühlten sich wie zu Hause. Aber niemand hatte feuchte Augen, denn sie waren glücklich und hatten ihren Urlaub vor sich. Darum holte auch schließlich Kanui

Mister Hills schönrasierten Kopf, dem setzten sie einen Hibiskuskranz auf und stellten ihn in die Mitte. Kanui aber sagte: „Wir danken dir, Herr. Unsere Bäuche sind voll, unsere Hände sind noch glänzend vom Fett, unsere Augen aber sind hell, und die Herzen gehen laut. Du warst gut und gerecht, hast dich uns selbst zum Schmause gegeben, und das werden wir dir nicht vergessen. Nächste season wird dein starker und kluger Sohn, Mister Bobby, das Hotel führen, und wir wollen ihm treu dienen, damit alle Gäste zufrieden sind und alle Weißen in der Südsee sich freuen . . ."

Dann aber hielten sie sich nicht lange mit dem Geschirrabwaschen auf, sondern liefen ins Innere der Insel. Wenn Hotelpersonal seine Dienstuniformen auszieht, ist es von den übrigen Eingeborenen fast nicht zu unterscheiden . . .

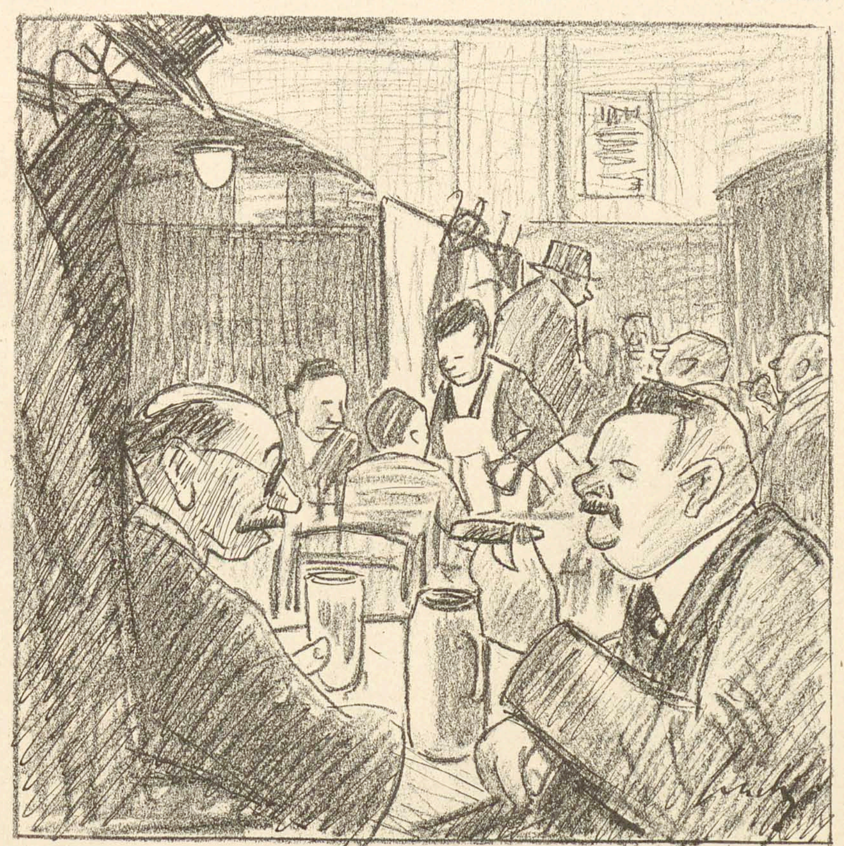
Das Pferd verdrängt das Auto

In Österreich hat man schon längst erkannt, daß ein Automobil in diesen traurigen Tagen ein höchst unzeitgemäßer, ja geradezu aufreizend wirkender Luxusartikel ist. Daher hat auch die Regierung vor einiger Zeit die Benzinsteuer von dreizehn auf dreißig Groschen pro Liter erhöht.
Durch diese Maßnahme sind in erster Linie die Lastautobesitzer schwer betroffen, die — schon bisher durch allerlei straßenpolizeiliche Verfügungen und Überlandverkehrssteuern gehandicapt — nun gegen die Konkurrenz des billigen Pferdefuhrwerks nicht mehr aufkommen können. Und da alle Protestkundgebungen und Beschwerden erfolglos blieben, haben tatsächlich schon fünfzig Wiener Fuhrwerker ihre Lastwagen entmotorisiert und die guten, alten, billigen Pferde vorgespannt, die kein teures Benzin fressen, sondern sich mit Heu und Hafer begnügen.
So nähern wir uns mit Riesenschritten dem goldenen Zeitalter des vorigen Jahrhunderts. Bald wird auch das letzte Autotaxi in Wien seinen letzten Seufzer ausgepufft haben, es wird wieder fesche Zeugerln mit harben Rappen geben, die Autounfälle werden rapid abnehmen, die altehrwürdige Gemütlichkeit ebenso rapid zunehmen, und das Fiakerlied wird wieder zu neuen Ehren kommen.
Und sollte die Regierung dann, um den Minderertrag der Benzinsteuer auszugleichen, eine Hafer-und-Heu-Steuer einführen, nun, dann werden wir uns eben einfach in Sänften spazieren tragen lassen wie einst im Altertum. Und das wird noch schöner sein.

Salpeter

Münchener Silberstreifen

(Wilhelm Schulz)



„Wenn bloß der Winter gut vorübergeht! Ich wünschte, wir wären erst vier Wochen weiter!" — „Recht habens, Herr Nachbar, bis dahin gibt's wieder a Starkbier aa!"

Des deutschen Michels Kartenspiel

(Karl Arnold)



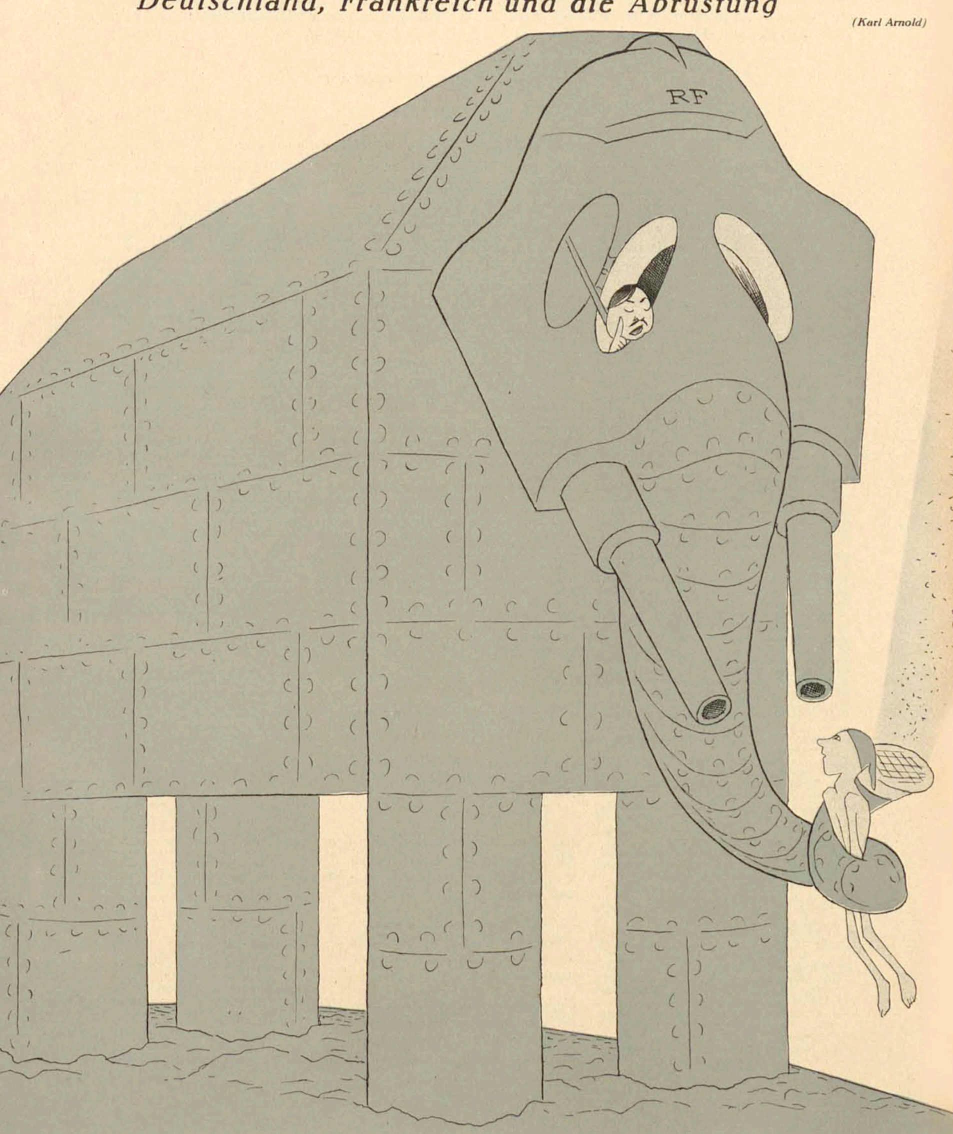
„Vier Könige machen ein Land arm!"

Stuttgart, 21. Februar 1932 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS

Deutschland, Frankreich und die Abrüstung

(Karl Arnold)



„Vor allen Dingen Sicherheit!"

Verhängnisvoller Irrtum / Von Peter Scher

Da gibt es Leute, die sich schrecklich haben,
wenn sich der Kanzler und der Kronprinz auch einmal
an einem netten Tischgespräch bei Generals erlaben ...
Mein Gott, das war doch alles noch im Karneval!

Man hört auch da und dort ein sanftes Brüllen,
es sei ein Irrtum, respektive sozusagen ein Skandal,
die Reichswehr neuerdings mit Nazis aufzufüllen ...
Mein Gott, das war doch alles noch im Karneval!

Der Fremdverkehr in Genf hob sich entschieden,
und Blut floß irgendwo in einem Yangtsetal,
das war ja alles wohl ein Auftakt für den Frieden ...
Mein Gott, das war ja alles noch im Karneval!

Nun aber wird sich alles, alles wenden,
wir woll'n nun auch mal wieder auf den Füßen gehn
und nicht nur immer fröhlich kletternd an den Wänden – – –
mein Gott, sollt' ich das alles falsch verstehn?

„Mein lieber Mann –
der Karneval, der Karneval hält an!"

Boxkampf / Von H. Oscha

Die beiden Boxmanager saßen sich gegenüber. Der glatzköpfige, vierschrötige Katz — früher Viehhändler — schenkte seinem Gast Siebauer Wein ein. „Das sollte wohl wenig Umstände machen, den Völkner statt zum Training auf den Bummel zu schicken." Katz sprach gemessen, jedes Wort schien überlegt. „Jeder Boxer braucht während der Arbeit auch Zerstreuung und — was weiß ein Athlet davon, wo der Anfang und wo das Ende ist!"

Der schmächtige, stark nervöse Siebauer rutschte auf seinem Stuhl herum. Diensteifrig antwortete er: „Natürlich geht das, natürlich. Man sollte denken, es ist gemein, was ich da mache, aber es ist nicht so. Es ist bestimmt nicht so. Als Manager muß ich auch an die Zukunft meines Mannes denken. Völkner ist alt, und er muß schnellstens zu einer Existenz kommen."

Keine Miene verzog sich in Katz' Gesicht über das eifrige Geschwätz Siebauers.

„Die vorgeschlagene Summe ist schließlich ganz annehmbar, Herr Katz. Wird sie aber auch für einen Zigarrenladen reichen?" Siebauer machte eine kleine Pause. Da keine Antwort erfolgte, redete er weiter: „Die Auslagen für Völkners Bummeleien werden auch eine ganz schöne Summe ausmachen."

Katz sprach kein Wort. Er schenkte noch einmal ein und sah Siebauer abwartend an.

Siebauer ärgerte sich. Er war doch kein Bettler! Lachhaft, wenn sich Katz einbildete, daß er ihn ganz in der Hand hatte. Wenigstens augenblicklich brauchte ihn der große Geldmann und gerissene Sportmacher Katz noch. Das mußte er ihm beibringen.

„Die Bummeleien werden wirklich viel Geld kosten", begann er von neuem, „denn Völkner muß mürbe gemacht werden. Es ist ja unglaublich, was er trotz seines Alters noch leisten kann."

Katz unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Bin ganz Ihrer Meinung, lieber Siebauer. Tausend Mark leg' ich zu. — Nun perfekt?!"

Siebauers Arm schoß vor. Er schlug in Katz' dargebotene Hand ein.

„Ihr Mann hat doch kein Mißtrauen, Herr Siebauer?"

„Ich bitte Sie, diese Kraftmenschen sind doch dumm wie Ochsen. Völkner arbeitet wie i c h will. — Ihr Stumpe ist wohl auch nicht der Klügste, was?"

Katz wich aus. „Im Ring ist Will Stumpe erstklassig. Sie haben doch gesehen, wie er kürzlich mit dem Engländer loszog."

„Hm — sagen Sie, das war doch auch nicht ganz reell?"

Katz wurde kalt. „Ich bitte Sie, war etwas am Kampf auszusetzen?"

„Verdammter Gauner", dachte Siebauer, „mein Völkner haut den Stumpe heute noch zu Mus, wenn ich nicht bremse." Er lächelte aber devot.

„Also alles erledigt, Herr Siebauer. Ohne Training wird Völkner kaum länger als fünf Runden stehen. Ich verlasse mich auf Sie vollkommen." Katz' Gesicht wurde eisern. „Sie geben mir am Ring ein Zeichen."

Herr Siebauer dienerte. „Selbstverständlich, Herr Katz, selbstverständlich."

„Die ersten zwei Runden bremsen Sie Völkner. Dann schicken Sie ihn los. Bis zur fünften muß er sich vollkommen verausgabt haben."

„Seien Sie ganz beruhigt, Herr Katz. Völkner macht aufs Wort, was ich ihm sage. Selber denken ist nicht." Plötzlich, wie zur Entschuldigung seiner gemeinen Handlungsweise, sagte er hastig: „Ist ja das Beste für Völkner. Er ist ja schon alt, und so kann er sich zur Ruhe setzen."

Katz nickte gleichmütig. Er reichte dem kleinen Siebauer die Hand und erhob sich. „Wenn Sie mir noch etwas mitzuteilen haben, bitte schriftlich. Es ist nicht gut, wenn man uns öfter zusammen sieht."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Sportpalast schien zu vibrieren. Fußgetrampel, Händeklatschen, Pfeifen, Geschrei und Gejohle der Galeriebesucher, vermischt mit den Klängen einer Kapelle durchbrausten die große Halle in einem Höllenlärm.

Die Musik setzte aus. Es war Pause. Die Vorkämpfe waren beendet. Die aufgeregten Stimmen der Tausende hörten sich an wie das Gesumme und Gebrumme in einem Bienenkorb.

„Sie kommen!" Einer sagte es zum andern. Alle Hälse reckten sich aus. Klatschen begann, erst vereinzelt, dann immer stärker. Es rauschte, als wenn es regnete. „Bravo! Bravo!" schrie es. Der Beifall pflanzte sich fort. Er wurde einen Moment zum Orkan, als der Boxer Will Stumpe über die Seile in den Ring sprang.

Scheinwerferlicht bestrahlte den schlanken, trainierten Körper des Boxers. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, halb verlegen, halb aufgeregt. Umständlich setzte er sich in seine Ecke.

Der Manager Katz stand an das Ringpodium gelehnt. Ruhig sah er über die aufgeregte Menge zu dem zappligen Siebauer, der seinem Boxer einen Weg zum Ring bahnte.

Völkner stand im Ring. Wieder wurde der Beifall rasend. Er gab Will Stumpe die Hand. Lauernd sahen sich die Gegner an. Völkner war ein Mensch aus Muskeln und Sehnen. Das jahrelange Training konnte ihm jeder anmerken. Er hatte eine breitgeschlagene Nase und verunstaltete Ohren. Sein Manager kümmerte sich um ihn. Einmal blickte er zu Katz und schloß kurz die Augen.

Während der Kampfvorbereitungen wurden die Boxer von den Tausenden abgeschätzt. Operngläser richteten sich auf sie. Wie sind sie trainiert? Wetten wurden abgeschlossen, wer Sieger wird.

Die Boxer wurden vom Kampfrichter in die Mitte gerufen. Die Pressephotographen traten in Tätigkeit. Unten am Ring notierten die Journalisten. Die Kämpfer wurden ermahnt, fair zu bleiben. Sie schüttelten sich die Fäuste und gingen dann in ihre Ecken.

„Ring frei!" In der Riesenhalle wurde es totenstill. Ein Druck lag auf allen. Wie wird es werden?

„Ran, Will", flüsterte Katz. „Der muß gar nicht zur Besinnung kommen, ran, immer ran." Will Stumpe sah irgendwo hin. „Hast du verstanden? Ran!"

Will wendete den Kopf. Katz erschrak fast. Zum Teufel, sah der Bursche tierisch aus.

Drüben warnte Siebauer seinen Mann. „Die ersten zwei Runden Vorsicht, spar' deine Kraft. Deine Zeit kommt, wenn der Grünling ausgepumpt ist."

Völkner nickte. Er war nur äußerlich ruhig. Diese Sekunden vor dem Gongschlag kosteten Nerven.

Bam! Der Gong.

Die beiden Manager tauschten einen Blick.

Will Stumpe stürzte auf seinen Gegner. Er schlug mit aller Wucht und traf Völkner an der linken Schläfe. Eine Sekunde knickte Völkner in die Kniee. „Siebauer hat recht", schoß es durch seinen Kopf, „vorsehen." Wie ein Schrei ging es durch die Halle. Will Stumpe hörte nichts. Er schlug noch einmal. Diesmal war sein Gegner auf der Hut. Ein winziger Seitenschritt, er wurde kaum gestreift.

Will griff weiter an. Aber etwas vorsichtiger. Völkner wich Schritt für Schritt. Er pendelte mit dem Oberkörper, um kein Ziel zu bieten. Er fühlte die Ungeduld seines Gegners, seinen Willen, ihn runterzuschlagen. „Siebauers Rat war gut", dachte er, „soll sich Stumpe ausgeben. Der Schluß ist meine Sache. Ich bin ja ein alter routinierter Kämpfer."

Die erste Runde brachte die Sympathie auf Stumpes Seite. Er war ein Draufgänger. Das schätzte die Menge. Die wenigsten sahen in Völkners Verhalten Taktik.

Siebauer nickte kurz in Völkners Ecke. Es war alles in Ordnung.

„Gut so, Will", rief Katz seinem Mann zu. „Immer weiter ran."

Die zweite Runde verlief wie die erste. Angefeuert von seinem Manager und vom Publikum, griff Stumpe wild an. Völkner hielt sich zurück. Dann wendete sich der Kampf. „So", sagte Siebauer, „nun dreh' du mal auf. Alles, was du in dir hast, muß raus. Schlag, schlag, schlag."

Tragödie in Hildburghausen

Von Karl Kinndt

Um einen Mann, daß Gott erbarm',
ist bange mir zum Grausen — :
das ist der jetzige Gendarm
im Orte Hildburghausen!

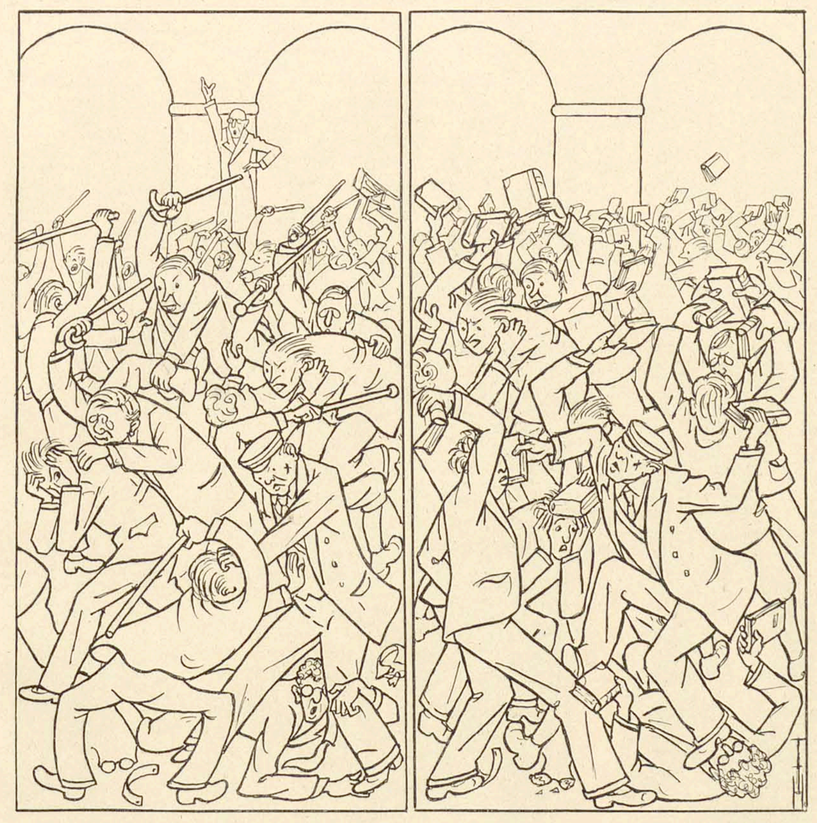
Der Mann, der Nachfolger Hitlers ward,
wird sicher des Größenwahns Beute
und läßt sich wachsen den Bürsten-Bart
und fühlt sich als Adolf, der Zweite!

Weit offen den Mund und die Augen gluh
steht er vor den Gänsen am Teiche
und quasselt und quasselt immerzu
von seinem vierten Reiche — — —

Und irgendein weiser Zuschauer spricht,
nachdem er den Fall durchdacht hat:
Na, wat denn, das ist doch der einzige nicht,
den Hitler verrückt gemacht hat —!

Hochschulkrawalle

(Th. Th. Heine)



„Aber, meine Herren, fechten Sie doch Ihre Meinungsverschiedenheiten mit geistigen Waffen aus!"

„Also gut!"

Und drüben flüsterte Katz eindringlich: „Jetzt vorsichtig, paß auf, jetzt will er's wissen. Das Publikum hat ihn zu sehr geärgert. Deck' dich, laß ihn sich auspuffen. Er ist alt und hat unmöglich viel Luft."
Völkner verausgabte sich. Das mangelnde Training machte sich bemerkbar. In den Pausen hechelte er wie ein abgehetzter Hund. „Immer mehr los", ermunterte ihn sein Manager. „So wild geht's nicht mehr", pustete Völkner nach der fünften Runde. Siebauer sah in die andere Ecke. Er hob die rechte Hand ein wenig, ließ sie dann fallen, wie einen Lappen.
Der glatzköpfige Katz hatte verstanden. „Jetzt muß es passieren", forderte er von Stumpe. „Wenn du ihn jetzt nicht zur Strecke bringst, ist es zwischen uns beiden aus."
Stumpes Gesicht wurde entschlossen. Als der Gong ertönte, ging er mit großen Schritten auf Völkner zu. Völkner war zu sehr ermattet, um ausweichen zu können. Er zog sich zusammen. Es nutzte ihm nichts. Mit der Linken schlug ihm Stumpe die Deckung herunter. Seine rechte Faust schoß heraus. Die Kinnbacken Völkners schlugen aufeinander. Es gab einen hellen, knackenden Laut. Dumpf dröhnend fiel Völkner auf den Boden.
„Verloren", zuckte es durch seinen Kopf. Er hörte den Schiedsrichter zählen. Bei drei wollte er sich erheben, aber die Beine waren ihm wie gelähmt. „Hab' zu wenig trainiert", dachte er. Mit Anstrengung kam er auf die Kniee. Plötzlich fiel er wieder um und verlor völlig die Besinnung.
Ganz still war es im Hause. Man hörte nur den Schiedsrichter.
„Wird er noch mal hochkommen?" dachte Will, als sich sein Gegner auf die Kniee richtete. Sein Gesicht verzerrte sich. Er spannte die Muskeln.
Hart und laut schallte das Zählen: „— acht — neun — aus!"
Ein Rasen begann. Unbeherrscht, wild und tierisch brüllte die Menge. Man drängte zum Ring. „Stumpe — Stumpe — Will — Will." Der Ring wurde von Menschen überschwemmt. Aufruhr tobte. Will war wie betäubt. Man erdrückte ihn fast. Er wußte nicht, wer ihm alles die Hände drückte und auf die Schulter schlug. „Ich bin Sieger", ging es rund in seinem Kopf, „Sieger!"
Den Völkner hatten seine Sekundanten auf den Stuhl geschleppt. Verglast sah er sich um. Manager Katz schob seinen Schützling heran. Mit seiner gelassenen, ruhigen Stimme sagte er: „Gib deinem Gegner die Hand, er hat gut gekämpft."
Will Stumpe zog Völkner hoch und umarmte ihn. Ein Bravorufen fuhr durch die Halle. Man konnte denken, das Haus berste.
Der kleine Manager Siebauer sah nervös zu Katz hin. Kalt und gleichgültig gingen dessen Augen über alles hinweg.

Gördelers Preissenkung

(Wilhelm Schulz)



„Der Zoll auf Mehl und Butter mußte leider erhöht werden, liebe Frau. Aber wenigstens habe ich dafür gesorgt, daß Sie sich Ihre Dauerwellen jetzt billiger machen lassen können!"

Als die Toten zu Besuch kamen / Von Fritz Sänger

Der Völkerbund saß vollzählig beisammen, in Gestalt seiner Vertreter natürlich, die es bekanntlich nicht sehr eilig haben, denn Genf ist eine schöne Stadt. Die Völker warteten auf Beschlüsse, auf Taten, aber die Herren saßen, wie immer, gemessen, voll Würde und Ruhe, voll Überlegenheit, voll von jener sorglosen Weltentrücktheitsstimmung, die garantiert vor Übereilung schützt, denn Genf ist eine sehr schöne Stadt, dieselben Vergnügungen wie in Paris, ebenso gute Köche in den Hotels und daneben eine ganz einzig schöne Umgebung, überall prächtige Autostraßen, bequemste Zugverbindung nach Nizza, Rom, London, Paris, Warschau, Berlin; wirklich, Genf ist einzig — — —
Hallo! Was ist das?
Eben war das Licht ausgegangen, und doch war es nicht finster, ein wundersam mildes, blaurötliches Dämmern lag über dem Saale. Man wandte sich um, man stand auf und konnte nicht entdecken, woher es kam, man war sprachlos, was für eine solche Versammlung berühmter Redner etwas heißen will.
Aber das war nur der blasse Anfang, jetzt kam es erst:
Aus den festen Wänden traten, wie umhüllt von einem Nebelschleier, Gestalten — Der und jener hatte Worte auf den Lippen, die nach der Saalwache, nach den Dienern rufen sollten, aber keines dieser Worte kam heraus. Die Saalwache, die Diener waren ja da, sie standen ebenso erstarrt wie die Herren, zu deren Schutz sie dienen sollten.
Das Wunder gestaltete sich weiter zum maßlosen Erstaunen und Entsetzen aller Anwesenden, jetzt konnte man es deutlich erkennen, die Gestalten erschienen in Lebensgröße, und es waren Männer, es waren — — — Soldaten.
Keiner trug eine Waffe, aber alle sichtbare Verwundungen, zum Teil entsetzlich ausschauend, aber sie hatten keine verzerrten Gesichter, und ganz beliebig gemischt waren sie, Freund und Feind führte sich an den Händen. Freund und Feind schien von jener großen Aussöhnung umfangen, welche die Großen dieser Erde ihren Völkern erst jenseits des Grabes gestatten, aber davon abgesehen, lag ein unheimlicher Ernst auf diesen Gesichtern, ein Ernst, der das Blut in den Adern gefrieren machen konnte, der jede Muskel lähmte und der diese ganze Versammlung von weltgewandten Männern aus dreißig Ländern versteinerte.
Wo standen sie bloß, diese vielen Soldaten, wo kamen sie her, wo wollten sie hin? Es war, als wenn der Saal sich weiten würde. Man sah unzählbare Stahlhelme, unzählbare Köpfe, unzählbare Gestalten, die alle voneinander verschieden waren, und doch alle dieses eine Bannende, Versteinerte hatten.
Kein Laut war hörbar, man hätte ein Blatt zur Erde fallen hören, wenn sich irgend etwas geregt hätte, aber auch die toten Gegenstände schienen von der Erstarrung befallen. Dabei wurden der Gestalten immer mehr. Sie füllten schon den ganzen Saal, der gar kein Saal mehr war, und ihre erstarrte Stille sprach laut und vernehmlich, wenn auch die Ohren unberührt davon blieben: „Wir sind die Toten des Weltkrieges!"
Immer weiter schritt das Verhängnis. Furcht und Entsetzen malte sich auf jedem Antlitz.
Sie kamen jetzt auch aus dem Boden, zwischen den andern tauchten sie auf, da und dort, und sie bewegten sich, sie gingen, sie wollten etwas — eben sah man, wie zwei hochgewachsene Inder — der eine trug einen blutigen Verband nach Art eines Turbans um den Kopf — sich vor die englischen Vertreter hinstellten, und man hörte es deutlich, sie fragten, wie man im Gesprächston fragt, mit einfacher, fester, männlicher Stimme fragten sie: „Wo ist die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Völker?"
Alles starrte an diese Stelle, niemand erwartete eine Antwort, weil keiner, auch von den Nichtangeredeten, ein Wort über die Lippen gebracht hätte. Eben sah man, wie andere — es mußten wohl Österreicher sein — sich dem Präsidenten des Rates näherten und fragten: „Wo ist sie?"
Noch hatte man sich davon nicht erholt und wiedergefunden, als eine Gruppe neuer Gestalten, die anscheinend vielen verschiedenen Nationen angehörten, zu sprechen begann. Erst war es undeutlich und so, als wenn sie unter sich etwas sagen wollten, dann aber kam es klar: „Wo ist die Abrüstung?"
Dieses Wort schien allen Toten des Weltkrieges wesentlich zu sein. Sie wiederholten es, und es war, als wenn nicht nur Menschen, es war, als wenn die Wände sprächen: „Wo ist die Abrüstung?"
Noch lagen die letzten Silben wie ein unendlich schwerer Alp in der Luft, in der niemand mehr frei zu atmen wagte, als eine neue Frage, von einzelnen ausgehend, durch den Saal zitterte: „Wo ist die Gleichberechtigung?"
Auch das wiederholten sie alle, nicht laut, nicht polternd, nicht befehlend, nur menschlich fragend: „Wo ist die Gleichberechtigung der Völker?"
Noch hallte diese Frage nach, als eine neue kam: „Wo ist die Brüderlichkeit?"
Es wurde stärker gesprochen und lauter gefragt, die Toten hatten mit einemmal einen Unterton in der Stimme, der die Lebenden aufwühlte bis ins Mark. Auch war die Wiederholung intensiver, zwei-, drei-, viermal, immer wieder. Wer konnte noch zählen, von den Wänden, von der Decke, aus dem Boden schien diese Frage zu dringen. Schon verhüllten sich viele das Gesicht, sie hatten in sich abgeschlossen mit dieser Welt und zitterten doch über dem, was geschah. Da wurde es mit einem Schlage still. Am Pult des Präsidenten stand eine hagere, große Gestalt, und sie reckte, als wollte sie Stille gebieten, einen Armstumpf empor, der noch schwarz war von gestocktem Blut. Alles sah dahin, alles, die Toten und die Lebenden, die letztern mehr tot als die andern, und die Gestalt begann zu sprechen, langsam, jedes Wort gleichmäßig betonend: „Wo ist die Menschenliebe?"
Es war, als ob die Luft und die Gedanken erstarrten. Langsam wiederholte die Gestalt ihre Frage: „Wo ist die Menschenliebe, für die wir starben?"
Bei dem letzten Wort ließ der Sprecher den Armstumpf auf den Tisch fallen, und es dröhnte wie ein Donnerschlag.
In diesem Augenblicke übergoß es wie ein Nebel alles menschliche Sehen, wie wenn eine Wolke alles eingehüllt hätte — — —
— — — als der Bann langsam sich löste, saßen sie alle wieder da, die Herren aus dreißig Ländern, und starrten in den ihnen wohlbekannten Saal hinein — — —
die Toten waren verschwunden.

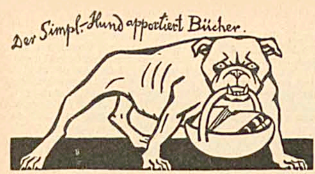
Vorsichtsmaßregel (Jos. Sauer)



„Nee, meine Herrn, wer nicht abgebaut werden will, darf eben auch nicht durch zu vieles Arbeiten auffallen, dann merkt es der Staat vielleicht gar nicht, daß man noch da ist!"

Lieber Simplicissimus!

Im Verlagshaus einer großen süddeutschen Zeitung befinden sich natürlich auch ein paar Räume, die zwar nicht unmittelbar zur Redaktion gehören, dennoch aber des öfteren sogar doppelt und dreifach mit Redakteuren besetzt sind. Im Vorraum einer dieser Örtlichkeiten hängt über dem Waschbecken ein Plakat mit der Mahnung: „Spart Seife!" Darunter aber stand neulich handschriftlich der lakonische Nachsatz: „Denn der Seifenverbrauch ist ein Kulturmesser."



Frank Hives: Ju-Ju. Geschichten von Menschenfressern, Geistern und Götzenbildern in Afrika. (Drei-Masken-Verlag, München-Berlin.)

Mit Ju-Ju bezeichnet der Neger, der das Gebiet des afrikanisch-englischen Nigeria bewohnt, den Zauber, mit dem die Kaste der angeblich herrschsüchtigen und gewalttätigen Ju-Ju-Priester das Land knebelt, mißhandelt und ausbeutet. Von diesen, nach christlich-europäischen Begriffen grausamen Mißhandlungen berichtet Frank Hives, ein englischer Kolonialbeamter. Das Buch Ju-Ju, in dem er Rechenschaft ablegt von seinen Leistungen, steckt voll von Abenteuern, ist gut geschrieben, erweckt an manchen Stellen den Eindruck der Flunkerei, nämlich dann, wenn es um die Bestialitäten der Neger geht – aber in einer Hinsicht ist es durchaus glaubwürdig: hinsichtlich der Art, wie der weiße Mann, hier der Engländer, mit dem ganzen Hochmut seiner Rasse einem fremden Land, einem ihm fremden kultischen Ideenkreis das Heil bringt. Menschenhinschlachtungen nach afrikanischer Gepflogenheit mögen uns sehr gegen den Strich gehen — aber zu fragen ist doch: kommt der Europäer nicht von dem Irrtum los, daß er allein Gesittung gepachtet hat, und daß er seine sittlichen, religiösen, gesellschaftlichen Einrichtungen der ganzen übrigen „primitiven" Welt aufdrängen muß? Friß, Vogel, oder verreck'! Das Buch Ju-Ju ist durchaus lesenswert, aber in einem anderen Sinn, als der Autor Hives glaubt. Es legt in einer ebenso aufhellenden wie erschreckenden Weise Zeugnis ab von der Selbstverständlichkeit einer maßlosen Arroganz, die gegen Brutalität und primitive Lebensform vorgehen zu müssen glaubt und sich dabei selber als brutal, als primitiv und zerstörerisch enthüllt. A. M. Frey

Friedrich Sieburg: „Die rote Arktis". (Societäts-Verlag, Frankfurt am Main.)

Ein aktuelles Buch: der Bericht von der Reise des russischen Eisbrechers „Malegyn" im letzten Sommer. Ein bewußter Bürger unter Bolschewisten und Touristen. General Nobile erscheint sehr sympathisch unter den Fahrgästen. Der Zeppelin behandelt das russische Schiff „von oben herab". Die Norweger werden, soweit sie das Eismeer befahren, „Rauhbeine" genannt. Eisbären werden massenweise niedergeknallt. Das Schiff friert ein. Die Schollen schurren gegen die Stahlplanken. Ein ungemein spannender Bericht, nur manchmal zu empfindsam. Glänzend geschrieben.

Richard Gerlach

Otto Gmelin: Das Mädchen von Zacatlan. (Eugen Diederichs, Jena.)

Das „Naturkind" (zumal als liebendes Mädchen), das aus seiner geheimnisvollen Erd- und Blutverbundenheit herausgehoben und in eine fremde, „höhere" Sphäre verpflanzt wird, in der es nicht einzuwurzeln vermag, ist ein beliebter literarischer Vorwurf. Ich habe das Thema kaum je so künstlerisch stark, so leidenschaftlich und doch auch wieder so überlegen kühl behandelt gefunden wie in dem vorliegenden Roman, der sich in Mexiko zwischen einem jungen deutschen Ethnographen und einem Indiomädchen abspielt. Aufbau, Gestaltungskraft, Sprache, Psychologie, seelische Einstellung; alles bewegt sich auf einem erstaunlich hohen Niveau. Porque quieres saber todo? so klingt die Tragödie resigniert aus. Wozu willst du alles wissen? Dr. Owlglaß

Peter Supf: Amance. (Eugen Diederichs, Jena.)

Der Lyriker Peter Supf dichtet in diesem liebenswerten Prosabuch die Geschichte eines jungen Mädchens – ein wenig graziös und mehr essayistisch als gestalterisch-erzählend, häufig kräftiger als der zärtliche Mädchenbiograph Jammes, nur oft bei weitem weniger schwebend – aber im ganzen mit einem reinen Klang. Ein Extrakt, dem man den absoluten Mangel an seitenfüllendem Romangewäsch mit gutem Gewissen und ohne Hinterhältigkeit als ein Mehr anrechnet. Peter Scher

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Richard Drews: „Nebengeräusche". Joachim Goldstein, Verlag, Berlin.
Otto Gmelin: „Das Mädchen von Zacatlan". E. Diederichs, Verlag, Jena.
Peter Supf: „Amance". Die Geschichte eines jungen Mädchens. E. Diederichs, Verlag, Jena.
Else Feldmann: „Der Leib der Mutter". E. Prager, Verlag, Leipzig-Wien.

In einer Ratskanzlei / *Von Anneliese Dieffenbach*

In meinen Ohren schwang der Ton
des eben ausgesprochnen Worts
noch zitternd nach – und brach sich an den Wänden. –
Der Schreiber fuhr in seinem Schreiben fort, – – –

Er hält in schmalen, faltig-trocknen Händen
die Feder wie ein spitziges Rapier.
Regale bergen staubiges Papier.
In Akten ruhen Sorgen, die vergangen.

Am Fenster summt ein schwärzliches Insekt.
Es stößt den Kopf und will hinaus ins Freie.
Es steht die Uhr. Sie zeigt drei Viertel dreie.
Der Schreiber hat das wohl noch nicht entdeckt.

Der Schreiber schreibt. Er kratzt die starren Lettern
in das Papier. Der Schreiber hat kein Blut.
Dann muß er einmal auf die Leiter klettern
und einmal sagen: „Fräulein, es ist gut."

Von draußen kommt ein Schritt. – Er geht vorüber
Die Fliege fällt vom Glas. Sie gibt es auf
und wechselt in die Ewigkeit hinüber –.
Zum ersten Male fällt mir so was auf.

Mein Wort ist tot. – Die Wände stehen lange,
so wie vorerst. – Die Feder kratzt ihr Lied. –
Ich geh' zur Tür. Mir ist ein bißchen bange –.
Der Schreiber hebt den Kopf und ruft: „Es zieht."

Kleine Geschichten zur großen Politik

Lächeln über Asien

Mit einem Male wurde es still auf den Kampfplätzen in und um Schanghai. Die japanischen Geschütze schwiegen, das Tacktack der Maschinengewehre verstummte, die Bombenflieger kehrten in elegantem Bogen zum Flugzeugmutterschiff zurück.
Man hörte nur noch das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden und das Prasseln der Flammen.
Dann klang plötzlich noch etwas anderes durch die Luft: eine menschliche Stimme, die aus mehreren Großlautsprechern zu den Chinesen hinüberdröhnte. Man hörte sie sogar bis in die internationale Zone, konnte aber die Worte nicht verstehen.
Der amerikanische Generalkonsul ließ sich mit dem japanischen Kommandeur verbinden und sagte anerkennend: „Sehr vernünftig von Ihnen, die Feindseligkeiten gegen die Chinesen endlich einzustellen!"
„Es handelt sich nur um einen kurzen Waffenstillstand!" erwiderte der Japaner.
„So. Und was rufen Sie durch Lautsprecher zu den Chinesen hinüber?" erkundigte sich der Amerikaner.
„Wir? Gar nichts. Wir übermitteln den Chinesen durch unsere Lautsprecher nur die Eröffnungsrede der Abrüstungskonferenz, die Mister Henderson gerade hält. Sowie er fertig ist, eröffnen wir wieder das Feuer."

Ergebnis von Genf

Der erste, mehr repräsentative Teil der Abrüstungskonferenz war vorbei. Die großen Tenöre der internationalen Politik hatten ihre schmalzigen Friedensarien gesungen und sich selber bis zu Tränen gerührt. In hundert Unterausschüssen sollte nun die eigentliche Aufgabe der Konferenz, die Abrüstung, gründlich erledigt werden. Die großen Staatsmänner waren dazu nicht mehr vonnöten und reisten ab. Kurz vor der Abreise aber hatte der Premierminister noch eine letzte, inhaltsschwere Unterredung mit dem in Genf bleibenden Diplomaten, der nun statt seiner Delegationsführer war.
„Also, Sie wissen Bescheid. Augenblicklich beträgt die Gesamtstärke unseres Heeres zwei Millionen Mann, die Gesamttonnage unserer Flotte sechshunderttausend Tonnen. Die Welt will Abrüstung. Schön. Wir werden also Zugeständnisse machen müssen. Aber, Herr Staatssekretär, Sie verstehen mich: Sie werden mit aller Energie unsere Interessen wahren. Sie werden kämpfen um jede Tonne, um jeden Mann. Sie werden nur dann in eine Verringerung unserer Streitkräfte einwilligen, wenn auch alle anderen Mächte entsprechend reduzieren. Unter, sagen wir, anderthalb Millionen Mann und fünfhunderttausend Tonnen dürfen Sie keinesfalls heruntergehen. Das ist das Alleräußerste, was wir als gerade noch mit unserer Sicherheit vereinbar zugestehen können. Und nun: Auf Wiedersehen, Herr Staatssekretär! Festigkeit, Energie, nicht wahr..."
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Drei Wochen später kabelte der Delegationsführer aus Genf:
„Verhandlungen fast beendet. Unsere Gesamtstärke auf drei Millionen Mann und achthunderttausend Tonnen festgesetzt. Erbitte weitere Instruktionen."
Die Regierung kabelte zurück:
„Noch mehr Abrüstung finanziell nicht tragbar."

Weltgeschichte

Er las die Zeitung.
Da stand: Die Lage auf den Wollmärkten hat sich wesentlich gebessert, da Japan, um in seinen kriegerischen Verwicklungen mit China auf alle Eventualitäten gerüstet zu sein, überall als Käufer auftritt. Ebenso hat infolge bedeutender japanischer Heeresaufträge der Beschäftigungsgrad in der Metallindustrie um 17,3 Prozent zugenommen; etwa 25 000 Arbeiter konnten wieder eingestellt werden . . .
„Na also!" sagte er befriedigt. „Da hätten wir ja klipp und klar den Weg aus der Krise."

Die Wunderkugel

Rotfront und SA. waren wieder einmal aneinandergeraten.
Die Sache nahm den üblichen Verlauf: Zurufe, Drohungen, geballte Fäuste, geschwungene Knüppel, gezückte Messer.
Dann fielen drei Schüsse.
Einer — war es ein Rotfrontkämpfer, war es ein SA.-Mann — sank tödlich getroffen zu Boden und ächzte: „Er hat mich überzeugt. Ich war im Unrecht!"
Hierauf verschied er.
Seinen Geist hatte er schon früher aufgegeben.

Schwierige Einheitsfront

Jüngst erläuterte mir Herr Kiesebusch, wieso und weswegen es uns jetzt so dreckig geht.
„Das is alles blooß, wail gaine Ainijgaid is. Was dengkn Sie, mai liewr Härre, wenn alle ainj wärn un richdj zusammenhaldn dädn, da häddn mir jäddzd garnij die große Griese. Da säh es bai uns awr ganndz andrsch aus. Viel bässr. Awr die Ainijgaid fähld ähmd bai uns haidzudaache. Habbj nij rächd?"
„Natürlich, Herr Kiesebusch. Ich freue mich immer, wenn Leute so vernünftige Ansichten haben wie Sie. Oder wie Herr Mehnert, mit dem ich gestern über dieselbe Sache sprach . . ."
Mißtrauisch schiefer Blick. Dann: „Sie vrgehrn mit Mähnrd?"
„Warum nicht? Er hat sehr gesunde Ansichten. Er denkt genau wie Sie!"
„Ij weeß nij, mir is der Mänsch unsimbadisch. Mir värd richdj schlächd, wennj den blooß sähe!"
„Was hat er Ihnen denn getan?"
„Mir? Gedahn? Garnischd hat'r mir gedahn. Das mechdj'n ooch nij geradn hamm, daß 'r mir in de Quäre gäme!"
„Aber, Herr Kiesebusch, wo bleibt da die Einigkeit, von der Sie eben so schön gesprochen haben?"
„Das bezooch sich blooß auf die Leude, die mir simbadisch sinn, awr nich auf Mähnrd!" hs.

Dritter Reichsstrich / Von Hans Flesch-Brunningen

Ich hatte wegen eines quälenden Zahnleidens vier Jahre auf einer wüsten Insel zugebracht und traf erst im Herbst 1934 wieder in meinem geliebten Berlin ein. Welche Veränderung!
Der erste, der mir über den Weg lief, war mein alter Freund Anselm Feuerstamm. Er trug sich jetzt ausgesprochen wallend, ringsherum mit Bart, braun von Hemd, schwarz von Fingernagel, und auch sonst war er todernst, der einst so muntere Gespiele. „Ich bin Rassewart", sagte er traurig, „was soll unsereins schon anfangen bei die schlechte Zeiten? Ist bei dir auch alles in Ordnung? Geschlecht und Charakter?" Er sah mich prüfend an und verlangte sofort Blutproben und Stammbaum. Ich sagte, die Sache liege bei mir besonders kompliziert, da meine Mutter zwar ihren Onkel (Ohm), mein Vater jedoch seine Kusine (Base) geheiratet habe, ich hätte vielleicht zehn deutsche Unzen Judenbluts. Er runzelte die Stirne. „Genug!", sagte er indigniert, „wir werden nachprüfen lassen. Wenn du nicht mein Freund wärest, müßte ich dich sofort bei der Kommission anzeigen, die dir dein verdientes Sperrschloß zuteilte. So wird es vielleicht auch anders gehen. Borg mir zehn Reichstaler. Jedenfalls", fügte er noch hinzu, „darfst du bis zum Herablangen des Prüfungsergebnisses keine Rassische freien." Ich sagte, nichts liege mir ferner, und suchte in meiner wüsten semitischen Gier sofort jene Stätten auf, wo einst die leichten Huldinnen der außerehelichen Minne ihren dionysischen Trab die Straßen der Liebe entlang geführt hatten, Ecke Joachimstaler-Kurfürstendamm. Welche Veränderung!
„... und abends zur Wotanseiche!", grüßte es mir als Lichtreklame entgegen, wo man mich noch vor ein paar Jahren zum unverbindlichen Besuch der welschen „Scala" aufgefordert hatte. Ich trat näher und besah mir das Getriebe. Da las ich in ebenso glänzenden Lichtern: „Deutsche, küßt deutsche Frauen!" Viele Mannen, bis auf die Zähne mit Rassespritzen und Taufsteinen bewaffnet, sahen auf Unzucht und Geschlechtslust. Hie und da löste sich aus den ausgerichteten Reihen der leichten Weiber, die im Stechschritt vorüberzogen, eine suspekte männliche Gestalt, die sich an mich drängte und mir scheu zuflüsterte: „Alte Brünnen? Alte Panzer?" Ich lehnte ab, denn erstens wußte ich, daß dieser geheime Waffenhandel verboten war, andererseits hatte ich doch noch nicht einmal meinen Bedarf an Speer und Schild legitim gedeckt. Wie sollte ich armer Zugereister bereits alte Brünnen zum Verkauf haben?!
Die Hühnchen (Kokotten) gingen in langem aufgelöstem Haar und in Sammetgewandung, Marke „Deutschreiz", ihrem schweren Beruf nach. „Komm mit in die Kemenate!", „Komm aufnorden!", so tönte es mir von allen Seiten in wisperndem Chor entgegen. „Wie heißt du?" fragte ich eine zierliche Huldin, der der Schlüsselbund ihres Absteigequartiers am Gürtel baumelte. „Sieglinde möcht' ich wohl heißen, Brunhilde möcht' ich wohl sein, doch Mieze muß ich mich nennen", seufzte sie mit dem großen Sachsen. Ich entschloß mich. „Wollen wir Hochgeziten feiern?" fragte sie minnig. Ich kniff sie deutsch.
Überall durchschritten Ordner mit Rassebinden am Arm die Reihen der Gewerbetreibenden. Sie machten gewisse herrisch-ermunternde Handbewegungen, wie man etwa säumige Pferde zum verdienten Sieg spornt. „Aufnorden! Aufnorden!" klang es energisch an mein Ohr. Ich sah auch andere Verkäufer, die eine einst verpönte Ware frei feilhielten — wieder ein Beweis für die Liberalität des von der Judateska so geschmähten Volksstaates! „Der Herr sind Jude?" fragte mich einer dieser Händler geheimnisvoll. „Achtung! Fortpflanzung behördlich untersagt!"
Ich besuchte mit Sieglinde „Freias Heim", dritter Stock, nicht klingeln, klopfen! Mächtige Gesänge schollen uns entgegen und machten uns zur freien Liebe tauglich. In der Mitte des Salons war eine kleine tragbare Zimmereiche gepflanzt, um die die Damen in der luftigen Tracht der abgerüsteten Walküren eben den Ringelreihen in der Fassung für geschlechtsreife Erwachsene tanzten. Ordner mit braunem Hosenlatz auch hier, die die nordisch erregten Paare abteilungsweise in die minnigen Erker kommandierten. „Minnt! Eins! Zwei! Eins! —", schollen die Kommandos durch das Freudenhaus.
Ich befand mich in einem Gewissenskonflikt. Ich dachte an meine paar Unzen fremdrassigen Giftes und zählte eben am blonden Barthaar meiner Schönen die Möglichkeiten aus, ob ich dürfe oder nicht — „Wie hältst du's mit Jehova?" fragte ich sie und errötete. Sie sah sich scheu um und flüsterte mir dann ins Ohr: „Ich auch —", worauf ich mich in die Kemenate abkommandieren ließ, reinen Gewissens.
„Halt!", donnerte es von der Türe, als ich eben im Begriff war, meiner Erwählten die Unterbrünne abzuschnallen. Es war Feuerstamm, er schwang ein Pergament. „Hände weg von den Belangen! Fort von der deutschen Hure!" Ich erzitterte. „Die Kommission ist zu dem Ergebnis gekommen, daß dir das deutsche Liebesspiel bis auf weiteres verboten ist. Man hat dich als Rasseschädling erklärt, der Rekurs an das Oberrasseamt steht dir noch offen. Borg' mir zehn Dukaten, jüdischer Mann!"
„Ha —", sagte ich, um mein holdes Gespiel nicht zu verlieren. „Sie auch! Auch sie ist nicht rein!" Sieglinde-Mieze sandte mir einen vernichtenden Blick zu. „Wat?" schrie sie. „Du oller Rassemörder! Laß mir man mit solche Zicken! Ick wollte dir doch nur trösten — da —"
Und sie entblößte ihre germanischen Weltkugeln und wies dem Rassewart als Legitimation den schönen Rundstempel: „Made in Germany! Rasserein" auf der linken Backe.
Ich aber verschwand beschämt und ging zur „Wotanseiche" in der Martin-Luther-Straße, wo ich mich bei den Schießübungen verkleideter Paviane köstlich amüsierte und langsam meine rassische Verworfenheit vergaß.

Der Vorzug

(Rudolf Kriesch)

„Siehste, die Krankenkasse is doch 'ne janz schöne Sache." — „Jewiß doch, aber bei der Sterbekasse jibt's dafür weniger Anstände."

Von Büchern

Kommt ein Herr in eine Buchhandlung.
„Ich möchte etwas recht Grusliges!"
„Bitte — Poe — de Villers l'Isle Adam —"
„Haben Sie nichts Stärkeres?"
„Vielleicht die Galerie der Phantasten?"
„Hm —"
„Oder das Unheimliche Buch?"
„Und was kostet das?" fragt der Herr, das Buch durchblätternd.
„7,50 —"
„Oh — so teuer . . . Wissen Sie was, geben Sie mir lieber das kleine Vademekum des Steuerzahlers!" J. H. B

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Unerwünschter Segen

(George Grosz)



„Sehen Sie doch mal, Gnädige, wie unbesorgt das Kindchen in die Welt blickt!" —
„Ja, ja, das hat mein Mann damals leider auch getan!"

Wozu die Aufregung?

Der Bischof von Regensburg, tief verdrossen,
hat einen Hirtenbrief abgeschossen
auf den spiritus rector der feindlichen Gilde,
auf Madame Ludendorff, vulgo Mathilde,
als welche betreffend Jesum Christ
einer anderweitigen Meinung ist.

Euer Gnaden wollen gütigst verzeihen
— aber wozu nun gleich maledeien?
Wozu mit Sorgenfalten und Grämen
ein kritisches Irrlicht ernsthaft nehmen?
Die Glühbirne, die Ihr Hirtenbrief straft,
was hat sie denn für eine Kerzenkraft?
Nicht hundert, nicht sechzig, nicht zwanzig, nicht sechse . . .
Hier ist keine Dryas und ist keine Hexe
und auch kein den Wandrer verlockendes Nymphchen.
Das Licht, das Sie schreckt, ist ein Dreierstümpfchen.
. . . Und gleichwohl gehn Euer Gnaden her
und alarmieren die Feuerwehr?

Ratatöskr

Europäische Arbeitsteilung

Der auch Ihnen nicht unbekannte Herr Soundso entwickelte mir gestern sein Arbeitsprogramm für die nächste Zeit.
„Am Dienstag fahre ich nach Vaduz."
„Zum Wintersport?" fragte ich.
„Unsinn! Nach Vaduz fährt man nicht zum Wintersport. Nach Vaduz fährt man, um eine Holding-Gesellschaft zu gründen. Um finanztechnische Transaktionen zu tätigen. Geschäfte, junger Mann, Geschäfte!"
„Ach so. Natürlich. Ich weiß."
„Tja. Von da aus fahre ich sofort nach Riga."
„Sie wollen sich scheiden lassen?"
„Erraten. Nirgends geht das so einfach wie in Lettland."
„Und dann?" fragte ich, als er nicht gleich weitersprach.
„Dann fahre ich nach Berlin."
„Und was werden Sie da machen?"
„Pleite."

Der Völkerbund

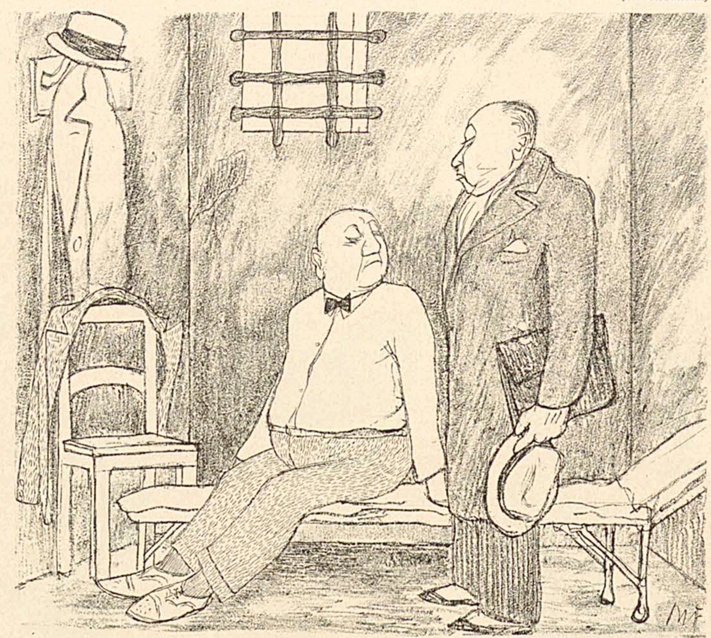
(E. Schilling)



„Meine Herren, es hat keinen Zweck, über den chinesisch-japanischen Konflikt weiter zu verhandeln. Ehe wir nicht wissen, wer den Krieg verliert, läßt sich doch nicht sagen, wer schuld daran ist.“

Juristische Nothilfe

(M. Frischmann)



„Tja, Herr Direktor, Zucker habense nich, Eiweiß habense nich, — wennse sich nu nich bald zu 'nem Nervenzusammenbruch entschließen, kann ich als Anwalt für nischt mehr garantieren."

Die Macht der Rede / Von Trim

„Sehn Sie, meine Herrschaften, das ist so einfach wie das Ei des Kolumbus! Umsonst zerbrechen Sie sich den Kopf über Reparaturen! Reparaturen und Reparationen — das ist alles eins! Auf den Kopf kommt es an, auf das Köpfchen! Wie stopfe ich ein Loch am raschesten zu, womit stopfe ich es am billigsten zu? Das sind die großen Rätsel, die hier spielend gelöst werden! Sie zweifeln, mein Herr? Sie schütteln den Kopf, meine Dame? Ich lese Fragen auf Ihren Mienen, meine sehr geehrten Herrschaften! Sie sollen ein Wunder erleben — das Wunder, wie mit einem Minimum — was sage ich Minimum, mit einem Nullkommanichts von Aufwand alte Werte, die schon verloren gegeben waren, wie neu wiederhergestellt werden! Sie, mein Herr, mögen noch so zweifelnd lächeln — Sie, meine Dame, werden das Resultat, wenn auch mit Staunen, anerkennen müssen. Ich schreite zur Tat . . ."

So deklamiert der Mann mit der blaugefrorenen Nase und den seltsam ins Weite starrenden Augen unter der alten Torfahrt, in der sein wackliger Tisch steht. In der einen Hand hält er eine wie von Schrotschüssen durchlöcherte rostige Schüssel, in der andern jenen wunderwirkenden Kitt, der alles wieder heil macht.

Das Organ des Mannes, der Anlauf und Schwung seiner Rede ist auf ein Massenauditorium eingestellt, und sein abwesender Blick scheint in der Tat über eine wogende Menge hinzugehn. Er hebt und senkt die Stimme, zuweilen scheint er selbst an ihrem Klang Gefallen zu finden, an bestimmten Partien erhebt er sie zu beschwörendem Pathos.

Es steht aber nur ein zehnjähriger Knirps vor ihm, der, vom Rätselhaften des Vorgangs hypnotisiert, standhält, obgleich er ebenso wie der Redner friert und obendrein Mühe hat, seine Oberlippe von bedenklichen Strömungen freizuhalten. Ab und zu schleckt er mit der Zunge nach oben.

Der Junge hebt von Zeit zu Zeit ein Bein und stampft, um sich warm zu machen. Er versteht kein Wort, aber er kann sich vom beschwörenden Ton der Rede nicht befreien. Er wird sich einen Katarrh holen, und die Folge wird sein, daß ihn in fieberhaften Träumen das Gedröhn der prophetisch hinrollenden Stimme ängstigen wird.

Den Erwachsenen kann so etwas Gott sei Dank nicht zustoßen. Die wissen, um welche Art Redner sie sich versammeln müssen, um etwas Positives heimzutragen. Denen kann nicht so leicht ein frierender Mann im Torweg vormachen, wie spielend man Löcher zuschmieren und alles Hastdunichtgesehn im Handumdrehen wie neu gestalten kann.

Die Erwachsenen scharen sich um wohlbeleibte Männer, die im Warmen ihre Mittel feilhalten und deren beschwörende Rede angenehme Traumvorstellungen zur Folge hat. Darum kriegen sie auch nicht, wie der dumme Junge, zum Schaden obendrein noch Prügel, sondern es geschieht ihnen wie dem Redner im Torweg: Ihren entrückten Blicken bietet sich alles, was sie wollen — wenn auch freilich nicht die belanglose Nebenerscheinung einer besseren Realität.

Der eingeseifte Barbier

Von Erich Kästner

Friseure müssen, wenn sie seifen, reden.
Auch mein Friseur, mit Namen Guido Stich.
Er übertrifft bestimmt im Reden jeden.
Und er verwechselt dauernd mir und mich.

Er spricht, als wäre er dabeigewesen.
Er weiß genau, wenn eine Meldung lügt.
Die Kunden brauchen keine Zeitung lesen.
Sie haben ja den Stich! Und das genügt.

Indes er das Rasiergeschäft erledigt,
bedient er, ob sie wollen oder nicht,
die eingeseiften Herrn mit seiner Predigt.
Er kann nur schaben, wenn er dazu spricht.

Die Weltgeschichte und den Lauf der Zeiten
macht er bekannt. Und auch den neusten Mord.
Wenn gute Reden, sagt er, sie begleiten,
dann fließt die Arbeit, sagt er, munter fort.

Der Deutsche, sagt er, wäre schwer zu reizen.
Doch wenn, dann würde er zum wilden Tier.
Es würde ganz wie 1813.
Er mache wieder mit. Als Stabsbarbier.

Wir müßten, sagt er, Deutschland niederbrennen.
Und ganz zugrunde gehen müßten wir.
Damit wir uns auf unsern Stolz besännen.
Er mache wieder mit. Als Stabsbarbier.

Er ist mobil. Die Messer sind geschliffen.
Nur eins versteht er nicht, der liebe Kerl:
Sich selbst barbieren, hat er nie begriffen!
(Und eingeseift wird er von August Scherl.)

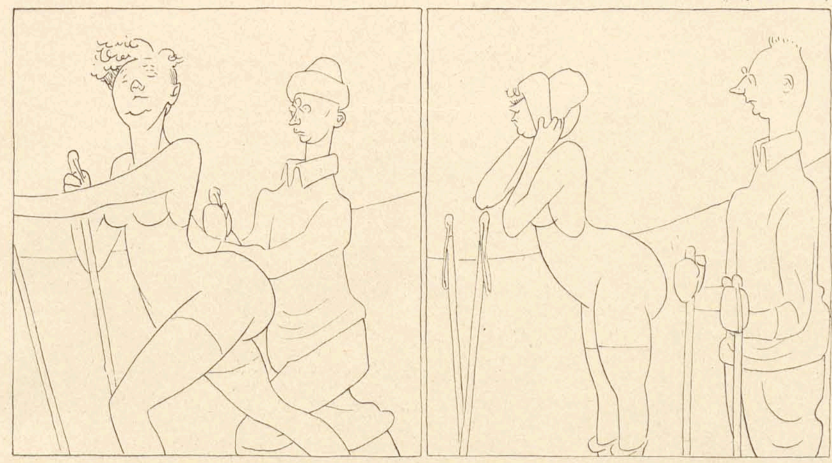
Zur Hebung der Golddeckung

Wie unser W. C.-Berichterstatter von besonderer Seite erfährt, beabsichtigt die Österreichische Nationalbank, sämtliche Goldammern, Goldamseln, Golddrosseln, Goldfliegen, Goldwespen, Goldfasane, Goldkäfer, Goldfalter und Goldfische einfangen zu lassen und sie in ihren Tresoren unterzubringen. Des weiteren sollen den Landwirten erhebliche Subventionen zum Anbau der Goldregenstaude, sowie der Goldeschen und des Goldrenettenbaumes erteilt werden. Ebenso dürfte für die Dauer eines Jahres durch ein Notstandsgesetz das Verbot der goldenen Hochzeiten ausgesprochen und die Anwendung der goldenen Regel der Mechanik und des goldenen Schnittes in der Geometrie von einem Ministerratsbeschluß abhängig gemacht werden. Den Zahnärzten wird der Auftrag gegeben, die Goldkronen ihrer Patienten durch eiserne zu ersetzen, die bereits vorgeprägt im Münzamt lagern und die Aufschrift „Gold gab ich für Eisen“ tragen.

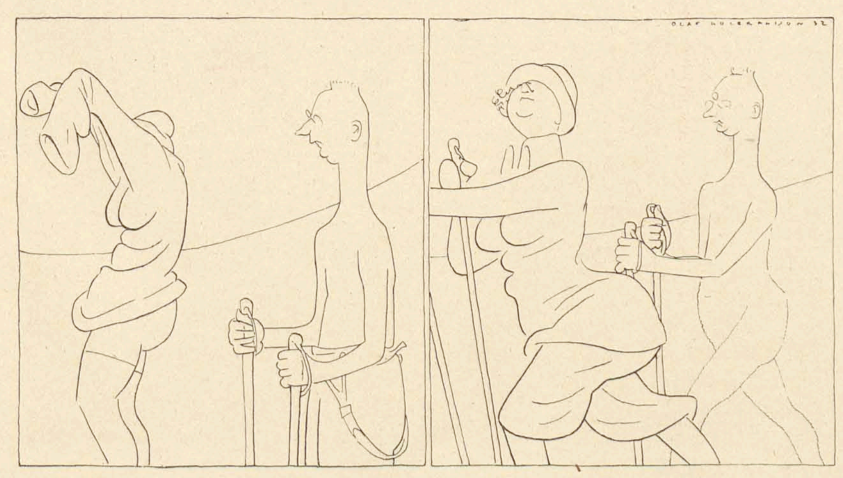
Laquelle

Sportregel

(Olaf Gulbransson)



Das moderne Weib kann nur nackt Ski laufen — aber —



— sie muß ihren Mann dabei haben, um sich gegen Erkältung zu schützen.

Das alte Spiel

(E. Thöny)



Der Boden muß immer mal wieder gedüngt werden, damit der Weizen der internationalen Rüstungsindustrie blüht!

Stuttgart, 28. Februar 1932 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Die Toten von M 2

(Wilhelm Schulz)



„Was meinst du, Jim, gehören wir nun noch zu den letzten Toten des vorigen Weltkrieges oder schon zu den ersten des nächsten?“

Genfer Bundes-Sang / Von Karl Kinndt

Wir dürfen uns nicht übereilen,
ein guter Rat braucht Zeit!
Wir kriegen ja auch keine Beulen,
wenn wo sich zwei Völker verkeilen —:
bei uns herrscht Einigkeit!

Bedenkt doch, ihr Lieben, wir tragen
an der Verantwortung schwer!
Drum müssen bei wichtigen Fragen
wir stets die Entscheidung vertagen,
sonst reut's uns vielleicht hinterher.

Wir müssen zum Beispiel ergründen,
ob denn in der Mandschurei
tatsächlich schon Schlachten stattfinden,
und ob, sie zu unterbinden,
ratsam und wünschenswert sei!

Denn nur ein paar tausend Tote
bedeuten noch lang keinen Krieg —:
man entschließt sich zu einem Verbote
doch erst, wenn die Blutflut, die rote,
erheblich höher stieg — — —

Doch ist sie so weit gestiegen,
dann schreiten wir mutig zur Tat
und beschließen: wir müssen uns fügen,
weil bei fortgeschrittenen Kriegen
ein Verbot keinen Sinn mehr hat — — —

Hier wird ein Star gestochen! / Von Rolf Mayr

Anna, eine dreiundzwanzigjährige Kontoristin, saß im Kino für jedermann und starrte aus der Dunkelheit des Saales hingerissen auf den Film, den sie nun schon zum siebenten Male sah. Aber weder die übliche schöne Dutzendfrau, den männlichen Zuschauern als Traumfutter dargereicht, noch den nur außerhalb des Bettes vermögenden ältlichen Freier fand Anna beachtenswert; ihre anhängliche Begeisterung galt dem jungen feurigen Liebhaber der Dame, der immer dann, wenn ihm nichts Besseres einfiel und die Spannung zu ermatten drohte, mit kräftigem Arm sich der Dame bemächtigte, um sie zwecks Vergewaltigung ins Nebenzimmer zu tragen, was er, ohne aufzufallen, wagen konnte. Denn der Film war stumm; er gab das Abwehrgezeter der Dame nicht wieder. Der junge Mann hieß Egon, war hager-muskulös, hatte ein längliches Gesicht, brennende Augen und schwarzes ölschimmerndes Haar. Zwei Schnurrbartbrauen überdachten seinen sinnlichen Mund, der beim Lächeln ein gut gepflegtes Raubtiergebiß entblößte, eines jener Gentlemangebisse, das in Detektivromanen als Zahngehege vorkommt und meist nur zum Aufbewahren kerniger Flüche dient.

Bei der Vergewaltigungsszene schnitt Anna mit verzehrenden Blicken den ungestümen Liebhaber aus dem vom vielen Gebrauch schon stark verregneten Bildstreifen, entfernte die lästige Dame und legte sich statt ihrer in die Armwiege des Geliebten, den sie — aus dem Gefühl mit Stimme und vollräumlicher Bewegung begabt — von nun an als heimlichen Untermieter im Gehäuse ihres Bewußtseins beherbergte.

Tag und Nacht lebte sie mit ihm zusammen. Nicht einmal das monotone Geräusch der Schreibmaschinen im Büro konnte seine zärtliche Gegenwart auslöschen, so sehr war er den Säften ihres Blutes vermischt. Wenn Egon in ihrem von der Dampfheizung fiebrig gewordenen Gehirn auftauchte, war bald die rohere Gegenwart der Maschinen, der Möbel, des Kassenschranks und der Kollegenschaft überwältigt und weggewischt. Das erschöpfte Anna sehr. Für sie — die nie einen wirklichen Geliebten gehabt hatte — kam der Besuch des unwirklichen Freundes immer unerwartet und fast mit der Gewalt eines Naturereignisses. Wie gut hatten es dagegen die anderen Büromädchen! Sie wurden von ihren Liebhabern telephonisch angerufen und vereinbarten sozusagen öffentlich Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft, selbst auf die Gefahr hin, daß der Chef sich einschaltete und mithörte. Sie hatten nichts zu verbergen. Für sie war Liebe kein Geheimnis.

Anna aber zog sich mehr und mehr von der Welt der wirklichen Menschen zurück und widmete sich Egon, dem vampirischen Phantom. Sie wurde blaß und schweigsam. Jedes lautere Wort, das unvermittelt, gleichsam aus dem Jenseits, an sie gerichtet ward, schreckte sie.

Am liebsten hielt sie sich zu Hause auf. Zu Hause: das war eine Dachkammer, fünf Treppen hoch, einfach, sauber und völlig ungestört, außer der Wirtin niemandem zugänglich als ihm. Er liebte die kleine bescheidene Dachstube, obwohl er — wenigstens nach dem Film — aus hochherrschaftlichem Hause stammte, wo man die Millionen geradezu mit hydraulischen Pressen in die Tresore stopfen mußte, damit sie nicht gar so unordentlich in den Zimmern herumflogen. Aus dem Phantom Egon war allmählich ein unerschöpflich wandelbarer Geist geworden, der besonders im Abenddämmer als Licht aus Annas Körper heraustrat, plötzlich Fleisch wurde und ungeduldig über sie herfiel, das Lager aus bunten Kissen heftig zerwühlend. Es dauerte lange, bis der Rausch, der Anna bis zur Gedankenlosigkeit beglückte, wie Schnee hinschmolz und verdunstete und — wenn sie die Lider aufschlug — einen unbeschreiblichen Duft als letzte Spur zurückließ.

Vielleicht hätte Egon mit der Zeit Annas Nerven ebenso heißhungrig aufgezehrt wie ein von einer Weltreise heimkehrender Italiener eine Schüssel voll echter Spaghetti, wenn sie nicht durch einen männlichen Verehrer und Nachahmer Egons heilsam ernüchtert worden wäre.

Dies aber geschah so: eines Abends lag Anna wieder auf dem oben näher beschriebenen Lotterpfühl in der von jungen Mädchen und Psychoanalytikern bevorzugten träumerischen Haltung und erwartete Egon, als die Türe lautlos aufging. Herein trat ein junger Mann, exakt gekleidet, hagermuskulös, längliches Gesicht, brennende Augen, schwarzes, ölschimmerndes Haar, Schnurrbartbrauen, Zahngehege, und lächelte Anna ganz bezaubernd an. Wer mochte der Fremdling sein?

„Egon!" seufzte Anna, schloß die Lider und neigte sich zurück. „Komm, nimm mich!"

Der junge Mann schwankte erst ein wenig, dann faßte er wieder Wurzeln und Mut und sagte: „Gerne, mein Fräulein, aber erstens heiße ich nicht Egon, sondern Walter, und zweitens komme ich im Auftrag der Firma Adolf Kuckelborn und möchte Sie einladen, dem Feuerbestattungsverein Herold beizutreten!"

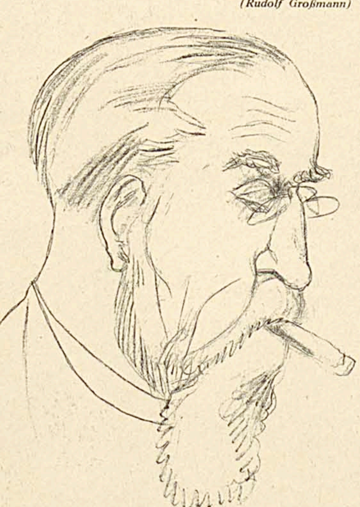
Anna, die noch immer an die leibliche Anwesenheit des Phantoms glaubte und sich vor dem Erwachen fürchtete, stöhnte: „Ja, ja, süßer Herold, komm schon und nimm mich hin!"

Der Agent blieb fest und sagte: „Sie irren, mein Fräulein, ich bin nicht der, für den Sie mich halten, aber vielleicht sein Doppelgänger. Um aber wieder aufs Geschäftliche zurückzukommen: Haben Sie Interesse an einer prima Feuerbestattungsversicherung? Gegen mäßigen Monatsbeitrag sind Sie für Ihr ganzes Leben lang alle Sorgen und Scherereien los, die jeder Tod verursacht. Wir geben Ihnen die Gewißheit, daß Ihre geschätzte Leiche auf die denkbar modernste, vornehmste, gediegenste, ja man könnte fast sagen, schickste Weise —"

Anna richtete sich auf, rieb sich die Augen und bestarrte den Fremdling. Der aber entnahm seiner Aktenmappe einen gelben

Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)

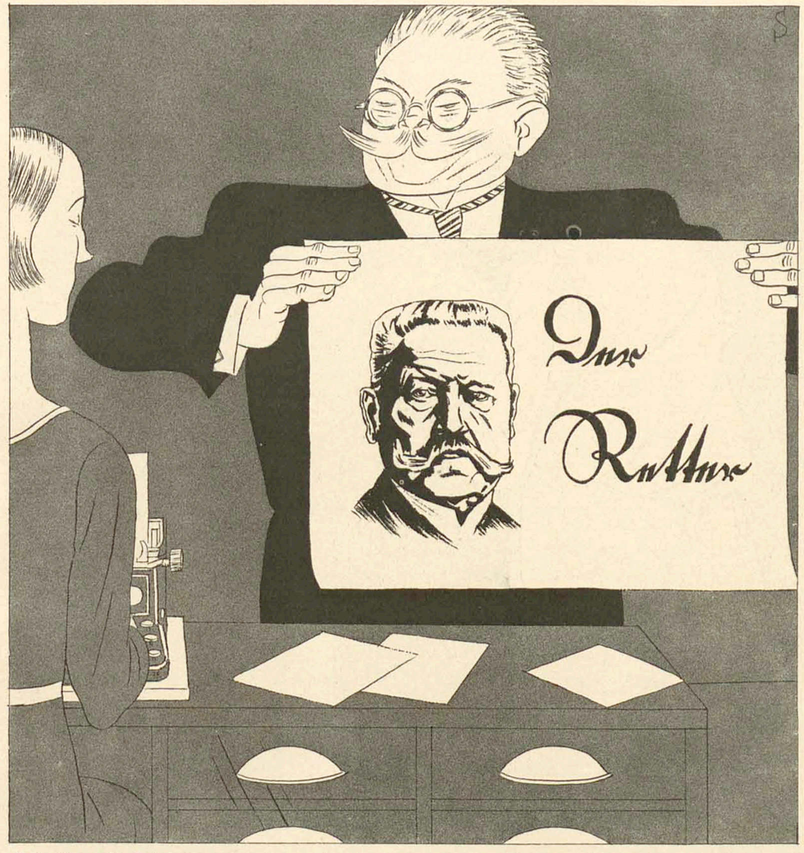


Dr. iur. Dr. theol. med. phil. rer. pol. h. c. Wilhelm Kahl,

der als Vorsitzender des Strafrechtsausschusses – bis vor kurzem – für die Abschaffung der Todesstrafe eintrat.

Das ist ein Geschäft!

(E. Schilling)



„Schreiben Sie, Fräulein! An den Hindenburg-Ausschuß: Die Firma Hugenberg offeriert vorteilhaft einen Restposten 1925er Wahlplakat ‚Hindenburg der Retter'."

Prospekt und psalmodierte weiter: „— eingeäschert und eingeurnt wird. Denken Sie schon bei Lebzeiten an Ihre Leiche. Sie werden es nicht bereuen! Befolgen Sie unseren fachmännischen Rat! Welch ein erhebendes und beruhigendes Gefühl, wenn man noch im blühenden Jugendglanze schon seine letzte Ruhestätte, seinen letzten Aufenthaltsort in Augenschein zu nehmen Gelegenheit hat! Sarg und Urne nach Wahl! Hier in diesem Prospekt finden Sie sicherlich auch etwas, was Ihnen gefällt; die Abbildungen zeigen alle auf Lager befindlichen Särge und Urnen, vom schlichten Tannensarg, den schon Justinus Kerner besingt, bis zum dreimal gekehlten Prunksarkophag mit versilberten Löwenfüßen, Handhaben und Beschlägen, vom bescheiden verzierten Tonkrug bis zur reichgeschmückten, monumentalen Alabaster- oder Marmor- —"

„Hinaus!" schrie Anna.

Der Agent stockte, ließ den Prospekt im Stich, packte Hut und Klinke und wischte gerade noch aus der Türe, als Anna das von der Wand herabgerissene Bild Egons hinter ihm her warf, daß Glas und Rahmen zerbrachen.

„So ein verrücktes Aas!" murmelte der beleidigte Agent.

Er wußte nicht, daß er Anna soeben von einem meist sehr hartnäckigen Übel befreit hatte, das in den Kreisen der wissenschaftlichen Seelen-Chirurgie — da kaum erforscht — als unheilbar gilt: nämlich von dem sogenannten, terminologisch vom Grauen Star abgeleiteten und besonders während oder nach dem Pubertätsalter heftig grassierenden Film-Star.

Das große Problem

Von Peter Scher

Viele setzen ihren Glauben
immer noch in Gartenlauben;
vor dem Ideal aus Gips
kniet der rosenrote Schwips.

Andere sind auf Traktoren
unerbittlich eingeschworen.
Zwischen beiden, sehr geklemmt,
steht der Weise, der sich schämt.

Einesteils sieht er Maschinen,
die gewiß dem Aufbau dienen,
andrerseits — wenn auch ganz still —
liebt er dennoch das Idyll.

Wiederum strebt er zum Ganzen.
Soll er die in jene pflanzen?
Träge solche Paarung Frucht?
Da geht Hirnschmalz drauf — verflucht!

Trost

(Th. Th. Heine)



„Mach dir nichts draus, Adolf! In Deutschland tötet die Lächerlichkeit nicht. Wenn's mit dem Wachtmeister schief gegangen ist, versuchen wir's eben mit der Reichspräsidentschaft!"

Enttäuschung

(Rudolf Kriesch)



„Auch 'ne Ehe: Vor dem Einschlafen sagt er mir, daß die Erwartung schöner sei als die Erfüllung, und nach dem Aufwachen fängt er mit der Erwartung wieder an!"

Drei Verse im Morgengrauen / Von Alfred Pabst

Es gibt Nächte, da du nur krank und schwach bist.
Tränen lösen sich nicht: sie brennen innen.
Der Morgen sieht, daß du immer noch wach bist.
Du möchtest wie der Morgen neu beginnen.

Du siehst im Spiegel dein zerstörtes Gesicht.
Es gibt niemand, den du liebst und der dich liebt.
Das Leben mag schön sein, du weißt es nicht,
weil es dir nur den Haß und den Hunger gibt.

Und so wie der Morgen hoffnungslos grau ist,
so trostlos traurig wird es wohl immer sein.
Schmerzgeboren, wie du von einer Frau bist,
lebst du im Schmerz und gehst in Schmerzen ein.

Größenwahn im Busch / Von Stefan Kat

„Auf meiner allerersten Expeditionsreise nach dem inneren Australien", erzählte mein Freund, der Forscher Dr. Kleinbichler — „ja, heutzutage kannst du dir das alles bequem in jedem Ufatheater vorführen lassen! —, also damals kam ich erst nach lächerlichen Schwierigkeiten in das Gebiet des Basogastammes. Es war gerade irgendeine Feierlichkeit im Kral, und man lud mich ein, sie auf einem erhöhten Ehrensitz mitanzusehen. So saß ich denn im Busch, und anfangs war ich ja auch wirklich ganz betäubt von dem Getu. Aber man gewöhnt sich an alles — nach einer halben Stunde langweilte ich mich schon ein wenig. Aufstehen und sich schlafenlegen? Das wäre bei diesen wilden Kindern eine arge Ehrenbeleidigung gewesen. Also markierte ich mächtiges Interesse, sah mir aber unterdes verstohlen die Figuren an, die — abenteuerlich genug — um das Feuer herumkauerten. Ich kann dir sagen, auch im Busch sind die einzelnen interessanter als das, was sie zusammen tun.
Und vor allem fiel mir ein Weib auf, das ganz abseits saß, weit weg von den anderen, und ein Buch, ein richtiges Buch in der Hand hielt. Jung war sie gar nicht mehr und auch nicht besonders schön. Aber mich frappierte ihr Gesicht: da war Stolz drin und majestätischer Hochmut. Eine Zeitlang beobachtete ich sie insgeheim, dann war meine Neugierde nicht mehr zu halten — schließlich bin ich ja Forscher. Gegen alle Höflichkeitsgebote des Busches stieß ich also den neben mir sitzenden Häuptling an und fragte: ‚Wer ist die?' — Der Häuptling zuckte zusammen: ‚Frag' nicht, o Fremder! Das Weib ist verrückt, und Verrückte sind bei uns tabu!' Verrückt? Ich steckte dem fetten Jungen eine Glasperle zu; und so unzivilisiert war er wieder nicht mehr, daß er einer derart fundierten Bitte hätte widerstehen können. ‚Sie ist größenwahnsinnig, o Herr!'
Und dann berichtete mir der Häuptling, während ich wie ein vorlauter Schuljunge die verachtungsvoll lächelnde, nachlässig überlegene Größenwahnsinnige anstarrte, ihre wunderliche Geschichte.
Vor einigen Jahren war ein Missionar in diese Gegend gekommen. Der Brave hatte starke folkloristische Interessen und benützte die Gelegenheit, sich über den Sinn der geheimnisvollen Tabu-Sitten der Basoga zu informieren. Unter anderem bat er auch jenes Weib, das damals noch jung und eben frisch verheiratet war, um Auskunft über den Grund irgendeiner Tabu-Vorschrift. Das Mädel gab ihm eine Antwort. Schön. Aber damit war es noch nicht aus. Der Missionar fuhr nach Europa zurück, veröffentlichte seine Studienergebnisse in einer Fachzeitschrift, — auch die Auskunft der jungen Dame. Damals begann sich dieser Professor Freud in Wien für die Seelen in Australien zu interessieren und verwendete die Notizen des Missionars für sein weltberühmt gewordenes Werk über ‚Totem und Tabu'. Und die Äußerung der jungen Dame bekam dort einen Ehrenplatz. Schön. Der Missionar erhielt, wie es sich gehört, ein Belegexemplar mit persönlicher Widmung und nahm es auf seine nächste Dienstreise in den Busch zu den Basogas mit. Wieder unterhielt er sich mit der Dame, diesmal zeigte er ihr Freuds Buch und auch die kritische Stelle.
Zuerst wollte es die Dame nicht fassen. Immer wieder rief sie ungläubig: ‚Ich bin von Freud zitiert? Von Professor Freud? Von Freud aus Wien? Ich?' Und als sie es dann begriff, war mit ihr nicht mehr zu reden. Das Buch gab sie dem Missionar um keinen Preis mehr wieder, sie trägt es seither ununterbrochen bei sich, tags und nachts. Sie, von der durch den berühmten Professor Freud sämtliche Psychologieprofessoren der Welt grundlegende Erkenntnisse erhalten hatten, fühlte sich von da an als unverstandene Frau inmitten von Halbidioten. Sie zog sich immer mehr von ihren Stammesgenossen zurück und verfiel in unheilbaren Größenwahnsinn. Das einzige, was man sie manchmal sprechen hört, sind die ihren Landsleuten völlig unverständlichen Worte: ‚Habidjehre, Herr Professer. Mir zwa . . .'
Du siehst, mein Lieber", schloß Dr. Kleinbichler, dem man allerdings nicht allzusehr trauen darf, „daß die Wiener Geistigkeit verhängnisvolle Ausstrahlungen überallhin sendet, nach Berlin, und noch weiter, — bis in den australischen Busch . . ."



Walter Schroeder: Heinrich Mann. Bildnis eines Meisters. (Verlag: Der Wille, Wien.)

Eine phrasenlose, an der geradlinigen Klarheit Zolascher Essays geschulte Würdigung Heinrich Manns als eines großen Europäers und großen Deutschen zugleich, der seinem Vaterlande dient, indem er dessen Fehler geißelt, eines Meisters des atemlosen, faszinierenden Ablaufes von Schicksalen, eines Könners vom Formate der Balzac, Stendhal, Flaubert. Das wurde endlich einmal eindeutig und frei heraus gesagt. Man muß es dem Autor danken. Eine zuweilen sich zeigende leichte Überschätzung von kleinen, gleichsam mit der linken Hand geschriebenen Nebenwerken will dagegen nichts besagen. Geist und Form von Heinrich Manns Schaffen ist klar gesehen und nach großen Gesichtspunkten dargestellt. Bedenklich erscheint allein die Definition der Novelle als Grenzform zwischen Epos und Drama, doch werden die Fundamente der Darstellung dadurch nicht verschoben. Kurz: Das Buch ist einzigartig und lesenswert, von höchstem erzieherischem Wert für uns, die junge Generation der Schreibenden, nicht nur, sondern für jeden, der ein Deutscher im höchsten Sinne ist. Charly Conrad

Pierre Louys: Mytilenische Elegien. Nachdichtungen von Maria Luise Weißmann. (Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München.)

Diese aus dem Nachlaß der allzu früh verstorbenen Dichterin Maria Luise Weißmann stammenden Nachdichtungen des zweiten Buches der „Lieder der Bilitis" von Pierre Louys tragen nicht umsonst einen Vers der Sappho von Lesbos als Motto. Es sind Liebeselegien einer Frau an die Geliebte. Aber die künstlerische Divinationsgabe eines trotz aller Abseitigkeit echten Dichters wie Pierre Louys hat diesen Gesängen die ganze Unbefangenheit des antiken Körpergefühls gegeben. Es bleibt kein „Erdenrest zu tragen peinlich", sondern nur der überzeugende Eindruck eines Kunstwerkes, das durch die dichterische Umformung auch im Gewand der deutschen Sprache seinen ganzen eigenartigen Reiz bewahrt. Wer dieses von dem Verleger Bachmair mit ausgewähltem Geschmack ausgestattete kleine Büchlein als „erotische Lektüre" kauft, wird selbst bei dem für eine limitierte und numerierte Ausgabe sehr wohlfeilen Preis von RM 7,50 nicht auf seine Kosten kommen. Aber dem Sammler und Liebhaber von künstlerischen Seltenheiten wird es dafür um so wertvoller erscheinen. Franz Schoenberner

Georg Schwarz: Kohlenpott. (Büchergilde Gutenberg, Berlin.)

Mit gründlicher Sachkunde und Sachlichkeit, stellenweise mit bitterster Ironie, aber ohne Snobismus und Ästhetizismus, wird uns hier eine recht aufschlußreiche Reportage vorgesetzt: über den „Kumpel" und den Industriearbeiter des Ruhrgebiets und über ihre Gegenspieler, die Kohlen- und Stahlkönige. Daß diese letzteren für die wenigen guten Haare, die man hier noch an ihnen läßt, keinen Kamm mehr brauchen, wird niemanden wundern, der diesen eindeutig klassenbewußt betonten leidenschaftlichen Tatsachenbericht liest. Die guten Photoillustrationen des Dortmunder proletarischen Dichters Erich Grisar und der Photographin Anneliese Kretschmer ergänzen drastisch das bedrückende Gesamtbild des Textes. Hans Ruoff

Richard Billinger: „Die Asche des Fegefeuers". (Georg Müller-Verlag, München.)

Der Stoffkreis dieser Erzählung ist derselbe wie in den Dramen und Gedichten: bäuerliches Leben. Aber das Dorf ist bei Billinger keine Idylle. Da wird ein Heimkehrer umgebracht, ehe die Mutter ihn erkennt; ein Bauer, der seine Frau hintergangen hat, wird von den Bienen erstochen; ein leichtsinniger Sohn wird von seinem Vater niedergeknallt; Lustmord und Feuersbrunst schrillen vorüber. Diese Prosa wird von einem Zuviel an Kraft und Ausdruck bedrückt. Nur Gedichte vertragen ein Übermaß der Entzückung. Richard Gerlach

Gerhart Pohl: „Vormarsch ins XX. Jahrhundert, Zerfall und Neubau der Europäischen Gesellschaft im Spiegel der Literatur". (Wolfgang Richard Lindner, Verlag, Leipzig.)

Gerhart Pohl setzt sich in seiner bewußten, präzisen, knappen Sprache mit der Dichtung von heute und mit jenen Dichtern von gestern, die noch heutig sind, auseinander. Kämpferische Pamphlete, zusammengestellt und geordnet zu Kulturkritik, Literaturbetrachtung und Bewußtseinsanalyse aus dem Geiste der Soziologie. Ein verantwortungsbewußter Publizist führt den Nachweis, daß nur jene Dichter, die im Zerfall von heute für den Aufbau von morgen werben, die wirklichen Künstler sind. Pohls großen stilistischen Mitteln gelingt die historische Einordnung der Literatur. Eine begrüßenswerte Arbeit. Georg Schwarz

Die Moritat vom Generaldirektor

Von Alice Ekert-Rothholz

Tieferschüttert von der Wirtschaft des Generaldirektors X.
stehen wir da und klagen. (Klagen wie Sand am Meer ...)
Unser teurer Angeklagter war Großaktionär.
Er hat alle Welt und schließlich sich selber geschädigt.
Der Staatsanwalt persönlich hielt – wie heut üblich – die Leichenpredigt.

Der Generaldirektor X. war ein vielgenannter Wirtschaftsanführer
und Sonntags eine Zierde unserer kaisertreuen Republik ...
Ältere Industrieritter wissen noch um seinen schwerreichen Aufstieg.
Er war eingewandert und ging dann den üblichen Weg bis zum Ende:
Gesellschaftsaushöhlung. Ein träumerischer Landsitz. Skandalprozeß. Zuchthauswände.

Der Generaldirektor X. hatte vieles. Unter anderm: kein Privatleben.
Dafür besaß er die Filmdame F. – Dieselbe hatte auch keine Zeit.
Wenn sie möglichst öffentlich soupierten, genügte ihm der Neid ...
Bei der gerichtlichen Untersuchung mußte man mit Schrecken
statt des langweiligen Herzens eine Börsenzeitung entdecken.

Der Herr Finanzakrobat war einsam. – Doch das fiel ihm nicht weiter auf,
Denn die Einsamkeit kuscht stets vor großen Interessen ...
Dagegen haben viele intime Freunde bei ihm gelebt und gegessen.
Komischerweise schienen sie später nichts mehr davon zu wissen –
Merkt: ein schwaches Gedächtnis ist heut das sanfteste Ruhekissen ...

In dem Nachlaß dieses treu für sich sorgenden Mannes befanden sich:
Sentimentale Flüche aus dem Publikum und ein gleichfalls sentimentales Bild seiner kleinen Heimatstadt.
Der nachgelassene Aufsichtsrat wußte sich – wie stets – keinen Rat
und ratet jetzt, wer eigentlich die ganze Zeit die Aufsicht vertrat ...
Glaubt: solch ein Aufsichtsrat kann noch dreitausend Jahre raten,
Er riecht zwar manchmal den Unrat, doch niemals den Braten ...

Der Herr Angeklagte dagegen war mit allen Paketschiebungen gehetzt.
Er war beispielsweise der zweitbeste Aktienjongleur!
Doch trotz seiner munteren Gesellschaftsspiele schnappte ihn das Malheur.
Glaubt: ein Mann von Moral! Er schändete niemals häßliche Frauen.
Er schändete bloß das Volksvertrauen ...

Letzte Meldungen:
Der Generaldirektor X. sollte gestern (zu Fuß!) in der Hölle landen.
Ist aber mit Hilfe einer höheren Kaution leider wieder auferstanden ...
Auch das Volksvertrauen wird wieder erblühn. Genau wie der weiße Flieder.
Denn was ein deutscher Gläubiger ist, der glaubt es immer wieder.

Hakenkreuzblüten

Eine uns im Original vorliegende „Preisliste der National-Sozialistischen Abzeichen und Geschenkartikel" führt alle möglichen schönen Spielsachen an: Hakenkreuze, Totenkopfabzeichen, Wolfsangeln, Hoheitsabzeichen als Krawattennadeln, dreizackige Führersterne, Taschenspiegel „Deutschland erwache" mit Facette usw. Das schönste Stück aber ist zweifellos Nr. 13 268 Hitlerkopf in Altsilber, hohl 0,15 RM, massiv kostet er immerhin das Doppelte.

•

Im „Frankfurter Volksblatt, Nationalsozialistische Tageszeitung", findet sich folgende Annonce:

Wer schenkt
einem Pg. einen Puppenwagen und etwas Spielsachen. Offerte u. N 342 an den Verlag.

Besser läßt sich die Friedfertigkeit und Loyalität der Partei wohl nicht beweisen.

•

Der „Fränkische Kurier" bringt folgendes Inserat:

Neuheit! Neuheit!
Hitler
als Bleistiftspitzer.
Mustersdg. in Bay. geg. 40 Pfg. in Mark.

•

Man sagt immer: die Presse lügt. Bei der nationalsozialistischen Presse trifft das aber beileibe nicht zu. Der „Illustrierte Beobachter" hat sich in der Nr. 5 durch seinen Wahrheitsfanatismus prächtig hervorgetan.

Ein Bild aus der Druckerei des „Völkischen Beobachters" wird den Lesern mit folgenden Worten erläutert:

„Die tägliche Hetzarbeit
in der Druckerei."

Ob diese Selbsterkenntnis wirklich der erste Schritt zur Besserung ist?

Die kleine Zeitgeschichte

Tabu

Seit dem einstimmigen Freispruch der steirischen Putschisten ist allen österreichischen Hahnenschwänzlern der Kamm geschwollen.

„Denkens Eahner, Herr Dokta", erzählte mir neulich unser Hausbesorger, auch ein strammer Pfrimerianer, „da hat mi jetzt so a narrisches Weibsbild auf Alimente geklagt!"

„Und Sie sind gar nicht der Vater?" fragte ich.

„Ah jo, der Vatter bin i scho!"

„Nun", meinte ich, „dann werden Sie wohl verurteilt werden!"

„Aber gehngans, Herr Dokta", lächelte der Zerberus voll Zuversicht, „i bin do bei der Heimwehr!"

Der Herr Bankdirektor

Zum Direktor einer im vergangenen Jahr vielgenannten österreichischen Bank wurde kürzlich der Leiter eines kleinen Tiroler Kreditinstitutes ernannt.

Der neue Herr sitzt in seinen Prunkräumen, als ihm ein biederer Parteigenosse aus der Heimat gemeldet wird.

„Du hast's aber schön hier", sagt der Besucher, „was machst denn eigentlich da den ganzen Tag?" — „Ich?" antwortet der Gewaltige. „Ich amtier' halt; stell' Beamte ein, entlaß manche, unterschreib', und so vergeht schon der Tag!" — „No", sagt der andere, „Geschäfte machst auch?" — „Geschäfte, Geschäfte! Bin i denn a Jud?"

Die neue Generation

Frage eines fünfjährigen Mädchens, als seine Mutter in einem Geschäft Eier kauft: „Nicht wahr, Mutti, das erzählt man doch nur den Kindern, daß die Hühner die Eier legen!?"

Die Rückkehr des verlorenen Sohnes / Von Ernst Kreuder

Als die Dämmerung anbricht, hört das Schneien auf. Der Mann bleibt auf seinem Wege stehen und putzt noch einmal die Brille mit den dicken Gläsern, dabei verschwimmt die dämmernde Landschaft vor seinen kurzsichtigen Augen zum Traumbild. Er setzt die Brille auf und geht weiter, an den letzten Häusern der Stadt vorbei, hinaus zum See. Es wird dunkel. Lichter blinken fern auf, er zögert manchmal, bevor er in den nächsten Weg einbiegt. Nun muß der See kommen. Niemand begegnet ihm. In der Stadt beginnt es dröhnend zu läuten. Die Wege führen zwischen verschneiten Sträuchern und Bäumen. Daß er den See nicht findet, will ihn unsicher machen. Da gleitet eine Gestalt heran und schwindet im Bogen um hohes Gestrüpp. Ein Schlittschuhläufer, natürlich ist der See gefroren, und er hat die ganze Zeit sein Wasser gesucht. Nun ist es nicht mehr weit. Ja, nun kommt bald dieses Wirtshaus zum „Einhorn", wo er seine Grüße bestellen wird. Er wandert das See-Ufer entlang, einmal bleibt er noch stehen und wischt das Schneewasser aus dem vollen, braunen Bart. Er ist groß, breitschultrig und gesund. Nur die Augen und das Herz sind etwas schwach. Durst hat er kaum, Hunger hat er keinen. Er wird einen Kognak trinken und dem Wirt die Grüße von Daniel bestellen. Er wird sich den Wirt ein wenig ansehen, und dann wird er wieder gehen.

Die Gaststube ist leer. Ein Petroleumlicht brennt unter der geschwärzten, rissigen Decke. Er sagt guten Abend, hängt den Hut an den Haken, zieht die Handschuhe und den Mantel aus und setzt sich an den gescheuerten Tisch am Fenster. So sieht er den See noch deutlich und einige späte Schlittschuhläufer. Eine Türe geht auf, und ein gebeugter alter Mann tritt ein. Er trägt ein schwarzes Käppchen und ein rotes Halstuch. Es ist der Wirt, er hinkt. Der Fremde bestellt einen Kognak, und einen zweiten, wenn er sich erlauben dürfe, es sei sehr kalt heute.

„Das stimmt", sagt der Wirt heiser und betrachtet den Gast noch einmal kurz. Dann bringt er die Flasche und zwei Gläser, schenkt ein und setzt sich an den Tisch. Sie trinken aus, der Wirt gießt noch einmal ein, weil es der Gast verlangt. Dann trinken sie wieder aus. Die Kuckucksuhr schnarrt, das Türchen springt auf, der Kuckuck zeigt sich und ruft siebenmal in den Wirtshauswald.

„Mein Name tut nichts zur Sache", sagt der Fremde und schaut auf das dicke Schnapsglas, „ich soll Ihnen Grüße bestellen von Daniel."

Die Uhr tickt an der dunklen Wand, ein Tropfen pickt ins Wasser am Schanktisch, es ist still wie mitten in der Nacht. Jetzt hat er wohl Zeit gehabt, die Nachricht von seinem Sohn aufzunehmen, denkt der Fremde und blickt auf. Drohend und erschrocken starrt der Wirt in das schwarze Fenster.

„Er hat wohl wenig geschrieben", sagt der Fremde. Aber der Wirt hört noch nichts.

„Noch zwei Kognak, bitte", sagt der Fremde jetzt ruhig. Der Wirt kommt zurück aus seiner Erinnerung, der Schrecken versinkt in seinem Gesicht, er gießt die Gläser voll und verschüttet dabei.

„Zum Wohl!" sagt der Fremde und führt das Glas zum Mund.

„Zum Wohl!" bellt der Wirt. Er ist stark erkältet.

„Wie lange ist er denn schon fort?" fragt der Fremde. Der Wirt öffnet den Mund, schweigt, dann wischt er mit der krummen Hand über den Tisch und sagt: „Dreißig Jahre."

„Er hat wohl selten geschrieben", sagt der Fremde.

„Niemals", bellt der Wirt, dann hustet er stöhnend, geschüttelt.

„Lebt seine Mutter noch?" fragt der Fremde und nimmt die Flasche und gießt die Gläser voll.

„Nein", krächzt der Wirt.

„Zum Wohl", sagt der Fremde und trinkt das Glas leer. Der Wirt trinkt schweigend mit, dann sagt er „Prost!". Nun schweigen sie beide. Der Fremde sieht keine Schlittschuhläufer mehr auf dem schwarzen See. Er denkt, daß er bald gehen wird. Sie haben acht Kognak getrunken und einige Worte gesprochen, die Grüße von Daniel hat er bestellt.

Was hält ihn noch zurück, das Geld auf den Tisch zu legen und zu gehen? Er läßt den Wirt noch einmal einschenken, nun sind es zehn. Zum Wohl!

„Und warum ist er fortgegangen, damals?" fragt der Fremde und spürt, wie sich die Spannung erhöht.

„Weil er nichts war", bellt der Wirt, „weil er ein Lump war. Er hat mein Geld gestohlen und ist verschwunden, ein Lump." Er spuckt auf den Boden und tritt es aus.

„War es viel?" fragt der Fremde und rückt die Brille zurecht.

„Viel für mich war es, tausend Mark. Tausend, in Gold."

„Ich habe zehn Kognak", sagt der Fremde und legt ein Geldstück auf den Tisch. „Besten Dank", sagt der Wirt und steckt es ein. Dann bedankt er sich nochmals, für den Kognak, den der Herr ihm spendiert hat.

„Tausend Mark", sagt der Fremde und dreht sein leeres Glas, „ich soll sie Ihnen wieder geben, mit Zinsen." Die Kuckucksuhr schnarrt, das Türchen springt auf, der Kuckuck zeigt sich, achtmal ruft er in den trüben Wirtshauswald. Der Fremde nimmt die Brieftasche heraus, klappt sie auf und legt drei dünne Bündel Banknoten auf den Tisch.

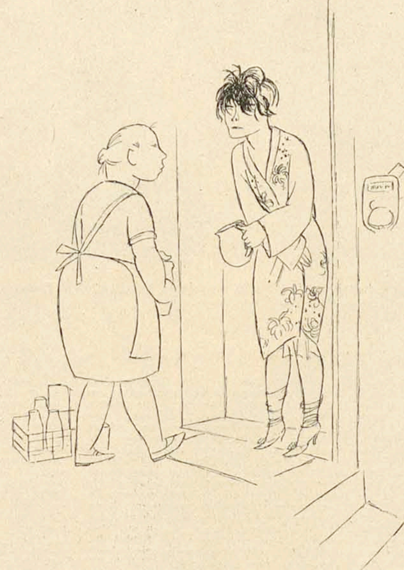
„Dreitausend", sagt er und klappt die Brieftasche zu. Er steckt sie ein und steht auf. Der Wirt ist verstummt. Er sitzt auf dem Stuhl, gebückt, und hält den Atem an. So sitzen ausgestopfte Tiere. Das Geld liegt auf dem Tisch, jetzt blinzelt der Wirt. Mehr möchte der Fremde nicht sehen. Er zieht den Mantel an und nimmt den Hut. Er hat jetzt noch guten Abend zu sagen, dann kann er gehen.

„Guten Abend", sagt er und öffnet die Türe. Der Wirt hört nichts, denn er ist schon ganz allein. Der Fremde tritt hinaus und schließt die Türe. Dunkel und Kälte nimmt er draußen wahr und den hellen Schneeweg. Die Sterne sind verborgen. Er schreitet gut aus. Leicht ist ihm, und es bedrückt ihn nicht, daß er nun kein Geld mehr hat, ein paar Mark noch für den nächsten Tag. „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes", denkt Daniel, nun beginnt sie erst bei mir. Seine Schritte sind kaum zu hören in der Winternacht.



Peinliche Gegenfrage

(Jeanne Mammen)



„Sagen Sie, liebe Frau, könnten Sie mir auf fünfzig Mark herausgeben?" — „Nee, Frollein, aber wat wolltense nu machen, wenn ick's könnte?"

Kranzablösung

Sonntags blätterten wir in den Zeitungen, mein Freund, der Arzt B., und ich. „Bravo!" unterbrach da Dr. B. die angeregte Stille, „wieder ein vernünftiger Mensch. Da, schau dir die Anzeige an. Einer ist gestorben und hat den Wunsch hinterlassen, daß man anstatt Kränzen Kranzablösungsspenden geben soll." Und mein Freund, der Arzt, begann laut zu meditieren: „Bravo! Was hat denn so ein Toter von den vielen, dummen Kränzen? Man sollte überhaupt ein Gesetz erlassen, das alle Staatsbürger verpflichtet, an Stelle von solchem Grünzeug prinzipiell nur Kranzablösungsspenden zu geben. Die könnten dann in einem großen Fonds gesammelt werden . . ." — „Ja, aber zu wessen Gunsten?" unterbrach ich ihn. Da sah mich Dr. B. erstaunt und böse an: „Eine blöde Frage! Natürlich zugunsten jener, die mit dem Tode des Verstorbenen wirklich einen ernsthaften, unersetzlichen Verlust erlitten haben, — zugunsten der Ärzte!"

K.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—, das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Rudolf Schulte, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Trübe Aussichten

(Paul Scheurich)



„Weeßte, Mieze, det kann unser Ruin werden: heutzutage trägt jede anständije Dame den Nuttenstab im Tornister!“

Die französische Stunde / Von Désirée Liven

„Wie lieb von Ihnen, sich meiner anzunehmen“, sagte Natascha und schob mit einer verlegenen linkischen Gebärde die Haare aus der Stirn, „es ist so schwierig, wenn man die Sprache nicht kann.“ Sie war siebzehn Jahre alt, seit zwei Wochen in Paris und suchte eine Stelle als Pianistin in einem Kabarett. Sie schob mir einen Sessel hin: „Ich kann gar nichts“, sagte sie kläglich. Sie hatte gehört, daß ich Stunden gäbe, und hatte mich gebeten, ihr ein bissel Französisch beizubringen. Die erste Stunde ging mit den gewöhnlichen Sprachübungen hin. Natascha lernte ein paar Verben und hörte aufmerksam zu. Beim nächsten Mal bat sie mich, ihr doch ganze Sätze zu sagen, sie könne sich dann rascher auf der Straße und im Restaurant helfen. Der erste Satz, den sie auf eigenes Verlangen lernte, hieß: „Ich werde heute abend pünktlich sein.“ Sie schrieb ihn auf und wiederholte ihn mehrmals. „Für den Manager . . .“, erklärte sie, ohne daß ich sie gefragt hätte. In den nächsten Tagen lernte sie lauter Sätze, die sich mit der Schönheit des Lebens, mit der Freude, in Paris zu sein, und mit der Zuversicht auf eine glückliche Zukunft beschäftigten. Erstaunt fragte ich sie, ob sie Aussicht auf ein Engagement habe, aber sie verneinte errötend. „Das Leben ist doch so herrlich!“ sagte sie und fiel mir um den Hals. Als sie früher als sonst die Stunde abbrach, um zu einer Probe zu gehen, sah ich, daß sie ihre Mappe mit den Noten liegen ließ. Ich machte sie darauf aufmerksam. „Zut“, sagte sie (dies Wort hatte sie nicht von mir gelernt), aber sie ließ die Mappe trotzdem liegen. Ein paar Tage später fand ich Natascha ein wenig müde und nachdenklich vor: ihr Zimmer war voller Rosen, und auf dem Tisch stand eine kostbare Bonbonniere. In der Stunde lernte sie: „Sie verwöhnen mich, ich kann das nicht von Ihnen annehmen.“ — „Ihnen oder dir?“ fragte ich taktlos. Sie sah zum Fenster hinaus: „Ich kann ja beide Formen lernen . . . ich brauche das oft für die Agenten.“ Meine Erfahrungen mit Agenten hatten mir diese überraschend freigebige Seite jener Herren zwar nicht gezeigt, aber ich schwieg. Acht Tage später lief Natascha mir schon auf den Flur entgegen: „Rasch, rasch, Lydia . . . wie sagt man ‚Du hast mich mißverstanden, weil ich so schlecht Französisch spreche‘?“ — „Sie meinen ‚Sie haben mich mißverstanden‘“, korrigierte ich. „Sie können die Leute auf der Straße nicht duzen.“ Aber diese Spitze verfehlte ihre Wirkung, Natascha notierte sich den Satz eilig in ihr Taschenbuch. Sie war nervös und aufgeregt und hörte überhaupt nicht dem zu, was ich erzählte. In der nächsten Stunde schien sie aber wieder ruhiger und lernte zum Schluß den Satz: „Du mußt Vertrauen zu mir haben“, dem dann zwei Tage später: „Ich hoffe, daß ich mich auf dich verlassen kann“, folgte. „Wenn Sie das für die Direktoren lernen, Natascha“, sagte ich, „so können Sie das ebensogut lassen!“ Aber sie antwortete nicht, und ich bemerkte, daß sie heimlich ein Photo aus ihrer Tasche gezogen hatte und es anschaute. Ich wurde krank und mußte die Stunden auf zehn Tage verschieben. Als ich wieder kam, war das erste, was Natascha zu meiner Bestürzung zu lernen verlangte: „Ich bin sehr traurig, daß du wieder nicht gekommen bist.“ Sie sah blaß aus und hatte schwarze Ringe unter den Augen. Zwei Tage später notierte sie in ihr kleines Buch: „Ich habe vergeblich auf zwei Sterne gewartet, die nicht leuchten wollten.“ — „‚Scheinwerfer‘ heißt es auf der Bühne“, konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken, aber ihr Gesicht war so traurig, daß ich nicht insistierte. Und dann kam ein Tag, wo sie mich nicht mehr um neue Sätze bat, sondern mir nur zum Schluß der Stunde, sorgsam auf ein leeres Blatt kopiert, einen französischen Satz hinhielt und um Übersetzung bat. „Eine Freundin von mir wollte es wissen“, sagte sie entschuldigend. Langsam las ich: „Ein unerklärliches Verhängnis macht es mir unmöglich, Sie jemals wiederzusehen; das Schicksal hat unsere Trennung gewollt, versuchen Sie nicht, etwas dagegen zu unternehmen.“ Eine peinvolle Stille folgte meiner Übersetzung. „Ein mißlungenes Engagement?“ sagte ich, um ihr eine Erklärung zu ersparen. „Ja . . .“, sagte Natascha leise, „mißlungen.“ Am nächsten Tage bekam ich einen Brief von ihr, in dem sie mich bat, nicht mehr zu kommen, sie sei zu sehr beschäftigt und müsse die französischen Stunden für eine Weile aufgeben. — Abends saß ich mit einer Freundin im Café; sie wartete schon seit zwanzig Minuten ungeduldig auf ihren neuesten Flirt. Als er endlich erschien, zitierte ich gedankenlos: „Vergeblich habe ich auf zwei Sterne gewartet, die nicht leuchten wollten“ und sah erstaunt, daß er rot wurde. — „Sonderbar . . . das muß eine russische Phrase sein“, bemerkte er, während er zärtlich den Arm um meine Freundin legte, „eine verflossene Liebe von mir sagte das immer!“ — „Natascha?“ Er zuckte die Achseln: „Vielleicht . . . wie soll ich das noch wissen . . . es ist mindestens acht Tage her . . . wie soll man denn die Namen von all den kleinen Mädchen behalten?“ Er zündete sich eine Zigarette an und sah Jaqueline verliebt in die Augen.

Der Frauenarzt

Von Robert Neumann

Ich trage einen braunen Hängebart.
Gleich einem Hohenpriester oder Dichter
bin ich sakraler Handlungen Verrichter.
Mein Tun ist knapp, energisch und doch zart.

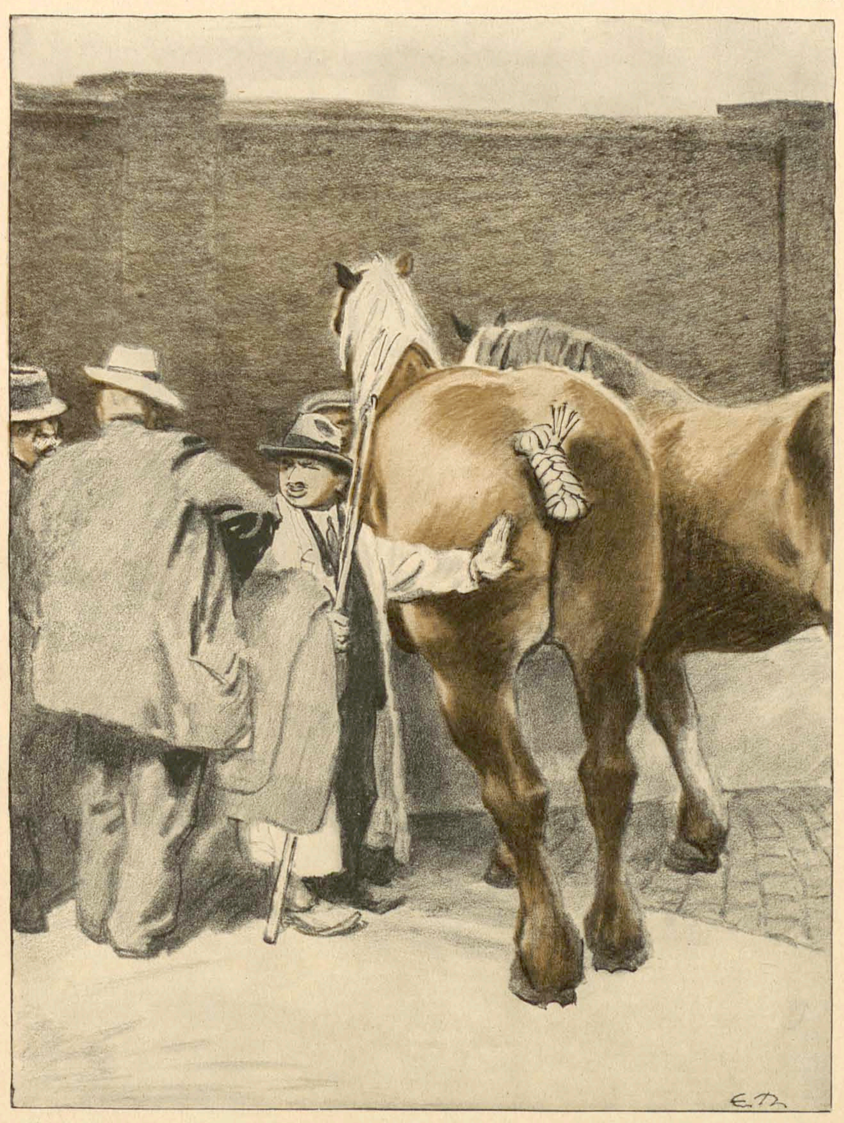
Ich kann sehr schlicht sein – doch auch hochgelahrt.
Weck Leidenschaften oder bin Beschwichter.
Und kenn' euch all. Und nicht nur die Gesichter.
Mich ficht's nicht an – es bleibt mir nichts erspart.

Doch tief im Herzen lieb ich Kälberniere,
Rotkohl und Klöße, gut in Schmalz getunkt.
O ahnte dies, wenn ich sie auskultiere,

das Fräulein Köppke und die Frau Adjunkt!
Ich bin auch Arzt. Denn schließlich – ich kuriere
ihr Weh und Ach aus einem dunklen Punkt.

Nachteil

(E. Thöny)



„Woaßt was, Alisi, auf Genf hint' werd ja no mehra g'log'n als wia bein Roßhandel, aber zoag'n derf's halt dort koaner net, daß er's nicht glaubt!"

Ehrung

(M. Frischmann)



„Schon gut, Kinder, und nun laßt uns zur Feier des Goethejahres das Thema bearbeiten: ‚Faust, der Gretchen-Schänder, ein Jude?'!"

Der Schwager

Dem Gütler Schormaier in Holzhausen bei Dachau stirbt das Weib. Im Stall hat er viel gezüchtet, Kinder aber sind keine da.
Schormaier trägt dem Ortspfarrer seinen schweren Verlust vor und bittet ihn um das Begräbnis.
„Soll die Verstorbene erster, zweiter oder dritter Klasse beerdigt werden?" fragt der Pfarrer.
„Na, na, nöt so noblicht, dritter Klaß tuat ses a, Herr Pfarrer", sagt der Schormaier, „'s Geld ist als zvui rar." Der gute Pfarrherr fragt den betrübten Schormaier, ob er denn keine Verwandten habe, die zu den Kosten einer besseren und würdigeren Klasse eventuell beisteuern könnten.
„Naa, Hochwürden. I hab bloß no a Schwester, und dös Rindviech ist ins Kloster ganga."
„Schormaier!" sagt der Pfarrer, „Rindvieh nennen Sie Ihre Schwester? Sie hat sich doch durch den Eintritt ins Kloster mit unserem Herrgott vermählt!"
„So, so", sagt der Schormaier, „na war ja demnach inser Herrgott mein Schwager? Nacher grabens mei Weib nur erster Klasse ein, mei Schwager, der zahlt's schon!"

Ha. Ha.

Ministersorgen

Zweifelsvoll und ahnungsgrauend
in die nahe Zukunft schauend,
o wie ist der Mensch gequält,
der zu den Ministern zählt!

Einerseits muß er bedenken,
konzedierend einzulenken
gegenüber denen, die
bisher standen vis-à-vis.

Denn es könnte leicht sich fügen,
daß sie Oberwasser kriegen.
Und dann wäre man knock out,
hätte man nicht vorgebaut.

Andrerseits darf man das Schemen
doch nicht gradezu vergrämen,
das des Reiches Banner schwingt
und die deutsche Hymne singt.

Denn auch hier sind große Zahlen,
welche einen recht fatalen
Gegenwert repräsentier'n . . .
Soll man, darf man den riskier'n?

Zwischen diesen zwei Vielleichten
tanzt mit einer sorgenfeuchten
Stirne jemand hin und her . . .
Ach, wie hat der Mann es schwer!

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Stehe ich da bei uns in Chemnitz heute in der Kronenstraße vor einem Posamentengeschäft. Das Schaufenster ist mit einer stattlichen Anzahl Kissen dekoriert, auf denen das Bild des großen Adolf mit und ohne die zugehörigen Embleme — wie Hakenkreuz, fliegende Adler, Lorbeerkränze und kernige Sprüche — prangt. Wir nennen es das „Reichskitsch-Museum". Davor stehen zwei Sachsen von unverkennbarer Helligkeit.
Der eine: „Tu, gugge, da isn Ahdolf sei Bild uffn Gissn druff."
Der andere: „Tcha, — das dähdch mr nich gefalln lassn, egal midn Arsch uffn Gesichde."

•

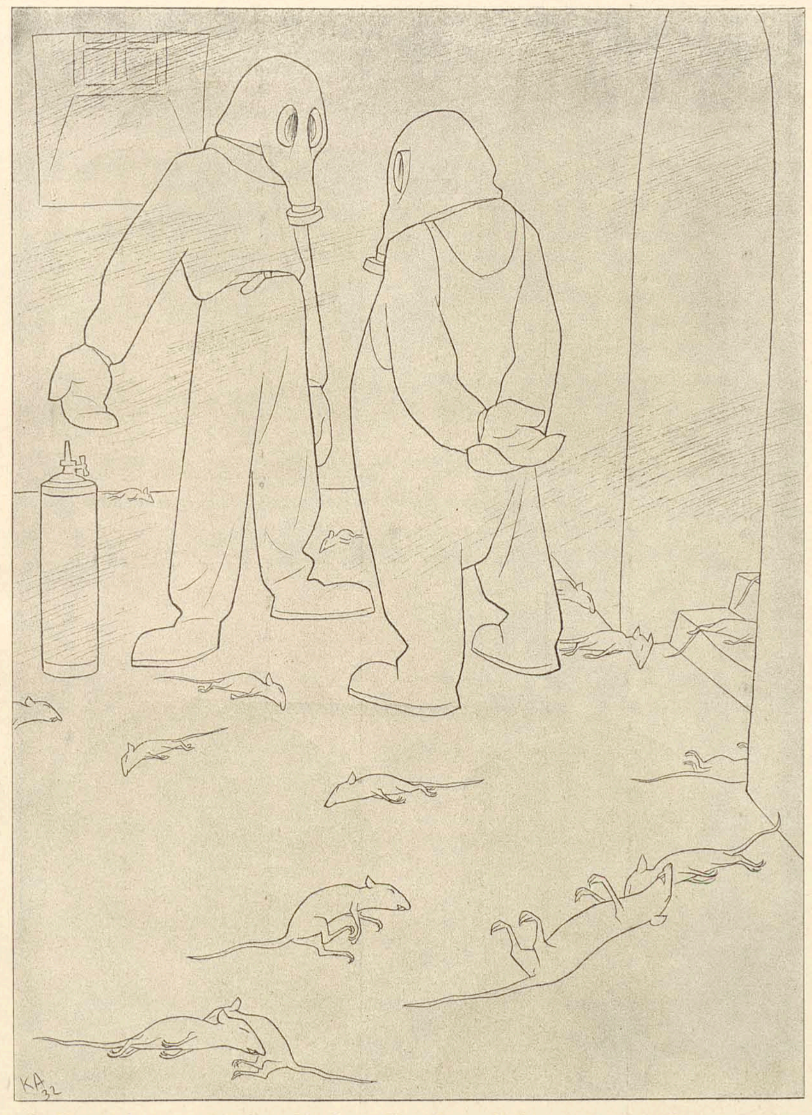
Eine Lyzeumsschülerin schreibt in ihrem Aufsatz: „Wäre Brunhilde im Besitz ihrer vollen Kraft gewesen, wäre sie Siegfried nicht unterlegen." Randbemerkung der Lehrerin: „Liebe hat nichts mit Körperkraft zu tun."

•

Von einer norddeutschen Landesregierung waren nach Einführung der Verfassung die Beamten neu zu vereidigen. Der damit beauftragte Herr leitete diesen Akt mit den folgenden Worten ein: „Ich nehme an, die Herren höheren Beamten leisten den Eid mit den Worten: Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe. Die Herren mittleren Beamten sagen einfach: Ich schwöre es."

Probe-Gasalarm

(Karl Arnold)



„Für Desinfektion genügt diese Mischung, Herr General. Aber es gibt jetzt Gase, gegen die man überhaupt keinerlei Schutz hat, die machen alle Lebewesen radikal kaputt." — „Möglich . . . aber doch keinesfalls den Generalstab!"

Einigkeit tut not!

(Olaf Gulbransson)



„Vertragen wir uns endlich! Arbeitgeber und Arbeitnehmer ziehen doch schließlich alle an einem Strick!“

Gewiß doch — bloß jeder an einem anderen Ende!

Stuttgart, 6. März 1932 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 49

SIMPLICISSIMUS

(Th. Th. Heine)

Goebbels und die Reichspräsidentenwahl



„O nein, o nein, o nein, o nein!
Mein Kandidat muß größer sein!"

Kleiner Vorschlag / Von Karl Kinndt

Die Technik der Epoche ist vollendet:
in Japan wird „Schlacht bei Shanghai" gesendet —
Sterbende röcheln — Verwundete schrein —
das muß ein effektvolles Hörspiel sein!

Doch weshalb, liebwerte Zeitgenossen,
wird bei uns kein Sender da angeschlossen,
damit unsre Jugend es hört und bemerkt,
wofür man den Wehrkraft-Gedanken ihr stärkt — ?

Und gleichfalls, mittels fünf starker Röhren,
sollten die Herren in Genf es hören,
und es müßte verboten sein, die Wellen
während der Reden abzustellen!

In allen Städten, in allen Straßen
müßte man Lautsprecher tönen lassen:
tagtäglich nur Krieg und zehn Stunden lang
mit notverordnetem Zuhörzwang!

So könnte der Rundfunk in weiten Bezirken
mal wirklich volkserzieherisch wirken:
das machte die Welt viel eher gesund
als das Dauer-Gequassel im Völkerbund.

Der Diebstahl / Von Hermann Linden

Der Schnellzug nach Berlin ging so früh, und die Straßenbahnen zum Bahnhof fuhren um diese Stunde noch so selten, daß es fast nicht anders als natürlich war, den Zug zu verpassen. Und so kam es auch, obwohl ich rechtzeitig aufgestanden war. Als ich in die Bahnsteighalle gestürzt kam, sah ich gerade noch den letzten Wagen des davongleitenden Zuges; der weiße Lokomotivrauch stand wie ein Nebel auf dem verlassenen Gleis.
Der nächste Zug fuhr in einer Stunde. Ich ging hinaus auf die Hauptstraße. Böse war ich gar nicht, und nun, da ich Zeit hatte, spürte ich Appetit auf ein Frühstück.
Ein dunkler Wintermorgen. Der Bahnhofsplatz war voller Passanten, Arbeiter, die mit den Frühzügen angekommen waren und auf die Straßenbahn warteten, ein graues Bild. Mühsal und Trauer. Aber in der Hauptstraße brannten bunte Lampen, rote, blaue, grüne Lichter. In dem von Minute zu Minute heller werdenden Tageslicht verloren die Farben ihre Leuchtkraft, sie sahen fahl aus. Es waren die Transparente der Nachtlokale, die noch immer nicht schließen wollten, und der Morgencafés, die jetzt gerade erst öffneten.
Ich setzte mich in eines der Cafés, um zwei Eier im Glas zu essen.
Wieder sah ich jene seltsamen Menschen um mich sitzen, von denen man nie recht weiß, ob sie in diesen Lokalen ihre Nächte aus Lust oder aus Not verbringen. Fast jeder dieser Menschen hat ein besonderes Motiv, um hier herumzusitzen, statt an Schlaf und Arbeit zu denken.
Ich sah sie nicht an, ich hatte sie schon oft angesehen, zur Genüge, sie langweilten mich, diese müden Gesichter, diese starrenden Augen, diese lärmenden Lippen. Ich saß mit halbgesenkten Augen da und dachte an die Reichshauptstadt, in der ich viele Monate nicht mehr gewesen war: ich dachte an den Kurfürstendamm, an den Wedding, an die vielen neuen Gesichter, die ich nun sehen würde, und an die vielen alten Freunde, mit denen ich wieder einmal sprechen konnte, und ich dachte im besonderen an eine schöne junge Frau mit langen goldblonden Haaren, bei der ich Tee trinken würde. Die Freude begann in mir zu rauschen.
Ich kaufte einem Händler, der eben hereinkam, zwei Berliner Zeitungen ab und durchstöberte den Vergnügungsteil: ich wollte wissen, was es für Theaterstücke und neue Filme in den nächsten Tagen in Berlin gab.
Schon etwas vorher hatte sich ein Mädchen neben mich auf die Lederbank gesetzt, ohne daß ich es besonders beachtet hätte.
„Bitte, bezahlen Sie mir meinen Kaffee, ich habe kein Geld, außerdem habe ich Hunger", sagte das Mädchen jetzt mit einer monotonen Stimme.
Ich sah das Mädchen an, es war groß und schlank, ja sogar hübsch, nur die grauen Augen waren unangenehm kalt und müde.
Ich mußte daran denken, daß ich für den Vortrag, den ich in Berlin halten sollte, viel Geld bekam, und obwohl irdische Reichtümer mir immer fern geblieben waren, ich zudem in einer fröhlichen Stimmung war, erschien es mir selbstverständlich, ja zu sagen.
„Warten Sie bitte einen Augenblick, ich will erst zahlen, dann gebe ich Ihnen etwas!" sagte ich und rief den Kellner.
Das Silbergeld, das er mir auf meinen Zehnmarkschein herausgab, steckte ich wie immer in die kleine Seitentasche meines Rocks: Geldbörsen und Hosenträger sind mir verhaßt.
Ich schenkte dem Mädchen ein Zweimarkstück. Das Mädchen spuckte leicht auf die Münze, ein Anruf ans Glück, das Geldstück fiel in des Mädchens Tasche.
„Haben Sie es schon so eilig?" frug das Mädchen jetzt.
„Ach", sagte ich, „einige Minuten habe ich noch Zeit. Dann fahre ich nach Berlin!"
„So, Sie fahren nach Berlin, da haben Sie es ja gut!" sagte das Mädchen und richtete sich etwas auf aus seiner apathischen Stellung.
„Ja, manchmal", erwiderte ich noch, schon zerstreut, es lag mir nichts an einer Unterhaltung. Ich vertiefte mich wieder in die Berliner Blätter.
Das Mädchen bat mich um eine Zigarette. Ich hatte keine, wollte aber jetzt selbst eine rauchen, rief den Boy und kaufte eine Schachtel. Als ich in die kleine Tasche griff, um das Silbergeld herauszuholen, bemerkte ich, daß nur noch zwei Münzen darin waren, zwei einzelne Markstücke.
Ich zahlte die Zigaretten, ohne mir etwas anmerken zu lassen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich bestohlen worden war, richtiger gesagt, es war das erstemal, daß es jemand gelungen war, mich zu bestehlen, ohne daß ich es gemerkt hatte. Das war aller Achtung würdig. Eine Leistung, die ein Kompliment verdiente. Ich hatte in Marseille in Kellern zwischen lauter Farbigen gesessen, in gefährlichen südländischen Tavernen, in dunklen Budapester Kneipen, in Pariser Caveaux, in Berliner Scheunenviertelkaschemmen, und nirgendwo war mir etwas abhanden gekommen. Dort war überall die Gefahr, aber man wußte, daß sie da war, und deshalb hütete man sich und paßte auf; hier aber, in dieser kleinen Provinzstadt, in einem Morgencafé, das wohl trübe aussah, aber doch harmlos war, hier hatte mich ein Mädchen bestehlen können, als ich so interessiert die Berliner Zeitungen studierte, und dazu noch ein Mädchen, dem ich vorher freiwillig zwei Mark geschenkt hatte. Es war schamlos, und dennoch amüsierte es mich, außerdem hatte ich gar keine Zeit mehr, wegen der paar Mark eine große Szene zu machen. In vierzehn Minuten ging mein Zug, und ich wollte ihn nicht abermals verpassen.
Ich sagte daher zu dem Mädchen, das mit gesenkten Augen dasaß und sicherlich schon wußte, daß ich den Diebstahl bemerkt hatte: „Ich muß Ihnen ein Kompliment machen, daß Sie mich in so früher Stunde amüsiert haben. Es war das erstemal in meinem Leben, daß es jemand gelungen ist, mir Geld zu stehlen, und ich war in sieben Ländern und in vielen Lokalen, wo man gerne und erfolgreich stiehlt. In einigen Minuten geht mein Zug. Damit haben Sie wohl gerechnet, aber ich hätte auch so die Polizei nicht gerufen. Jede Leistung verdient einen Dank. Also auch Ihre Geschicklichkeit!"
Das Mädchen wurde blaß bei diesen Worten, öffnete die Tasche, um mir zu zeigen, daß mein Geld nicht darin war. Sie hätte aber die Schuhe ausziehen müssen. Dort hätte man es gefunden. Ich warf den Rest des Silbergeldes in die aufgesperrte Tasche des Mädchens und sagte lachend: „Hier, der Lohn!"
Dann stand ich auf, zog meinen Mantel an und setzte den Hut auf. Das Mädchen, das noch immer vor lauter Verblüffung über mein Verhalten und meine sonderbaren Worte keinen Ton hervorgebracht hatte, war aufgesprungen und hatte mir in meinen Mantel geholfen.
„Grüß Gott", sagte ich noch und eilte an den Zug.
Als ich im Abteil meinen Mantel wieder auszog und an einen Haken hängte, hörte ich ein leises metallisches Geräusch. Ich griff in die Tasche und fand darin sechs einzelne Markstücke. Ich setzte mich hin und rechnete die Ausgaben in dem Café nach. Die sechs Mark waren der gestohlene Betrag.
Zuerst war ich etwas verwirrt und dachte schon, dem Mädchen unrecht getan zu haben, dann aber erinnerte ich mich an alles noch einmal ganz genau, und es fiel mir auch ein, daß mich die Hände des Mädchens etwas länger beim Mantelanziehen berührt hatten, als es notwendig gewesen wäre.
Das geschenkte Geld hatte das Mädchen behalten, und die gestohlenen sechs Mark hatte es wieder zurückgesteckt. Ich beschloß, bei meiner Rückkehr das bemerkenswerte Mädchen doch einmal etwas näher anzusehen als an diesem eiligen Morgen.

Vor der Wahl

Von Peter Scher

Am Tische sitzt der Starke.
Der weiß, wohin es geht!
Der trinkt die bessere Marke.
Der wirkt nicht durchgedreht.

Er hat nicht schlecht gegessen,
und die Zigarre dampft;
er ist infolgedessen
nicht ängstlich und verkrampft.

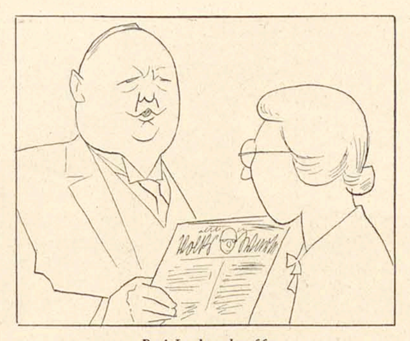
Er blickt mit kühnem Auge,
bewußt des heitern Blaus.
Er gießt des Spottes Lauge
auf uns Verwirrte aus.

Wir sitzen bang und grübeln
bei unserm sauren Wein:
Darf man es ihm verübeln,
der Stärkere zu sein?!

Wohin es geht? — Wir beben.
Er aber weiß: Ins Bett.
Das hat ihm Gott gegeben.
Wär' Gott doch auch zu uns einmal
so nett.

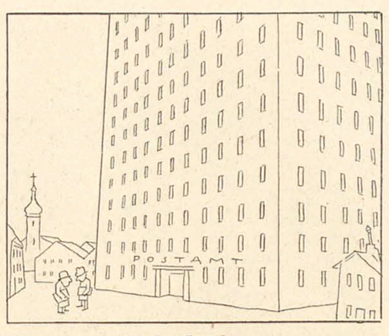
Zustände

(Karl Arnold)



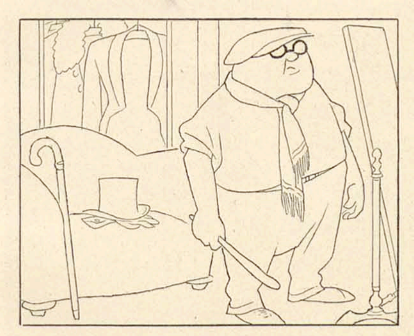
Bei Ludendorffs

„Erst müssen wir alle christlichen Konfessionen vernichten, Mathilde, dann kommt ganz von selbst der Glaube an meine Unfehlbarkeit!"



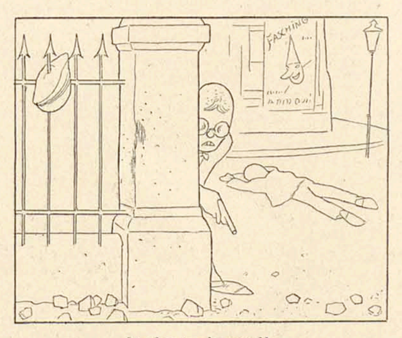
Bei der Reichspost

„Wir sollten noch zirka fünfzehn Etagen aufstocken, das wird das Defizit beseitigen!"



Der alte SPD.-Kämpfer

„Wer hätte das gedacht, daß unsereiner noch mal in den Klassenkampf ziehen muß!"

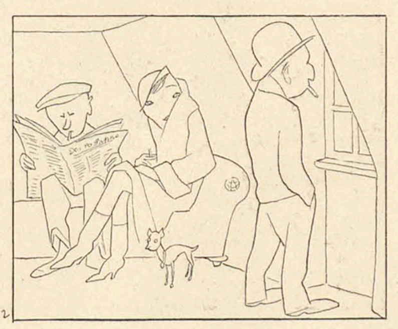


Studentenkrawalle

„Die Universitäten sind auf humanistischer Bildung aufgebaut. Also laßt uns Humanität üben!"



Luxus freibleibend



Alles wird verschoben,

so findet nun der unruhige Winter erst im Frühjahr statt.

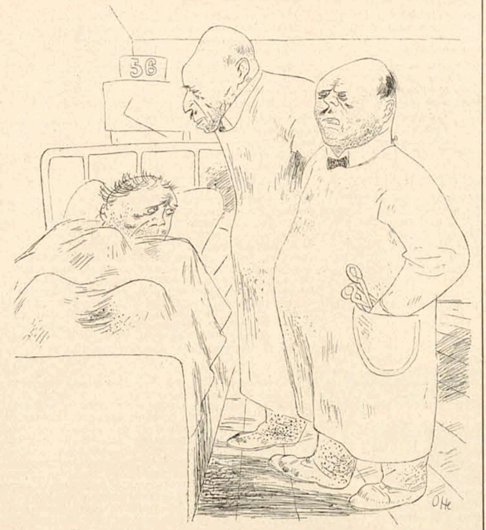
Neid

(Wilhelm Schulz)



„Die Leute haben's gut – die haben noch was zum Versetzen!"

Letzter Wunsch
(Otto Herrmann)



„Sagen Sie, guter Mann, haben Sie vielleicht noch einen besonderen Wunsch?" – „Jawoll, Herr Sanitätsrat, 'n andern Arzt!"

Der große Kunsthändler / Von Walther Rode

Am Silvesterabend noch hatte ich bei Schulte, dem großen Kunsthändler, in seinem Schloß im Angesicht des Monte Generoso ganz fein diniert und bei allgemeinem starkem Animo Champagner getrunken; heute, Mitte Januar, traf ich ihn in einem kleinen Café in Lugano, verstört und von jener ausgesuchten Schäbigkeit in der ganzen Erscheinung, wie nur ehemals Reiche sie aufweisen, die plötzlich heruntergekommen sind. Unsereiner ist immer gleichmäßig unelegant und salopp, die entthronten Reichen hissen gleich das Geusengewand.

„Was ist Ihnen denn geschehn, Herr Schulte?" fragte ich bestürzt, zumal es nicht etwa taktvoll, sondern taktlos, ja gefühllos gewesen wäre, eine Veränderung solchen Grades nicht zu bemerken und nicht zu besprechen.

„Ach, Meister", erwiderte der vor kurzem noch so vornehme und reiche Herr, „vertrieben von Haus und Hof, gepfändet von oben bis unten, meiner Kleider, meines Schmuckes, meiner Barschaften beraubt!"

„Ja wieso denn von heute auf morgen?" fragte ich teilnahmsvoll.

Schulte ließ sich zu seinem Campari Bitter auf den roten Plüschstuhl nieder, von dem er sich erhoben hatte, und lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen. Nach einer Pause sagte er: „Dreißig Jahre habe ich von meinen Kunden gelebt, jetzt wollen sie von mir leben. Ich habe Prozesse verloren, mehrere fast gleichzeitig, einen in Kopenhagen, einen in Brüssel, einen in Wien. Ich habe Bilder zurücknehmen müssen. Ich muß heute Phantasiesummen erstatten. Meine Gläubiger sind mir aufs Dach gestiegen, sie wollen sich um die Eigentumsvorbehalte meiner Gattin Susi, der doch alles gehört, nicht kümmern."

„Ja, aber", unterbrach ich empört, „Sie müssen doch nur zahlen, was die zurückgekommenen Bilder wirklich wert waren."

„Leider mehr", sagte der abgebrannte Kunsthändler bekümmert. „Ich muß zahlen, was die Bilder nie wert waren, das Zehntausendfache davon, was sie wert sind."

Ich verstand noch immer nicht. Da setzte er hinzu: „Ich muß zurückzahlen, was sie mir seinerzeit für die Bilder bezahlt haben, diese Räuber!"

Schulte seufzte tief, dann sagte er gefaßter: „Es sind die Zeiten, die an allem schuld sind. Früher einmal hat so ein reicher Belgier oder Däne einen Paris Bordone oder Goja fünfzig Jahre lang hängen gehabt, hat ihn als Paris Bordone oder Goja vererbt, und Kinder und Kindeskinder haben sich des Besitzes erfreut. Heute muß er selbst verkaufen, und bei dieser Gelegenheit . . ."

Schulte stockte. Dann glitt ein Lächeln über seine Lippen. Er schien mit einem Male wieder zuversichtlich geworden zu sein. „Wissen Sie", sagte er, „ich habe noch Glück im Unglück. Der Notar hier, der für die Leute in Brüssel und Kopenhagen und Wien die Pfändung leitete, hat von dort den Auftrag gehabt, die zurückgegebenen Bilder, die Gegenstand der Prozesse waren, als wertlos von der Pfändung auszunehmen. Ich besitze also noch, weil sie mir gelassen worden sind, drei Paris Bordone, einen Goja, einen Ruisdael, einen Benjamin West, einen Balthasar Denner."

Schulte machte ein pfiffiges Gesicht, blickte nach oben und sagte: „Ich bin neugierig, was aus meinem Haus und meinen Stilmöbeln für die Herren herauskommt. Was aber die Retourbilder, die sie verschmäht haben, in meiner Hand wert sind, das weiß ich! — Lieber Freund! Silvester 1933 werden wir wieder bei mir feiern!"

Ich drückte Schulte die Hand. Ich war über sein weiteres Schicksal beruhigt. —

Lieber Simplicissimus!

Dem Berliner Bankier Fürstenberg klagte einmal ein Bekannter, daß er sich, seitdem er den Geschäften Valet gesagt habe, entsetzlich langweile. „Na", sagte Fürstenberg, „dann rate ich Ihnen folgendes: Unterschreiben Sie einmal einen hohen Wechsel auf Dreimonatsicht, da werden Sie sich wundern, wie schnell die Zeit vergeht."

Der Simpl-Hund apportiert Bücher.

C. Leonard Wolley: Ur und die Sintflut. Mit 92 Abbildungen, einer Karte und einem Plan von Ur. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Der Bericht über die sieben Jahre dauernden Ausgrabungen, die das biblische „Ur in Chaldäa“ und damit die Uranfänge unserer Kultur überhaupt zutage förderten, hat erregende Großartigkeit. Was hier in den Gräbern gefunden wurde, ist zwischen 3500 und 3200 v. Chr. anzusetzen, als Ägypten noch Barbarenland war. Sie war damals bereits mehrere hundert Jahre alt, diese Kultur der Sumerer, und hatte eine gesellschaftliche und künstlerische Hochblüte. Wie diese bis in unsere Zeit hinein wirkt, wie sich die verschiedenen Kulturen hier bald aufeinander bauten, das wird aus dem Bericht mit dramatischer Lebendigkeit deutlich. Und ergreifend, wie die Ausgrabungen die Schulübungstontafeln einer Knabenschule um 550 v. Chr. zutage brachten, die von den Persern zerstört worden war. Der Untergang Urs wurde vollkommen, als der Euphrat seinen Lauf änderte und nicht mehr die Mauern der Stadt bespülte. Heute fließt er fünfzehn Kilometer östlich von den Ruinen von Ur, die einmal die Hauptstadt der Welt war und dennoch in die Wüste versank. Oskar Maurus Fontana

Pitigrilli: Yvette gibt französischen Unterricht. (Eden-Verlag, Berlin.)

Pitigrilli wird sehr viel gelesen. Und seine Leser haben recht damit, es zu tun. Was er an Unterhaltung bietet, ist qualifizierte Unterhaltung Aber er bietet noch mehr: er bietet die Erfahrungen und die kultivierte Perspektive eines im eigentlichen Sinne mondänen Menschen. Er ist ironisch und nüchtern, ohne gemütlos und frivol zu sein. In dem vorliegenden Novellenbande zeigt er sich in der Novelle „Vegetarier der Liebe“ von seiner besten Seite, ein Autor, der zehnmal lebensnäher, also wesentlicher ist als soundso viele, die sich wer weiß wie „dichterisch“ vorkommen. Walther C. F. Lierke

Hans Reimann: „Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache“. (Gustav Kiepenheuer, Verlag.)

Mein Gott, welche Arbeit! ist der erste Eindruck. — Von einem Einzelnen? Der wird Jahrzehnte gearbeitet haben. — Nun, man muß H. R.s Gewohnheit kennen, überall und alles Bemerkenswerte zu notieren, was er hört. Das ist kein Fehler und kein Vorwurf; im Gegenteil. Denn H. R. besitzt die Kunst, das Gehörte mundgerecht zu machen. In Wirklichkeit steckt ein unerhörter Fleiß (darf man so sagen, H. R.?) dahinter, der mit humorvoller Gründlichkeit, wie sie nur Sachsen eigentümlich ist, zu Werk ging. H. R. ist Wortanatom. Er heilt nicht homöopathisch. Er geht Sprachfehlern wissenschaftlich gründlich zu Leibe. Jedem zeigt er dabei etwas Neues, ohne belehren zu wollen. Er erzählt, macht Späße — und wir lernen, unbewußt. Besonders lehrreich die Abschnitte „Rotwelsch“, „Eigennamen als Begriffe“ und „Interpunktation“. Perlen (unnachahmlich, waschecht) sind die Kapitel „Sprachlicher Jux“, „Haarspaltereien“, „Museum der Phrasen“. (Privatiss.: Ich hoffe, in der neuen Auflage die richtigen Komponenten und die Mho-Affäre zu finden.) Endlich ein humoristisches — und deshalb vernünftiges Lehrbuch. Karl Kurt Wolter

Jean Giono: Der Hügel. 1932. (Rütten u. Loening, Verlag, Frankfurt a. M.)

Der „Kampf mit der Natur“ ist dem überheblichen Menschen der Zeit zum Schlagwort geworden, so oft er glaubt, sich mit den Kräften der Erde messen zu können. Er hat sich außerhalb der Schöpfung, außerhalb der Gemeinschaft mit Tier, Baum und Stein gestellt und glaubt, von hier aus mit dem Verstande das Werk zu beherrschen. In Gionos merkwürdigem Buch sind es primitive provenzalische Bergbauern, die im „Kampf mit der Natur“ liegen, mit dem Hügel, auf dem ihre Hütten stehen, und der sie nährt. In den apokalyptischen Visionen eines Greises offenbart sich ihnen das Mysterium der Natur und ihr Mythus. Am Dämon im Stein, im Feuer, in der Luft zerbräche der Verstand, wenn Gott dem überheblichen Menschlein nicht verzeihen würde, daß es das Schöpfungswerk grausam verunstaltet und über dem Nutzen, den es aus ihm zieht, verlernt hat, es zu lieben. A. Wisbeck

Peter Altenberg: Auswahl aus seinen Büchern von Karl Krauß. (Schroll, Verlag, Wien.)

Man ist ergriffen von der Vielfalt des Kleinen und Kleinsten, man muß viel Liebe und Zeit dazu aufbringen, alles genau zu lesen, aber dann fühlt man sich immer wieder beschenkt vom graziösen Geiste dieses eigenwilligen Dichters. Später, viel später erst, fragt man sich: „Was fangen wir nach 1900 Geborenen heute noch damit an? Zu was ist es uns nütze? Stehen wir nicht vor größeren Fragen und Bewegungen, elementareren Entscheidungen, die uns zwingen, alles Kleine, Einzelne und Besondere beiseitezulassen, sei es noch so fein aufgespürt und mit liebenswürdigster Könnerschaft niedergeschrieben? Und ist nicht dennoch vieles nur Anhäufung von Details, statt Konzentration, bedeutungsvoll zwinkernder Plausch?“ Hier ist keine Begierde, nur selbstbewußte und kokette Sehnsucht. Karl Krauß hat eine Auswahl vorgelegt, aber die Zeit wird weiter und strenger wählen. Vielleicht bleiben schließlich nur jene kleinen, hart gearbeiteten Sätze, die sich zu Weisheiten verdichteten. Charly Conrad

Fatales Zerwürfnis / Von Lessie Sachs

Er hat mich wochenlang nicht angeläutet.
Zwar ist er weder Freund mir, noch mein Mann,
Weshalb er auch für mich viel mehr bedeutet,
Auf seinen Anruf kommt es wirklich an. —

Er ist der Mann, der nie dich wird begehren,
Und dennoch weißt man, daß man ihm gefällt.
Man lebt mit ihm, weiß Gott, in allen Ehren,
Was keiner, außer dir, für möglich hält. —

Er ist so eine Art von Seelenkrücke,
Der wicht'ge Dinge gern für uns erwägt,
Man geht beständig über eine Brücke,
Und er versichert, daß die Brücke trägt. —

Was nützen Siege uns, die wir erreichten,
Wenn niemand ist, der dem Berichte lauscht?
Maßgebend ist der Mann, dem wir es beichten —
Er kritisiert, — denn er ist nicht berauscht. —

Ob ich ihn anzurufen endlich wage?
Gefährlich, nicht recht sicher scheint die Welt.
Geländerlose Treppen sind die Tage, —
Man fühlt sich gräßlich auf sich selbst gestellt.

Moderne Kindermünder

In der Schule erzählt der Lehrer seinen Abcschützen vom Paradies und von Adam und Eva, wie sie sich nicht an die Paradiesvorschriften gehalten und deshalb hinausgejagt wurden. — Der Lehrer schloß seine tragische Erzählung mit den bedauernden Worten: „Und wo werden der arme Adam und die arme Eva nun hingegangen sein?“ Da rief ein kleiner Knirps: „Sie gingen stempeln!“

*

Auf die Frage des Lehrers: „Von wem werden die Blumen bestäubt?“ erfolgt prompt die Antwort: „Von den Automobilen!“

*

In einer hessischen Dorfschule sollte ein kleiner Junge einen Spruch wiederholen, der einen Tag vorher von der Lehrerin eingepaukt wurde. Der Junge wurde sehr rot, als er aufgerufen wurde, und sagte dann zögernd: „Selig, ja selig sind die Geistlichen, die arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich.“
Kinder und Narren sagen nicht immer die Wahrheit.

*

Max baut mit seinen Klötzen.
Vater: „Was wird das denn?“
Max: „Ich bau 'ne Fabrik, wo nicht gearbeitet wird!“

*

In der Religionsstunde. Walter erzählt die Geschichte vom bethlehemitischen Kindermord: „Und Herodes ließ die Kinder totmachen, weil er Angst hatte, er würde abgebaut.“

*

Fritz erzählt: „Es begab sich, daß Kaiser Augustus eine neue Notverordnung herausließ.“

Lieber Simplicissimus!

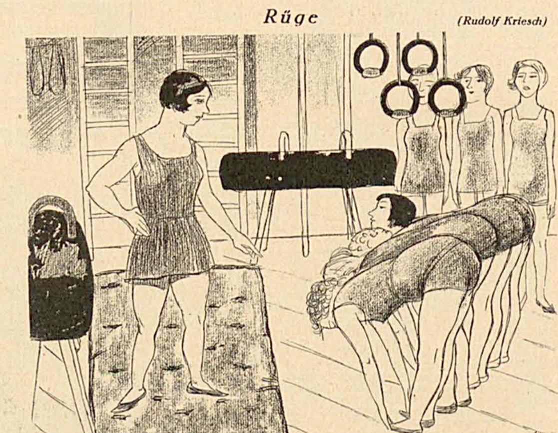
Der Literat ist bei einem befreundeten Ehepaar zu Besuch. Wie immer bei solchen Gelegenheiten stellt die junge Frau die Wohnung vor: Die Wohnküche, in der nicht das Heimchen, sondern das Radio am trauten Herde nistet; das Herrenzimmer: das von Herren unbevölkerte; und zu guter Letzt: das Schlafzimmer mit der märchenhaft rosa Ampel, als welches die nette junge Frau mit dem üblichen Bemerk: „Und hier sehen Sie unsere Werkstatt“ zu präsentieren nicht umhin kann. Der Literat überschaut die Geographie der breiten Betten und bemerkt schlicht: „Warum Werkstatt? Sagen wir lieber: Wahlstatt, denn hier wird ja nichts hergestellt, sondern vieles nutzlos geopfert!“

•

Ich beschwere mich am Schalter des Postamtes über das schlechte Funktionieren des davor aufgestellten Automaten, der, ein unberechenbarer Räuber, einmal für ein eingeworfenes Zehnpfennigstück wohl eine Postkarte zu acht Pfennigen, aber nicht die geschuldeten zwei Pfennige zurückgibt, beim zweiten Einwurf mit einer Postkarte vier Pfennige herausgibt, beim dritten und vierten überhaupt nichts mehr auszahlt. Bei der Aussichtslosigkeit, an den Postautomaten etwas zu verdienen, hätte ich weitere Versuche eingestellt. Übrigens seien meine bösen Erfahrungen nicht erst von heute, aber auf eine schriftliche Beschwerde hätte die Oberpostdirektion, trotz genauer Angabe der Kontrollnummern, überhaupt nicht reagiert. Der Beamte hört sich meine Ausführungen wortlos an. Schließlich zuckt er die Achseln: „Was wollen S', es is halt a Maschin'.“

Rüge

(Rudolf Kriesch)



„Fräulein, ich müßte mal rasch austreten!“ — Natürlich, die Jugend von heute denkt eben nur immer an ihr Vergnügen!“

Alois Dreiskämper / Von Charly Conrad

Diese Gestalt schwindet nicht aus meiner Erinnerung, sie will und will nicht schwinden, löst sich auch nicht auf in ein allgemeines Gefühl, wie fast alles andere aus der Jugendzeit, sondern bleibt in harter Deutlichkeit vor mir stehn und tritt sogar noch heute in meine Träume ein, gerade jetzt, seit meiner Verheiratung, häufiger und beklemmender denn je.

Diese Nacht träumte mir wieder von ihm. Er lag neben mir auf meinem Bette, hatte den Arm um meinen Hals geschlungen und blickte mich aus seinen todernsten, grundunheimlichen Augen an, ebenso, wie er mich früher immer angeblickt hatte, als wir noch Kinder waren und er neben mir in unserer Laube saß und sein Lieblingsbuch „Die Götter und Helden Griechenlands" vor uns aufgeschlagen lag. Plötzlich war die Gestalt, die in meinem Traume nicht als Kind, sondern an Alter mir gleich erschienen war, verschwunden, und ich erwachte unter einem peinlichen Gefühl.

Es war die gleiche rätselhafte Bedrängnis, die ich auch früher stets empfunden hatte, wenn er in meiner Nähe war. In der Quarta des Gymnasiums — wir waren damals elf oder zwölf Jahre alt — lernte ich ihn kennen. Ein Mitschüler, der mit mir die Bank geteilt hatte, ein schwaches, kränkliches Kind, war an den Folgen eines Stoßes, welcher ihn beim Spiel auf dem Hofe in die Hüfte getroffen hatte, und der eine heftige Eiterung hervorrief, nach mehrfachen Operationen gestorben. Der Platz blieb eine Weile frei — im Holze des Pultes war noch der Name des Toten ungeschickt mit dem Taschenmesser eingeschnitten —, und dann saß plötzlich Alois Dreiskämper dort.

Ich war wie im Fieber und mußte ihn beständig anschaun. Er war von einer nervigen Hagerkeit, hatte ein feines schmales Gesicht und tiefliegende Augen. Um seinen Mund war ein Zug von Grausamkeit, der mich faszinierte.

Als er mich eines Tages fragte, warum ich ihn fortwährend anschaue, wurde ich über und über rot, war aber gleich wieder selig, als er meine Hand faßte und auf eine seltsam tiefe Art lächelte, derart, wie ein Märchenprinz — dünkte es mich. „Jetzt darfst du mich den ganzen Vormittag nicht mehr anschaun", sagte er, „dann leihe ich dir auch mein Buch." Und er zeigte mir das Buch, auf dessen Umschlag ein griechischer Krieger mit rundem Schild und köstlichen Beinschienen abgebildet war. Diese und besonders die kräftigen Beine taten es mir an. Ich dachte „edel", übertrug diesen Begriff auch auf Alois und ergötzte mich an der Vorstellung.

Das Wort „edel" hatte für mich immer eine erregend phantastische Bedeutung. Wie ich daheim in meinem Zimmer saß, schwelgte ich, statt zu arbeiten, in der Vorstellung, ein edler griechischer Krieger, den ich in der Gestalt Dreiskämpers vor mir sah, habe mich nach hitzigem Zweikampf besiegt und werfe mich in den Sand. Dann kniet er sich auf mich, und die metallenen Beinschienen drücken sich schmerzhaft in mein Fleisch. In meine Flanken pressen sich die nackten, heißen, schweißglatten Schenkel des Siegers, und ich verspüre eine wundervolle süße Lust. Diese Vorstellung wurde seither meine Lieblingsvorstellung, und ich trachtete danach, sie zu realisieren, indem ich versuchte, einen Streit mit Alois vom Zaune zu brechen, daß er mich zu Boden werfen möge und auf mir knien.

Ich erreichte jedoch weiter nichts, als daß er mir auf dem Schulhofe, wo wir zwei stets abseits der anderen an einem besonderen Platze der Mauer zu stehn pflegten, auf eine raffinierte Weise die Hand umdrehte, daß ich vor Schmerzen wimmerte, aber dennoch eine starke Lust empfand, unheimlich und berauschend.

Es hatte sich bald zwischen uns eine Freundschaft herausgebildet, aber eigener Art, denn ich war durchaus der Unterlegene, Dienende, und ich schwärmte für meinen Helden auf die ausschweifendste Weise.

Hatte er mir für den Nachmittag seinen Besuch versprochen, konnte ich vor Erregung beim Mittagessen keinen Bissen herunterbekommen.

An eine ordentliche Erledigung der Schularbeiten war gar nicht zu denken. Auch fiel ich im Unterricht durch beständige Unaufmerksamkeit auf, so daß es Herr Kaufmann, unser Klassenlehrer, ein fetter Mensch von dem Aussehen eines Tenors, nicht für tunlich hielt, mich zu Ostern in die Tertia zu versetzen.

Bis dahin jedoch war eine Zeit des Rausches. War Alois am Nachmittag bei mir, pflegten wir an glühenden Sommertagen in unserer Laube zu sitzen, sein Buch vor uns, und dann betrachteten wir die Bilder, darauf wundervolle Heldenkörper in einfachen Konturen dargestellt waren mit muskulösen Armen und Beinen und scharfnasigen Profilen, und er zeigte mir wohl auch Stellen, die er für besonders lesenswert hielt, wie die, wo Achill den besiegten Hektor um Troja schleift, und ich mußte sie unter seinen Augen lesen. Dabei hielt er meine Hand fest, und ich war hypnotisiert von der Berührung und dem Blick seiner Augen.

Beim Anblick der Krieger hatte ich die Empfindung „klassisch". Zuweilen aber kam es alsdann über mich, wie einmal auf dem Fahrrad, als ich ein derartiges Gefühl im Leibe hatte, wie nie zuvor. Dabei betrachtete ich intensiv die Bilder und malte mir den Begriff „edel" in meiner Weise aus.

Er pflegte einen Anzug aus schwarzer gestrickter Wolle zu tragen, bei dessen Berührung es mich schaudernd überlief. Nie hatte ich selbst bisher auf meiner empfindlichen Haut ergend etwas Wollenes tragen können, nun aber machte es mir ein selbstquälerisches Vergnügen, von meinen Eltern zu meinem Geburtstag einen gleichen Anzug zu erbitten, wie Alois Dreiskämper ihn trug.

Als ich ihn anzog, war mir, als trüge ich ein Nessushemd und meine Haut juckte und brannte, doch ich krümmte und wand mich unter den Schauern, die mich durchrieselten, und der Gedanke, daß mein Held einen gleichen Anzug auf seiner Haut trage, und vielleicht nur deshalb, um die gleichen Sensationen zu erleben, zermürbte mich vollends.

Plötzlich, wie er gekommen, verschwand Alois Dreiskämper auch wieder, aber ich wurde zu Ostern nicht versetzt. Meine Phantasien erlebten im mein vierzehntes Jahr eine erneute und noch viel hitzigere Auferstehung, es kam ein neues Wort hinzu, welches mich stimulierte: „graziös", worunter ich das schlanke Bein eines Jünglings oder einer Tänzerin mit abwärts gestreckter Fußspitze verstand. Diese Krankheit verlor sich mit einem Schlage, als ich zum erstenmal in den Armen einer Frau lag, alles löste sich auf in den Nebel eines wehmütigen und sogar auch ein wenig erhabenen Gefühles: Jugendzeit . . .

Nur Alois Dreiskämper wankt und weicht nicht. Er erscheint mir in meinen Träumen, besonders, wenn ich nach einem Liebesfeste mit meiner Frau in den süßen Schlaf der Ermattung falle, legt er sich neben mich und blickt mich aus seinen todernsten und grundunheimlichen Augen an, wie ein stummer Mahner oder ein Foltergeist. Es ist furchtbar!

Pose

Karl Holtz

„Sakra, Sakra! So tuan, als ob ma si anstrengt mit so an G'wicht, dös strengt glei mehra an, als wia wann's G'wicht echt war'!"

Wahres Geschichtchen

Im Unterhaltungsblatt einer Berliner Tageszeitung war vor kurzem unter dem vollen Namen eines unbekannten Skribenten eine Skizze erschienen, die sich später als die glatte Abschrift einer Novelle eines bekannten Schriftstellers herausstellte. Etliche Tage später erhielt die Redaktion unter anderen darauf bezüglichen Zuschriften den Brief einer Kriegerwitwe, in dem diese wörtlich schreibt, daß sie „ebenfalls gern bereit sei, Abschriften von Novellen etc. zum Abdruck in der Zeitung anzufertigen", und um Angabe des Honorars bittet, weil sie „sich gern einen kleinen Nebenverdienst verschaffen möchte". Die Antwort der Redaktion ist leider nicht bekanntgeworden.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Rehabilitierung

(Dugo)



„Meinem Mann hab' ich gesagt: ein Plauderstündchen bei einer Freundin."
„Gut, plaudern wir ein bißchen, damit wenigstens nicht alles erlogen ist!"

Klawuttke meckert sich eins:

Nischt jejen Hindenburch —: icke perseenlich wähle ihm. Aba ick schäme mir doch 'n bißken, det außa den alten Mann keen anständja Kerl soll uffzutreim sind, wo nich uff eene Pachtei injeschworen oder an eene Futtakrippe jefesselt is und bei den man det Vatrauen kennte ham, det a for det janze Volk ohne Schiebung und dunkle Nebenjeschäfte sorcht. Wo wa doch so ville Pollitika ham! Da will et eenen doch scheinen, det die Polletik den Charakta vadirbt, und det det keen Zufall is, det die weißen Westen außa Mode jekomm' sind — — —

Und doch jibt et ibaall mutje Leite! Denn et jeheat woll 'n jewissa Mut dazu, wennse in Jenf imma noch Reden halten und in Heitakeit ausbrechen, wenn der Japs-Vatreta aklärt, det seine Rejierung keen Kriech nich will! Und det se sich drei Stunden, ehe et in Schanghai wieda losjeht, uff zwo Wochen vataren! Een Affentheata is det, aba een traurijet Affentheata. Und noch traurija is et, det da keena mal uff'n Tisch schlächt und det Ding bei'n richtijn Namen nennt! Und for die traurijen Mecka-Fritzen wollnse nu ooch noch 'n Palast baun! Soll ja allens uff der Welt schon dajewesen sind —: aba det een Untanehmen ausjerechnet in den Momang, wo et bankrott macht, sich een pompöset Jeschäftshaus baut, det ha'ck noch nich alebt!

Nu wird de Beerse ooch wieda uffjemacht — da bin ick jespannt! Wozu eejentlich? Jefallen sind die Aksjen und sonstijen Papierchen doch ohne ooch jenüjend. Wenn ick Diktater wär, denn engaschierte ich mir Reinhardten, und der mißte da tächlich als Matinée eene Revue „Berlina Beersenleben" jeben —: imma nur mit Hosse und lustvollen Vakehr, damit die Leite wieda optimistischa wern. Dabei spräng doch wenichstens noch wat raus — und uff die Weise kennt a sich doch zu'n ersten Male als jemeinnitzijet Untanehmen aweisen.

Tja, nu hamse Hackebeilen ooch vahaftet. Ick bin nur froh, det ick nich Jeneraldirekter bin, denn wenn mir eena so wollte anreden, denn wirde ick mir vasucht fihlen, ihn eene zu kleben, weil ick mir nich unjestraft beleidjen lasse. For dem Titel „Aufsichtsrat", wo ja ooch keenen juten Klang nich hat, wollnse ja nu die Bezeichnung „Herr Igno-Rat" einfihrn, wat ja ooch die Tätichkeit von die Leite richtija beleichtet.

Und Friedrich Aujust, der „Geenich", is ooch bei die Dichters: da muß der jute eena von die jute Sochte. Mich tut det bloß um Hans Reimann leid, wo doch von ihn jelebt hat. Wat soll der nu machen? Ick sare ja imma, man soll nich allens uff eene Kachte setzen!

Wie bei den Reichspräsidenten, so is det ooch bei die Dichters: da muß der jute olle Hauptmann komm' und een neuet Stick lassen uffführn, damit eenmal ohne Klamauk und Revue wieda Jeld in de Kasse fließt! Is nu mit die Jugend jar nischt mehr los als Sport und Polletik — oder is da bloß Pause?

Wat der Sklarek-Prozeß is, der bejinnt mich allmählich langweilich zu wern, und wenn ick bedenke, det die janze Sache nich nur im Namen des Volkes, sondan ooch uff unsre Kosten jeht, denn steicht mich de Jalle hoch. Ick jloobe, wennse die Vahandlung zujunsten der Wintahilfe abbrächen, wär det bessa! Oda nich? Kaki

Akademische Jeremiade

Von Ratatöskr

Früher, jawohl, da hat man den Jungen
löbliche Grundsätze beigebrungen:
Laß das Beschwatzen, laß das Bestreiten,
prüfe die Dinge von allen Seiten.
Wäge zuerst; dann darfst du's auch wagen,
ja oder nein zu ihnen zu sagen.
Bist du aber dazu nicht kapabel,
halte gefälligst den vorlauten Schnabel.
. . . Ungefähr so:
sine ira et studio!

„Studium" – das besagt hier: Geifer;
aber es heißt ja auch Wissenseifer.
Und wie steht es denn damit heute?
Wenig Menschen und viele Leute,
die, statt am Busen der Weisheit zu weilen,
politikastern und sich verkeilen.
Keine Ordnung und schwelende Phrasen,
wirre Köpfe und blutige Nasen . . .
Ungefähr so:
cum ira et sine studio!

Seliger Wallace

(Olaf Gulbransson)



„Um Gottes willen, Mr. Wallace, Sie wollen doch hier nicht noch weiter schreiben?" — „Keine Sorge! Ich will bloß nachholen, wozu ich unten vor lauter Arbeit nie gekommen bin: Ich will meine Bücher mal lesen."

Ansprüche

(M. Frischmann)



„Nein, Herr Major, von Ihren lumpigen fünfhundert Gefallenen schreibe ich schon lieber gar nichts — unser Lesepublikum ist durch den Weltkrieg ein wenig verwöhnt!"

Geheim-Weltbund der Raseure / Entlarvt von Stefan Kat

Zwar gibt es die Weisen von Zion wirklich nicht; aber dafür existiert der „Geheimweltbund der Raseure", — und das ist noch ärger!
Bestimmt ist auch Ihnen aufgefallen, daß seit dem Spätherbst des Jahres 1928 in der internationalen Politik eine Schwenkung zur Katastrophe hin eintrat, ein Bruch mit der bis dahin befolgten, hoffnungsfrohen Verständigungspolitik. Dahinter steckt, wie ich Ihnen auf Grund mühseliger Quellenstudien nun endlich authentisch versichern kann, der „Geheimweltbund der Raseure".
Sein Gründer ist der in allen europäischen Staatskanzleien berüchtigte Anarchist Enrico Galafatti, von Beruf Raseur. Im Juni 1928 rief er führende Raseure der ganzen Welt zu einer vertraulichen Konferenz in Koezkemet zusammen. Alle kamen, keiner hätte gewagt, dem großen, furchtbaren Galafatti abzusagen.
„Freunde! Raseure! Hört mich an!" sagte Galafatti, seine behaarten Hände nervös mit einem goldenen Rasiermesser abschabend. „Wer sind die wahrhaft Mächtigen dieser Erde? Die Finanzleute? Laßt mich auflachen! Es brauchen bloß ein paar Kredite einzufrieren, ein paar Währungen abzurutschen, — aus. Oder vielleicht die Militärs? Wer wird für sie schießen, wenn die Völker nicht mitmachen? Erkennet, o Freunde, daß es keine wahrhaft Mächtigen auf dieser Erde gibt, — außer uns! Jawohl, wir haben die Macht in Händen! In diesen unseren Händen, die das Messer führen. Wir müssen nur endlich selber begreifen, welche Gewalt wir besitzen.
Da sind die Diktatoren, die Könige und Präsidenten, die Staatsmänner, die Diplomaten, die Zeitungsgewaltigen, die Geheimräte, alle diese Spezialisten der Macht. Sie können sich mit Armeen gegeneinander schützen, mit Polizisten, Doubles und Panzerhemden gegen Attentäter, mit Parteien und Terror gegen ihren Sturz. Aber sie alle, sie alle müssen sich rasieren lassen, sie tragen, o Freunde, ihre Achillesferse im Gesicht! Wir, die Raseure der Welt, sind die einzigen, die mächtiger sind als die Mächtigen. Jeden Morgen, im noch verhängten Schlafzimmer, sitzen sie uns gegenüber, armselige Kreaturen jetzt, wehrlos, Mann gegen Mann, — aber wir sind bewaffnet!" (Hier schwang Galafatti jauchzend sein goldenes Rasiermesser.) „Können sie sich Panzerplatten ums Gesicht legen, das geschabt werden soll? Können sie nichtswürdige Polizistenseelen zwischen sich und uns als lebendigen Schutzwall kommandieren? Können sie, wie sie's sonst aus blasser Attentatsangst tun, auch beim Rasieren ihre Doubles vorschicken? Nein, — sie sind uns ausgeliefert! Begreift ihr, Raseure, wie mächtig wir sind? Und wenn . . ."
Sie begriffen. Galafatti wurde unter stürmischen Ovationen zum Präsidenten des rasch gegründeten „Geheimweltbundes der Raseure" bestimmt. Er machte ihn zu einer straff geführten Organisation, deren Mitglieder die Befehle ihres Präsidenten in blindem Gehorsam befolgten. Galafatti, der grausame Anarchist, hatte nur ein einziges Ziel: die Welt in ein gigantisches Chaos hineingleiten zu lassen, an dessen Ende seine eigene, furchtbare Diktatur stehen sollte.
Tag für Tag übten Galafattis Werkzeuge, die Raseure, mit der drohenden Waffe in der Hand, einen bestimmten Einfluß auf ihre in dieser frühen Viertelstunde nun gar nicht mehr mächtigen Klienten aus. Mit schmeichlerischen Bemerkungen, unterstützt von leichten Schrammen, mit leise angedeuteten Drohungen formten sie die Entschlüsse der vor dem Messer zitternden Staatsmänner, Diktatoren und Präsidenten, ohne daß diese das auch nur geahnt hätten. Ja, ja, meine Damen und Herren, — so anonyme Mächte regieren in Wahrheit die Welt!
Aber Übermut geht so lange zum Brunnen, bis das Faß ein Loch bekommt. Madame Thérèse (Paris) hat, wie Sie wissen, auch heuer hellgesehen und eine überraschende Besserung angekündigt. Madame hat mit begnadeter Intuition erkannt, was ich sachlich belegen kann. Es bereitet sich in der Tat ein großer Umschwung vor, in Kürze wird das Komplott Galafattis und damit das europäische Chaos ein Ende nehmen. Als die gigantische Verschwörung erst einmal aufgespürt war, hielt ich es nämlich für meine selbstverständliche Pflicht, die betroffenen Staatsmänner zu informieren. Es war schon höchste Zeit, denn für den 10. Juni 1932 hatte Galafatti den letzten Schlag vorbereitet: Punkt 8.30 früh sollten an diesem Tage alle Staatsmänner gleichzeitig mit einem Schnitt ausrasiert werden! Nun ist aber auf Grund meines Berichtes in Genf eben ein internationales Abkommen unterzeichnet worden, wonach alle Politiker Europas verpflichtet werden, sich ab 1. März Vollbärte wachsen zu lassen.
Die Politiker haben ihre Willensfreiheit zurückerhalten. — Ihr könnt aufatmen, Völker Europas!

Bonschows Tempo der Zeit / Von Hans Riebau

Bonschow ist ein eiliger Mensch. Nicht nur, daß er auf der Straße dahin hetzt wie ein Jagdhund, nicht nur, daß er in rasender Eile ißt, trinkt, schläft und arbeitet. Das Schlimmste ist: er denkt zu schnell. Er ist immer schon ein bißchen weiter als die Wirklichkeit um ihn herum. Kein Wunder, daß die Wirklichkeit ihn nicht ganz ernst nimmt. Kein Wunder auch, daß Bonschow, wenn er in einer ruhigen Minute philosophischen Gedankengängen sich hingibt, sagt: „Das ganze Leben ist — — —."
Nun, ja.
Gestern zum Beispiel hat er sich wieder ein Ding geleistet. Sein Chef hat ihn beauftragt, dem Direktionsgebäude der Kana-Werke Rohölmotoren anzubieten. Bonschow reist also nach Hamburg. Saust, als er angekommen ist, den Bahnsteig entlang. Wie er durch die Sperre kommt, drückt er dem Beamten zwanzig Pfennig in die Hand. „Einmal umsteigen", sagt er. Denn in Gedanken ist er schon in der Straßenbahn. Als er aber wirklich auf der Straßenbahn steht, ruft er dem Schaffner zu: „Einmal Kaffee mit Sahne!" Die Leute lachen. Und Bonschow merkt, daß er noch nicht im Café ist.
Im Café setzt er sich an einen Tisch, klopft nach dem Ober. „Zahlen", sagt er, „schnell, schnell!" Und er wirft eine Münze auf den Tisch.
Dann aber ist er im Direktionsbüro der Kana-Werke. Er muß ein bißchen warten. Und seine Gedanken wirbeln (nicht gerade in der Richtung stolzer Hoffnungen) weit voraus. Da kommt der Direktor. Bonschow stürzt auf ihn zu. „Schade", sagt er und zuckt wehmutsvoll die Achsel, „aber wenn Sie schon anderweitig gekauft haben, ist es natürlich unmöglich. Auf Wiedersehen!"
Der Direktor ist perplex. Bonschow aber reist nach Hause. „Das ganze Leben", murmelt er, „das ganze Leben ist — — —."
Nun, ja.

Schauspielerelend

(E. Thöny)



„Die gütige Natur hat mich zum Bonvivant geschaffen, und gerade ich kann nicht einmal ein Mittagessen bezahlen!"

Re-Deflation in Amerika

(E. Schilling)



„Sie ersticken ja, Sie brauchen nur eine leichtere Gold-Decke, dann wird Ihnen gleich besser werden!“

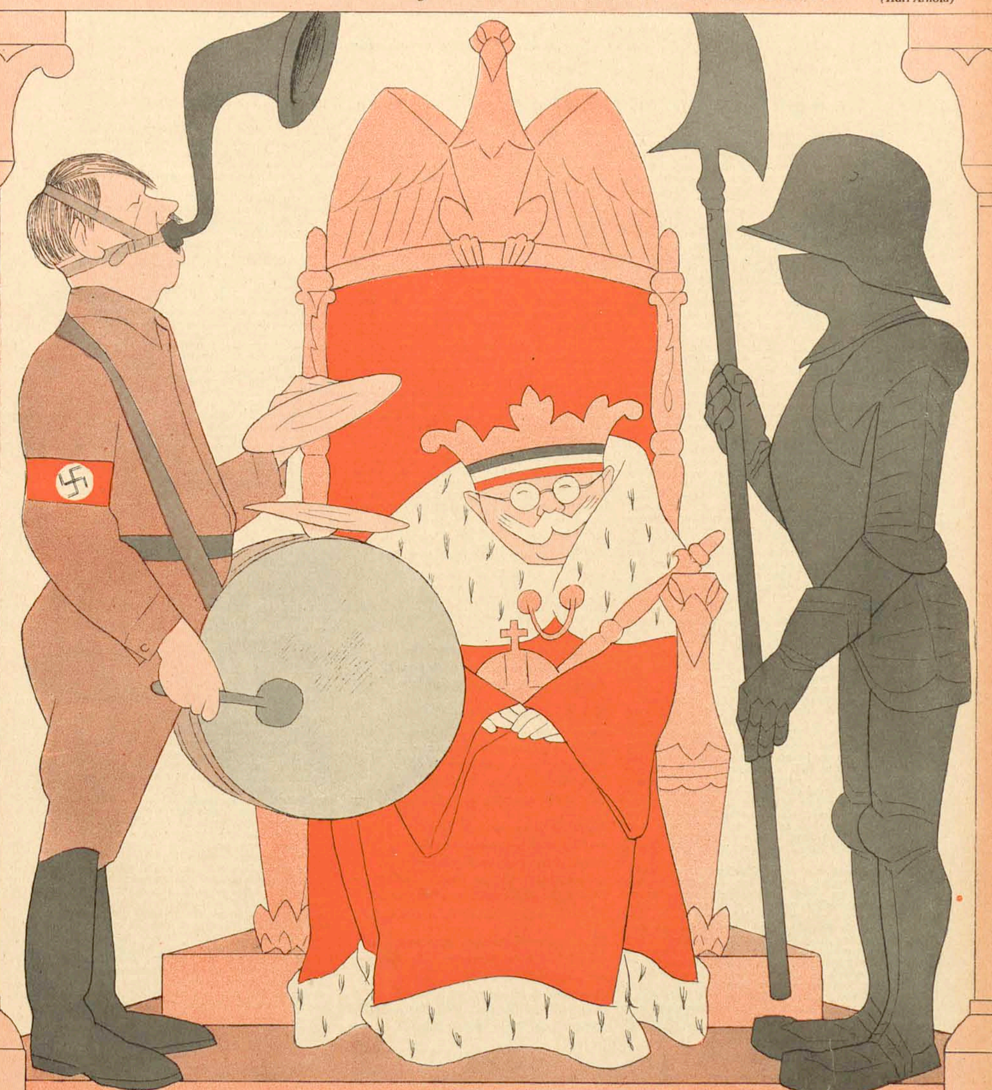
Stuttgart, 13. März 1932 | Preis 60 Pfennig | 36. Jahrgang Nr. 50

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Die ideale Lösung: Ein Kollektiv-Präsident

(Karl Arnold)



Zum Repräsentieren den Wilhelm-Ersatz Hugenberg, zum Präsentieren den stählernen Düsterberg und zum Musizieren den mechanischen Lautsprecher und Trommler Hitler.

Natürlich entscheidet nicht die Faust / Von Peter Scher

Kürzlich fiel einer beim Halbschwergewicht
durch tödlichen k. o.
Traurig. Warum bearbeiten die sich so!
In der Politik hat man das nicht.

Im Reichstag, wenn sie aneinanderpralln,
erholen sie sich mit jedem Streiche.
Du hörst den schauerlichsten Schlaghagel knalln,
aber du suchst vergeblich nach einer Leiche.

Je töter die vor dem Publikum ist,
um so lebendiger erscheint sie ihrer Partei.
Alle versichern ihr, daß sie glorreich in Form gewesen sei,
und schließlich erliegt sogar das Publikum der List.

Es lebe das Wort!
Da gibt es ganz andere Möglichkeiten als beim Sport!

Legende vom Führer / Von Rudolf Schneider-Schelde

Der Führer war erst nach und nach zu dem geworden, was er war. Am Anfang hatte er nur im kleinen Kreis Erfolg gehabt, wenn er gesagt hatte: so wird es kommen, und es war dann so gekommen. Er hielt von seiner Gabe zuerst selbst nicht viel, er dachte — sofern er dachte —, daß er nur Dinge sage, die jeder sehen müsse. Zerbrach bei Tisch ein Teller, so sagte er: „Ein Teller ist zerbrochen." Jeder konnte es sehen, und vielleicht sprach darum niemand es aus, und auch der Führer fühlte, daß es unnötig gewesen wäre, es auszusprechen, aber er tat es, er war ein Mensch mit Phantasie, die nicht durch Wissen in Schranken gehalten wurde, infolgedessen war ihm das meiste unbegreiflich, und ursprünglich sprach er nur von den Dingen, um sie begreiflicher zu machen. Er war als Mensch von Phantasie natürlich eitel. Er wollte wirken und merkte bald, daß seine Wirkung nur gering war, wenn er von einem zerbrochenen Teller feststellte, daß er zerbrochen war. Manche lachten, wenn er so etwas sagte, andre allerdings wurden durch seine Rede erst auf das Malheur aufmerksam und fingen an, ihm zuzuhören. Und da er auch ein Mensch von guter Beobachtungsgabe war, gewöhnte er sich daran, aufzupassen, wo irgend etwas geschah, um es dann rasch auszusprechen, wenn möglich so rasch, daß sein Wort gleichzeitig mit dem Geschehnis eintraf. Manchmal hatte er Glück und konnte etwas sogar eine Sekunde vorher feststellen; es gelang ihm, einen fallenden Teller mit dem Blick zu erhaschen und knapp vor dem Geklirr des brechenden Porzellans zu sagen: „Der Teller zerbricht", oder: „Der Teller wird zerbrechen", oder sogar: „Ich sehe voraus, daß der Teller zerbrechen wird".

Da begannen viele ihm zuzuhören, die eine geringere Beobachtungsgabe und eine langsamere Auffassung hatten, oder solche, die sich im Grund für andre Sachen interessierten. Sie sagten: „Er hat es vorausgewußt." — Sie fragten ihn: „Wie hast du es vorausgewußt?" — Er sagte: „Es war klar, daß der Teller fallen mußte, er stand schlecht, er stand schief, man hätte ihn von vornherein anders hinstellen müssen." — Einmal jedoch, als er einen Teller auf einer Tischkante balancieren sah, wagte er es, zu sagen: „Ich will, daß der Teller fällt und zerbricht." — Es geschah, er verspürte einen wollüstigen Schauer und dachte bei sich: Sollte ich es gewesen sein, der ihn fallen ließ? Sollte meine Kraft es gewesen sein? — Des Staunens bei seinem Publikum war kein Ende; sie fragten ihn wieder, wie er es gemacht habe, und er sagte: „Ich wollte es."

Es war für seine Zuhörer nicht leicht, zu erkennen, ob er log, da er es selbst nicht genau wußte; und da er es lieber gehabt hätte, wenn er nicht gelogen hätte, fing er an, seinen Gaben zu vertrauen, und da es seinen Zuhörern lieber war, ihm glauben zu dürfen, fingen auch sie an, ihm zu vertrauen, und schließlich waren sie alle zusammen felsenfest überzeugt voneinander. — „Würde ich nicht das Richtige tun und reden", sagte er zu seinem Publikum, „so würdet ihr mir wohl kaum vertrauen, was?" — Sie lachten dann alle zusammen und fanden seine Beweisführung sonnenklar. „Vor allem", sagte er auch, „wäre es möglich, daß alles eingetroffen ist, wie ich's gesagt habe, wenn ich nicht von allem Anfang an das Rechte im Sinn gehabt hätte?" Er führte das Beispiel von dem Teller an, und man jubelte ihm zu.

Nach und nach steckte er sich höhere Ziele, er wollte zur Macht. Er war ein famoser Redner, denn er hatte nur wenige Gedanken, er war wie Rastelli mit drei Bällen, und er war sehr flink damit. Wie die Bälle Rastellis leicht waren, so waren seine Gedanken leicht, und wie Rastelli die Schwerkraft aufhob, so hob er die Logik auf, es war nur der Unterschied: bei Rastelli war alles Spiel, bei ihm Ernst. Er hatte den gewünschten Erfolg. Er sprach schon lange nicht mehr davon, daß jetzt ein Teller vom Tisch fällt, aber er hatte die Methode beibehalten und war inzwischen sicher geworden in der Überzeugung, daß er die Kraft besitze, zu verändern, zu bestimmen.

Am Tage, ehe er die Macht antrat, befielen ihn leise Zweifel, er war so ehrlich wie jeder Führer, und er ging noch einmal in sich und ging, da ihm dies keine Erleichterung brachte, gegen Abend weiter in einen nahen Wald, um dort zur endgültigen Klarheit zu kommen. Er wanderte die halbe Nacht umher, geriet in ein böses Gewitter, das ihn patschnaß machte, verirrte sich und kam zuletzt an eine Hütte, in der man noch auf war. Er klopfte an, trat ein, durfte seine Kleider am Herd trocknen und erhielt schließlich von einem Alten, der die Hütte bewohnte und heiter, aber etwas sonderbar schien, eine Tasse Tee, so heiß, daß er sich den Mund daran verbrannte.

„Au!" sagte der Führer und stellte die Tasse hin, aber der Alte nahm sie ihm fort, lächelte überlegen und versprach, sie kalt zu machen.

„Passen Sie auf", sagte er, „in zehn Minuten werde ich den Tee so abgekühlt haben, daß Sie ihn bequem trinken können."

Er stellte die Tasse auf einen Holzpflock, der in der Mitte der Bude war, und fing an, in kleinen Kreisen darum herumzugehen. Er sprach dabei einiges vor sich hin, das der Führer, der ihm zusah, nicht verstand. Nach fünf Minuten machte der Alte einen Luftsprung und begann in der andern Richtung um die Tasse herumzugehen, und nach zehn Minuten war der Tee tatsächlich so kühl geworden, daß ihn der Führer ohne Beschwerden trinken konnte.

„Was sagen Sie dazu?" fragte der Alte.

Der Führer schwieg. Dann rauchten die beiden eine Zigarre zusammen und sprachen über neutrale Gegenstände, aber plötzlich winkte der Alte seinem Gast, nachdem er einen Blick auf eine Kuckucksuhr geworfen hatte, und flüsterte ihm geheimnisvoll zu, ob er ihn zusehen lassen solle bei dem Größten, das je ein Mensch vollbracht habe.

Das interessierte den Führer naturgemäß.

Die beiden gingen vor die Hütte hinaus, und der Führer sah jetzt, daß sie am Rand des Waldes und am Ende einer großen Ebene lag, in deren Ferne es schon hell zu werden begann.

„Ich tue es fast alle Tage", sagte der Alte, „außer es regnet, oder ich will nicht, ich bin, um es bequemer vollbringen zu können, sogar hierher gezogen, und Sie werden sehen, daß es tatsächlich das weitaus größte Werk ist, dessen ein Mensch fähig ist. Man dankt es mir nicht, aber es ist mir egal."

„Wer sind Sie?" fragte der Führer, der immer neugieriger wurde.

„Pst!" sagte der Alte. Er hatte sich hingestellt und die Arme weit vorgestreckt. Er sprach wieder unverständliche Worte, und in seinem Gesicht, seinem Leib und seinen Armen war eine beschwörend hebende Gebärde, daneben auch eine gewisse Verzücktheit.

Der Führer beobachtete ihn, dann sah er in die Richtung, nach der die Arme des Alten deuteten, und hörte die Worte: „Komm schon, na komm doch schon!" Und dann sah er drüben, jenseits der Ebene langsam und rötlich die Sonne auftauchen. Der Alte zog sie allmählich ganz heraus, setzte ab, rastete befriedigt und fragte schließlich wieder: „Was sagen Sie jetzt?"

Der Führer sagte nichts, er warf nur einen merkwürdigen Blick auf den Alten, der sich befriedigt die Hände rieb und schmunzelnd zu quatschen anfing: „Das ist Macht, wissen Sie, das ist Kraft, das ist Führung. Hab' ich zu viel versprochen? Das haben Sie sich nicht träumen lassen, was, daß ich der bin, der . . ." Und er deutete auf die Sonne, die majestätisch und folgsam weiter aufwärts stieg, und fragte: „Was wäre die Welt ohne mich?"

Der neue „Regierungsrat"

Von Karl Kinndt

Na, endlich sind wir ja so weit:
ein neuer Deutscher ward geboren,
und Hitler hat den Treue-Eid
der Reichsverfassung zugeschworen!
Wer brav legal war früh und spat,
der wird auch mal Regierungsrat!

In hoffnungsloser Abbau-Nacht
erstrahlt ein Silberstreifen helle,
und frohe Zuversicht erwacht —:
hier schuf man eine neue Stelle!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
bald stellt man nun auch Deutsche ein —

Natürlich kriegt er sein Gehalt
und ist auch pensionsberechtigt,
damit, wenn's dritte Reich zerknallt,
er hungernd nicht im Freien nächtigt —
Und leicht gleicht den Etat man aus,
schmeißt man dafür drei Lehrer raus.

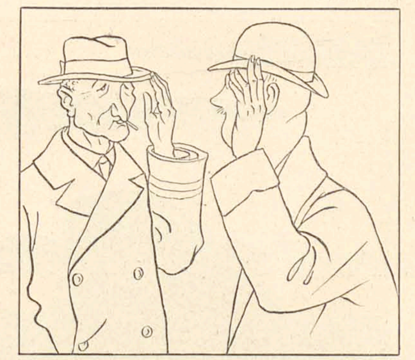
Und nun erwartet man gespannt,
wie ER — trotz strengster Eides-Treue —
mit altgewohnter starker Hand
Deutschland erwecke und erneue!
Was soll das Meckern und Gemunkel?
Selbst Gottes Wege sind ja dunkel — — —

Ein republikanischer Beamter grüßt:

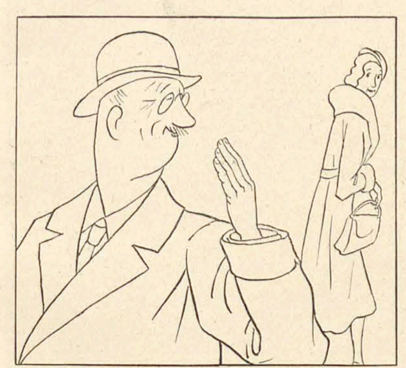
(Th. Th. Heine)



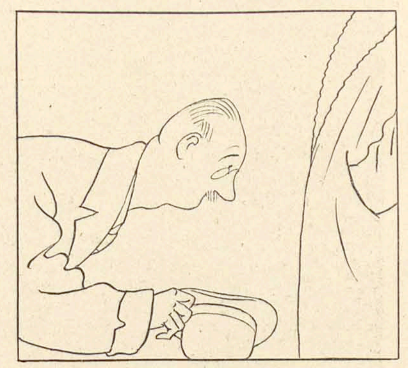
die Putzfrau –



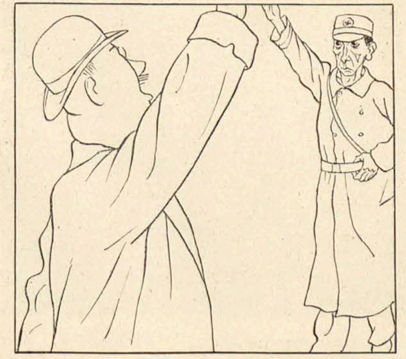
einen Kollegen –



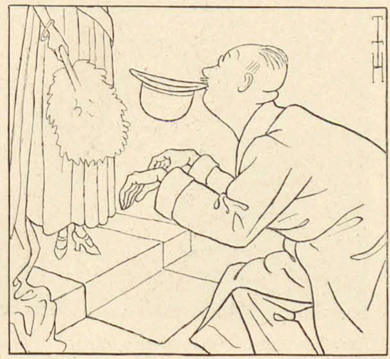
die kleine Stenotypistin –



den Herrn Minister –



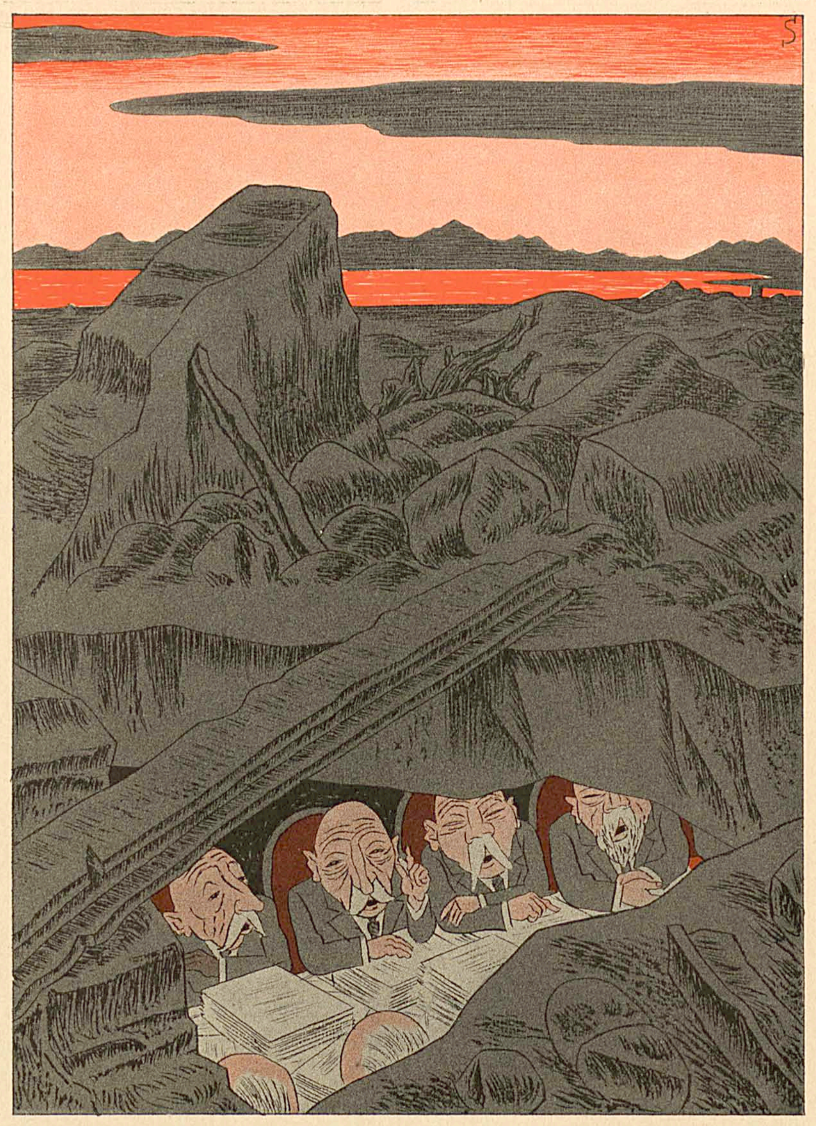
Herrn Goebbels –



eine Prinzessin.

Nach dem nächsten Weltkrieg

(E. Schilling)



Als einzige Überlebende beschließen die Delegierten des Völkerbundes, den 957. Abrüstungsvorschlag an eine gemischte Kommission zu überweisen.

Mord / Von Karel Capek

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum ein begangenes Unrecht uns ärger dünkt als alles andere, das einem widerfahren kann. Ich habe in meinem Leben Elend gesehen, mit dem verglichen Gefängnis Wohlstand bedeutet — dennoch beleidigt größte Not unser Gefühl nicht so, wie wenn, ein Beispiel zu bringen, ein Unschuldiger zu Kerker verurteilt wird. Vielleicht ist dies darum so, weil in uns allen ein gewisser Gerechtigkeitssinn steckt und weil Schuld und Unschuld, Recht und Gerechtigkeit ebenso ursprüngliche Gefühle sind wie Liebe und Hunger.

Wie so viele andere war auch ich im Krieg gewesen. Vier Jahre lang. Man gewöhnt sich an manches. Auch an Tote.

Ein halbes Jahr nach Kriegsende war ich wieder zu Hause. Eines Morgens nun höre ich vor meinem Fenster lärmende Rufe und unterscheide dann die Worte: „Man hat sie ermordet! Ermordet!“

Die Ermordete war Frau Turek, Besitzerin eines kleinen Ladens. Man hat sich nie um sie gekümmert. Hie und da kaufte jemand eine Spule Garn, einen Bogen Briefpapier oder eine Weihnachtskarte bei ihr. Aus dem Laden führte eine Glastür in die kleine Küche, in der die alte Frau schlief. An der Tür hingen Gardinen, und wenn im Laden die Glocke schrillte, guckte Frau Turek erst hinter den Gardinen hervor, dann wischte sie eilig die Hände an der Schürze ab und hinkte in den Laden. „Was wünschen Sie?“ fragte sie mißtrauisch, und der Käufer hatte das Gefühl, als Eindringling angesehen zu werden, und trachtete, möglichst schnell wieder herauszukommen.

Diese Frau nun hatte einer ermordet. Vor dem Laden stauten sich die Menschen wie die Bienen vor dem Flugloch. Öffnete man die Tür, so schrillte die Glocke wie gewöhnlich, mir aber lief bei dem klaren, hellen Klang ein kalter Schauer über den Rücken. Auf der Schwelle der kleinen Küche lag, das Gesicht dem Boden zugekehrt, Frau Turek. Unter ihrem Kopf war eine Lache beinahe schwarzen Blutes. Auf dem Nacken war das weiße Haar schwarzrot zusammengeklebt. In diesem Augenblick verspürte ich etwas, das ich im Kriege nie verspürt hatte: das Grauen vor einem Toten.

Seltsam. Den Krieg hatte ich fast schon vergessen. Alle Menschen vergessen ihn langsam. Aber die ermordete Greisin, die im Grunde genommen zu gar nichts mehr nutz war, die kleine Krämerin, die nicht einmal imstande war, eine Ansichtskarte ordentlich zu verkaufen, die werde ich niemals vergessen.

Warum ist sie ermordet worden? Gerade sie?! Wie kommt es, daß sie plötzlich so pathetisch daliegt? Daß sich draußen die Leute drängen, um wenigstens ein Stückchen von ihr zu erblicken? Das arme Frauenzimmer hat sich niemals einer solchen Aufmerksamkeit erfreut wie jetzt, da sie mit dem Gesicht in einer schwarzen Blutlache liegt. Sie hat mit einemmal eine seltsame und schauerliche Bedeutung gewonnen. Ich hatte nie darauf acht, welches Gewand sie trug und wie sie eigentlich aussah. Jetzt aber war mir's, als läge sie vor mir unter einer Lupe, die alles unendlich und erschreckend vergrößerte. An einem Fuß trug sie einen Filzschuh, der andere Schuh war herabgeglitten. Ich sah, daß der Strumpf auf der Ferse gestopft war. Jeden Stich sah ich, und ich hatte den furchtbaren Eindruck, als sei auch dieser armselige Strumpf ermordet worden. Eine Hand lag auf dem Fußboden. Sie sah so trocken und kraftlos aus wie eine Vogelkralle. Das ärgste aber war der Knoten grauer Haare im Nacken der Daliegenden. Er war sorgfältig geflochten und glänzte wie altes Zinn zwischen den Streifen geronnenen Blutes. Ich hatte nie etwas Jämmerlicheres gesehen, als dieses besudelte Frauenzöpfchen.

Ich mußte wegblicken. Da fiel mein Auge auf die Gardinen. Sie waren befleckt. Wahrscheinlich hatte sich der Mörder die Hände daran abgewischt. Ich weiß nicht, was daran so unerträglich und entsetzlich war. War es die Vorstellung der vom Blute klebrigen Hand, oder daß auch diese Gardinen ein Opfer des Verbrechers geworden waren? In dem Augenblick begann der Kanarienvogel in der Küche zu zwitschern und ließ einen langen Triller ertönen. Das konnte ich nicht mehr ertragen. Ich lief voll Grauen aus dem Laden.

Dann saß ich zu Hause und versuchte meine Gedanken zu sammeln. Ein Mord! Ein gewöhnlicher Mord! suchte ich mich zu beruhigen. Hast du denn noch nie Blut gesehen? Warst du nicht mit deinem eigenen Blut wie ein Schwein mit Kot besudelt? Hast du deinen Soldaten nicht zugerufen, die Grube für die hundertdreißig Toten schneller zu graben? Und ich sagte mir: Gewiß, ich habe v i e l e Tote gesehen, nie aber e i n e n, einen einzigen. Wir, die wir die Hundertdreißig begruben, wir haben uns von diesen Toten abgewendet, denn wenn wir Krieg führen wollten, mußten wir so tun. Drängten sich die Menschen wie die Bienen um jeden Gefallenen, jeder würde so zu ihnen reden: „Seht her, man hat mich gemordet! Seht meine Hände, es sind die Hände eines Menschen! Seht . . . seht . . .!“ Dann müßte der Krieg bald zu Ende sein, dann könnte er gar nicht sein.

Und ich habe meine Mutter begraben. Sie war seltsam, aber nicht entsetzlich. Mord aber ist etwas anderes als Tod. Der Ermordete klagt an, er ist wie ein geschändeter Tempel.

Ich halte mich nicht für besser als irgendeiner, aber in mir ist etwas wie das Ahnen um eine strenge, große Gerechtigkeit.

Ich habe den Mörder gesehen, als man ihn nach zwei Tagen in den Laden führte, um ihn am Tatort zu verhören. Nur etwa fünf Sekunden habe ich ihn gesehen, aber wieder war es mir, als erblicke ich einen Menschen unter einer ungeheuerlich vergrößernden Lupe. Er war ein junger Mensch, hatte die Hände in Ketten und ging so absonderlich eilig, daß ihm die Gendarmen kaum folgen konnten. Seine Nase schwitzte, und die hervorstehenden Augen zwinkerten verängstigt — man sah, daß er unsägliche Angst hatte, wie ein Kaninchen bei der Vivisektion. Ich werde auch sein Gesicht mein Leben lang nicht vergessen. Es war nicht sympathisch — aber ich hatte es aus zu großer Nähe gesehen, und da war es nicht das eines Mörders, es war das Gesicht eines Menschen, eines armen Menschen. Ich gestehe, daß ich mich selbst nicht verstehe, und ich weiß nicht, was ich täte, wenn ich sein Richter wäre.

(Deutsch von Anna Aurednicek)

Liebhaberpreis

(Jeanne Mammen)



„Was, fünfzig Mark kostet das Bildchen? Das ist noch keine fünf wert.“ — „Ja no, es hat halt auf der Toilette von einer Fürstlichkeit g'hängt!“



Ilja Ehrenburg: „Die Traumfabrik“. (Malik-Verlag, Berlin.) Deutsch von Rudolf Selke.

Ein neues Buch in der Reihe von Ehrenburgs großartigen Weltwirtschaftsreportagen oder -romanen. Der Film: die gehetzten großen Verdiener, die gehetzten Dienenden, die gehetzten Konsumenten der Ware. Ehrenburg hat sich für diese neue Gattung eine neuartige Technik schaffen müssen. Keine Menschen mehr, es sei denn, um zermalmt zu werden (je menschlicher, um so verwundbarer), nur noch so etwas wie Schießbudenfiguren; auch kaum mehr eigentliche Handlung, die ihrem Wesen nach naturhaftes, nach Gestalt strebendes Leben ist, nur noch Bewegung an sich. Sie rasselt vorüber, von grellen zynischen Raketen erhellt. — Doch irgendwo in der Finsternis hört man die Seele schluchzen. Und in diesem Jammer der Kreatur liegt die Wahrheit und das Künstlerische dieses Buches, weit mehr als in der tendenziös gefärbten Schilderung der mit Namen genannten Filmkapitäne. Wir bedauern, daß „Die Traumfabrik“ nicht wie die vorigen Bücher von Hans Ruoff verdeutscht wurde. Zwischen diesem Übersetzer und Ehrenburg schien eine gewisse dichterische Affinität zu bestehen.

Hans Kauders

Erich Knauf: „Daumier“. (Büchergilde Gutenberg, Berlin 1931.)

Erich Knauf schildert das Leben eines großen Karikaturisten mit und mitten in einer ganzen Gesellschaftsform und ihrer Geschichte; er deutet in einer wundervollen, feinnervigen, kraftstrotzenden Sprache die wundervollen, feinnervigen, kraftstrotzenden Arbeiten Daumiers. Donnerwetter! Erich Knauf kann schreiben! Wer etwa fürchtet, mit landläufiger Kunstgeschichte abgefüttert zu werden, irrt sich. Mit dem Schwung des Gefühls, mit der Spannung der Gedanken geladen, treibt einen der revolutionäre Elan dieses Essayisten vorwärts. Es ist Geist vom Geiste Daumiers; der große Franzose hat seinen besten Interpreten gefunden. Nun gießt auch die Sprache über Louis Philippe, Thiers, den dritten Napoleon, Favre, ihre Straf- und Zivilrichter, ihre monarchistischen Republikaner und ihre republikanischen Monarchisten grimmige Lauge und entblößt sie in ihrer ganzen Lächerlichkeit. Eine Geschichtsepoche wird hier mit dem politischen Zeichenstift und mit dem politischen Wort seziert. Die Wandlung des revolutionären Citoyens zum reaktionären Bourgeois vollzieht sich vor den Blicken des Lesers: eine Entkleidungsszene abstoßender Schamlosigkeit. Die Schlußfolgerung Knaufs ist eine Mahnung: „Daumier noch aktuell! Er hat für den Tag geschaffen, bedenken wir es, und nicht für ein Jahrhundert. Beeilen wir uns!“

Georg Schwarz

Alice Berend: „Das Gastspiel“. Roman. 1931. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Eine wunderhübsche, geradezu spitzbübisch lustige Idee liegt dem kleinen Roman zu Grunde. Die Idee hier kurz erzählen, hieße, die Neugierde und Spannung des Lesers töten. Anziehend wie Idee und Gestalten der Dichtung ist der Stil der Darstellung. Man nannte zu Giovanni Segantinis Zeiten diese Art, Farbenpunkt neben Punkt zu setzen, pointillistisch. Aus hunderttausend bunten Pünktchen, Aphorismen baut sich der raschbewegte Roman von Frau Alice Berend.

Roda Roda

André Maurois: Die Seelenwaage. (Verlag R. Piper & Co., München.) Deutsch von Erwin Rieger.

„Ein phantastisch spannender Roman“ verspricht die Bauchbinde. — Es wird von einem englischen Arzt berichtet, der mit Verstorbenen eines Hospitals allerlei Experimente anstellt, um das Gewicht der menschlichen Seele festzulegen. Sie wiegt genau siebzehn hundertstel Milligramm, heißt es auf Seite 59. Das tröstet ungemein ... Und etwas später hat der Arzt schon elf verschiedene Seelen, numeriert in Glasflaschen, seiner Bibliothek einverleibt. — Aber das Buch ist — bitte nicht lachen — vom medizinischen Standpunkt aus mit guter Sachkenntnis geschrieben und klingt daher oft glaublich (nirgends läßt sich so überzeugend schwindeln wie in wissenschaftlichen Dingen). Maurois' Arbeit zeigt viele Möglichkeiten und steht über dem Durchschnitt eines Unterhaltungsromanes; stofflich und sprachlich. In allem wirklich ein spannendes Buch.

Karl Kurt Wolter

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Alfred Kusella: „Mussolini ohne Maske“. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Milo Urban: „Die lebende Peitsche“. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Alfred Neumann: „Narrenspiegel“. Propyläen-Verlag, Berlin.
William Foster: „Welt und Wunder der Chemie“. Drei-Masken-Verlag, Berlin.
Klara Hofer: „Frühling eines deutschen Menschen“. Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.

Ballade von der Weltwirtschaft

Es wächst auf Erden manches Ding
vom Strohhalm bis zur Maggisuppe.
Und wo es nur zu machen ging,
ergab das eine Wirtschaftsgruppe.
Ergab es so Kartell wie Trust
zum Absatz von Bedarfsartikeln
und um auch möglichst preisbewußt
die Konsumenten einzuwickeln.

Denn die Weltwirtschaft, die Weltwirtschaft,
die will betrieben sein.
Und der Mensch, sofern er aufwärts strebt
und die Kultur der Erde hebt,
der muß gerieben sein.

Es wächst auf Erden Gras und Korn
und drunter Erz und Kohle.
Das gäb' den materiellen Born
zum allgemeinen Wohle.
Das gibt hauptsächlich Börsenwerte
als exklusiven Daseinssinn,
und deshalb wächst auf dieser Erde
das Allgemeinwohl ziemlich dünn.

Denn die Weltwirtschaft, die Weltwirtschaft
hat folgendes ausgeheckt:
Der eine bringt etwas hervor,
der andre speichert im Tresor
den finanziellen Effekt.

Es wächst auf Erden der Bedarf.
Das Geld wächst leider nicht so mit ...
Reklame macht den Menschen scharf
auf dies und das bei jedem Schritt.
Reklame hin, Reklame her:
zum Kaufen braucht man Geld — — —
Brasilien schmeißt Kaffee ins Meer,
damit der Preis sich hält.

Denn die Weltwirtschaft, die Weltwirtschaft
ist augenscheinlich verrückt.
Wir leben nicht im Paradiese,
wir leben in der Wirtschaftskrise
und sind davon entzückt.

Walther C. F. Lierke

Vom Tage

Einem Antrag im amerikanischen Senat, alle ausländischen Boxer durch eine hohe Besteuerung fern vom Dollarlande zu halten, folgen nun auch in anderen Großstaaten ähnliche Anregungen. Die Regierungen sind der Ansicht, daß im Zeitalter der Autarkie die im Boxsport erzielten großen Umsätze innerhalb des Landes bleiben sollten.
— Und daß die Völker ein Recht darauf haben, die härtesten Schläge von ihren eigenen Landsleuten zu beziehen.

•

Bei der Chinesischen Gesandtschaft in Berlin, Kurfürstendamm 218, melden sich täglich Arbeitslose als Kriegsfreiwillige für den Fernen Osten. Man könnte meinen: „Aus dem Osten kommt das Licht“ — aber der Portier am Eingang der Gesandtschaft winkt ab: „Es hat keinen Zweck, meine Herren! Es wird niemand angenommen!“
— Sogar der Tod hat den Numerus clausus aufgerichtet und warnt dringend wegen Überfüllung, sich fürs Sterben berufen zu fühlen.

Teha

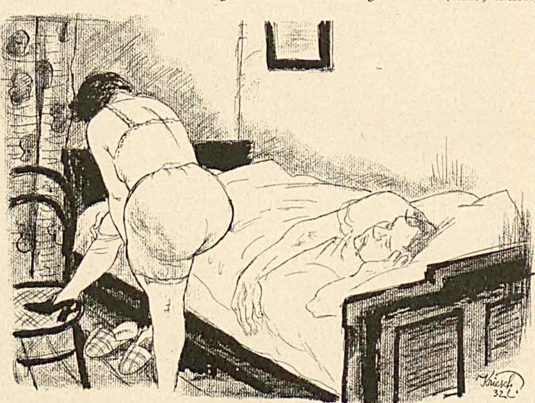
Ein Politiker

Ich wohnte vor Jahren in einem Pariser Quartier-latin-Hotel, in dem der Hausbursche Jean allein alle fünfzig Zimmer betreute. Die Stiefel waren deshalb miserabel geputzt.
Eines Tages sollte ich Herriot, den damaligen Präsidenten, in der Kammer interviewen. Ich ließ Jean kommen, zeigte auf meine schlecht geputzten Stiefel und hielt, um ihn zu bluffen, ihm die Visitenkarte von Herriot unter die Nase: „Ich muß morgen zu Ihrem Präsidenten! — — — Putzen Sie mir die Stiefel besser!“ Jean zuckte nur die rechte Achsel: „Je n'aime pas Herriot!“ Und tags darauf hatte er die Stiefel überhaupt nicht mehr geputzt.

Kinder von heute

„Das einzige, was Papa noch gut kann, ist aussehen!“, so lautete der Abschluß eines Gespräches der Kinder über den abgebauten Ernährer!

Strenge Erziehung *(Rudolf Kriesch)*



„Weeßte, Fritz, jejen 'n harmlosen Flirt hat ja Mutter überhaupt nischt einzuwenden. Aber länger als bis um sechse früh darf er nich dauern. Da kenntse nischt!“

Zum ewigen Frieden

Ein Märchen vom Zukunftskrieg

Die Vertreter der Staaten der Erde waren abermals zu einer Kriegsstreitkräfteabrüstungskonferenz (Conference pour le désarmement terrestre, naval et aérien) zusammengetreten. Bei dieser Gelegenheit waren die unüberbrückbaren Gegensätze, die bisher unter der Schwelle des internationalen Bewußtseins geschlummert hatten, an die Oberfläche gekommen. Die Konferenz verabschiedete sich kühl. Die Flamme züngelte zum Pulverfaß.

Der Schrecken des Krieges, an dessen Schwelle die Menschheit nunmehr schaudernd stand, schwebte jedermann klar vor Augen. Es handelte sich nicht mehr um den Untergang eines Volkes oder eines Kontinents, es war der Untergang der Menschheit.

Da geschah das Sonderbare, daß gerade eine kriegstechnische Erfindung, die zu den zahllosen anderen dieser Art zur rechten Zeit dazu kam, den Dingen eine merkwürdige und unerwartete Wendung gab. Ein stiller Privatgelehrter hatte in langen schlaflosen Nächten zwar nicht die langgesuchten Todesstrahlen, wohl aber diesen verwandte Schlummerwellen entdeckt. Von einem kleinen Apparat nur für einen Augenblick ausgesandt, versetzten sie die Getroffenen binnen kurzem in tiefen, stundenlang dauernden Schlaf. Für die Kriegsführung hatte diese Sache allerdings, wie sich gleich anfangs herausstellte, einen Haken. Die Strahlen breiteten sich kugelförmig aus, trafen den Feind nicht anders wie die Eigenen, den Vogel in der Luft ebenso wie den Regenwurm unter der Erde, und selbst die Blumen schlossen bei hellichtem Tag ihre leuchtenden Blumenaugen und nickten ein. Tatsächlich hatten weder Menschen noch Tiere je so friedlich nebeneinander gelebt wie in diesem Kriege, und in die endlose Stille webte sich das rhythmische Schnarchen der Millionenheere. Erwachte einmal hüben oder drüben einer, so hatte er dringendere Bedürfnisse als Kriegshandlungen. — Ein Verräter hatte den Feinden das Geheimnis der Erfindung zu einem hohen Preise angeboten. Das Anerbieten wurde schon in der nächsten Wachpause mit der Begründung zurückgewiesen, daß es für den Ausgang des Krieges gleichgültig sei, ob man sich einschläfere oder eingeschläfert werde.

Hat so ein Krieg noch einen Sinn? fragten sich die Diplomaten in einem wachen Augenblicke. Die Friedensverhandlungen, die einer alten Gewohnheit zufolge auch diesmal stattfanden, verliefen friedlich. Der lange Schlaf hatte die Nerven der Menschen gestärkt. —

Die naheliegende Idee einer Konferenz zur Einschränkung der Verwendung von Einschläferungsmitteln im Kriege wurde nicht verwirklicht, da die Konstruktion des Schlafwellensendeapparates mittlerweile Pazifisten bekannt geworden war. Übrigens wurde der Apparat nach Friedensschluß dem Völkerbunde übergeben, der ihn zum Segen der Menschheit für alle Zukunft in Verwahrung nahm.

D. Achlei

Im Buchladen

„Geben Sie mir bitte Herodes von Hebbel."
Der Verkäufer holt aus der Reclambibliothek Herodes und Mariamne.
Kundin: „Ach, wie schön, da ist ja Marianne gleich mit drin."

*

„Ich hätte gern Goethes Faust, aber in einer ganz kleinen Ausgabe, so recht für den Nachttisch geeignet."

*

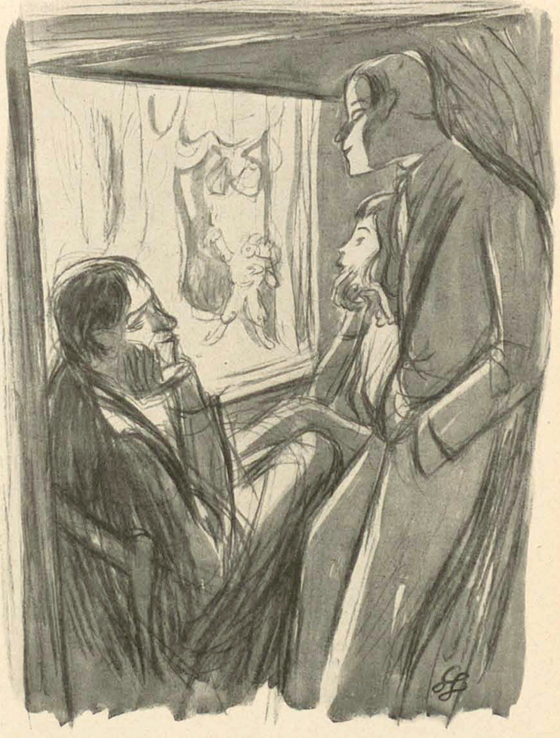
„Bitte aus der Inselbücherei Kants Briefe an seine Freundin."
? ? ?
„Ja, das ist doch derselbe Autor, der das Buch über die Art und Weise des Todes geschrieben hat. Mein Verlobter ist ganz begeistert davon." (Rilke, „Briefe an eine junge Frau" und „Die Weise von Liebe und Tod des Kornetts Christoph Rilke".)

*

„Bitte von Schiller Kannibale und Liebe."

Die Oper und das zwanzigste Jahrhundert

(E. Wallenburger)



„Über eine halbe Stunde singt er sie jetzt schon an: ‚Ich begehre dich, ich begehre dich.' In der Zeit hätte sie von mir schon ein paar Kinder — — —!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Übertreibung

(Paul Scheurich)



„Nee, mein Lieber, soviel Geld hat heute gar kein Mann, daß er mich kaufen könnte!"
„Na, so schlimm is det nu ooch wieder nich, 's jibt noch immer Männer mit zwanzig Mark!"

Engagementlos / Von Lili Grün

Wie vergeht der Tag ohne Proben, ohne Rollen lernen, abends ohne Vorstellung! „Ich habe Wege, gnädige Frau", sagt man zu der Wirtin, „bitte, falls jemand anruft . . ."

„Schon gut, schon gut, ich werde alles notieren." Der Erste steht vor der Tür — Wirtinnen verlieren an Freundlichkeit, wenn man ohne Einkommen ist.

Bis zum Ersten sind noch acht Tage. Bis dorthin kann ein Wunder geschehen. Es ist gut, wenn man an Wunder glauben kann. Die Wirtin scheint das nicht zu tun. Sie erwidert den Gruß überhaupt kaum und schlägt die Türe hinter sich zu. Man soll ihr nicht nachsagen, daß sie erst an dem Tag unhöflich geworden ist, an dem sie kein Geld bekommen hat.

Man hat Wege. Das heißt, man sitzt stundenlang in irgendwelchen Vorzimmern und fünf Minuten vor irgendwelchen Großmächten. Die jungen mit den Hornbrillen, das sind die Regisseure. Die älteren mit dem Monokel, das sind die Direktoren. „Ich wollte mich wieder in Erinnerung bringen", flüstert man mit versagender Stimme . . .

Und dann steht man wieder im Vorzimmer und schaut angstvoll in den Spiegel. Ob man auch einen guten Eindruck gemacht hat?

Eines Tages hat man wieder zu tun. Bei der Bühne der Unvollendeten oder dem Theater der Jungen. Man probt Abend für Abend in kleinen, billigen Gasthäusern. Man probt die Nächte durch, schwindlig vor Hunger und Schlaf. Die wichtigsten Persönlichkeiten von Film, Theater und Presse haben bereits ihr Erscheinen zugesagt, aber übermorgen ist der Erste . . . RM 40,— sind soviel, soviel Geld, kein Mensch, selbst der nicht, der an Wunder glaubt, kann hoffen, daß man es übermorgen haben wird.

Die Wirtin grüßt seit zwei Tagen überhaupt nur durch Kopfnicken zurück. Erst übermorgen hat sie das Recht grob zu werden.

Das Theater der Jungen ist vorüber, die Bühne der Unvollendeten lebt nicht mehr, aber man ist nicht entdeckt worden. In irgendeiner Zeitung ist gestanden, daß man begabt ist, und in einer anderen, daß man Charme hat, und daß es schade ist. Du lieber Gott, und wie schade!

Man sucht Trost in alten Rollen. Man deklamiert zu Hause im dunklen Zimmer. Man sucht Trost bei Kollegen im Kaffeehaus. Man liest krampfhaft die Zeitungen durch, man sagt mechanisch: Die Zeiten, die furchtbaren Zeiten . . . Arbeitslosigkeit in Amerika, Arbeitslosigkeit in der ganzen Welt. Man hat sich ein schlechtes Geburtsdatum ausgesucht, seit wir leben sind die Zeiten groß, aber unangenehm.

Die Wirtin scheint keine Zeitungen zu lesen. Sie schiebt sich in ihrer ganzen ehrfurchtgebietenden Breite ins Zimmer und sagt: „Nu saren Sie einmal, Freilein, wie denken Sie sich das eijentlich?"

Wie wir uns das denken? Ja, machen wir Weltgeschichte? Was sind wir schon, wir kleinen, einzelnen Wesen, voll Ehrgeiz, Arbeitsfreude, Sehnsucht, Talent und Hunger! Die Wirtin sagt: „Nu, saren Sie, Freilein, wie komm denn ich dazu? Ich habe ja schließlich auch meine Verpflichtungen . . ."

Wir haben kein Recht, diese Frau zu hassen. Wir sind ihr charakterloserweise Geld schuldig. Die Wirtin stellt ein allerletztes Ultimatum und geht endlich.

Die Leute klopfen uns auf die Schulter und sagen, daß es so ist, sie können sogar genau begründen, warum. Sie wissen alles, was in der Zeitung steht, aber wie uns zumute ist, wissen sie nicht.

Wir reden dem Wunder gut zu. Wir haben kein Geld mehr für die Straßenbahn. Es wäre gut, sich Herrn Regisseur Sowieso oder Herrn Direktor XYZ. in Erinnerung zu bringen . . . wir haben kein Geld für den Schuster . . . wir sehen blaß und unvorteilhaft aus.

Wenn ein Wunder geschieht, dann muß es bald geschehen. Nächste Woche ist es vielleicht schon zu spät.

Unverbesserlich

Ja, wir sitzen auf dem Leim,
eingepferdt in unsre Grenzen . . .
Ziehn wir auch die Konsequenzen?
— Jeder macht in Eigenschleim,

welches Industrieprodukt
man sich ringsherum im Kreise
aufgeregt und wechselweise
liebreich auf die Weste spuckt.

Statt daß uns besagter Leim
brüderlich zusammenklebte
und zur Einigkeit verwebte . . .
Aber wo ist die daheim?

Ratatöskr

Krisenbekämpfung

(Wilhelm Schulz)



Da sich unter den afrikanischen Löwen herumgesprochen hat, daß ihre Marktpreise schon kaum mehr die Herstellungskosten decken, haben sich die besorgten Löwenväter entschlossen, jeweils die Hälfte jedes Wurfes selbst zu fressen, um eine gesunde Preisgestaltung zu erzielen.

Okkasion

(M Frischmann)



„Aber, meine Herren, weshalb denn noch immer so viel Jeld für private Waffen ausjeben — wennse bei der Reichswehr eintreten, kostense Ihnen jar nischt!“

Sachlichkeit

Von Wilhelm von Hebra

Rosina Hilzensauer ist, obwohl vom Lande und jetzt gut verheiratete Bäuerin, voll der modernen Sachlichkeit, die gerade bei ihr infolge echt hinterstoißenwaldischer Ursprünglichkeit besonders stark zum Ausdruck kommt.
Letzthin erzählte sie:
„I bin bei meina Basn zu Bsuach gwen, dee wo im Österreichischn drübn verheirat is, in Innsbruck. Nebn der Basn im gleichn Stockwerk hat a Ehpaar gwohnt. Dee Frau, dee war ganz berihmt fier ihr Glück. Alls, was ogfanga hat, alls is ihr guat nausganga. Nua grad damals, wia i drunt war, da hats s erschtmal in ihrm Lebn Unglück ghabt, indem daß sie ihr ganz Göld in ana Bank ghabt hat, die wo verkracht is. Und da ham alle zwea si denkt, schön wärs, wanns a Tabak-Trafik kriagn kunntn. Da wärns wieda draußd außm Dröck. Sie ham an Vettern, der wo Abgeordneter is, und ham gmoant, daß der eahna vielleicht dazua verhelfn kunnt. Die Frau is hinganga zu eahm und hat mit eahm drüber gredt. Da hat er gsagt, der Herr Abgeordnete, daß er scho an Einfluß hat auf die Vergebung vo die Trafikn, aba da is a Vorschrift, a ganz a strenge Vorschrift, daß die Tabak-Trafikn nua an Witwen gegebn wern derfn. Und so is nix zmacha, hat er gsagt, der Herr Abgeordnete, indem daß sie koa Witfrau net is. Und nacha is wieda hoamganga, die Nachbarin vo meina Basn, und hat si denkt, da is also nix zmacha mit der Trafik. Aba — wia die Frau Nachbarin allawei ihr Glück ghabt hat — wias also hoamkimmt — was is gschehn? Akkrat vor zehn Minutn hat ihrn Mo der Schlag troffn. Und hin war er.
Jetz hats a Trafik und is fein heraus.“

Die Trommler

Von Hans Seiffert

Die Trommler ziehn durchs deutsche Land.
Rrrattaplang!
Ihre Trommeln sind mit Kalbfell bespannt.
Rrrattaplang!
Die Schlegel wirbeln in völkischem Grimme.
Rrrattaplang!
Und das Völkchen rennt.
Denn es erkennt
im Kalbfell seine eigene Stimme.
Rrrattaplang!

Die Trommler trommeln schwarzweißrot.
Rrrattaplang!
Sie trommeln wieder zum Heldentod.
Rrrattaplang!
Zum Heldentod, den die andern sterben.
Rrrattaplang!
Und das Völkchen läuft,
weil es nie begreift,
Tempo hundert in das eigne Verderben.
Rrrattaplang!

Die Trommeln sind hohl. Die Trommler sind hohl.
Rrrattaplang!
Drum klingt es auch so stark und voll.
Rrrattaplang!
Nur Getrommel gibt man den Leuten zu fressen.
Rrrattaplang!
Doch das Völkchen marschiert,
weil es nicht kapiert,
daß es wieder einmal der Dumme gewesen.
Rrrattaplang!

Kleine Geschichten

Tempi passati

Zwei alte Schulkameraden treffen sich zufällig nach zwanzig Jahren.
„Hallo, alter Junge! Was treibst du? Was ist aus dir geworden?“
„Ich habe klassische Philologie studiert und bin jetzt a. o. Professor für antike Archäologie in Freiburg. Und du?“
„Na, du weißt ja: meine Interessen gingen schon damals in anderer Richtung. Ich habe Nationalökonomie und Handelswissenschaft studiert und bin nun Dozent am Weltwirtschaftsinstitut der Universität Hamburg.“
„Also auch Archäologe!“

Schlechte Konjunktur

Der Forscher stand am Ziel.
Nach jahrelangen Mühen, nach Zehntausenden von Laboratoriumsversuchen hatte er das Lebenselixier gefunden. Jahrtausendalte Wunschträume der Menschheit waren endlich erfüllt: wir würden künftig fünf-, sechs- oder siebenhundert Jahre in voller Frische zu leben haben.
Aber zur Verwertung der Sache gehörte Geld. Der Forscher lud also Finanzgrößen in sein Laboratorium.
Als er seinen Vortrag beendet hatte, zuckten die Herren die Achseln: „Keinen Pfennig werden wir hier investieren.“
„Mißtrauen Sie meiner Erfindung?“ fragte der Forscher.
„Nicht im mindesten. Aber die Sache kommt zu spät, lieber Professor. Es liegt kein Bedürfnis mehr vor. Oder glauben Sie im Ernst, bei den heutigen Zeiten werde jemand auch nur einen Tag länger leben wollen, als er unbedingt muß?“ hs.

Glück

Vierzig Minuten war er ihr gefolgt. Endlich sprach er sie an. Sie war bezaubernd. In einer Konditorei tranken sie Kaffee. Im Palace-Hotel aßen sie Abendbrot. Nach dem Theater tanzten sie ein wenig.
Als er den Mokka bezahlt hatte, besaß er noch eine Mark zehn. „Bitte, bestellen Sie einen Wagen", sagte sie.
Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn. Aber er ging und bestellte einen Wagen.
Sie wohnte sehr weit. Er saß, mit vorgebeugtem Oberkörper, und fixierte den Taxameter: 1.50 M, 1.60 M, 1.70 M . . .
Als der Zeiger auf drei Mark stand, lehnte er sich zurück. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Irgend etwas würgte ihn. Er wollte sprechen. Aber er konnte nicht.
Ecke Niendorfer Chaussee und Hanseatenweg stießen sie mit einem Lastwagen zusammen, Glas splitterte, Schreie gellten.
Als man ihn aus den Trümmern herauszog, fühlte er einen stechenden Schmerz. Man legte ihn auf eine Bahre. Langsam öffnete er die Augen, sah das Auto, in Atome zerschellt. „Gott sei Dank", sagte er. Erst dann fiel er in Ohnmacht.

Hans Riebau

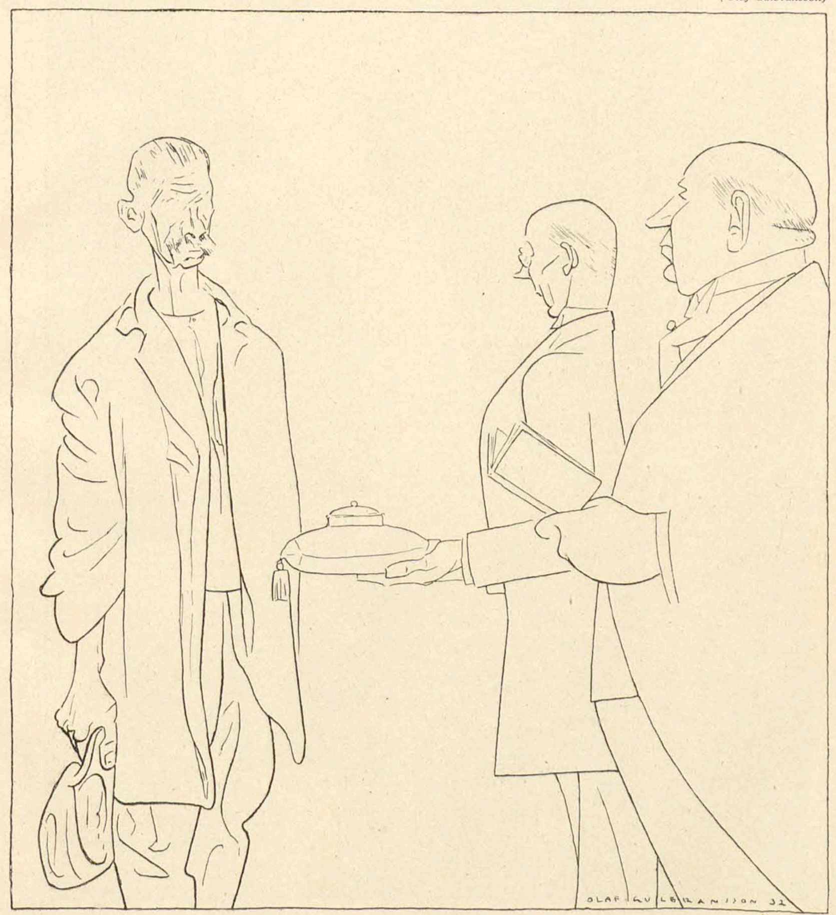
Der Chef

Der Buchhalter Müller hatte seine Frau verloren. Ein Straßenbahnunfall hatte sie in der Blüte ihrer Jahre hinweggerafft.
Der Witwer war untröstlich. Zwar erschien er bereits am Tag nach dem Begräbnis im Büro, aber er arbeitete nervös und zerfahren und hatte oftmals sogar Tränen in den Augen.
Da ließ sich der Chef den Buchhalter Müller rufen, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und sprach mit pietätvoll gesenkter Stimme: „Selbstverständlich begreife und würdige ich Ihren Schmerz durchaus! Aber ich muß Sie doch dringend ersuchen, Ihre Gedanken während der Bürozeit voll und ganz auf die Arbeit zu konzentrieren! Zum Kränken bleiben Ihnen doch immerhin vierzehn Stunden pro Tag, und das ist ja wohl reichlich genug!"

Salpeter

Endlich eine Tat!

(Olaf Gulbransson)



Als Beweis besonderen Interesses für die Arbeitslosen hat die Regierung beschlossen, den siebenmillionsten Arbeitslosen unter Überreichung einer von Reichskunstwart Redslob entworfenen eisernen Denkmünze im Etui zum Ehren-Arbeitslosen zu ernennen.

Tauber macht Karriere

(E. Thöny)



„Geheimkämmerer vom Heiligen Hause zu Loreto wäre ich ja nun. Vielleicht bring' ich's noch bis zur Heiligsprechung. — Wollen doch mal sehn, wie mir so 'n Heiligenschein steht."

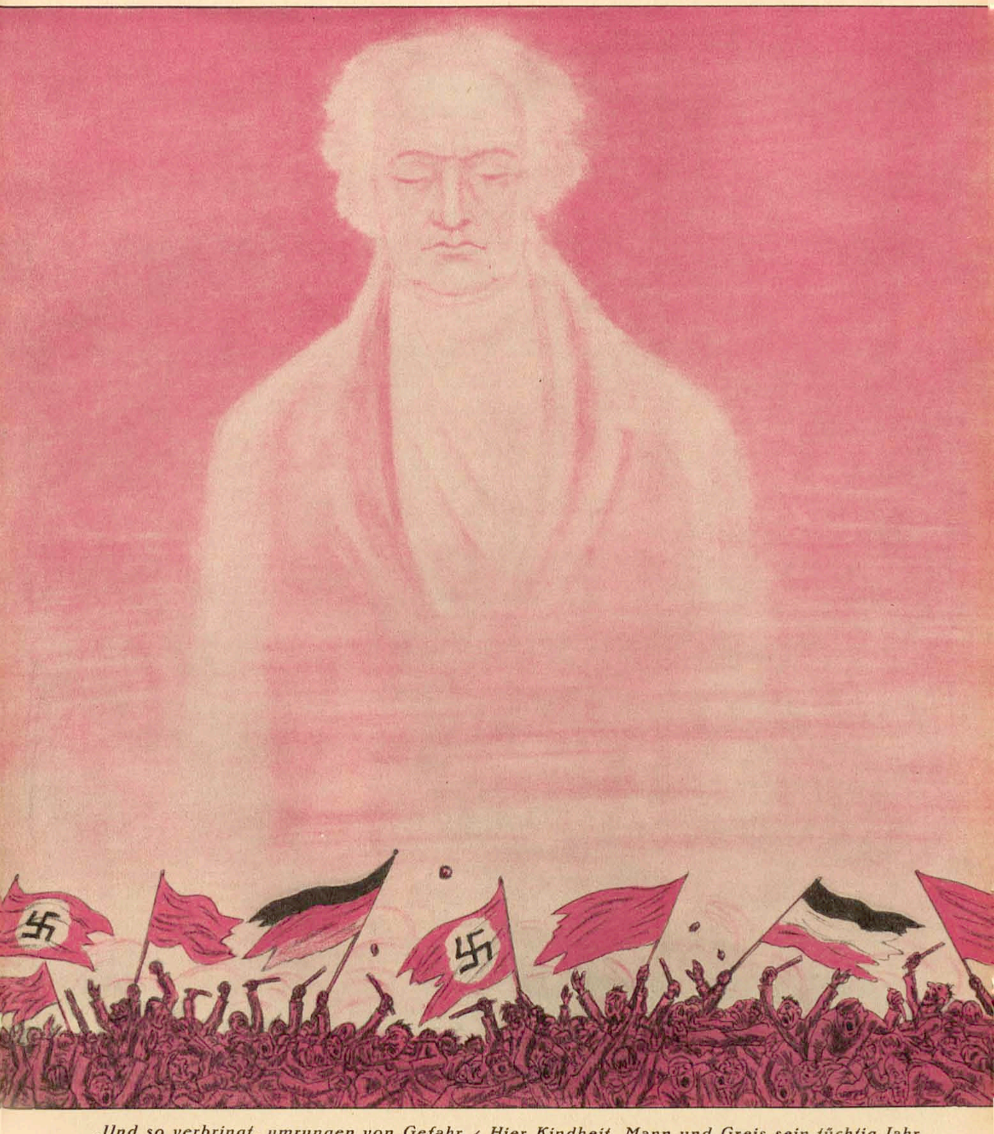
Stuttgart, 20. März 1932 Preis 60 Pfennig 36. Jahrgang Nr. 51

SIMPLICISSIMUS

„GOETHE-NUMMER“

Goethe 1932

(E. Schilling)



„Und so verbringt, umrungen von Gefahr / Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn / Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.“ (Faust II)

Weniger Licht! / *Von Karl Kinndt*

Daß nie ein Jahr so brenzlich war
wie dieses, ist kaum zu leugnen,
drum scheint es sich für ein Goethejahr
leider recht wenig zu eignen.
Sogar der Berliner Gastwirt spricht:
Weniger Licht!

Und immer wilder tobt die Zensur
beamteter Rechts-Zeloten,
und balde, ach balde, ist einzig nur
das Kursbuch nicht verboten.
Den Geist und die Wahrheit duldet man nicht:
Weniger Licht!

Wird wo dem Staate der Zaster knapp,
erspart man ihn bei den Schulen
und baut ein paar tausend Junglehrer ab —
solln sie selbst in der Nase puhlen!
Ein sturer Untertan meckert nicht:
Weniger Licht!

Und wird nun Herr Hitler Reichspräsident,
dann gibt's nur noch Müssen und Sollen —
Der deutsche Bürgerkrieg entbrennt,
und die besten Köpfe rollen —
Dann heißt es: stirb und werde nicht!
Weniger Licht!

Im Goethejahr herrscht rohe Kraft
über des Toten Erben
und Geist und Kunst und Wissenschaft
muß hungern oder sterben —
Wenn erst der braune Tag anbricht,
wird Dummheit erste Bürgerpflicht:
Weniger Goethe! Weniger Licht!

Die Jagd nach Goethe / Von Hans Kafka

Als der prominente Einbrecher Klaus den Tresor in der Wohnung des Bankdirektors F. endlich offen hatte, schmetterte die Alarmvorrichtung los. Wo sollte er das Banknotenbündel, zehntausend Dollar, so rasch verstecken, daß es nicht in die Hände der heraneilenden Polizei fiel? An ein Entkommen mit dem Raub war kaum zu denken. So sollten wenigstens seine leeren Taschen ihm vor Gericht mildernde Umstände verschaffen und das schwere Delikt in einen schlichten Einbruchsversuch verwandeln. Rasch entschlossen drehte er die knisternd neuen Scheine zu einer Rolle und verbarg diese. Büsten sind immer hohl, in dem edlen Kopf des alten Goethe, der hinter dem Schreibtisch des Herrn Bankdirektors F. mild und olympisch lächelnd dessen gewaltige Transaktionen zu überwachen pflegte. Goethebüsten pflegen weniger mit Alarmvorrichtungen versehen zu sein als private Tresore — ebenso sicher lag dort das Geld und war erheblich leichter abzuheben. Diese Überlegung dauerte kaum eine Minute. Vor der Türe fiel Klaus mit leeren Taschen und Händen, wie er vorausgesehen hatte, der Justiz in die kräftigen Arme.

Vier Wochen später war er wieder frei. Vor Gericht hatte er behauptet, der Tresor sei leer gewesen. Von einem Bankdirektor war 1932 nicht viel anderes erwartet worden. Der Einbrecher Klaus kam mit einer milden Strafe davon, während der Bankdirektor F., der für den Schaden seiner zehntausend Dollar eine Versicherungsgesellschaft haftbar machte, von dieser wegen Betrugs bei der Staatsanwaltschaft angezeigt wurde. Sicherlich hätte er seine Unschuld beweisen können. Er zog es aber vor, zu flüchten, indem er sich mit Recht sagte, daß bei einer eingehenden Untersuchung neben seiner Unschuld in diesem Falle seine Schuld in einigen andern Fällen, die nicht in diese Erzählung gehören, zutage treten könnte.

Als der Einbrecher Klaus sofort nach seiner Freilassung die Wohnung des Bankdirektors aufsuchte, um seine zehntausend Dollar abzuheben, fand er sie versperrt. Dies hätte ihn zwar wenig gehindert, wäre ihm an der Türe nicht eine schriftliche Mitteilung aufgefallen, daß die Versteigerung der Möbel des geflüchteten Bankdirektors F. am selben Tag noch stattfinde. Als er mit Blitzgeschwindigkeit zur Auktion eintraf, war die kostbare Goethebüste schon losgeschlagen. Ein Schaubudenbesitzer vom Lunapark hatte sie nebst anderem handlichen Kleinkram um ein paar Groschen erstanden. Das war eine traurige Komplikation des einfachen Falls. Aus jeder Privatwohnung hätte sich unser Held den ersehnten Gegenstand mit Leichtigkeit holen können. Aber im Lunapark, wo die Büste unter Tausenden von Menschen — es war Sonnabend — als Prämie einer Wurfbude weithin sichtbar auf einem Postament stand — dort mußte er die bitterste aller Pillen schlucken, nämlich etwas auf legale Weise erwerben.

In dieser Bude saßen sechs reizende Mädchen auf leichten Schaukeln. Es galt, über das anmutig vorgestreckte rechte Bein eines dieser Mädchen einen Ring zu werfen, und erst zwanzig geglückte Ringwürfe ergaben die hohe Prämie der Goethebüste. Und der Einbrecher Klaus warf und warf. Am Ende war er doch ein Mann, eben dem einmonatigen Zölibat des Gefängnisses entgangen, und so war es weiter kein Wunder, daß zwölf schlanke Beine seine werfende Hand ein wenig unsicher machten. Das wäre noch nicht einmal das Gefährlichste gewesen. Viel mehr beunruhigte noch den armen Mann, daß sein Eifer, die Goethebüste zu erwerben, andere Männer zur Konkurrenz anstachelte. Bald war die Bude von Menschen umdrängt, bald zerbrachen sich die andern Schausteller den Kopf, was denn eigentlich die große Zugkraft ausmache, die von ihren Buden allmählich das ganze Publikum abzog. Die Mädchenbeine konnten es nicht sein, die waren es bis dato niemals gewesen, da doch auch sie, die andern Budenbesitzer, mit erotischen Attraktionen nicht sparten, und nicht nur über Beine, sondern über ganze tätowierte Frauen verfügten, auch über Spiegel oder über heftig bewegte Treppen, die ahnungslose Damen aus dem Publikum plötzlich von einer überraschenden Seite zeigten.

Es konnte sich also nur um einen bestimmten Vorrang handeln: um die neuerworbene Goethebüste des Mädchenbein-Schaustellers. Und eine kleine Exkursion eines anderen Budenbesitzers verwandelte diese Vermutung zur Gewißheit. In die Hunderte war die Zahl der Leute gewachsen, die die Goethebüste in heißem Wettkampf einander abzujagen versuchten. Mit jedem Hinzutretenden verminderten sich die Chancen des unglücklichen Einbrechers Klaus. Am Ende schien es ihm schon besser, abzuwarten, wer die Büste eigentlich gewänne — und diesen dann in der nächsten Nacht en passant zu besuchen. Aber kaum war dieser Entschluß gereift, trieb ihm eine andere Wahrnehmung den kalten Angstschweiß auf die Stirne. Plötzlich bemerkte er in drei, in fünf, in sieben andern Schau- und Wurfbuden als Prämie je eine Goethebüste. Diese glichen der ersten nicht gerade aufs Haar, einmal vertrat der Olympier die ganze Würde seiner vierzig Foliobände, einmal lächelte er, man wußte nicht, worüber, dann trug er Zorn und Geringschätzung, dann wieder seine alte Unnahbarkeit zur Schau. Dabei handelte es sich um keine Vision des aufgeregten Einbrechers. Die andern Schaubudenbesitzer wären schlechte Geschäftsleute gewesen, hätten sie den plötzlich bemerkbaren Run auf plastische Darstellungen eines berühmten Dichters nicht auch für sich auszunutzen versucht. Binnen einer halben Stunde hatten ihre Sendboten in der Stadt noch sieben weitere Goethebüsten aufzutreiben vermocht, die gleichfalls jetzt über die Menge, die um sie warf, schoß, schlug, drehte, kurz, auf alle Arten kämpfte — erhaben hinweg blickten.

Was aber die Situation des armen Einbrechers Klaus so sehr erschwerte, war der Umstand, daß er nicht wissen konnte, welches nun eigentlich das kostbare Original aus der Wohnung des Bankdirektors F. war. Ahnte er doch nicht, daß die sieben Duplikate erst später und in aller Eile herangeschafft waren. Von der Auktion her war ihm nur die Erwerbung der einen Goethebüste durch irgendeinen Besitzer einer Lunaparkbude bekannt. An die Gesichtszüge des Herrn, der den ersehnten Schatz in seinem Kopf umhertrug, konnte er sich noch halbwegs erinnern, nicht aber an den genauen Ausdruck, der den einzigen Unterschied zwischen den nunmehr acht vorhandenen Darstellungen des berühmten Dichters im Lunapark ausmachte.

Acht Gewinner, Sieger in heftigen Schlachten, trugen je eine Goethebüste heim: ein Antiquar für sein Schaufenster, eine Grünkramhändlerin aus bloßem Spaß, der Besitzer eines zweifelhaften Lokals, um die zum Goethejahr herbeigeeilten Fremden mit ihr anzuholen, der Besitzer einer Mäd-

Worauf es ankommt

Von Peter Scher

Goethe ist eine deutsche Angelegenheit —
dagegen ist nichts zu sagen.
Alle Rösser des Landes ziehen an seinem Wagen
und geraten nicht einmal in Widerstreit
zu Ihm —
wenn sie sich auch gegenseitig noch so beißen und schlagen.

Jedes knuspert an einem Zitat
und findet, es sei allein für „es" gemacht.
Begeistert zieht das Roß der Tat an seiner Kette
mit dem Rößlein der Beschaulichkeit um die Wette.

Den braunen Rössern wie den roten,
den fröhlich wiehernden, den großen und kleinen,
den für sich trottenden wie den Vereinen
ist im Zitatenfutter größte Wahl geboten.

Kurzum, Er genießt in Hütten wie in Schlössern
den Dank der hinter ihm Trabenden — wir haben keinen
Größern.

chenschule für eines der Klassenzimmer, zwei uninteressante Menschen, stille Literaturverehrer offenbar, und ein Möbelfabrikant. Die Odyssee des armen Einbrechers Klaus, die erst nach Monaten mit dem Besitz von sieben Goethebüsten endigte, sei hier nicht geschildert. Genug zu sagen, daß sich gerade in diesen sieben Büsten die zehntausend Dollar nicht befanden, und aller Fleiß, alle demütige Arbeit, alle Gewalt, mit der sich ein einfacher Mann aus dem Volk stets von neuem in den Besitz einer edlen Plastik zu setzen versucht hatte, bis dahin umsonst war. Wozu hatte er bildungsstolze Volksmassen aufgewiegelt, die Goethebüste, die durch die Aufstellung über dem Portal eines zweifelhaften Hauses geschändet war, mit Steinen herunterzuschlagen? Wozu — wenn sich dann erwies, daß sie hohl war und leer? Wozu hatte er ganz im Gegenteil dem Antiquar die Vorzüge Shakespeares und Schillers gepriesen, und deren Büsten ihm am Ende gegen die des heftig angezweifelten Goethe umgetauscht? Wozu hatte er sich persönlich an die Grünkramhändlerin herangemacht und ihr aus dem Laden ihr neues Zweipfundgewicht, als das die genau so viel wiegende Goethebüste verwendet wurde, wieder abgejagt? Wozu war er dreimal wieder rückfällig geworden und hatte in einer Schule und bei zwei Privaten nächtlings eingebrochen, wenn auch die drei dabei erjagten Goethebüsten nicht die echten und rechten waren? Nur mehr eine blieb übrig: die der Möbelfabrikant an jenem Sonnabend, vor zwei Monaten, aus dem Lunapark nach Hause getragen hatte — diese mußte es sein. Als aber der Einbrecher Klaus nach langem Suchen an den Toren der Fabrik für Möbel und anderen Hausrat angelangt war, verließen riesige Lastwagen gerade das Gebäude. Und womit waren sie voll bepackt? Mit zwanzigtausend Goethebüsten, die der Fabrikant nach dem Muster der einen, die er im Lunapark gewonnen hatte, nunmehr auf dem laufenden Band fabrizierte. Er hatte die Augen offen gehabt, der Fabrikant, ihm war das stürmische Interesse des einfachen Volks für eine bestimmte Art von Hausrat nicht entgangen: er war ein Geschäftsmann, der Fabrikant, und wußte, was eine Konjunktur ist, und was die unbezahlte Propaganda eines Jubiläums geschäftlich bedeutet. Die zwanzigtausend Goethebüsten, darunter das Original mit den zehntausend Dollar im Kopf, gingen in alle Welt. Der Einbrecher Klaus dürfte Selbstmord begangen oder einem bürgerlichen Beruf sich zugewendet haben.

Vorspruch zum Goethe-Jahr

Von Peter Paul Althaus

Alle Forscher sind schon da,
jetzt beginnt das Goethe-Jahr.
Professoren
und Doktoren
deuten, drehen
oder bohren
je nach Fach und Fakultät
an dem,
wie es bei Goethe steht.

Sehr gelehrte
lange Bärte
brabbeln, quasseln
in dieselben
und vermelden
und verfechten,
was sie über Goethe dächten.

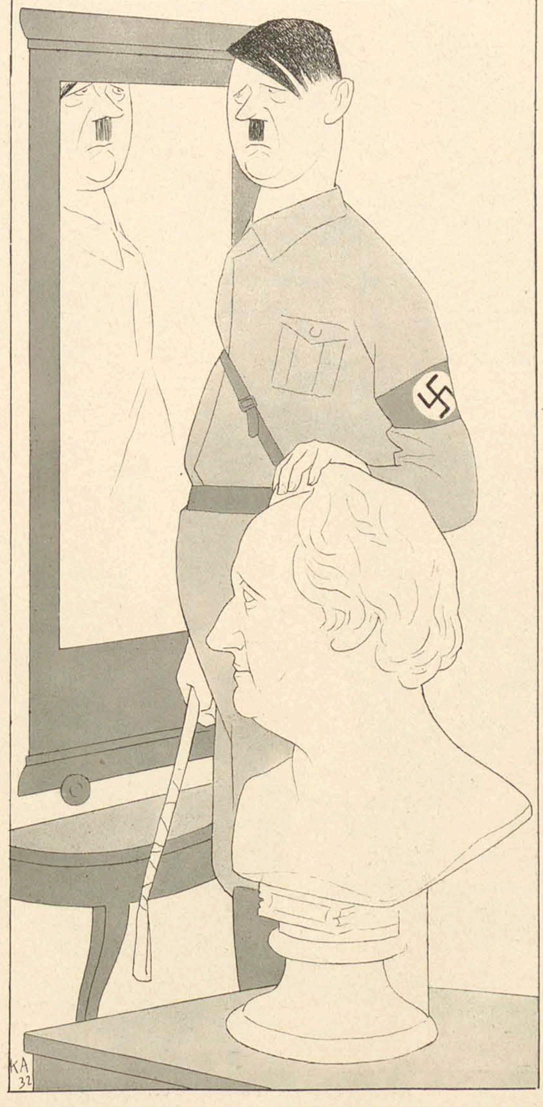
Hei, was wird man alles hören
von gelehrten Professören!
„Goethe und das —",
„Goethe als — — —"
tuen sie gewichtig kund das,
(überzeugt, aus vollem Hals,
mit dem Unterton: Wir müssen
es ja immerhin wohl wissen,
denn wir haben es studiert!),
was an Goethe intressiert.

Wenn man Goethe einmal läse,
wär'n die Professoren böse,
weil sie, die gelehrten Herren,
nämlich überflüssig wären,
insbesondre und sogar
grade jetzt im Goethe-Jahr.

Goethe denkt von diesen Dingen
höchstwahrscheinlich: „— — — Berlichingen!"

Hitler bei Betrachtung von Goethes Schädel

(Karl Arnold)



„Tja, Herr Goethe, es handelt sich nicht bloß um den Geist, sondern um den Frontgeist von Weimar."

Goethe im Fegefeuer

(Th. Th. Heine)



„Tut mir leid, Herr Geheimrat, aber Sie werden schon noch 'ne kleine Ewigkeit hier bleiben müssen, denn ehe Sie nicht die neueste Ladung Goethe-Literatur auswendig gelernt haben, können wir Sie nicht in den Himmel lassen."

Goethe in Hinterwiegelbach / Von Oskar Maria Graf

Nach Hinterwiegelbach, Gemeinde Wiegelbach, Pfarrei Anzhofen, Bezirksamt Effing, ist jetzt auch schon der Goethe hingedrungen. Nämlich vorige Woche hat im Saale des „Postbräus" von Anzhofen eine Versammlung der Nationalsozialisten stattgefunden. Unverschwiegen soll es bleiben — unter großem Andrang. So eine Versammlung ist ja immer eine ganz nette Unterhaltung. Wer dort redet und was geredet wird, ist ganz Wurscht. Die Hauptsache ist, daß sich was rührt. Ob es jetzt ein Marionettentheater oder ein Zirkus oder eine politische Partei oder eine Aufführung des Burschenvereins ist, immer wird der Postbräusaal voll dabei.

Gut also, der Herr Pg. von den Nationalsozialisten hat seine Sache ausgezeichnet gemacht. Er hat nicht bloß höllenmäßig über unseren Staat, über die Regierung und über alles sonstige geschimpft, nein, nein, er ist auch — um es gebildeter auszudrücken — in bessere Kultursphären hinaufgestiegen.

In Hinterwiegelbach ist die Schule, und da hat auch der Bürgermeister Alois Schmauseder seinen Sitz. Folgedessen sind der Herr Lehrer Haunsberger und der Bürgermeister als prominente Persönlichkeiten bei der Anzhofener Versammlung erschienen. Und wo die hingehen, da kommt selbstredend der Haufen nach.

Also gut, der Redner hat einmal mit großem Schwung gesagt: „Und, stellt Euch doch einmal vor, werte Anwesende, Deutschland ist das Land der Dichter und Denker! Wir haben die größten Genies und Erfinder auf jedem Gebiet, aber — so frag' ich — wer hat Achtung vor uns in der Welt? Kein Mensch! Weil wir militärisch keine Macht mehr haben, darum verschafft uns auch all unsere geistige Größe kein Ansehen mehr. Unsere großen Dichter und Denker und unsere Erfinder, sie sind fast alle verhungert, und jetzt, weil sie tot sind, gehen unsere Erzfeinde her und stehlen uns auch noch die Ideen, die Erfindungen und die hinterlassenen Kunstwerke dieser Großen unserer Nation! Und warum? Weil wir uns gegen eine solche niederträchtige Räuberei einfach nicht schützen können."

Er hat einen Schluck Bier genommen und noch begeisterter weitergeredet: „Zum Beispiel in diesem Jahr feiern wir Deutsche die hundertjährige Wiederkunft des Geburtstages unseres größten Dichters, Johann Wolfgang Goethe! Die ganze Welt lebt nach seinen Ideen. Er hat Bücher geschrieben, die in allen Sprachen erschienen sind. In Amerika, in Australien und in den verstecktesten Inseln werden seine Werke gelesen; wir Deutsche können stolz sein über den Besitz eines solchen Genies, aber das hilft uns gar nichts — die Regierung ist entmachtet, wir haben kein Heer, keine Waffen, gar nichts, radikal nichts, mit was wir unseren Feinden vorschreiben könnten, wie der große Deutsche gefeiert werden soll!"

Auf diese allerdings nicht grad wirkungsvollen Worte, die keinen recht interessiert haben, weil nichts Handgreifliches drinnen vorgekommen ist — auf diese Worte hin haben bloß der Lehrer und der Bürgermeister den Kopf gehoben und einander zuerst fragend angeschaut. Alsdann aber ist es doch dem Schmauseder ein bißl zu dumm geworden.

„Wia schreibt si' der?" fragt er den Redner: „Wia?"

„Goethe!" unterbrach sich der Pg.

„Wos sogst? . . . Hundert Johr soit' der oit sei? . . . Dös gibt's ja nachha dengerst it!" hat der Schmauseder beleidigt hingeworfen, hat ein zweiflerisches Gesicht gemacht und sofort die anderen Bauern mitgerissen.

Der Nationalsozialist wollte reden, aber er ist nicht mehr zum Wort gekommen.

„Hundert Johr! Geh! Lüag üns it gor a so o', gell!" hat der Enzensberger gebrüllt, und jetzt ist es erst recht losgegangen.

„Do müaßt ma doch scho wos in der Zeitung g'lesn hobn! . . . Hundert Johr, hm! Und ma' kennt'n it! Geh, här auf mit dein' Bovi!" schrie es durcheinander. Der Redner kam wirklich in Bedrängnis und wußte nicht mehr weiter, weil die schimpfenden Bemerkungen grad so niederhagelten auf ihn. Der Hauptlehrer Haunsberger erkannte die vorhandene Gefahr und ist auf das hin aufgestanden.

„Bauern und Bayern! Werte Anwesende!" hat er mit mächtiger Stimme geplärrt: „Der Goethe ist ja schon hundert Jahr' tot . . . Der Redner hat sich geirrt!"

„Wos?! Tot? . . . Hundert Johr tot? . . . Ja, wos redt er denn nachha davo?" erhoben die verärgerten Anwesenden Einspruch. Seinen Mißgriff jäh erkennend, wollte sich der Redner fuchtelnd Gehör verschaffen und schrie laut: „Ah, natürlich! Verzeihung! Irrtum! Irrtum meinerseits, werte Anwesende, Irrtum!!" Und um seine profunde Kenntnis in allem leuchten zu lassen, leierte er, wie aus dem Konversationslexikon auswendig gelernt, hastig heraus: „Johann Wolfgang Goethe, unser größter deutscher Dichter, wu-de am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren — und — und — verstarb am — am . . ." Jetzt war es aber schon ganz aus. In Hinterwiegelbach und in jenem ganzen Gau nämlich hat man so seine festen Ansichten über bestimmte Städte. In Berlin beispielsweise, sagt man, gibt es bloß Sklareks, in Hamburg nur Matrosen, in Köln sind die Rheinländer daheim und in Frankfurt die — Juden.

„Wos! Wos?! Vo Frankfurt is er g'wen, der Geethe? Wos? A Jud is er aa no'? A Jud? Wos? Wos!" schrien die Versammelten wild durcheinander und wurden immer rebellischer: „Wos, du damischer Kerl, du damischer! Du Bazi, du elendiger . . . Z'erst red'tst in ein furt vo dö Deitschn, und jetz kimmst mit a'ran solchern windigen Saujudn daher!" Und sie nahmen im Nu eine derartig drohende Haltung gegen den Redner ein, daß derselbe eiligst die Flucht ergriff. Seither aber hat die Nationalsozialistische Partei im Hinterwiegelbacher Gau alles Renommee verloren.

Fachinteresse (Jeanne Mammen)





„Nu sag' mal, Dickerchen, wat jloobste wohl, daß so 'n Joethe durchschnittlich for 'n Weib anjelegt hat?"



Otto Bernhard Wendler: Drei Figuren aus einer Schießbude. (E. Prager, Verlag, Leipzig-Wien.)

Das Buch schildert den Kampf junger Menschen, Schüler und Schülerinnen, um ihr erstes Liebesglück. Beinahe notwendig müssen von „Frühlings Erwachen" und „Professor Unrat" Schatten auf dieses Werk fallen, aber es bleibt dennoch von stärkster Eigenart. Phantastisch verläuft hier alles, unwirklich und grotesk. Der Stil ist von härtester, knappster Prägnanz, ohne dennoch die Elastizität und Ausdruckskraft auch für das Weichste und Süßeste zu verlieren. Der Ablauf des Geschehens ist von außerordentlicher Spannung und Dynamik. Kein Werk eines Dichters zwar, doch eines hochbegabten Schriftstellers unserer Zeit.

Charly Conrad

William Foster: Welt und Wunder der Chemie, deutsch von W. Bloch. (Drei-Masken-Verlag, München.)

Ich bin Gegner aller populär-wissenschaftlichen Bücher, denn sie können bestenfalls eine Halbbildung vermitteln. Dieses Werk ist eine Ausnahme. Es ersetzt einen Hochschulkurs. Ich halte es für wichtig. — Recht Wertvolles steht auf den 500 Seiten, und es wird überall die neueste Forschung berücksichtigt (Atomtheorie, Vitamine). Daneben liest man erstaunt, daß französische Bauern die Kampfgase aus dem Weltkrieg jetzt als brauchbares Mittel gegen Pflanzenkrankheiten verwenden; daß Pasteur seine Antisepsis ganz ungewollt entdeckte, als er Versuche zur Verbesserung von Wein und Bier unternahm. Man findet auf einer Tafel, daß das Kropfvorkommen im Norden der USA. häufiger ist als im Süden ... Einiges bleibt echt amerikanisch (S. 461: die Narkoseanwendung von Äther — der bereits im dreizehnten Jahrhundert entdeckt wurde — geschah erstmals 1842 in Athen, — — Georgia). — Die einzelnen Kapitel (nie mehr als eines pro Tag!) lesen sich interessanter als mancher Roman. Meine Hochachtung, die Herren Autoren.

Karl Kurt Wolter

Alfred Neumann: Narrenspiegel, Roman. (Im Propyläen-Verlag, Berlin.)

Zwischen 1550 und 1600 hat der Ritter Hans von Schweinichen gelebt. Er war die rechte Hand des Herzogs Heinrich von Liegnitz, eines Fressers und Säufers und derb-phantastischen Köpfchens. Das Köpfchen freilich war ein mächtiger Kopf, ein Bullenschädel auf einem rosigen Elefantenkörper; um so dürrer und grauer war der Schweinichen. Diese beiden — Gegensätze auch im Geistigen und Gefühlsmäßigen — ziehen umher in deutschen Landen, pumpen und schwindeln sich durch, und enden tragikomisch nach vielen absurden Stationen eines bis zum Bersten bunt angefüllten Lebens. Alfred Neumann hat den Kurven der beiden Glücksritter nachgespürt mit dichterischer Kraft und Sehergabe — und es ist ein sehr schönes, sehr heiteres, nicht weniger ernstes Buch daraus entstanden. Die Klarheit der Erzählung, die knappe Fülle der vielen ins Dramatische gesteigerten Dialoge, die runde Gegenwärtigkeit der Zeit, ihrer Menschen, ihrer Landschaft ist wohl nicht von anderer Hand zu übertreffen. Ein weites, wildes Bild ist entstanden, aus dem es brüllt und donnert, jammert und jauchzt — aus dem zwei Menschen auf den Leser losmarschieren, die trotz aller Narreteien, aller tollen Vertracktheiten und Unbedenklichkeiten im Grunde einfach den Menschen exemplifizieren, den guten und bösen, den weinenden und lachenden Menschen.

A. M. Frey

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Ilse Faber: „Herr Pochlmann reist". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Bernard von Brentano: „Der Beginn der Barbarei in Deutschland". Rowohlt, Verlag, Berlin.
Adolf Schüler: „Konkurs". A. H. Payne, Verlag.
Arnold Zweig: „Junge Frau von 1914". Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.
Jean Giono: „Ernte". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Walter Bauer: „Ein Mann zog in die Stadt". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Fritz Linde: „Mensch Goethe". Robert Lutz Nachfolger, Otto Schramm, Stuttgart.
Ludwig Winder: „Dr. Muff". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.
Victor Margueritte: „Aristide Briand". S. Fischer, Verlag, Berlin.
Sigrid Undset: „Viga-Ljot und Vigdis". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.

Goethe in der Praxis

Ein Inserat in „Berlinske Aften", Kopenhagen, vom 2. Februar lautet:

Goethe
sagt:
„In der Beschränkung zeigt sich der Meister."
Louis Lohse
fügt hinzu:
„Deshalb kann Ihnen das beste Korsett nur der Spezialist liefern."

Ein praller Witz ist hier in gepreßte Form gebracht. Aber mehr! Der Kern der Sache muß erfaßt werden! Es ist endlich an der Zeit, einmal ehrlich zu Ende zu denken, was uns Goethe und die übrigen Klassiker wert sein können. Ist es doch längst für jeden denkenden Kaufmann schier zum Verzweifeln, zu sehen, welch brauchbare Kräfte hier außerhalb des Wirtschaftsraums verpuffen. Wenn zum Beispiel die Dioskuren Schiller und Goethe, besonders letzterer mit seiner anerkannten Vielseitigkeit, statt ihre Zeit in Briefwechseln und nutzlosen ästhetischen Problemwälzereien zu verzetteln, sich entschlossen der Propaganda zugewandt hätten, der deutsche Kaufmann könnte sich eines solchen Zuwachses seiner Macht nur freuen. Die Zeiten, wo wir uns die Existenz von Klassikern leisten konnten, sind vorbei. Wir wollen von einer Untersuchung absehen, was Goethe als Werbeleiter eines Import- und Exportkonzerns Unsterbliches hätte leisten können; aber seine Werke nach den Edelmetalladern brauchbarer Reklame-Einfälle zu durchschürfen, muß im Goethe-Jahr das lebhafteste Interesse aller Beteiligten erwecken. Bekanntlich war es Goethe, der das kraftvollnationale Wort gesprochen hat: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen!" — Darum reisen Sie in Deutschland! Wenn er ebenso richtig sagt: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden", könnte fortgefahren werden: Nur nicht die Schuld, die Sie bei der Allgemeinen Kredit- und Beleihungsanstalt „Für alle" aufnehmen, die zu bekannt kulanten Bedingungen arbeitet. Die Reihe ließe sich unendlich fortsetzen, z. B. „Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen" — kaufen Sie nur in der Storchenapotheke! — oder: „Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie" — nämlich von der Zugspitze, in Diringers handgenähten, geschmeidigen, dabei äußerst preiswerten Bergsteigerstiefeln! — Unbegreiflich, daß die Tattersalls, die sich doch die Wiederbelebung des köstlichen Reitsports angelegen sein lassen, nicht schon längst auf das feurige, den Reitrhythmus suggerierende Goethe-Wort zurückgegriffen haben: „Es schlug mein Herz — geschwind zu Pferde!" — So ließe sich die Reihe endlos fortsetzen. Doch genug! Nur noch eins sei erwähnt. Bekanntlich war es Goethe, der die ganze beleuchtungstechnische Entwicklung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts vorausbestimmte mit dem seherischen Wort „Mehr Gas und Licht!" Es ist unbegreiflich, warum gerade heute, in den Tagen überall aufflammender Gas- und Lichtstreiks, die Städtischen Werke sich diesen Werberuf entgehen lassen. Auf alle Fälle ist zum Schluß zu sagen: „Drum soll der Sänger mit dem Kaufmann gehn! Sie beide wohnen auf der Menschheit Höh'n!"

Hansate

Goethe-Rummelplatz

Von Hans Seiffert

Hallo! Hallo! Immer hereinspaziert, meine Herrschaften!
Hier ist in vielen interessanten Einzeldarstellungen zu sehn:
Johann Wolfgang von Goethe,
erotisch-dionysisch-apollinisch-kosmisches Urphänomen!
In unserer Anatomischen Schau betrachten Sie
zunächst das Ergebnis
der von Generationen deutscher Oberlehrer
seit hundert Jahren hingebend betriebenen Goethe-Industrie:
Eine garantiert stubenreine Goethe-Büste für Schule und Haus.
Sie ist aus Gips und sieht auch so aus
und vermittelt den Dichterfürsten als Erlebnis.
Gleich daneben — Für Jugendliche nicht erlaubt! —
steht ein gewaltiger Torso: Goethes Unterleib
in seinen Beziehungen zu Werk, Welt und Weib,
durch raffinierte psychoanalytische Methoden durchleuchtet
und so auch des letzten Geheimnisses beraubt,
damit selbst der hartnäckigste Zweifler endlich erkennt:
Goethe war sogar mit achtzig als Mann noch potent.
Anschließend sehen Sie in unserem Bioscopentheater
den authentischen Deutschen Reichs-Goethe-Film:
Goethe in Frankfurt, in Straßburg, in Wetzlar, in Leipzig,
Goethe beim Spaziergang an der Ilm
im Gespräch mit dem Weimarer Landesvater,
Goethe beim Eislauf, beim Dichten, beim Lieben,
Goethe, nachdem er den Faust geschrieben.
Dazu singt Richard Tauber, und die Musike
spielt ein Potpourri aus Lehars Friederike.
In einer erstklassigen Zauberschau haben Sie dann Gelegenheit,
das verblüffende Können mehrerer Kapazitäten zu bewundern,
die mit Goethe überaus geschickt jonglieren,
ihn analysieren, sezieren und interpretieren
und im Handumdrehen dicke Goethe-Bücher fabrizieren,
die ein Gedicht nur mit zwei Fingern fassen
und — hokuspokus! — jeden Sinn daraus verschwinden lassen.
Später reitet im Hippodrom
eine kriegsstarke Kohorte von Goethe-Forschern
die hohe Schule der Goethe-Philologie
auf den Pferden Eros, Mythos, Logos, Erlebnis und Genie.
Sehr unterhaltsam! Etwas zum Lachen!
Motto: Mit Goethe kann man alles machen.
Das sind wir nun mal unserem Heroen schuldig.
Und Papier war ja noch immer geduldig!
Und ein äußerst beliebter Tummelplatz
ist doch so ein Goethe-Jubiläums-Rummelplatz!

Filmzauber im Goethe-Jahr / Zeitungsausschnitte, gesammelt von Ton Flimmer

Leitartikel eines Filmblattes

. . . Und so sieht es auch die deutsche Filmindustrie als ihre Pflicht an, auf die kulturellen Erfordernisse des Goethe-Jahres Rücksicht zu nehmen. Eine ganze Anzahl von Filmgesellschaften beabsichtigt, Goethesche Motive zu verfilmen . . .

Berliner Lokalanzeiger

Im ausverkauften Ufa-Theater am Zoo gestaltete sich die Uraufführung des Bressart-Films „Werther in Wien“ zu einem vollen Erfolg. Die Autoren hatten sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, den etwas veralteten Stoff aus Goethes bekanntem Roman „Werthers Leiden“ dem heutigen Empfinden nahezubringen. Dies gelang ihnen restlos, indem sie die Handlung in das Wien der Vorkriegszeit verlegten.
Eine köstliche Type gab Felix Bressart als k. u. k. Einjähriger, der sich beim Heurigen in ein fesches Weana Madl verliebt. Seine Liebe scheint unerwidert zu bleiben, und schon greift Werther-Bressart zur Waffe. Da gelingt es seinem Vorgesetzten im letzten Augenblick, das beliebte „Glücklich-End“ herbeizuführen. Zur allgemeinen Überraschung spielte diesen Vorgesetzten, einen liebenswürdigen Erzherzog, Georg Alexander.

Acht-Uhr-Abendblatt

Die Außenaufnahmen zu dem neuen Brecht-Weill-Tonfilm „Glück und Fall des Reiches Spanien“ (nach Motiven aus Goethes „Egmont“) haben begonnen. Dagegen wird die Nachricht, nach der Hans Albers für die Titelrolle des Films „Ein toller Junge“ verpflichtet sein soll, als verfrüht bezeichnet. Bekanntlich handelt es sich hierbei um Motive aus Goethes „Zauberlehrling“.

Rote Fahne

Friedrich Wolf hat soeben das Manuskript zu dem Tonfilm „Heinrichs Weg ins Leben“ abgeschlossen. Aufgebaut auf der Handlung von Goethes „Faust“, erster Teil, werden am Schicksal des bürgerlichen Gelehrten Heinrich Faust die Mißstände aufgezeigt, an denen die Herrschaft des westeuropäischen Kapitalismus früher oder später zugrunde gehen muß. Leider verbietet uns die Notverordnung des Hungerkanzlers Brüning, auf die hiermit im Zusammenhang stehenden Fragen mit der nötigen Schärfe einzugehen.
Doch, was den Film anbelangt, wollen wir als besonders eindringlich die Szene herausgreifen, in der Mephisto dem Schüler die Problematik aller bürgerlichen Wissenschaft beweist. Insbesondere ist die Krise der Jurisprudenz und der Medizin aufgezeigt am Sklarek- und Lübecker Prozeß. Vorzügliche Überblendungen harren hier des Photographen. Den Schluß des Films wird die Gretchenepisode bilden, die Friedrich Wolf natürlich in einen flammenden Protest gegen den § 218 ausklingen läßt.

Nachtausgabe

Arnolt Bronnen ist gegenwärtig mit den Arbeiten für sein Tonfilmmanuskript „Neuland“ beschäftigt. Im Gegensatz zu einem marxistischen Machwerk, das der sattsam bekannte Friedrich Wolf nach Goethes „Faust“, erster Teil, hergestellt, beabsichtigt Bronnen, „Faust“, zweiter Teil, zu einem wahrhaft deutschen Film zu gestalten. Steht dieser Teil schon durch die breite Schilderung der Walpurgisnacht, einer altgermanischen Einrichtung, dem nationalen Empfinden nahe, so ist auch durch die im Drama geschilderte Neulandgewinnung des altgewordenen Faust breite Gelegenheit geboten, für den Siedlungsgedanken zu werben.
Der etwas katholisch anmutende Schluß des Dramas wird fortgelassen. Der alternde Goethe scheint doch stark unter den Einfluß gewisser Zentrumskreise gekommen zu sein. (Welche tragische Parallele zu dem Schicksal unseres greisen Reichspräsidenten!) Vielmehr endet der Film mit jener Szene, da Faust das gewonnene Neuland triumphierend überblickt und sterbend in die Worte ausbricht — — — „Gebt uns unsere Kolonien wieder“ — — —
Selbstverständlich wird die Rolle des Faust von unserem Otto Gebühr gespielt werden. Noch größeren Erfolg dürfte die Besetzung der Mephistorolle haben, für die niemand Geringerer als der Reichstagsabgeordnete Joseph Goebbels gewonnen sein soll.

Vorwärts

In der gestrigen Besprechung mit Hitler erklärte Genosse Breitscheid die Bereitwilligkeit der Partei, die Tolerierungspolitik im Dritten Reich fortzusetzen. Um so mehr muß es uns wundern, daß der Friedrich-Wolf-Film „Heinrichs Weg ins Leben“ von der Zensur soeben verboten wurde, während das Hugenberg-Bronnensche Machwerk „Neuland“ vom Völgerausschuß als künstlerisch wertvoll anerkannt wurde. Wie lange glaubt Herr Brüning die Geduld der werktätigen Massen auf die Probe stellen zu können?

Aus einem Filmprogramm

Die Ufa beehrt sich darzubieten:

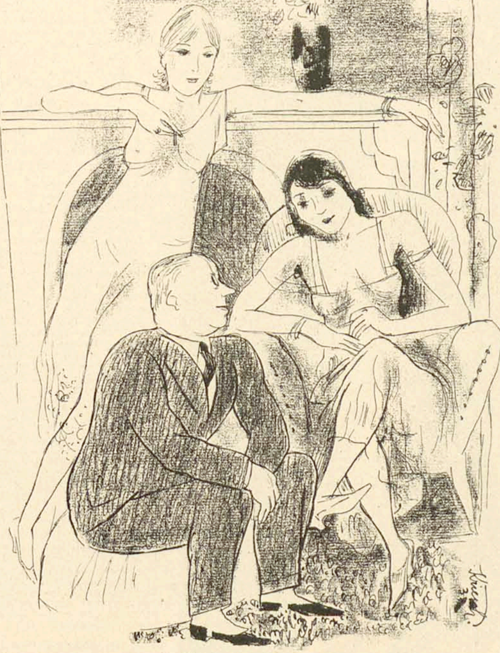
„Liebe im Mai“.
Ein Großtonfilm nach dem Epos „Hermann und Dorothea“ von J. W. von Goethe, dem bekannten Liebhaber der Frau von Stein.

Personen:

Der Wirt zum goldenen Löwen	Jakob Tiedtke
Seine Frau	Adele Sandrock
Hermann, beider Sohn . . .	Willy Fritsch
Ein Knecht	Heinrich George
Eine alte Magd	Rosa Valetti
Der Pfarrer	Max Adalbert
Der Apotheker	Otto Wallburg
Dorothea, eine Emigrantin .	Lilian Harvey
Chor der Emigranten . . .	Die Comedian Harmonists

Die Schlager wurden (nach Mozartschen Motiven) komponiert von Benutzki. Die Texte zu dem Foxtrott „O Dorothea, wann liebst du mich noch mea“, sowie zu dem Tango „Hermann, komm auf die Gartenbank“ sind in einem Sonderdruck erschienen und an der Kasse zu haben. Preis inkl. Goethe-Bild dreißig Pfennig. Das Goethe-Bild ist von Willy Fritsch eigenhändig signiert.

Gesprächsfetzen *(Rudolf Kriesch)*



„Da sehnse nu wieder mal am Goethejahr, Jnädige: 'ne gut aufjezogene Reklame, und 's Publikum fällt d'ruff rin!“

Wie man hört . . .

— ist Marlene Dietrich von der Ufa als Gretchen für den neuen Faustfilm verpflichtet worden, und man berät bereits, ob es statthaft sei, das Gretchen ausnahmsweise in kurzen Kleidern spielen zu lassen.

*

— war bei der Neuaufführung von Clavigo der Autor selbst anwesend, allerdings in Ermangelung des Verstorbenen in Gestalt Gerhart Hauptmanns. Das Publikum im Kurfürstendammtheater bemerkte den kleinen Betrug nicht.

*

— wird Bert Brecht in diesem Jahr zwei neue Werke herausbringen. Das erste trägt den Titel „Intellektuellentragödie“ mit dem (klein gedruckten) Untertitel Faust; das andere heißt „Komplexe“ unter gelegentlicher Benutzung vom Tagebuch des jungen Werther.

L. Rh.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil; **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Passende Gelegenheit *(Paul Scheurich)*



„Ausgeschlossen, Kind, ich kann dir kein Auto kaufen." „Aber Hugo, sei doch wenigstens im Goethejahr edel, hilfreich und gut!"

Goethe hochaktuell!

Von Walther C. F. Lierke

Es soll der Mensch die großen Dichter ehren.
Besonders, wenn sie hundert Jahre tot sind . . .
Besonders, da uns geist'ge Stützen not sind,
geziemt es uns, mit Goethe zu verkehren.

Denn wenn wir auch die Geistigkeit nicht missen,
solange wir genügend Zaster haben:
ein bißchen Goethe aus dem Grabe graben,
stärkt erstens immer das Kulturgewissen,

und außerdem: uns geht's dermaßen schlecht,
da muß man sich auf Höheres besinnen.
Mit Transaktionen ist nichts zu gewinnen,
da kommt das Goethe-Jahr doch grade recht.

Auf also, Mensch! Vernein das Materielle,
weil es dir darin sowieso nicht klappt!
Laß die und jene Rechnung unberappt
und steigre dich ins Klassisch-Helle!

Begnüg dabei dich nicht mit Goethe-Feiern!
Dort manscht man doch bloß Theorie-Salate.
Nein, Mensch, das ganze Leben braucht Zitate
für jeden Irrtum, um ihn zu verschleiern.

Kleine Goethe-Geschichten

Saure Wochen, frohe Feste

Ehe die eigentliche Goethe-Festwoche begann, hielt das Präsidium des Reichsausschusses für die würdige Ausgestaltung der deutschen Goethe-Feiern noch eine wichtige Sitzung ab.
Berichte über die geleisteten Vorarbeiten. Berichte über den Stand der Vorbereitungen. Aussprache. Beschlüsse. Nochmals genaue Richtlinien für die kommende Festwoche.
Man hatte dafür gesorgt, daß alles wunderschön klappen mußte.
Und zum Schluß der Sitzung erhob sich der Erste Präsident: „Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihre aufopfernde Tätigkeit und schlage Ihnen gleichzeitig vor, daß wir dem Wunsche weiter Kreise des deutschen Volkes Rechnung tragen und unseren Reichsausschuß für die würdige Ausgestaltung der deutschen Goethe-Feiern nach der diesjährigen Festwoche nicht auflösen, sondern sofort mit allen Kräften darangehen, die zweihundertjährige Wiederkehr des Geburtstages unseres hehren Dichterfürsten vorzubereiten. Ich glaube, wir werden die siebzehn Jahre, die uns noch von diesem Jubiläum im Jahre 1949 trennen, vollauf zu tun haben . . ."
Der Vorschlag wurde begeistert auf- und einstimmig angenommen. hs.

Der Nachbar

Vor ein paar Jahren war in Weimar die Zusammenkunft irgendwelcher Goethe-Forscher. Die ganze Stadt wetteiferte, die Gäste und damit auch den großen Bürger der Stadt zu ehren. Neben dem Goethe-Haus ist schon seit ewiger Zeit eine Bäckerei. Und in dem Fenster dieser Bäckerei stand also eine große Torte, malerisch darauf in Zuckerguß der Kopf Goethes, und, ebenfalls aus Zucker gegossen, die Umschrift: „Unserem lieben Nachbarn!" m-d

Der Schulmann

In einem Leipziger Verlag hat ein Schulmann aus Chemnitz die Briefe herausgegeben von Goethe an Frau von Stein.
Der erste Brief hebt an: „Liebe Frau!"
Der zweite: „Liebste Frau!"
Sorgsam hat der Schulmann da ein Sternchen angebracht und in der Fußnote bemerkt: „Die Leidenschaft wächst."

Goethe wird definiert

Bei Frau Gräfin Kooks von Kooks unterhält man sich über Goethe.
„Wer ist eigentlich dieser Goethe?" fragt die Gräfin.
Da erwidert Graf Kooks von Kooks: „Das ist ein vastorbener Geheimrat, meine Teure. Im übrigen kommt er gar nich für uns in Frahre. Er ist der Erfinder jener — äh — volkstümlichen — äh — oder besser plebejischen Redensart, die man in — äh — in besseren Kreisen mit dem Namen eines alten Adligen aus Süddeutschland — äh — hieß, glaube ich, Götz von Berlichingen — zu umschreiben pflegt . . ." K. M.

Goethe in Chemnitz

In Chemnitz in Sachsen ist ein stattliches Theater. Man spielt „Clavigo". Von Goethe. Den Clavigo spielt der Schauspieler Stein.
Die Hauptdarsteller sind tot, der Schlußbeifall zu Ende gegangen. An der Garderobe unterhalten sich zwei „Gämnitzerinnen". Die eine sagt: „'s is gans guud, daß där Stein nich die Marie geheirad hadd . . ."
„Wieso denn?"
„'s wär ja doch gee langes Eheglick geworden — midd der granken Bersohn!!"

Im Goethe-Haus

(Wilhelm Schulz)



„Weißte, Månne, was mir an dem Goethe am meisten imponiert, ist, daß er so ganz echt Biedermeier eingerichtet war."

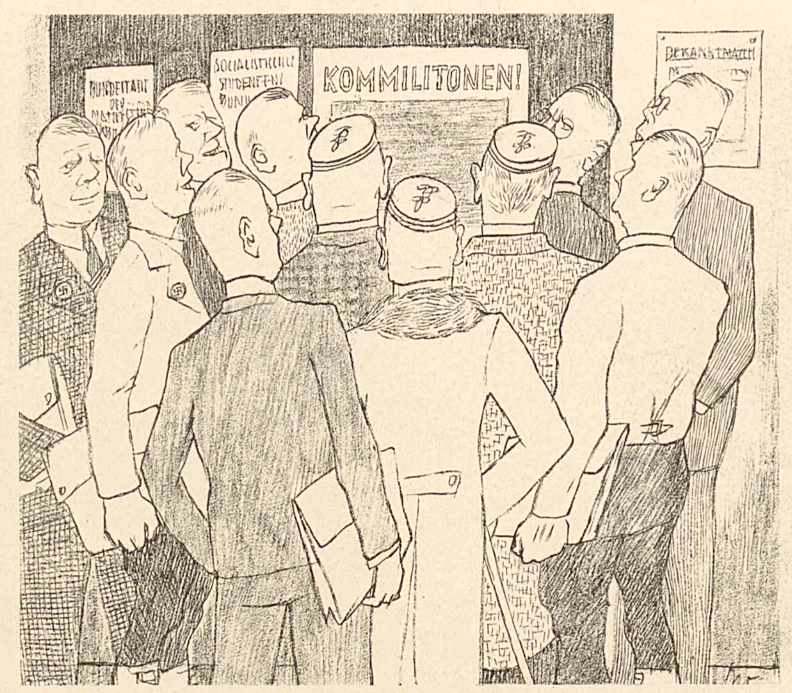
Goethe-Ehrung in Berlin

Zu Goethes hundertstem Todestag sind hier viele erhebende Feiern vorgesehen. An der Spitze steht natürlich das Staatstheater. Wenn auch „Faust" nicht gegeben werden kann wegen allzu legaler Zustände, so wird man doch mit „Egmont" in die Bresche springen, zumal dazu die Dekorationen schon vorhanden sind. In der Pause wird Tauber in der Proszeniumsloge „Mädchen, mein Mädchen . . ." singen — im Behinderungsfall mittels Schallplatte —, und zum Schluß wird Hitler einen Lorbeerkranz überreichen lassen mit der Inschrift: „Dem nicht ganz zweifelsfreien Volksgenossen auf Widerruf!" Außerdem soll am selben Tage das Schillertheater endgültig Herrn Hirsch zugesprochen werden, da man ja einen Schriftsteller nicht mehr ehren kann als dadurch, daß man einem Konkurrenten einen kleinen Nackenschlag versetzt. In ebenso sinniger Weise hat Max Reinhardt telegraphisch aus London angeordnet, daß Werner Krauß, der ja eigentlich den Staats-Faust spielen sollte, an diesem Abend in Hauptmanns „Vor Sonnenuntergang" in Goethe-Maske auftreten und mit dem Ausspruch „Mehr Licht!" sterben soll. Sämtliche Karten sind trotz wesentlicher Erhöhung der Eintrittspreise bereits vergriffen.

Auch die Presse beteiligt sich stark. Der „Berliner Herold" wird in einer Sondernummer „Neue Skandalaffären aus Goethes Liebesleben" bringen und unter der Rubrik: „Wissen Sie schon —?" die Bestätigung, daß Goethe tatsächlich am 22. März 1832 gestorben ist. Das Thema der „Brücke", der sonntäglichen Diskussionsbeilage des „B. T.", lautet: „Soll man Goethe lesen oder lieber nicht?" Und der Lokal-Anzeiger" kündigt die interessante wissenschaftliche Arbeit an: „Goethe, Napoleon, Hugenberg —: alle genialen Menschen waren kurzbeinig!" Die „Medizinische Rundschau" bringt unter dem Titel: „Mehr Licht!" eine tiefschürfende Abhandlung, ob Goethe durch Diathermie wäre zu retten gewesen, und in den „Juristischen Monatsheften" werden sich namhafte Rechtslehrer zu der Frage äußern, welche Strafe Faust heute insgesamt zu erwarten haben würde. Auch die Reichswehr wird den Tag würdig begehen. Morgens werden die Mannschaften mit dem neuen Marsch: „Sah ein Knab' ein Röslein stehen" geweckt, und mittags wird jeder seinen Faust im Topfe haben mit der eingedruckten Warnung: „Die Straße dient dem Verkehr, nicht aber unbescholtene oder sogar jungfräuliche Bürgermädchen. Ich warne Neugierige! Er-

Studentische Ehrung

(M. Frischmann)



„Goethefeiern? Machen wa natürlich ooch mit. Laß mich nich vergessen, Leibfuchs: uff der nächsten Kneipe 'n Salamander uff Joethe!"

folgreiche Schwängerung von solchen kann fristlose Entlassung ohne Versorgungsanspruch zur Folge haben!"
Das Rundfunkprogramm dieses weihevollen Tages ist völlig Goethe gewidmet. Schon um sechs Uhr morgens werden die Gymnastikübungen im Rhythmus von „Gott und die Bajadere" ausgeführt, die Stunde für den Landwirt behandelt das Thema: „Eierpreise und Kunstdünger in Goethes Leben", es folgt die genaue Zeitangabe von Goethes Tod, Alfred Braun bringt zwei lustige Reportagen aus dem Frankfurter und dem Weimarer Goethe-Haus, und wenn zum Schluß die Nationalhymne erklingt, singt — falls sie bis dahin infolge der Reichspräsidentenwahl nicht abgeändert sein sollte — der Refrainsänger der Kapelle Marek Weber dazu: „Goethe, Goethe über alles!"
Ob die Protestversammlung der NSDAP. im Sportpalast, in der Dr. Goebbels das Thema: „Goethes Mephisto, der Urtyp des ostgalizischen Juden" erörtern möchte, stattfinden kann, ist noch unsicher. Jedenfalls haben Juden keinen Zutritt. K.

Randbemerkung

Die NSDAP. hat schärfsten Protest gegen die Goethe-Feiern in Weimar erhoben, mit der Begründung, daß auf keinen Fall Goethe von Juden und Judengenossen wie Gerhart Hauptmann und Thomas Mann gefeiert werden dürfe.
— Wenn er noch lebte, würde er vermutlich nicht mal sich selber mitfeiern dürfen. T.

Schnitzel aus dem geheimrätlichen Papierkorb

Wie teilt sich das kommende Geschlecht
der lieben Erben in die Masse?
Jeder macht mich für sich zurecht,
damit ich ihm ins Krämchen passe.

*

Sie sonnen sich im Licht,
das ich entfachte —
nur leider Gottes nicht,
wie ich mir's dachte!

*

Könnt' ich das Wirken meiner Gedanken
aus ihren Taten doch verspüren!
Sie aber setzen sich auf den Blanken
und schmieren über mich Broschüren.

*

Im Anfang war das Wort —
Dann ging man ans Erörtern
und trieb das fort und fort.
So ward das Wort zu Wörtern.

*

Laßt mir die Ratio in Frieden!
Ein jeglicher braucht sie hienieden.
Bloß grad die hohe Metaphysik
ist ihrer herzlich überdrüssig.

... Was wär' ich für ein armer Tropf,
hätt' ich nur Flügel und keinen Kopf!

Ratatöskr

Rund ums Goethe-Jahr

Bei den Goethe-Organisationen sind zahlreiche Proteste aus dem Publikum eingelaufen: den großen Namen nicht zu geschmackloser Reklame zu verwenden. Vertreter von Goethe-Gesellschaften wurden daraufhin bei den Produzenten von Goethe-Patentknöpfen, Goethe-Zahnbürsten, Goethe-Krawattennadeln und Goethe-Hosenträgern vorstellig. Einer der Herren ging in seiner Kritik so weit, daß er die Folgen eines solchen Tuns katastrophal nannte.
„Na, hörense mal, Sie sind anscheinend nich orientiert!" unterbrach ihn der Chef des Awas-Verkaufs-Konzerns aus seinem Klubsessel heraus, „wenn uns mit Hilfe Joethes und unsrer hervorragenden Qualität der Zahnbürstenexport nach Indien jelänge oder der Patentknopp den südamerikanischen Markt eroberte — da hätte die deutsche Dichtung doch ooch mal was Handgreifliches jeleistet!" Teha

*

Neulich war ich bei meinem Freunde Heinrich zu Besuch.
Im Lautsprecher verkündete gerade ein Professor Ypsilon: „Es gibt tausend Wege, um zu Goethe zu gelangen."
Da sagte Heinrich: „Einer von den tausend Wegen ist, den Apparat abzustellen, wenn über ihn gesprochen wird."
Und er tat es. K. M.

Desinteressement am Goethejahr

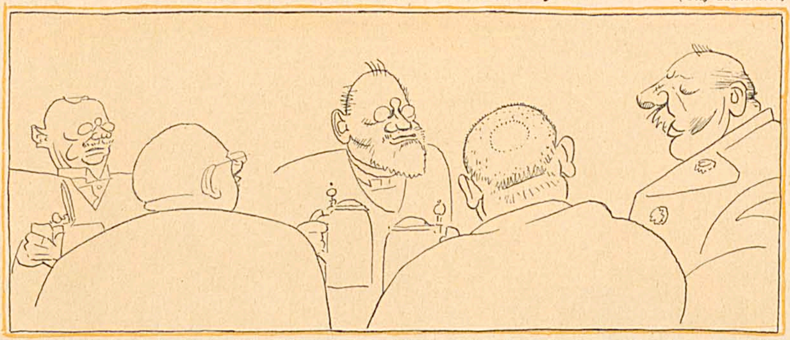
(E. Thöny)



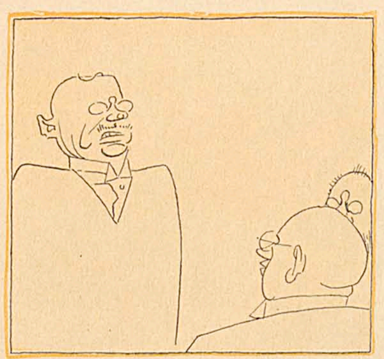
„Sixt, Alisi, unseroaner hat wieder amoi vo der ganzen Gaudi koan G'winn: dő Kaibipreis ziahg'n desweg'n doo net o!"

Stammtisch im Goethejahr

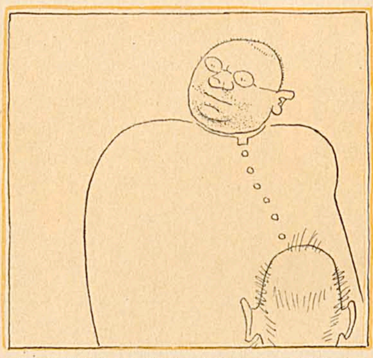
(Olaf Gulbransson)



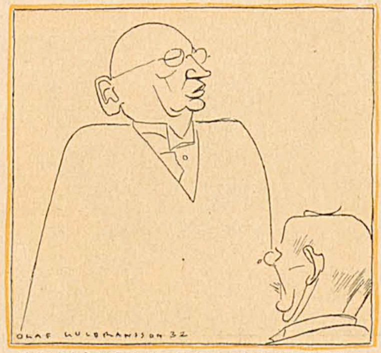
„I sag' wia's is: Der sell Goethe is aa bloß a Erfindung vo der Asphaltpresse. A Mann, der wo koa Sauerkraut, koa Bier und koan Tabak net mög'n hat, der is überhaupts koa richtiger Deutscher net!"



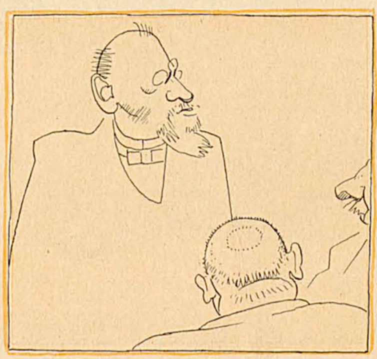
„Na, und als Jurist kann ich nur sagen: Der Fall Goethe-Napoleon wäre heute als Landesverrat vors Reichsgericht gekommen!"



„Ja, und mit der Sittlichkeit hat's auch stark gehapert. All die vielen Liebschaften, und zum Schluß noch gar das Konkubinat mit seiner Haushälterin!"



„Medizinisch betrachtet, eine durchaus pathologische Erscheinung. Schon in früher Jugend litt er an Halluzinationen!"



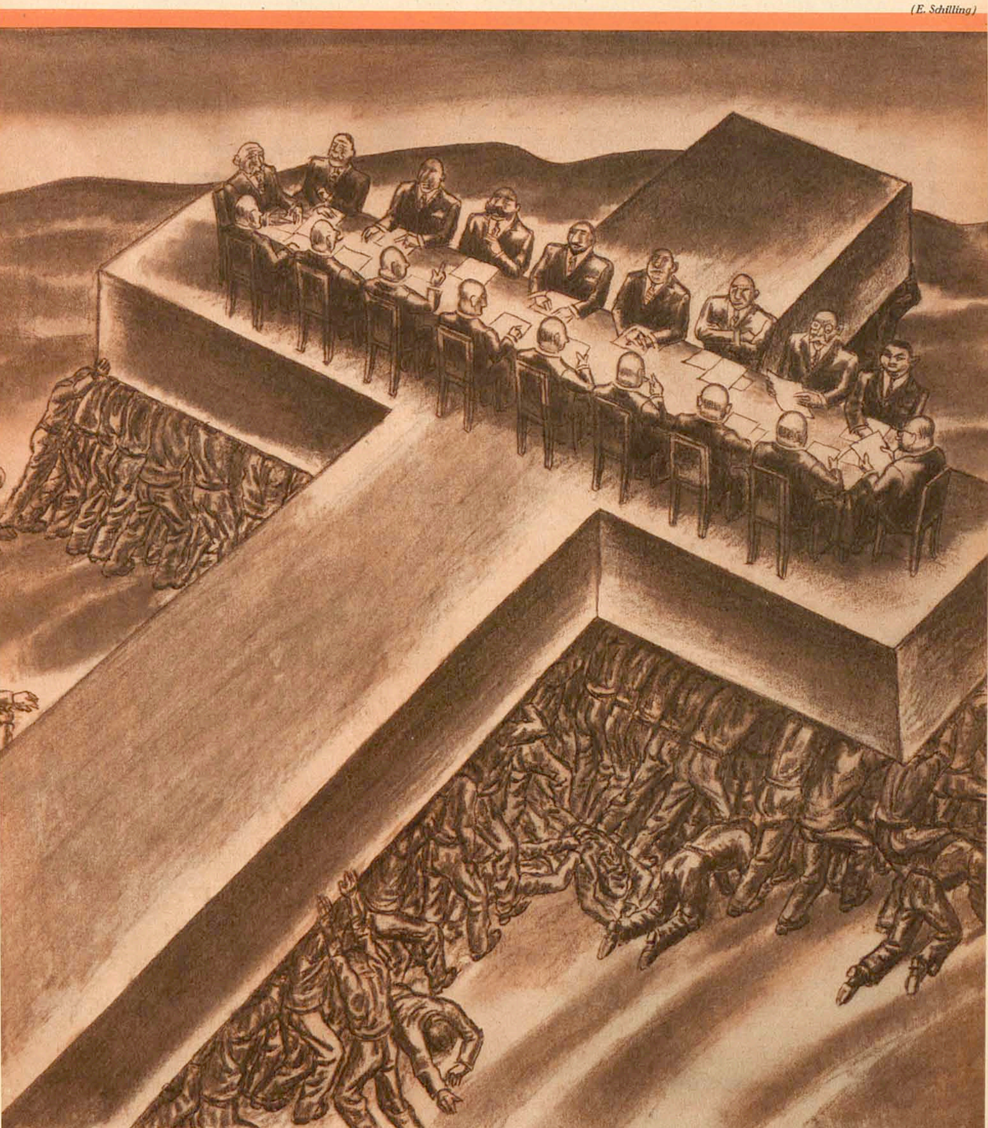
„Sie dürfen nicht zu streng urteilen, meine Herren, immerhin hat der Mann ganze Generationen von uns Literarhistorikern ernährt!"

Stuttgart, 27. März 1932 **Preis 60 Pfennig** 36. Jahrgang Nr. 52

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

(E. Schilling)



Passion 1932

Frühling — / Von Karl Kinndt

Schon entsprechend dem Kalender
muß man fröhlich sein und hoffen,
denn der Lenz, der Wonne-Spender,
ist inzwischen eingetroffen.

Vögel zwitschern in den Zweigen,
und der Stammtisch dröhnt von Zoten —
Selbstgefühl und Blutdruck steigen —:
das sind sich're Frühlingsboten!

Der Genuß von Ostereiern
macht uns diesbezüglich kesser —
Um sich innen zu erneuern,
trinkt man morgens Bitterwässer —

Allerorten knospt und keimt es,
und man muß die Betten lüften —
Jede Frau hat was Verträumtes
so um Auge, Mund und Hüften —

Auch im Zoo erwacht Ekstase,
wenn die Tiere auch exotisch —
Selbst die Auto-Auspuff-Gase
riechen irgendwie erotisch —

Dichtern ringen schwüle Verse
sich aus schwerbedrängter Brust los —
leider bleibt nur bei der Börse
der Verkehr noch matt und lustlos — — —

Enkelkinder hellgesehen / Von L. Rhan

Man sollte nicht vor dem Schlafengehen Wodka trinken, auch nicht über künftige Kinder und Enkel streiten und kühn behaupten, daß man seine Kinder besser verstehen würde, als es die eignen Eltern konnten. Man glaubt, daß man auch noch als Großmutter modern sein kann und seinen Sohn, wenn er fünfzig ist, noch genau so verstehen wird wie jetzt, da er fünf Monate alt ist. Sehr enttäuscht ist man, wenn es anders wird. Und es wird bestimmt anders.

Als ich nämlich nachts neben mich griff, stand statt des Kinderbettes ein kleiner Hanomag neben mir. Mein Sohn Toni stieg heraus, er trug nicht mehr Windelhosen, sondern Reitbreeches, seine gestrickte Babymütze war mit einem Sturmriemen unter dem Kinn befestigt. Hinter ihm erschien ein ältliches Fräulein mit einem riesigen blonden Haarknoten, aus dem sie hastig eine Handarbeit mit Kreuzstichmuster zog. „Guten Tag, Mama", sagte das blonde Fräulein und küßte mir die Hand.

„Ich bin hergekommen, Mama", begann Toni, „um mit Ihnen über die Kinder zu sprechen. Mein Sohn Theobald soll sich demnächst mit der Tochter meines alten Freundes und Kampfgenossen Knüppel verheiraten." — „Das ist mir neu", sagte ich, „aber warum nicht? Liebt er denn dieses Fräulein Knüppel?" — „Wie können Sie in Gegenwart eines jungen Mädchens von Liebe sprechen?" flüsterte Toni mir zu. „Nimm deine Handarbeit und geh ins Nebenzimmer, Thusnelda!" Thusnelda verschwand gehorsam. „Auch über Thusnelda muß ich mit Ihnen sprechen, Mama", sagte Toni, „ich bin sehr in Sorge um sie. Zwanzig Jahre lang hat sie eine ebenso vorbildliche Küche wie einen vorbildlichen Lebenswandel geführt, und seit einigen Wochen sitzt sie abends allein in Kaffeehäusern und liest heimlich unmoralische Bücher von einem gewissen Freud." — „Zu meiner Zeit...", sagte ich empört. „Ich weiß", unterbrach mein Sohn mich spöttisch, „zu Ihrer Zeit war alles anders, da hat man diese altmodische Schundliteratur modern gefunden. Ich begreife nicht, daß es euch alten Leuten so schwer fällt, euch an moderne Menschen und Sitten zu gewöhnen." Toni holte eine Trillerpfeife aus der Tasche und pfiff. Meine Enkelkinder Theobald und Greta stürzten ins Zimmer. Sie standen stramm vor dem Vater, machten eine militärische Wendung und küßten mir die Hand. „Rührt euch!" sagte Toni väterlich. Ich betrachtete Theos runden geschorenen Kopf, der mit seinen kurzen gelben Stacheln aussah wie ein Getreidefeld nach dem Schnitt. „Zu meiner Zeit mußten nur die Zuchthäusler mit geschorenem Schädel umherlaufen", bemerkte ich kopfschüttelnd.

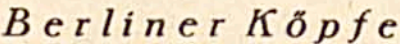
„Bei uns gehen die Zuchthäusler ganz ohne Kopf!" (Theo lachte schallend über den guten Witz), „das heißt, wir haben keine Zuchthäusler mehr. Wer stiehlt, wird erschossen; wer schimpft, wird erschossen; wer nicht gehorcht, wird erschossen; wir haben eine wahrhaft moderne Gesetzgebung." Ich war bereits so eingeschüchtert, daß ich nicht widersprach und mich nur kleinlaut erkundigte, warum Theo Fräulein Knüppel und nicht seine nette Freundin Ruth heiraten wollte. „Sie scheinen das Bürgerliche Gesetzbuch nicht zu kennen, Großmutter", sagte Theobald herablassend, „Mischehen werden nach dem Lex Joseph mit dem Tode bestraft. Außerdem...", Theo räusperte sich verlegen, „ist ein neues Gesetz zur Hebung der Sitten und Moral herausgekommen, nach dem nur staatlich geprüfte Jungfrauen zur Ehe zugelassen sind." Toni warf einen Seitenblick auf die Mädchen und unterbrach seinen Sohn kurz: „Also am 2. April antreten zur Hochzeit! Abtreten!" Theobald klappte die Hacken zusammen und ging. „Du hast komische Umgangsformen deinen Kindern gegenüber, mein Sohn", sagte ich verwirrt. „Das sind keine Umgangsformen, das ist Erziehung", erwiderte mein Sohn kühl. „Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, die militärische Disziplin nicht nur in das öffentliche Leben, sondern auch in die Familie zu tragen. Aber das werden Sie mit ihren reaktionären pazifistischen Ideen natürlich nicht begreifen. Übrigens steckt Margareta ebenso voller verschrobener Ideen von vorgestern wie Sie, Mama. Sie kann sich einfach nicht den Forderungen der Zeit anpassen, die von der Frau den vollen Einsatz der Persönlichkeit in das Kochbuch verlangt."

Greta spielte verlegen mit ihrem Mozartzopf. „Noch etwas, Mama", sagte Toni streng, „stimmt es, daß Greta diesen skandalösen Badeanzug, der die Beine mindestens drei Zentimeter über dem Knie freiläßt, in Ihrer Truhe gefunden hat? Stellen Sie sich vor, daß sie in diesem Anzug, noch dazu mit einem Mann, am Fluß gesehen worden ist. Dieser Sport hat die ganze Entsittlichung des vorigen Jahrhunderts verursacht, er gehört nicht in ein modernes Haus!"

„Zu meiner Zeit war der Sport etwas ganz Selbstverständliches", sagte ich ärgerlich zu Toni. Mein Sohn schüttelte den Kopf und betrachtete mich überlegen. „Sie können nicht verlangen, daß ich als moderner Mensch meine Kinder nach veralteten Grundsätzen Ihrer Generation erziehe, nicht wahr? Ich werde Greta einfach in ein Erziehungsheim geben." Greta begann zu schluchzen. Toni sah sie drohend an. „Morgen antreten. Zwanzig auf die Fußsohlen gegen Verweichlichung. Abtreten!"

„Aber das ist ja unmöglich", sagte ich entsetzt, als meine Enkelin gegangen war. Mein Sohn sah mich überlegen lächelnd an. „Im BGB. steht: Züchtigungsrecht der Eltern bis zum einundzwanzigsten Jahr. Eigentumsrecht des Mannes über Weib und Kind." — „Mir scheint", sagte ich ungeduldig, „daß Greta nur einen Beruf braucht." Mein Sohn lachte. „Ein veraltetes Vorurteil! Hat meine Frau einen Beruf? Nein. Und sie klagt nie über Langeweile. Übrigens bekommt sie in diesen Tagen das zwölfte Kind."

„Mein Sohn", sagte ich vorsichtig, „es scheint, daß die Aufklärung..." „Aufklärung?" unterbrach mich Toni lachend, „welch ein altmodisches Wort! Es ist die ethische Forderung unserer Zeit, Zeugung und Geburt in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Schwärzeste Reaktion ist es, aus der Liebe wieder eine Privatsache machen zu wollen." — „Das verstehe ich nicht", gab ich erschöpft zu. „Sie werden alt, Mutter", sagte Toni mitleidig, „da fällt es schwer, mit der Jugend mitzufühlen. Unter diesen Umständen kann ich Ihnen natürlich Thusnelda und Greta nicht anvertrauen. Ich habe Thusnelda bereits vorgeschlagen, um allen Versuchungen zu entgehen, noch in diesem Jahr den Schleier zu nehmen." — „Und was sagt Thusnelda dazu?" fragte ich entsetzt. „Wird sie einverstanden sein?" — „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung", sagte mein Sohn salbungsvoll. Dann pfiff er. Thusnelda und die Kinder erschienen. Thusnelda schien ziemlich verstört, und als sie sich bückte, fiel ihr aus dem Ausschnitt ihres Mieders ein Buch. Es war G. B. Shaws „Wegweiser der intelligenten Frau zum Sozialismus". „Hermit dem Schmöker!" schnaubte Toni, sah mich wütend an und warf das Buch in großem Bogen ins Feuer. Die vier schrien mir noch das übliche „Deutschland ist aufgewacht!" ins Ohr. Dann verschwanden sie. Zwar ist nicht ganz Deutschland, aber ich wenigstens bin endlich davon aufgewacht.



Berliner Köpfe

(Rudolf Großmann)



Max Liebermann

Briand †

(Th. Th. Heine)



„Endlich hast du einen Frieden, zu dem du keine Konferenzen brauchst!"

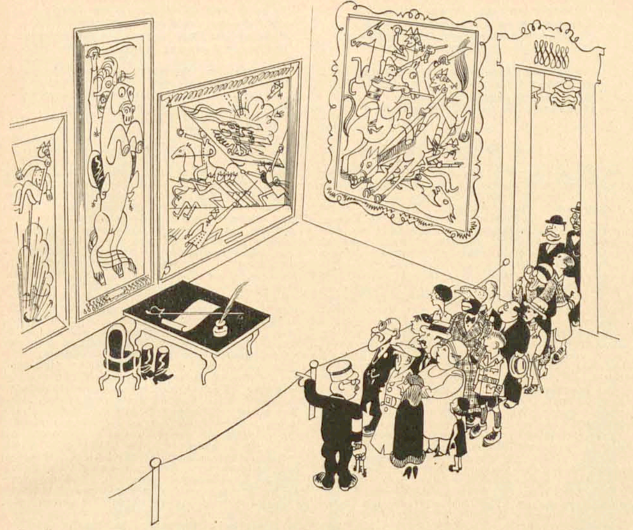
Opfer der Pietät

(E. Thöny)



Lehmanns haben sich von einer Siebenzimmerwohnung auf eine Zweizimmerwohnung verkleinert, wollen sich aber von ihren Möbeln nicht trennen!

Stimmungsmache *(Karl Holtz)*



„Denken wir uns nun noch auf jenem Stuhl die Figur des edlen, streitbaren Fürsten, des Siegers in vielen Schlachten, so dürfte meine Bitte um ein kleines Trinkgeld nicht unbescheiden klingen!"

Zur Einsamen Pappel / Von Franz Lichtenstein

Es kann nicht verschwiegen werden, daß sich in der Laubenkolonie Einsame Pappel der Pflanzerverein Eintracht und der Verband der Kleingärtner Konkordia aufs heftigste befehdeten. Obwohl das Ziel der Verbände offenbar das gleiche war — beiden schwebte der von keinem Pachtzins belastete, von behördlichen Schikanen freie Siedler vor —, so gingen die Meinungen über den Weg, der einzuschlagen war, entschieden auseinander. Es soll hier nur angeführt werden, daß beispielsweise der Pflanzerverein Eintracht bereit war, sich mit einer schrittweisen Herabsetzung der Pachtsätze abzufinden, während der Verband der Kleinsiedler Konkordia ein solches Verhalten als Verrat an der Sache der Siedler brandmarkte. Es ist leicht einzusehen, daß an eine wirksame Vertretung der Pächter gegenüber dem Grundeigentümer unter solchen Umständen nicht zu denken war, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Zahl derer wuchs, die sich zwischen den konkurrierenden Vereinen nicht zu entscheiden wußten und beiden fernblieben. Ja, es war nicht einmal sicher, ob beide Verbände zusammen überhaupt noch die Mehrheit der Siedler vertraten. Das war weiter nicht schlimm, wenn auch für die Vereinsvorstände schmerzlich, solange der Kampf nur um Pachtsätze und Steuern ging. Aber plötzlich wurde das anders. Der Grundeigentümer wollte die Siedler von ihrem Boden vertreiben. Jetzt ging es um die Existenz aller, und in dieser Stunde äußerster Bedrohung tauchte der Gedanke einer Einheitsfront bei allen Siedlern auf, die sich — ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu einem der beiden Vereine — geschlossen gegen den mächtigen Feind zur Wehr setzen sollten. Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, von wem diese Idee zuerst ausging. Jedenfalls fand sie, besonders bei den nichtorganisierten Siedlern, begeisterte Zustimmung, und es spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie auch hier entstanden war. Sicher ist nur, daß sich die Vorstände der Siedlervereine plötzlich einer Stimmung gegenübersahen, die gebieterisch Zusammenschluß und einheitliches Handeln verlangte. Die Herren vom Verband der Kleinsiedler Konkordia fanden als erste die Fassung wieder. Mit dem ihnen eigenen Elan griffen sie die Parole auf. Am nächsten Tage schon verkündeten große Plakate:

> Genossen!
> Bildet mit uns die Einheitsfront der Kleinsiedler und Gärtner! Heraus aus dem Pflanzerverein Eintracht! Kämpft mit uns im Einheitsverband Konkordia!

Vierundzwanzig Stunden später aber las man:

> Die Einheitsfront der Pflanzer und Kleinsiedler sind wir! Pächter! schließt euch zusammen im Pflanzerverein Eintracht!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Gelände der Siedlung Einsame Pappel sind heute Schießstände errichtet. Der Wehrsportverein Volkskraft hält hier seine Übungen ab.

Vom Tage

In Moskau hat ein junges Paar einen Mann, mit dem es das Zimmer teilen mußte, eines Tages kurzerhand erschlagen. Die jungen Leute gaben als Grund ihrer Tat an, sie hätten das Bedürfnis gehabt, einmal miteinander allein zu sein.
— Man sage nicht, der Radikalismus habe in Rußland einen weiten Lebensraum.

•

Die Mumien sämtlicher ägyptischen Königinnen und Prinzessinnen, die — wie eine große englische Zeitung schreibt — zu den scheußlichsten Sehenswürdigkeiten der Welt gehören, sind aus den Glasschränken des Museums zu Kairo entfernt worden. Auf Anordnung der Regierung sind sie in der Grabstätte des ägyptischen Nationalistenführers Zaglul Pascha beigesetzt worden.
— England weiß seine Feinde selbst nach ihrem Tode noch empfindlich zu treffen. Teha

Lieber Simplicissimus!

Ich war Bilderredakteur eines vielgelesenen Wiener Mittagblattes. Wir verfügten über einen erstaunlich aktuellen und zuverlässigen Bilderdienst, der kühn als Funkreportage ausgegeben wurde. Tatsächlich hatten wir nur ein wohlgeordnetes Archiv alter abgelegter Klischees von etwa dreihundert Eisenbahnunfällen, fünfhundert Erdbeben und tausend Attentaten nebst Hinrichtungen. Ich hatte also nur zu wählen, und bei einiger Vorsicht war für den guten Ruf meines Blattes in Bezug auf Wahrheitsliebe nichts zu befürchten. Selbstverständlich durften ausgerechnet in Kaschau keine Wolkenkratzer einstürzen, und aus der Hohen Tatra ließen sich keine Tigerjagden berichten. Unausbleibliches Unheil entstand durch den Harem des letzten Sultans Abdul Hamid, der, wie in sensationeller Aufmachung gemeldet wurde, für eine Million Goldfranken an eine internationale Spielbank verkauft worden war. Ich suchte also das Bild eines ungefähr türkisch anmutenden Gebäudes und fand schließlich ein in byzantinischem Stile gehaltenes Affenhaus aus dem zoologischen Garten einer deutschen Mittelstadt geeignet. Die Auflage des Blattes stieg an diesem Tage um tausend Exemplare. Ich wurde dennoch fristlos entlassen. Denn am Eingang des dem Beherrscher aller Gläubigen gehörenden Lusthauses befand sich folgende Inschrift: „Kinder und Militärpersonen zahlen halbe Preise." Carl Hans Sternheim



Adolf Schüler: Konkurs. (Verlag A. H. Payne, Leipzig.)

Ein Schlüsselroman der Gegenwart. Der Autor erörtert an Hand von vier Bekanntschaften eines großen Berliner Rechtsanwalts seine Ansichten über Zeitprobleme (und Problemchen) jeglicher Art (S. 74: „Universell, das können nur Dilettanten sein . . ."). Er will den „Konkurs" aller Werte eines verfehlten Systems zeigen. Die Idee ist originell und gut, ebenso die Anlage. Leider bleibt die Ausführung uneinheitlich – namentlich im Stil, der mitunter schwulstig wird vor gewollter Knappheit —, so daß das Wesentliche verschwindet. Aber am Ende findet er es doch glücklich wieder. Das Buch ist sehr ehrlich und verdient daher Anerkennung. Verschiedenes ist auch recht lustig und talentvoll. Ich bin auf weitere Arbeiten gespannt. Karl Kurt Wolter

Pierre Viénot: Ungewisses Deutschland. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Ein Franzose, voll guten Willens, mit Einfühlungsvermögen und scharfem Intellekt bemüht sich nach sechsjährigem Aufenthalt in Deutschland, seinen Landsleuten das Verständnis für dieses apokalyptische Wesen zu vermitteln. Dieses Deutschland, immer mit dem Absoluten trächtig, immer Pläne wälzend und umwälzend, immer in der Schwebe zwischen Untergang und Wiedergeburt, wird im Momente seiner entscheidenden Krise gezeigt, und zugleich wird erwiesen, daß es in dieser Krise nicht nur um Deutschland, nicht nur um die Wirtschaft, um das Staatsgefüge, um die bürgerliche Kultur usw. geht, sondern um den Menschen überhaupt, und daß Deutschland aus Schicksal und Veranlagung an das Kreuz dieser Problematik geschlagen ist. Benno Reifenberg hat dem Buche eine feine, wohlabgewogene Einleitung vorangeschickt. Hans Kauders

Ludwig Winder: Dr. Muff, Roman. (Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

Dr. Muff kämpft um den Menschen, um den „hohen Begriff von der Würde des menschlichen Seins, der durch keinen Schicksalschlag, durch kein Leid und keine ihm zugefügte Unbill ins Wanken geraten" kann. Der Einzelne freilich geht leicht drauf in diesem ungleichen Kampf gegen alle Fronten, doch der Krieg selber geht weiter, weil er der Krieg um den Sinn der menschlichen Existenz ist. Zwischen dem Sittlichen und Irdischen muß der Mensch eine Verbindung schaffen können, sonst ist unser aller Schicksal das des tragikomischen Dr. Muff. Wie er gegen die Gewalt, gegen das Geschlecht und gegen die Liebe unterliegt, das erzählt Ludwig Winder mit einer atemnehmenden Tatsächlichkeit und mit einem fanatischen Glauben an die Seele des Menschen trotz aller Mißschickungen und Verwirrungen. Ein Roman jenseits der Literaturmoden, aber voll der gültigen Kraft eines reinen ringenden Geistes. Oskar Maurus Fontana

Axel Munthe: Das Buch von San Michele. (Paul List, Verlag, Leipzig.)

Der schwedische Arzt Axel Munthe, siebzigjährig und halb erblindet, berichtet über sein Leben. Er selbst lehnt es ab, sein Werk eine „Autobiographie" oder „Die Erinnerungen eines Arztes" zu nennen, und in der Tat überragt das in seiner Größe fast unheimlich wirkende Wesen dieses merkwürdigen Mannes weit das persönliche Erlebnis. Es vollzieht sich mit allen seinen Abenteuern und phantastischen Seltsamkeiten doch nur im Schatten eines wunderlichen Magiers der Menschlichkeit. Aus dem Verkehr mit Lebenden und Sterbenden, echten und eingebildeten Kranken, aus dem Kampf mit dem Tod und der Demut vor dem Tod entstand ein Buch verklärter Weisheit und tiefster Liebe zur Kreatur. Einer leidenschaftlichen Liebe zu allen Geschöpfen Gottes, jenen, die Menschenantlitz tragen, und allen anderen, Hunden und Affen, Raubtieren und Vögeln, und zu den leblosen Dingen dieser Welt. Aber bei all dieser Weichheit der Empfindung ein Buch stärkster Männlichkeit und leuchtenden Humors, „denn ein weinerlicher Arzt ist ein schlechter Arzt". Stets wiederkehrend auch das ironische Eingeständnis der eigenen Unzulänglichkeit im Kampf mit der Krankheit, wodurch sich das Buch vielen Berufskollegen des berühmten Arztes besonders empfiehlt. A. Wisbeck

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Heinrich Mann: „Der Freund". Verlag der Wille, Wien.
Walter Schröder: „Der Tod des Meisters". Verlag der Wille, Wien.
Richard Plattensteiner: „Vogelfrei". Heinr. Minden, Verlag, Dresden.
H. H. Houben: „Der polizeiwidrige Goethe". G. Grote, Verlag, Berlin.
C. G. Carus: „Goethe". Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.
„Goethes Tagebuch der italienischen Reise." Herausgegeben von Hch. Schmidt, Jena. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

Auto-Mensch, Modell 1932 / Von Hans Seiffert

Sie werden meist per Autobus geboren
Und kommen schon mit -zig PS zur Welt.
Sie haben Richtungswinker statt der Ohren
Und im Gehirn ein Stoplicht aufgestellt.

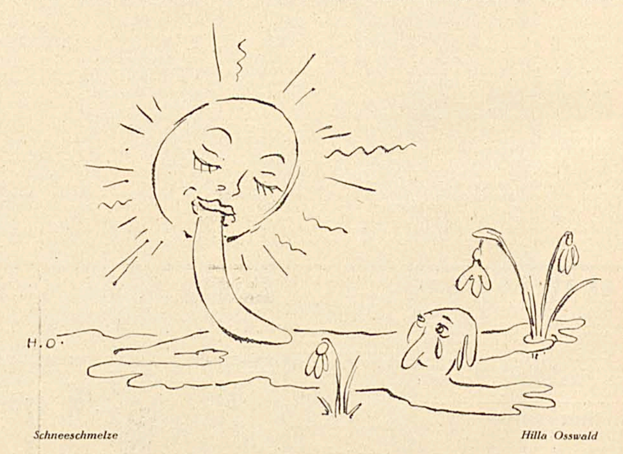
Wo sonst das Herz schlug, sitzt ein Tachometer.
Ihr Öldruck steigt von Tag zu Tag enorm.
Sie tragen Gummisohlenhinterräder.
Sogar die Weste hat schon Kühlerform.

Sie gehen, weil sie müssen, auf die Straße
Und lieben nur per Kupplungsautomat.
Sie hupen viel. Doch meistens nur zum Spaße.
Und tanken Bockwurst, Pilsner und Salat.

Sie gelten nichts und tragen eine Nummer.
Doch erst, wenn sie vorbei sind, merkt man das.
Und haben sie, was vorkommt, einen Kummer,
Dann geben sie sich einfach selber Gas.

Die Rosselenker / Ein spießbürgerliches „Trauerspiel"

„Woaßt, des is scho allerhand!" Herr Baßhuber angelt den goldenen Zwicker auf die Nase. „Jetzer siech i's erscht richtig! So was Ausg'schamts stellns vor a Buildingsanstalt! Alte, was sagst du?" — Frau Baßhuber: „Ja, des san de Rosselenker!" — Er (entrüstet): „Sonst woaßt nix zum Sagen als christliche Muatter? Sonst siechst nix?!! ... Schau hin!" (Fährt mit erhobener Stimme fort:) „Pudelnackert san s'! Ganz nackert!" — Sie (arglos): „No ja, friern teans ja net!" — Er (wütend): „Des moan i ja net! A Anstoß wider de Sittlichkeit is! Hast mi jetzer?!?" — Sie (ängstlich): „Na! I hab g'moant, des san Kunstwerker, klassische . . .!" Er (wegwerfend): „Was du scho vom Klassischen verstehst!" — Sie: „No ja, klassisch is halt, wann oaner nix o'hat und der ander denkt sich nix derbei!" — Er (höhnisch): „. . . denkt sich nix derbei! Wann er sich aber doch ebbas denkt, ha? . . . Hast du mi scho amal so g'sehgn?" — Sie (geschamig): „Na! Du hast aa no nia so ausg'schaugt!" — Er: „Des g'hört net daher, wo mir a Kulturfrag behandeln, dö wo geeignet ist, de Sittlichkeit zu untergraben!" — Sie (erschrocken): „De zwoa da oben untergraben de ganze Sittlichkeit!! Mach koan Krampf!" — Er: „Des is koa Krampf, sondern de Meinung vom ganzen Stammtisch, bis auf 'n Talmoser Wastl. Aber der kimmt a so in d' Höll, weil er a Freimaurer is! Mir ham an Entschluß gefaßt, daß mer düses nücht ohne Erröten oschaug'n kinna und daß mir den Untergang des Abendlandes, der sich z' Minka o'kündigt, aufhalten werden!" — Sie (entsetzt): „Ja, was kunnt mer denn da glei machen, bevor daß z' spät is?" — Er (wichtig): „De ganz Arcisstraß muaß g'sperrt werden, und die Leut, de wo durch woll'n, müassen sich ausweisen kinna, daß volljährig san! Für was ham mer denn d' Polizei?" — Sie: „Aber . . .!" — Er (im Eifer): „Da gibt's koa Aber! Was moanst denn, daß de Kinder denken, wann s' so ebbas sehgn! De seelische Intaktheit der Kindergemüter muaß gesetzlich geschützt werden!" (Zu einem nebenstehenden Herrn gewendet:) „Was sag'n Sie, Herr Nachbar? . . . De unschuldinger Kinderl, de so ebbas o'schaugn müassen!" — Der Herr: „Müassens ja net!" — Er (eindringlich): „Sie teans aber!" — Der Herr: „Ja, und dann?" — Er: „Na denken sie sich ebbas!" — Der Herr: „So? Was denn?" — Er (bedeutungsvoll): „No! De braucht mer doch bloß o'schaug'n, na woaß mers!" — Der Herr (räuspert sich): „Hm!" — Er: „A Feigenblattl, wanns hätten, gel? 's is ja bloß z'wegn de Kinderl . . .!" — Der Herr: „De Kinderl, de sich da was denken, an dene is nix mehr zu verderben, moan i, und de andern schad'ts nix! Vielleicht denken Sie dafür amal drüber nach, was sich de Kinderl denken, de mit de Eltern und verheirateten G'schwister in oan Zimmer hausen müassen . . .!" — Er (fällt ihm erregt in die Rede): „Des g'hört net daher!" (Klopft sich heftig an die Brust:) „I nimm Anstoß! I!" — Der Herr (erstaunt): „Sie? . . . Aber Sie san doch scho guat vierz'g Jahr aus der Feiertagschul!" — Er: „Des is ganz gleich! Im Namen der gefährdeten Sittlichkeit . . .!" — Der Herr (unterbricht): „Des müassen S' an Kultusminister schreiben! Mi gehts nix o! Aber g'frein tats mi narrisch, wanns de Rosselenker vo Staats wegen Lederhosen o'ziagn taten! Des passert guat ins Stadtbild, und de Sittlichkeit war g'rettet!" — Der Herr geht. Baßhuber (entrüstet): „I glaab, der wuil mi derblecken! A Feigenblattl werd mer doch verlangen derfen. Jetzer nimm i erscht recht Anstoß, weil der tuat, als wann i mer was denken tat! Denken tua i mer nix, als was sich de Kinderl denken, de unschuldinger . . .!" Wolff Eder



Schneeschmelze *Hilla Osswald*

Heini ist schneidig / Von Hermann Pirich

Heini liebte die Lisl. Und weil die Lisl die Tochter eines „alten Herrn" bei der Burschenschaft „Marko-Germania" war, wurde Heini nach seinem Abitur ebenfalls Marko-Germane.
Die Einsprungsformalitäten waren schnell erledigt. Man las ihm die „Verfassung" der Burschenschaft vor, setzte ihm die bunte Mütze auf und schüttelte ihm die Hand. Hierauf mußte er sich schriftlich und ehrenwörtlich verpflichten, keine Jüdin zu heiraten. (Dies nicht vielleicht deshalb, weil genug Altherrentöchter da wären, sondern zur Reinerhaltung der germanischen Rasse, was Heini besonders einleuchtend erschien, da seine Mutter eine Tschechin war.) Schließlich legte man ihm unzweideutig nahe, zur Feier des Tages einige Stiefel Bier anfahren zu lassen. Heini ließ sie sofort kommen und durfte wider Erwarten selbst mittrinken. Ja, man war sogar so entgegenkommend, daß Heini trinken mußte, als er gar nicht mehr wollte und konnte. So wurde er eiligst in die ersten Geheimnisse des studentischen Komments eingeweiht und fiel unter ihrer Bürde vom Stuhl.
Das nächste große Ereignis für Heini war seine erste Schlägermensur.
Das Zimmer, in dem er fechten sollte, war blutbespritzt und roch nach Apotheke.
Er saß, bereits „angeschirrt", teilnahmslos da und stierte auf die Kreidestriche am Boden, die das Mensurfeld „absteckten". Man drückte ihm den „Speer" in die Hand und sagte: „So, jetzt geht's los." Lisls Vater, der sich die „Gaudi" auch ansah, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: „Füchsle, schneidig sein, verstehst, schneidig!" Heini versuchte sich zu erheben und sank wieder auf den Stuhl zurück. Er probierte es noch einmal — mit demselben Ergebnis.
„Na, was ist?" maulte der Sekundant und stupste ihn in die Höhe.
Heini hörte den „Herrn Unparteiischen" etwas herunterleiern, verstand aber nichts.
Es erscholl das Kommando. Der Testant warf ihm den Arm hoch. „Los!!" Heini wedelte mit seinem Schläger hin und her. Sein Gegner auch. Wumm! Heini sah den schönsten Sommernachtshimmel und hörte wuchtige Melodien, die an modernste Musik erinnerten. Etwas Warmes rieselte liebkosend über Gesicht und Nase in den Mund. Es schmeckte süßlich. Heini spuckte es aus.
Der Sekundant verlangte Pause. Ein Stuhl wurde herangeschoben und Heini in die Kniekehlen gestoßen. Heini knickte zusammen und saß. Das Blut tröpfelte auf den Boden. Es war ein eigentümliches Geräusch.
So, jetzt ist Schluß, dachte sich Heini und war froh.
Klein und schwächlich, wie er war, wunderte er sich gar nicht darüber, daß er gleich im ersten Gang eins über den Schädel bekam. Die Hauptsache, es ist aus, frohlockte es in ihm.
„Na", meckerte ihm da jemand ins Ohr, „du bist ja schnell entjungfert worden, Füchsle! Aber brav, brav! Nur immer schneidig drauflos!" Es war Lisls Vater.
Der Paukarzt drückte mit einem Wattebausch fest auf Heinis Wunde. Es hörte zu rieseln auf.
Heini hatte das Gefühl, er säße in einem Friseurladen, und ein verrückt gewordener Friseurgehilfe presse einen Kamm auf seinen Schädel und mache darauf Handstand.
Der Paukarzt zog seine Hand zurück, und der Friseurgehilfe stieg herunter.
„Weiter", sagte er.
Heini glaubte, nicht richtig gehört zu haben, bis ihm der Sekundant mit dem Speer auf die Waden klopfte und sagte: „Also! Gehma! Kalt is net!"
Das ist unmöglich! Das ist ja Wahnsinn! Die sind ja verrückt! Wenn mir der noch eins drüber haut! Warum haut er überhaupt so zu! Ich hab' ihm doch gar nichts getan! Ich kenn' ja den Kerl überhaupt nicht! — So funkte es in Heinis Kopf herum. Es war eine wilde, verzweifelte Angst.
„Nur schneidig, Füchsle, nur schneidig!" Lisls Vater gab ihm einen Rippenstoß. „Laß dich nur nicht einschüchtern."
Die Lisl, dachte Heini. — Er stand mühsam auf. Die Beine waren sehr schwach. (Aber das kann sie doch nicht wollen! Das ist ja ein Blödsinn!)
Kommando. Der Arm wurde in die Höhe geworfen und begann sich automatisch zu bewegen.
Klatsch! Der Friseurgehilfe turnte wieder oben herum.
„Ein Flacher", konstatierte murmelnd der Sekundant. „Weiter!"
Kommando. Jetzt riß Heini den Arm selbst in die Höhe und schloß fest die Augen. Er hatte wahnsinnige Angst, daß er noch eins drüber bekäme, und fuchtelte verzweifelt mit dem Schläger in der Gegend herum. Es sah toll aus.
Dritter Gang. Vierter Gang. Fünfter Gang. (Keine Speisenfolge, wie der Laie glauben könnte. Leider.) Heini sah schreckenerregend aus. Die Angst machte ihn zum wilden Germanen (Marke Marko-Germania).
Sechster Gang — klatsch! Heini hatte in seinem Leben noch nie so eine Ohrfeige bekommen. Die halbe linke Wange hing ihm herunter. Der andere hatte in derselben Verzweiflung wie sein Gegner eine Quart vorbeigeschlagen und ohne Absicht diesen Volltreffer erzielt.
„Gehma!" flüsterte der Paukarzt.
„Herr Unparteiischer, wir erklären Abfuhr!" schnarrte der Sekundant.
Heini wurde zum Badertisch geschleift wie ein abgestochenes Rind.
„Schneidiger Kerl! Schneidiger Kerl!" grunzte der Paukarzt und fischte mit einer Zange aus einem Schüsselchen eine krumme Nadel.
„Herrgott! So einen Renommierer möchte ich haben!" rief ein Konfuchs von Heini und betrachtete ehrfürchtig und blaß dessen klaffende Wunde.
„So hast mir gefallen", sagte Lisls Vater und tätschelte Heini auf den Hals, daß die schwer verletzte Wange melancholisch wackelte. „Bist ein Prachtkerl! Ein schneidiger Kerl!"
Heini brauchte sich augenblicklich nicht mehr über sich und die Welt zu wundern, denn er hörte nichts und sah nichts und dachte nichts. Er hatte nämlich eben das Vestibül der Walhalla betreten. Er war ohnmächtig geworden.

Zustimmung

(Rudolf Kriesch)

„Ach, Fritz, das Kleid wäre doch ein Gelegenheitskauf!" – „Nu eben, wenn ich mal jelegentlich Jeld habe, werde ich's koofen."

Kalenderweisheit

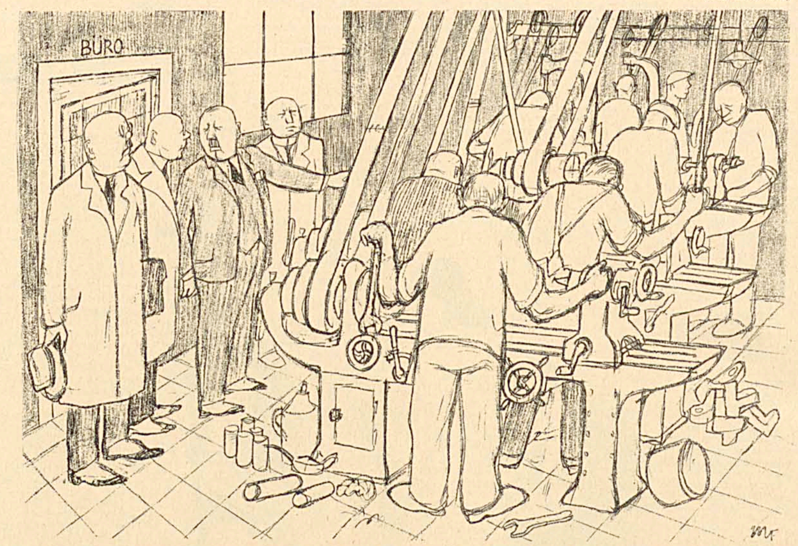
Den folgenden schönen Denkspruch fand ich auf meinem Abreißkalender: „Eine einzige Blume kann mit ihrem Duft ein ganzes Zimmer erfüllen, und was kannst du?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**, das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Karl Rudolf Schulte, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Goldenes Zeitalter

(M. Frischmann)



„Sehnse, im Krieg war hier 'n janz andrer Betrieb. Da hat eben der eene Granaten jedreht, und den anderen hamse zerrissen: uff die Weise hatten alle 'ne Beschäftigung."

Kleine Geschichten

Was bleibt

Es war Kneipe. Der Abend verlief, da auch Gäste da waren, streng kommentmäßig. Müller von der sogenannten Aktivitas hatte sich wohl etwas sehr übernommen. So um elf rum spürte er die aufsteigende Linie in der Speiseröhre. Winkte den Leibfuchs zu sich.

„Bring mich auf die Toilette, Leibfuchs!" schnarrte er, die Hand vor dem Mund, der schon zu stoßen begann. „Muß kotzen. Aber bitte, mein Lieber —: kein Aufsehen vor Mitternacht! Blamage vor Gästen wäre pyramidal."

In guter Haltung verließen die Herren das Zimmer. Draußen, über dem Becken für Seekranke ...

(Folgen zwei Seiten nähere Beschreibung: aus ästhetischen Gründen gestrichen.)

... endlich hörte der Segen auf.

„Achah, nuh hasde ahwr wärglich nischd mähr im Laib, Laibbursch", versuchte der Junge zu scherzen. Er sprach sächsisch, denn er stammte aus Halle in Preußen. Groß richtete sich da der Bursch auf.

„Du irrst, Leibfuchs!" schnarrte er streng. „Merke dir, mein Lieber —: meine Ehre, die hab' ich immer noch im Leib!"

Und in guter Haltung betrat er wieder das Zimmer.

Jojakim

Aus der sächsischen Unterwelt

„Nur nich immer so radigal! Nein, da bin ich nich drfür!"

„Ja, immer hibsch dusemang."

„Und vorsichdch. Der Mensch gann gar nich vorsichdch genug sein. Das habe ich von meinem vrschdorbenen Babba. Der had schon zu mir gesaacht, wie ich noch nich richdch loofen gonnde, da had der schon zu mir gesaacht: Heinzjn, wähle immer den goldenen Middelweech! Und danach habe ich mich Zeid meines Lebens gerichded. Ich bin zum Beischbiel momendan ziemlich verriggd, awr nich ganz verriggd. Wenn ich ganz verriggd wäre, dann schberrden die mich ins Irrenhaus, und dadrzu habe ich geine Lusd, in so eine Glabsmühle zu gehen. Außerdem bin ich auch noch zurechnungsfähig, awr nich ganz. Ganz is schon wieddr zu radigal. Ganz gann nur schaden. Sonst schdeggden die mich gladd ins Giddjn. Nein, da bin ich vorsichdch. Und das verdanke ich ausschließlich meiner guden Erziehunk durch meinen Babba ..."

„Jjja. Die Haubdsache is, daß mr Grundsädze hat!"

Kurt Miethke

Der schwarze Punkt

Der Fabrikant stellte einen neuen Lehrling ein. Mit Matura natürlich. Am dritten Tage fragte er den Neunzehnjährigen: „Sie sind überzeugter Republikaner?"

„Jawohl, Herr Chef."

Der Chef kaute an der Zigarre: „Aber dann nehmen Sie sich wenigstens im Geschäft zusammen!"

J. H. R.

Osterspaziergang

Heut wird das Stadtgebiet evakuiert.
Heut drängt sich alles in die liebliche Natur
und sucht des neu gebuchten Lenzes Spur,
den Feuilleton und Kaufhaus annonciert.

Man wandelt lust, man macht die Seele weit,
und beim Verdaun zu schnell verzehrter Ostereier
blüht Frühlingsdialog: — — — Max, dort kommt Meier
mit Frau. Sie hat ja doch ein neues Kleid!!

Und deshalb trägt die Kuh den Mantel offen!
Na bitte — wenn sie durchaus Schnupfen haben will? —
Max! Dort! — : Ein echter Rehbock! ein Idyll! — —
Reist denn der Meier noch in Damenstoffen?

Du könntest übrigens mal fragen, Max:
da gibt's doch manchmal preiswert Reste ...
Huch, schau: das Amselpärchen baut am Neste! —
Am billigsten in Stoff ist „Hahn & Sachs" ...

Hier riecht's ja so ... Wie meinst du? Weil gedüngt ist?
Ich schneidre es doch selbst, Max! Wenn ich sage! ...
Gu'n Tag, Herr Meier! Frohe Feiertage! — — —
Hast du gesehn, Max, wie die Kuh geschminkt ist?!

Walther C. F. Lierke

Lieber Simplicissimus!

In einer Münchner Kirche steht ein kleiner Bücherladen mit allerlei frommer Lektüre. Darüber ist eine ziemlich große weiße Tafel angebracht mit der Inschrift: „Sei ehrlich im Gotteshaus." — Man schmunzelt und denkt sich: Donnerwetter! Die Kirche stellt an ihre Gläubigen nicht mehr allzu große Ansprüche. Sie ist anscheinend schon damit zufrieden, wenn die zehn Gebote wenigstens im Gotteshaus beachtet werden.

hepi

•

Eine mir bekannte Familie hat sich, wie es heute vielfach üblich ist, entschlossen, ein armes Proletarierkind als Mittagsgast aufzunehmen.

Nach dem Essen wird die kleine Göhre gefragt, ob es geschmeckt habe, worauf sie treuherzig meint: „O ja, ausgezeichnet. Eigentlich ist es doch schade, daß ihr im Frühjahr alle totgeschlagen werdet."

•

Interessiert blieben einige Männer vor einer Erdgeschoßwohnung in der Altstadt stehen. Durch das unverhangene und offenstehende Fenster konnte man in ein Schlafzimmer sehen, in dem sich eben Mann und Weib langsam und bedächtig entkleideten. Kam ein Junge des Weges und sagte zu den mit offenem Munde staunenden Männern: „Jehn Se ma rechtzeitig weiter. Nachher komm' se raus un sammeln!"

Beye

•

Man unterhielt sich über einen Journalisten der Seinestadt, der sich durch ein unglaubliches Klatschtalent auszeichnete.

„Intelligent ist er auch nicht", bemerkte ein Schauspieler.

Und Tristan Bernard strich sich nickend seinen gewaltigen Vollbart: „Stimmt. Er ist gewissermaßen ein Indiskretin."

•

Die katholische Zeitschrift „Academia" bringt folgende Anzeige:

„Katholische Eheanbahnung diskret unter kirchlicher Kontrolle. Einheiraten. Keine Provision. Einzige rein katholische Organisation. Große Erfolge. Neulandbund Pasing L. vor München.

Gleichgestimmte Seelen

(Jeanne Mammen)



„Sehnse, Gnädige, man muß nur mal von den Verhältnissen in Deutschland 'n bißchen weiteren Abstand gewinnen." — „Ganz richtig, 'n paar tausend Kilometer vom Finanzamt kann man die Lage schon ruhiger überblicken."

„Ihr Gatte hat Sie also geschlagen?" — „Ja, mit einem Motto." — „Womit?" — „Mit einem Motto. Sie kennen doch die Bretter, die oft an der Wand hängen und wo daraufgebrannt ist: ‚Trautes Heim, Glück allein!'? Mit so einem Motto hat er mich geschlagen!"

•

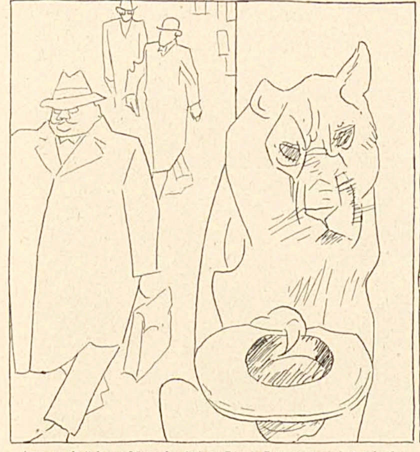
Eine Mutter kommt mit ihrem drei Wochen alten Kind in die Sprechstunde. „Bitte, Frau Doktor, untersuchen Sie mein Kind gründlicher als gewöhnlich. Wir haben uns nämlich entschlossen, einen Kinderwagen zu kaufen, da will mein Mann wissen, ob sich die Ausgabe rentiert."

•

Die kleine Illa kommt sehr stolz zu ihrer Mutter, weil sie die Bedeutung der Farben gelernt hat: rot ist die Liebe, blau die Treue, weiß die Unschuld. „Nun", fragt die Mutter, „weißt du denn auch, was Unschuld ist?" Prompt erfolgt die Antwort: „Wenn man so viel Geld hat, daß man alle seine Rechnungen zahlen kann."

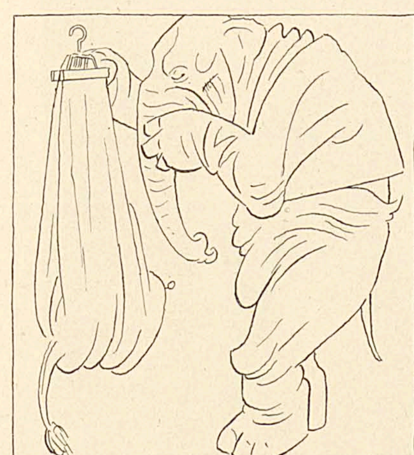
Zirkuspleite

(Olaf Gulbransson)



„Armer arbeitsloser Löwe, der keinen Bissen Dompteur mehr zu beißen hat, bittet um eine milde Gabe!“

Die Tiger spielen auf Teilung – wenn einer mitspielt –



Den verhungernden Elefanten hat ein ungenannter Wohltäter wenigstens Hosenstrecker gestiftet.

Um der schlimmsten Not abzuhelfen, hat die Regierung zunächst einen kleinen Posten politisch Mißliebiger zur Verfütterung überwiesen.

Kleine Worte großer Männer / Erzählt von Hans Bethge

Boileau

Ludwig XIV. zeigte Boileau ein Gedicht, das er gemacht hatte, mit dem Ersuchen, Boileau solle ihm die reine Wahrheit darüber sagen.

„Sire“, entgegnete Boileau, nachdem er das Gedicht gelesen hatte, „bei Ihnen ist wirklich kein Ding unmöglich. Sie wollten schlechte Verse machen, und es ist Ihnen gelungen!“

Talleyrand

Talleyrand traf mit einem Jugendfreunde zusammen, und dieser sagte voller Offenheit:

„Du schätzt dich sehr hoch ein, Talleyrand ...“

„Sehr niedrig, wenn ich mich selbst betrachte“, entgegnete der Minister, „aber sehr hoch, wenn ich mich mit den andern vergleiche.“

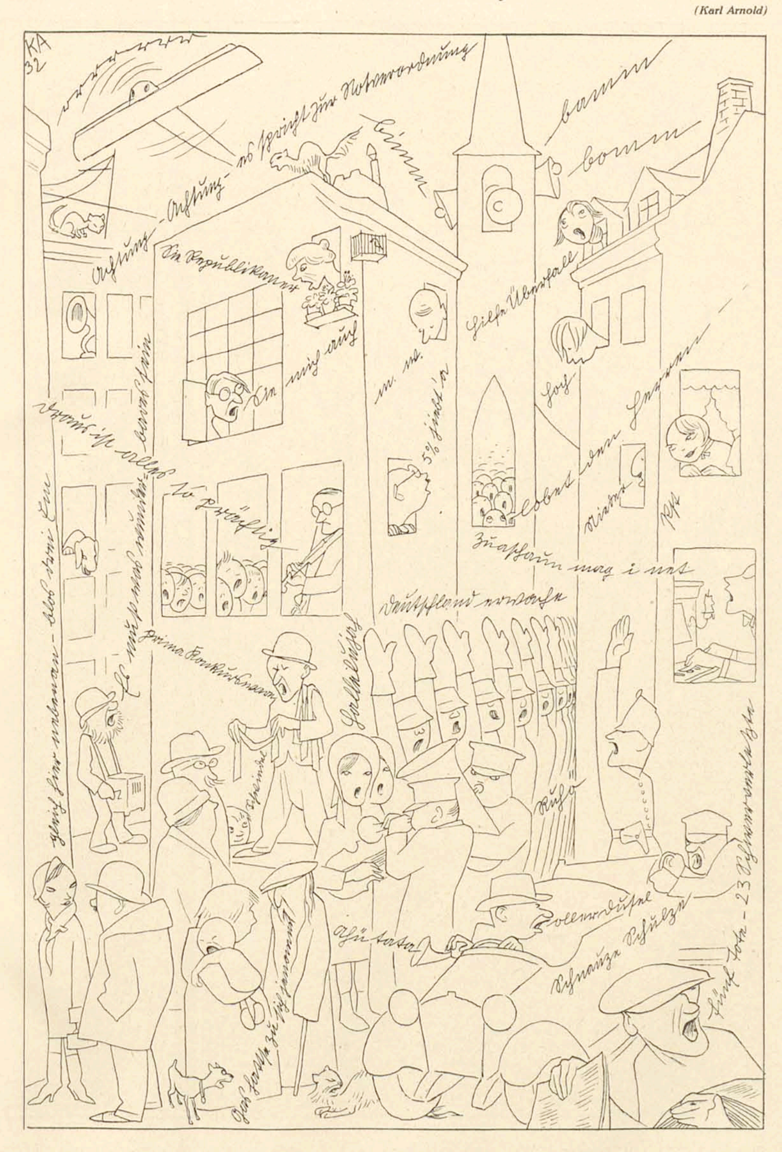
Swift

Swift wollte seinen Sohn reichlich früh verheiraten. Man riet ihm davon ab und drang in ihn, er solle doch so lange warten, bis sein Sohn erst klüger und reicher an Erfahrungen sei.

„Wenn er erst klüger und reicher an Erfahrungen ist“, meinte Swift melancholisch, „dann wird er überhaupt nicht heiraten.“

Musik der Straße

(Karl Arnold)



Lichtstreik

(Wilhelm Schulz)



„Det hätte sich Jroßmutta ooch nich träumen lassen, dasse uns noch mal Streikwaffen liefern würde!"